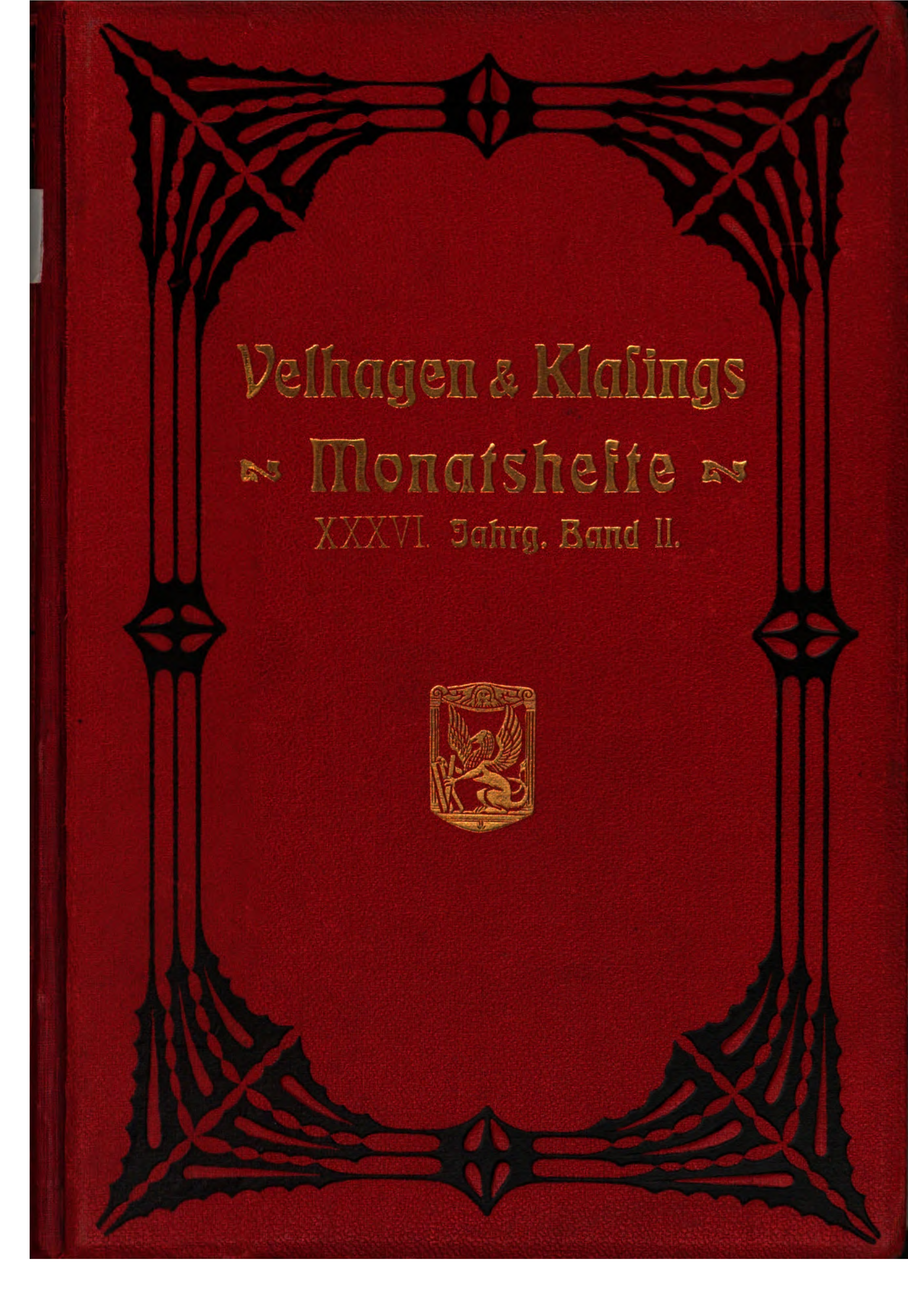
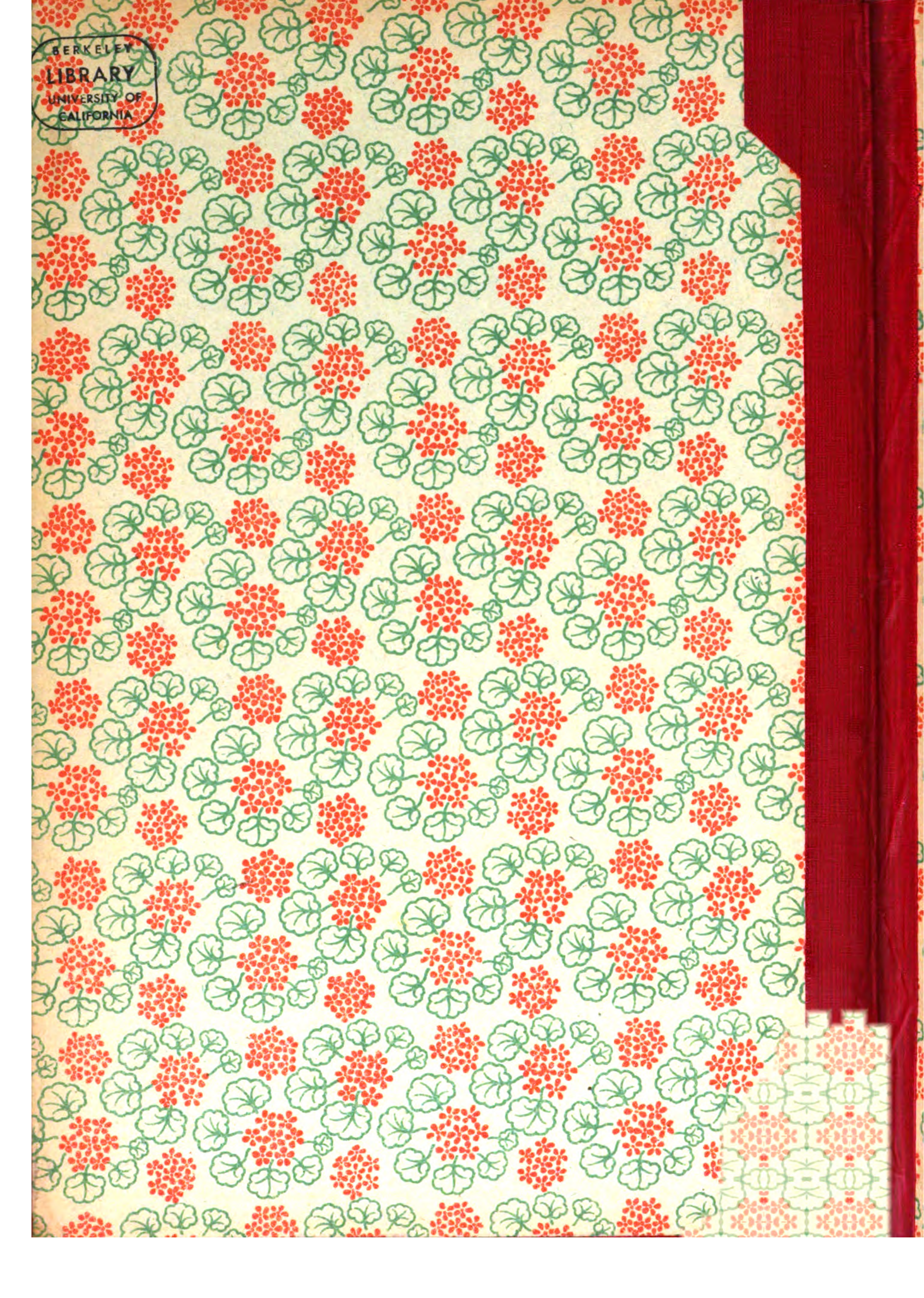
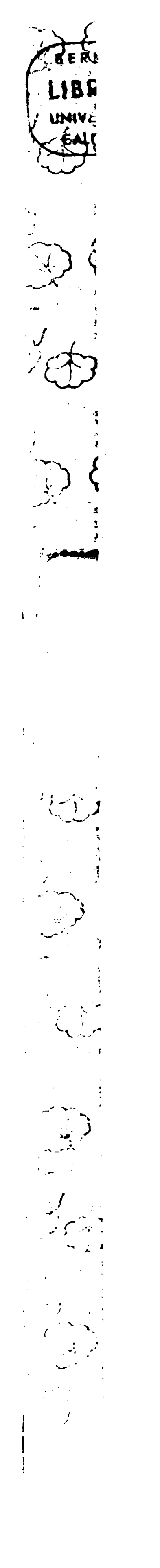
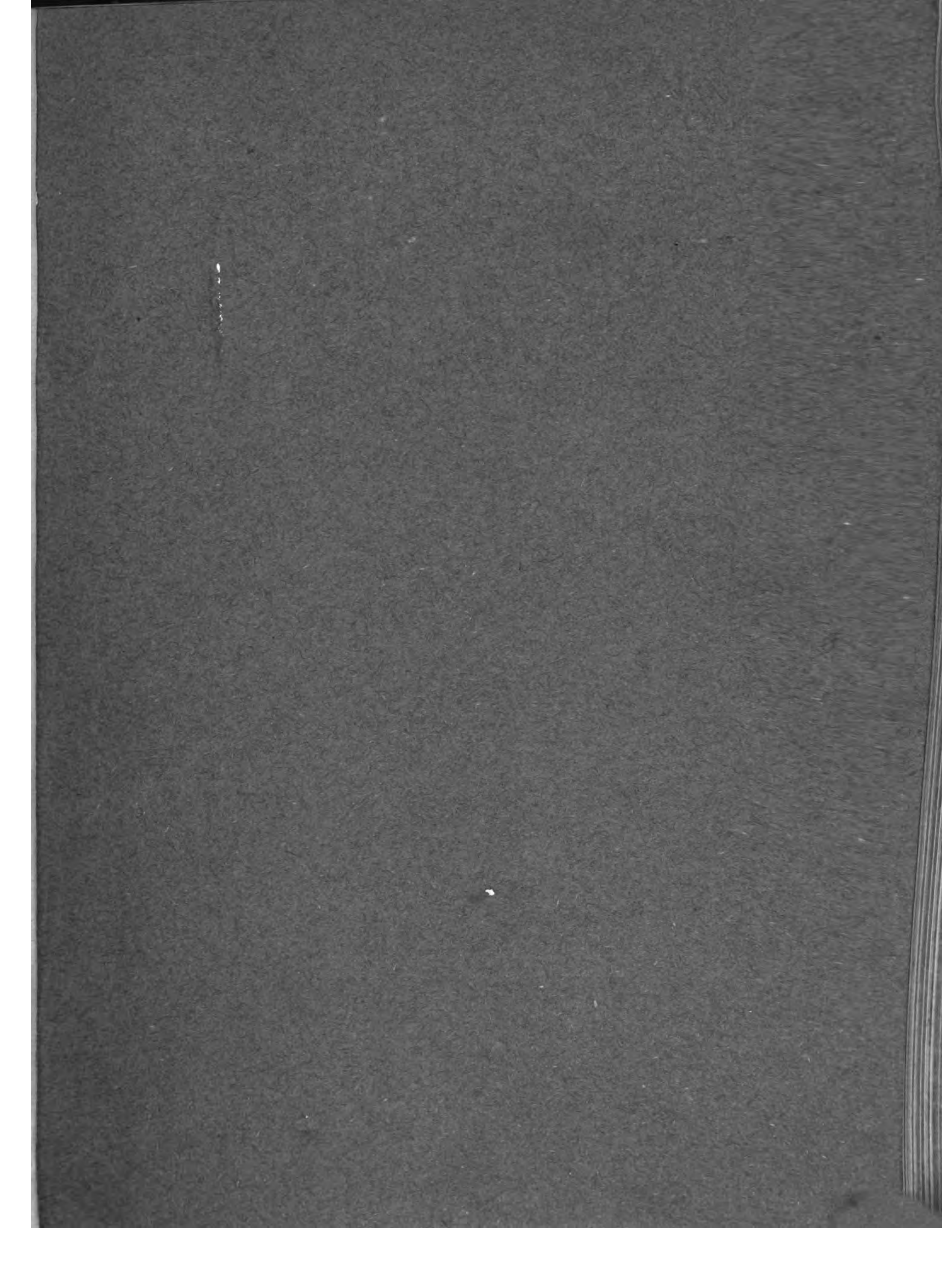

Velhagen & Klasings
Monatshefte
XXXVI. Jahrg. Band II.


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA









Opal
Gemälde von Johannes Schult



Dedekind der Spätere

Roman von Viktor v. Kohlenegg

„— sie fanden an jedem Tage ein goldenes Ei auf dem Tisch."

1.

An einem strahlenden Mainachmittag des Jahres 1910 wandelte ein schlanker, mit sachlicher Vornehmheit gekleideter Herr bedächtig die Schlangenwege des Berliner Kreuzbergs hinan.

Um diese Stunde begann von den vielen Bankstationen die Abfahrt der Kinderwagen. Dafür schoben sich die behaglichen Pfründner der Umgegend die Höhe hinan, um auf den Bänken zu träumen, die dunstige Stadt vom Gipfel aus anzustaunen und feinste Höhenluft zu atmen.

Das Wasserwerk der bürgerfreundlichen Stadt war aufgezogen und stürzte rauschend und spritzend zwischen den subalpinen Büschen und Bäumen hinab. Pärchen plauderten gewählt, alte Damen mit dick gefüllten Handtaschen und zitternden Zwerghündchen pilgerten vergnügt herbei, um in ‚Tivoli' bei Bier und Lohengrinmusik den Abend zu verbringen. Man hörte bereits die Pauke krachen und Hörner schmettern; linkerhand im Viktoriapark aber wogte noch weiß und bunt bei Kaffeeresten und Kuchenkrümeln der nachmittägliche Damenkongreß. Die Sonne stand schräg, und oben um die braven, gußeisernen Helden des zackigen Denkmals wehte eine erfrischende Brise.

Der mit Schlichtheit gekleidete Herr hielt im Schreiten inne und stützte sich leicht auf seinen schmucklos gelben Stock, von dem ein scharfes Glanzlicht ausstrahlte.

Man war seit undenklichen Zeiten nicht hier heraufgestiegen — seit den Studententagen nicht; man erinnerte sich in diesem Zusammenhang eines niedlichen Florentinerhutes mit schwarzem Sammetband, wie er damals Mode gewesen — hm! Der schlichtelegante, gut mittelgroße Herr runzelte flüchtig die Brauen, bewegte mit kaum bewußtem Selbstspott den schmalen verwöhnten Mund unter dem geschorenen blonden Bart und hob für eine Sekunde den kleinen runden Strohhut, den ein buntes Band zierte, um sich die angenehme Luft über das gescheitelte Haar wehen zu lassen.

‚Unsinn!' dachte er, stieß den Stock fester in die Erde und sah hinab.

Die Dächer der Stadt waren grau und dunstig, die tausend Essen qualmten weiß, Kuppen und Türme funkelten, saubere Häuserblocks zeichneten sich in der Ferne ab; in der Nähe gähnten bloß grauschmutzige Höfe zwischen trostlos verwitterten, ruinenhaften Mauern. Da unten war die Menschheit eingesperrt, zusammengepfercht, aufeinandergetürmt, man sah die einzelnen schwarz wie Schaben, die einen Ausweg suchten, durch die Straßen kribbeln, man begriff nicht, daß sie zwischen den zusammengepreßten Häuserwänden atmen und leben konnten, ihr mühsamer Hauch schien emporzudampfen aus Lust und Qual, Arbeitshast und fauler Ruhe, Laster, Üppigkeit und stöhnender Verkümmerung, umschnürt von Steinen, Ordnung, gleichmütiger Feindschaft, eiskalter Selbstsucht, bösartigem Haß: Nummern, Atome, wirbelnde Stäubchen — nur die Krankenhäuser und Friedhöfe lockten wie Oasen dazwischen. Ein beklemmender Anblick von da oben.

Unten ging es vermutlich wärmer, bunter und lustiger zu. Und auf der andern Seite lag der öde Staub des preußischen Tempelhofer Feldes.

Herr Doktor Heino Dedekind wandte den Blick ab und zog die Uhr. Der Weiser zeigte sieben Minuten nach fünf. Die Damen schienen sich um ein weniges verspäten zu wollen. Er hätte ihnen natürlich gern seinen Wagen für diese Verabredung zur Verfügung gestellt, aber sie waren beide gerade heute in der Stadt beschäftigt und hatten nicht gewußt, von welchem Punkt aus sie die Reise hierher antreten würden.

Nun gut. Er hatte Zeit. Er hatte viel Zeit ... eigentlich immer!

Und wieder huschte jene kaum angedeutete selbstironische Bewegung über sein schmales, leidenschaftliches Gesicht. Er selbst war wie alle höflichen, ein wenig unsichern und frei über ihre Zeit verfügenden Menschen äußerst pünktlich bei jeder Verabredung, sei sie geschäftlicher oder gesellschaftlicher Art. Vor sich selbst freilich ließ er sich etwas gehen, verschob gern Unbequemes aus Laune, Unlust, ja, Trägheit, die in mancher Stunde sogar zur Schlaffheit neigte, und aus der zuweilen eine nervöse oder gereizte Entschlossenheit aufstehen konnte, die ihn irgendeinen strengen Eifer entwickeln ließ.

Er wandelte umher. Der Kies knirschte. Die gußeisernen Helden des Hochplateaus fesselten ihn wenig. Er betrachtete mit einigem Wohlwollen, das von der Erwartung dieser Stunde gewärmt wurde, die Menschen. Er beobachtete hier und da ein hübsches Gesicht, die männlichen Zeitgenossen freilich dünkten ihn mangelhafter ... Der Kleinbürgerhügel bestaubte seine schmalen mattgelben Chevreauschuhe. Monte Croce! Quietschende Kinderkarossen, bessere Ladenmädchen, kleine Leute. Gräßlich? Nein —, er hatte seit geraumer Zeit festeren und helleren Auges um sich gesehen, mit einer gewissen Sympathie und Entschlossenheit, die aus einer lästigen Verkapselung und Erstarrung herausdrängte, denn er war sich selbst in diesem letzten Jahr, (es war sein vierunddreißigstes) mehr und mehr wie einer vorgekommen, der sich in eine zu dünne Luft verstiegen, auf einen lebensfernen, zu dürrem, unfruchtbarem Grat aufsteigenden Weg verlaufen hatte. Nur das? Er war seither mit wachsender Frische und Neigung durch die Straßen gegangen und hatte sich eines Tages entschlossen auf einen Wagen des Stadtrings gesetzt, war über die Hasenheide mit wechselnden Fahrtgenossen bis zum Frankfurter Tor gefahren und dann nach der Landsberger Straße hinübergegangen bis zum Georgenkirchplatz und darauf ein Stück weit in die von entsetzlich vielen Kindern belebte Georgenstraße hinein. Zu welchem Zweck? Um sich mit dieser etwas abseitigen Welt zu berühren? Er lächelte wieder. Sein schmales, intelligentes Gesicht mit den hellgrauen Augen, über deren linker Braue häufig eine kleine scharfe Falte sichtbar wurde, erhellte sich für einen Augenblick, das gab der gebräunten Haut einen überraschend warmen Ton und ließ die prächtigen, weißen Zähne, an denen ein wenig Gold blitzte, schimmern.

Dies alles, um ein Paar dunkelgrauer Augen willen, die in der Erregung fast schwarz schimmerten unter dichten schwarzen Brauenbogen und über einem blühenden, ein wenig sinnlichen Mund?

Die scharfe kleine Falte zeigte sich wieder über der linken Braue. ‚Nichts ist ohne innere Bereitschaft!‘ dachte er.

Er machte einige ungleiche Schritte, trat versonnen an den Rand der Hochebene und sah hinab. Weiß und bunt bewegte sich's auf den Wegen, sein Blick suchte und wurde hungrig. Er sah von neuem das reine Oval vor sich mit den kühnen Brauen, das das seitlich gescheitelte, fest frisierte dunkle Haar krönte ... den vollen beweglichen Mund, die weiße Haut und die ein wenig langen Mädchenhände.

„Siebzehn Minuten nach fünf!“ sagte er, die Hand an der Uhr und fühlte sich etwas einsam hier. Eine flüchtige Ungeduld regte sich. Sputete man sich irgendwo oder lachte man — vielleicht mit einem raschen spöttischen Seitenblick auf ihn hier oben? Das störte ihn huschend — niemand durfte seiner lächeln, am wenigsten — wie? Er nagte seitwärts und launisch an der Unterlippe.

Da sah er sie gemächlich um eine Windung des Weges herumkommen.

Sie plauderten, hielten inne, um die nähere und weitere Welt zu betrachten; sie sputeten sich keineswegs — irgendwo würde er ja wohl stehen und warten! Er trat ein paar Schritte zur Seite, um besser zu sehen und sich zugleich zur Hälfte hinter einem blühenden Busch zu verbergen. Gustel Dedekind vom Gendarmenmarkt, eine Kusine von ihm, klein, untersetzt, von etwas herber und derber Wesensart stapfte bequem des Weges und daneben ging schlank, groß, ein wenig vorgeneigt, mit klarem Schritt und freier Anmut Fräulein Anna Lindike.

Doktor Dedekind trat nun völlig hinter den Busch, durch dessen Blättergewirr er die Säumigen gut sah; es kam von jeder Bewegung, von jedem Schritt warm zu ihm her, wie Duft von Frauengewand, den das Blut der Haut darunter geheimnisvoll belebte. Er stand reglos. Dann wandte er

sich ab und betrachtete angelegentlich eine Kindergruppe, die mit schmutzigen Händen und laufenden Nasen im Kies wühlte, und daneben wurde ein bedrängter Knirps von einer jungen Mutter ins Gebüsch gebracht. Er sah nichts. Er lauschte und fühlte nach rückwärts. Heino Dedekind war von jeher durch sein Erbprinzentum und was mit ihm zusammenhing ein wenig scheu. „Man ändert sich niemals, man ist immer derselbe — kindisch unfertig, ein schwankes Objekt für Reize unter männlicher Überlegenheitsmaske," sagte er sich spöttisch und erregt. Und dann wandte er sich ruhig und freundlich um und stand Aug' in Auge mit den lächelnden und ein wenig warm gewordenen Damen.

Er zog den runden Strohhut. „Das nenn' ich pünktlich," sagte er mit gut klingender Stimme. Er drückte die Hände, er trug dünne, helle Schweden, ebenso wie Fräulein Anna Lindike und fühlte ihre Hand höchst lebendig und belebend. Die Base Gustel ging mit nackten Händen, in deren einer sie ein kleines Skizzenbuch mit großem dünnen Bleistift trug. Sie würde also nachher die Unterhaltung wenig stören. Die stämmige, junge Dame war ziemlich atemlos und rot von der letzten Steigung.

„Gustel — Gustel," sagte Heino väterlich und betrachtete sie mitleidig, indes er sich auf seinen Stock stützte: „Dies ist der Kreuzberg, nicht der Gaurisankar!"

„Ja. Man verhockt sich, mein Junge! Trübsinn und Arbeit machen fett. Drum seid ihr Unbesorgten schlank, du und das Mädchen Anna. Aber du noch mehr, Heino."

Die Falte über Heinos linker Braue zuckte flüchtig auf; er zeigte mit sonorem Lachen die Zähne und nahm Gustels Arm. „Keine Enthüllungen, Dickus. Dies also," stellte Heino Dedekind vor, „ist der Gipfel des Kreuzbergs. Sie sehen nach links hin, meine Damen . . ." und er gab einige Erklärungen.

Sie blieben stehen und betrachteten. Anna, obwohl sie in Berlin zur Welt gekommen war, war noch niemals hier oben gewesen. Sie wäre vermutlich, ein reiferes Alter vorausgesetzt, nicht allein hier heraufspaziert, merkte Doktor Dedekind bei sich an, aber der rasche Gedanke stach ihn fatal und wurde abgewiesen. Gustel kannte natürlich das alles; sie kannte jeden Winkel des östlichen, nördlichen und dieses südlichen Berlins. Vom Westen, besonders dem neuen, wußte sie weniger, sie mied ihn; er langweilte sie; er hatte kein Alter, keinen Schmutz, keinen Charakter, nichts, was ihr scharfes Auge und ihr nicht minder scharfes oder hitziges und eiferndes Gemüt fesselte, sie hätte bloß Fratzen dort gesehen: „Ich bin wie eine häßliche Ente auf dem Sumpf," hatte sie einmal böse gesagt. Das war im untersten Grund verdrängtes Frauentum, geschickverwandtes Mitleid.

Bei Anna Lindike lag es wohl umgekehrt. Sie hielt ihr schönes weißes Gesicht mehr den lieblicheren Gefilden zugewendet, unbekümmert, kühn und leidenschaftlich, vielleicht voll Sehnsucht nach Schönheit und allerlei geistiger Nachbarschaft, obschon sie viel intimere Beziehungen als die wohlhabende Gustel zum dunkelsten Nordosten hatte und noch heute unterhielt — vielleicht gerade deshalb.

Anna hatte gestern, als Heino Dedekind, wie es in letzter Zeit häufig geschah, auf einen Sprung bei Gustel gewesen war, um sie wegen einiger graphischer Blätter, deren er neuerdings sammelte, um Rat zu fragen, diese Partie angeregt. „Ich sah neulich im Vorüberfliegen einen Schimmer davon. Es sah hübsch aus."

Und nun stand man hier; es war maisommerlich und aus dem und jenem Grunde beglückend. Er schritt leicht und fröhlich neben der hohen, schlanken Gestalt, deren warme Nähe er bei jeder Bewegung sinnfällig spürte und hielt sich lächelnd gerade.

„Und nun, meine Damen, dürfte es Zeit zu einem ergiebigen Kaffeegelage sein. Es soll hier unten, sagen wir an der Schneegrenze, ausgezeichneten Streußelkuchen, auch vortreffliche Schlagsahne geben. Ich bestellte vorhin für alle Fälle einen Tisch."

Gustel netzte mit der Zungenspitze die Lippen. „Jaha," sagte sie.

„Gustel, mein Kindchen," meinte Doktor Dedekind väterlich mit schrägem Kopf, „dir möchte ich allerdings raten, da dich ‚Kummer und Arbeit' auskömmlich nähren . . . es gibt auch Zwieback und Wasserkeks."

„Heino, mein Jungchen, das wirst du schwerlich erleben." Nein, in diesen Dingen zeigte sie keineswegs einen Armeleutsgeschmack. Anna war schon ein paar Schritte voraus, und Heino folgte ihr ernsten Blicks und mit einem Lächeln, das nicht spöttisch war.

Sie saßen auf der Terrasse, dicht am Haus, so daß sie einen freien Blick über den Garten hatten. Ein älteres, zutrauliches Mädchen mit leicht geröteter Nase bediente sie. Man fiel hier und da auf. Menschen seiner Autoklasse, Erbprinzen und andere Granden gehobener Bürgerlichkeit mochten hier in der Regel nicht sitzen, aber es gab gewiß auch unter diesen Leute einige, die sich gern einmal leutselig unters Volk mischten . . . seinen Vetter Philipp Dedekind zum Beispiel, Philp genannt, ein Suitier, oder Donatus Dedekind, immer noch cand. jur., der sehr auf

sich hielt, auch die Erotik mit Weisheit behandelte, beide sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt, oder vielleicht gar Vetter Artur Dedekind, Doktor juris und Mitinhaber des weitberühmten Bankgeschäfts in der Voßstraße, kinderlos, mit einer aparten blonden Frau verheiratet, er war leider ein bißchen rücksichtslos oder tapsig in diesen Dingen ... Heino hatte seinen Blick ein paarmal in leichter Besorgnis über den Garten schweifen lassen, es wäre nicht gerade angenehm für ihn, wenn er vor den Damen diesen oder jenen seiner Vettern mit einer im engeren Kreise unbekannten Kusine hier begrüßen müßte. Er für seine Person fiel ungern auf.

Gustel paßte vorzüglich in den Stil des Gartens und gab dem Tisch ein wahrhaft gemütliches Gepräge. Anna Lindike wirkte weniger bürgerlich, sie zog manche Blicke auf sich, besonders da sie nun auch den Hut von dem dunkeln Haar genommen hatte, was sie im Umriß noch vollkommener machte. Ihre Hände lagen matt auf der Tischplatte, sie hatte die Handschuhe längst abgezogen, sie ahnte vielleicht, daß er ihre Hände gern sah; sie konnten wohl raffinert zärtlich sein, diese kühlen, schlank-kräftigen Hände, die nervig und empfindlich waren wie Frauenhände und doch die leichte Fülle von Mädchenhänden hatten.

Er bot Anna eine Zigarette an und griff selbst zu einer Zigarre.

Dicht neben ihnen am Nachbartisch saß ein verliebtes Pärchen, das sich über den Kuchenteller und die rotgewürfelte Baumwolldecke hin die Hände drückte und mit der andern Hand Kuchen stippte. Weltvergessen. Anna, die ihnen gerade gegenübersaß, beobachtete seltsam gespannt die wachsende Inbrunst der jungen Leute, lächelte und sah Heino Dedekind mit klaren Augen an ... Ja — klar, frei, das war die richtige Bezeichnung für das Wesenhafte ihres Gesichts, ging es ihm durch den Sinn; er hatte in den letzten Wochen über eine zureichende Kennzeichnung nachgedacht; keine Spur von Kleinlichkeit, so daß die feinen, reinen Linien und Flächen groß wirkten ...! Er war als Sammler und Betrachter von Kunstwerken an solche Feststellungen und Formulierungen gewöhnt. Der Doktor sah mit leicht gerunzelter Stirn nach dem weltvergessenen Nachbartisch: ‚sie' hatte eine Stupsnase und dicke Patschhände, ‚er' Zahnlücken und Pusteln; er betrachtete die blöden Menschentierchen voll Unbehagens und rückte zwecklos an dem Aschbecher, auf dem ein Amor mit abgebrochenem Kopfe stand.

„Das sollte verboten sein," sagte er und es war unklar, ob er den Aschbecher oder das Pärchen meinte.

Anna schüttelte spöttisch den Kopf. „Sie unterschätzen das. Es verleiht stärksten Ausdruck, nicht bloß mimischen. Ich habe ganz einfache, unbeholfene Mädchen gekannt, die in solcher Verfassung überraschend Feines, sogar Kluges sagten und erst recht schrieben — es schließt auf."

„Ernsthaft?"

„Warum nicht. Das Komische ist bloß Zugabe."

„Interessiert Sie das?"

„O ja, alle Gesichter, die etwas verraten!" Und plötzlich machte sie halb mutwillig das Gesicht des Mädchens nach, überraschend ähnlich, rührend hingegeben und erschreckend. Ein flüchtiger Augenblick, es wirkte kaum wie eine Grimasse. Danach war ihr Gesicht um so reizender und anmutiger.

„Lockt Sie die Bühne?"

„Ich weiß es selbst nicht."

Darauf war Heino eine Weile zerstreut.

Gustel zeichnete mit energischem Strich in ihrem Leinwandbuch — ja, die war ein Daus, sogar ein Talent, etwas Rares in der Familie Dedekind! Freilich Heinos Schwester Martine geigte nicht schlecht, und er selbst verstand ein wenig Klavier zu spielen.

Anna saß jetzt hoch und gerade, mit leicht gefärbtem Gesicht, dessen graue Augen sich verdunkelt hatten, als spüre auch sie die ermattende Frühlingsluft. Doch sie war vielleicht bloß gesättigt, wie Gustel. Heino, verfeinert, ein Prinz auf der Erbse, konnte Gedanken hegen, die ihm für Sekunden auch das Schönste um einen Hauch trübten.

„Also meine Damen, wann seh' ich Sie bei mir? Sie sollten sich nun doch einmal meine Sammlung betrachten, Fräulein Lindike! Es lohnt sich immerhin. Ich habe sehr schöne Bücher. Bilder. Mappen. Porzellane, auch Möbel und ganz vortrefflichen Tee. Gustel, ich habe da wieder einige Berliner Blätter aufgetrieben von Krüger und noch mehr von Hosemann ... er ist doch famos!"

Die murrte beim Zeichnen. Dieser Hosemann war ihr zu liebenswürdig und gemütlich. Ihre Liebe war Menzel. Oder Daumier — ja der. Ballung, Kraft, Schärfe, ein bewußt schöpferisches Herausschreien oder Lachen. Ach was — es gab in Deutschland einige jüngere Leute, die hier und da auf dem Wege waren — bloß keine Cliquen und Rezepte!

Sie orakelte und ketzerte das vor sich hin, während ihr Stift über das körnige Papier wischte. Heino hörte ihr mit ironischem Behagen zu, er spürte das unbekümmert

Lebendige darin und neidete ihr das fast. Die kleine dicke Gustel war einmal beinahe verlobt gewesen, aber eines Tages hatte sie die Zähne zusammengebissen und Schluß damit gemacht, sich ihrer Treue und Leidenschaft vor dem harten, blanken Spiegel geschämt; und sie hatte mit neuer Kraft wieder ihre Bleistifte, Radiernadeln, Steinkreiden und Schabstifte angepackt — nun gerade! Sie haßte alles Süße, Zärtliche, Weiche und Elegante nun noch mehr, mied es begierig nach Möglichkeit, als wäre sie vor etwas auf der Hut, als wäre für sie doch noch dies und jenes zu verwinden.

„Wir werden es uns ansehen, Herr Doktor," sagte Anna. „Gustel ist nicht das Maß der Dinge." Die knurrte gereizt.

Heino sprach noch einiges und betastete sie dabei aufmerksamen Blicks. Sie hatte wohl das meiste im Nu weg; wie ein Licht fiel das Wesentliche in sie hinein, mitunter nach Zeiten der Gleichgültigkeit, und dann wuchsen die Zusammenhänge, enthüllten sich Beziehungen — so wie sie bei einem bestimmten Vorzeichen auf dem Klavier die Tasten der Tonart sah. Die Grenzen ihres Wesens waren flüssig wie die aller Musischen und Begabten.

Dann fragte er nach ihren Studien.

Sie hatte eine schöne starke Sopranstimme, die Heino gut kannte, und war schon ein wenig flügge, sang zuweilen in kleinerem Kreise, in Kirchen, bei Oratorienaufführungen und gab auch in der Schule der Pädagogin Lydia Gedelius in der Brüderstraße, wo junge Damen aus den besten Kreisen herangebildet wurden, Gesangsunterricht; sie war übrigens früher selbst eine tüchtige und temperamentvolle Wissenschaftslehrerin im genannten Institut gewesen, aber sie hatte das vorm Jahr aufgegeben. Annas Eltern, besonders der Vater — damals ein — nun ja — ein herrschaftlicher Kutscher einer wunderlichen Gräfin am Pariser Platz, hatte etwas für seine Einzige getan; auch als die Eltern starben, zuletzt die Mutter, war für Annas Aufwärtsweg leidlich gesorgt gewesen. Vor anderthalb Jahren etwa, als ihre Stimme immer mächtiger und wärmer wurde, hatte Gustel sie zu sich in das große Dedekindhaus am Gendarmenmarkt (gerade dem Schillerdenkmal gegenüber) genommen, wo der in ganz Berlin bekannte Tee-Import ihrer Mutter florierte.

‚Ja,' dachte Heino Dedekind befriedigt, ‚wo hat sie es her? Dies und andres. Ich bin überzeugt, wenn sie vier Wochen in meiner Bücherei gestöbert hat, so hat sie auch alle Bibliophilenweisheit weg. Und wenn sie eine Weile meinen kleinen, goldenen Buddha betrachtet oder eine Lehrrede aus dem Pali-Kanon gelesen hat, dann hat sie die ganze Weisheit Buddhas inne. Oberfläche? Weibliches Genie? Nun ja, die Kunst macht dumm oder ‚schließt auf' — wie sie vorhin so hübsch von der Liebe sagte.' Er hörte ihre klingende warme Stimme, die ruhig und klar die Sätze formte, ohne Huschigkeit und Verschleifung, auch ohne Stockung, weil sie nicht schneller dachte als sprach, es war etwas Festes in ihr, in dem es vibrierte von Leben, Feuer, Lebenslust, Kraft — oder war er bloß verliebt? Der Pickeljüngling nebenan hörte und sah vielleicht das gleiche in der Stimme und in der Stupsnase und Karpfenschnute seiner Schönen, deren Hand er immer noch bepatschte —! Und plötzlich kam ihm ungerufen wieder das Erdgeschoß des ehemaligen herrschaftlichen Kutschers in den Sinn, und unwillkürlich spähte er nach einem eingerissenen, schiefgeschnittenen Daumennagel, nach einem liederlichen Spitzenzipfel, nach einem Flecken auf ihrer Bluse, lauschte er auf einen derben, wilden Ton, ein lärmendes Lachen, eine rekelige Bewegung; aber er mußte feststellen, daß eher seine Base Gustel gelegentlich einmal zu solchen Unbekümmertheiten neigte — nun ja, das war eben etwas anderes; das war trotzdem so und hatte seine besonderen Gründe! Aha — da war diese junge Dame doch laut und lachte und hob die Hand — aber es war ein Temperament darin und ein Zauber, der einem keineswegs weh tat.

„Ich erwarte euch also mit nächstem einmal, Gustel," kam Heino auf seinen Vorschlag, der nicht zum erstenmal gemacht wurde, zurück.

„Du meinst mich?"

„Auch dich, Gustel."

„Sammlungen haben für mich leicht etwas Lähmendes, wie sakrale Museen und Bibliotheken. Blankes Parkett, das knackt, echte Teppiche, die dämpfen, und dein Diener, der wie ein Konsistorialrat aussieht und bloß flüstert — eine etwas tote — faule — faule Atmosphäre, Heino," sagte sie und schraffierte energisch einen Hintergrund.

„Wie?" Heinos kleine Falte über der linken Braue erschien, und seine Stirne umwölkte sich rötlich.

Anna beobachtete ihn. Er war wohl empfindlich, so sicher er mit seinem schmalen Kopf und den männlich sehnigen Händen dasaß.

„Nun ja. Wir kommen. Das heißt Anna kommt. Und ich komme mit. Früher hast du mich kaum so dringend eingeladen." Sie lachte wieder. Heino fühlte den Blick zweier grauer Augen in seinem Gesicht.

„Dummes Zeug, Dickus. Früher nun ja — man wird älter — wie? eines Tages

spürt man das Verlangen, näher zusammenzurücken, zumal die übrige Dedekindwelt ihre eignen Anschauungen, um nicht zu sagen etwas Amusisches hat."

„O deine Mutter, die Generalkonsulin, in deren erlesenen Salons erlesene Geister und Seelen — siehe Lokalanzeiger."

„Nun ja." Heino runzelte die Stirn. „Gustel, du bist ein Ekel."

„Weiß ich. Und du bist ein gutes, aber etwas zu weich gebettetes Jungchen."

Er lachte behaglich und begegnete wieder Annas hellem Blick; die senkte den ihren und wurde ganz langsam rot.

„Hallo!" rief Gustel in der Minute darauf, klappte mit dem Zeichenbuch auf den Tisch, daß ein Alpakkalöffel hochsprang, und winkte auf den Weg hinab. Dort, ein wenig tiefer, stelzte langbeinig ein hagerer Herr mit blondem Spitzbart vorüber, elegant und sommerlich, und rauchte eine Zigarette aus einer langen Papierspitze.

Heino paßte die Begegnung nicht ganz. Fräulein Lindike dankte mit einem Nicken der Überraschung für den vertraulich wedelnden Gruß des Strohhuts.

Nein, es war kein Dedekindvetter mit einer wenig bekannten Kusine. Es war Herr Peter Freyhan, früher Fähnrich, dann Architekt, schließlich Steinmetz, jetzt Tonbildhauer, wie er sagte, früh verwaist, der Neffe eines reichen Onkels, den er durch seine hartnäckig wechselnde Berufswahl unversöhnlich enttäuscht hatte; Freyhan gehörte zu Heinos Abendtisch in der Behrenstraße, er war durch Heino vor einiger Zeit mit Gustel und ihren Künsten bekannt geworden, und eigenwillig (er war Schwabe) mit einer herrschsüchtigen Herzlichkeit hatte er sich bei ihr eingebürgert, weil es ihm bei ihr und bei — Anna behagte; er war scharf und sarkastisch wie Gustel, las Nietzsche aus Opposition, unbeschadet seiner volksfreundlichen Schwabengesinnung, hielt auf tadelloses Gewand und lebte im übrigen bedürfnislos, ‚wie ein Maulesel'. Nichts weiter ... denn Anna war vollkommen gleichmütig, ruhig, kühl und fröhlich vor ihm.

Peter Freyhan nahm dem schmachtenden Pärchen am Nebentisch kurz und höflich einen Stuhl weg, so daß es erstaunt aufblickte und die Welt wieder erkannte, setzte sich zwischen Gustel und Anna an den Tisch, obwohl neben Heino Dedekind genug Platz gewesen wäre, und zog der Dame Gustel, die ihn mißtrauisch musterte, schweigend das Zeichenbuch unter Ellbogen und Faust fort. Er kreuzte die langen Beine und sah sich die Blätter behaglich an. „Ich darf doch, Fräulein Dedekind?" fragte er, ohne den Blick zu heben.

„Wie kommen Sie denn hier herauf?"

„Ich. Hm. — Gut, gut: ach, das sind die Zwei da drüben, das ist — nein — nicht mit sentimentalen Augen gesehen; er hat einen veritabeln Schweinsrüssel, und sie sieht wie ein Ferkelchen aus. Und das da — die Frau Sanitätsrat da unten, ich nehme an, daß es eine ist, streng und milde — aber der Hund daneben hat zu wenig Seele —" und er nahm den Stift und zeichnete kantig und rasch den feisten Dackel der alten Dame darunter. Freyhan konnte mit dem Stift recht brav umgehen.

„Unerhört. — Wußten Sie denn, daß wir hier sind?"

„Wie bitte?"

Dieser seltsame Mensch war ihr durchaus nicht ganz klar; er machte Anna unbekümmert verliebte Nasenlöcher, sprach nie von andern Frauen, obwohl er recht bestimmte und ungewöhnliche Ansichten über alles, was mit ihnen zusammenhing, hegte — und stieg n..n hier herum. Sie sah Anna an: hast du etwas gesagt?

Die lachte.

Und nun lachte Herr Freyhan derb und laut mit, daß die Sanitätsrätin da drüben mit runder, scharfer Brille herüberblickte, es ging wie ein Zucken durch ihren starken Leib, als träte sie ihrer Nachbarin ermunternd auf den Fuß, denn Freyhan gab eben Annas Gesicht mit dem Zeigefinger sanft eine Profilstellung und fing bedächtig und zerstreut an, sie zu zeichnen.

„Warum machen Sie nicht so etwas, Fräulein Dedekind? Es gibt kaum etwas Hübscheres!"

„Kaum?" fragte Anna und hob das Kinn; sie dachte nicht daran, lange stillzuhalten.

„Haben Sie jemals Ihren Vetter Heino Dedekind zu Papier gebracht? Auch was Feines ... Sie sehen an Menzel bloß den Wasserkopf."

Gustel machte den Mund schmal. „Billig, billig! Schimpfieren Sie mein Buch nicht, Peter."

Der lachte wieder. „Das ist stark!" Der Kellner brachte ihm einen Curaçao, und er trank ihn. Er war mit Annas Ohr, Kinn und dem dunkeln reizenden Haaransatz am Nacken fertig. „Der Mund — ja, der Mund —" brummte er und vertiefte sich. „Ich war vorhin am Gendarmenmarkt," erzählte er behaglich, während er zeichnete und scharf prüfte, „und erfuhr, daß Sie hierher marschiert seien. Ich saß eine Weile bei Ihrer Mutter. Ja, also. Mehr ist da nicht zu sagen und zu tun. Bloß nicht fertig machen..."

„Kann man das erwerben, Meister Freyhan?" fragte Heino Dedekind.

„Gehört den Damen, verehrter Mäzen.“

„Gustel, schenk' es mir,“ sagte Heino schmeichelnd. „Bloß für meine Sammlung. Und weil auch Fräulein Lindike ein Zukunft hat . . .!“

Da riß Anna sacht das Blatt heraus und schrieb rasch ein paar Worte darauf. Peter Freyhan machte einen noch längeren Hals. Doch Heino nahm das schmale Blatt, dankte mit einem Händedruck und steckte es sorglich in seine Brieftasche.

„Unerhört!“ sagte Gustel und besah sich den Schaden in ihrem Leinwandbuch, und Freyhan blies den Rauch seiner Zigarette vor sich hin und strich mit der langen, sehnigen Hand seinen Spitzbart. „Da kann man nix machen,“ sagte er.

Heino aber, den eben noch manches gestört hatte, war beschwichtigt und fühlte eine Freude in sich; sie strahlte von dem Blatt und den paar Worten darauf aus, das er in seiner Brusttasche trug. Ja, dieser Freyhan hatte eine Art, die mitunter recht unbekümmert war . . .

Bald darauf brachen sie wieder auf, denn Anna mußte halb sieben bei ihrer Gangesmeisterin, der berühmten Amalie Raff sein. Und Gustel erwartete einen kleinen Sammler, denn sie fing nachgerade an, ordentliche Geschäfte zu machen. Freyhan, der gern festsaß und gerade erst warm geworden war, widersprach dem unvorhergesehenen Aufbruch natürlich laut und mißvergnügt. Er hätte heute, nach langem Werkeltag, nichts mehr vor und wäre jedenfalls mit vergnüglicheren Erwartungen hierhergepilgert. Doch das half ihm nichts, da erklärte er kurzentschlossen, Gustel heimbegleiten zu wollen, und Gustel stimmte dem Vorschlag freundlich und kurz zu; er konnte sich ja den Kunstschacher als Kiebitz mit ansehen und sich dann bei ihr und Mutter lieblich machen. Heino Dedekind indes würde Anna über den Gendarmenmarkt nach ihrem Ziele fahren. ‚Da kann man nichts machen!‘ dachte Peter Freyhan wieder und strich seinen Bart.

So leitete denn Doktor Dedekind den Rückzug in die Wege. Neben ihm schritt Anna. Nein, er war früher mit Gustel kaum einmal ausgegangen, aber man war inzwischen unzweifelhaft duldsamer, älter und auch einsichtiger geworden. Er blickte auf die schlanke Gestalt neben sich, deren graue Augen um ein paar Striche höher standen als die seinen. Er hob das Kinn . . . Glück! Und das Gefühl ihrer Nähe durchrann ihn wieder wie ein blendendes Licht, daß seine Hand am Stocke bebte.

Sie standen stumm und warteten auf die beiden, die, kurz und lang, wie Donquijote und Sancho Pansa, den Weg herunter ihnen nachkamen und sich schon wieder zu zanken schienen, denn Hidalgo Freyhan lachte laut und gemütlich.

2.

Einige Tage später erwachte Heino Dedekind gegen neun Uhr aus leichtem, unruhigem Morgenschlummer.

Sein Schlaf war meist leicht und unruhig, begann spät in der Nacht, wurde öfter unterbrochen und hörte immer erst gegen neun Uhr morgens auf, was Herrn Doktor Dedekind neuerdings mit Mißstimmung, sogar mitunter mit Erbitterung erfüllte.

Aber es blieb bei neun. Dann brachte der Diener Nieke Post und Zeitung, die in dieser horizontalen Lage flüchtig durchzusehen waren, dazu einen Teller mit Porridge und Sahne, um den Magen für das Morgenbad ein wenig zu füllen; mit einem gereizten Schwung erhob man sich, ging ins Bad, machte Toilette, frühstückte gehörig Röstbrot, Eier, Fleisch, Delikatessen, Früchte, wobei der Rest der Zeitung und der Korrespondenz gelesen wurde. Damit wurde es halb elf. Mit dem Glockenschlag erschien Nieke wieder in der Tür und meldete, daß der Wagen da wäre, ein hübsches blaues Stadtauto: diese Meldung verlieh Geschäftigkeit, Straffheit, Frische; Nieke reichte Hut, Mantel, Stock, Handschuhe, kurze Weisungen und Befehle wurden noch zwischen Tür und Angel gegeben, dann ging es elastisch mit zurückflutendem Zigarrenrauch, in dem der Duft feiner Seife und Wässer haftete, hinab . . . Zuerst in die Fabrik hinterm Spittelmarkt, deren Teilhaber Doktor Dedekind war; das war Pflichtpunkt, davon wich er nur ganz selten ab gelegentlich einer besonders früh angesetzten wichtigen Auktion oder Vorbesichtigung oder um im Fluge hier und dort vorzufahren. „Fabrik!“ sagte er zum Fahrer, und der drückte den Hebel nieder, daß der Wagen zitterte und eifrig lossprang, und jeder, der es sah, hatte den Eindruck, als jage man nach emsiger häuslicher Vorbereitung nun wichtigen strengen Geschäften zu. So war es stets. Aber heute war Doktor Dedekinds Geburtstag.

Neun Uhr. Heino hörte es in allen Tonlagen in den Zimmern schlagen, tief, stark und langsam im Eßzimmer. Er streckte sich noch einmal gemütlicher, nicht mit jenem aus Gleichmut und Gereiztheit gemischten Unbehagen. Er schob die leichte seidene Steppdecke frisch zurecht, als gedächte er sich noch eine Zugabe zu gönnen, aber es war bloß eine Bewegung seines Wohlgefühls.

Er sah zur Decke, räusperte sich. Wo blieb Nieke? Aber er wünschte nicht gerade,

daß er käme. Feierlichkeit war ihm peinlich, Ovationen störten, man mußte sich herablassen, kordiale Worte finden, herzlich und spaßig tun, kurzum repräsentieren, und das war seiner Natur unsympathisch. Traf Nieke Vorbereitungen? Nieke und Frau, die da hinten in der großen Wohnung in einigen Stuben hausten, waren artige, betuliche Leute — ja, er sollte kommen, der alte Bursche, damit er ihn los würde. Heino klingelte kurz entschlossen. „Nanu, Nieke ...“

„Bitte um Verzeihung, guten Morgen, Herr Doktor,“ sagte der lautlose Herr mit geschorenem weißem Backenbart und ausrasiertem Kinn. Er trug einen Strauß in einer Glasvase in der Hand und stellte ihn sorglich auf den Tisch neben das Bett. „Darf ich mir gehorsamste Glückwünsche erlauben ...“

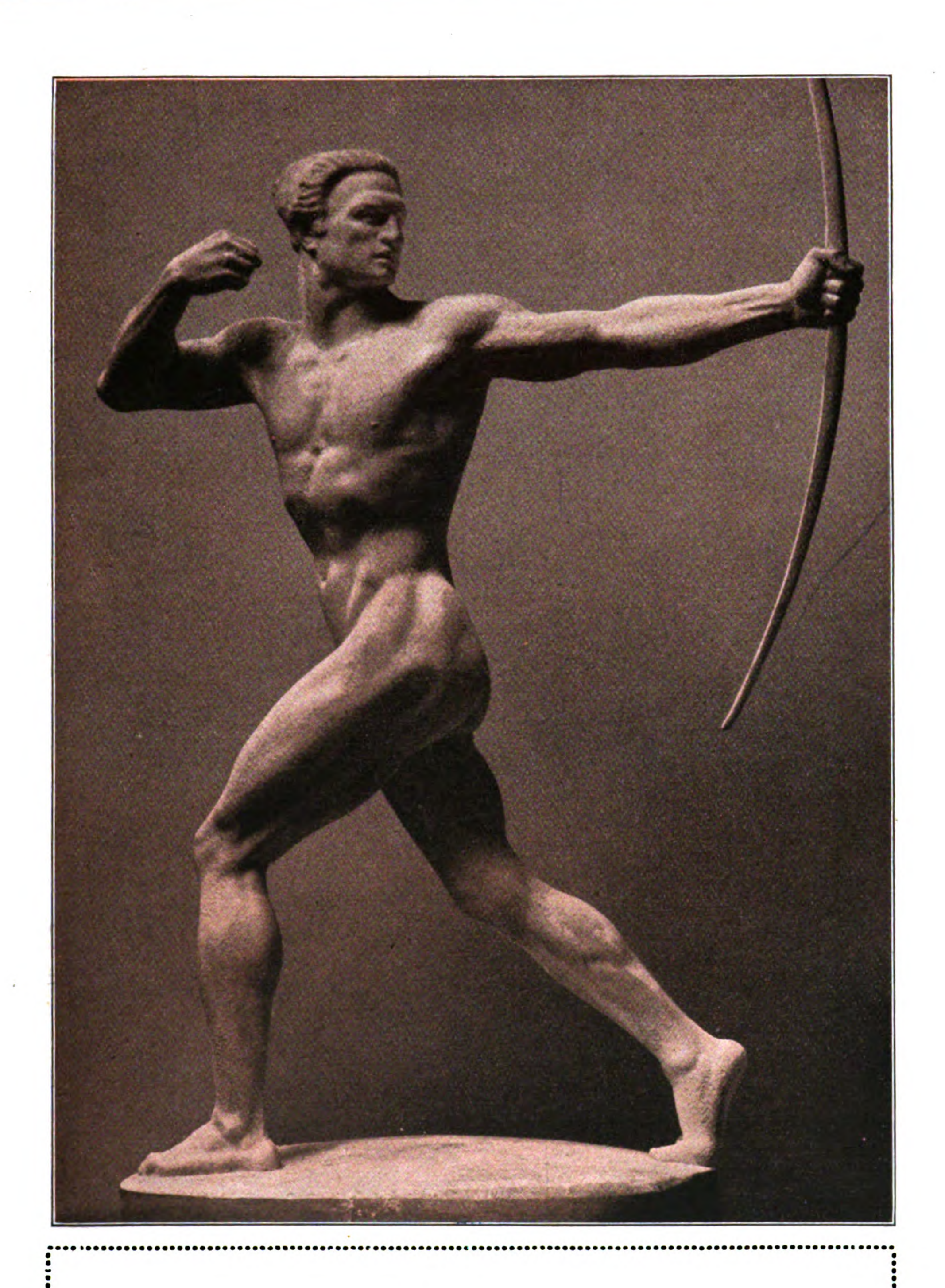
„Danke, alter Nieke!“ sagte Doktor Dedekind munter und reichte dem Konsistorialrat in gestreifter Morgenjacke die Hand. „Danke. Wieder'n Jährchen futsch. So springen wir sachte ins Schwabenalter. Und dann: — nicht mal für Familie hat man gesorgt, Skandal, Nieke, Skandal!“

Nieke lächelte hoffnungsvoll. In der andern Hand hielt er die Zeitungen und einen Stapel Briefe auf dem silbernen Tablett bereit.

„Noch mehr Glück?“ fragte Doktor Dedekind und griff mit einiger Spannung nach den Briefen. „Gute Leute. Dann also das Bad, Nieke. — Rock, grau gestreifte Hose — bin zu Tisch bei meiner Mutter.“ Nieke ging hin und her, reichte den Brei und verschwand. Heino nahm mit Appetit ein paar Löffel, dann hatte er genug. Die Briefe — ja, das war an diesem Tage so, und man freute sich darüber. Eine größere Postsendung mit Gustels ungeschlachter Streichholzaufschrift ragte hervor; er öffnete diesen Brief zuerst, und eine flotte, flüchtige Radierung mit etwas willkürlichen Tiefen, die aber recht pikant wirkten, kam zum Vorschein: das patschende Liebespaar vom Monte Croce, und darunter stand mit kräftigem Menzelzug: „Derlei sollte abschrecken, Heinochen! Im übrigen alles Gute. G. D.“ Nun ja, spaßig und tüchtig; aber sie war doch ein kleines Ekel. In dem großen Umschlag steckte verloren noch ein Kärtchen, bloß ein Visitenkärtchen, wie er mit flüchtiger Enttäuschung feststellte, und darauf war mit raschen, etwas männlichen Zügen unter dem Namen Anna Lindike geschrieben: „gedenkt Ihrer, lieber Herr Doktor, mit herzlichen Wünschen.“ Es war ihre Schrift, im übrigen brav, bürgerlich, gesteift; sie hatte wohl überlegt, oder nein, sie hatte rasch entschlossen die Feder in die Tinte getaucht. Was verlangte er denn noch? Ein Gedicht, einen Brief? ‚Lieber Herr Doktor ...‘ es klang vertraulich; Unsinn, es war das Übliche! Er betrachtete noch einmal die Schrift, sie gefiel ihm in ihrer anmutigen Herbheit, er roch an dem Kärtchen und legte es weg Dann ließ er die andern Briefe durch die Hand gleiten — nachher; merkwürdig, wer sich alles seiner erinnerte, der halbe Behrenstraßentisch, einige von der näheren Verwandtschaft und andre; dazwischen Kataloge und Briefe von Buchhändlern, Kunsthändlern, Sammlern, Gutachtern, aber das waren gewichtigere Sachen.

Heino Dedekind warf alles nachdenklich zur Seite. ‚Gewichtigere Sachen ...!‘ dachte er gereizt, und er legte sich noch einmal mißmutig zurück.

Also Fünfunddreißig! vermutlich die Höhe, mehr als die Höhe; zeitlich gefaßt schon wieder Abstieg. Wer wurde heute Siebzig? Nicht viele. Und was hatte man erreicht, erlebt, geleistet — geleistet? He? Fünfunddreißig, noch fünf Jahre, dann ... Er hatte heute beim Erwachen ein fröhliches, festliches Gefühl gehabt, aber das war die gewöhnliche Illusionsstimmung gewesen, die man niemals verlernte. Was hatte man alles erlebt? Alles, wenig oder nichts. Fünfunddreißig, wie Sand in der Hand verronnen — banales Bild. Mit einemmal war man Fünfunddreißig — Vierzig — es ging rapide. Er stützte sich auf den Arm, es wurde ihm wieder warm und unbehaglich im Bett.. Ja, was also? Studium, Referendar, weite Reisen um die halbe und ganze Welt, die der Vater gewünscht, denn der hatte seinen Erben aus später Ehe immer zu weich befunden, was er mit Strenge, derbem Spott und gelegentlicher Grobheit zu ändern gehofft; man hatte einander wenig und gar nicht verstanden und dann vor etwa zwölf Jahren war der Senior plötzlich gestorben, Vater war ein selbstgemachter Mann gewesen, gewiß eitel, ehrgeizig, zur prunkvollen Repräsentation und Freigebigkeit geneigt — ein Kerl. Und er selbst? Ein Kerlchen. Etwas ziellos, lässig, träge von Haus aus, eben verwöhnt, von Vaterns und Mutterns Seite her mit Reichtümern bedroht, ohne ausgesprochene Neigungen und Gaben, verfeinert, ja, auch vergeistigt, aber ohne tragende, treibende Talente und ohne sonderlichen Ehrgeiz, der obendrein durch Besitz und Geltung gesättigt wurde. Für rein merkantile Ziele aber hatte er bislang wenig Neigung verspürt, wenn er auch das Ansehen und prächtige Gedeihen der Firma zu schätzen wußte ...



Bogenschütze
Bildwerk von Prof. Hugo Lederer

Er betrachtete wieder zerstreut Gustels Radierung und Anna Lindikes Kärtchen. Dann streifte sein Blick von neuem die Uhr, Es war zwischen viertel und halb zehn. Zeit, höchste Zeit, mein Junge ...! Die drei jüngeren Vettern würden gegen zehn zur Cour erscheinen. Im Badezimmer aus Marmor und Kupfer rauschte es bereits, Nieke war selbständig am Werk. Heino wog das Kärtchen dieses Fräulein Lindike mit einem unbestimmten Verlangen wieder in der Hand, dabei erinnerte er sich dessen, was sie unter Freyhans fragmentarische Zeichnung da oben auf dem Kreuzberg geschrieben hatte: ‚Mit raschen Strichen flüchtiges Leben! — Erinnerung wird ihm Fülle geben.‘ Für den Augenblick recht hübsch, rasch und schlagfertig, so wär sie wohl — ihm wär's nicht so mit dem Bleistiftansetzen geglückt; er war bedächtiger, litt an gewissen Hemmungen durch Selbstbeobachtung und -kritik. Er erhob sich und wandelte im Schlafanzug umher, auf Niekes Ruf wartend.

„Ist es soweit, Nieke?“

Dessen Kopf erschien. „In einer Minute.“

Er stand vorm Spiegel und betrachtete sich. Jung sah man aus. An den Augen zu den Schläfen hin ein paar Falten, konnten vom Lachen sein ... Mischung von Lebensreife und ‚Infantilismus‘, wie oft bei reichen Söhnen einer späteren Generation.

Es war scharf und böse gedacht. Alles um ihn her schien plötzlich wieder unnütz und fragwürdig, glanzlos. Er hatte eben beim Aufstehen ein leises Stechen an der Schläfe gespürt, dieses längst gewohnte Zeichen des Unbehagens und Überdrusses, der sich auf alles erstreckte — ja, auch auf gewisse letzte Erinnerungen.

Man war etwas satt; vom Luxus, Genuß — dabei hatte er niemals wild gelebt, war immer raschen Enttäuschungen zugänglich gewesen; von Liebhabereien ohne letzten Zwang und Zweck ermüdet. Blasiert? ach nein, das würde Stumpfheit, Gleichgültigkeit bedeuten; es war noch mancherlei Erwartung, Reizbarkeit und Dankbarkeit in ihm. Alles bloß recht zwecklos — o, recht erheblich zwecklos; seit einiger Zeit war dieses lästige Gefühl besonders stark in ihm.

Man hatte erlesene Interessen. Man sammelte. Man sammelt in diesen Fällen immer! Er sammelte Bücher, Bilder, Graphisches, Porzellan und was sonst noch. Er hatte da drüben fünf große saalartige Zimmer mit diesen kostbaren Dingen angefüllt. Das bedurfte der Pflege, des Ausbaus, mancherlei Nachdenkens und Bemühens. Er las viel; war durchaus nicht ohne geistige Neigung und Gewissenhaftigkeit. Er liebte gewisse Philosophen, Ästhetisches, gute Novellistik alter und neuer Art, besonders sarkastische und humorvolle Bücher; er war gründlich, er mochte nicht bloß sammeln und aufstellen, das war dumm und alltäglich; auch in den kostbaren Altertümern seiner Sammlung wußte er Bescheid; er sammelte Erstdrucke aus verschiedenen Gebieten, vor allem Illustrationswerke des 17. und 18. Jahrhunderts, Weltweises, Kulturhistorisches und Biographisches. Ja, er las, er suchte von jeher, in einer gewissen Unsicherheit nach Aufschlüssen, verglich, erwartete irgend etwas: Rechtfertigung, Zustimmung oder einen anspringenden Impuls, suchte jedenfalls Beschwichtigung und Anlehnung, und stieg oft wirklich des Abends, wenn er so ein Buch weglegte, behaglich und müde ins Bett: man ist wie man ist. Ähnlich war es auch mit seinen kostbaren Bildern, Mappen, Porzellanen. Es beschwichtigte. Aber war man, wie manche Leute, mit unbezähmbarer Leidenschaft dabei, im Banne einer Besessenheit, einer höchsten Kennerschaft? Nein. Es machte viel Spaß, regte bedeutend an, beschäftigte, füllte Stunden, vielleicht den Tag, machte Reisen nötig, ernsthafte, verbindliche Besprechungen, man kämpfte auf Auktionen, wurde gekannt, geschätzt, wie ein allerernstester Gegner betrachtet und behandelt: — ‚ah Dr. Dedekind — dagegen kann man man nicht an!‘ ‚Dedekind hat gekauft — aha, nun wird's ernst!‘ Auch derlei tat wohl, verlieh einem vor sich selbst Gewicht, Strenge und Achtung. Aber was war es im Grunde? Zu seinen Büchern hatte er immerhin ein gewisses persönliches Verhältnis. Seine Bilder — nun, er hatte Sinn für Qualität bekommen, nach anfänglichem Fehlgreifen, er wurde gut beraten und durfte etwas wagen, er hatte auch Freude an gewissen Richtungen oder Motiven — zugegeben, es machte ihm Spaß, und es bot ein lebendigeres, bunteres, erregendes Drum und Dran als der Bücherkauf und -tausch. Es brachte auch mehr Ehre. Indessen im Grunde hatte es den Gefühls- und Lebenswert eines höheren Sports.

„Das Bad ist fertig,“ sagte Nieke.

Er schritt hinüber. Die feuchte, warme Luft roch nach kölnischem Wasser, guter Seife. „Oberes Fenster auf!“ befahl er und stieg ins Wasser. Es war angenehm lau, daß die Haut wohlig schauerte. Dicke Schwämme schwammen wie Seeigel.

‚Literatur, Kunst — Musik — ja, auch ein wenig Musik auf dem Flügel,‘ dachte er mit zwangsläufiger Eindringlichkeit weiter. Er hatte auch dilettiert, Verse gemacht, über Leben, Kunst, Weib und Tod Aphoristisches notiert. Unzulänglichkeiten. Man sah zu

scharf, so daß jedes Ziel lächerlich erschien und jeder Wille, der vielleicht ein bescheideneres Ergebnis gefunden hätte, von vornherein ertötet ward.

Dusche. Erst lau, dann kalt. Prächtig, prächtig. Man wurde jünger, leichtsinniger, übermütiger. Schatten wichen. Man fühlte sich entschlossen und unbekümmert wie — wie dieses Fräulein Anna Lindike. „Mantel!“

Nieke frottierte.

„Nun werden wir wieder jung, Nieke ...“

‚Und die Fabrik?‘ ging es ihm unter diesem frischen Gefühl behaglich und entschlossen durch den Sinn. Eigentlich eine prächtige Sache! Wieviel solcher Werke gab es in Deutschland? Man müßte sich eine breitere Plattform schaffen, wie man jetzt gern sagte. Die Ellbogen sich frei machen zum Wirken, zur Arbeit, dem Vetter Albrecht Dedekind die Hälfte der Zügel einfach aus der Hand nehmen. Es gab Tage, trübe Tage, Regentage, Pladdertage mit drückendem Himmel, an denen er jeden Buchhalter und Hausdiener um seinen emsigen Arbeitstrott beneidete. Er hatte auch gelegentlich Ansätze genommen ... aber Albrecht hatte so eine nette, spaßig-energische, summarische Art, die einen nicht recht zur Sache oder zum Ziel kommen ließ, und man vergaß es dann selbst so halb unter den Geschäftigkeiten und Ablenkungen des Tages. Es war auch nicht so einfach und leicht. Man würde sich eine erhebliche Last und Verantwortlichkeit aufbürden und sich zu strenger, zäher Stetigkeit verpflichten.

Das neue Unterzeug, das heut morgen gekommen war, Geburtstagsgeschenk der Mama, gefiel ihm, violette Seide ... „Passende Socken, Nieke.“

Nein ... nein, er war kein richtiger Dedekind mehr, die alle den Erwerb und Besitz für etwas Heiliges, jedenfalls für das Höchste und Schätzenswerteste dieses Lebens hielten. Gewiß — auch er war ein Mensch des Reichtums, konnte ohne seine Verwöhnung nicht atmen; wenn er einmal nicht gebadet hätte oder unter grobem Leinen hätte schlafen müssen, wenn er die Leichtigkeit und Eleganz seiner von ersten Schneidern und Schustern ihm angegossenen Anzüge und Stiefel, sein anregendes Frühstück, mittags um dreieinhalb sein leichtes, feines, kräftigendes Essen hätte vermissen müssen, um bloß das Gröbste zu nennen — unmöglich. Keiner war empfindlicher als er in solchen Entbehrungen und Befriedigungen. Dennoch litt man zuzeiten, verachtete ein wenig seinen Reichtum, wünschte sich einen Zwang, selbstkritisch, denn man war gescheit, temperamentvoll und gesund; mitunter befiel einen eine seltsame Wachheit wie ein leichter Schwindel, die Stolz und Gewissen bedrängten —: Leistung! — etwas, das den Tag mit Rhythmus, Anspannung, Wert und Inhalt füllte! Der Tag war grau, wesenlos, akzentlos, das Leben gewissermaßen vertan, vergeudet, verläppert. Seine Sammlungen ödeten ihn plötzlich an, er floh daraus, wie aus toter Luft, sie weckten einen schmerzhaften Überdruß — Langweile. Und er durchschaute und zerfaserte es scharf; er litt dann mitunter so, daß er jede Beschäftigung und Zerstreuung zerklügelte, wenn er ein Buch las, im Theater saß, ein Konzert hörte, eine Debatte führte — wo war der Sinn und Lebenswert in alledem? Bei dem Schwirren der Darmsaiten, der Blechwände, bei dem wunderlichen Prozeß, der sich über die Bücherseiten hinziehenden Gefühls- und Gedankenabstraktionen, bei diesem lebensfernen Agieren und Tönen zwischen bemalten Leinwänden? Das war leeres Leben, überhaupt kein Leben, Konstruktion, aufgeschminkte Leere, dreiste Mache, Schwindel, verlogene Taschenspielergeschicklichkeit.

Er war eine Tangente am Kreis des Lebens, wie er einmal beim grimmigen Kiergegaard gelesen hatte, in solchen Stunden empörte er sich unbestimmt, als zuckte eine jähe Sehnsucht nach starkem Leben, nach Verpflichtung und Erfüllung in ihm auf. Ein atavistisches Gefühl? fast ein Gewissensbiß ...

Der Scheitel saß. Nieke hielt den Rock, aus dem die seidnen Armlöcher schimmerten. Taschentuch. Etwas Brillantine in den Bart.

Nieke waltete stumm. Er hätte heute einen kleinen Schwatz verdient. Aber er war es gewöhnt, daß sein Herr zuzeiten nicht sehr gesprächig war.

Der war heute absonderlich mit sich selbst beschäftigt. Fünfunddreißig. Das war ein Einschnitt und ein Memento. Dazu das Kärtchen der Dame Lindike. Er fühlte in der Tat noch den feinen erregenden Druck des Blättchens in der Handfläche. Sah die grauen, ins Dunkle wechselnden Augen — ‚Erinnerung wird ihm Fülle geben.‘ Ja. Sie tat es. Es wehte ein sinnlich lebendiger Hauch um das Bild ... Leben!

Starkes Leben. Er sehnte sich nach starkem Leben!

Kam es nun auch von ihr? —

Ahaa — da war auch die gute Frau Nieke, die ihren Knicks machte, blaß, zart, anmutig und schattenhaft. Doktor Dedekind gab ihr herzlich die Hand und sprach freundliche und spaßige Worte zu ihr.

⌘ ⌘ ⌘

Heino Dedekind pflegte sonst sein Frühstück an dem kleineren Tisch vor dem pran-

genden Wintergartenfenster einzunehmen. Doch heute erwartete man Gäste, die einem Imbiß sicherlich nicht abgeneigt waren. Alte Bilder umschimmerten die Pracht roter Hummerscheren, fetten Kaviars, knusperiger Hühnerbeine auf dem runden Mitteltisch, und auf dem riesigen Büfett lugten zwischen altem Kristall bunte Flaschenhälse aus silbernen Kübeln von getriebener Arbeit.

Heino Dedekind belobte alles mit starker Stimme. Nieke schritt geschäftig über den Teppich.

Ja, man sollte anfangen. Nichts konnte einen hindern. Die drei jüngeren Vettern würden nacheinander anspaziert kommen, alles zwanglos, wie in jedem Jahr, gewissermaßen ohne Programm.

Heino entfaltete das Mundtuch und Nieke goß mit weichem Strahl Tee in eine papierdünne Tasse.

Als Heino das erste Ei aufklopfte, erschienen Philp und Artur zugleich im Gänsemarsch; Philp lang, mager, mit eingewachsenem großen Einglas und mit einem Veilchensträußchen für fünfundzwanzig oder dreißig Pfennig zwischen den Fingerspitzen, dahinter Artur, beträchtlich kleiner, brünett, mit geschorenem Schnurrbart und abstehenden Ohren, er trug eine rot, gelb und schwarz gefleckte Orchidee in der Hand, die dem lustig mit der Serviette winkenden Heino eine dicke grüne Zunge herausstreckte.

„Nun also," sagte Heino und erhob sich. „Ich habe euch einige Krümel übrig gelassen."

„Vor allem gestatte unsern freundvetterlichen Glückwunsch," sagte Philp und vollzog die Überreichung seines schämigen Sträußchens.

„Danke, fabelhaft, Philp. Dank' euch, ihr Guten, nehmt Platz. Und nun von was anderm. Hier sind Eier — erst einen Löffel Kaviar ... Hier sind Hummern, mein lieber Philp. Und ich denke, daß etwas Kognak, Port oder Sherry ..."

„Port," sagte Philp.

Artur rückte den schweren Stuhl entschlossen näher, die Augen auf die größte Hummerschere gerichtet, obwohl er gern erst etwas von dem grauen großen Kaviar genommen hätte, aber besser umgekehrt, denn Philp — aber Philp hatte lächelnd und gelassen mit seiner magern Hand die bewußte Schere schon auf seinen Teller gezogen.

„Du scheinst Appetit zu haben, Philp!" sagte Artur. Er war recht ärgerlich. Philp hatte ihn zudem eben abgeholt und in seinem, Arturs, grünem Kupée einen Pump versucht; der war ihm übrigens mißglückt. Die meisten Dedekinds waren ziemlich genau, einige sogar geizig.

Philp, geborener Stoiker, widmete sich unter freundlichen Worten dem ausgezeichneten Hummer. „Delikat, Heino. Ich weiß nicht, ist es die frühe Stunde oder schmeckt es bloß bei dir so — es gibt solche Lokaleinflüsse. Na prost."

Da kam Donatus herein und trug eine kleine blaßrote Primel in einem roten Töpfchen in der langen weißen Hand. Er war groß, schlank, glattrasiert, blond, blühte rot und weiß, fabelhaft gesund, wirklich bildhübsch und aufs peinlichste gepflegt.

„Lieber Heino," er sprach etwas rasch und sehr fließend, „gestatte diesen sinnigen Ausdruck meiner Zuneigung: blaßrot — ich habe lange gewählt, deshalb meine Verspätung — ein Abbild deiner nunmehr moderierten erotischen Gemütslage, die dem Flammenden in der mehr und mehr wirksam werdenden Nähe der liebenswürdigeren Vierzig mit Wehmut sacht entsagen dürfte ... Philp, du bist störend! Dir fehlt jeder Sinn für Situationen." Er gab Heino das Primeltöpfchen, Philp einen Katzenkopf und nahm angeregt Platz. „Kinder . . . ausgezeichnet. Heino, du füllst deinen Platz als Senior wenigstens dieses Kreises voll und ganz —"

„Lieber Donatus, nicht ‚voll und ganz'."

„Verzeih, Heino. Ich war verwirrt." Er reckte anmutig die Arme. „Artur, du dürftest an diesem zweiten halben Hummer vorläufig genug haben. Sei so gütig ..."

„Wieso ..." kaute Artur in neugefestigter Laune.

„Ich habe meine Gründe, mein Äffchen."

Jeder von den drei Vettern hatte einen scharfen Blick für die Eigenheiten und Schwächen des andern, sie fanden alle einander ein bißchen komisch; Artur nahm man am wenigsten ernst, er war ziemlich unbegabt und lauten Sinnes, übrigens waren alle Voßstraßen-Dedekinds nicht sehr beliebt — aber man war voll Duldsamkeit und warmen Verständnisses. Philp und Donatus waren die Jüngsten der Familie, beide noch ohne ‚Abschluß'; keiner glaubte übrigens vom andern, daß er diesen Abschluß sobald erreichen würde.

„Was macht die Landwirtschaft, Philp?" fragte Donatus munter über das Glas hin, denn Philp ließ sich zurzeit gelegentlich auf der Landwirtschaftlichen Hochschule sehen.

„Danke. Es geht ihr gut. Und du bist fleißig beim Repetitor?" Es war wohl der vierte oder fünfte seit zwei oder drei Jahren.

So schmausten sie. Nieke glitt um den Tisch. Er gehörte dazu wie der Teppich und war taub wie der Eiskübel.

Dann schwatzte man noch bei einer Zigarre und einem Schälchen Meukow, bloß Philp

blieb beim Port, lag bequem mit langen, gekreuzten Beinen in einem Sessel und genoß behaglich, trotz gewisser Sorgen, die seinen Horizont umwölkten, die Stunde. Nettes Etui diese Heinosche Umwelt — war sein eigener Herr und konnte Gott loben! Auch Philp hatte es nach der Familientradition eine Weile mit dem Kaufmännischen versucht, sogar vorübergehend bei Onkel Richard in der Voßstraße, dann in Hamburg, in London, in Rio — dort war es am spaßigsten und hübschesten gewesen, aber sein alter Vater hatte nicht viel Wert auf ein andauerndes Volontieren und auf unumgängliche Überschreitungen eines gewissen Kontos gelegt; danach war er in die Landwirtschaft hinübergewechselt, denn derlei lag ihm besser, und dabei würde er wohl nun bleiben, er hatte sich bereits auf verschiedenen großen und mittleren Gütern getummelt, das Leben in den Herrenhäusern war sehr gemütlich, viel Jagd, und es gab liebe Mädchen in Wald und Feld, man ritt hinaus und lernte dies und jenes kennen, mitunter gab es grobe Verwalter, nun, man wußte, was man dem Sohn und Einzigen von Adalbert Dedekind schuldig war ... augenblicklich war man auf väterlichen Befehl auf der landwirtschaftlichen Hochschule eines mäßigen Eifers beflissen; das gehörte dazu, allerlei Bodenchemie, Wirtschaftskunde, Zucker- und Schnapstechnik — man ging hin und war jedenfalls in Berlin; daß ihm Vater seinen Palazzo zur Verfügung gestellt hatte, war allerdings unbequem. Ja ... dachte Philp und rollte einen neuen Schluck über die Zunge, was wollte der alte Herr! Daß er ein bißchen hoch wettete und im Klub spielte, das schuf eine nette Spannung, die man zum Leben brauchte; mitunter schnitt man auch gut ab und sanierte sich, was eben, wie die Dinge lagen, zuweilen nötig war, oder es ging schief, dann wurde man hartnäckiger. Wenn Vater einsichtiger oder weniger grundsatzfest wäre — so mußte man mit den Wölfen heulen. Jeder Mensch braucht seinen kleinen Nervenreiz!

Er erhob sich gemächlich und ging zu den andern hinüber. Bilder, Bilder, Bücher, Bücher. Manche Räume waren ganz voll davon.

„Ja, Heino, warum heiratest du eigentlich nicht?"

„Wie?" fragte Heino mit leichtem Mißtrauen und zeigte die kleine Falte über der hellen Braue.

„Fiel mir so ein. Es würde gut zu dir passen, scheint mir. Siehst du, fängt man erst mit vierzig an, dann ist man sechzig, wenn der Junge soweit ist, und schon halb oder ganz kaduk."

„Ja, Philp," sagte Heino und lächelte: der lange Philp hatte bei aller sonstigen Weltläufigkeit einen ganz merkwürdigen Sinn für ein gewisses Familienbehagen, man kannte das an ihm; überall wo es nett zuging bei den Vettern, bei jüngeren Kusinen, sogar bei den älteren Tanten tauchte er gern einmal für eine halbe Stunde auf, und innerhalb seiner eigenen vier Wände entfaltete er eine fast altjüngferliche Betulichkeit.

Und Heino meinte ernsthaft: „Du magst schon recht haben, alter Philp. Man sollte mit sich zu Rate gehen und nicht warten bis es hier auf der linken Seite plötzlich kühler wird!"

„Ach was das angeht," sagte Philp. „Das hat Zeit, Heino. Das hat noch sehr viel Zeit."

Donatus bewegte sich jetzt mit artigem, immer neuem Interesse zwischen den kostbaren Büchern, Bildern und Dingen. Er litt seinerseits keineswegs Not, auch seine verwitwete Mutter Adele nicht, die viel auf Reisen war oder mit ihrer Gesellschafterin in einem vornehmen Berliner Hotel einige Zimmer bewohnte, aber die andern Vettern waren doch noch reicher, besonders Heino. Die Donatuslinie, alle Väter waren Brüder gewesen, war mit geringeren Rechten an der Firma, die Heino in dem Kreise hier vertrat, beteiligt, und hatte überdies einen Teil ihres Kapitals herausgezogen. Donatus liebte diese üppige Heinowelt mit Respekt. Er bewunderte das meiste, tadelte wenig und geschmackvoll, er hatte einen scharfen Blick für alles, was zum besten Lebensstil gehörte und in maßgebenden Kreisen in Geltung war. Für Porzellan, Teppiche, Möbel war er beinahe sachverständig, von Bildern verstand er weniger, aber er unterrichtete sich leicht, las mancherlei und sprach fließend, rasch und ausgiebig.

„Wie gesagt, Vetter Heino, das schätze ich an deiner Sammlung fast am meisten, verzeih, sie hat einen Kern, der wie ein lebendiger Organismus wächst ... famos ... deutsche Maler vom Anfang des vorigen Jahrhunderts, das ist doch ein Programm. Runge ... Drolling ... Olivier ... Fohr ... wer kennt sie sonst, und sie sind fabelhaft hübsch, echt deutsch ... dieses Mädchenporträt von Schick ... neu? natürlich, es ist herrlich; und hier Friedrich ... dieser Strandmondschein, bezaubernd, keiner kannte ihn vor zehn Jahren ... O Gott ja, das ist wieder neu, dies letzte Aquarell. Ich entsinne mich nicht ..."

„Ja, es ist neu."

„Ich beneide dich. Und dann die ernsten und spaßigen Berolinenses. Bei neueren

Meistern bist du vorsichtiger, mit Recht. Bilder sind Kapitalswerte. Sie müssen Patina haben, wenn man ihrer ganz sicher sein will." Ja, Heino wußte um die Grenzen seiner Kennerschaft.

Philp folgte eine Weile schweigend und betrachtete seinen Vetter Donatus wieder schräg durch das Einglas. Merkwürdig, wie das Kerlchen dabei an sich selbst und seine Worte glaubte und einen plötzlich treuherzig ansah und, wie er meinte, bis aufs i-Tüpfelchen überzeugte!

Gleich darauf aber zog Donatus, als hätte er bloß auf diesen Augenblick gewartet, den Vetter Heino in die Ecke des einen Bilderzimmers. Er tat so etwas gern, plötzlich vertraulich aufgeschlossen, gewissermaßen nur dem andern zugewandt.

Die Sache war die: er hatte da in letzter Zeit eine ernsthafte Neigung gehabt, wie Heino und die andern wußten . . . beste Familie, höherer Beamter, reizendes Kind, noch etwas erziehungsbedürftig, wie Donatus meinte, denn seine Frau mußte einmal in jeder Linie, in jeder Regung auch für das kritischste Auge einwandfrei sein, einfach gesellschaftliche Hochzüchtung, Dame . . .! sonst schlechthin unerträglich; makellose Ansätze und Gaben dazu wären unzweifelhaft vorhanden gewesen — allein er hätte sich nun trotzdem, um es im Vertrauen zu gestehen, nach reiflicher Erwägung und natürlich in vollkommen freundschaftlicher Form vorsichtig zurückgezogen. „Sieh mal, Heino — die Ehe ist eine eminent soziale Angelegenheit. Sagen wir, mir stehen später einmal rund 40 Mille oder etwas mehr jährlich zur Verfügung, dann halte ich es grundsätzlich für unumgänglich, daß meine Frau mindestens ebensoviel hat. Soll ich statt vorwärts- zurückgehen, mich einschränken? Das ist kleiner — miekriger Stil. Du denkst in diesen Dingen vielleicht freier, nun du kannst es dir leisten . . . ich kann es nicht und würde es für fahrlässig und auch der Frau gegenüber für gewissenlos halten. Man ist in bestimmten Lebens- und Höhenlagen auf sein Niveau verpflichtet und darf sich nicht, auch wenn es mal schmerzt, gehen lassen. Woher kommt denn in vielen Fällen der Rückgang guter Familien? Man hat hier gewisse rücksichtslose Verpflichtungen —: die Höhe halten; nicht bloß persönlich, Heino; ich las da erst kürzlich einmal in einer äußerst aufschlußreichen Schrift von der ungeheuern Bedeutung der älteren Familienschichten auf dem Gebiet der vornehmen Gesinnung nicht minder, als auf dem der schönen Form; dort wüchsen edlere Seelen als in der Niederung trotz gelegentlicher intellektueller Überlegenheit da unten, weil eben die Tradition, die Atmosphäre der Kinderstube, eine Organisierung der Psyche erziele, die diese wohlgestaltet und zugleich fähig mache, neue Geistesinhalte harmonisch dem Kulturganzen einzuverleiben . . ."

„Gut, vortrefflich, Donatus, unter bestimmten Voraussetzungen," sagte Heino zögernd. „Aber es ist doch ein so reizendes und entzückendes Mädchen . . ."

„Ja, Heino. Ich bin dir dankbar dafür. Glaubst du, daß es mir nicht schmerzlich ist? Aber ich kann meine Grundsätze nicht über Bord werfen — kann nicht — ich fände es liederlich, lieblos — im höheren Sinn asozial und gewissenlos . . ."

Heino lächelte und sah durch das Fenster hinaus. Ein kleiner Schwätzer, der Vetter Donatus. Und im Grunde ein echter Dedekind, der auf Vorteil und Besitz erpicht war; freilich ohne die dazu gehörige straffe, in anderer Weise rücksichtslose Härte gegen sich selbst; er war schlau, ein bißchen faul und genußsüchtig, alles in bester Form und mit sieben- oder achtundzwanzig noch nicht mal Referendar, weil er sich mit jedem Schnupfen ins Bett legte und zur Nachkur nach dem Süden, an die See oder ins Hochgebirge begab — denn er hatte ‚einmal einen Stirnhöhlenkatarrh gehabt'; er war von jeher verpimpelt worden, Mutter Adele war schwach und steckte voll sentimentaler, immer dem Neuesten zugewandter Ideologien, Donatus hatte manches von ihr und wickelte sie scharmant und zielbewußt um den Finger. Er wollte — ‚wollte' in den diplomatischen Dienst, oder zur Bank, Großbank natürlich, als Syndikus, Dr. jur. und Referendar a. D., oder einfach Bankdirektor und Aufsichtsrat . . . wenn möglich durch Vetternschiebung, Verbindungen, Fürsprache — derlei zweckmäßige Einsichten gehörten zu seinen vertraulicheren Bekenntnissen.

„Ja du mußt wissen, was du tust, Donatus. Da kann man nicht raten," sagte Heino am Ende dieser Mitteilungen und machte sich freundlich aus der Ecke los.

Vetter Artur lief indessen hinter Philp mit geröteten Ohren durch die Zimmerflucht zurück und rauchte dabei eine gewaltige Bock. Er trank stets ein wenig scharf . . .

„Ganz prachtvoll —! Ausgezeichnet —! Hervorragend, was Philp? — Hör' mal, Heino, das neue Bild da mußt du Emmi einmal zeigen — Emmi versteht etwas davon — wundervoll — ganz großartig!" Er stelzte umher und man lauschte ihm freundlich und nachsichtig. Nein, Artur war nicht sonderlich begabt, sein Doktor juris war sein größter Stolz und geistiger Ruhepunkt, er hatte sich damals aus Prestigegründen ge-

waltig zusammengenommen: ‚Herr Dedekind' — nein, das war ohne jede Distanz, Söhne, Erbsöhne mußten etwas übriges tun, Vater war Kommerzienrat und Konsul, also der Sohn Dr. jur., ebenso wie Heino —, sein Bruder Paul hatte sich das zwar geschenkt, aber der war hervorragend tüchtig im Kontor, er selbst war es weniger, er ‚repräsentierte' mehr das Haus, Vater und Bruder steuerten das Schiff, er paddelte so mit, wie Philp sagte, schrie ohoi — wozu auch? Sein eigentliches Interesse galt dem gesellschaftlichen Leben, er mußte überall dabei sein, selbst ein bißchen ein Haus machen, auch seine Sportgelüste waren auf diesen Stil zugeschnitten, alles etwas laut, dazu Neigung zu Adel, Hochfinanz und Feudalgesinnung, Deibel auch! Leider konnte man nicht immer ganz so, wie man wollte, denn Vater war ein peinlicher, trüber Rechner.

Zuletzt nahmen die vier Vettern noch einen Schluck Whiskysoda im Eßzimmer; das war gut und weise so, und Donatus hielt rasch und gewandt eine kleine witzige Schlußansprache. Artur krähte angeregt dazwischen und wollte sich auch seinerseits Luft machen, aber er wurde freundlich daran gehindert. Die Uhren schlugen. Und dann wurde es störend still.

„Ich müßte ins Kolleg. Und du wohl zum Repetitor, Donatus — wie?" sagte Philp mit mildem, bedauerndem Ernst.

„Altes Scheusal. — O Gott," er zog die Uhr. „Es ist allerdings Zeit, Heino, der Tag löste die Zunge, und alles war reichlich — zu nett. Ich muß wirklich zum Repetitor. Arturchen, du wirst mich abfahren... leider muß es sein, sehr leider. Aber man muß endlich diligentiam prästieren. Heißen Dank, Heino."

„Kommt bald wieder. So abends einmal, Donatus und ihr andern; bring' deine feine Emmi mit, Artur, ich lasse Staub wischen auf dem Flügel."

Ja, Emmi musizierte viel und schien ein wenig unter Arturs lauter Unerschütterlichkeit zu leiden.

„Gern, Heino," sagte Donatus.

Artur sprach bereits herrisch und leutselig mit dem lautlosen Nieke, der plötzlich aus dem Teppich gewachsen war. Philp überlegte einen Augenblick zögernd — nein, heute ging es wohl nicht gut, ganz abgesehen davon, daß Heino schon beträchtlich ihm gegenüber engagiert war. Und er berührte Heinos Schulter und Hand freundlich und wippte hinaus.

So fuhren sie zu dritt wieder ab, Donatus mit einer prächtigen hellgelben Aktenmappe auf dem Schoß. Philp hatte es sich in der einen Ecke bequem gemacht, und Artur neben ihm hatte immer noch Angst vor ihm und seinen möglichen finanztechnischen Absichten.

⁂ ⁂ ⁂

Nun stand Heino Dedekind wieder allein in seiner Wohnung. Sein Blick war blank, Rauch schwamm in der Luft, und die Blumen dufteten. Aber ein Gefühl des Unbehagens oder der Unordnung war nicht abzuweisen.

‚Ja,' dachte er, ‚das wäre erledigt!'

Er ging rasch in sein Schlafzimmer, um sich noch einmal frisch zu machen. Die Fenster standen offen, unten im Garten rauschten Bäume und Büsche im laulichten Wind, es klang lieblich bis in diesen zweiten Stock herauf; Maler standen in weißen gefleckten Kitteln vor ihren kleinen Atelierhäuschen und blinzelten ins Licht, eine Amsel pfiff, und die Sonne schien blank und mit zuverlässigen Absichten. Das alles erfüllte Heino mit einem neuen Wohlgefühl, das unbegreiflich in den Tag und in die Zukunft hinauswies.

Er pfiff die Melodie aus der Schubertschen Unvollendeten und variierte sie kräftig auf eigene Faust, daß Nieke die Ohren spitzte. Also Fabrik, dann zum Freund und Antiquar Tüllcke in der Schellingstraße, dann Auktion bei Hesselbarth in der Dorotheenstraße, dann Mama! Es drängte ihn fort, besonders zu der Auktion, große Sache, die Hauptstücke kamen gegen eins dran, man war von weither zugereist; und Tüllcke hatte ihm einige alte illustrierte Molièredrucke angekündigt. Ein geschäftiger Tag also... und am Abend, gegen Abend, ja, da sollte man auf einen Sprung am Gendarmenmarkt vorsprechen und Danke schön! sagen; und — das war plötzlich die erfreulichste und belebendste Aussicht!

Nieke meldete den Wagen.

„Es ist ungewiß, wann ich heute zurückkomme. Vielleicht nach Tisch auf eine Stunde. Wiedersehen. War alles sehr hübsch, lieber Nieke, ich spreche Ihre Frau noch; übrigens ja, eine Flasche Portwein und was Sie sonst wollen — guten Appetit."

Nieke stand an der Tür des Fahrstuhls. Heino Dedekind sank hinab. Der Fahrer wartete am Schlag und griente, Blumen steckten in den Kristallhülsen; Heino schlug ihm gnädig auf die Schulter.

Dann ging es rasch voran. Am Gendarmenmarkt wandte er den Kopf; er hoffte fast, daß ein Schimmer von diesem Fräulein Anna Lindike irgendwo sichtbar würde — und wieder durchflutete ihn ein Licht und eine Süßigkeit, doch er sah bloß das große stattliche Haus der Tante Johanne Dede-

kind, den Laden, die Torfahrt und die Fensterreihe oben.

Es war recht hübsch und behaglich gewesen, dieses übliche festliche Vetternfrühstück aus dem Stegreif, man war gut gelaunt, blutswarm vertraulich unter sich gewesen, hatte sich sozusagen ein bißchen lieb gehabt, mit einer Neigung zur Billigung. Im übrigen berührte er sich nicht allzu nahe mit ihnen. Artur — Philp — Donatus — — Aber wie war man selbst? Er blinzelte, als träfe ein schärferer Luftzug sein Auge, und die kleine Falte wurde sichtbar.

Anders! — Denn doch ein wenig anders! —

Und bald darauf hielt der Wagen in der Negeleinstraße zwischen Spree und Gertraudenkirche.

3.

‚Man sollte hier etwas Licht, Luft und Freudigkeit hereinbringen!' dachte Heino Dedekind, als er durch den mächtigen Torbogen ging.

Er bewegte sich mit seinem leichten, eleganten Schritt erst mal in einer plötzlichen Unternehmungslust über die Höfe hin. Karren sprangen, Holzsohlen klappten, Räder surrten und sausten. Es roch scharf nach Säuren und lieblich nach Duftessenzen. Man wurde hier ein wenig wie ein Dilettant behandelt — Arbeiter grüßten flüchtig ,oder höflich oder sahen grundlos weg, Mädchen strichen mit forschendem und heimlich strahlendem Blick vorbei. Heino Dedekind dankte stets höflich, mit einem Schimmer von Befangenheit, als ermangelte sein Verhältnis und Gewissen diesen Dingen gegenüber der Festigkeit.

Er sann einen Augenblick nach und ging dann ebenso rasch wieder nach dem Verwaltungsgebäude vor, das auf die wenig erfreuliche Negeleinstraße sah. Ja, hier heraus! Man sollte hier kurzweg verkaufen, an die Peripherie ziehen, sich ausbreiten, Arbeiterhäuser bauen und sonstiges Hübsche und für die Leute Fördersame anlegen! Und das andere war: man sollte dem Zentralbetrieb des Hauses, den Farbstoffen, dem Chemisch-Pharmazeutischen wie in alten Zeiten mehr Treue halten; man war, dem Luxusbedürfnis der Zeit entsprechend, mit einer gewissen Betonung ins Kosmetisch-Hygienische abgebogen, Vetter Albrecht und seine Helfershelfer hatten eine starke Konjunkturneigung — gut, aber man hatte auch Pflichten, einen allerersten Ruf und Namen zu wahren. Jeder Mensch in Deutschland kannte ihn. Man roch die neue Konjunktur schon hier draußen, sie quoll mit blumigem Duft aus Kellern und Gewölben ... Er schwang den Stock und fühlte frohe Zuversicht und Energie. War man eine Nebensache, ein Pfründner? — Oho! Er würde es ihnen bald einmal zeigen. Es kam für jeden ein Damaskus — nun ja, Damaskus! Er lächelte.

Die Chef- und Prokuristenbureaus lagen im ersten Stock, sie waren geräumig und hatten altväterisch niedrige, geweißte Decken; Vetter Albrechts Bureau war dunkel und gediegen möbliert, Heinos Arbeitsgemach präsentierte sich in allem Ernst schmuckhafter durch kostbare Teppiche und kühne Radierungen, die das Leben der Arbeit symbolisierten.

Heinos festlicher Tag wurde herzlich und ein wenig flüchtig berührt. Man hatte zu tun und würde ja im weiteren Verlauf des Tages noch einmal darauf zurückkommen. Vetter Albrecht, Chemiker, Dr. phil. und Kommerzienrat, war immer etwas kurz, so jovial und bürgerlich-behaglich er sich gab, sah einen an, antwortete rasch mit leichtem berlinischen Tonfall, brach gern mit lockerem Lachen ab und war im nächsten Augenblick mit ganz etwas anderem beschäftigt.

Auf dem Einlaufstisch in Doktor Dedekinds Kabinett türmten sich einige dicke Mappen mit Briefen und sonstigen Eingängen. Das war an jedem Tage so und sah nicht selten sehr geschäftig aus, aber es war niemals so schlimm damit. Man pflegte dem jüngeren Teilhaber allerlei Juristisches, wie es in großen Betrieben gang und gäbe ist, zur Bearbeitung und ‚Entscheidung' vorzulegen. Man tat es mit einer gewissen Beflissenheit und Umständlichkeit; und die kniffligen Fragen reizten ihn zuweilen. Er betrachtete sie angelegentlich und besprach schließlich das Nötige, Eigentliche und Entscheidende mit dem verantwortlichen Syndikus des Hauses, einem bekannten Berliner Notar, der dann das Zweckmäßige veranlaßte. Natürlich hatte er auch eine Art Stimme in allen Konferenzen und bei den wichtigeren Entschlüssen.

Es waren Briefe, eine gerichtliche Entscheidung durchzusehen, eine Reihe von Unterschriften zu leisten. Es war nicht viel, noch weniger als sonst, fast als wüßte man gebührend auf diesen Tag Rücksicht zu nehmen. Die beiden Prokuristen sprachen kurz vor, Herr Grüz (er legte Wert auf ein langes ü), blond, beweglich, mit elastischen Pupillen; und Herr Dorn, dunkel, groß, sehr männlich, mit schwarzumrandetem Kneifer und tiefer, starker Stimme, eine Staatsanwaltserscheinung.

„Ich habe heute leider wenig Zeit, meine Herren," meinte Doktor Dedekind mit jovialer

Vertraulichkeit. Herr Grüz unterbreitete, noch respektvoll und geschäftig verweilend, mit geschmeidiger Hand einen Vorgang, als handelte es sich um eine Angelegenheit von Wichtigkeit oder größerem Interesse. Er schlug mit leicht knallendem Geräusch einen Aktendeckel auf.

„Ah gut. Geben Sie bitte her, Herr Grüz. Wir sprechen noch darüber — es war immerhin zu erwarten. Und was haben Sie sonst noch, mein lieber Herr Grüz? So so so. Einiges kann vielleicht liegen bleiben."

„Gewiß, Herr Doktor. Ich habe nur aus informatorischen Gründen ..."

„Danke Ihnen. Ich werde es durchsehen." Worauf sich auch Herr Grüz mit weißumrandeten Augen hinausschmiegte, wobei er seinen langen seidigen Vollbart strich.

Doktor Dedekind war sich seiner Stellung als Chef und Mitinhaber des Hauses auf seine Art natürlich bewußt; aber er fühlte nicht gern die beobachtenden Blicke der beiden Prokuristen auf einmal auf sich gerichtet; besonders Herr Dorn stand stets so groß und beinahe drohend vor ihm, hatte in der tiefen Stimme etwas Überlegen-Energisches, das ihn unbehaglich berührte. Man war in letzter Zeit vielleicht etwas empfindlicher, sich seiner Zurückhaltung bewußter geworden, die den Leuten hier und anderwärts verriet, daß man selbst seine geschmackvolle Nebenrolle im großen Ganzen zur Genüge kannte.

Jetzt schob auch Vetter Albrecht noch einmal sein fleischiges blasses Gesicht mit den kleinen weißen Mensurnarben für einen Augenblick gemütlich und geschäftig durch die Tür. „Ja, mein lieber Heino, feste zu tun? Wir sprechen uns also nachher! Alles im Lot?"

Heino ließ sich nicht weiter stören. „Wiedersehen, Albrecht, bei Mama. Ich habe da noch einiges in der Stadt zu besorgen; grüße dein Weib inzwischen," sagte er ihm halb zugewandt.

„Wiedersehen, Heinochen!" sagte Albrecht und gab ihm die kurze warme Hand, indes er eine dicke Rauchwolke von sich blies.

„Heinochen!" Als gedächte man nach gewohnter Art zu schwänzen. Nun, er hatte wirklich fast dieses Gefühl, und er freute sich sogar dessen. Also erst zum Antiquar Tüllcke, dann zu Hesselbarth ...

Die Straße war sonnig, das Leben mittagslustig und frisch. Man sollte aussteigen und sich dazwischen stürzen! Keine Zeit ...

So fuhr Heino Dedekind denn also über den Spittelmarkt zurück.

Hallo! da war ja Freund Tüllcke selber — in klapperdürrer Person an der Ecke der alten Kurstraße, die Spinne, — mit langen Beinen, kurzem Oberleib, hohen Schultern, worauf ein runder bartloser Kopf mit jesuitisch glitzernden grauen Augen hinter großer runder Brille saß. „Tüllcke!" Der Lodenmantel flatterte, verbarg geizig Bücher und lose Papiere unterm Arm. Tüllcke riß aufgestört und verstört den weichen schwarzen Hut vom dünnhaarigen Schädel.

Dedekind lud ihn auf und sagte: „Ich will eben zu dir, alter Tüllcke. Was treibst du dich herum?"

„Ich hatte da von etwas Wind bekommen. Nachlaß eines uralten Humanisten vom ‚Grauen Kloster'."

„Lohnt es?"

Tüllcke wiegte den Kopf und schmunzelte. „Er wollte Schopenhauer widerlegen und schwur nebenbei auf Hume; Kant hätte dessen klare Erkenntnislinien metaphysisch verbogen. Darüber starb er mit Fünfundachtzig."

„Also es lohnt?"

„Kann sein. Der gelehrte Herr hat fleißig gesammelt."

„Ich muß dann gleich zu Hesselbarth, großer Bildertag da, neuere Sachen, man erwartet Preise — komm mit, Tüllcke!"

Dessen Augen funkelten. Er war Büchermann, berühmter Antiquarius, aber alle Grenzgebiete der Sammelwut lockten seine Hamsterseele. „Kann leider nicht. Das hier hat Eile."

Sie stammten beide vom Friedrichsgymnasium, Tüllcke hatte Heino als älteres Semester eine Zeitlang Hilfsstellung gegeben; Tüllcke selbst hatte der Wissenschaft beizeiten entsagt, er hatte kein Lehr-, noch weniger ein Schreibtalent, er litt an der Furcht vorm Fertigmachen, änderte, stürzte um und las — las — ohne Ende; da war er kurzerhand mit einigen Mitteln in die seligen Gefilde des Bücherantiquariums eingegangen und war eine gelahrte Bücherspinne geworden.

Sein Gehäuse lag in der Schellingstraße im Erdgeschoß; es war nicht ganz hell dort, wie es zum Stil gehörte; ein flüsternder Gehilfe mit einem Gesicht aus Pergamentpapier, blutlosen Händen, ein lebensferner Schatten, huschte den Herren entgegen. Und nun fing auch Heino ein wenig Feuer. Jaha — Tüllcke war ein Hexenmeister und hatte Glück gehabt ... das waren allerdings Rarissima ... die Molière-Ausgabe von La Grange und Vinot, 1682, mit einer biographischen Einleitung über den großen betrübten Pritschenschläger ... dann: 1705 die seltene Biographie von Grimarest und sogar das Pamphlet „Elomire hypochondre" ... Tüllcke stand mit Gespensteraugen daneben.



Jagdrendezvous. Gemälde von Eduard Thöny
(Aus Bralls Kunsthaus, München)

Nicht übel, wie? Ein Schmäuschen! Ein bißchen teuer ... wie alle leckern Schmäuschen! Ja, Heino war für den Augenblick gelabt, er trieb derlei ja lange genug, und er spürte immer gern ins Menschliche und hegte gerade für den großen lachenden Misanthropen und Komödienschreiber, der aus Selbsterkenntnis sarkastisch und lustig war und sicherlich für die Heinos seiner Zeit einen scharfen Blick gehabt hatte, eine gewisse Liebe.

„Abgemacht, Tüllcke, wenn ich's bezahlen kann! Was gibt es sonst noch?" Alle Wände bestanden aus Büchern; manche von ihnen sahen durch Glasscheiben wie alte, vornehm-gebrechliche Leutchen. Eine Tüllckesche Spezialität waren Miniaturmanuskripte, eine andere Östliches, Asiatisches; Tüllcke selbst schätzte diese reife östliche Welt und ihren Sinn für das Wirkliche; es war eine Sabbatliebe; den asiatischen Quietismus freilich lehnte er für seine Person ab. Es gab auch unter diesen Schätzen einiges Merkwürdige und Kostbare zu betrachten.

„Glücklicher Tüllcke. Das ist deine Welt, das ist eine Welt."

Der wiegte den Kopf. „Deine Welt ist lebendiger, Dedekind!" sagte Tüllcke; „du bist frei und hast alle Wünsche frei."

„Würdest du's tun bloß genießen, Tüllcke?"

„Warum nicht?" Tüllcke sah hell durch die runde Brille nieder; seine Spinnenhände mit den gewölbten Nägeln umgriffen fest ein Buch.

„Vielleicht ein Ideal, Tüllcke. Wenigstens eine zulässige Lebensform für den, der das Seine getan hat, wie? Dir stünde es frei, in absehbarer Zeit das Leben in diesem Sinne zu Ende zu verzehren, sofern dich dein Handel hier losließe."

„Sofern ..."

„Das ist es: der Genießer, auch der geistige, ist ein Licht, das für sich selbst brennt. Es kann Ausnahmen geben, die in reifer Kulturzeit im Genießen Werte fruchtbar machen, Tüllcke: speichern, sichtbar machen, herauslocken, weiterleiten, Form und Norm geben. Aber sind wir so weit? Und in jedem Fall: Ausnahmen, lieber Tüllcke, die die große Passion, die innerste Neigung treiben muß!"

„Mag sein," sagte Tüllcke, und seine Augen schimmerten noch fahler.

Heino lächelte sein Prinzenlächeln. „Das Ideal ist — banal — Tätigkeit, jedenfalls ein Wirken im Äußern mit einer Resonanz — oder Ergänzung im Innern, sei es in der Richtung des edlen Genießens oder irdischer Erfreulichkeit. Man trägt beides als heimliche Forderung in sich."

Er lachte und wies dann wieder auf die kostbaren Molièrebücher auf dem Tische. „Der da hätte einen höchst lebhaften und spitzen Sinn für diese Fragen gehabt — und er lebt noch. Schicke mir die Bände also zu. Tjüs, alter Tüllcke. Ich sehe dich nächstens zu ausgiebigerem Schwatz und anderen guten Dingen bei mir. Vorher am Behrenstraßentisch. Ich habe es heute ein wenig eilig." —

Bei Hesselbarth in der Dorotheenstraße glitten gerade die verschnürten Lohndiener durch die Reihen. Es war die Pause vor den großen Schlägen. Jüngere Herren, die lediglich ihre Kataloge mit Bleistiftstummeln bekritzelt hatten, Reporter oder wilde Interessenten, stürzten sich auf die Kaviar- und Lachsbrötchen und Sherrygläser, die die Livrierten willig in dieser Pause hergeben mußten. In den vorderen Reihen saßen die großen Nummern, Sammler, Galerieleiter, Kritiker, Händler, auch junge und alte Damen.

Heino Dedekind fand hier seine volle Sicherheit wieder. Das alles war ihm gut vertraut, und die ganze Luft sprach ihn an. Er kannte viele Gesichter und empfand die Schätzung, den Respekt, den man ihm von allen Seiten entgegenbrachte. Hier war er eine Nummer, ein erster unter vielen, gewissermaßen eine Autorität. Das gab ihm eine Haltung, die diesem Maß von Schätzung entsprach. Er hielt den Kopf unwillkürlich gerader, eine kleine Kinnfalte legte sich auf den Kragen, der Ausdruck seines Gesichts wurde strenger, der Mund entschlossener. Er tauschte Händedrücke aus. Der Vertreter des Hauses Hesselbarth, Herr Pilz, begrüßte ihn mit Eifer und gab auf der Stelle einen kurzen Situationsbericht; nein ... keiner war auf diesem Gebiet so vollkommen sicher, die meisten rieten ein bißchen und waren von Wagemut, Konjunkturen oder Geschäftsvorteilen abhängig, aber alle zeigten Augurenmienen. Auch Heino —? O ja, auch er. Und er wußte das in einem immer wachen sarkastischen Gemütswinkel recht gut.

Herr Pilz, der Auktionsleiter, schwang sich auf das Podium. Eifrige Gehilfen packten mit geschulten Fäusten rechts und links ein Bild und trugen es vor die ersten Stuhlreihen. „Setzen! Setzen!" kam es von den Hinterwäldlern, die nun, durch Kaviar, Lachs und Sherry erfrischt, noch weniger Respekt zeigten; man hatte den Hut auf dem Kopf, wie auf der Börse, schob ihn zurück, stützte sich auf seinen Stock, und der Kampf entbrannte von neuem. Es war die Sammlung eines Baseler Liebhabers, vorwiegend

— er und seine Schwester Martine schätzten die kluge, persönlich ausgelöschte Röhll, die ihnen die Mama in vielen Stücken abnahm — und ging zu Martine hinauf, um auch dort nach dem Rechten zu sehen, bevor die anderen kamen.

Er hörte schon von weitem eine immer wiederkehrende Reihe ermüdender Flageolettöne.

„Da wären wir. Darf man herein? Immer mit Fiedel und Bogen." Heino stand plötzlich in der Tür, denn sein Pochen war überhört worden.

Martine ließ den Bogen sinken, als wäre sie aus dem Augenblick herausgerissen worden. Sie war schmal, zierlich und hatte überreiches blondes Haar; ihr Mund war zu empfindsam und zu groß, sie war nicht eigentlich hübsch, aber darüberhin von herb-zartem Reiz. Ihre eigentümlich schlanken Hände zeigten blaues Geäder. Sie trug ein weißseidenes fußfreies Kleid mit einer Art Gürtel und war wohl an die zwölf Jahre jünger als der Bruder.

„O, Heino!" Sie ging mit einer eigensinnigen Leidenschaftlichkeit zu ihm und küßte ihn. Das war ihr Glückwunsch.

„Erledigt. Und nun lege den Haarknüttel weg. Was sind das für schreckliche Übungen."

„Auch die müssen sein, Heino." Ihre Stimme klang mitunter dünn, wie die eines verzogenen Kindes.

Er betrachtete die feinen Fältchen und schmalen Schatten unter den sehr hellen Augen unwillkürlich besorgt und nachdenklich, fast so, als schiene ihm plötzlich auch die kleine Schwester da ein bißchen gefangen zwischen weichen Kissen, Teppichen, Kostbarkeiten und ihren leidenschaftlichen Geigentönen und schlaffen, erschöpften Pausen. „Du solltest es nicht so arg treiben, Martine. Am hellen Mittag spukhaftes Flageolettieren ..."

„Was soll man tun bis zum Essen? Sonst schlaf' ich ein wenig vor Tisch," sagte sie.

„Dazu war auch heute Zeit," meinte Heino kurz und väterlich. Er spazierte umher und nahm dann an dem zierlichen Schreibtisch Platz. Sie liebten einander geschwisterlich scheu, fast wie ein paar Einsame. „Kleine Schwester," brummte er. „Ah sieh da — Türrschmidt." Er wies mit dem Finger auf ein Bild, das auf dem Schreibtisch zwischen anderen Bildern stand. „Neu?"

„Ja. Er schenkte es mir zur Belohnung."

„Sogar mit Unterschrift. Ein wenig selbstgefällig, muß ich sagen, auch in der Schrift."

„Der große Bruder sieht überall Kehrseiten."

„Gibt es auch überall, kleine Schwester. Heinrich Türrschmidt," las er noch einmal. „Ein etwas wunderliches Herrchen."

Martine hörte nicht. Sie wiegte sich launisch hinter ihm und kratzte mit den Nägeln über seinen Kragen. „Du bist nirgends und niemals gläubig. Aber das muß man sein, denn sonst —"

„Denn sonst?"

Martine sah zum Fenster und blieb still. „Billigst du es nicht?"

„Das da? Er ist dein Lehrer. Uns von wertvoller Seite empfohlen. Ein tüchtiger Lehrer, wie ich annehme, und ein geschätzter noch junger Meister. Was ist da zu billigen —?" Er sah schärfer auf. „Ein wenig zu jugendlich — in seiner ganzen Art, soweit ich ihn kenne."

Sie lächelte gleichgültig und schob sich in den kleinen Sessel zwischen Fenster und Schreibtisch, daß sie im hellsten Lichte lag und träge blinzelte, die Fesseln und Füße waren kindlich schmal.

„Was treibt ihr jetzt auf der Geige?"

„Ich kann noch nichts — nichts —"

„Muß es denn so ernsthaft sein?"

„Ja. Ich denke doch, daß es mir etwas bedeutet ..." und sie errötete rasch unter der durchsichtigen Haut.

„Ein wenig unfruchtbar, wie mir scheint. Denn die Öffentlichkeit —"

Sie summte und schloß in der Sonne die Augen. „Wer weiß."

„Wie —?"

Sie schwiegen.

„Höre, Martine," lenkte Heino ab, „du hast da neulich etwas sehr Hübsches versäumt, vor wenigen Tagen. Aber du hast ja selten Zeit: immer Türrschmidt oder Konzert oder Quartett bei dem und jenem; immer Musik. Ich bestieg mit Gustel, mit Herrn Freyhan und Fräulein Lindike den Monte Croce."

„Monte — was?"

„Kreuzberg. Sehr amüsant. Wir tranken vortrefflichen Kaffee dort und genossen einer prächtigen Aussicht."

Martines Blick glitt neugierig zum Bruder hin. „Du hättest es mich wissen lassen sollen, Heino," sagte sie nicht ohne spielerische Teilnahme. „So etwas tu' ich recht gerne einmal mit. Eine ganz andere Luft, seelisch meine ich; ein bißchen derb, ein bißchen übermütig und tüchtig-spießig oder gemütlich."

„Es kam sehr rasch, ein Einfall. Ich dachte an dich, aber Flesch oder Vecsey spielte, glaub' ich, an dem Abend. Also das nächste Mal, wenn du dich feierlich verpflichtest."

„Ihr habt euch jetzt zusammengetan? Ich hörte davon."

„O nein, nicht so.“

„Freyhan kenne ich wenig, er sieht abweisend und kantig aus, als hätte er von allem eine eigensinnige und nicht sehr anerkennende Meinung. Er paßt zu Gustel ... O ja, Gustel. Ich mag sie sehr; trotz ihrer Stacheln und Ehrlichkeit; — sie ist so sicher in ihrem Wollen und Können und macht mich manchmal kleinlaut.“

„Unsinn, Martine.“

„Und Fräulein Lindike ist reizend und hat eine sehr schöne Stimme. Wann singt sie wieder? Alle so tüchtig und tapfer.“

„Ein besserer Gesangverein, wie ich hörte, wird da nächstens die ‚Schöpfung‘ aufführen und hat sie gebeten,“ sagte er und nahm zerstreut eines der Bücher in die Hand, die auf dem Schreibtisch lagen.

„Also den Gabriel und die Eva. Wirst du hingehen?“

„Das ist noch ungewiß,“ antwortete Heino ausweichend. „Dieser Gesangverein lockt mich offengestanden wenig. Überhaupt ...“

„Ja, du hast mancherlei vor. Willst du mir für alle Fälle eine Karte besorgen, Heino?“

„Gern, wenn dir daran liegt. Aber wir müssen wohl hinunter, Martine. Ich glaube, es ist schon jemand da.“

„Sie können uns ja rufen.“

„Macht es dir so wenig Spaß, kleine Schwester?“ fragte Heino mit einem Lächeln.

„Wir machen etwas viel in Familie, scheint mir.“

„Doch sehr nett.“

Martine verzog den kindlichen Mund und seufzte fast behaglich. „Ach Gott ... Philp, nun ja, spaßig, Donatus, er ist so gescheit, und Artur — o — und sein Bruder Paul, der etwas von einem scharfen Rasiermesser an sich hat und Onkel Richard und Tante Alwine — fühlst du dich so ganz wohl dazwischen, Heino?“ Sie blinzelte.

„Ich bin doch heute die Hauptperson.“

„Ja, du bist immer der korrekte, große Bruder. Man selbst ist — ja, man fühlt sich dabei etwas überzählig. — Wollen wir also hinunter gehen? Ich bin ganz heiß von der Sonne, die Seide riecht fast versengt.“ Sie stand plötzlich auf und strich von ihren Schläfen an mit beiden Händen an sich nieder, dann nahm sie Heinos Arm. „Du bist jetzt öfter bei Gustel, sie sagte's mir.“

„Ja, ihre Techniken interessieren mich für gewisse Zwecke. Freyhan ist auch öfter bei der Partie,“ erklärte er.

„Freyhan. Ja, es muß hübsch sein. Und Anna Lindike singt euch etwas vor?“

„Auch das zuweilen,“ antwortete Heino. „Du solltest dich einmal anschließen, Martine.“

Sie nickte. „Wenn ihr mich mögt. Aber ich hatte einmal so das Gefühl, als ob mir Fräulein Lindike auswiche —“

„Ach Torheit, Martine, das liegt an dir. Du spintisierst dich da in eine Lebensferne hinein. Du bist scheu, du geigst zuviel auf deinen Nerven, zuviel Türrschmidt und Konsorten und Selbstverzärtelung. Man muß vor sich selbst und den andern aufstampfen können.“

„Ja, das sollte man tun und können. Man lebt eigentlich bloß, wenn ein andres oder ein andrer einen einmal ganz fest bei der Hand nimmt; ein Buch, ein leidenschaftlicher Klang, ein Mensch ... Wir kommen,“ sagte sie zu dem Diener, der in der Tür erschien. „Los, Heino. — Ja, Anna Lindike ist sehr schön und stark. Ich sah sie ein paarmal und beobachtete sie aus meiner Ecke.“

„In der Ecke sitzen und zusehen! So bist du!“ sagte Heino mit gutmütigem, ungehaltenem Lachen und tätschelte ihre noch von der Sonne heiße Backe. „Das hat aufzuhören!“

„— Wir wollen sehen. Gefällt dir Anna Lindike?“ fragte Martine und hatte wieder ganz helle Augen.

„Sie ist ein sehr kluges und tüchtiges Mädchen.“

⌘ ⌘ ⌘

Austern und Kaviar auf Eis / Schildkrötensuppe / Bachforellen mit frischer Butter und gehackter Petersilie / gebackener Schinken mit Cumberlandtunke und frischen Champignons / Appetitsbissen auf großherzogliche Art / junge Hamburger Enten am Spieß mit Endiviensalat / Artischocken mit holländischer Tunke / Macédoine von frischen Früchten, dazu kleines Gebäck / Käse, Kaffee, Liköre.

Dies war ein richtiges Dedekind-Essen.

Fräulein von Röhll hatte alles mit zierlicher Schrift auf schmale blaue Kärtchen geschrieben, die oben das Monogramm des Hauses in Weiß trugen. Die Dedekinds waren gute Esser, die nicht bloß auf Qualität sahen. Man wußte in jedem Haus, was man einander schuldig war. Man kam wirklich, um zu essen; die Alten und die Jungen, Männer und Frauen.

Heino saß neben Vetter Albrechts Gattin Lissy — einer zierlich blonden, hier und da angewelkten Frau mit leicht sich weitenden Nasenlöchern — ganz gescheit, nüchtern, las viel, erzog ihre Kinder streng und hatte ein scharfes, rasches Urteil. Auf seiner andern Seite saß Emmi Dedekind aus der Voßstraße, Arturs Frau, die jünger, recht apart und von einer stillen, spöttischen Weichheit

war. Dann folgte Donatus, dann Pauls Frau Helene, ebenfalls aus der Voßstraße, brünett, üppig, mit dicken schwarzen Brauen, voller Unterlippe und sanften verschleierten Rehaugen, für die sie ein Lorgnon benutzte, sie galt nicht für aufgeweckt, hatte aber einen pikant-sinnlichen, wie Philp meinte, odaliskenhaften Reiz; dann folgte Philp selbst, dann Martine, mit der Philp schon beim Niedersitzen von Heinrich Türrschmidt sprach, bis ihn im nächsten Augenblick die ausgezeichneten Austern und die Auswahl der Weine für die Speisenfolge innig beschäftigte ... „Martine, was nehmen wir zu dem Schinken? Burgunder oder Rhein — oder auch Pfälzer, wie? aber zu der Tunke zu fett und süß!"

„Ich nehme bloß Fachinger und zum Schluß ein Glas Champagner, guter Philp!"

„Unmöglich. Donatus, höre —"

Donatus war völlig im klaren: „Natürlich ein Rheinkabinettchen, Tante Hedwig hat einiges in Verwahrung — z —!"

Auf der andern Seite saßen die Brüder Paul und Artur und die Alten, zu denen Albrecht diesseits überleitete.

Heino und die mattblonde Arturfrau waren schweigsam. Sie gehörten beide nicht zu den starken Essern. Die andern lobten und waren bedacht, sich die Teller zu füllen, und ließen nichts das zweitemal aus. Heinos Blicke schweiften. Eine tüchtige Runde! Martines putzige Worte fielen ihm ein: man sei ein bißchen anders als die da, man fühle sich ‚überzählig' — warum? Ausschuß? Oho! Nun, die Kleine hatte nicht so ganz unrecht. Dennoch war es falsch — man sollte mitzählen, stramm und herrisch, natürlich auf seine besondere Art! Artur krähte unten, schon angeregt und rotohrig, er erzählte dem Fräulein von Röhll und Philp Geschichten von der Reitbahn und vom Klub ... Emmi, die ein wenig darunter zu leiden schien, warf einen schrägen Blick hinunter und traf dabei auf Heinos beobachtendes Auge. — Konversation, Emmi! wollten sie beide die Trappisten spielen? Albrecht, der auf Emmis andrer Seite oben am Tisch neben der Generalkonsulin saß, besprach angeregt und gemütlich mit dieser und Onkel Adalbert, dem Philp-Papa, die Aussichten eines neuen, großen Überseeprojekts, von dem die Zeitungen voll waren. Die Philanthropin nahm die zweite dicke Scheibe Schinken, er war delikat, Albrecht trank sein Glas Scharzhofberger leer, ließ es neu füllen und war wieder behaglich und kurzangebunden bei der Sache; sie besprachen alle gern Anlagewerte, auch Heinos Mama gruppierte häufig mit verschwiegener Lust um, hatte immer lange Konferenzen mit ihrem Justitiar oder ihrem Bankier — nicht eigentlich mit Onkel Richard und seinem Sohn Paul in der Voßstraße — nein, in dem Punkt hielt man nicht immer auf Familie, man ließ sich nicht gern in die Karten oder Kassetten sehen, und Onkel Richard war etwas merkwürdig — beinahe mißgünstig! Er saß jetzt schweigend da, hager mit langem, dünnem, weißen Backenbart, aß vorsichtig, aber unermüdlich und warf dazwischen mißmutige und mißtrauische Blicke auf die Platten, die herumgereicht wurden — zuviel — zuviel, es würde ihm nicht bekommen — aber er trank wenig dazu, er litt an Magensäure, bloß etwas verdünnten Bordeaux.

„Ja, Emmi, es scheint unsern Leuten zu munden," sagte Heino behaglich. „Aber du selbst sparst, wie ich sehe, die Kräfte für die Enten!"

Sie sahen einander an, als verstünden sie sich recht gut zwischen den andern. Man kam sich freilich in diesem Kreise nie ganz nahe, das war nicht Dedekindsche Art. Nicht sich einmischen, niemals sich den Mund und die Finger verbrennen oder gar sich erheblich in Anspruch nehmen lassen! Man traf einander bei vielen Gelegenheiten, hielt auf Zusammenhang und Herzlichkeit, war aufmerksam mit Geschenken und bei Krankheitsfällen — aber man ließ sich die eigenen Kreise nicht sonderlich stören; das war oberstes Gesetz; ‚Opfer' verlangte ja keiner, darunter verstand man im wesentlichen Geld ... Die Gendarmenmarkt-Dedekinds freilich waren ein Kapitel für sich: Tante Johanne und ihre Tochter Gustel hatten nur wenig Sinn für standesgemäße Haltung oder Familienrepräsentation, und mit der alten reichen Johanne war nicht gut Kirschen essen, ihr Geschäft — eine Goldgrube — ließ ihr angeblich niemals Zeit; eine Marotte! sie konnte einem sehr unbekümmert und gemütlich über den Mund fahren. Jedenfalls hielten sich die beiden eigensinnig und ein wenig widerborstig zurück und ließen lieber die andern zu sich kommen, wenn sie mochten.

„Du trinkst auch nicht," sagte Heino nach einer Weile und wies auf Emmis halb gefülltes Glas.

Sie hob das Glas und nippte daran. „Wo ist übrigens Tante Adele?" fragte sie.

„Kommt immer später; hat ihre Migräne." Es war des Knaben Donatus Mama; richtig, da drüben zwischen Onkel Richard und Philps Vater Adalbert — die Brüder konnten sich zuzeiten nicht recht leiden — war ein leerer Stuhl.

Ob auch Emmi sich ‚anders und über

zählig' fühlte? dachte Heino plötzlich wieder. Es machte ganz den Eindruck. Nun, sie war aus einem fremden Nest, nicht ganz ‚gleichbürtig', vermögende Juristentochter, und ihre Liebe zu Artur schien vom Siedepunkt abgewichen zu sein, nicht gerade unbegreiflich, obwohl sie am Anfang ihrer Ehe merkwürdig hingegeben gewesen — Frauen sind wunderlich in ihren Gelüsten! Die sympathische Emmi war keine blendende Schönheit, aber sehr scharmant, eine liebe, schlanke, lässig-elegante Erscheinung mit aschblondem Haar und einer nicht kleinen, gescheit gebuckelten Nase.

„Ich habe vorhin Martine ausgezankt. Sie macht mir etwas Sorge," erzählte Heino gemächlich. „Für Frauen hat die Musik mitunter etwas Lasterhaftes."

Emmi sah ihn wieder forschend an. „Gut, gut."

„Und du selbst?" Sie saß stundenlang am Flügel und spielte sehr leidenschaftlich.

„Was soll man tun?"

„Kinder kriegen, Emmi!" sagte Heino etwas derb und trank einen Schluck.

„Nein," sagte sie ruhig und offen.

„Warum nicht?"

Artur Dedekind krähte unten am Tisch. Sie hob die Achsel und bat um Wasser. „Ich höre auch Vorträge, lese Bücher, gehe in Gesellschaften und spreche mitunter einen klugen Menschen bei mir ... zähle mein Silber und meine Wäsche." Sie sprach langsam, ein wenig höhnisch.

„Du meinst, das erfüllt einen Menschen nicht ganz?"

„Es bleiben noch einige Stunden."

Ja, das war so gang und gäbe bei vielen Frauen; da war nichts zu machen.

Er wollte fragen: ‚Und dein Mann?' Aber er ließ es; hier war allem Anschein nach seit einiger Zeit etwas nicht ganz in Ordnung und wurde kaum mehr verborgen. Auch in der Familie munkelte man bereits einiges, ohne sich viel merken zu lassen — bloß Artur voll unerschütterlicher Selbstgefälligkeit sprach manchmal laut und ärgerlich von Emmis Launen oder Weibernerven. Es tat Heino leid, aber man durfte auch in diesem Fall nicht zuviel wissen wollen — niemals zuviel.

Gerade sollten die Enten aufgetragen werden, auf die man mit Spannung wartete, als die Donatus-Mutter, Tante Adele, leicht gerötet vor Verlegenheit, erschien. Es war störend! Onkel Richard sah mißmutig auf seinen Teller, und seine stattliche Frau Alwine, die schwer und gleichmütig neben seinem Bruder Adalbert saß, sagte mit ihrer näselnden, etwas derben Stimme: „Na Adele, gerade in die Ententunke!" Sie nahm am wenigsten ein Blatt vor den Mund, worüber Onkel Richard sich jederzeit erregte und ärgerte.

Heino und Emmi ließen die Blicke wieder schweifen: überall Perlen und blitzende Steine, an Ohren, Busen, Händen, man tat es der Philantropin nicht ohne Absichtlichkeit nach. Ein tüchtiger Kreis, der sich mit Nachdruck, nicht ohne Sinn für gediegenen Prunk zu geben und auch zu leben verstand! dachte Heino lächelnd mit Wohlwollen und Spott. Aber da waren die Enten, es war hohe Zeit. Und da erhob sich Onkel Adalbert als Senior, lang wie sein Bruder Richard und sein Sohn Philp, mit kräftiger Nase, dünnbuschigem weißen Schnurrbart und fast kahlem Kopf. Er war in früheren Jahren durch große Importgeschäfte reich geworden und hatte viel vom Leben gesehen. Er sprach auf das Geburtstagskind.

Heino dankte kurz mit launiger Flottheit, die die ihm eigne Befangenheit gut verbarg.

Dann wurde Emmi matt und Heino nervös; Martine litt zwischen dem aufgeräumten Philp und dem gesprächigen Donatus, der nun auch ihr vertraulich auseinandersetzte, warum er jede weitere Annäherung an jenes reizende Mädchen, das sie alle kannten, aus Gründen einer unerläßlichen Homogenität der Verhältnisse hatte aufgeben müssen. Er und die andern alle blieben bis zum Schluß bei hoher Genußfähigkeit.

Doch endlich waren auch sie gesättigt, jedenfalls war man beim Konfekt und beim Obst angelangt, und dann erhob man sich auf ein Zeichen und ein Perlenklirren der Philantropin, um in den Nebenzimmern Kaffee und Schnäpse zu schlürfen, und wer wollte durfte rauchen.

In dem mit berühmten Meisterwerken geschmückten Musiksaal war es kühl. Ein lebensgroßes Jugendporträt der Generalkonsulin, von Gussow in den achtziger Jahren gemalt, hing da mit halblangen Ärmeln, Spitzen, Bändern, Schneppentaille aus weißem Atlas, die den entblößten Busen und die Hüften betonte, das Fleisch war rosig, die Finger spitz und üppig, alles glatt, süß, animalisch, wie man es damals wollte und liebte — und doch lag, wie Heino spaßhaft meinte, schon ein Reiz der Vergangenheit, eine Patina der Erinnerung darauf, daß man fast wieder Qualität und einen neuen rückwärts gewendeten Modewert darin sah. Emmi und Martine folgten Heino und sahen einander lächelnd an. Emmi und Heino rauchten, ein Diener nahm ihnen die Tassen weg, auch Emmi schien belebter, vom Kaffee

und von der endlich gestatteten Bewegung. Sie summte.

„Komm, Martine,“ sagte sie plötzlich leise, nahm die Widerstrebende bei der Hand und zog sie gleitend mit sich.

„Nun?“ fragte Heino lustig.

Da spielten sie. Erst einen lieben alten Lannerschen Walzer, sentimental langsam, schmelzend, mit sinnlichem Vibrato und heimlich-jähem Aufjauchzen der Geige nach hingegebenem Verhalten. Dann ein paar Bauerntänze, wie sie Burmeester gern spielte, frisch, derb, empfindsam und mit heißem Fußstampfen. Gerötete Gesichter kamen herein, Tante Alwine bewegte sich in der Taille und bekam Erinnerungen, selbst Onkel Richard verlor den mißmutig witternden Zug um die Nase und taktierte einmal obenhin mit der dicken Zigarre. Philp streckte im Rauchzimmer die Beine noch länger in dem Sessel aus — lustig, lustig, Kinder, bereitet einem alten, müden, satten Vetter ein Labsal! Donatus faßte einfach Pauls Frau im Eßsaal um die schönen Hüften, drückte die üppige Gestalt an sich, und sie hob im tanzenden Gleiten mit einem Lächeln und dumpf aufbrennendem Schmachten die sanften Rehaugen zu dem bildhübschen starken Vetter. Paul, etwas schmal in den Schultern, mit blassem, nervösem, rotfleckigem Gesicht, das schon den mißmutigen, reizbaren Zug des Vaters zeigte, ging ihnen nach und tänzelte trotz des sehr hohen blendenden Stehkragens unwillkürlich ein bißchen mit.

Aber darauf gingen die zwei leichtbeschwingten Musikantinnen, nach einem raschen Blick des Verständnisses, plötzlich zu Gewichtigerem über, das die andern nach einem kurzen, ernsten Aufhorchen sichtlich entmutigte und enttäuschte. Bloß Heino blieb unter Mutterns Honigmondbild mit der Ponyfrisur und den blauen Porzellanaugen sitzen und dachte: ‚Sieh da! Sie verkrümeln sich, reden von Geschäften und Klatsch.‘

Philp duselte ein wenig, ein halbgefülltes Likörglas in der Hand. Donatus schwatzte Pauls Frau das weiße, sammetige Fellchen heiß. Onkel Richard sprach mit seinem Sohn Paul und dem jovialen Albrecht von Geschäften. Tante Adele aber, die Donatus-Mama, in fließendem grauen Gewand, blond und jugendlich wie der Sohn, niemand sah ihr die 55 an! mit Perlen und Brillanten behangen, erzählte Philps Vater Adalbert und der Generalkonsulin von ihrem idealen Freunde Jacoby, denn sie hatte überall geistige Freunde, mit denen sie über neue Lebensfragen sprach oder korrespondierte, vom Okkultismus bis zur sozialen und sexuellen Frage herab; sie schien auch jetzt ein schwieriges oder trauriges Problem mit kostbar beringten, schönen Händen zu lösen. Heino lächelte der Eifrigen, sie sprach ebenso rasch und gewandt wie Donatus, nur ihr Gesicht zuckte nervöser dabei, denn sie war seit Jahrzehnten Witwe, und ihre schlanken Hände waren etwas fahrig —, du lieber Gott, Onkel Adalbert, Handelsimporteur a. D., sammelte am liebsten Briefmarken, so geistig rege und interessiert in mancher Hinsicht er war, und sah seine Schwägerin Adele unter den weißen Brauendächern ängstlich und angestrengt an, seine blanke Glatze färbte sich sacht dunkel — er war müde und sehnte sich nach seinem Schlummerkissen nach diesem anstrengenden Diner; und die Philanthropin — Heino sah ihr stattliches Kinn ein paarmal zittern, als bezwänge sie ein Gähnen — auch sie schreckte im Gespräch keineswegs vor den tieferen und schwersten Fragen zurück, man hörte zu und formulierte etwas mit hübschen, unbeträchtlichen Worten, darauf kam es ja bloß an! — aber unter sich ... nein, Adele, das war ein wenig uferlos, das ging doch wohl zu weit, trotz Jacoby ...! Und nun hob sie wirklich die weiße weiche Hand mit den herrlichen Perlenringen zum Mund, wobei die Schnüre auf ihrer Brust wieder rasselten, und gähnte. „Jahaa — jahaa — —“ sagte auch Onkel Adalbert und schlug sich mit der flachen Hand auf die Knie, denn die Beine waren ihm auch eingeschlafen.

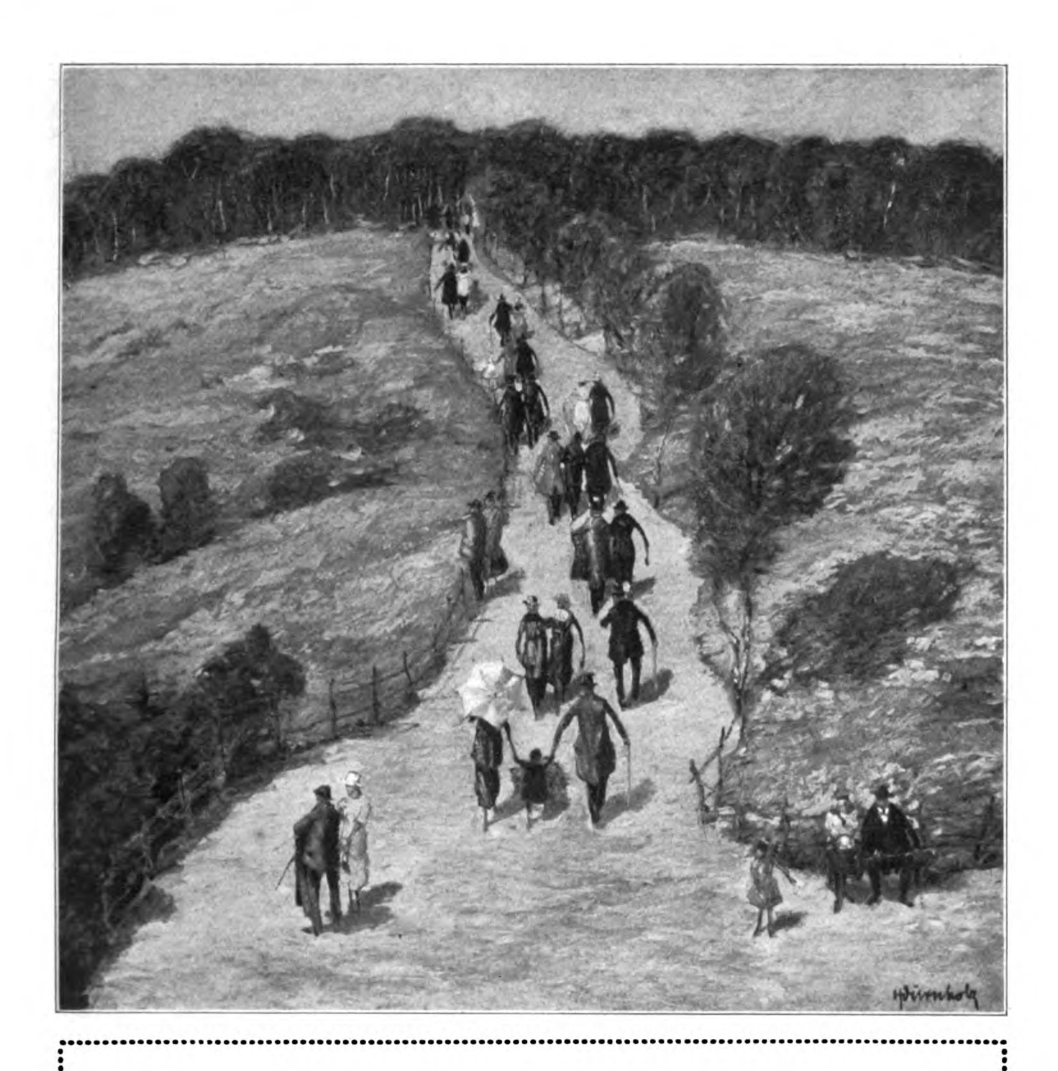
Allegro molto.

„Brav, ihr Mädchen!“ sagte Heino, hielt den Kopf noch schräger und sog an der Zigarre. Nun hörten die andern gar nicht mehr zu. Das war Lärm. Dideldum, dideldum! Philp schien mit offenen Augen zu schlafen, Donatus nahm ihm schmunzelnd und neckisch das Gläschen weg.

Ja — — sie waren ein wenig anders, die Leutchen in den Salons nebenan. Und man selbst saß am Rande ihres Lebensbezirkes — war überzählig, wie die kleine, schlaue, von Heinrich Türrschmidt mit dem Fiedelbogen gehetzte Martine sagte. Besitz schaffen und erhalten, abrunden, Macht entfalten, Zivilisation prästieren und ein wenig Prunk machen! Immerhin Leistung — die mit dem Ganzen da draußen verschmolz. Ach, sie waren allzumal entschlossene Egoisten, der Reichtum war ihr Gott und die Eitelkeit ihre Seele: Aber waren nicht alle so, die nicht gerade geistig beflissen waren? — Alle Tüchtigen, Wirkenden? — Ach, es war ein wenig quälend, daran zu denken! ...

Heino runzelte die Stirn und rauchte rascher, wobei er die Hand mit einer nervösen Energie zum Munde führte.

Es gab vielleicht doch ein Wirken, das



Sonntagmorgen
Gemälde von Hubert Dürnholz
(Aus Ed. Schulte's Kunstausstellung, Berlin)

über jene Instinkte hinausfloß, auch in diesen Dedekindschen Bezirken, in dieser fest und reich bereiteten Welt, die nach allen Lebensrichtungen offene Tore hatte ...

Das Allegro brauste, und der Geigenton schwoll stürmisch an, Martines kindlicher Arm und ihre Schultern zitterten, sie war bleich, aber ihr schmales, weißes Handgelenk, das den Bogen führte, war hart und biegsam wie aus Stahl; der lange Philp schrak in dem Tumult auf und lächelte verschämt und voll gefaßten und freundlichen Interesses. Er war sichtlich erfrischt und zufrieden.

Da erhob sich auch Heino Dedekind, reckte sich und ging dann langsam und eigentümlich matt in den Knien zu den rastenden und zu neuen Dingen nicht mehr belustigten Musikantinnen. „Was nun?“ fragte er munter, und dabei erfüllte ihn wieder wie vor einigen Stunden im grünen maisonnenheißen Tiergarten jene ungesuchte schweifende, süße Angst und unbegreifliche Sehnsucht. ‚Ja,‘ dachte er, ‚man sollte nun Schluß machen und nach Hause oder — anderswohin gehen. Es war hier für heute genug des Guten!‘

4.

Philp Dedekind stand lang und leutselig in der Garderobe eines Konzertsaals in der Nähe des Potsdamer Platzes und wunderte sich durch sein Einglas. Eine etwas östliche oder kleinbürgerliche Angelegenheit, wie es ihm schien. Doch dafür hatte er Sinn: Pächterstöchter, wie er es etwas summarisch nannte.

Jünglinge erschienen in merkwürdigen Röcken und weißen Schlipsen. Glanz lag auf den pomadisierten Häuptern, und Ringe leuchteten auf geröteten Händen; Männer mittleren Alters und Greise, oft mit knarrenden Stiefeln, hochzeitlich gekleidet, gaben mit sorgenvollem Bedacht Mäntel und Hüte ab und waren voll Feierlichkeit und Spannung; dazwischen wuschelte, trippelte, eilte und eiferte die Weiblichkeit, dicke Mamas, runzlig schmunzelnde Matrönchen; scharfe Duftwolken von kölnischem Wasser und alkoholisierten Veilchen bildeten Wirbel. Philp hatte mehr Blick für die netten jungen Mädchen; es waren allerliebste Kinder darunter mit knöchelfreien Kleidern, zierlichem Schuhwerk und leckern Armen und Schultern; sie waren unermüdlich vor den vielen mit Spiegeln bekleideten Holzsäulen beschäftigt, hatten Frisuren zu ordnen und sich in die Pupillen zu sehen. Fräcke mit Noten eilten daher, reinigten die Kehlen mit gurgelnden Baß- und Tenortönen, weiße Kleidchen huschten fiebrisch; das war der ‚Hirsekornsche Gesangverein‘ man war völlig daheim hier, begrüßte, lachte oder tat sorgenvoll. Ein tüchtiger Verein, der in der Innenstadt zu üben pflegte, und nun in einem schlecht gelüfteten Konzertsaal des südlichen Westens unter Stuck und Prismenlicht sein Bestes geben wollte. Der starke Herr mit blanker, roter Glatze und jovialem Spitzbart war unzweifelhaft Herr Musikdirektor Hirsekorn in Person, er trug heiter ein Kettchen mit kleinen Orden und Medaillen zur Schau und wurde von Fräcken und Mullkleidern umringt. Ein stiller, blasser jüngerer Mann aber lehnte in Philp Dedekinds Nähe kleine bunte Karten gegen die Spiegelkonsolen, lächelte Philp ermunternd zu und verneigte sich freundschaftlich, Philp dankte verbindlich und besah sich das Kärtchen in seiner Nähe; es war die Anpreisung eines Haarmittels und der höfliche Herr vermutlich Anverwandter eines Mitglieds des Hirsekornschen Gesangvereins und ein erfindungsreicher Drogist. Recht so! Es würde Vetter Heino interessieren, es fiel ein bißchen in seine Branche. Philp wollte ihm nachher einen Wink geben.

Da war Emmi aus der Voßstraße, gleichmütig, fahlblond, mit gescheiter Nase; die kümmerte sich um niemand, sah auch nicht weiter nach der Verwandtschaft aus, das war so ihre Art; Artur, ihren Mann, ließ sie bei solchen Gelegenheiten und wohl auch bei manchen andern daheim; Philp, der Menschenfreundliche und -kundige, konnte es verstehen, weniger Arturs krähende Sicherheit. Philp wollte sich eben wohlwollend zu ihr hinbewegen und sich neuen Mut für die nächste Stunde holen, als er sah, daß sie bereits von einem schlanken, eleganten Herrn, der nicht mehr ganz jung war, begrüßt wurde — ah richtig, Selehn, Doktor Selehn, anfangs der Vierzig, schweigsam und ernst, der im Hause Arturs verkehrte, mitunter zu Emmis Begleitung Cello spielte und Arzt war, nicht gerade Hausarzt in der Voßstraße; ein Bekannter aus Emmis früherer Zeit, der nun wieder dort aufgetaucht war, Witwer oder so ... ob er persönliche Beziehungen zu Herrn Hirsekorn pflegte oder ob Emmi ihn bloß für Anna Lindike interessiert hatte? Philp gab es auf, sich jetzt dazwischen zu mischen; er sah freundlich gefaßt nach einer andern Richtung.

„Philp, nanu? Du auch?“

„Ja, Gustel. Ich sitze übrigens auf hohem Balkone. Darf ich dich aus deiner Tüllhaube wickeln? Wo hast du denn Anna — Fräulein Lindike mit den Flötentönen?“

„Natürlich im Künstlerzimmer.“

„Schade. Ich hätte ihr gern Hals- und Beinbruch gewünscht.“

„Sie ist nicht sehr ängstlich.“

„Kann ich mir denken.“

Gustel packte ihm ihre Sachen auf. „Gib es auf deine Nummer, Philp, du kannst es nachher wieder holen. Hier sind dreißig Pfennige. Was macht die Landwirtschaft?“

Der der höheren Ökonomie Beflissene mit dem geschorenen, vorn elegant gelichteten Schädel hielt Gustels Mantel, Schal, Regenschirm, eine große Papierrolle und ihre merkwürdigen drei Groschen in Arm und Hand. Er hatte heute in der Tat eine Stunde lang in irgendeinem Auditorium nachdenklich in das schwarze Loch des Tintenfasses gestarrt.

Ein Klingelzeichen schrillte ...

Heino und Martine glitten durch die Pendeltür, Martine machte große Augen und krauste sofort die Nasenspitze, die Luft war nicht gut, das machte sie immer ein wenig mutlos. Heino schien zerstreut und sah nach einem der Diener an den Eingängen aus, dem er die Garderobe und ein Geldstück zu überreichen gedachte. Nein, Türrschmidt war nicht dabei; der hatte wenig Sinn für solche Konzerte, ihm war alles bloß Geige oder nichts. „Da ist Gustel und Philp — mein Gott, Philp —!“ sagte auch Martine und zog das duftige Tüchlein an die Nase.

Heino hatte ihn bereits mit einem kleinen Seitenblick erspäht. Philp hatte so eine unbefangene Art, sein Interesse und sein Wohlwollen zu zeigen, so tauchte er ebenfalls gelegentlich bei Tante Johanne, deren tüchtige Tätigkeit ihn anzog, auf und sprach dabei freundschaftlich mit Fräulein Lindike, von der er eine recht gute Meinung zu haben schien ... der Narr! Konkurrenz? Lustig! Lustig! Auch Peter Freyhan würde ja wohl da sein, gespannt und hager in irgendwelcher Mittelreihe.

Heino begrüßte den Vetter und die kleine Gustel flüchtig und herzlich. Nein, sie saßen nicht alle beieinander; das war ganz gut so. Heino saß dem Verlauf der Dinge lieber allein gegenüber, Martine würde ihn dabei nicht weiter stören. „Wiedersehen. Noch etwas, Philp?“ — richtig, Philp sah sich suchend um, denn er wollte ihm ja noch den freundlichen Drogisten von der Konkurrenz vorstellen. Man trennte sich mit einem vertraulichen Lächeln.

Bässe brummten, Klarinetten dudelten und trillerten, Geigen zwitscherten. Rechts und links hinterm Orchester wogte es schwarz und weiß, bei den Baßsängern dominierten die Glatzen und Vollbärte, bei den Tenören die blanken Scheitel; im Alt bildeten bejahrte, rundliche Damen die Eckpfeiler — nun ja, fanget an, die Luft war warm, und da vorn war manches doch ziemlich mangelhaft, trotz Mull und Schleifen. Philp betrachtete aufmerksam auch die Menge im Saal unten. Hallo, Freyhan! Der lange Hidalgo stand und äugte nach dem Podium, sehnig, spitzbärtig, ein bißchen katerlatig. Er kümmerte sich vorderhand um keinen seiner Bekannten.

Die Pulte wackelten, denn die Solisten und Herr Hirsekorn schlängelten sich nach vorn. Man klatschte einen kräftigen Begrüßungsbeifall, man wußte, was sich gehörte. Das Gedudel des Orchesters verstummte. Da war auch Anna Lindike.

Heino saß unbewegt, Martine räusperte sich nervös; sie saßen ganz vorn, was Heino plötzlich störte. „Sie hat doch ein wenig Angst,“ sagte Martine.

„Nun — nun —“ beruhigte der Bruder.

Anna, in einem lichten Kleid, nickte Gustel zu und grüßte auch Heino Dedekind und Martine mit den Augen. Es kam lind und warm wie eine rasche Berührung zu ihm.

Er hatte sie schon früher das eine oder andere Mal auf so einem Podium gesehen; aber da war man einander noch fremder gewesen; dann noch einmal auf einer Kirchenempore. Sie war ein wenig rot und saß ruhig und neugierig da, scheinbar schmäler, kleiner in dem großen Raum, vor den vielen Blicken, wie ein liebes Schulmädchen. Gar nicht imposant. Es erfüllte einem mit Rührung und lächelnder Freude. Wird es auch gut gehen? bist du deiner Sache auch sicher? Doktor Dedekind wurde fast vergnügt und söhnte sich für den Augenblick auch mit Herrn Hirsekorn, seiner Truppe und ihrem Anhang aus. Anna bewegte die roten Lippen und schluckte einmal. Recht so, mach' dich tapfer fertig. Herr Hirsekorn stand gebieterisch und reckte den Arm mit der großen weißen Stulpe und dem dicken weißen Stock daran. Er sah scharf in die Runde, flüsterte mit zischender Stimme. — Stille — über der der dicke weiße Stock schwebte. Nun würden sich gleich die Geigen, Klarinetten und Bläser tummeln. Und dann würde sich Raphael, der Baß, zum Rezitativ und zur Aria erheben, kurz und feist und mit schräger Sternchenkette, denn er war Kammersänger.

Und nun war die holdfromme Musik im Gange. Orchester, Chor und Raphael. „... Da tobten brausend heftige Stürme — die Luft durchschnitten feurige Blitze — und schrecklich rollten die Donner umher ...‘

Philp oben im ersten Rang, der den Beckenschläger beobachtete, fand Wolken, Donner, Blitz und allverheerenden Schauer etwas zu gemütlich in Musik gesetzt, das tänzelte förmlich fröhlich im Gavottenschritt einher.

Aber Philp verstand nichts von diesen Dingen, nicht das geringste von dem schönheitsseligen Spieltrieb dieses heitern Österreichers, der erst kindlich tändeln, zärtlich zögern mußte, behutsam innig vorbereiten und einführen, eh' auch er die Register zog, die Stimme hob, die Hände in Kraft, Schmerz und Jubel ballte und emporwarf — ach, immerdar geneigt zur Versöhnung, zur Rast auf der blumigen Wiese der Freude, und rasch entschlossen, das Schlimme leicht zu nehmen und ein seliges Lied von der Daseinswonne und Gottesgüte zu singen.

Gabriel erhob sich, Anna Lindike, alle freuten sich darüber und warteten auf die hohe, helle Frauenstimme. Sie flackerte ein wenig am Anfang, der Kopf neigte sich mit gehobenen Brauen vor, Herr Hirsekorn stand über der Situation, und Gabriel-Anna kümmerte sich nicht ängstlich um ihn. Martine faltete nervös die Hände, was Heino störte, man sollte so einer Sache ganz hinten beiwohnen oder überhaupt nicht, eine Operation, eine Gewaltsamkeit. Sie stand gut da, der eine Fuß in dem ausgeschnittenen Schuh war ganz wenig zurückgesetzt, und darüber stieg es schlank und rank empor; die Beinhaltung konnte manches verderben, die Hände hielten ruhig die Noten, Hände und Arme waren ohne Handschuhe — Heino streichelte sie scheu mit dem Blick, als hätte er ein Anrecht darauf.

Die Stimme war fester geworden, trotz des lockern rezitativischen Gesangs. Die Zunge lispelte bei dem S ein wenig. Das war ein Fehler. Und mancher Ton blieb noch im Hals, resonierte nicht ganz einwandfrei, wurde nicht voll ausgenützt, auch das ein leichter technischer Mangel, an dessen Beseitigung, wie Heino wußte, noch gearbeitet wurde.

Philp sah von seiner Höhe interessiert hinunter. Ja, wie gut es aussah, wenn sie den Mund aufmachte, ruhig und selbstverständlich, sie hatte ein prachtvolles Gebiß, man hörte von ihr jeden Ton, verstand jedes Wort; weder der dicke Raphael, noch das Orchester, noch der Chor, den Hirsekorn tüchtig mit dem Stock bearbeitete, konnten ihr etwas anhaben. Auch Philps Nachbar, Herr Papenfuß, wie Philp vorhin bei einer lauten Unterhaltung aufgefangen hatte, war dieser Ansicht und knisterte erfreut und förmlich ergriffen mit der Malzbonbontüte.

Martine saß ein wenig gekrümmt da, als prüfe sie jeden Ton, sie konnte wohl nichts halb tun, mitunter streifte ihr Blick wie fragend Heinos Auge. Und nun schwebte Anna-Gabriel auf grüner Arienwiese. Das war entzückend. Selbst Philp oben spitzte die Ohren. ‚Nun beut die Flur das frische Grün dem Auge zur Ergötzung dar — hier duften Kräuter Balsam aus; hier sproßt den Wunden Heil.' Ein englisch Lied, das glockenreine Koloraturen umspielten; immer wieder ertönte die Tröstung, der kindselige Meister konnte sich von seiner Melodie nicht trennen, umspann und wandelte sie immer neu, hielt sie mit andächtig geizigen und verschwenderischen Händen fest und genoß sie selbst bis auf den letzten süßstarken Ton. Alles war still, alle Kümmerlichkeiten verblaßten, Dumpfheiten verwehten, selbst die Luft ward rein —, ‚hier duften Kräuter Balsam aus — hier wölbt der Hain zu kühlem Schirme sich.'

Hände wollten sich rühren, Ruhe — Psst!!! jetzt brauste die Kraft stürmisch aus der ehrlichen guten Haydnseele, Jubel, Jauchzen, hymnischer Lobgesang, Orchester, Orgel, Chor und der schmetternde Tenor des Ariel. ‚Stimmt an die Saiten! Ergreift die Leier! Laßt einen Lobgesang erschallen!' Das brauste und benedeite, daß der lieben Musik die Tränen über die frischen Backen liefen. Auch Philp war zufrieden. Prächtig, alter Herr! Das hatte Schmiß und Verve. Martine hatte wirklich blanke Augen, und ihre Hände waren kühl.

‚Gut, gut,' dachte auch Heino. ‚Recht brav.' Herr Hirsekorn war ein etwas deftiger Herr, zerschnitt und zerhieb mit seinem dicken Taktstock den Rhythmus fleißig in spürbare Takte, und der Chor folgte eifrig dem pochenden Stab und skandierte die Sätze. Aber im ganzen recht tüchtig, ordentlich und sauber; besonders die Bässe waren sicher und wuchtig.

Und dann ging es weiter und zu Ende. In der Arie mit dem unaufhaltsam schnörkelnden „und Liebe girrt das zarte Taubenpaar" war Anna-Gabriels Stimme am freiesten, warm, rund und leicht wie Orgelton, umspielt von einer lebensnahen Schalkhaftigkeit, die bloß aus ihren schönen Brauen zuckte. Es sang aus ihr. Philp dachte anerkennend: ‚Sie flötet lieblich und sieht zum Verzweifeln hübsch aus!' Und zum Schluß sang sie die Eva, die mit ihrem Adam den allgütigen Schöpfer und seine strahlenden Werke und ihre eigne hohe Gattenliebe demütig und glückestrunken lobpreist. ‚Holde Gattin — teurer Gatte —!' Und in dem ekstatischen Jubel wippte plötzlich deutlicher zum guten seligen Ende der ehrbar zierliche Puderzopf des lieben Meisters Haydn und schwankte anmutig würdevoll der Reifrock einer fernen arkadischen Zeit.

Zwei herrliche Blumensträuße wurden von Saaldienern zu Frau Eva aufs Podium gereicht. Von wem wohl? Der erste war

vom Chor, denn Baß und Tenor klatschten feurig Beifall, und die Damen wehten mit den Tüchern. Anna hob den andern, kostbareren Strauß an ihr Gesicht, und ihr Blick glitt ernst nach der zweiten Saalreihe. Herr Hirsekorn bekam einen Lorbeerkranz mit goldner Schleife.

Philp stand im ersten Rang und klatschte, und erst als Eva-Anna den Kopf auch vor ihm neigte, worauf er eine kleine Verbeugung machte, entfernte er sich ruhevoll, von Herrn und Frau Papenfuß aus der Borsigstraße bewundert.

„Nun also, kleine Schwester. Das war hübsch — recht hübsch und erfreulich. Gehen wir. Ich habe die Sachen herauslegen lassen," sagte Heino.

„Müssen wir Fräulein Lindike nicht begrüßen?"

„Wir können es dann tun."

„Sie hat wunderhübsch gesungen. Hier und da hapert es noch — vielleicht ist am Anfang ihrer Studien etwas versehen worden. Manchmal ist ein Ton noch leicht gaumig."

„Gewiß, gewiß."

„Du bist zufrieden?"

„Es war eine recht starke, immer persönliche und oft vortreffliche Leistung. Ja — die Stimme kann sich hören lassen!" sagte er, sich zum Gehen wendend.

Freyhan wartete mit Philp und den andern in der Garderobe, denn das Künstlerzimmer war von Fremden überfüllt gewesen; und nach einer Weile kam Gustel, klein und streng vor Zufriedenheit, und hinter ihr ging Anna Lindike mit bloßem dunkeln Kopf über einem roten Abendmantel und mit ihren zwei Sträußen. Sie gab Heino unbefangen die Hand und dankte mit ruhig schimmernden Augen für die Blumen. Und nun lobten auch die andern, und Anna hörte zufrieden zu.

Emmi Dedekind aus der Voßstraße aber war nach kurzer Begrüßung schon gegangen. Doktor Selehn stand noch an der Garderobe. Niemand außer Philp hatte ihn beachtet.

Man schwatzte noch ein Weilchen. Freyhan sprach väterlich mit Anna und nahm dabei mehrfach ihre weiße Hand, die er unbekümmert schüttelte. Sie lachte dazu, und einmal sah sie seitwärts zu Heino hin, doch der schien es nicht zu bemerken. Martine war müde, sie hatte heute viel geübt und danach über eine Stunde mit Türrschmidt exerziert. Sie sehnte sich heim. Philp dachte an seinen Erbprinzenklub, der eine Anzahl wohlhabender, jüngerer Herren vereinigte, und vielleicht an ein ermunterndes Spielchen, lieber Gott, eine kleine Nervenerhebung oder -erschütterung mußte sich der Mensch doch gönnen. „Djüs, Heino. Wiedersehen, Martine! Fräulein Lindike, wir sprechen noch darüber. ‚Und Liebe girrt das zarte Taubenpaar …' ich werde es noch im Traume hören!" Darauf entfernte er sich freundlich und gemessen. Da gingen auch die andern.

Heino fuhr erst Martine in die Bendlerstraße und dann die beiden andern jungen Damen nach dem Gendarmenmarkt, und Herr Peter Freyhan schloß sich zwanglos und befriedigt an. Ja, man sollte — man würde dort am Gendarmenmarkt noch für ein Stündlein beieinandersitzen können, um über den Verlauf des Abends zu sprechen und ihn ausklingen zu lassen. Die alte Frau Johanne, Gustels Mutter, würde keinesfalls darüber ungehalten sein, sondern behaglich zuhören und ihnen nicht bloß Tee vorsetzen. So dachte Meister Peter Freyhan und vielleicht — mit berechtigteren Ansprüchen, wie ihm schien — auch Heino Dedekind. Und so wurde es während der Fahrt beschlossen.

❋ ❋ ❋

Am Sonnabend sollten sie nach Gliezen kommen.

Gliezen lag an einem der großen Seen hinter Potsdam und hatte einmal Heinos Papa gehört. Nun war es Heinoscher Landsitz.

Anna hatte ihrer Erwartung und Freude starken Ausdruck verliehen. Ja, der lag jetzt immer Neues im Sinn! Gustel Dedekind freilich stand diesen in letzter Zeit sich häufenden Berührungen allmählich einsilbig gegenüber, sie störten sie auch in ihrer emsigen Arbeit, sie saß bis über die Ohren in einer warmen Arbeitsluft und ging erst spät abends wohlig müde und mit befriedigten Händen, die sie sich selbst hätte schütteln mögen, in die Posen. Und nun auf einen ganzen Tag heraus — es paßte ihr diesmal gar nicht.

Anna war darüber ungnädig und ungeduldig. „Du wirst etwas tyrannisch, liebe Gustel."

„Wieso?"

„Ja. Schließlich muß alles nach deiner Nase gehen."

„Nach dem Knopf in meinem Gesicht?"

„Du bist ein rabiates Tierchen!"

Das war sie auch, bei aller Gutmütigkeit. Sie hatte es durchgesetzt, daß Anna ihrer Stimme und Zukunft völlig vertraute und hierher ins Haus gezogen war, damit sie es leichter hätte; die alte Dame Johanne drüben war in solchen Dingen nicht schwierig und kleinlich. Nun ja — sie liebte Anna, sogar ein bißchen eifersüchtig und ungebärdig wie alle In-sich-Versponnenen, schon von

früher her, trotz gewisser Pausen dazwischen, in denen man einander aus den Augen verloren hatte.

„Schön. Ich werde es also Freyhan noch sagen. Philp, der komische Kerl, weiß es schon."

Da verzog Anna wieder böse den Mund.

„Ich glaube, du willst uns alle nicht mithaben! Hör' mal, Lindike ..."

Anna sah auf die Wand. „Warum so viele? Einmal heraus — Schweigen — Wasser — Wald, das Haus überm See — man spricht nicht viel und hat sich und die andern lieb."

„Lieb?" Gustel äugte scharf.

Annas Stirn wurde rot. „Nun ja. Allgemeine Solidarität, wie du's nennst. Und Freundlichkeit, weil einem niemand etwas tut und alles drin und draußen still ist."

„Lindike, nimm dich vor den Dedekinds in acht."

„Warum?"

„Sie sind alle Egoisten, auch die feineren. Sie können nicht aus sich herausspringen. Sie versuchen es bloß."

„Das kann keiner," sagte Anna langsam und zerstreut, und im nächsten Augenblick erhob sie sich schlank und straff und ging umher, wobei sie leise sang. Dann wollte sie eine Karte sehen, sie kannte Gliezen noch nicht, das einmal als Altensitz in der Arnimschen Familie gewesen sein sollte, noch früher bei den Zietens; sie war voller Spannung und Eifer und wünschte sich jetzt damit zu befassen. Aber Gustel selbst hatte keine Karte, vielleicht daß drüben bei der Mutter etwas zu finden wäre, wenn es denn durchaus sein müßte ... „hm—m—," meinte Gustel über ihrem kräftig geschwärzten Zeichenblatt.

Hinter dem großen dunkeln Eßzimmer war Licht, dort lag das Wohnzimmer, und da saß die tüchtige Haus- und Handelsfrau, groß und stark wie ein Mann; ihr Haar war grau, und auf ihrer Oberlippe schimmerte ein graues Bärtchen; sie trug eine große goldne Lesebrille auf der kräftigen Nase und rauchte eine gar nicht kleine, kräftige Zigarre; sie rauchte jeden Abend eine Zigarre zu einer halben Flasche Wein, dabei las sie ihre Zeitungen oder irgendeine Reisebeschreibung oder rechnete in ihren Büchern. Sie ging selten aus, sie hatte in dem weiten Hause und seinen Höfen, Kontoren, Lagern und Läden, die sie mit ihrem alten Freund und Geschäftsführer Hannemann beherrschte, genug Bewegung; Gesellschaften besuchte sie gar nicht. Jetzt schielte sie gemütlich und rastvoll über die Brille: „Na, ihr Mädel? Wollen wir einen Skat machen oder so etwas? Mit der Zeitung ist nichts los. Aber Fräulein Anna lernt es nie, sie zieht immer den falschen Wenzel, schade. Wollt ihr etwas trinken?"

Gustel und Anna schleckten.

„Na dann besorgt was, natürlich seid ihr für Süßen. Der Schlüssel liegt im Pult." Das Zimmer war groß, mit dunkelm Holz getäfelt, alte gemütliche Möbel standen darin, und auf dem runden Tisch brannte eine mächtige, radartige, elektrische Lampe mit grünem Schirm.

„Hast du eine Karte von Potsdam und Umgegend, Mutter? Wir wollen morgen nach Gliezen."

„Sieh mal im Bücherspind nach, Gustel. Morgen kommen Onkel Adalbert und Hannemann zum Sonnabendpoker." Sie kannte die weitere Berliner Umgebung sehr gut, sie hatte früher, da sie selten reiste, im Sommer gern Ausflüge mit den Kindern — ihr Junge war mit Sechzehn gestorben — über Sonnabend und Sonntag gemacht, später allein mit Gustel. Jetzt mußte sie in jedem Jahr nach Flinsberg.

Es fand sich wirklich eine Karte, auch der Süße erschien, Anna sah sich die Sache genau an, wobei ihr Gustels Mutter behilflich war; die war vor vielen Jahren ein paarmal in Gliezen eingekehrt — Heinos Papa war ja auch großartig gewesen, aber ein Mann, mit dem man ein kräftiges Wort reden konnte. Gott die Söhne — die Söhnchen heute — wenn es ihre wären! das nette Heinochen! immer patent und vornehm wie ein Graf, immer artig und gescheit — er hatte eine Art, als entwaffnete er einen mit seinem halb humoristischen Blick, mehr noch als Philp, der freche Bengel — — was Anneken?

„Was wollt ihr denn da?"

„Heino, Freyhan, Philp ..."

„Das ist ja jetzt eine dicke Freundschaft mit Heino," sagte die Dame Johanne und sah die beiden Mädchen scharf über die Brille hin an.

Gluck, gluck, machte Gustel und trank ihr Glas leer, und Anna fuhr mit dem schlanken Zeigefinger voll Eifers und langsam über den Gliezener See.

Als die Mädchen um die Mittagsstunde des nächsten Tags in Potsdam an die Brücke kamen, wo der Dampfer lag, stand dort ein blaues Auto, das hinten von längerer Fahrt bestaubt war. Es schien eben leer geworden zu sein, der scharfsinnigen Gustel ahnte nichts Gutes. Sie stiegen die Treppe hinab. Am Dampfer begrüßten sie Philp und der lange, blonde Freyhan, auf dem Vorderdeck des Dampferchens aber saßen zwei herrliche

Spitzenschirme und darunter die Generalkonsulin und eine jüngere Dame, Frau Lily Wichard.

Heino war schon gestern hinausgefahren, um sich an dem stillen Abend am See vorweg zu freuen; da hatte plötzlich die Mama noch spät angerufen und sich mit Frau Lily Wichard für heute nachmittag angesagt; Rieke hätte ihr berichtet ... sie kämen nur für eine Stunde zum Tee! Heino hatte sich ein wenig gewunden, sehr reizend, sehr hübsch, er hätte allerdings schon einige Freunde gebeten. — Wen denn? ... o, das mache nichts, das passe vorzüglich; Lily wäre ein so liebenswürdiger Mensch. — Gut denn und willkommen! Dagegen konnte man nichts tun. Heino kannte Frau Wichard natürlich, sie war die Tochter einer Jugendfreundin der Mama, nach kurzer, schlimmer Ehe verwitwet, sie lebte viel auf Reisen und war jetzt für ein paar Tage in einem Hotel abgestiegen, gedachte übrigens, sich in absehbarer Zeit in Berlin niederzulassen: eine reizende Frau, mit dem Scharm der großen Dame, von dem Heino freilich neuerdings ein wenig ermüdet war; und sehr reich, was bei Mamas intimeren Bekannten selbstverständlich war. Sie war entzückt von Lily. Auch Heino fand sie ungewöhnlich sympathisch und bezaubernd und war ihr öfter und gern begegnet, noch während ihrer Ehe und dann später einige Male in der Trauerzeit. Jetzt schien die Mama sie sehr eifrig an sich zu ziehen. Heino erkannte das mißtrauisch und ruhig.

Bäuerliche Weibchen gruppierten sich um die Spitzenschirme und weißen Lederschuhe und wurden nicht weiter beachtet. Die Generalkonsulin war in aller Majestät sehr zärtlich, als die Mädchen ihren Knicks machten. Sie musterte scharf zwischen zwei lächelnden Herzlichkeiten Gustels braves graues Jackenkleid und das runde Jungenstrohhütchen: ein merkwürdiges Kind, die kleine Gustel! Und da war ja auch dieses Fräulein Lindike.

Ja, Martine, die heut bei ihren Freunden Wedepohl eingeladen war, hatte wohl dies und das geschwatzt, ein wenig superlativisch, wie es gelegentlich ihre Art war, von dem Haydnkonzert, auch von Heinos Anerkennung und seinem neuerwachten, starken Interesse für den Gendarmenmarkt... gewiß auch davon; es war Heino gestern abend am Telephon mit raschem Ärger nicht ganz verborgen geblieben.

Anna war ein wenig befangen; sie fühlte die Blicke und ahnte dahinter eine fremde, vielleicht sogar feindliche Welt. Sie hatte die Generalkonsulin bislang bloß flüchtiger gesehen, eine imposante Dame, die viel von sich hermachte und von der noch mehr hergemacht wurde! Heinos Mama? Kaum zu denken in dieser Nähe. Ihr war, als müßte sie mit dem Fernen einen lächelnden Blick austauschen: Respekt! Sie war artig und mädchenhaft. Das Lorgnon der Philanthropin sah sehr scharf; es schien für eine Weile bloß für dieses Fräulein Lindike Interesse zu haben; sie forderte das junge Mädchen lächelnd auf, sich neben sie auf eines der niedrigen Klappstühlchen zu setzen, fragte dann, wie es ihr bei Gustel gefiele, sie wären ja alte Freundinnen, wie sie wisse, noch von der Schule her, und sie bedauerte obenhin, daß sie ihr bloß gelegentlich einmal begegnet wäre ... aber das läge ein wenig an den ganzen Verhältnissen, auch wäre ihre Zeit leider übermäßig in Anspruch genommen; als sich darauf das Dampferchen mit schrillem Glockenlaut in Bewegung setzte, fragte sie leichthin und teilnehmend auch nach ihrem früheren Leben, nach ihren Studien und beginnenden Erfolgen, rühmte nach Martines Bericht, wie schön sie manches gesungen habe; so ein Talent wäre doch eine rechte Gottesgabe, und sie möchte hoffen, ja, daß sie auch ihr und ihren Freunden an einem ihrer Abende einmal die Freude machen würde — ja — reizend — wie sommerlich heiß es heute wäre — ganz ungewöhnlich! — Alles ungemein gütig und überlegen, wobei die Augen unbeteiligt scharf sahen.

Gustel, die daneben stand, hörte still zu —: dies schöne blaue, blanke Wasser, der strahlende Himmel, die lustigen, grünen Ufer; man glitt dahin und wurde von der herrlichsten Luft angeblasen, dazu die Dorfweiberchen, die nach Lauch und Sellerie rochen und nach den neuen gepichten Hanfbändern ihrer Kiepen, alte derbe runzelige Gesichter, und dabei frisch und fröhlich; ihr juckte die Hand nach dem Bleistift. Ach was! bei der nächsten See-Ecke trollte sie sich nach vorn — mochten die da hinten denken, was sie wollten.

Anna hatte indes auch das Bild von Frau Wichard erfaßt. Annas Blick war behender oder wacher als der Lilys: ein geistreiches Marquisengesicht, Haut von feinster Mattheit, ins Rötliche schimmerndes Haar und auf dem Nasensattel ein paar pikante Sommersprossen, ein kaum merklicher Puderhauch schützte die empfindliche Haut vor Sonne und Luft; dazu ein empfindsames Brauen- und ironisches Mundwinkelheben, wundervolle nervige Hände, die eine Hand, die den Schirm hielt, war nackt, nur mit Ringen bedeckt, schmale Füße, alles fabelhaft gepflegt — also gefährlich? O ja, über die Maßen und gewiß voll Temperaments und verfeinerter Sinnlichkeit. Ihr Mund

war sehr rot und fast zu voll für das zarte Gesicht.

Als Gustel an der nächsten See-Ecke mit Philp nach vorn ging, fühlte Anna sich für einen Augenblick einsamer neben den beiden Weltläuferinnen, in Sinn und Blut plötzlich schlichter, schwerer, fast auch in den Gliedern, im blühenden Fleisch; aber da lächelte sie innerlich; sie war bloß natürlicher, stärker, unverbrauchter. Aber es haftete doch ein feiner Stachel in ihrer weiblichen Eitelkeit und ein kindisches Verlangen nach diesem letzten Firnis und Hobelstrich — war es mehr? Anna sah auf das glatte, sonnige Wasser hinaus, dessen Buchten tief grün waren, Enten schossen wie kleine, blanke Kugeln dahin und tauchten weg. Eifersüchtig? — Ja!

Philp fragte Gustel an der Schiffsspitze: „Gedenkst du hier zu bleiben?“

„Vorläufig wohl.“

„Dann werde ich von dir grüßen,“ sagte er nachsichtig. Er bewegte sich langsam zurück und nahm neben Lily Platz.

Auf der Landungsbrücke stand Heino Dedekind weiß und schlank und harrte seiner Gäste.

Heinos erster Blick galt Anna, er hatte die hohe Gestalt mit dem weiten offenen Jakobinerkragen, der sie entzückend kleidete, schon von weitem in der klaren Luft über dem Wasser erkannt. Sie hob das Kinn, als sie hinter Frau Wichard das Boot verließ, wer war schöner — —? — Du, Anna Lindike! — Aber die Mama war vorläufig die Hauptperson: „Willkommen, mein lieber Heino, in deinem Haus am See! Frau Lily war so gütig, mich zu begleiten — —“

Sie waren wirklich nur für eine Stunde herausgekommen, leider an den Augenblick gebunden.

Man erging sich auf der Blumenterrasse über dem Obstgarten, der sich lieblich zum See hinabsenkte. Ein Tisch war gedeckt und ragte als schimmernde Insel über dem See; im Hintergrund zwischen alten großen Bäumen stand das niedrige gelb getünchte Landhaus aus schlichter, zuverlässiger Väterzeit mit Freitreppe und braver kleiner Säulenterrasse. Ringsum rauschte der weite Park, den gehügelte Rasenflächen lichteten, und vor dem beglückten Blick schauerte strahlend und befreiend der See, über dem im Azur lichte Wölkchen schwammen.

Herr und Frau Pöhne, die Gärtnersleute, eilten herbei, um die Herrschaften zu laben; Anna sah alles mit sehnsüchtigen Augen. Wie schön das war, weitab von Niederung und Enge, zärtliche Hände hoben und streichelten einen. ‚O Reichtum, wie bist du köstlich,‘ dachte sie. Und ihr Blick in dem blasser gewordenen Gesicht traf Heinos Auge und wich dem seinen nicht aus. Lily hob zerstreut die Lorgnette.

Die breiten Glastüren oben am Haus hinter der Säulchenterrasse standen offen, als lüden sie ein, und da schritt man nach einer Weile auf den niedrigen, in der Sonne blitzenden Stufen, um die der heiße Honigduft der knospenden Hundsrosen war, hinauf und tat sich nun auch ein wenig in dem Hause um.

Eine Weile später aber wünschte die Mama mit ihrem Gast noch eine kleine Fahrt um die Halbinsel des Parks mit dem Motorboot zu machen, denn sie gedachte Lily alles zu zeigen und es selbst wieder einmal zu genießen. Im Boot aber nahm sie Anna mütterlich an ihre Seite, indes Lily neben Heino ruhte. Die Mama ließ dieses Bild nicht aus dem Auge. Zwei schöne auserlesene Menschen, jung, vornehm und reich.

Ja, es war nur ein kurzer Besuch, indessen vielleicht nicht ganz ohne Absicht unternommen.

Gleich nach fünf Uhr mußten die Damen in der Tat nach Berlin zurück, denn Lily erwartete Gäste für den Abend. Man erging sich noch auf den gepflegten Wegen, genoß die bezaubernden Ausblicke, rastete vereint und wandelte in Gruppen; ein paarmal schritt Lily dabei mit ihrer warmen, gewinnend natürlichen Art an Annas Seite; die beiden Frauen unterhielten sich leise und horchten wohl dazwischen ineinander, wobei sie sich seltsam nahe kamen, wie verwandt in Geist und Sinn. Heino musterte die Gestalten ernsten und unruhigen Blickes, und gleich danach glitten sie fremd und unbegreiflich feindselig wieder auseinander. Und dann kroch der Dampfer klein aus der Ferne heran und schaufelte gehörig im Wasser. Da brachen die beiden Damen auf; man geleitete sie hinab zum Steg, wartete, daß der Dampfer festmachte und die Brücke herüberschob, schüttelte Hände, tauschte Blicke aus, sprach allerlei Hübsches, wedelte mit Tüchern und Händen, wobei die Augen zerstreut wurden und brach dann entschlossen ab, als das Boot mit mächtiger Gischtentfaltung eine kleine Wendung machte.

Allein den meisten war es plötzlich für eine Sekunde, als wäre ein lichter Schimmer sacht entwichen. Auch Anna fühlte es so und darin die Lösung einer Spannung, den Verzicht auf ein waches, heimlich reizendes Ringen, nun war sie allein, und fast ein Weh und eine Angst krochen in ihr hoch. Da hörte sie Heinos klingende, klare Stimme. Nein, nicht allein . . .! Aber was empfand

er? Ähnliches? — Dasselbe? — Er war der Herr des Hauses, der Besuch der reizenden Frau hatte ihm gegolten, auch seiner Eitelkeit, welcher Mann empfand das nicht? Er atmete wohl noch den feinen Duft, hatte noch einen Klang ihres Gewandes und ihrer Stimme im Ohr — weg! Allein? Nein, nicht allein. — Du bist da.

Glück! — — sang es in ihr.

Sie lachten. Heino breitete in einer übermütigen Laune mitten auf dem Rasen zwischen gelbem Hahnenfuß und scheuen Skabiosen die Arme aus, sie flogen alle zueinander, voran Anna, faßten sich an den Händen und tanzten in stummer Ausgelassenheit über das Gras. Freyhan sprang wild wie ein Waldschratt, Philp aber faßte Anna plötzlich einfach um den Leib, hob sie hoch und lief mit weiten federnden Schritten mit der herrlichen Last davon. Anna lachte und wand sich. Aber er war stark.

„Ich möchte, wir wären noch so — Waldgötter," sagte er etwas keuchend. „Sie sind famos, Anna Lindike, ganz entzückend! Lily ist zu weiß, zu süß und rötlich und alle — alle —"

„Schluß, Herr Philp Dedekind!"

„Ja, ich weiß." Es klang fast grimmig, weil er die Zähne vor Anstrengung zusammenbiß.

Doch da hatten ihn Heino und Freyhan bereits am Kragen. Heino fing Anna auf, aber sie war wohl zu schwer für ihn, so daß sie gegen seine Schulter und Brust und mit Haar und heißer Wange an seine Wange sank. Er umfing sie für einen Augenblick, preßte Gesicht an Gesicht in einem Taumel und Schwindel, der das Grün der Wiese verdunkelte und es schwanken ließ.

Sie duldete es blaß und stumm, Gustel und Freyhan rollten zehn Meter ab den langen Philp lärmend durch das hohe Gras, und fern, schon weit draußen über der blitzenden Fläche, schwamm die weiße Rauchfahne des Dampferchens, und ihre nachziehenden Flöckchen zerflatterten in dem blauen Licht. Heinos Kehle war trocken, und sein Herz schlug.

5.

In der Fabrik stand Herr Grüz mit unheimlich sich vergrößernden Augen in Bereitschaft und strich nachdenklich mit frauenhaft weißen Fingern seinen blonden Vollbart. „Was dürfte daraus werden, Kollege Dorn?" Dorn sagte bloß: „Abwarten."

In der vergangenen Woche hatte Heino eines Tages mit seinem Vetter Albrecht eine längere Unterredung gehabt.

Man hatte gemächlich dabei geraucht. Albrecht hatte so eine sachlich umgängliche und humoristische Art, die fast herzlich wirkte, war rasch im Begreifen, willig im Zuhören und völlig zerstreut bei ihm unnötig dünkenden Abschweifungen, als hörte er sie gar nicht.

„Es handelt sich also darum, mein lieber Albrecht: ich möchte mich etwas stärker an unserm Betrieb beteiligen. Aus diesem Grunde die Anregung."

Albrecht hatte gemütlich zugehört, kaum ein Erstaunen gezeigt, kaum mit einem Wort unterbrochen. Er hatte den jüngeren Vetter bloß mit seinen kleinen grauen, immer etwas unruhigen Augen betrachtet und dabei behaglich aus der körperlichen Fülligkeit des mittleren Vierzigers geatmet.

Sie waren zu gleichen Hälften beteiligt. Aber Heino hatte noch allerstärkste Reserven in dem Vermögen seiner Mama; er war später einmal überhaupt der reichste in der Familie, so hervorragend gut es allen von ihnen ging. Heino hatte sich in den verwichenen Zeitläuften nicht gerade stürmisch in dem gemeinsamen Betriebe umgetan; aber diese Sachlage war dem älteren Albrecht nicht unsympathisch gewesen, denn er selbst war eine autokratische Natur, der die Ausdehnung und Ergiebigkeit der berühmten Firma stark am Herzen lag und am besten und aussichtsreichsten in seinen Händen zu liegen schien. Seine private Einschätzung des Vetters kam hier wenig oder gar nicht in Betracht, wurde gegebenenfalls mit einem Achselzucken abgetan.

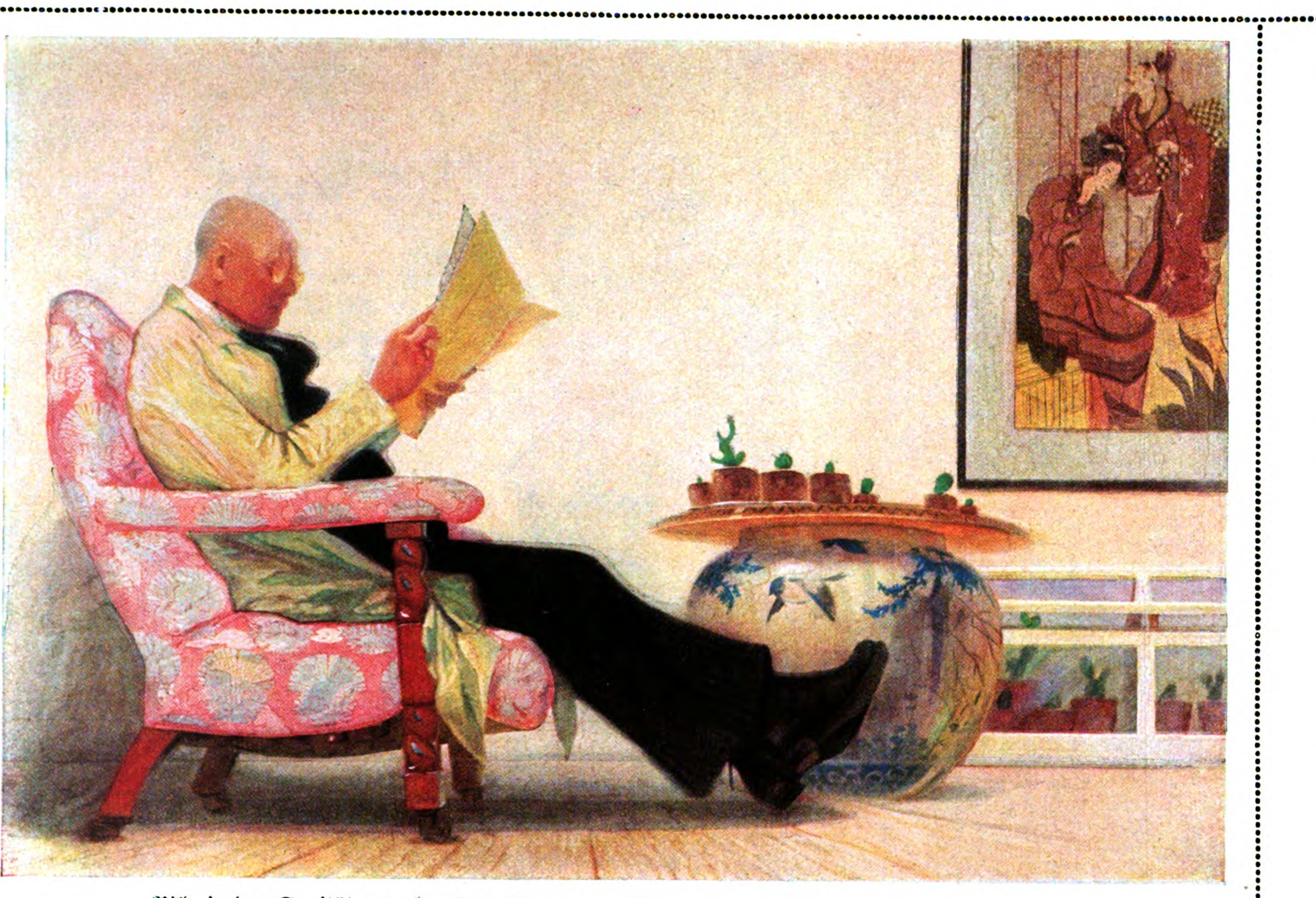
„Ja, mein lieber Heino, das läßt sich hören," sagte Albrecht freundlich. „Aber gestatte mir die Frage, wie kommst du so jetzt darauf?"

Heino bewegte die Lider, sah zum Fenster. „Es hat sich seit geraumer Zeit in mir kumuliert sozusagen."

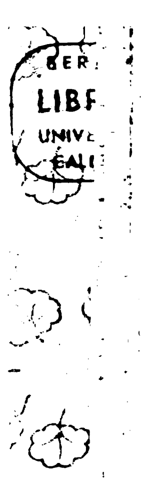
Albrecht Dedekind lächelte. „Ja — ja — ja."

„Ich habe den Willen und die Absicht, mehr als früher, neben euch meinen Mann zu stehen — nimm es als Klimakterium," schloß er vertraulich und derb behaglich und legte die schlanke Hand, deren gute Form mit dem blendenden schmalen Manschettenstreifen er auch jetzt bemerkte, auf Vetter Albrechts breite Schulter.

„Recht so, brav," sagte der ruhig. Er hatte alles gehört, und manches ließ ihn nachdenken. „Sehr brav, mein Sohn. — Das beste wird sein, wir besprechen alles noch mal ausgiebig, auch mit Grüz und Dorn. Nächsten Dienstag oder Mittwoch haben wir die Konferenz mit den Südamerikanern, der du ja beiwohnen wirst, wär' mir



Bildnis des Sanitätsrats Dr. Jos. Hartmann, Düsseldorf. Gemälde von Wilhelm Herberholz



lieb, große Sache, aber vielleicht etwas gewagt ...“ Auch Albrecht erhob sich, stämmig und etwas schwer. „Ja, Heino, besprich es vorläufig mal mit den Herren, bei Grüz laufen alle Fäden zusammen, ein gewisses erweitertes Ressort ist in den heutigen Grenzen schon sehr gut möglich, — und dann werden wir weiter sehen und nichts übereilen ... Ja — ja —“ Er sah zerstreut nach der Uhr. „Das andere, Heino, die Bauerei und was damit zusammenhängt — das ist noch sehr zu überlegen. Zu Experimenten ist mir offen gestanden mein Geld zu schade; daß wir hier mehr Luft und Platz brauchen, ist gewiß, vieles ist murkelig und winkelig und lange nicht mehr auf der Höhe. Aber was soll man tun? Hier heraus — unsere Alten haben hier angefangen, sind hier groß geworden — ich bin, wenn du willst, 'n bisken abergläubisch oder schwerfällig. Und es liegt uns so bequem. Oder sollen wir alle Tage nach Biesenthal oder Hermsdorf oder Tegel rauskutschieren oder uns draußen Villen bauen, mir ist recht wohl in meiner Charlottenburger Gegend, und da haben auch die Frauen mitzusprechen — freilich du hast keine oder noch keine — was ich sagen wollte ... geschäftliche Dinge sind nüchterne Dinge und bedürfen nüchterner Erwägung — Was ist, Herr Dorn? — Einen Augenblick.“

So war diese Unterhaltung verlaufen. Albrecht war immer bestimmter in seine rasche, gemütlich-überlegene Tonart verfallen, was den feinhörigen Heino im Grunde geärgert hatte. Aber das war zu erwarten gewesen, und gerade Widerstände sollten ihn reizen und wappnen.

„Abgemacht, Albrecht! Ich werde die Dinge im Auge behalten und das Nötige nach meinem Ermessen vorbereiten.“

Albrecht hatte ihn ein wenig schräg und scharf angeblickt. „Schön, Heino. Schön ... Ihr wart neulich in Gliezen? Muß jetzt herrlich sein. Wie geht es Muttern? — — Ja, den Wagen, Schulze — verzeih, Heino, ich muß in eine Sitzung. Hohe Zeit.“ —

Heute nun stand Herr Grüz schon auf der Lauer.

Kaum hatte Heino in seinem Kabinett Platz genommen, so kam jener auf lautlosen Sohlen herein und hielt rasch und umsichtig auf dem Sessel neben dem Schreibtisch Vortrag. Er war ein sehr geschickter und behender Regisseur.

Heino hörte aufmerksam zu, machte sich einige Notizen, nahm allerlei Schriftliches, das ergänzte, in Empfang, dazu Zeitschriften und auch Briefe.

Herr Grüz verschwand wieder mit beängstigend weißen Augen und nach hinten wehendem Bartzipfel, und Heino Dedekind saß allein und betätigte sich.

Er war nun emsig und mit Umsicht bei seinen Geschäften. Er wurde dabei nicht selten gestört, was ihn aber keineswegs nervös machte; im Gegenteil, es belebte die Stunden, schuf ein buntes, anregendes Vielerlei; einer der Chemiker kam herein, Herr Dorn, groß, schwarz und gewaltsam, hatte etwas von Wichtigkeit zu besprechen; Lehrjungen und Büroherren traten wie auf ein Stichwort ein und verschwanden wieder; vielerlei Neues wurde ihm bereits zur Stellungnahme und Mitentscheidung vorgelegt, dazu das Gewohnte und Übliche mehr juridischen Charakters; eine telephonische Unterhaltung mit dem Justitiar und anderen wurde nötig, und zuletzt erschien auf Doktor Dedekinds Weisung die Stenographin mit ihrem Block, um einige kurze Briefe aufzunehmen.

Ein gerüttelt Maß voll Tätigkeit! Heino seufzte ein paarmal vor Sorge und Behagen und zündete sich eine frische Zigarre an; man war ganz gut im Zuge seit einiger Zeit und — nun ja, es sollte bald wohl noch besser kommen ...!

Keine Hast. — Ruhe, Sicherheit, Stetigkeit. — Man mußte sich gewissermaßen dehnen in der Arbeit, sich hineinfühlen, indes man fest, sauber, beherrscht in jeder Bewegung auf seinem Stühlchen saß.

So dachte lächelnd Heino Dedekind auch heute wieder ein paarmal, immer mit einem kleinen Seitenblick der Selbstbeobachtung, wie er es von Kindheit an gewohnt war, und der ihn fast immer vor sich selbst ein wenig spielerisch erscheinen ließ und eigentlich störte ...

Ein Gang durch die Fabrik, der einer Neueinrichtung und anderer nicht unwichtiger Orientierung galt, schloß sich an. Darauf folgten wieder in seinem Büro einige Besprechungen, und danach kam die erste Mappe mit der inzwischen ins reine gebrachten Korrespondenz herein, die seine Unterschriften verlangte. Dabei war es denn sacht und unversehens zwölf geworden. Die breite silberne Schreibtischuhr schlug plötzlich, und Heino sah bei dem hellen dauernden Schlage mit leichtem Erstaunen und gewichtiger Befriedigung auf. Und ja — um diese Stunde verspürte Doktor Dedekind plötzlich — ja, ein wenig Hunger. Eine ziemlich ungewöhnliche Erscheinung bei ihm, die er aber nun schon etliche Male mit der gleichen Befriedigung festgestellt hatte. Er nahm jetzt seinen Morgentee und -imbiß um halb neun in der Frühe ein und pflegte im allgemeinen bis um drei Uhr auszuhalten.

Er leistete die letzten Unterschriften, korrigierte noch ein zurückgelegtes Blatt. Dann erhob er sich abermals und ging elastischen Schrittes und mit einem kleinen zufriedenen Doppelkinn zu den Prokuristen hinüber, um dort noch ein paar unumgängliche Fragen zu stellen und einige kurze Weisungen zu geben. Dann aber sagte er plötzlich gut gelaunt: „Meine Herren, ich bin bald nach ein Uhr zu der Besprechung mit den Argentiniern zurück. Ist noch etwas?"

„Nicht im Augenblick, Herr Doktor."

„Ja, dann bis nachher, meine Herren."

In seinem Zimmer nahm er Stock und Hut und pfiff durchs Haustelephon seinen Wagen vor die Tür.

Er gedachte jetzt drüben in der Behrenstraße bei Dupka, seinem Stammlokal, einen kalten Bissen zu essen, dies schien ihm klug und nötig, um für die lange Konferenz nachher frisch und aktionsfähig zu sein, auch Albrecht, mit dem er in diesem Sinn gesprochen, war heimgefahren; es ging um viel Geld, und er — Heino — hatte die Absicht, ein gewichtiges Wort mitzusprechen.

Ja, dieser Wunsch, diese Absicht hatte im Moment etwas angenehm Fesselndes, fast Moussierendes für ihn — und im nächsten Augenblick, während er den Hut aufsetzte und zur Tür hinausschritt, als trüge es ihm der Luftzug zu oder als käme es aus dem wohligen Freiheitsgefühl, dachte er in einer ungerufenen Vorstellungsverknüpfung oder in einer bedeutsamen Abschweifung, dachte er plötzlich wieder an Anna, und da überschwemmte ihn ebenso jäh und wie stets das starke, aufrüttelnde Gefühl von ihr, so daß seine Hand leicht zitterte ... Er würde nun also in wenigen Minuten an ihren Fenstern vorüberfahren. Er hatte auf ihren Wunsch einige Bücher für sie und Gustel herausgesucht, und er hatte eigentlich die Absicht gehabt, sie heute oder morgen, wenn er dazu Zeit fände, beim Vorbeikommen abzugeben oder sie von der Fabrik aus hinzuschicken ... Allein er hatte das in seinem Beschäftigtsein ein wenig vergessen gehabt — da flutete es zurück, frisch, neu und erstaunlich zwingend.

Nun stieg er bedächtig in den offenen Wagen. „Los, Fritz. Ich habe wenig Zeit." —

Herr Hannemann, die Stütze des berühmten Tee-Imports am Gendarmenmarkt, wehte Heino in der Toreinfahrt über den Weg. Er hatte etwas von der lächelnden, sauberen, stillbehenden Höflichkeit eines rundlichen Chinesen — ‚warm wie Nephrit', so dachte Heino; oben aber erfuhr er von dem Mädchen, daß die beiden jungen Damen zusammen ausgegangen seien.

Das war recht schade. Nun dann zu Tante Johanne auf einen Sprung, um ihr guten Tag zu sagen; und vielleicht hörte er etwas ...

Er stieg in die Kontore hinab, die hinter den alten Verkaufsläden lagen, wo die Käufer mit nahezu feierlicher Stille eintraten, und die Verkäufer wie höfliche Juweliere mit der seltenen Ware hantierten; man hörte in den Kontoren jede Fliege brummen und jede Feder kratzen. Es roch gut nach fremden würzigen Dingen. „Tag, Heino," sagte Tante Johanne hinter der großen Brille auf ihrem breiten Kontorstuhl, der eine gepolsterte Rundlehne hatte; das Klappult war mit Papieren, Geschäftsbüchern, zahllosen Schlüsseln bedeckt. „Die Mädchen sind nicht da."

„Hörte es schon, Tante Johanne."

„Sie sind nach dem Auktionshof, da hinterm Alexanderplatz. Anna Lindike will dort einen Lehnstuhl kaufen."

„Lehnstuhl?"

„Ja. Für ihren Onkel Wittkopp in der Georgenstraße, der nächstens sechzig wird. Du weißt, sie hat da einige Verwandte."

Tante Johanne sah Heino scharf mit den dunkeln Augen über die große Brille hin an; draußen dröhnte ein Rollwagen in den Hof, daß das breite Fenster klirrte, und hielt vor einem der Lagergewölbe. „Wie geht's Muttern? Und was macht die Fabrik?"

„Vortrefflich, Tante Johanne. Wächst und gedeiht. Und ihr hier? Prächtig. Ich traf eben deinen Hannemann — wie alt ist er eigentlich? Siebenundsechzig? Nicht zu sagen! Nun ja, Tee erhält und reinigt das Leben, wie die Chinesen sagen. Er müßte Lu Pu Han-Man heißen und auf dicken Filzschuhen schweben; er hat so etwas Betulich-Asiatisches!"

„Er trinkt zu seinem Vergnügen niemals Tee. Er trinkt Kneippkaffee und Weißbier."

Heino lachte herzlich, daß man die Zähne sah. „So ist das Leben, Tante Johanne. Genau so!" Dabei sah er nach der Uhr. „Wenn es eine Stunde später wäre, Tante Johanne, dann würde ich mich bei dir zu Tisch einladen; wir haben nachher eine gewichtige Konferenz mit Südamerika, so daß ich beizeiten zurück sein muß. Bei dir gibt es immer etwas Gutes — ich rate auf Schöpsenkeule."

„Das wird dir Lina erzählt haben, mein Jungchen," schmunzelte die alte Dame durch die Brille. I, sowas hatte sie ganz gern einmal, so einen Stippgast von der Straße. Sie brummte etwas Freundliches und schüttelte dann dem Neveu, der es eilig hatte, kräftig die Hand. Allein draußen zauderte Heino Dedekind doch wieder ein paar Sekunden; und dann trat er einige Schritte vor

seinem Wagen hin und her, wobei er scharf über den besonnten Platz blickte. Eine kleine halbe Stunde könnte man sich vielleicht noch abknapsen, dachte er launisch. Sie würden Augen machen, und man hatte einander die ganze Woche lang nicht gesehen! Einen Lehnstuhl? Dort boten sich vermutlich gute Gelegenheiten, und nicht jeder konnte bei Gerson oder Pfaff kaufen! Aber als er dann lächelnd unter einem verborgenen selbstquälerischen Zwang einstieg, spürte er ein wachsendes Unbehagen ... fast Reue.

Es war eine recht unmögliche Gasse, in die man einfuhr, und der Häuserblock, der den trübseligen Hof umgab, schien von Gustel erfunden zu sein. Die mußte sich hier wohlfühlen; schwarzgeräucherte, graubestaubte Brandmauern ragten ringsum, dazwischen schadhafte Hinterhausfronten mit Kinderwäsche, Betten und kummervollen Blumenstöcken in den Fenstern. Menschenmassen strömten heraus, herein, schoben und stießen sich, darunter nicht immer die verwöhntesten Zeitgenossen. Dedekind, der nicht ganz hierher paßte, wurde mit Gleichmut und Respektlosigkeit übersehen oder scharf gemustert.

Er las flüchtig ein altes Blechschild mit verwitterten Buchstaben, das im Amtsstil jeden Privathandel untersagte, kein Mensch übrigens beachtete die alten Blechtafeln, denen Wind, Schnee und Regen einiger fünfzig Jahre die Strenge abgewaschen hatten. „Ho — ho —!“ schallte es. Da drüben schien sich sogar eine Pferdeauktion abspielen zu wollen. Hier dürfte Gustel am ehesten mit ihren Bleistiften zu finden sein, denn ihr Herz erbebte vor jedem Jammer der Kreatur; da standen Kopf an Kruppe allerlei Tierchen, junge und alte, meist betagte Burschen, mit kummervollen Schnauzen, ergebenen Ohren und steifen Beinen ihres Geschickes harrend, sichtlich wenig begierig auf die neue dürftige Krippe und die neuen Plagen. Ein alter Mann und ein kleines Mädchen führten eben langsam ein wankendes, erbärmlich dürres Schimmelchen am Halfter wieder aus dem Kreis, wohl ihr letztes Wertstück, aber niemand hatte es erstanden, der Alte sah bekümmert aus und schimpfte, aber das Kind streichelte das Schimmelchen und sprach ihm gut zu, als freute es sich, daß es so gekommen war.

„Sieh da, Gustel!“

Die strichelte mit heißem Gesicht. Kein Gaffer kümmerte sie. Sie schien sich auch kaum über die Anwesenheit des Vetters zu wundern. „Du wirst dir hier die Stiefel staubig machen,“ sagte sie ein wenig im Stil dieses Hofes.

„Tut nichts, Gustel. Ich war eben bei euch, ich erzähl' es dir noch — nimm dich in acht vor dem Pferd.“

Sie trat einen kleinen Schritt beiseite. „Anna ist da drüben, wenn du ihr behilflich sein willst. Was ist die Uhr?“

An der Seite in den schuppenartigen Gebäuden ging es offenbar manierlicher, bürgerlicher und eleganter zu, dort sah man schmuckere, gut gekleidete Frauen und Männer, deren Gesichter ernst waren von Sachlichkeit und rechnerischer Überlegung ...

Heino bereute es plötzlich wieder, daß er, statt sich vor ein weißes Tischtuch und vor geschliffnes Kristall und blinkendes Silber zu setzen, hierhergekommen war, aber schon in halber Front des nächsten Schuppens traf er unerwartet auf Anna; ihre Stirn unter dem breiten Strohhut errötete, als sie ihn erkannte, und sie lachte. Da war wieder das Fluten und Flimmern in ihm und um sie.

„Ich wollte Ihnen eben ein wenig helfen,“ sagte er lächelnd.

„Danke schön. Ein hübscher Stuhl mit Ohren, natürlich funkelnagelneu, für rund 22 Mark und 50 Pfennige. Finden Sie es teuer?“ Er fand es nicht teuer und fühlte noch den Druck ihrer warmen, schlanken Hand.

Sie war ruhig und betrachtete ihn forschend mit einem eigentümlich festen Blick aus ihren grauen Augen. So schritt sie sehr aufrecht in der Menge und sah sich im Gehen eifrig um, als suche sie jemand.

Gustel stand immer noch auf ihrem Platz und zeichnete, von Zuschauern umringt; aber sie war jetzt seit ein paar Minuten dabei in ein Gespräch mit einer jüngeren Frau vertieft, die eine ziemlich welke, verblichene Waschbluse unter einem seltsam bunten Blumenstrohhut trug.

Beim Anblick der mittelgroßen, beinahe stattlichen Frau mit den mütterlichen Hüften an Gustels Seite befiel Heino sogleich ein unbestimmter Verdacht, in dem wieder das Unbehagen und die Sorge waren. Er sah auf Annas klares, unbewegtes Profil.

Aber Anna war mit einem raschen Schritt von ihm weg. „Wo bleibst du, Irma? Bist du allein —?“ Sie sah an der Frau nieder und gab ihr die Hand. Der andern Hände in halben Filethandschuhen waren weiß, nicht eben gepflegt, ein breiter Ehering blinkte daran.

„Herbert kommt noch mit dem Wagen. Tag, Anna —“ sagte die Frau und sah den eleganten Herrn hinter Anna an.

„Herr Doktor Dedekind,“ stellte Anna mit einer kaum merklichen Röte im Gesicht vor; „meine Cousine Frau Barsikow.“ — Aha, die Wittkoppsche Tochter, Heino zog den Strohhut und verneigte sich artig, er wußte

natürlich von diesen Zusammenhängen, konnte also nicht sonderlich überrascht sein. Er dachte bloß mit einer unwillkürlichen Regung an seine beschränkte Zeit, und daß er eigentlich nicht hier auf diesem Platze stehen sollte.

Irma Barsikows blaue Augen schimmerten auf, und Doktor Dedekind betrachtete sie flüchtig. ‚Sie muß einmal recht hübsch gewesen sein,‘ stellte er entschlossen bei sich fest, ‚ein wenig weich in Fleisch und Seele.‘ Frau Barsikow aber wußte sofort Bescheid: Doktor Dedekind — seine Mutter war die in der Bendlerstraße — Er und Anna — —?

Das war ‚Heino‘ ... Dörnbergstraße — blaues Auto; aber das von seiner Mutter war größer, mit grauer Seide gefüttert; Frau Barsikow hatte es ein paarmal gesehen, als das elektrische Licht darin aufgeknipst war, Blumen in den Kristallvasen steckten, und die pompöse Dame blitzend, schimmernd, duftend in dem lichten Märchengehäuse saß, von dem behutsamen Diener neben dem Fahrer wie etwas ‚Heiliges‘ betreut. Irma Barsikows Mann war Buchbinder, der sie in mancher Hinsicht enttäuscht hatte.

Sie schien keineswegs dumm und hatte wohl eine Weile eine feinere Schule besucht. Heino Dedekind hörte ihr aufmerksam zu und beachtete ihre Bewegungen. Mit Gustel war sie natürlich gut bekannt.

‚Ganz hübsch, ganz nett,‘ dachte Heino neben der blondhaarigen Frau, die jetzt ein verschönerndes Rot auf den Wangen hatte, und deren Lippen sich tiefer färbten, ganz gutes Material. Stand Paul Dedekinds dunkle Odaliske Helene, standen manche der älteren Damen der Dynastie Dedekind in ihren geistigen und sonstigen Ansprüchen so viel höher —? Nun — nun —. —

„Ja, recht lustig,“ sagte er lächelnd mit einem Blick auf den Hof.

Indessen wartete man noch auf Frau Barsikows Bruder Herbert und sprach ein bißchen ungeduldig davon; nur Anna schien gleichmütig und war schweigsam und zerstreut.

Irma Barsikow aber glaubte in ihrem Innern bestimmt, daß ihr Bruder schon irgendwo im Hintergrund scheu und verkniffen wartete, lieber griffe er in flüssiges Eisen, als daß er sich an diese Gruppe heranwagte — er war Gehilfe bei einem kleinen Buchhändler, bloß bis Tertia gekommen, da hatte Vater bei allem guten Willen nicht mehr gekonnt; die Augen der Frau schweiften mit einem härteren Glanz.

„Dort ist Herbert mit seinem Wagen!“ sagte Anna, und Gustel ging resolut auf ihn zu und rief: „Herr Wittkopp!“ Heinochen sollte sich das ruhig ein bißchen mit ansehen, dachte sie nebenbei.

Man folgte ihr und wurde nun auch hier bekannt. Heino sprach mit seiner sonoren Stimme: „Man sollte einen kleinen Gurt darüber binden, was, Herr Wittkopp?“

„Es wird so gehen,“ sagte der und wünschte sich zehn Meilen weg von diesen Leuten.

„Sie sind Buchhändler, wie ich hörte, Herr Wittkopp?“

„Ja.“

„Das interessiert mich. Ich habe selbst mancherlei Bücher daheim. Welcher Art ist diese Handlung? Auch Antiquariat?“

„Meist Schulbücher, alte Leihbibliothek und Hefte.“

„Eine ältere Schulbuchhandlung also? Übrigens finden sich gerade da mitunter Seltenheiten in alten Lagerresten oder durch zufälligen Einkauf, ich habe schon auf mancher Leiter gestanden und gestöbert, wissen Sie.“

Der jüngere Herr Wittkopp war rot auf der blassen, nicht frisch rasierten Haut. ‚Kein unintelligentes Gesicht,‘ dachte Heino Dedekind; ‚nicht sehr aufgeschlossen und zugänglich. Vielleicht ein Feind — —‘

Die Damen standen herum. In Irma aber grollte es. Konnte er den Mund nicht aufmachen? Er tat dümmer, als er war. Und hinterher würde er höhnen und gegen sich selbst eifern — inwendig! alles inwendig! Duckte sie sich? Sie dachte nicht daran. Sie war, wie sie war und war ganz gut so! Sie fingerte nervös an den Riemen ihrer Handtasche.

„Na, dann karren Sie man los, Herr Wittkopp,“ sagte Gustel Dedekind gemütlich. „Schönen Gruß an Vatern.“

„Auch von mir, Herbert; ich komme morgen mit heran,“ sagte Anna und gab ihm die Hand. Er tat ihr plötzlich leid. Ein armer, verhockter, begabter Mensch, den keiner recht geleitet hatte. Wenn er Dedekind hieße — in deren Welt aufgewachsen wäre — —

Anna und Gustel folgten langsam dem Gefährt, Anna aber war plötzlich furchtbar traurig von dieser Begegnung; sie spürte Heino Dedekind, der mit Irma ging, in ihrem Rücken und hatte ein Gefühl, als müßte sie weinen. Aber sie zerbiß die jähe, leidenschaftliche Stimmung.

Dann fuhr Heino die beiden Mädchen nach dem Gendarmenmarkt zurück. Er erzählte ihnen von den Büchern, die er bei Lina für sie abgegeben hätte, und angeregt von anderen Dingen. Sie dankten ihm, doch Anna sprach auch jetzt nicht viel. Gustel für ihre Person war sehr befriedigt von dem Vormittag, sie hatte eine Menge Striche

gemacht und noch mehr Bemerkenswertes hinter ihren Augen aufgespeichert.

Sollte er nun noch einen Bissen Schöpsenkeule mit ihnen essen? Nein, das ließ sich leider nicht mehr machen. Er hatte bloß noch ganz wenig Zeit. Gegen halb zwei Uhr mußte er zurück sein. So empfahl er sich von den Damen, ließ den Wagen an der Ecke warten und legte die paar Schritte nach der Behrenstraße zu Fuß zurück.

⁂ ⁂ ⁂

‚Dies also wäre Frau Barsikow gewesen!' sagte sich Doktor Dedekind, den hellgelben Spazierstock schwingend — der Gatte, wie er gehört hatte, war ein ehrenwerter Buchbinder in der Landsberger Straße, nicht sehr strebsam, voll Passion für die Laubenkolonie, aber noch ein schöner, stattlicher Mann.

Gleichviel. Und der jüngere Herr Wittkopp —? Ein bedauernswerter Fremdling in der Welt — ein verkümmerter, in sich selbst gescheuchter, sich selbst verzehrender Bursche, nicht ganz ohne eigene Schwäche — wer litt nicht darunter? Vielleicht begabt. Das Geschick machte Späne, die verwehten und verdarben — zu unergründlichem Zweck.

Gleichgültig. Ja ... Er schwang unlustig und gereizt den Stock.

Er entsann sich, daß er einmal, vor nicht allzulanger Zeit, in später Nachmittagsstunde in die Nähe des Alexanderplatzes gelangt und dann nach der Georgenstraße hinter die Kirche gepilgert war. Es war ein lauer, tiefdämmeriger Frühlingsabend gewesen, in dem vom Friedrichshain her ein Lüftchen geweht hatte, dennoch war die Luft schlecht gewesen, dazu hundert Kinder auf Rollschuhen, die mit wilder Straßenlust spielten; bescheidene Läden rechts und links, laute Kneipchen und dazwischen auch das recht geräumige Geschäftsgewölbe des Herrn Wittkopp. Eine Laune hatte Herrn Doktor Dedekind geleitet: ein solides, sauberes Geschäft; auf der einen Seite ein mittleres Schaufenster halb über der Straße mit Stöcken, Pfeifen, Schirmen und allerlei Reparaturanpreisungen, und auf der anderen Seite des Treppchens das Fenster der Drechslerwerkstatt, schlicht und sauber erleuchtet; darin ein adretter, zierlicher Herr mit grünem Schurzfell und Stahlbrille, dünnem Haar über dem Schädel und einem Gesicht, das eigensinnig und faltig war, Annas Mutter Bruder, der er einmal sehr herzlich zugeneigt gewesen sein sollte; und daneben still und emsig noch ein seltsames Männchen, wohl ein Gehilfe. Ein Anblick erfreulicher, sich selbst genügender Tätigkeit.

Spaßig!

Und wieder stand die aufrechte Gestalt Annas und das schöne, ernste, ein wenig blasse Gesicht vor ihm.

Heino Dedekind mußte den Fuß hemmen, zumal ein paar elektrische Bahnen den Weg kreuzten; sein Ziel lag jenseits der Straße.

‚Besitzen!' dachte er und eilte rasch und elastisch über den Damm, um drüben seinen Weg gemessenen Schrittes fortzusetzen.

Man konnte dies — in jedem Sinne — auch ohne Fesselung erreichen! Besitzen! Und sein Blut wallte stürmisch auf, wie immer, wenn er sie fühlte und dachte.

Ja. Er war Mannes genug gewesen — Mannes genug, um diesen Weg ins Auge zu fassen. Er hatte ihr einmal am Anfang dieser Zeit, nach einer vertraulichen Stunde eine ehrliche, unverschleierte Andeutung gemacht. Sie waren zusammen — Anna, Gustel, Peter Freyhan und er — in der Oper und danach in einem Weinlokal gewesen und gingen nun hintereinander heim, vorn Gustel und Freyhan, dahinter er und Anna.

Sie hatte ihn natürlich verstanden und war rot und stumm geworden. Und dann hatte sie langsam und dann leidenschaftlich den Kopf geschüttelt und ihn dabei ernst und fest und plötzlich menschlich freimütig angesehen. „Nein, Herr Doktor Dedekind. Das nicht. Es soll hier kein Mißverständnis entstehen. — — Niemals! — Dazu bin ich auch zu feige." Und es war dabei gewesen, als zitterte sie, und als täte ihr etwas weh. Und er erinnerte sich auch daran, daß ihm dabei die Frage durch den Sinn gegangen war: hatte sie niemals bei ihrem leidenschaftlichen und selbständigen Wesen, in dieser nicht so ganz harmlosen Musikwelt mit langhaarigen Meistern und undelikaten Lehrern etwas erlebt, das dem nahegekommen war, überhaupt etwas erlebt, wie viele junge Mädchen? Sie schien ganz kindlich und fremd, herb und entschlossen. Evaspiel —?

Neulich in Gliezen, als sie in seinen Armen lag, war sie nach einer weichen Bewegung, die ihn bestürzte, kalt und hart gewesen, und ihre Hände hatten gebebt. Und auf der Heimfahrt hatte sie still neben ihm gesessen. Eva?

‚Dies alles ist nicht so wichtig!' pflegte Philp, die fröhliche Lilie auf dem Gottesfelde, von solchen Dingen zu sagen. Recht so, Philp! Dies war auch seine Ansicht.

Er wurde rot. Traurig, traurig. Alles falsch. Und Anna tat ihm unaussprechlich leid, daß ihm das Blut brannte.

Dort war sein Ziel. Er würde nun in aller Eile etwas kaltes Fleisch zu sich nehmen, dazu einen Schluck Whisky mit Soda und hinterher Kaffee trinken, um für die südamerikanische Konferenz gerüstet zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Sturmsee und Brandung

Von Franz Graf v. Larisch

Korrespondent des Instituts für Meereskunde an der Universität Berlin

(Mit 11 Aufnahmen des Verfassers)

Wie keine andere Erscheinungsform der Natur hat das Meer von Anbeginn der Zeiten des Menschen Geist und Gemüt gewaltig angeregt. Sein geheimnisvoller und mächtiger Zauber hat sich auf alle erstreckt, die es gesehen, und auf viele, die seine Herrlichkeiten nur ahnen.

Die Geheimnisse des Meeres zu ergründen war von jeher das heiße Bemühen des forschenden Menschengeistes gewesen. In seine tiefsten Tiefen ist er gedrungen, um die wundersame Lebewelt der abyssalen Regionen kennen zu lernen, und das Studium der physikalischen und chemischen Vorgänge und Eigenschaften hat Probleme von umfassender Bedeutung ergeben. Eines von diesen ist die Wellenbewegung: dieser Vorgang stellt im eigentlichen und höchsten Sinne den Pulsschlag, das Leben des Meeres dar.

Ruhelos in stetem Wechsel der Formen dehnt sich das ewig belebte Meer über den Erdball aus. Bald liegt es als glänzende Fläche im schimmernden Weben des Sonnenlichtes, von leichtem Windhauch gekräuselt da, bald jagen, vom Sturme gepeitscht, seine düsteren Fluten in gewaltigen Wogenkämmen daher.

Mit den großen Fortschritten, die im Laufe der letzten Jahrzehnte auf dem übrigen Gebiete der Meereskunde gemacht worden sind, hat die Erforschung der Wellenbewegung nicht Schritt gehalten. So befremdlich es für den Laien erscheinen mag, so bieten doch sowohl die Entstehung der Wellen überhaupt unter der Einwirkung des Windes, als auch ihre Formen und zahlreiche Einzelheiten in ihrem Verhalten für den Forscher noch manch ungelöstes Problem. Ein wichtiges Hilfsmittel haben wir in der Photographie, die uns gestattet, die mannigfachen Formen naturgetreu festzuhalten. Die technischen und sonstigen Schwierigkeiten sind sehr groß. Es gilt, bei schlechtesten Lichtverhältnissen auf rollendem und stampfendem Schiffe Momentaufnahmen eines rasch sich bewegenden Objektes zu machen.

Das Problem wäre ein einfaches, wenn die Kraftimpulse, die die Wellen erzeugen, einfacher Art wären. Denken wir uns beispielsweise einen Riesen, der irgendwo draußen im Weltmeer mit einem halben Berg in den Händen das Wasser in Bewegung versetzt; dann würden am Orte der Störung ungeheure Wellen entstehen und den Ozean nach allen Richtungen durcheilen, aber es wären Wellenformen einfacher Art, so wie wir sie experimentell im kleinen erzeugen können. Auf diese Wellen könnten wir ohne weiteres die Gesetze der Hydrodynamik, die für diese Form von Gleichgewichtsstörung einer Wasserfläche gelten, anwenden. Die Kraftimpulse des Windes jedoch sind ganz anderer, vielfältiger und wechselvoller Art, und vielgestaltig werden darum auch die daraus sich herleitenden Erscheinungen der Wasseroberfläche sein.

In erster Linie handelt es sich darum, zu erklären, wie überhaupt der Wind als kontinuierlich und horizontal wirkende Kraft eine rhythmische Bewegung hervorrufen kann mit so großen vertikalen Ortsverschiebungen der Wasserteilchen, wie sie die Wellenbewegung darstellt. Eingeleitet wird jede Wellenbewegung dadurch, daß der einsetzende Wind die vorerst ruhige Wasserfläche in eine Anzahl kleiner Fältelungen legt, die sog. kapillaren Wellen. Gerade die Entstehung dieser allerkleinsten Wellen ist es, deren Erklärung die meiste Schwierigkeit bereitet.

Der über das Wasser hinstreichende Luftstrom wird in seinen unteren Teilen durch Reibung aufgehalten; die Folge davon ist, daß die höhergelegenen Luftschichten eine saugende Wirkung auf die darunter befindlichen ausüben. Dadurch wird der Druck, den die Luft auf das Wasser ausübt, vermindert. Die Bedingungen für ein stabiles Gleichgewicht sind nicht mehr erfüllt, und das Wasser wird nach oben ausweichen. Diese von dem augenblicklichen Windstoß erzeugten kapillaren Wellen wachsen nun einerseits dadurch, daß ein zunehmender Teil der lebendigen Kraft des Windes auf die Wasseroberfläche übertragen wird, anderseits durch den Umstand, daß Schwankungen in der Windstärke kapillare Wellensysteme von verschiedener Länge erzeugen, durch deren Zusammenwirken gleichgerichtete Interferenzen und somit übergeordnete Wellen von größeren Dimensionen entstehen. Von Bedeutung ist hier auch das Wesen der Luftbewegung, die sogenannte innere Beschaffenheit des Windes. Der Wind besteht keineswegs aus einem Luftstrom, der in seiner ganzen Masse mit gleichförmiger Geschwindigkeit fortschreitet. Er weht stets in einzelnen Stößen von längerer oder kürzerer Dauer und Stärke, wobei das Luftteilchen projektilartig fortgerissen wird. Auch auf räumlich nahe beieinander liegenden Punkten weist der Luftstrom fortwährend große Verschiedenheiten auf. Die Abgabe der lebendigen Kraft des Windes an das Wasser wird demnach eine unregelmäßige sein, sowohl in der Richtung

der Windbahn selbst, als auch in ihrer seitlichen Ausdehnung.

Den eigentlich hohen Seegang des Weltmeeres treffen wir in beiden Hemisphären da, wo in dem Gebiete der veränderlichen Winde mit vorherrschend westlicher Richtung die Zugstraßen der großen barometrischen Depression liegen, in deren Gefolge Winde von bedeutender Stärke und Dauer auftreten. Form und Ausdehnung, sowie Art des Fortschreitens der sturmerzeugenden Luftwirbel sind von bestimmendem Einfluß auf Gestalt, Größe und sonstige Eigenschaften der Meereswellen. Die barometrischen Depressionen zeigen in verschiedenen Meeren verschiedenes Verhalten, das zum Teil ein unregelmäßiges, zum Teil ein ganz charakteristisches Gepräge hat. Allgemein weht der Wind stets vom Orte des höheren Luftdruckes nach dem Minimum hin, und in Bahnen, die mehr oder minder kreisförmig sind, um dasselbe herum. Auf der nördlichen Hemisphäre erfolgt die Bewegung entgegengesetzt der Richtung des Uhrzeigers, so daß im Norden des Minimums Ostwinde, im Süden Westwinde, im Osten Südwinde und im Westen Nordwinde wehen. Es ist einleuchtend, daß die Winde in den einzelnen Quadranten der Depression auch anders gerichteten Seegang erzeugen werden, der sich fortpflanzend zu mannigfachen Interferenzen Anlaß geben wird. In der Tat finden wir, daß wir auf See nur selten einen wohlausgeprägten einheitlichen Seegang aus einer Richtung antreffen, sondern daß Wellenzüge, aus zwei oder mehr Richtungen kommend, einander durchkreuzen, wobei allerdings in den meisten Fällen ein bestimmtes System das vorherrschende sein wird. Je enger umgrenzt nun das Sturmfeld ist und je geschlossener die Isobaren um das Minimum verlaufen, desto stärker wird an bestimmten Punkten die Kreuzsee auftreten. In ihrer furchtbarsten Form erscheint sie im Zentrum der echten tropischen Zyklone und der Taifune; aus allen Richtungen der Windrose laufen hier die hohen, steilen Wellen zusammen, und die Meeresoberfläche bildet alsdann ein wildes, tosendes Chaos, in dem die stärksten Schiffe den Untergang finden können. Auch bei den außertropischen Wirbelstürmen kann die Kreuzsee gewaltige Dimensionen annehmen. Auf der Heimreise von der chilenischen Westküste gerieten wir mit dem Hamburger Vollschiff „Pirna“ nebst einigen Nachbarschiffen im Juli 1911 auf 33° südlicher Breite in einen orkanartigen Wirbelsturm hinein. Obwohl der Sturm von achtern kam und die Segler in diesem Falle zu lenzen, d. h. vor dem Sturm zu laufen pflegen, wurden selbst so große und starke Schiffe, wie „Pirna“ und die Viermastbark „Petschili“ zum Beidrehen gezwungen, und zwar wegen der furchtbaren unwiderstehlichen Kreuzsee. Aus SO, Süd und SSW liefen die gewaltigen Wellen daher und türmten sich zu hohen, spitzen Bergen auf. Keiner von uns an Bord hatte je zuvor so etwas gesehen.

Im Gegensatz zu den geschilderten Verhältnissen wird anderseits eine ausgedehnte Depression, bei der die einzelnen Quadranten mit verschiedener Windrichtung weit auseinanderliegen, günstige Voraussetzungen für die Ausbildung eines einheitlichen Seeganges geben.

Die Dimensionen der Meereswellen bei verschiedenen Windstärken schwanken in weiten Grenzen. Die Entwicklung der Wellen stellt sich nämlich nicht nur als das Ergebnis von Stärke und Dauer der Windwirkung dar, sondern ist in hervorragendem Maße abhängig vom Seeraum oder von der Länge der Windbahn. Mit anderen Worten: Die Bahnrichtung des Luftwirbels und die Geschwindigkeit seines Fortschreitens sind von entscheidendem Einfluß. Gekrümmte Bahnen oder solche mit großer Fortbewegungsgeschwindigkeit werden den geradlinig sich fortpflanzenden Seegang nicht lange genug unter der Einwirkung des Windes aus einer bestimmten Richtung lassen, um die maximalen Dimensionen zu erzeugen. Dagegen werden Luftwirbel, die in gerader Bahn und mit mäßiger Geschwindigkeit über weite Meeresräume hinwandern, eine ungeheure Summe lebendiger Kraft an das Wasser abgeben, die in den Wellen aufgespeichert wird und mit ihnen fortschreitet. Die Wellen verstärken sich gewissermaßen gegenseitig, indem die fortdauernd zunehmende lebendige Kraft nicht nur in Länge und Höhe, sondern auch in seitlicher Ausdehnung immer größere Wassermassen in immer ausgiebigere Schwingungen versetzt. Wir haben bei jedem Wellensystem, unabhängig von Gestalt und Größe, zwei verschiedene Formen der Bewegung zu unterscheiden. Innerhalb der einzelnen Welle beschreibt jedes Wasserteilchen eine kreisförmige Bahn, deren Ausmaß abhängig ist von der angesammelten Energie und Länge und Höhe der Welle bestimmt, wobei das Wasserteilchen wieder in seine ursprüngliche Ruhelage zurückkehrt. Durch diese sogenannte Orbitalbewegung wird erst die Fortpflanzung der Wellenform bedingt. Form und Größe des Seeganges, den wir an einer bestimmten Stelle beobachten, sind demnach das Ergebnis der auf dem ganzen Wege der Windbahn durch Windstöße verschiedener Stärke und Dauer in den Wassermassen angesammelten lebendigen Kraft. Aus diesem Grunde können bei jeder Windstärke Wellen jeder Höhe vorkommen, da die Dimensionen nur vom Energievorrat der Wellen abhängen.

Dem Beobachter auf See begegnen hier die mannigfachsten Verhältnisse. Er wird extreme Windstärke bei noch unentwickeltem Seegang, Wellen, die bedeutend größer sind, als dem herrschenden Winde entsprechen würde, und endlich höchste Windstärke zusammen mit höchstem Seegang antreffen. Hier gilt es aber, einen bedeutungsvollen Unterschied festzuhalten. Während allerdings die Welle

unter dem Einfluß entfernter Kraftimpulse heranrollt, steht ihre Oberfläche doch unter der Einwirkung des darüber wehenden Windes. Durch die mechanische Druckwirkung des Luftstromes entstehen die langen, weißen Schaumfäden, welche die Oberfläche der Wellen um so dichter bedecken, je stärker der Sturm weht. Nimmt die Windgeschwindigkeit rasch sehr hohe Werte an, während die Geschwindigkeit der Wellen noch im Wachsen begriffen ist, dann entsteht eine sehr wilde, schäumende See. Die kreisende Bewegung der Wasserteilchen wird in den oberen Schichten der Welle eine starke Beschleunigung erleiden, wobei die einzelnen, übereinanderliegenden Teile der Welle um so größere Geschwindigkeit annehmen, je höher sie liegen. Dadurch wird das Wellenprofil zugespitzt, der Wellenkamm wird instabil und stürzt nach vorn über. Diese Brechseen richten auf den stärksten Schiffen häufig viel Schaden an, weil dadurch oft mächtige Wassermassen mit gewaltiger Kraft an Deck geschleudert werden. Je höher und länger nun im Verlaufe eines Sturmes die Wellen werden, je mehr ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit sich der Windgeschwindigkeit nähert, desto geringer wird ihre Neigung werden, größere Brecher zu bilden, weil alsdann die Bewegung in allen Teilen der Wassermassen mit annähernd gleicher Geschwindigkeit fortschreitet. Bei den extremsten Windstärken allerdings, bei den Orkanen, werden selbst die höchsten und schnellsten Wellen wieder Brechseen bilden, die dann eine gewaltige Größe erreichen.

Die Angaben über Wellendimensionen, die wir in der Literatur oder auch in Erzählungen und Berichten finden, sind häufig als übertrieben zu betrachten. Gar mancher, der einmal einen Sturm auf See mitgemacht hat, möchte gerne „seine" Wellen als die denkbar höchsten hinstellen. In Wirklichkeit sind sehr hohe Wellen für den einzelnen Beobachter ein ziemlich seltenes Erlebnis, und man muß schon viele und lange Seereisen gemacht haben, um ihnen öfters zu begegnen. Obwohl der nordatlantische Ozean während der Wintermonate zu den sturmreichsten Meeren gehört, sind hier die Bedingungen für das Entstehen außergewöhnlich hoher Wellen nur selten gegeben. Nur wenige von den Sturmwirbeln verfolgen hier über weite Meeresräume geradlinige Bahnen, und die vorherrschende Form der Depressionen bedingt, daß häufig andersgerichtete Winde in verhältnismäßig kurzen Abständen, räumlich wie zeitlich, wehen. Trotzdem erreichen die Wellen bei den schweren Winterstürmen ganz gewaltige Dimensionen. Tatsächliche Wellenhöhen von 10 Metern erscheinen dem Auge noch bedeutend höher zu sein und dürften ungefähr die durchschnittlichen Maximalwerte dieser Meeresgegenden darstellen. Solche Wellen haben dann eine ungefähre Länge von 150 bis 180 Metern und eine Fortpflanzungsgeschwindigkeit von etwa 15 Metern die Sekunde und darüber. Am meisten stürmt es in den Monaten Januar und Februar auf der Mitte des Ozeans, in den nördlichen Grenzgebieten des Golfstromes. Hier kann der Seefahrer manch herrliches Schauspiel genießen. Unter den schwarzen, vom Sturme zerrissenen Wolkenmassen nehmen die Wogen eine finstere Farbe an; leuchtend heben sich die weißen Schaummassen von dem dunklen Grunde ab und verleihen dem Bilde den Ausdruck großartigster Wildheit.

Im Gegensatz zu den eben geschilderten Verhältnissen gibt es aber Gegenden des Weltmeeres, wo alle Bedingungen für das Zustandekommen der höchsten Wellen gegeben sind. Auf der südlichen Halbkugel hört im Süden vom 40. Breitegrad jedes Land auf. Eine ungeheure, zusammenhängende Wasserfläche umzieht die Erde. Nur das Kap Horn zeigt hier noch wie ein gewaltiger Weiser hinaus in die Fernen der antarktischen Meere. Die eigenartigen meteorologischen Verhältnisse, die hier herrschen, bewirken, daß ein ununterbrochener Ring westlicher Winde diese Gebiete umschließt.

Von allen Teilen des freien Ozeans hat auf mich stets und immer wieder das antarktische Meer den tiefsten Eindruck gemacht. Es ist eine Weltgegend, der Licht und Sonne versagt ist. Ein schwerer, finsterer Wolkenhimmel hängt über einem grauen, düsteren Meer. Ein seltsames Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit umfängt hier auch den seegewohnten Mann. Fern von jedem Lande, wo Menschen wohnen, dehnen sich die unermeßlichen Wasserflächen in unbekannte, geheimnisvolle Fernen hin. Zu allen Jahreszeiten herrscht rauhes und wildes Wetter, und die Stürme wehen oft tage- und wochenlang. Dies ist die Heimat der gewaltigen Meereswellen, die hier solche Dimensionen erreichen, wie sie in keinem anderen Meere der Welt je beobachtet wurden und die seit jeher das Staunen und die höchste Bewunderung aller Reisenden erregt haben.

Kein Bild und keine Worte können denen, die es nicht gesehen, eine Vorstellung dieses Schauspiels geben. Dem Bilde fehlt die Hauptsache, die Bewegung. Und hier ist alles Bewegung. Oben am Firmament jagen sich die finsteren Wolken wie gespenstische Riesen, ihre schaumgekrönten Häupter zum Himmel streckend, stürmen die gewaltigen Wogen daher. Das sind keine Wellen mehr, es sind Giganten, es sind wandernde, schneebedeckte Berge, die mit Schnellzugsgeschwindigkeit den Ozean durcheilen.

Wenn über bestimmten Meeresteilen der Sturm sich legt, so kann die hohe See nicht in gleichem Maße abnehmen, denn die in den Wellen angesammelte Energie erhält sich noch geraume Zeit hindurch. Dann entsteht ein Seegang mit abgerundeten Formen und glatterer Oberfläche, den man als Dünung zu bezeichnen pflegt. Die Dünung spielt in allen Meeren eine große Rolle. Sie kann unter den verschiedensten Umständen auf-



Wintersturm im Nordatlantischen Ozean



Schwere, pyramidenförmig auftürmende Kreuzsee im inneren Gebiete eines orkanartigen Wirbelsturmes

treten. Wir können sie als Ausklang eines eben mitgemachten schweren Sturmes erleben. Gegen das vorhergegangene Brausen der Lüfte und Tosen der See wirkt die eingetretene Stille dann doppelt eindrucksvoll. Der Anblick ist faszinierend. Lautlos heben und senken sich die Fluten in gewaltigen Undulationen. Anderseits pflanzt sich die Dünung mit ihrer großen lebendigen Kraft sehr schnell über weite Meeresräume fort und gelangt so in Gegenden, wo überhaupt kein Sturm geweht hat. Auch als Vorbote eines nahenden Sturmes kann die schnelllaufende Dünung der in gleicher Richtung fortschreitenden Depression voraneilen.

Der auf dem offenen Meere entstandene Seegang gelangt an die Küsten und ruft hier eine nicht minder großartige Erscheinung hervor, die Brandung. Ehe nun die Kraft der ozeanischen Wellen im Brandungsvorgang aufgezehrt wird, tritt schon eine bemerkenswerte Änderung ihrer Form und sonstigen Eigenschaften ein, sobald sie in Wassertiefen gelangen, die geringer als ihre eigenen Längen sind. Die Theorie der Flachwasserwellen gehört zu den sprödesten Problemen der Hydrodynamik. Wir wollen hier nur erwähnen, daß im flachen Wasser die Länge der ozeanischen Wellen abnimmt; ihre Kämme rücken dabei näher aneinander, ihre Fortpflanzungsgeschwindigkeit vermindert sich und ihre Höhe nimmt zu.

Auch beim Studium der mannigfachen Formen der Brandungswellen leistet uns die Photographie unentbehrliche Dienste; nur sind die Schwierigkeiten der Aufnahme hier noch größer als bei den Wellen der Hochsee vom Schiffe aus.

Gestalt und Form der Küstenlinie sind von wesentlicher Bedeutung für die Entstehung der mannigfachen Formen der Brandungswellen. Es gibt in geologischer und morphologischer Beziehung eine Reihe von Küstenformen. Wir wollen hier nur zwei Haupttypen unterscheiden: die Flachküste und die Steilküste, von denen jede entweder einen sanften oder steilen untermeerischen Abfall haben kann. Als Beispiel der ersten Art haben wir die Insel Sylt. Die Form der Brandungswelle ist die der typischen Strandbrandung. Nur brechen hier die hohen Wellen alle schon weit draußen, denn die Wassertiefe ist bis auf beträchtliche Entfernung vom Strande gering. Wenn aber durch schwere Stürme das Wasser in der flachen, südlichen Nordsee an die Küsten getrieben wird, dann tritt daselbst eine be-



Schwere Kreuzsee. Die Schaumpartie links oben rührt von einem gewaltigen Brecher her



Schwere Klippbrandung an der Felsküste von Cornwall. Der Meeresspiegel liegt etwa 12 m unterhalb dem äußeren Felsenrande

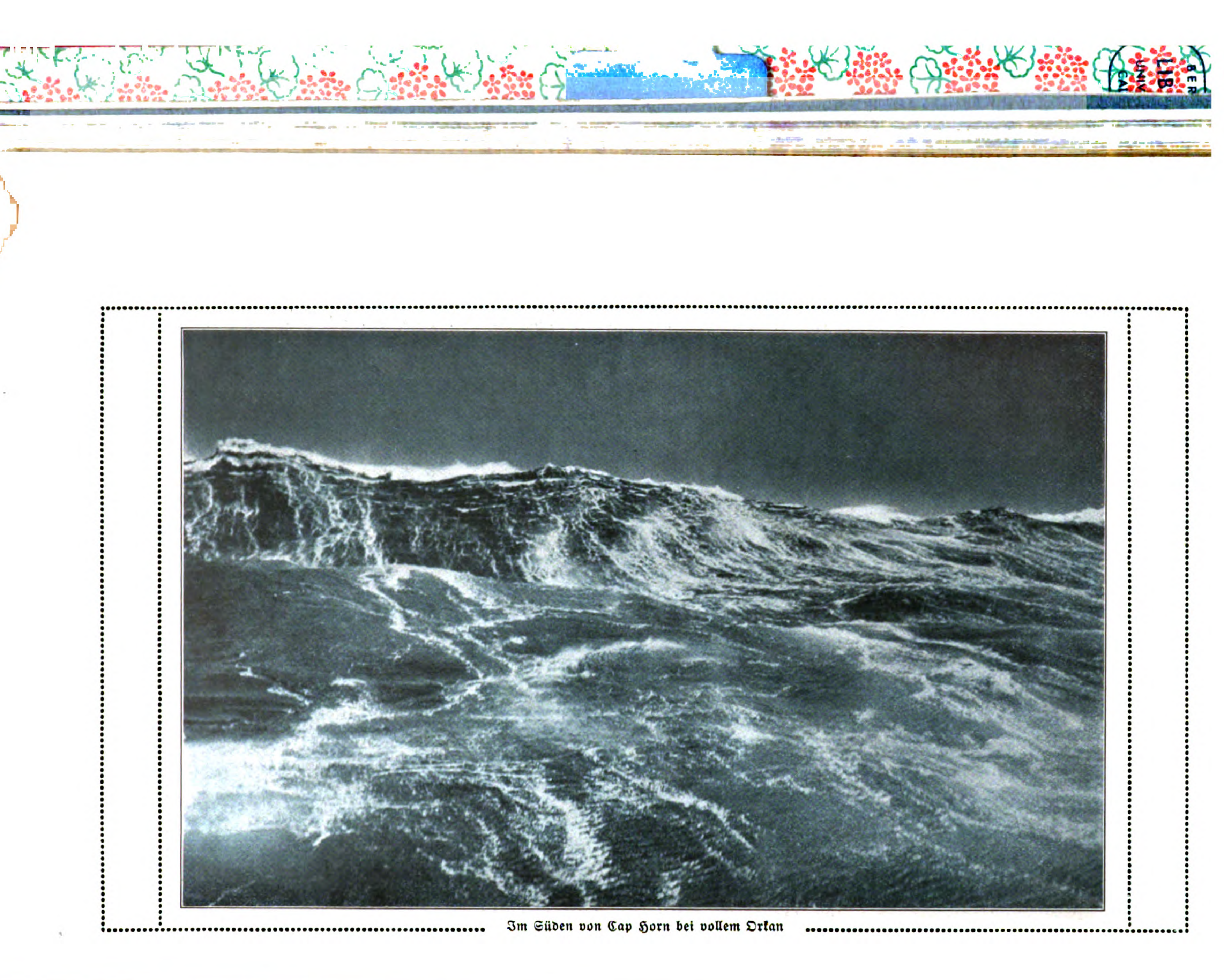
deutende Erhöhung des Meeresspiegels ein, und die großen Wellen können bis dicht an die Strandlinie herankommen. Dies sind dann die Sturmfluten, die in Zwischenräumen unsere Nordseeküsten heimsuchend schon unermeßlichen Schaden angerichtet haben. Das Photographieren einer hohen Strandbrandung aus nächster Nähe ist immer eine aufregende Sache, denn man muß sich ziemlich weit ins Wasser hinauswagen. Dies ist nur möglich, wenn man sich von einer geschickten und zuverlässigen Person durch einen starken Strick vom Ufer her halten läßt; denn der ungeheure Gezug des Wassers am Boden würde uns sonst mit hinausziehen.

In ihrer großartigsten Form tritt die Brandung an den Steilküsten des Weltmeeres auf. Es gibt wohl keine Gegend an der europäisch-atlantischen Westküste, die in den Wintermonaten ein gewaltigeres Schauspiel bieten könnte, als die Felsenküste von Cornwall und die Scilly-Inseln. Die schweren Stürme, die alljährlich um diese Zeit den Atlantischen Ozean heimsuchen, bringen dort häufig eine hohe Brandung hervor. Wir unterscheiden hier zwei Hauptarten: die reine Klippbrandung und die auf dem untermeerischen Teil der Felsküste zustande kommende Brandungswelle.

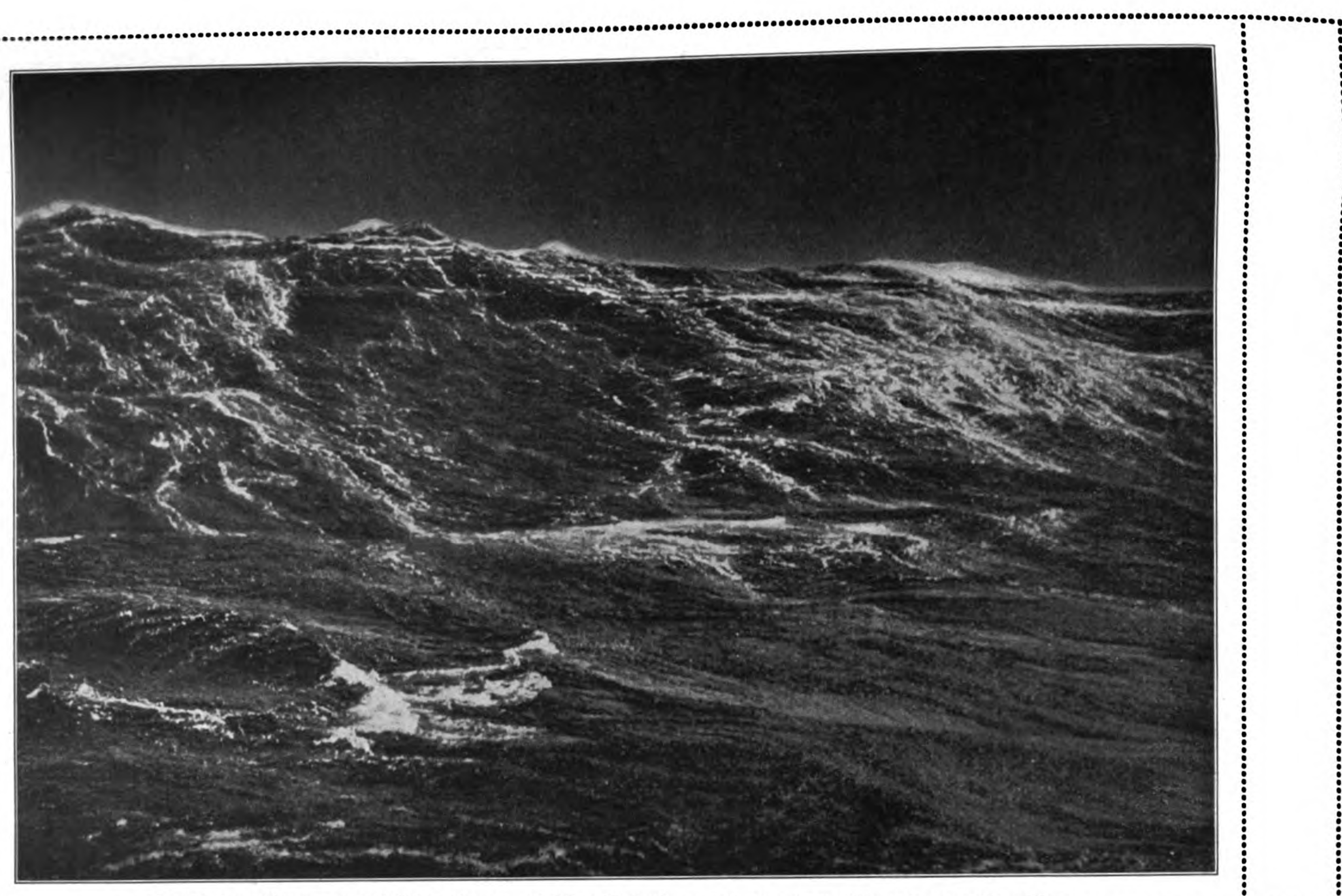


Hohe Klippbrandung an der Küste von Cornwall. Der Meeresspiegel liegt etwa 12 m unterhalb dem äußeren Rande der Felsen

Die Klippbrandung entsteht dadurch, daß die heranrollende Welle durch



Im Süden von Cap Horn bei vollem Orkan



Die Riesenwellen des antarktischen Meeres, mächtige Wellenberge von etwa 14 m Höhe und etwa 250 m Länge, bei orkanartigem Südweststurm von 40stündiger Dauer

Auftreffen auf ein Hindernis in die Höhe geschleudert wird; sie wird überall da auftreten, wo mehr oder weniger steil gerichtete Felsen aus tieferem Wasser aufsteigen. Abgesehen von der Größe des Seeganges wird die Gewalt der Klippbrandung abhängen von der Form des Hindernisses und der Art, wie die Welle dasselbe trifft. Es tritt hier der bemerkenswerte Fall ein, daß eine geringere Welle oft eine höhere Brandung erzeugt als ein besonders hoher Wellenberg, den man herankommen sieht. Die hohe Welle kann schon instabil werden und teilweise überbrechen, ehe sie die Felswand erreicht; die Wassertiefe an dieser Stelle ist darum von großer Bedeutung. Die größte Entfaltung des Phänomens wird eintreten, wenn die gesamte in der ankommenden Welle enthaltene lebendige Kraft in dem Augenblick wirksam wird, wo die Welle das Hindernis trifft. Die Klippbrandung gehört zu den großartigsten aller Brandungsformen. Mit donnerähnlichem Getöse zerschellen die anrollenden Wogen an den Felsen; ungeheuren Explosionen gleich werden gewaltige Wassermassen oft Hunderte von Fuß hoch geschleudert, um dann in schäumenden Wirbeln rauschend und zischend über die Klippen herabzustürzen. Den Vorgang im Bilde festzuhalten gehört zu den allerschwierigsten Aufgaben, die dem Wellenphotographen gestellt sind.

Betrachten wir nun die andere an Felsküsten vorkommende Brandungsform. Die Welle rollt auf dem ansteigenden Grunde heran, wobei ihre Form durch die abnehmende Wassertiefe immer unsymmetrischer wird. Einesteils wird durch die Reibung am Grunde die Geschwindigkeit der Welle in ihren unteren Teilen stärker verzögert als in den höher gelegenen, anderseits erleiden die in aufrechter Stellung auf und ab pendelnden Wasserfäden durch den ansteigenden Boden eine Erschütterung, die sich bis zu den Kammteilen fortpflanzt. Der kritische Moment der beginnenden Instabilität, d. h. des Zusammenbrechens, wird von verschiedenen Faktoren abhängig sein, die einerseits durch die Beschaffenheit des Bodens, anderseits durch bestimmte, in den ankommenden Wellen selbst enthaltene Umstände bedingt sind. Je steiler der Meeresboden ansteigt, in desto größerer Wassertiefe wird die Brandung beginnen. Auch habe ich durch Lotungen feststellen können, daß es von Bedeutung ist, ob der ansteigende Felsgrund eine glatte Fläche bildet oder ob terrassenförmige Stufungen vorhanden sind. Letzteres begünstigt wieder ein frühzeitiges Beginnen der Brandung durch die stärkere Erschütterung, welche die Wasserfäden erleiden. Ferner wird die Instabilität um so eher beginnen, je unsymmetrischer die ankommende Welle geformt ist. Mit anderen



Bei orkanartigem Nordweststurm auf der Insel Tresco
Ungeheure, tosende Wassermassen stürmen gegen die Felsen an



Gewaltige 10 m hohe Dünung am Ende eines langen, schweren Sturmes im südlichen stillen Ozean



Im Orkan auf Scilly
Die gewaltigen Wogen türmen sich zu den wildesten Formen auf

Worten: eine gezwungene Windsee wird früher branden als eine gleich hohe, freie Dünung. Die ungeheure Mannigfaltigkeit der Gestalten, welche die Brandungswelle



Hohe Brandung auf den Scillyinseln

annimmt, ist erstaunlich. Das Auge wird nicht müde, den ewig wechselnden Vorgang aufzunehm n.

Die verschiedenen Formen der Brandung auf die Platte zu bringen, stellt große körperliche Anforderungen an den Wellenphotographen. Man ist gezwungen, zu jeder Aufnahme über die von Schaum und Gischt bedeckten Felsen hinunterzuklettern, um möglichst nahe an die Welle heranzukommen. Bei schweren Stürmen ist schon dies auf den schlüpfrigen Felsen keine leichte Aufgabe. Das Schwierigste ist der Rückzug; er darf keine Sekunde zu spät angetreten werden, denn über den Standort des Photographen gehen Tod und Verderben hinweg. Es heißt dann, in schnellen, sicheren Sprüngen über Blöcke und Spalten vor den heranstürzenden Wassermassen flüchten. Auch so wird man oft genug noch ereilt und gerät gar manchmal in schwere Bedrängnis. Es gelingt nur selten, das Schönste im Bilde festzuhalten. Man verpaßt oft gerade die großartigsten Augenblicke, da man nicht ständig unten in der Gefahrzone verweilen kann.

Von dem Mannigfachen und Schönen, das man im Laufe der Jahre am Meere erlebt, bleiben einzelne Ereignisse besonders lebhaft in der Erinnerung haften. Ich denke an einen Sturm, den ich vor Jahren auf der Insel Tresco erlebte und der mit seinem gewaltigen Seegang ein selbst auf den sturmreichen Scilly-Inseln außergewöhnliches Naturereignis darstellte.

Der Sturm begann in den Abendstunden. Wer sein Leben am Meere verbringt, lernt die Stimmen des Meeres kennen. Das Meer hat viele Stimmen. In dieser Nacht aber hörten die Bewohner der Insel das Meer seine Stimme erheben, wie mancher von ihnen sie nie zuvor vernommen hatte. Den Gang nach der Nordwestseite der Insel am nächsten Morgen werde ich nie vergessen. Wir benötigten fast eine Stunde, um den kurzen Weg über das Westplateau zurückzulegen, den man sonst in 15 Minuten geht. Immer wieder mußten wir uns niederwerfen und spärlichen Schutz an den Felsblöcken suchen, um überhaupt vorwärts zu kommen. In der Zeit zwischen 8 und 9 Uhr vormittags, als wir gerade auf dem Wege waren, zeigte der Registrierapparat des Druck-Anemometers eine Windgeschwindigkeit von 92 englischen Meilen an. Der Gischt wurde wie ein Hagelsturm quer über die ganze Insel geweht.

Alexander v. Humboldt hat das Wort geprägt von der Naturerkenntnis im Naturgemälde. Wahrlich, ein unvergleichliches Gemälde bietet sich uns, wenn wir in solchen Momenten einsam auf sturmumbrausten Felsen stehen und dem Titanenkampf des Meeres beiwohnen. Unablässig, in wilder Jagd eilen die gewaltigen Wogen daher. Die Häupter von wild flatternden Mähnen bedeckt, recken sie ihre schäumenden Leiber höher und höher empor, in furchtbarem Angriff gegen die Felsen gerichtet. Brüllend stürzen sie sich in gewaltigen Katarakten auf ihre Gegner, und über ihre zusammengebrochenen Massen stürmen immer neue Kämpfer heran.

Nicht nur für das Auge ist das Bild ein überwältigendes, der ganze Eindruck ist von sinnverwirrender Größe. Das Heulen und Toben des Sturmes wird noch übertönt von der Donnerstimme des Meeres. Es wird nie gelingen, ein derartiges Schauspiel zu beschreiben; je weniger man es versucht, desto besser tut man daran. Man könnte ebensogut versuchen, die Eroica mit Worten schildern zu wollen.

Der Orkan und das Meer vereinigen hier ihre Stimmen zu einer Symphonie, wie sie noch kein Meister geschrieben hat.

Lied an die Liebe. Von Richard von Schaukal

Ach, als ich jung war,
Als ich noch liebte,
Liebe, dein ledig
Wie war ich gern!

Fröhlich im Kranze
Guter Gesellen,
Hob ich den Römer,
Pries ich mich frei.

Nun da sie fern ist,
Bangt mir nach Liebe,
Aber die lose
Langt sich nicht leicht.

Spottet des Lauschers,
Lockt ihn am Hange —
Eilt er zu haschen,
Lacht sie vorbei.

Trift

Novelle von Fritz Müller



Die Schmelzerburgl, das ist eine!" sagten die Flumser, wenn die Rede auf sie kam.

Der melancholische Freiherr hörte es im Nebenzimmer und schickte den Norbert in die Gaststube mit dem Auftrag: „Was für eine?"

„Halt eine," sagten die Bauern.

„Halt eine," berichtete der Norbert seinem Herrn.

„Esel!" sagte der, „eine was? Ich brauche das Subjekt."

Also ging der Norbert abermals hinaus und fragte, ob die Schmelzerburgl ein Subjekt sei.

Jetzt war das Fragen an den Bauern: Was denn ein Subjekt sei.

Überlegen zuckten Norberts Achseln: Ein Subjekt, das sei so eine, die wo.

Da hätten sie dem Norbert beinahe eine heruntergewischt, eine saftige. Froh könne er sein, daß die Burgl ihn nicht hörte. Von der eine, das wäre soviel, wie von einem Mannsbild anderthalbe.

Also berichtete der Norbert seinem Herrn: Die Schmelzerburgl, das sei eigentlich nicht eine, sondern anderthalbe.

Darob verlor der Freiherr die Geduld und fragte seine Bauern selber. Die krauten sich am Kopf: „Morg'n wird in der Achen 'trift't, da könnte der Baron sich überzeugen, daß die Schmelzerburgl ihre anderthalb Mannsbilder wert sei."

Am nächsten Morgen stieg er wirklich zum Triftplatz hinunter. Die Ache brüllte. Eine Schleuse ward an einer Biegung hochgezogen. Brausend stürzte sich die Ache über eine Wiese, wurde sanft und rann, tausend Meter tiefer, wieder in ihr altes Bett zurück. Als eine andre. Denn was sie auf dem Herzen getragen hatte, das war zurückgeblieben auf der Wiese, staute sich und schwankte auf und nieder. Wie eine erregte Volksversammlung war es, wo die Köpfe auf- und untertauchen, wo die Arme fechten, wo die Stimmen brodeln: „Was ist? Was soll mit uns geschehn?" Die so babbelten, waren zehntausend Rundhölzer, jedes einen Meter lang. Die Flumser hatten sie im Hochwald letzten Herbst geschnitten und geschält, ließen sie noch einen Winter lang dort oben träumen, bis die Frühlingswasser schrien: „Her zu uns, Gesellen, es ist Zeit zur Talfahrt!"

Da hielten Holz und Wasser ihre Hochzeit. Das war eine wilde Hochzeit. Ein Poltern war und Gischten, ein Dröhnen und ein gelbes Blitzen der geschälten Stämme. Wenn das Liebe war, so sah's verzweifelt aus wie Kampf auf Tod und Leben.

Auch auf der Triftwiese bei den Flumsern, denen mehr als irgendwas ihr Holz ans Herz gewachsen, sah es aus wie Kampf. Bis an die Hüften standen die Bauern im Wasser und fischten mit langen Stangen. Widerhaken waren an den Enden, sonderbar nach einer tausend Jahre alten Form geschmiedet. Die fuhren den gelben Meterstücken in die Weichen, daß es glashart klang, als prallten Schild und Lanze aufeinander im Turnier. Nicht wahllos stachen diese Lanzen. Die Meterstücke hatten krause Zeichen eingebrannt auf ihren Stirnen. Da war ein Kreuz gehauen, dort ein Stern gestochen, hier glänzte eine Sonne, dort ein Halbmond, Eicheln sproßten, Fratzen grinsten — hatte doch ein jedes Haus im Dorfe, seit Väterzeiten treuverwahrt, sein besondres Schlageisen, womit im Hochwald der Förster rundgegangen war: „Jackl, dieser Stoß ist dein, schlag' zu mit deiner Sonn'!" Und der Hirschengrabenjackl schlug mit seiner Sonne zu. „Nazi, her mit deinem Stern!" Und der Kaltentaler Nazi ließ die Sterne in den Holzstoß regnen.

Dieselben Sterne, dieselben Sonnen, dieselben Kreuze, die jetzt auf der Ache angeschwommen kamen: „Kennst mich noch, Nazi? Ich bin dein Stern und will zu dir — pack' an!"

Der Nazi packte an und schichtete am Wasserrand den Sternenhaufen, der ihm im Winter die erfrornen Hände wärmen, der ihm seine Brote aus dem Ofen backen sollte.

Manche Hölzer waren störrisch. Sie drehten sich im Kreise, suchten auszuweichen, versteckten ihre Hörigkeitszeichen, tauchten unter, fuhren unterm Wasser, heimtückischen Kötern gleich, den Bauern an die Beine, daß sie wankten, daß sie —

„Haho, den Hirschentoni hat es g'rissen! Stellt's die Burgl hin, die Schmelzerburgl!"

Ruhig watete ein Weib ins Wasser, straffte ihre Arme mit der Widerhakenlanze, äugte scharf und stieß. Stieß mit jäher Sicherheit ins Holzgetümmel. Laßt es gut sein, Trotzholz, der kommst du nicht aus, der Burgl nicht!

„Die ist es, Herr Baron," sagte Norbert.

Der gab keine Antwort. Seine müden Augen fingen an zu glänzen. Ihre Röcke sah er sich im Wasser breiten, kreisend eine Rose bilden, tauchen, wieder hochgehn, zornige Runzeln werfen, mit den Fluten ringen, peitschen ... es hub der Hochzeit zweite an, der Schmelzerburgl Hochzeit mit dem Wasser.

„Das ist eine!“ murmelten die dünnen Freiherrnlippen. Das ging nicht nur ihre Kraft an. Denn die Burgl war auch schön. Nur daß in Flums die Schönheit weiter nichts als eine Dreingabe ist. Eine Dreingabe wirft der Kaufmann auf die Wage, wenn er will. Einen Anspruch hat man nicht. Man ist ihm auch nicht gram, vergißt er's einmal. Die Schönheit allein treibt in Flums noch keine Widerhaken in das Holz, es sei denn — Es sei denn, daß es Freiherrnholz ist, in das dort drüben auf dem Hügel eine unsichtbare Lanze stieß mit solcher Heftigkeit, daß der Funke auffuhr und die jahrelange Dürre brannte.

Der Sommer ging ins Land. Im Schloß und Dorf verwandelte sich das Triftholz in Wärme und Rauch. Man fällte neues Holz im Herbst, das wintersüber schlafen durfte, bis die Frühlingswasser wieder riefen: „Her zu uns, 's ist Zeit zur Talfahrt!“

So eilig hatten es die Vieterprügel, daß sie alle auf einmal in die Ache stürzen wollten. „Langsam!“ schrie der Förster, „langsam!“ Aber da war der ganze Holzstoß schon hineingerutscht. Wild sich überkollernd fuhren sie zu Tal.

Der Schleusenwärter vor der Wiese lugte aus. „Seids naarrisch!“, Er ballte die Faust zum Hochwald hinauf. „Der Wald ruckt an, der ganze Wald!“ Kein Wasser mehr, so weit er sehen konnte — Holz, nur Holz. Die tausend Rundlinge hatten das Drängen und Stoßen aufgegeben. Sie waren aufeinander eingespielt. Eine einzige gelbe, zottige Fläche bildeten sie. Sie machte keinen Lärm mehr. Geisterhaft schwebte sie heran. Vergebens, daß man sie am Schleusentore stauen wollte, um sie rudelweise in die Wiese abzulassen. Schweigend stemmte das Gezottel die Ellenbogen links und rechts hinaus und erzwang sich mit einem Schwall den Eingang.

„Alle Mann ins Wasser!“

Die Flumser standen fest in einer Reihe. Ihre Lanzen starrten holzwärts: „Kommt nur heran, wir sind bereit!“

So — der erste Anprall war zerteilt. Die Sonnen, Monde, Sterne, Kreuze, Hämmer fuhren gebändigt an die vorbestimmten Wiesenränder. Da setzte schon der zweite Schwall ein.

„Aufpassen! Drei sind durchgewitscht!“

Die drei Rundlinge segelten frohlockend durch die untre Schleuse in die Ache zurück: „Frei!“ Aber da standen schon die armen Häusler mit Stangen und Stricken, kreischten vor Freude und fingen die Ausreißer für sich ein. Denn es war ein Gesetz: Holz hinter der zweiten Schleuse gehört jenen, denen nichts gehört.

Der dritte Schwall kam heran. Der war nicht stumm. Die rauhen Hölzer rieben sich aneinander. Daraus entstand ein Singen. Bardengesang. Der Kerntrupp fegte in die Schlacht. Die Männer von Flums schafften es nicht mehr.

„Die Weiber her!“

Eine zweite Lanzenreihe schob sich in das Wasser. Keinen Augenblick zu früh: zersplittert sank schon in der ersten Reihe da und dort ein Schaft.

„Die Burgl! Wo ist die Schmelzerburgl!“

Eine, die man sonst nicht erst zu rufen brauchte, duckte sich am Wiesenufer, griff sich an die Hüfte —

„Schaamst di net! — Pack' an!“

Da ergriff sie eine Lanze und watete in die Weiberreihe.

„Schleun' di — net so langsam, Burgl!“

Aber sie ging nicht schneller. Schwerfällig schob sie sich in eine Lücke. Nun sie stand, kam über sie die alte Kraft, die alte Sicherheit des Stoßes. Stahlhart lugte sie dem Feind entgegen. Stoß um Stoß — hie Sonn', hie Mond! — und jeder Stoß ein Treffer.

„Ja, die Burgl, das ist eine!“ brummte einer grimmig.

„Halt's Maul — g'arbeit't wird, net g'red't!“ Kein Wort mehr. Nur die Wasser rauschten, die Hölzer rieben sich und sangen, die Stangenhaken knirschten, die Männerfüße gruben sich in Wiesengrund, die Weiberröcke bauschten sich und trieben, seltsam sich blähend, um die Lenden. Keuchend arbeitete das ganze Flums. Kann keiner sagen, ob von Weiber-, ob von Männerstirnen mehr an Schweiß der Ache sich vermählte. Die kritische Stunde war vorüber.

„Gewonnen!“

„Burgl, aufgepaßt, da kommt noch einer!“

Blitzschnell wollte sie sich wenden. Es ging nicht. Müde klatschte ihr Stoß ins Wasser, neben dem Rundling. Der schoß ihr an den Leib und pochte an. Erbleichend ward ihm aufgetan ... als man die Wankende ans Ufer brachte, genas sie eines Knaben.

Zwei Tage später starb die Burgl. Am dritten Tage verschwand der Knabe. Am vierten verzog der Freiherr in die Stadt.

Die Jahre rannen und zerstäubten talwärts, als wären sie aus Wasser. Sie rieben und zerrieben die Steine des Alltags. Also daß sie Sand am Grunde führten. Ihre Rücken aber sehnten sich nach Fracht und Kämpfen, derentwegen es der Mühe wert war, in die Welt zu ziehen.

Da kam der Krieg und überzog die Erde über Nacht. Ihre Lenden riß er auf. Seine Schleppe, die Revolution, fegte, brandig sich verfärbend, über aufgerissene Wunden.

Aus den Städten flohen die Menschen. Auch der alte Freiherr. Es zögerte sein Sohn. Er reckte die Gelenke, daß die beiden Dutzend Jahre knackten: „Flucht ist Schande, Vater."

„Nimm's als Rückkehr, unser Schloß bei Flums ist deine Heimat mehr als meine."

Dem jungen Freiherrn zog's die Brauen hoch: „Ich habe längst darüber sprechen wollen: Ich weiß nichts von meiner Jugend, nichts von meiner Mutter."

„Zwei Tage, nachdem du durch das helle Tor tratst, ging sie durch das dunkle."

„Ist das alles, was ich von ihr wissen soll?"

„Mehr weiß im Grund kein Mensch vom andern — laß uns packen, ehe uns die Hackmaschine faßt, die der Rätekommunismus hier errichtet."

Flums kam in Sicht. Der alte Freiherr tat im Wagen einen tiefen Atemzug: „Hier ist Frieden, hier gilt noch das alte Recht — ah, Herr Lamprecht?"

Grüßend war der Förster an den Wagenschlag getreten: „Auch hier ist Aufruhr, Herr Baron." Er wies hinauf zum Hochwald: „Sie fällen sich ihr Brennholz nach Belieben. Sie kümmern sich nicht mehr um alte Zeichen. Alles gehörte allen, sagen sie. Einen ganzen Wald haben sie dort oben niedergelegt. Nächste Woche triften sie, ohne mich und Sie zu fragen."

Der alte Freiherr sank zusammen: „Hier auch — auch hier —?"

Der junge brauste auf: „Ich an Ihrer Stelle würde diesen Kerlen an die Kehle springen!"

In den wetterharten Zügen zuckte es, auf die Seite trat der Förster, in das Dorf hinüber wies er: „Bitte, Herr Baron, Sprünge an die Kehle sind für jeden frei."

Der alte Freiherr begütigte: „Sie müssen es nicht tragisch nehmen, wir sind alt und er ist jung."

„Ich weiß," brummte der Förster, „Jungsein gilt denen von heute schon als das oberste Verdienst."

„Jungsein weniger als jung bleiben, Herr Förster." Der junge Freiherr lachte und streckte ihm die Hand hin. „Wollen wir's zusammen zwingen?"

Fragend sah der Förster auf den alten Freiherrn. „Mein Sohn hat Vollmacht," sagte der.

Die beiden gingen bergwärts. Aus der Ferne kam ein Brausen. Des jungen Freiherrn Augen wurden größer, seine Nasenflügel hoben sich: „Was ist das, Lamprecht?"

„Die Ache." Als sie um die Ecke bogen, glänzte es und schäumte. „Mir gefällt sie nicht," sagte der Förster und schaute nach den Firnen, „wenn über Nacht der Föhn dort oben einsetzt ..." Ein langes und ein breites sprach er übern Föhn. Regungslos stand sein junger Herr am Wasser, festgesogen von den Wassern.

„Gehn wir weiter?" sagte der Förster.

Der andre hörte nicht. Lichter tanzten über die gleitenden Wogenflächen auf ihn zu, stachen mit weißen Fingern senkrecht in die Höhe, bogen sich und winkten.

„Wir müssen weiter, Herr Baron."

Höher gingen die Finger, Knöchel gleißten, Arme hoben sich aus dem Gekräusel, stämmig schob sich eine Schulter hoch, auf wallte eines Weibes Brust —

„Da kommen ein paar Prügel," knurrte der Förster, „der Wildbach hat sie losgerissen — Herr Baron, was machen Sie!"

Der hatte einen langen Stecken aufgenommen, hieb und peitschte auf die schwimmenden Prügel: „Hierher, hierher!"

Der Förster mußte lachen: „Ja, ja, ich weiß, unversehens wird die Knabenzeit lebendig."

Der junge Mann warf die Stange weit von sich. „Knabenjahre? Lebendig?" sagte er finster. „Durch meine Knabenjahre flossen Bücher, Hefte, hofmeisterliche Rügen — keine Wasser."

Sie gingen weiter. An Wiesen kamen sie vorbei. Ein Bauer querte mit schweren Tritten das junge Gras. „Macht, daß Ihr herauskommt!" schrie der Förster.

„Laßt ihn, Lamprecht."

„Es sind Eure Wiesen!"

„Wiesen? Meinetwegen ..."

Aufwärts ging es durch Wälder. Eine Lichtung schimmerte zwischen Bäumen her. Ein Schuß krachte. Ein scheuer Schatten floh. Dem Förster riß es das Gewehr hoch: „Schuft!"

„Laßt ihn, Lamprecht."

„Es ist Euer Wild!"

„Wild? Meinetwegen ..."

Der Hochwald tat sich auf. Schläge klangen, Sägen kreischten. An der Wilden Ache sah man Menschen Rundholzhaufen schichten. „Das halbe Dorf ist da," knurrte

der Förster, „Greise, Kinder, Weiber — dort dampft ihr Mittagessen — he, ihr haltet wohl ein Festmahl!"

Trotzig sahen sie ihn an. „Unsre Brocken gehen niemand an!"

„Und unser Holz euch auch nicht!" schrie der Förster.

„Was wachst, wachst für alle."

„Also auch für mich," sagte der junge Freiherr ruhig und legte seine Hand besitzergreifend an den größten Holzstoß.

Scheu sahen sie ihn an. „Was will denn der?"

Des Försters Augen glitzerten. ‚Jetzt springt ihnen an die Kehle!' glitzerten sie. Laut sagte er: „Das ist euer junger Herr."

„Es gibt keine Herren mehr — auf die Seite — übermorgen wird getriftet."

„Wann getriftet wird, bestimme ich!" schrie der Förster.

„Ihr habt lang genug bestimmt, jetzt ist an uns die Reihe!"

Jäh hob sich des Freiherrn Hand. Brausend stieg's ihm in die Schläfe. Stärker scholl der Ache Brausen. Eine Ader schwoll, es schwoll ein Fluß. Blut focht gegen Wasser. Und das Wasser siegte.

„Wann getriftet wird, bestimmt das Wasser," sagte der Freiherr ruhig.

Ein Graubart nickte. „Recht hat er, Leute! Unser aller Herr beim Triften ist das Wasser."

„Und ich der Herr des Holzes!" Wieder hob er seine Arme holzstoßhoch. Wieder sahen sie ihn feindselig an. Aber sie sagten nichts. „Geht nach Hause!"

„Aber wenn wir doch übermorgen —"

„Hochwasser droht —"

„Was aufg'setzt ist, ist aufg'setzt, Herr Baron."

„Und die Stöße habt ihr viel zu nah ans Wasser —"

„Was aufg'setzt ist, ist aufg'setzt."

„Ihr seid mitaufgesetzt, ihr Dummköpfe, und ihr werdet mitgetriftet — wer nicht hören will, muß fühlen! — Kommt, Lamprecht!" Sie setzten sich abseits auf einen Baumstumpf.

Die Bauern lugten scheu hinüber. Ihre blechernen Löffel klirrten weiter in den Henkeltöpfen. Aber es schmeckte ihnen nicht mehr. Sie rüsteten zum Aufbruch.

„Ihr habt keine Schneid," spottete einer, „die Schmelzerburgl, die wenn noch leb'n tät'! — die war nicht aufs Maul g'fall'n!"

„Auch nicht gegen 's Unrecht," sagte ein Besinnlicher.

Der Baron schaute fragend auf den Förster: „Schmelzerburgl?"

„Ja, das war eine!"

„Was für eine?"

„Rechtlich war sie, tüchtig war sie, und geschafft hat sie für zwei."

„Ach so, ich dachte schon —"

„Ja, so eine war sie freilich auch. Es ist erst am Schluß herausgekommen, als das Triftholz gegen ihren Leib fuhr und sie niederkam mit einem Knaben —"

„Wie, im Wasser!"

„Eine Wasserrate war sie immer, nur, wer der — der Ratz war, ist nicht aufgekommen." Der Förster lachte.

„Und der Knabe — der Wasserbub'?"

„Verschwand am dritten Tag."

„Wohin?"

„Kein Mensch weiß es."

Ins Schloß zurückgekommen, traf der Sohn den Vater fast gebrochen. „Daß ich das erleben muß! — die Kerle waren auch bei mir — ich weiß nicht, was sie alles wollen — die Welt geht aus den Fugen — ich kann mir nicht mehr helfen, Felix!"

Der Sohn sann nach: „Man wird eine Brücke schlagen müssen, Vater."

„Brücken jetzt? Zu spät!"

„Zu spät wohl nicht, nur schwerer — leichter wäre es vor den Hochwassern gewesen, Vater . . ."

Ob getriftet wird, bestimmt das Wasser, hatte der Sohn gesagt. Er behielt recht. Föhn setzte in der Nacht ein. Die Ache sang ein wildes Hochlandslied. An kein Triften war zu denken.

„Jetzt grad extra!" hatte Bummersepp, der Dorflump gesagt, der die erste Geige spielen wollte, seit der Aufruhr durch die Welt ging. Fluchend war er in den Hochwald aufgestiegen. Die Ache schwoll höher an und höher. Der Hirschentoni lief zum Förster. Der schrie ihn an: „Jetzt holt ihr mich! Hättet ihr vorher —"

„Vorher hat der Bummersepp —"

„Dann laßt euch auch vom Bummer weiterraten!"

Der Hirschentoni ging. Die Ache spannte schwere Saiten auf die wilde Harfe. Am schrillsten klangen sie um die Matte. Die Matte war mitten in der Ache eine langgestreckte Insel, die keinen rechten Herrn hatte. Darum wurden drauf die armen Leute angesiedelt. Auch die Schmelzerburgl hatte dort gewohnt.

Der Kaltentaler Nazi rannte zum Bürgermeister. „Um die Matt'n steigt's schon so hoch, aber die Mattner woll'n nicht 'rüberkommen über d' Brücken!"

„Warum?"

„Frag net so dumm — warum willst du net aus dei'm Haus!"

„Ich? Mei' Haus steht hoch, da hat's

kei' G'fahr. Freili', wenn's a G'fahr hätt' —"

„Bliebest auch drin, wie die Mattner —"

„Solang's geht, natürlich."

„Wenn's nimmer geht, is's z' spät."

„Warum?"

„Weil, wenn's die Brücken wegg'schwemmt hat, man nicht auf der Luft herüberkann, du Depp!"

„Kaltentaler, ich bin der Burgermeister! Und wenn d' nochmal so was sagst, so hau ich dir eine 'runter, daß d' —"

„Ja, mit'm Maul, daß d' alleweil spazier'n gehn laßt, anstatt —"

„Ich befehl' dir —"

„Befehl 'n? Hält'st lieber vor a' Stund die Mattner anbefohl'n, daß... Was gibt's? — Da draußen schrein' s' — hörst es, Burgermeister, gegen die Mattenbrucken rennen Triftprügel!"

„Heut wird ja gar net 'trift't."

„'s Wasser fragt net, 's Wasser trift't, wann's mag, hat der junge Herr g'sagt — jetzt komm und hilf!"

An der Mattenbrücke stand das ganze Dorf. Drüben auf der Insel war armseliger Hausrat vor den armseligen Häuschen aufgestapelt. Aber die Mattner selber steckten noch in ihren Häusern. Bleich lagen ihre verkümmerten Gesichter in den Fensterkreuzen.

„Machts, daß 's 'rauskommts!" schrie der Förster über die tosenden Wasser hinüber. Aber auf der halben Brücke langte Wasser herauf und schlang die Worte ein.

„Im Namen des Gesetzes," der Burgermeister hob seine Arme, „im Namen des Gesetzes!" Höhnisch fing das Wasser diese Worte weg wie eine Fliege vom Geländer.

Da rannte der Bürgermeister über die zitternde Brücke auf die Insel. Andre rannten nach, blieben auf der Brücke stehen. Die Millionen Schaumaugen des Wassers hatten es ihnen angetan. Gebannt standen sie an den Geländern und starrten in den Aufruhr. Eine Ahnung sprühte ihnen ins Gesicht, wo blanker Aufruhr hinzielt, der an allen Pfeilern wahllos rüttelt.

Norbert, der Kammerdiener, kam gemessen her vom Schloß. Vor dem Förster blieb er stehen. „Der Herr Baron wünschen zu wissen, wie die Sache steht."

Der Förster wies nach den fernen Firnen, wo schwarze Tigerflecken sichtbar wurden, die der Föhn hineingefressen. „Steht?" überschrie er das Getöse, „es steht nichts mehr, es rutscht!"

„Sehr wohl, ich werde — ah, da kommt der junge Herr — ich werde also —"

„Sie werden hier bleiben, Norbert," sagte der junge Freiherr schroff, „es ist möglich, daß wir alle Arme brauchen — zum Berichten ist noch Zeit genug."

„Sehr wohl, ich werde —" Er schwankte, von einer hastigen Bewegung seines jungen Herrn getroffen. Der hatte sich spähend hochgerichtet. „Verdammt!" rief er, „das ist — das ist —" Auf die Brücke stürmte er. Aufs Geländer schwang er sich. Was dort oben zottiggelb herankam wie ein großes Löwenfell, war das nicht —?

„Herunter von der Brücke!" schrie er.

Die Leute zögerten. „Sie haben uns nichts zu — zu —"

„Nein, zu befehlen nicht — zu bitten — so zu bitten!" rief er und puffte den nächsten in die Seite, daß der in erschrocknen Sprüngen, die anderen mit sich reißend, von der Brücke floh.

Näher kam es gelb und zottig...

Drüben auf der Matte kamen sie jetzt langsam doch gegen die Brücke heran. Schwer mit Sack und Pack beladen. Voran der Bürgermeister.

„Drüben bleiben!" übertönte der Baron den Wogenschwall.

„Warum?"

„Weil's zu spät ist!"

„Aber unser Burgermeister —"

„Bleibt, wo er ist!"

„Ihr seid ein Narr. So lange wird die Brücke wohl noch halten, bis —"

Lautlos im Getöse schwebte die gelbe Fläche heran. Jetzt fing sie an zu singen. Tausende von Hölzern rieben sich, vibrierten — Eine Stimme brüllte: „Die Trift! Die Trift kommt!"

Der Baron blitzte sie an. „Ja, eure Trift! Ihr habt nicht auf sie gewartet — sie wartet nicht auf euch!"

„Die Wiesenschleuse auf!"

„Rindvieh! Verbeult, verbogen —"

Whumm! rannte es gegen die Brücke. Whumm! ein zweiter Stoß. Whumm! staute es sich an den Pfeilern hoch. Schrundig hob es sich mit hundert Stirnen hoch, schob sich aufeinander, überkletterte den schwingenden Brückenrand, zwängte sich mit gelben Schultern durchs Geländer —

Die Bauern starrten auf die nackten Hölzer. Einen überkam es wie beim Triften. Seine Arme fochten, als hielten sie die Hakenlanze. Sein Auge stierte auf die Hölzer: „Eine Sonn'! — dem Hirschengrabenjackl!... ein Stern! — dem Kaltentaler Nazi! —"

Die Weiber bekreuzten sich. Da war kein Stern mehr, keine Sonne. Zeit, wo ist dein Zeichen? Die neue Zeit fuhr sonder Zeichen talwärts. Da — ein schwarzer Fleck inmitten tanzenden, babbelnden Gelbs! Ein

Fleck, den's hochtrieb, den es über das Geländer schmiß — Wieder bekreuzten sich die Weiber: „Der Bummerer – der Bummerer —"

Als trüge nicht die Brücke eines Lumpen Last — whumm! barst sie, ward verschluckt — schon trieb sie, brodelnd zwischen Hölzern, weit da drunten. Ein grüner Inselstreifen stürzte nach. Weiß klaffte der sandige Inselleib auf. Träge fiel ein zweiter Streifen nach. Schreiend stoben die Häusler drüben fort vom Ufer. Dumpf dröhnend schossen neue Klötzeheere in die aufgerissene Wunde. Eine Hütte am Inselrande neigte sich: Ich komme!

Gelähmt standen sie hüben und drüben: Wann würde es die ganze Insel schlucken ...

Des Försters Auge traf den jungen Herrn. „Verloren!" Der alte Schädel beugte sich.

Der andre nickte nicht. Des Wassers Stimme stieg in ihm aufwärts, schmetternd wie ein Lerchenlied: „Von deiner Mutter einen Gruß ..." — „Meiner Mutter? Ich weiß nichts von meiner Mutter." — „Wir desto mehr — deine Mutter, das war eine —" „Was für eine?" — „Eine, die uns gut war — drum wollen wir auch gut zu dir sein." — „Wassern trau' ich nicht." — „Uns magst du trauen — sieh, wir haben dich getauft — getauft im Leib der Mutter ..."

Ein Feldherr, stand er plötzlich unter ihnen: „Hacken her und Schaufeln! ... hier packt's an! ... hier werft den Hügel auf! ... höher, höher! ... ihr da drüben, he!"

Drüben auf der Matte standen sie zitternd, Hand am Ohr. Aber sie verstanden nicht. Die Wasser ließen keinen Laut hinüber. Der Freiherr stampfte auf: „Heißt das gut sein!" Einen dünnen Lautspalt gab das Wasser frei: „Heda, ihr da drüben, werft den gleichen Hügel auf! ... nein, nicht da! ... ja, dort!"

Hacken, Schaufeln, Schotter klirrten hüben, drüben.

„Holla, Norbert, zugegriffen!"

„Ich — ich habe —"

„Alter, wenn's ums letzte geht, haben wir nichts — du nicht, ich nicht, keiner — zugegriffen, Norbert!

Da faßten auch die Kammerdienerhände eine Schaufel. Um die Wette schaffte er mit seinem Herrn. Plötzlich aber sank der Stiel aus seinen Händen: „Dort — dort —"

Dort stand der alte Freiherr. Vielleicht schon eine Weile. Er sah auf seinen Sohn. Spöttisch zuckten die Lippen: Was schaffst du da? — Feste Antwort gab des Sohnes Auge: Eine Brücke schlag' ich. — Das überlaß den andern. — Dasselbe sagten auch die andern immer — deshalb kamen wir ja nie zusammen! — Du kennst sie schlecht — wenn du ihnen deinen Rock gibst, reißen sie dir's Hemd vom Leibe! — Gut, dann sehn sie, daß ich bin wie sie, und wir können gleich auf gleich beginnen! — Tu die Schaufel weg! — Ich tu sie nicht weg!

„Bastard!" sogen ihm die Wasser das giftige Wort von den alten Lippen, warfen's hoch, fingen's auf und spielten Fangball mit dem Menschenhohne in den Lüften: „Bastard! — Bastard! — Bastard! ..." Bis der Hohn erschöpft war, bis er wesenlos ins Wasser klatschte und ersoff.

„Schleppt lange Stämme her! ... nein, zu dick! ... ganz dünne erst, wenn sie nur lang sind ..."

Der Förster hielt im Hacken ein: Woher der Mensch das hat? ... in Büchern steht das nicht ...

„Schafft Seile her! ... auf den Hügel mit der ersten Stange! ... knüpft das Seil dran! ... wer kann am besten schleudern?"

Der Förster trat zu. „Die Stangen sind zu kurz."

„Nagelt zwei zusammen! ... jetzt werft! ... gut so, heda, aufgefangen drüben! ... Stümper! ... ein neues Seil! ... aha, jetzt könnt ihr's! ... auf euren Hügel drüben! ... zieht, zieht!"

Sie zogen. Ruck um Ruck schob sich die Stange übers Wasser, wurde überflutet, hin- und hergezerrt, kam wieder frei, lag schließlich still mit beiden Enden auf den Hügeln. Die gebogne Mitte streifte leicht die brüllenden Wogen. Dort traf sie ein einsam reitender Klotz. Sie ächzte, bog sich, wäre auf ein Haar gebrochen —

„So geht's nicht! ... einen Pfahl rennt in den Hügel! ... diese Schlinge in die Kerbe oben! ... schiebt die andre Schlinge auf die Stange ... gut so ... weiterschieben! mit dem Stecken! ... reicht nicht bis zur Mitte? ... fehlt ein Meter? ... gut, wer steigt ins Wasser?"

Sie starrten ihn an. Sie rührten sich nicht.

Des alten Freiherrn Augen zwinkerten: Siehst du — „Halt, du bleibst!"

„Ich bleibe, wo ich hingehöre, Vater." Er band sich an ein Seil. Er kletterte den Uferrand hinab.

„Felix, ich beschwöre dich —!"

„Beschwöre deine Arbeit, Vater — es gibt noch viel zu tun."

Da stellte sich der alte Freiherr auch in Reih und Glied, bastelte und schleppte Stangen mit den andern und schielte nach dem Sohn, der jetzt im Wasser stand. „Vater, es ist gar nicht schlimm — mir ist wohl — fast wie zu Hause, Vater ..."

Er hantierte still und sicher. Die Seil-

schleife saß in der Mitte. „Straff gezogen!“ Die Stangenmitte hob sich — ein neuer Block, der gischtend auf sie zuschoß, tanzte unten durch. „Noch straffer! sie muß Menschen tragen ... jetzt die nächste Stange und das nächste Seil —“

„Ablösung!“ schrie es aus der Menge. Liebe lag im Wort.

„Noch nicht. Ich bleibe, wo ich bin —“ Neue Rasenstücke sanken drüben in das Wasser. „Eilt euch!“ Und dunkel sah er in die gischtenden Wogen: Heißt das gut sein?... Schämt euch...

Drüben rutschte kein Rasen und kein Kies mehr. Felsen blinkten aus dem Uferrand. Die würden eine Weile noch die Matte stützen. Stange um Stange schob sich hinüber, ein Seil am Ende, eines in der Mitte. Drüben zogen sie an einem Seile, und das zweite schob der Mann im Wasser stetig an die rechte Stelle. Stunde um Stunde verrann in harter Arbeit.

„Jetzt trägt es einen ... der erste, he da drüben!“

Sie stießen einander vor, sie drängten rückwärts, sie hatten Angst. Ein Hund mit eingezognem Schwanze lief herüber.

„Heda, Bürgermeister, Ihr jetzt! ... langsam, langsam ...“ Es landete ein bleicher Mensch. „Jetzt eine Frau!“ ... Mensch um Mensch entrann dem nassen Grab. Immer kleiner ward das Häuflein drüben. Es wurde Abend, wurde dunkler...

„Herr Baron, die Schlinge an der dritten Stange sitzt nicht mehr — heda, Herr Baron!“

Er gab keine Antwort: Um Gottes willen, er wird doch nicht —

Der Förster leuchtete mit einer Laterne an der Stange hinunter: „Eingeschlafen!“ sagte er bewegt, „im Wasser stehend eingeschlafen —“

Sein Kopf ruhte leicht gegen einen Felsen. Wassersträhnig rann es über sein Gesicht. Wie eine Haarflut, eine sanfte Mutterhaarflut: Felix, komm...

„Heda, Herr Baron,“ rief der Förster, „aufgewacht! Sie müssen 'raus!“

Er rührte sich nicht. Er schlief wie der Stein, auf dem sein Kopf lag.

„Laßt ihn — die drei letzten erst von drüben — dann holen wir ihn herauf — im Triumph...“

Die drei letzten schwankten, wagrecht mit den Armen fechtend, durch den sinkenden Abend.

Ein dumpfes Krachen drüben. Die Insel schob sich wie ein Katzenbuckel zusammen. Häuser sanken. Die Brücke brach. Die Fluten schlugen gurgelnd über die zusammenfallende Matte.

„Zieht ihn herauf — rasch, rasch!“

Sie zogen an. Sie spürten keinen Widerstand. Sie fielen rückwärts. Ein zerschnittenes Seilende stand strähnig in die Luft.

In den Wassern klang es dunkel: Heimgegangen zu der Mutter...

Sie umringten den alten Freiherrn: „Mörder!“ schrie er ihnen ins Gesicht, „Mörder!“

Da hoben sie die alten, geduldigen Bauernhände bittend zu ihm auf. Wortlos, voller Inbrunst: Vergib du uns ... wir wollen es ihm nicht vergessen!

„Amen!“ dröhnten die Wasser.

Der Trauermantel. Von Hermann Stegemann

Heute saß ich still im Garten,
Lesend von der Verdunschlacht,
Über meinen grauen Karten
Glühte letzte Rosenpracht.

Sieh, da schwebt' von grünem Hügel,
Wo ich gestern mich erging,
Ernst auf breitem, schwarzem Flügel
Zu mir her ein Schmetterling.

Schwebte feierlich getragen
Zu den Büchern voller Blut:
Segnend, ohne Schwingenschlagen
Hat sein Schatten drauf geruht.

Dann entschwebt' er, flog zum Hügel —
Goldgesäumt im Sonnenschein
Glänzten seine Sammetflügel —
Und entschwand im Eichenhain.



Ausschnitt aus einem 21 m langen Fries im Hause O. Krawehl, Essen a. d. R.

Josse Goossens

Von Dr. Georg Jakob Wolf

Im vielstimmigen Konzert der Münchner Kunst ist gar manches Instrument zehnmal oder gar hundertmal besetzt. Das will sagen, daß bei einem so weitausgebreiteten, vielköpfigen Kunstbetrieb, wie er in München herkömmlich ist, viele Parallelerscheinungen auftreten, daß es viele Mitläufer gibt, daß Schulen, Gruppen, Richtungen stärker hervortreten als scharfumrissene, markante, sofort an Stil und Handschrift erkennbare Einzelpersönlichkeiten. Desto glücklicher, wem ein gütiges Geschick künstlerische Individualität bescherte! Die läßt sich nicht erlernen,



Tanz ums goldene Kalb. 1912. (Im Besitze von H. Bahlsen, Hannover)



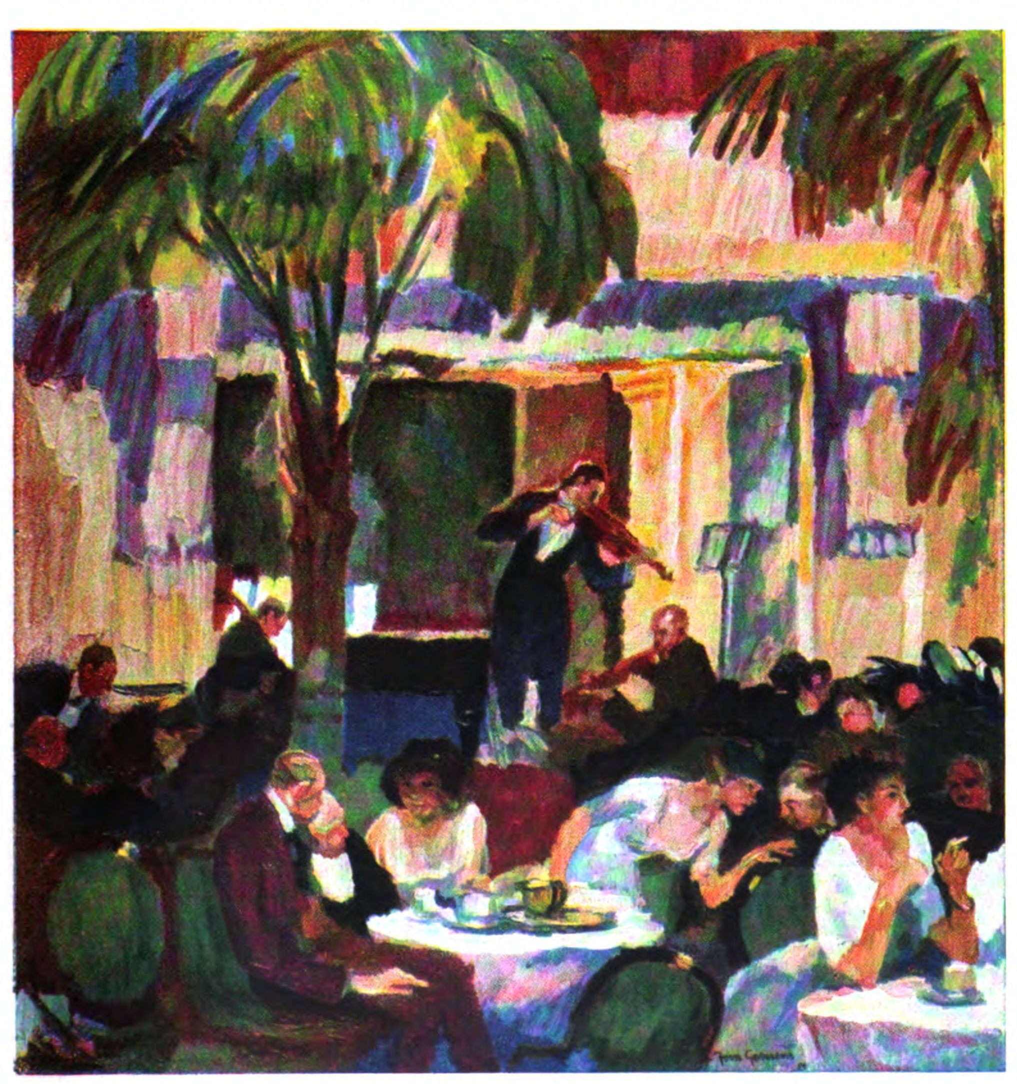
Festtafel. 1920. (Privatbesitz in Chemnitz)

nicht durch Fleiß oder durch technische Praktiken erzwingen — man hat sie oder man hat sie nicht.

Josse Goossens, den die Münchener Künstlerschaft, im besonderen die „Sezession", in deren Reihen man ihn als Aussteller antrifft, seit mehr als einem Jahrzehnt den Ihrigen nennen darf, ist einer von denen, die sich des höchsten Glücks der Erdenkinder, der Persönlichkeit (hier im Sinne der ausgesprochensten künstlerischen Persönlichkeit zu verstehen) rühmen dürfen. Betritt man im Münchener Glaspalast bei der Abteilung der „Sezession" einen Saal, in dem ein Bild aus der Hand Goossens' hängt, so ruft es einem aus der ganzen Reihe heraus den Gruß seines Schöpfers zu, und nicht anders ist es, wenn man in eine Kunsthandlung eintritt, etwa in Brakls Kunsthaus in München, wo man regelmäßig Gemälde des Meisters antrifft: unverkennbar ist seine Hand, sein Stil, sein künstlerisches Wesen. Und nicht etwa nur dem geschulten Auge des berufsmäßigen Kunstbetrachters oder des interessierten Sammlers gibt sich Goossens durch die Erscheinung und das Äußere seiner Kunst sogleich kund, sondern jeder Kunstfreund, der offenen Sinnes und eindringlichen Blickes die Dokumente zeitgenössischen Kunstschaffens sich betrachtet und solchermaßen nur ein einzigesmal ein Werk aus Goossens' Hand zu sehen bekam, wird bei einer zweiten Begegnung sofort wissen, mit welchem Künstler er es zu tun hatte. Eine solche Feststellung kann ein sehr hohes Lob einschließen, sie kann aber ebensogut einen gewissen Tadel bedeuten. Tadel deshalb, weil die Bemerkung dahin verstanden werden könnte, daß dem Gesamtwerk des Künstlers die Entwicklung fehlt, daß ihm die Lust zu experimentieren mangelt, daß bei ihm nicht von Bild zu Bild das innere Wachsen, das Sich-empor-bauen schaubar wird. So liegt aber der Fall bei Goossens nicht. Wenn ihm die Einheitlichkeit seines Schaffens, die bezwingend persönliche Handschrift, der klare, deutliche, nur ihm gehörige malerische Stil als ein ganz besonderes Merkmal hier gedeutet wird, so ist es als die ehrliche Anerkennung seiner grundehrlichen Arbeit zu verstehen. Entwicklung fehlt dem Künstler auf keinen Fall, aber diese Entwicklung vollzieht sich eben nicht auf der Oberfläche seiner farbbedeckten Leinwände, wird nicht in der Epidermis seiner Bilder sichtbar, sondern ist innerer Kampf; wenn Goossens zu malen beginnt, ist dieser Kampf schon so gut wie in den Sieg verwandelt. Im übrigen ist mit der Feststellung, daß die Bekanntschaft mit einem Bilde Goossens ganz von selbst die Bekanntschaft mit allen weiteren begegnenden Bildern aus gleicher Hand begründe, nicht so zu verstehen, als ob nicht von Bild zu Bild Fortschritte verspürbar wären, wenigstens bei jenen Bildern, die in Goossens' frühere Zeit gehören,

bis etwa zu der Zeit, da er nach München übersiedelte — da freilich war er in einem Maße Meister seines malerischen Ausdrucks geworden, daß sich fortan seine Bilder wie Perlen einer wundervollen Kette einfügen, jedes in seiner Weise vollendet, reif und fertig, ein rundes Kunstwerk, über das der Künstler selbst nicht mehr hinaus kann.

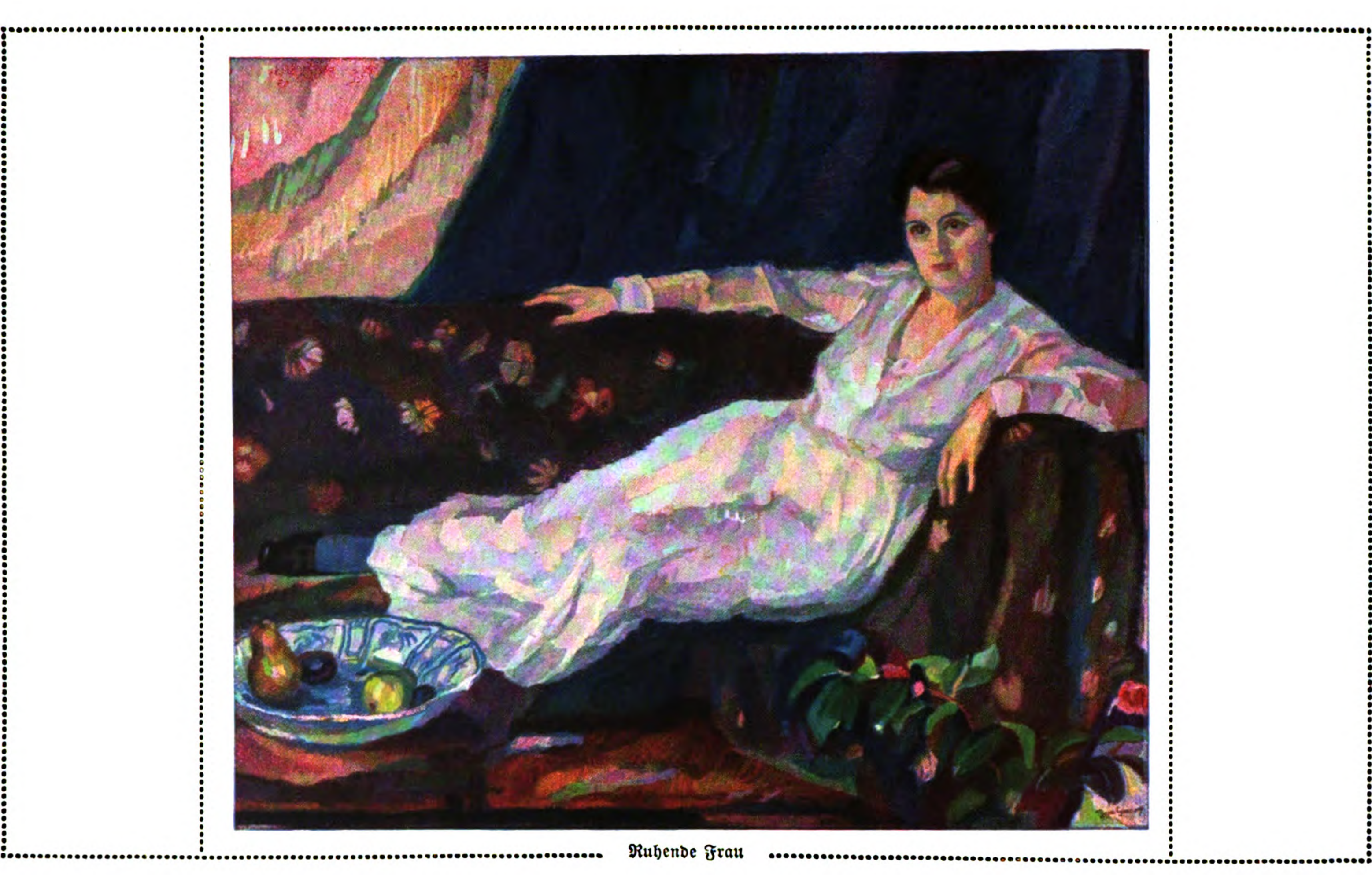
Wie aber ist nun dieser besondere Stil Goossens' beschaffen, was unterscheidet die Bilder Goossens' von denen seiner malerischen Weggenossen, was bedingt ihre Eigenart? Man sollte glauben, nach all dem, was über „Eigenart“ im Vorausgehenden gesagt wurde, müßte es nicht schwer sein, darauf eine Antwort zu finden. Und doch ist es nicht so einfach. Goossens malt nicht bizarr, nicht absonderlich, sondern er kristallisiert seine Eigenart aus der größtmöglichen Natürlichkeit heraus. Selbstverständlich gibt er nie und nirgends eine trockene, gleichsam photographische Wirklichkeitsabschrift. Kunst ist ihm gesteigertes, verdichtetes Leben, und er hält es mit einem Worte, das Hermann Obrist in einer glücklichen Stunde prägte: Kunst verhält sich zur Natur wie die Gartenrose zur Heckenrose, wie der farbig leuchtende, von Wasser überrieselte Stein zu dem trockenen Kiesel. Also: Goossens „übersetzt“, wie man in der Künstlersprache sagt. Weil er ein stärkeres, lebensfreudigeres Leben in sich trägt, als es der bürgerliche Alltag vermag, steigert er auch die Abschilderung der Wirklichkeit in seinen Bildern. Aber er gibt die Wirklichkeit als Erscheinungswelt nicht preis. Er verankert seine Kunst in sie. Er



Teekonzert. 1921



Weihnachten

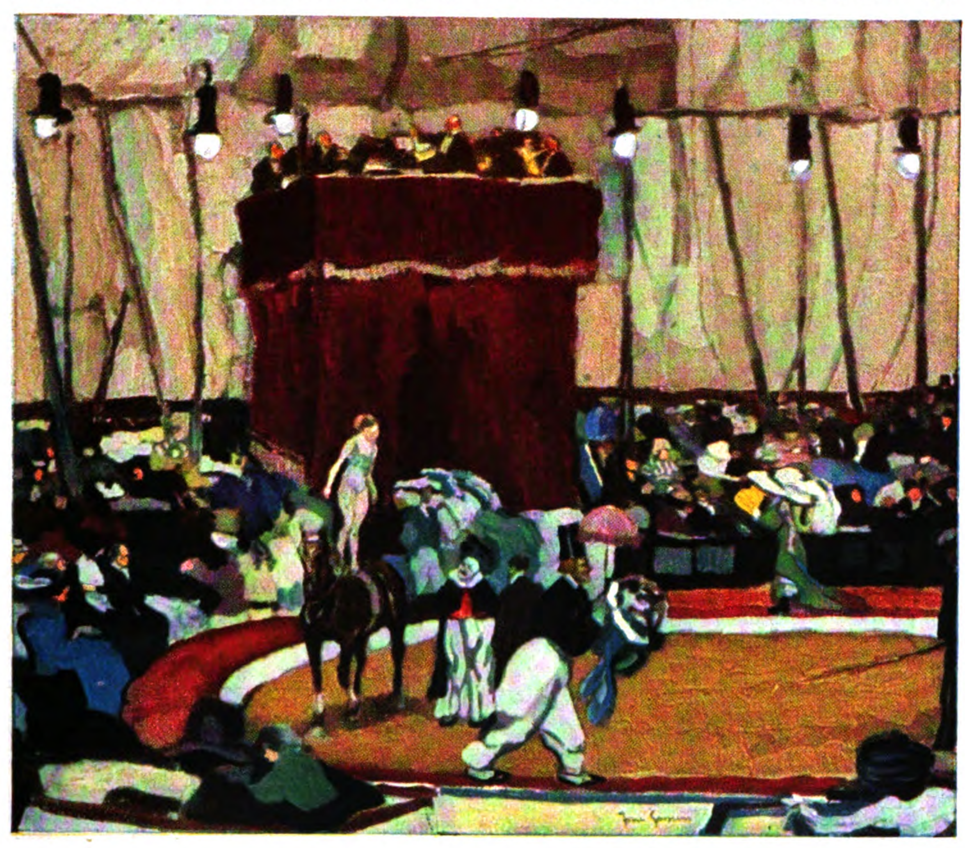


Ruhende Frau

phantasiert sich nicht in Gehirngespinste hinein, wie manche Genossen seiner Zunft und Generation. Lebensfreudig und lebensnahe, bleibt er fest auf der Erde stehen. Nur daß er auf seiner Palette die Farben leuchtender mischt, als sie den Alltagsaugen erscheinen, daß er in die Dinge mehr Farbe hineinträgt und das Nebeneinander der Farben frischer und ungebrochener sieht und gestaltet, als es dem Auge erscheint, das nicht in ein Bild, sondern in die Wirklichkeit hineinschaut. Seine kraftvolle Farbigkeit, die auch vor einem recht kecken Nebeneinander von Lokalfarben nicht zurückschreckt, die Heiterkeit seiner Gestaltung, die festliche Breite seiner Komposition, die Freude an stark bewegten, bunten Motiven — das scheint mir das Besondere, das Kennzeichnende an Goossens' Schaffen, und das ist es, was in jedem einzelnen Werk aus seiner Hand wieder schaubar wird. So kommt es, daß von Bild zu Bild über die technische Entwicklung hinaus die Gemeinsamkeit des aus gesunder, herzerfrischender Persönlichkeit aufschwingenden Stils das Stärkere und Entscheidende in der Kunst Goossens' bleibt. Ob nun ein Bild von ihm mehr malerisch-intim, das andere mehr dekorativ-linear erscheint, hat damit nichts Wesentliches zu tun. Danach zu fragen, ist eine Spitzfindigkeit kritisch-registrierenden Bewertens und Einkastelns, genau wie es eine Äußerlichkeit ist, die am Wesen des Künstlers vorbeispricht, wenn man ihn mit dem Kreis der „Scholle" in Zusammenhang brachte. Die Tatsache allein, daß ihm gelegentlich große dekorative Aufgaben gestellt wurden, wie den „Scholle"-Künstlern auch, und daß er sich diesen Aufgaben gegenüber bewährte, ja, daß die Lösungen, die er damit gab, Höhepunkte seines Schaffens bedeuten, rechtfertigt eine solche Zuteilung nicht. Auch Ludwig von Herterich, Becker-Gundahl und Julius Diez, um nur einige naheliegende Namen aus dem Münchener Kreis zu nennen, sahen sich solchen Aufgaben gegenüber, aber es besteht deshalb doch keine Veranlassung, sie mit der „Scholle", die überhaupt keine höhere Homogenität aufzuweisen vermag, in Beziehung zu setzen. So ist auch Josse Goossens ein Eigener und Ganzer, ein Mann und Künstler, der auf sich selbst gestellt ist und der seiner Selb-



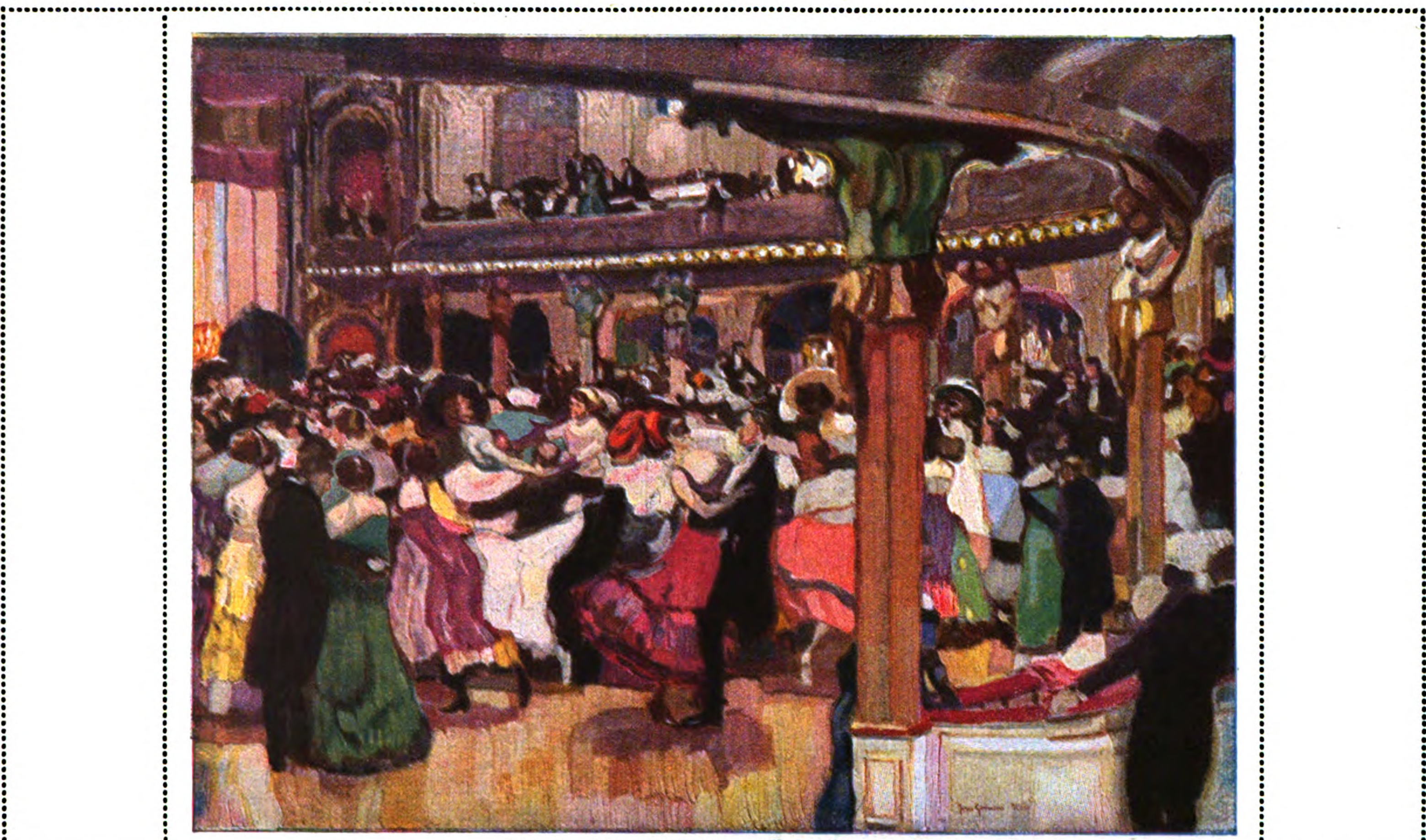
Kostümball. 1921



Zirkus. 1912. (Im Besitze von H. Bahlsen, Hannover)

ständigkeit, die ihm etwas so Natürliches und Selbstverständliches ist als nur etwas, aus ganzem Herzen froh sein darf.

Josse Goossens ist ein Rheinländer. Flämisches Blut, wenn auch nur ein letzter Tropfen von den Ahnen her fließt in seinen Adern; deutsch-rheinisches Blut trat hinzu, und so gab es eine gute Mischung. In Aachen ist er 1876 als Sohn eines bekannten Fabrikanten geboren. Seine Jugend verlebte er in seiner Vaterstadt. Neben seiner Schulbildung erhielt er dort auch den ersten malerischen Unterricht im Atelier des wackeren Peter Bücken. Wie es für einen Rheinländer selbstverständlich ist, bezog er die Düsseldorfer Akademie. Er studierte bei Eduard von Gebhardt und bei Claus Meyer. Gebhardt suchte auf den jungen Künstler, dessen Begabung er sofort erkannte und den er aus der Schar seiner Kunstjünger heraushob, Einfluß zu gewinnen über das Maß dessen hinaus, was ein Lehrer seinen Schüler lehrt, was er ihm rät. Goossens, obwohl von Gebhardts respektgebietender Persönlichkeit und seinem riesigen Können angezogen, wollte sich gleichwohl nicht in unbedingte Abhängigkeit von dem großen Mann begeben. Sein Selbständigkeitsgefühl lehnte sich dagegen auf. Max Schmid, der Aachener Landsmann Goossens', schildert 1912 in einer prächtigen, aufschlußreichen Studie über die Kunst Goossens' auch das gegenseitige Verhältnis von Gebhardt und Goossens. Der Jüngere erkannte wohl, wie der Altmeister auf junge Leute begeisternd zu wirken verstand. Aber er verspürte zugleich die imposante Einseitigkeit, die drängende Energie des Meisters, und da sprang sein Widerspruch auf. „Er fühlte, daß es für ihn darauf ankam, sich von diesem überragend großen Meister nicht unterkriegen zu lassen. Es gab Kämpfe. Und eines schönen Tages entwand sich der Jüngere den Fesseln des Meisters ... Aber heute noch blickt Goossens mit Freude auf jene schöne, arbeitsfrohe Zeit zurück, wo Gebhardt als unermüdlicher Lehrer und Förderer ihn vorwärts stachelte, eine Fülle von Ideen über Kunst, über das Wesen der Malerei, über Mittel und Ziele des künstlerischen Schaffens freigebig ausbreitete und ihm gewisse große Richtlinien für sein ganzes Leben gab.“ Es war 1898 und Goossens eben erst zweiundzwanzig Jahr alt, als er einen Wettbewerb gewann, der ihm den Auftrag eintrug, für die Aula des Gymnasiums Adolfinum in



Bal paré. 1911. (Im Besitz von B. Fabisch, Aachen)



Alpines Fest. 1921



Ausschnitt aus einem Fresko in Tondern: Aufwerfen eines Dammes
(Im Auftrage des Kultusministeriums zu Berlin. 1909/1910 entstanden)

Moers ein Wandgemälde über das Thema des Heilandswortes: „Lasset die Kindlein zu mir kommen," zu malen. Gebhardt setzte nun alles daran, seinen Schüler zu beeinflussen, Goossens aber war entschlossen, seinen eigenen Weg zu gehen, trennte sich deshalb von Gebhardt und wandte sich nach Italien, wo er mit Feuereifer die alten Fresken studierte, ehe er an seine Arbeit ging. Die Studien fanden ihren Lohn, das Bild gelang und steht, bedeutungsvoll nach vorwärts weisend, am Beginn von Goossens' künstlerischer Laufbahn. Die Bürger von Moers im besonderen waren auf das Kunstwerk stolz, aus der ganzen Grafschaft strömten die Leute herbei, es zu besichtigen, und sie freuten sich auszusprechen, wie es dem Künstler gelungen sei, die Milde des göttlichen Kinderfreundes und den Eifer der Mutter, ihre Kleinen sagen zu lassen, auszudrücken in einem Bilde, in dem sich hoher Natursinn, warmes Lebensgefühl und natürliche starke Empfindung zu schöner Einheit verbinden.

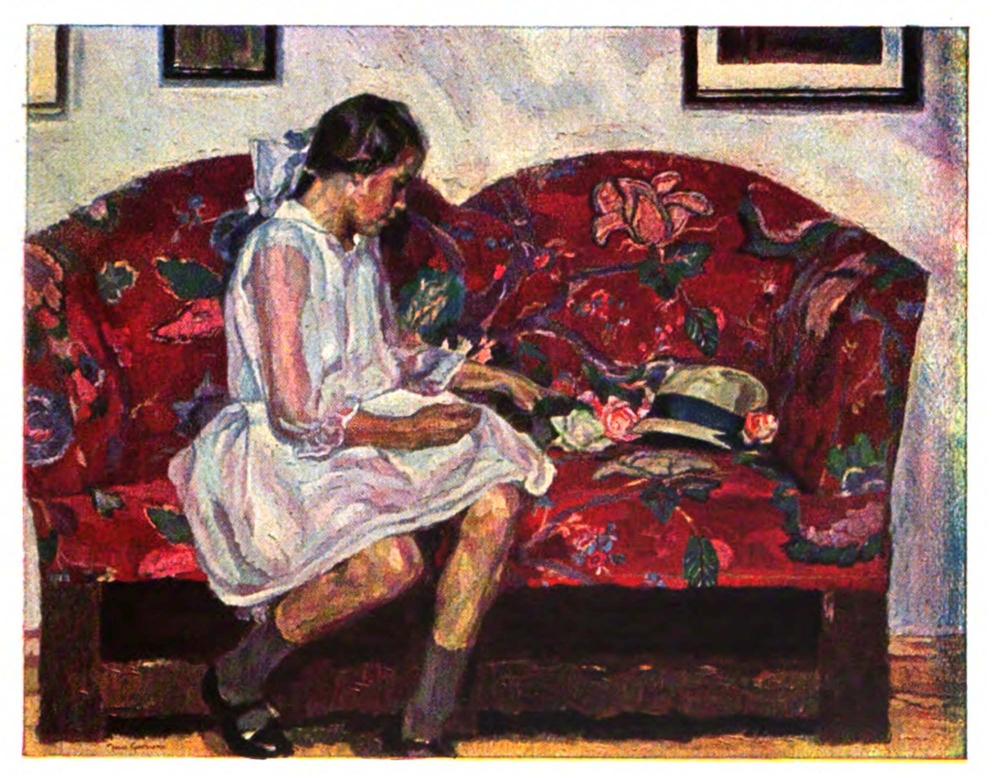
Von Moers ging es nochmals zurück auf die Akademie — nun zu Claus Meyer — und zum Staffeleibild. 1904 wurde ein Gemälde aus dem Bauernkriege fertig, das den beziehungsreichen Titel trug: „Nichts als die Gerechtigkeit Gottes." Goossens hatte damit der Düsseldorfer Historienmalerei, dem sogenannten „historischen Genre", den Tribut gezollt, den er ihr als Gebhardt-Schüler schuldete. Schmid beschreibt das Bild: „Ein Agitator des Bundschuhes, der in dunklem, scheunenartigen Raume eine sozial-religiöse Agitationsrede hält. In der Mitte ein Feuer, dessen Glut die aufgeregte Bauernschar mit etwas branstigem gelben Lichtschein übergießt, während ringsum schmutzig-braune und schwarze Schatten sich ausbreiten. Aber ein Zug von Energie und Bewegtheit in dem Ganzen, der uns die etwas theatralische Jungfernrede des Anfängers doch genießbar macht." Es folgten bald Bilder, die sich der Tonigkeit entwanden, kräftiger in Licht und Farbe gingen, sich dem endgültigen Stil des Künstlers näherten, diesen Stil gewissermaßen schon in der Anlage, im Grundriß zeigten, über den dann von Mal zu Mal das Haus sich stattlicher erheben sollte, bis es zum bergenden Dach ansetzte und die glückliche Ernte



Figurenstudie

schützend überwölbte. Hierher gehört die von Schmid besonders geschätzte „Dame in Blau“ (in Aachener Privatbesitz), das Bild „Unterhaltung“ (gleichfalls in Aachen in der städtischen Galerie), der Garten mit dem glühenden Levkojenbeet, der „Puppenhut“ und ähnliche Schöpfungen der Frühzeit.

Im Jahre 1907 erfolgte wiederum ein Auftrag für ein monumentales Wandbild; er ging vom Kunstverein für Rheinland-Westfalen aus und hatte zum Ziel die Gewinnung eines Wandschmuckes für die Stadthalle in Bergisch-Gladbach, das durch seine Papierfabrikation bekannt ist. Das Thema war gegeben und muß in jeder Hinsicht als recht „papieren“ erscheinen. Es hört sich an, als sei es in der Münchner Kaulbach-Zeit ausgesonnen worden: „Einführung der Papierfabrikation in Bergisch-Gladbach durch die Holländer im Jahre 1582.“ Was aber Goossens aus dem Stoffe machte! Er überwand die zähe Materie, gruppierte seine Holländer, die an Schöpfbütte und Presse hantieren, und seine erstaunt und gelehrig zuschauenden Gladbacher aufs sinnreichste, brachte Leben und Bewegung in die Volksmassen und verlor sich trotz des Eingehens in Einzelheiten nicht in unfruchtbarem Verismus, sondern hielt, das Koloristische betonend und durch Großlinigkeit wirkend, auf einen über billigen Dekorativismus hinauswachsenden Monumentalstil hin. Daß das Bild einschlug, beweist die Tatsache, daß bereits zwei Jahre später aufs neue ein monumentaler Auftrag — als Folge eines Preisausschreibens — an Goossens herantrat, und zwar kam er diesmal vom preußischen Kultusministerium und war für den Schmuck eines Gebäudes, fern der Heimat des Künstlers, für das Kreishaus in Tondern in Schleswig bestimmt. Darzustellen war auf einem Fresko in dem nicht eben günstigen, dabei riesigen Format von 12 auf 3,20 Meter das „Aufwerfen eines Dammes bei Tondern“. In glücklicher, räumlicher Gliederung, mit starker Unterteilung, die besonders durch die Querauflösung der Komposition bewirkt wird, durch die geschickte Abwägung der Farbenflächen durch bildtrennende und handlungverbindende Momente wurde Goossens der schweren Aufgabe Herr. Ruhe und künstlerische Ordnung bestimmen und beherrschen das Bild. Die Personen, die man darauf schaut, sind überlebensgroß, aber sie wirken durchaus natürlich, und Goossens konnte es im Vertrauen auf sein ungewöhnliches Können sogar wagen, statt der bei solchen historisch-monumentalen Gemälden üblichen typischen Figuren Bildnisgestalten zu geben, wie es einst die Florentiner und Römer der Renaissance, Ghirlandajo und Botticelli und Pinturicchio, getan. Seinem Gemälde gewann er damit den Reiz des Individuellen



Mädchen auf blumigen Sofa. (Im Besitz von Gustav Weth, Frankfurt a. M.)



Wilde Jagd. 1913. (Privatbesitz, Hannover)

an Stelle des Typischen und zugleich setzte er den historischen Vorgang des Dammbaues mit dem zeitgenössischen Leben in Tondern in herzlichste Beziehung.

Wie anders als diese in ihrem Monumentalstil geschlossenen, groß und ruhig gestalteten, in Konturen fest gefugten und in breiter Flächigkeit gemalten, gleichsam architektonisch aufgebauten Wandgemälde — und doch wieder: wie eins mit ihnen im Tiefsten, wie sehr durch den künstlerischen Charakter der Persönlichkeit des Meisters verbunden — sind die nebenhergehenden und seitdem überwiegenden Staffeleibilder Goossens'! Nur einmal noch nach 1909 ward ihm ein großer dekorativer Auftrag zuteil: im Jahre 1914 malte er für das Haus O. Krawehl in Essen einen farbenfrohen Fries mit lustig bewegten Szenen, Volksfest-Stimmungen in heller Freudigkeit, unbesorgt im Sonnenlicht — nicht mehr in dem strengeren Ausdruck von 1907 und 1909, sondern viel lockerer, gelöster, wie er auf seinen Staffeleibildern auch in die Erscheinung tritt.

Zwischen damals, 1909, und diesem Bild von 1914 liegt aber auch der entscheidende Einschnitt in der Entwicklung und wohl auch im Lebensweg des Künstlers: er war im Jahre 1910 nach München übergesiedelt. Dort lebt und schafft er seitdem und hat sich, draußen am Rande der großen Künstlerstadt, auf der Bogenhausener Höhe, wo Felder sich mit den Großstadthäusern vermählen, wo die Bäume rauschen und der Blick weit in oberbayerisches Land hinausschweift, aber auch über die am Flusse drunten liegende, vieltürmige Stadt hingeht, ein heimeliges, stimmungförderndes Haus errichtet, so daß er auf Lebenszeit hier zu wurzeln gesonnen scheint. Wohl war er früher schon gerne nach München gekommen und hatte hier liebe und nachhaltige Eindrücke erfahren, aber er war doch stets wieder zurückgekehrt nach Aachen oder Düsseldorf oder wo er sonst eben arbeitete, und die meisten seiner frühen Staffeleibilder hatte er in kleinen Dörfern im Hunsrück gemalt, fern von der Gilde, ferne von dem Zuspruch und den guten Ratschlägen der Zunftgenossen.

Nun aber war ihm München zum Schicksal geworden, zum menschlichen und zum malerischen. Sein Rheinländertum fand sich rasch und leicht in die landschaftliche, soziale und künstlerische Atmospäre Münchens. Seiner Sehnsucht nach starker, leuchtender, die Wirklichkeit überbietender Farbigkeit kam und kommt immer aufs neue die Münchner Luft entgegen. Wenn es hier Föhnstimmungen gibt, wie klar und farbenstark, oft bis zur Härte getrieben, erscheinen da die Dinge! Wie frischgewaschen sieht die Landschaft an feuchten Augusttagen aus! Und wie eindrucksvoll hell sind auf der Hochebene die schneereichen Wintertage! Und dann das, was man „Motive" nennt!

Auch im Rheinlande, in Köln und Düsseldorf konnte Goossens die Karnevalsszenen, das bewegte, heiße, heitere Treiben der Bälle finden, aber noch farbiger, toller, ausgelassener ging es doch in der Vorkriegszeit in München her. Heute erscheint uns so ein Bal paré im Deutschen Theater, wie er einst war und wohl nie mehr in dieser herzlichen Unbesorgtheit sein wird, fast wie ein Märchen. Goossens hat diese Märchen in die Sphäre des Künstlerischen hineingehoben. Diesen Lebensjubel, dieses Fluten von Licht über schöne Frauengestalten, über knisternde und blitzende Seide hin, diese Glut der Bewegungen, des Tanzes, der Fröhlichkeit — er fing sie ein in Bilder, die mehr noch als das Gegenständliche die Stimmung festhalten, die über dem allen lag und uns einst beseligte. Das bunte, wimmelnde Oktoberfest gab ihm Anregungen, und besonders viel des malerisch Bemerkenswerten, Bedeutenden, zum kultivierten Auge des Malers Sprechenden fand er droben im Münchner Ausstellungspark auf der Theresienhöhe, wo sich zur guten Sommerszeit ein erklecklich Teil des Münchner Gesellschaftslebens abspielt. Vor dem Laubenspalier mit Wackerles Grotesk-Figuren belauschte Goossens das flanierende München oder er setzte sich mitten in das bewegte Treiben am Theater-Café hinein und fing solch einen sonnigen Nachmittag mit seinen durch das hellgrüne Kastanienlaub auf die weißen, sommerlichen Kleider rieselnden Lichtern in unvergeßlichen Gemälden ein. Vorstadtprozessionen und ländliche Umgänge, wie man sie in der Umgebung Münchens antrifft, wurden ihm zum Bild. Eine besondere „Spezialität“ sind seine Bilder vom Nymphenburger Magdalenenfest, einer Art Vorstadt-Kirchweihe, die sich allerdings des pompösesten Rahmens aller deutschen Volksfeste rühmen darf: des majestätischen Schloßrondells in Nymphenburg, wo sich, dem Barock-Prachtbau gegenüber, die graziösen Pavillons der „Kavaliershäuser“ aus Effners und Cuvilliés Meister-



Scherzo. 1914. (Privatbesitz, Hannover)



Prozession. 1921. (Ausstellung der Sezession, München 1921)



Magdalenenfest in Nymphenburg. 1921. (Ausstellung der Sezession, München 1921)

hand erheben. Das Magdalenenfest findet alljährlich im Juli statt, und wenn es schönes Hochsommerwetter ist, dann ist's freilich ein Augenschmaus unvergeßlicher Art: hoher, blauer Himmel, in den die saftgrünen Bäume greifen, im Mittelgrund die weißschimmernden Kavaliershäuser und im Vordergrund das buntscheckige Treiben der Karussels und Schleckerlbuden, der Schiffsschaukeln und der freudigen Festbesucher.

Goossens' Ziele freilich sind rein malerische, absolut künstlerische Wirkungen. Feste und Menschenansammlungen oder etwa der Eindruck, den die gelegentlich einer Siegesmeldung reich beflaggte Theatinerstraße in München auslöst, wird er mit Recht nur als die Folie seiner Kunst bezeichnen, als das äußere, das optische Erlebnis, das erst durch den Filter seiner künstlerischen Persönlichkeit gehen muß, um für ihn inneres Erlebnis, das sich malerisch auswirkt, zu werden.

Ein Künstler, dessen Schöpfungen Lebensnähe und Wirklichkeitssinn (und wäre es selbst gegen den eigenen Willen ihres Urhebers!) in so hohem Maße atmen, muß eigentlich mit absoluter Notwendigkeit ein ausgezeichneter Bildnismaler sein. Bei Goossens ist es der Fall. Von der Welt der Feste, der Kabaretts und Bazare, der Foyers und der Weihnachtsmärkte wandte er sich, vielleicht einem Zuge der unfestlich gewordenen Zeit folgend, mehr den stillen Innenräumen und dem Familienleben zu, malte Frauen und Kinder in ihrer Häuslichkeit und Umwelt am Weihnachtstisch und unterm Kerzenglanz des Christbaumes.

Wahrscheinlich hat den Künstler die harte Zeit, die er im Krieg erlebte (zweimal war er als Kriegsmaler „draußen“, aber das Schlachtfeld und das kriegerische Leben gaben ihm als Künstler wenig), den Zauber der Häuslichkeit und der Familie erst recht erkennen und schätzen gelehrt, und nachdem er sich der Abschilderung solcher trauten Herrlichkeiten aus Drang des Herzens zugewandt, erkannte er, daß sich hier auch malerische Möglichkeiten von vielen Graden auftun.

Namentlich das Stillebenhafte mit der Unbegrenztheit farbiger und linearer Komposition zog ihn zunächst an, aber bald scheint ihm die Gewißheit geworden zu sein, daß doch der Mensch, die Figur, das Notwendige, Letzte, Entscheidende in aller Kunst ist, und daß sich der Mensch, der gemalte, künstlerisch nachgestaltete Mensch mit absoluter Wirkung erst im Porträt enthülle.

So griff er seine Bildnismalerei, die sein Werk stets begleitete, wieder energisch auf.

Da er psychologischen Scharfblick und blitzartige Erfassung charakteristischer Gebärden mit den Ergebnissen seines auf anderen Wegen bis zum äußersten getriebenen Kolorismus verbindet, sind ihm starke Erfolge auf diesem Felde der Malerei zuteil geworden und weiterhin gewiß; namentlich als Kinderporträtist, der den noch weichen, gleichsam erst angelegten Physiognomien der Jugend ausgezeichnet beikommt und die Kinder auch in der ihnen gemäßen Umwelt darstellt, hat er schon Ausgezeichnetes geleistet.

❧ ❧ ❧

Ein paar Äußerlichkeiten zum Schluß: Goossens ist Mitglied der Düsseldorfer Akademie, und die Stadt Düsseldorf verlieh ihm für das Gemälde „Puppenhut“ den Ehrenpreis. Bilder von ihm befinden sich außer bei privaten Sammlern von Rang auch in öffentlichem Besitz; so nennen die Stadtgalerien von Berlin, Aachen und Magdeburg Werke des Meisters ihr eigen.



Selbstbildnis in blauer Jacke. 1916. (Besitzer Paul Goossens, Aachen)

Die Geltung des klassischen Altertums im Wandel der Zeiten

Von Geh.-Rat Prof. Ulrich v. Wilamowitz-Möllendorff

Wenn eine fremde, längst vergangene Kulturwelt als mehr oder minder kanonisch gilt, muß sich dagegen auch eine Opposition richten, um so lebhafter, je mehr Selbstgefühl die Gegenwart hat. Das hat auch das sogenannte klassische Altertum mehr als einmal erfahren. In unserer Zeit, schon vor dem Kriege, wo die Deutschen sich in dem Gefühle sonnten, wie herrlich weit sie es gebracht hätten, und vollends jetzt gilt es den herrschenden Massen für abgetan wie alles, was einmal heilig war. Es ist auch richtig: wenn nicht nur die Gesellschaft, sondern die einzelne Menschenseele gewaltsam nach abstrakten Theorien in eine neue Form gepreßt werden soll, so muß alles geschichtlich Gewordene beiseite geworfen werden. Hinzu kommt, daß die meisten bei der Bewertung der sogenannten Antike an die Schule denken, das Gymnasium, das immer Lateinschule gewesen war und vor hundert Jahren das Griechische hinzuzog. Obgleich seit zwanzig Jahren drei gleichberechtigte Schulen bestanden, ward doch das Gymnasium von den Eltern immer noch bevorzugt. Dagegen wenden sich nicht nur die, welche es nicht oder mit ungenügendem Erfolge besucht haben: auch mancher, der es ordnungsgemäß durchgemacht hat, sagt mit Recht, daß ihm das Gymnasium nicht gegeben hätte, was es versprach, und diese Zahl ist immer stärker angewachsen, seit die Schulbureaukratie und Schulpädagogik an ihm herumgeändert haben.

Von der Schule ist nun ganz abzusehen, wenn man nach dem absoluten und geschichtlichen Werte der griechisch-römischen Kulturwelt fragt, der doch davon ganz unabhängig ist, inwieweit dieses oder jenes aus jener Welt für die Bildung der deutschen Jugend geeignet ist. Wohl aber wird auch hier die geschichtliche Betrachtung allein zu einem gerechten Urteil führen.

Wir wollen sehen, wie die verschiedenen Zeiten sich zu der Antike gestellt haben und was sie ihnen geboten hat.

Als die Germanen das römische Westreich erobern, beginnt eine neue Weltperiode. Abgelebt ist der alte Staat und die alte Gesellschaft. Die Eroberer stehen noch in der Kindheit, und die römische Kirche, der sie sich unterwerfen, übernimmt ihre Erziehung. Die Kirche ist die Erbin des Weltreiches, das in ihr dauert, und die Religion, die sie der Welt bringt, ist und bleibt ein Erzeugnis der antiken Kultur. Das muß sich jeder vor allem klarmachen, daß das Christentum selbst zur Antike gehört, mögen auch schon die italienischen Humanisten durch die ältere lateinische Literatur häufig zu der Kirche in Gegensatz treten, und dieser Gegensatz sich nach dem Eindringen der hellenischen Wissenschaft verschärfen. Die Bibel ist und bleibt nun einmal ein antikes Buch, nicht nur in der Form, auch in den Gedanken. Auch aus dem Alten Testamente stammt sehr viel aus der hellenistischen Zeit, und auch was älter ist, hat das Judentum dieser Zeit überliefert, das wie der ganze Orient unter hellenischer Herrschaft steht.

Die Kirche bringt die Weltsprache, das Latein; das ist bis heute ihre Sprache; sie kann es nicht aufgeben, und in ihr ist es eine lebendige Sprache. Dies Latein hat auch auf die germanischen Sprachen eine ganz gewaltige Wirkung ausgeübt. Nicht nur alles Kirchliche wird mit Lehnwörtern bezeichnet, auch unendlich vieles, was nun zu dem Leben, seinen Bedürfnissen und Voraussetzungen gehört. Meister und Arzt, Kammer und Keller, Mauer und Ziegel, Tisch und Schüssel, Pferd und Esel, Wein und Kirsche, Butter und Käse, Rose und Veilchen, schreiben und dichten, kaufen und prüfen und tausend andere Worte sind fremder Herkunft, und unsere ganze Sprache in Wortbildung und Satzbildung ist von dem Lateinischen umgeformt. Der Vers hat dem lateinischen Reim die Alliteration geopfert, und der Fortschritt vom Heldenliede zum Epos ist nach dem Vorbilde Vergils getan. Das ist alles der Erfolg der Schule, welche die Kirche so übernahm, wie sie in den letzten Zeiten des Römertums war. Sie überlieferte eine grammatische und rhetorische Schulung, die eine unverächtliche, formale Geistesbildung verlieh, daneben den letzten Abhub des Wissens, aber keinen Hauch von Wissenschaft. Insbesondere war jedes Streben, die Natur zu beobachten und zu verstehen, auch nur um sie zu beherrschen, ganz verloren. Was von technischen Fertigkeiten blieb, erhielt sich nur durch die Tradition in der Praxis. Selbstverständlich wirkte vieles unmittelbar, was die Eroberer trotz

allen Zerstörungen noch vorfanden, in der Lokalverwaltung, im städtischen Leben, in Tracht und Hausrat. Als Karl der Große das Kaisertum erneuert, wird den Überresten der lateinischen Literatur eifrig nachgeforscht; Nachahmungen in Vers und Prosa werden versucht. Es kommt auch manches aus dem Osten herüber, in dem ja das Römerreich bestehen geblieben war. Später kommt aus dem arabischen Spanien nicht weniges, das griechischen Ursprunges ist, gerade auch für Naturwissenschaft und Technik. Dann bringen die Kreuzzüge mehr, namentlich Aristoteles und Galen, und die Welt ist reif, diese Anregungen aufzunehmen und zu verarbeiten. Aber noch ist die Kirche imstande, sie sich einzuverleiben, ohne an ihrer Allmacht Einbuße zu erleiden. Dennoch ist die Welt eine andere geworden. Es haben sich die romanischen und germanischen Völker und Staaten zu eignem Leben erhoben. Die Volkssprachen treten neben das Latein, die Denker der Scholastik gehen ihre eigenen Wege. Das Erbe der Antike, wie sie überliefert war, hatte das Seine getan, indem es den neuen Menschen dazu verholfen hatte, ihre Eigenart herauszubilden, sich von der Bevormundung zu befreien. Der Geist war reif für die geistige Erhebung, die wir Renaissance nennen, ein Name, der richtig verstanden nur bedeutet, daß die Menschen dieser Weltperiode wieder auf eine Stufe des geistigen Lebens gelangen, auf der sie in der früheren gestanden hatten. Wir sind gewohnt, die Renaissance mit Petrarca beginnen zu lassen. An ihm ist gleich deutlich zu sehen, daß der neue Geist nicht daher kommt, daß er die alten Schriften aufsucht und studiert, sondern er sucht sie auf, weil sein Lebensgefühl neu ist; aber er findet in ihnen Bestätigung und Kräftigung. Bei dem Italiener spricht das nationale Gefühl sehr stark mit: es ist die Größe des eigenen Volkes, an der er sich aufrichtet. Ihm darf das Latein auch die eigene Sprache sein, und so ist es begreiflich, daß er und die Italiener überhaupt die reine alte Sprache wieder schreiben wollen, mit der sich die antiken Formen der Literatur von selbst einstellen. Das alte Rom ist für die italienischen Humanisten selbstverständlich nach jeder Richtung vorbildlich.

Vergil und Cicero weisen auf die Griechen als ihre Vorbilder; nach ihnen schaut man verlangend hinüber. Allmählich kommen griechische Lehrer und bringen die griechischen Bücher. In Byzanz war die Kirche engherziger gewesen als in Rom. Als sie die Slawen des Ostens sich unterwarf, hat sie ihnen keinen Hauch des hellenischen Wesens übermittelt. Aber nun war auch bei den Griechen der Ansatz zu einer Renaissance vorhanden, und namentlich Philosophie konnten die Byzantiner lehren, freilich nur so, wie sie ihnen von ihren letzten antiken Vertretern überkommen war. Im übrigen führten sie nur in das sprachliche Verständnis der alten Literatur ein. Denn es springt in die Augen, daß für den hellenischen Geist nur der Westen empfänglich war, zuerst die Italiener, dann die andern, soweit sie für den Humanismus gewonnen waren. Wirken konnte das Hellenentum noch lange wesentlich durch die lateinische Übersetzung, obgleich der Buchdruck bald auch die Originale verbreitete. Die lateinischen Übersetzungen, namentlich der Historiker und Philosophen und der Werke exakter Wissenschaft sind eine gewaltige Leistung; aber die Poesie ließ sich nicht so übersetzen, daß sie zur Geltung kommen konnte, und auch in den Kunstformen der Prosa behaupteten die römischen Kopien ihre Vorherrschaft. Es ist wohl nur der kleine satirische Dialog Lukians, der als eine neue Gattung übernommen ward; aber es genügt, an Hutten zu erinnern, um die Bedeutung dieses Gewinnes zu zeigen. Daß neben die Vulgata das griechische Neue Testament trat, kommt für die Einzelkritik noch kaum in Betracht, aber die Tatsache ist zwar keine Vorbedingung, aber wohl eine starke Hilfe für die Reformation geworden. Das Wesentliche ist, daß der hellenische Gedanke in die Herzen einzieht, die echte, durch keine Autorität gebundene Wissenschaft, die es nur bei den Hellenen gegeben hatte. Darum ist es nicht die ungeheure Summe von Erkenntnissen, die auf einmal offenbar wird, Mathematik, Astronomie, alle wahre Naturforschung, freilich auch die Afterwissenschaft der Astrologie, was Epoche macht, sondern die Kraft, auf dem Grunde dieser Erkenntnisse weiter zu bauen. Ohne Ptolemäus wäre Kolumbus nicht westwärts nach Indien gefahren. Das heliozentrische System fand Kopernikus als eine antike Hypothese vor. An Spielereien Herons knüpft Lionardo seine technischen Entdeckungen und Ahnungen. Lorenzo Valla, der Übersetzer des Herodot und Thukydides, gewinnt bereits den Scharfsinn und den Mut, die Fälschung der konstantinischen Schenkung zu entlarven, und Machiavelli nährt an der antiken Staatslehre sein politisches Urteil, an der Kunst der antiken Geschichtschreibung die Fülle seiner Storie fiorentine, an der antiken Freiheitsliebe seinen italienischen Patriotismus. Das Höchste für die Befreiung der Geister bringt die Philosophie. Schon unter Cosimo wird

die platonische Akademie gestiftet, und wenn Platons Sonne auch noch durch neuplatonische Nebel verhüllt wird, sie leuchtet und wärmt doch, und Strahlen von ihr dringen bis in die Erotik der Sonette Michel Angelos. Giordano Bruno verbindet die neue kopernikanische Erkenntnis mit diesem Platonismus, und seine Phantasie reißt uns durch den nun erst in seiner Unendlichkeit begriffenen Weltraum. Montaignes Weltweisheit bleibt auf der Erde, ganz menschlich. Er bringt eine Erneuerung der Ethik, wie sie ihm Seneca und Plutarch boten, und der letztere wirkt weithin, da er in Amyot einen Übersetzer gefunden hat, der bereits eine der Volkssprachen meisterlich handhabt. Die stoische Moral hat in den nächsten Jahrhunderten weit und tief gewirkt, unverkennbar noch auf Kant.

Überraschend schnell entdecken moderne Forscher so gewaltige neue Wahrheiten, daß uns die Überwindung des Alten, das Jahrhunderte gegolten hatte, zunächst in die Augen fällt. Daher vergessen wir leicht, daß jenes Alte doch die Voraussetzung des Neuen ist, der Forschertrieb und die Forscherkraft erst recht von jenem stammt. Die Mathematik des Cartesius, die Astronomie des Kopernikus eröffnen Bahnen, von denen jetzt nur noch der geschichtliche Blick auf die Griechen zurückschaut. Die Entdeckung des Kreislaufes des Blutes entwertet eigentlich die physiologischen Grundlagen der galenischen Medizin, und namentlich anatomische Entdeckungen treten hinzu. Auf diesem Gebiete ist uns der Kampf gegen die antike Autorität durch Molière besonders geläufig. Gewiß werden die Alten überwunden, aber es geschieht mit der Waffe der freien Forschung, die sie selbst geschmiedet haben. Wenn Bacon gegen Aristoteles ficht, so ist sein Feind der von der kirchlichen Philosophie kanonisierte Aristoteles, man mag auch sagen, der des spätantiken Dogmatismus: der wirkliche Aristoteles würde auf Bacons Seite fechten. Man konnte damals ja das echte Hellenentum noch gar nicht anders sehen, als es der unwissenschaftlichen Römerzeit erschienen war. Wir machen wieder und wieder die Erfahrung, daß der damals ganz unkenntlichen hellenistischen Zeit in Wissenschaft und Technik Dinge geläufig waren, die uns erst wahrnehmbar geworden sind, seit die moderne Forschung auf neuen Wegen eben dahin und dann unendlich weiter gelangt ist. Doch das kann hier nicht dargelegt werden.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts übernimmt Frankreich die geistige Führung. Das Verständnis der griechischen Sprache wächst so sehr, daß große Philologen die Zeiten und die Geister zu unterscheiden beginnen, wenn im allgemeinen auch die Antike noch als eine Einheit erscheint, so daß noch lange zwischen Homer und dem angeblichen Orpheus kaum ein Unterschied gefühlt wird, obwohl mehr als ein Jahrtausend zwischen beiden liegt. Der Geschmack bleibt romanisch: Homer steht hinter Vergil weit zurück. Es bleibt die lateinische Schule, und Latein ist nicht nur die allgemeine Gelehrtensprache, sondern wird immer noch in Versen und in Prosa als Sprache internationaler Kunst geschätzt. Sehr bezeichnend, daß Griechisch nicht geschrieben wird, und wenn einmal Gelehrte ersten Ranges mit griechischen Versen spielen, fällt es kläglich aus. Aber nun bringen es die Franzosen des 17. Jahrhunderts fertig, die Gattungen der höchsten Poesie in ihrer zu klassischer Vollkommenheit erzogenen Sprache zu pflegen. Dabei suchen sie den Anschluß an die griechischen Vorbilder, aber in der rechten Weise, ohne ihre Freiheit dranzugeben. Corneille beruft sich auf die Lehren des Aristoteles. Racine schließt sich unmittelbar an Euripides an. Molière erreicht es, wie wir erst jetzt recht erkennen, seit uns Menander wieder geschenkt ist, daß er über die römischen Kopien zu der attischen Feinheit des Originals durchdringt. Kein Wunder, daß die Frage aufgeworfen wird, ob nicht die Alten überwunden wären, zumal die Naturwissenschaft alles Alte weit hinter sich gelassen hat, auch die Philosophie ein gleiches erreicht zu haben scheint, da ja Gassendi sogar die Lehre Epikurs erneut hat. Der Streit zwischen Antik und Modern wirbelt so viel Staub auf, daß man von der querelle reden kann, ohne ihren Gegenstand näher zu bezeichnen. Der ehrliche Betrachter kann nicht wohl leugnen, daß die Verteidiger der Alten nicht allzugut abschneiden, und so ist auch der Erfolg, daß die Autorität des gesamten Altertums, von der Kirche abgesehen, für Frankreich ganz dahinfällt, und in dem Jahrhundert Voltaires und Rousseaus gar keine Rolle spielt. Erst die Revolution beruft sich wieder auf die Republik Roms, Napoleon auf das Weltreich der Cäsaren; wenn die Frauentracht der Republik griechisch sein will, so geschieht das wahrhaftig nicht aus hellenischer Gesinnung. Erst von Deutschland her ist im 19. Jahrhundert die Beschäftigung mit dem Griechentume wieder in Frankreich aufgenommen; aber die romanischen Völker werden immer den Umweg über die Römer machen.

Etwa mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnt von England aus eine neue Wendung, nicht mehr zur Antike,

sondern zu dem echten, großen Hellenentum. Erst jetzt wird seine Sprache wirklich verstanden; das kostet lange Arbeit von Engländern und Holländern; Deutsche kommen erst später dazu und übernehmen dann die Führung. Engländer bringen Kunde von dem griechischen Lande und seinen Monumenten. Entscheidend ist die Abkehr von Barock und Rokoko, die Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Natur, zum Einfachen und Erhabenen. Die Alpen werden gleichzeitig mit den Hellenen entdeckt. Wieder ist es wie in der Renaissance. Weil die neue Generation neu sieht und neu fühlt, bemerkt sie in der hellenischen Dichtung und Plastik die Einfalt, Schönheit und Menschlichkeit, die sie ersehnt, und so wird Homer eine Offenbarung der höchsten Poesie, die Griechen werden ein ideales Volk, ihr Land ein Wunschland, und das griechische Volk soll seine politische und namentlich seine künstlerische Entwicklung ganz organisch aus sich vollzogen haben. Damit ist der Welt ein Vorbild von absoluter Vollkommenheit gegeben, und der verhängnisvolle Schritt der Nachahmung wird getan. Dafür brauchen nur wenige Namen genannt zu werden, Canova und Thorwaldsen, Hermann und Dorothea und die Braut von Messina, Platens Hymnen und Komödien, des jungen Fritz Schlegel ästhetische Aufsätze. Trotz aller Bewunderung des vielen Schönen, das so entstanden ist, wissen wir, daß diese Nachahmung ein Mißgriff war. Die Künstler der Renaissance hatten sich auch an den Ruinen Roms, den Statuen und Gemälden gebildet, die dem Boden entstiegen, aber nur selten das Prinzip der Nachahmung aufgestellt oder befolgt, wie es etwa durch Palladio geschehen ist. Wir sind vielleicht gegen den Klassizismus ungerecht, weil er uns noch zu nahe liegt, aber die Theorien der Weimarer Kunstfreunde sind wirklich ebenso unerfreulich wie die Zeichnungen, welche sie krönen. Der Klassizismus ist heute überwunden; für viele scheint damit das Urteil über die Klassiker gesprochen, und daß sie darunter leiden, ist ein unvermeidlicher Rückschlag. So viel ist ja auch wahr, daß das Hellenentum niemals wieder die absolute Vorbildlichkeit erhalten wird; die Antike hatte sie schon lange vorher verloren.

Das weiß niemand besser als der Philologe, denn gerade die nun erst zu einer wirklichen Geschichtswissenschaft erstarkende Philologie hat gelehrt, was die Hellenen wirklich gewesen sind. Eben durch den Feuereifer, mit dem sich die deutsche Wissenschaft auf die Erforschung von Hellas und Rom warf, entstand die historische Kritik, die manchen lieb gewordenen Glauben zerstörte, aber jeder Zeit und jedem ihrer Werke und Personen das Seine gab oder geben wird. Als F. A. Wolf in einer Widmung an Goethe das Programm der neuen Altertumswissenschaft aufstellte, geschah das noch mit einer so maßlosen Überschätzung des Altertums, wie sie eigentlich nach Herder nicht mehr statthaft war. Seitdem sind so viele Völker und Kulturen mit gleicher Liebe und gleicher Kritik erforscht, daß keine einzige mehr einen absoluten Vorrang beansprucht. Innerhalb des Altertums selbst aber ist erst durch die Unterscheidung der Zeiten ermöglicht, daß jede einzelne Erscheinung unter den Bedingungen ihres Werdens gewürdigt werden kann, und so der ganze Reichtum erst entdeckt, den dieser Ablauf einer ganzen Weltperiode enthält. Nur völlige Unkenntnis von dem, was jetzt Altertumswissenschaft ist, kann noch von der Antike als einer Einheit reden, wie es das berufene Buch von O. Spengler tut, dessen schematische Konstruktionen genau so geistreich und genau so unhistorisch sind, wie die von Fritz Schlegel. Bringt er es doch fertig, Themistokles und Tiberius in eine Familie zu rücken, die so viel und so wenig miteinander gemein haben wie etwa Gustav Wasa und Friedrich der Große. Je tiefer die Einzelforschung dringt, um so klarer erkennen wir, daß die antike Welt der modernen mit all ihrem Reichtum an Gegensätzen, an Weisheit und Torheit durchaus vergleichbar ist. Auf die klassische Kunst ist auch damals Barock, Rokoko und Klassizismus gefolgt; auch Impressionismus hat es gegeben. Auch damals sind die meisten Menschen innerlich sehr bald fertig geworden, aber die Größten haben auch nicht gefehlt, die sich beständig wandelten, weil die Triebkraft ihrer Seele vorhielt, Euripides, Platon, Aristoteles; man kann es auch von Cicero und Horaz sagen. Dabei steht die junge Altertumswissenschaft erst in ihren Anfängen. Kaum haben wir begonnen, die Hellenen an die ältere asiatische und ägyptische Kultur anzuknüpfen. Mit der Herstellung der hoch bedeutenden hellenistischen Zeit sind wir noch sehr im Rückstande, und daß nicht nur die Kirchengeschichte, sondern das Christentum überhaupt mit allen seinen Schriften und Gedanken in die allgemeine griechisch-römische Kultur eingereiht werden muß, mögen viele noch nicht einsehen. Wer kann ahnen, welche frischen Kräfte eine künftige Zeit aus dem dann erst voll verstandenen Altertum schöpfen wird? Niemals wird man aufhören, aus seiner Geschichte, seinem Leben in Staat, Recht und Wirtschaft theoretische und praktische Beleh-

rung zu entnehmen. Vollends der Philosoph wird nie vergessen, daß da mehr zu holen ist als die Geschichte seiner Wissenschaft. Es muß in das allgemeine Bewußtsein dringen, daß unsere Geschichte nicht da beginnt, wo die Germanen erscheinen, sondern da, wo der Grund zu unserer gesamten Kultur gelegt wird, wo unsere Religion und alle Wissenschaft zu Hause ist. Auch das darf nicht unterschätzt werden, daß die Völker europäischer Kultur in dem Erbe des Altertums einen gemeinsamen Besitz haben, der sie zusammenbringen, zusammenhalten soll. Schon darum muß das Gedächtnis des Altertums lebendig bleiben. Ein unersetzlicher Verlust wäre es, wenn der Schatz von Poesie, der in den Gestalten der Götter und Helden des Altertums liegt, zu denen wir auch die Legenden von den Perserkriegen und der alten Römergröße rechnen mögen, nur noch den Gelehrten vertraut blieben; von den Sagen des Alten Testamentes gilt das gleiche.

Allein am letzten Ende mögen das alles relative Werte sein. Dann bleibt immer noch das große Kunstwerk, der große Gedanke, der große Mensch. Vor dem Tempel von Pästum, im Pantheon, auf der Burg Athens wird der Mensch immerdar eine innere Erhebung erfahren, ein Geist wird zu ihm reden, der ihn zur Andacht zwingt. Aischylos wird dasselbe tun, Platon auch. Pheidias ebenfalls, und schon hier wird der Denkende doch auch starke Unterschiede finden. Um wie viel mehr, wenn er sich zu Praxiteles und Lysippos wendet, zum pergamenischen Altar und der Ara Pacis oder gar den Diokletiansthermen. Unsterblich ist, was das archaische Hellenentum seine Jugend lehrt, daß der Tod fürs Vaterland in das Heroentum führt, der Staat den freien Bürgern gehört, die Mahnung: erkenne dich selbst, die Erziehung zur Sophrosyne, der unübersetzlichen hellenischen Tugend, und zugleich die Zuversicht, daß die menschliche Vernunft befähigt ist, die Rätsel der Natur zu lösen.

Unsterblich ist das Diesseitsevangelium des Sokrates. Unsterblich auch Platos Lehre, daß unrecht leiden besser ist als Unrecht tun. Unsterblich die Mahnungen der Stoa: lebe in Einklang mit der Natur, Gott dienen ist die höchste Freiheit. Und so noch vieles aus vielen Zeiten. Vollends die großen Menschen, die uns nicht nur Lehren werden, die uns als Freunde durch unser Leben begleiten oder doch so packen, daß wir sie nimmer vergessen. Wie viele sind deren von Herakleitos bis Augustin. Gibt es zwischen diesem und Dante auch nur einen? Wahrlich, es hat dem Werte des Altertums keinen Abbruch getan, daß es nicht mehr klassisch ist, kein Ideal, das angebetet wird, kein Tyrann, der Gehorsam fordert. Verständnis ist besser als Apotheose. Aber den Dienst, den es mehr als einmal den Nachlebenden geleistet hat, ihre eigene nationale Kraft und Art zu beleben und zu steigern, hat es nicht verloren, so weit es eben selbst Unvergängliches zu bieten hat, den Gehalt für unsern Busen und die Form für unsern Geist. Es mögen immer wieder Zeiten kommen, die sich von ihm abkehren: das sind immer Zeiten des Niederganges gewesen. Dann hat es wieder zum Aufstiege geholfen. — Des getrösten wir uns auch heute.

Der Wein. Von Will Vesper

Ja, das versteh' ich, daß, wer ihn genießt,
Nach innen schauend seine Augen schließt.
Denn immer, wenn der Gottheit wir gedenken,
Ist's Menschenbrauch, die Wimpern fromm zu senken.

Und daran kannst du sehn, wo Götter sind:
Bei deinem Kuß die Augen schließt dies Kind,
Der Schlafende, der in den Abgrund sinkt,
Der Tote endlich, und der, der dich trinkt.

O goldner Wein, die vier, hier angeführt,
Sind von des gleichen Gottes Hand berührt.
Dem Löser und Erlöser jeder Not,
Der wohnt im Kuß, im Schlaf, im Wein, im Tod.

Sommertage

Novelle von Ina Seidel

Zu jener Zeit war Melitta ganz allein in der großen Stadt und hatte nichts als ihre mühselige Arbeit, ihren einsamen Schlaf und ihren alten Freund, mit dem sie täglich eine Stunde auf einer Bank in den Anlagen plauderte. Das war wenig genug, und es ist nicht erstaunlich, daß sie oft sehr traurig war, denn sie kam sich von der ganzen Welt verlassen vor, und hatte niemanden, den sie lieben konnte. Ja, ihren alten Freund liebte sie wohl, aber damals glaubte sie noch, daß Liebe nichts wert sei, wenn man sie dem anderen nicht zeigen könne. Und er war so alt und so vornehm. Er saß zurückgelehnt da, und hielt die durchscheinende Schildpattkrücke seines Stockes mit der linken Hand umspannt, während er den rechten Ellenbogen darauf stützte und mit der rechten Hand unaufhörlich sein schönes, scharfgeschnittenes Kinn liebkoste. Dabei blickte er die kleine Melitta aus seinen hellen Augen immer durchdringend an; hörte sie auf zu sprechen — und wovon sprach sie — von ihrer Kindheit, ihren unscheinbaren Erlebnissen, ihren Arbeiten und Entwürfen, niemals aber von ihm — so nickte er sanft mit dem weißen Kopf, und es war wohl Teilnahme aus den wenigen Worten zu fühlen, die er erwiderte, doch war es immer, als ermunterte er einen Baum zu blühen und Früchte zu tragen, oder als tröste er einen Regenwurm über sein Schicksal, von der Amsel gefressen zu werden. Er schien seiner jungen Freundin so kühl und weise zu sein, als er alt war, und sie hatte nie den Mut, ihre Teilnahme für sein Leben zu verraten. Im stillen hielt sie ihn für einen, dem sich das Leben in seiner ganzen Herrlichkeit offenbart und den es alsdann an den Strand des Alters gespült und der Einsamkeit überlassen hatte. Sie hielt ihn für arm, trotz seiner sorgfältigen feinen Art sich zu kleiden, für einen verarmten Kavalier vielleicht — ja, sie hatte sich in ihrer törichten Phantasie sein ganzes Schicksal ausgebaut, eine unruhige Vergangenheit, mit so viel Frauenliebe, als man einem einzelnen Mann nur zumuten konnte. An dieses Hirngespinst hatte sie einen fröhlichen Glauben, und kam sich in seinem Besitz dem alten Herrn zeitweise sogar ein wenig überlegen vor, wie es einem sehr soliden jungen Frauenzimmer einem alten Sünder gegenüber wohl vorkommen kann.

Als es nun Juni geworden war, verfiel Melitta völlig der großen Sommersehnsucht zu reisen und zu wandern. Aber ihr spärlicher Verdienst war kaum hinreichend für ihre geringen Bedürfnisse an Nahrung, Kleidung und Wohnung. So bückte sie sich tief über ihren Webstuhl und sah mit müden, brennenden Augen auf das wandernde Schiffchen. Alle ihre Sehnsucht nach dem vielfarbigen Teppich der blühenden Wiesen wob sie in die Muster ihrer Kissen und Decken hinein und ihr gelang in dieser Zeit manches Hübsche, weil sie der Arbeit alles opferte, nur um Frieden zu finden. Aber ob die strenge Göttin ihr auch lächelte, das Herz verschmachtete dem armen Kinde fast, und die Träume von Freiheit und Wanderglück verließen es nicht. So träumte sie in einer Nacht von der stillen Landschaft Ostfrieslands, wo sie vor Jahren einmal sehr glücklich gewesen war. Und dieser Traum war einer von jenen, die einem am Morgen wie ein wirkliches Erlebnis vor der Seele stehen. Immer sah sie nun das wunderbare, kühle unbegrenzte Grün der weiten Ebene, nur von den spiegelnden Wasserstraßen durchschnitten. Dann wieder spürte sie, wie der schwere Wind sie bedrängte, und meinte, hinter zerklüfteten Dünen den unablässigen Ansturm der Brandung zu vernehmen.

In solche Phantasiebilder versenkt saß sie an jenem Nachmittag auf ihrer Bank in den Anlagen, und das hoffnungslose Verlangen in die Ferne hatte ihr sogar Tränen in die Augen getrieben, die sie erst fühlte, als ihr alter Freund mit seinem stillen Gruß zu ihr trat. Sie schämte sich ihrer Schwäche, aber sie erklärte ihm ihren Grund doch unumwunden, denn sie hielt ihn ja auch für arm und enterbt und meinte, daß er sie verstehen müsse. Er nickte denn auch nachdrücklich und teilnahmvoll, was ihr völlig genügte, und bot ihr dann Erdbeeren an, die er in einem zierlichen Körbchen mitgebracht hatte Sie aß dankbar davon, wenn auch mit einem bedrückten Gewissen, weil sie fürchtete, ihn zu berauben, und fühlte sich in seiner schweigsamen Gegenwart wieder einmal recht beruhigt und geborgen.

Er war an diesem Nachmittage schweigsamer noch als sonst gewesen, aber als sie sich erhob, um wieder an ihre Arbeit zu gehen, sah er auf und begann wie unter dem Einflusse eines plötzlichen Entschlusses schnell zu sprechen: „Meine liebe, kleine Freundin,“

sagte er und sah Melitta mit einem Lächeln an, in dem etwas von dem Zutrauen eines Kindes lag, etwas, das zugleich bezauberte und rührte — „Sie werden mir eine Bitte nicht abschlagen. Ich verlasse die Stadt in den nächsten Tagen, ich muß eine kleine Reise machen, gleichviel wohin. Kurz, ich muß meine Blumen verlassen, meine Rosen, die gerade jetzt ihre schönste Zeit haben. Und ich habe niemanden, dem ich sie anvertrauen möchte. Ich lebe so allein — eine alte Aufwärterin habe ich, ja, aber ich glaube, es macht ihr wenig Unterschied, ob sie Rosen oder lederne Pantoffeln unter den Händen hat. Und für meinen Neffen, den Musjöh Fridolin, der mich hin und wieder besucht, haben Rosen doch nur Wert, solange er sie im Knopfloch tragen kann. Wollen Sie mir nun diesen Gefallen tun ...?" Melitta lächelte — sie dachte an eine kleine Junggesellenwohnung, einen grünumrankten Balkon, eine Idylle im Abendsonnenschein, vier Treppen hoch, von Schwalben umschwirrt.

„Gerne will ich Ihre Rosen pflegen," sagte sie, „abends habe ich ja immer Zeit. Sie müssen mir nur zeigen, wieviel jede braucht, damit ich nichts verkehrt mache."

„Schön, schön!" rief er vergnügt, „dann führe ich Sie morgen um diese Zeit in meine Wohnung. Sie ist nicht weit von hier," fügte er fast geheimnisvoll lächelnd hinzu. Sie trennten sich und in Melitta blieb eine sanfte Zufriedenheit zurück, wenn sie es auch zeitweise ganz vergaß, daß sie ihrem alten Freunde nun endlich einen kleinen Liebesdienst erweisen durfte. Ab und zu fiel es ihr ein, und sie lächelte über ihrer Arbeit, wenn sie sein schönes Gesicht mit den lebendigen, gütigen Augen vor sich sah.

Sie hatte so lange abseits der Welt gelebt, daß ihr nicht einen Augenblick lang der Gedanke kam zu erwägen, ob es schicklich sei, daß ein junges Mädchen einen Mann in seiner Wohnung aufsuchte. Und wäre ihr dieser Gedanke gekommen, sie hätte ihm vielleicht gar keine Beachtung geschenkt. Ihr Herz war voller Bitterkeit gegen das, was sich „die Welt" nennt, und hatte nichts als trotzige Gleichgültigkeit für alle Vorschriften der Gesellschaft. Hatte diese Gesellschaft sie am Wege liegen lassen, sobald sie arm und einsam geworden war, so konnte man auch ohne sie fertig werden, und jene angemaßten Rechte, die Wege des einzelnen nach übernommenen, wesenlosen Regeln zu bestimmen, waren für die kleine Melitta eben nicht mehr vorhanden. Und so ging sie am nächsten Tage gleich nach ihrem einsamen Mittagsmahl in dem grünen Gasthofsgarten ihren gewohnten Weg den Anlagen zu — vielleicht ein wenig neugieriger gestimmt als sonst, vielleicht ein wenig sonntäglich gekleidet, denn sie freute sich, einmal wieder jemanden besuchen zu können, mit dem sie nicht zu handeln hatte. Nichts war in ihr von jener schmerzlich süßen Erwartung, nichts von der bangen, atemlosen Ahnung, mit der wir großen Ereignissen unbewußt entgegengehen. ‚Vielleicht hat er wieder Erdbeeren,' dachte sie bei sich, ‚und wir essen sie zusammen auf dem kleinen, grünumrankten Balkon, vier Treppen hoch, den Himmel über uns. Und drinnen, im Zimmer, hängen die Bilder seiner schönen Freundinnen aus der Vergangenheit an den Wänden. Die besehe ich mir natürlich, wenn ich die Rosen begossen habe ...'

Unter solchen Gedanken war sie um die letzte Ecke gebogen und sah den alten Herrn vor sich auf der Bank sitzend und sie fröhlich begrüßend. Zu ihrem Erstaunen winkte er ihr, nicht weiterzugehen, und kam ihr entgegen: „Wir müssen umkehren," sagte er heiter, „Sie sind schon an meiner Wohnung vorbeigegangen, ohne es zu wissen." Während sie zurückschritten, begann es in Melittas Kopf zu arbeiten, und die ganze Reihe der prächtigen und vornehmen Gartenhäuser, die auf ihrem Wege vom Gasthof nach den Anlagen standen, zog an ihrem inneren Auge vorüber. Jedes einzelne von ihnen kannte sie und hatte so oft mit einem stillen Heimweh im Herzen durch die grünen Gitterstäbe gesehen. Konnte er dort wohnen? Bei diesem Gedanken schien es ihr unmöglich, ihm zu folgen; hatte sie ihn doch für enterbt und verstoßen gleich ihr selbst gehalten, nun schien er ihr auf einmal entrückt und — obgleich sie sich dieser Empfindung schämte, es war ihr doch einen Augenblick, als gliche seine Freundlichkeit einem Almosen. Sie blieb stehen und sah zweifelnd zu ihm auf, aber vor dem gütigen Blick, dem sie begegnete, schwand ihr Mißtrauen auf einmal wie Nebel vor der Sonne. „Wir haben nicht mehr weit zu gehen," sagte er leise, und da begriff sie ganz plötzlich auf unerklärliche Weise, wohin sie gingen. Zwischen den Anlagen und den letzten Häusern der Vorstadt lag ein Stück unbebauten Wiesenlandes, umzäunt und in Bauplätze eingeteilt. Inmitten dieses Geländes aber, dort, wo es durch eine schmale Straße durchschnitten wurde, lag ein einsames graues Haus, das tagaus, tagein wie verzaubert hinter hohen Gartenmauern schlief. Niemals hatte Melitta jemand aus der grünen Pforte treten sehen, über die ein alter Kastanienbaum schattende Äste breitete. ‚Er muß die Zimmer traurig und düster machen,' hatte sie oft gedacht und

zu den Fenstern emporgeblickt, die sie trübe wie blinde Augen ansahen. Und nie hatte sie eines dieser Fenster geöffnet gesehen, außer an einem milden, grauen Aprilabend, als sie zufällig dort vorüberkam und mit Verwunderung in lauter schwarze, schweigende Fensterhöhlen sah, mit denen das Haus atmete und Frühlingsluft trank wie ein alter Walfisch, der zu lange in der Tiefe gewesen war. Daraus hatte sie geschlossen, daß es trotz allem bewohnt sein müsse, aber sie hatte sich vergeblich gemüht, einen Blick in seine Geheimnisse zu tun. Die Kastanie hatte festlich geblüht und Flieder und Goldregen hatten ihre vollen Blütenzweige so verschwenderisch über die graue Mauer hängen lassen, daß niemand dort vorübergekommen wäre, ohne der Versuchung zu erliegen, eine Handvoll Duft und Farbe zu stehlen. Bald darauf hatte der Holunder mit unzähligen weißen Blütenscheiben aus dem vollen Grün geleuchtet, und nun sollten d e Linden blühen. Neugierig und sehnsüchtig war die kleine Melitta um den Garten herumgestrichen und hatte heimlich durch die Spalten der alten Brettertür gespäht, aber sie sah nichts als golden flimmernde Sommerluft in grünem Gezweig. Pirolrufen klang immer wieder über die Wipfel — vielleicht wurden dort Kirschen reif und niemand pflückte sie. Ja, Melitta kannte den Garten und kannte das Haus! Demütig und glücklich ging sie neben ihrem alten Freunde her; ihm gehörte das Märchen, und er hatte den Schlüssel dazu.

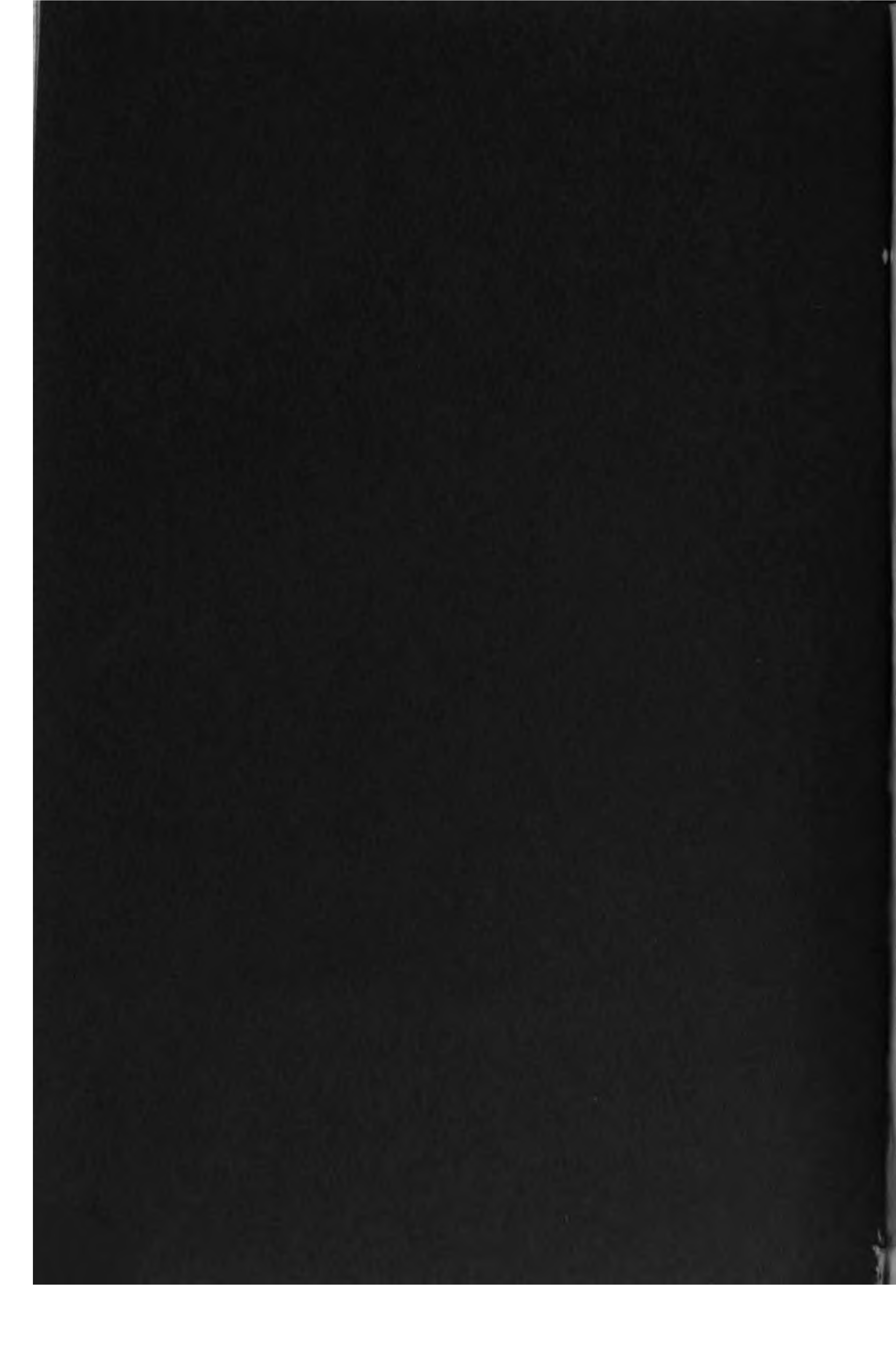
Er zog nun auch einen kleinen, sonderbar gezackten Schlüssel aus der Tasche, den das Schlüsselloch verschlang und nicht gleich wieder hergeben wollte. Dann zeigte er ihn ihr mit bedeutungsvollem Lächeln: „Bald wird er Ihnen anvertraut werden," sagte er, „hüten Sie ihn gut!" Sie durchschritten den kiesbestreuten Platz unter dem alten Kastanienbaum und traten durch eine altmodische Glastür in den mit roten Ziegeln gepflasterten, kühlen und dämmerigen Flur. Ein perlenbestickter Klingelzug hing neben der Tür; der alte Herr zog kräftig daran und ein zartes, aber eindringliches Glockenspiel ward laut und zog melodisch und sehnsüchtig an den Wänden entlang: „Komm herab, o, Madonna Theresa ..."

Der Alte lauschte. „Sie ist fort," murmelte er dann befriedigt, als sich nichts im Hause regte. „Kommen Sie, Kind, legen Sie ab — ei, hier ist ein Spiegel! Wie lange hat kein so freundliches Gesichtchen wie das Ihre hineingesehen!" Er machte Melitta eine kleine Verbeugung und verschwand hinter einer der weißlackierten Türen, während sie ihren Hut abnahm und, da sie weder einen Haken noch einen Stuhl fand, ihn über die große Kugel stülpte, die den Geländerabschluß der nach oben führenden Treppe bekrönte. Dann warf sie einen Blick in den trüben Spiegel, aus dem ihr Antlitz ihr blaß und undeutlich entgegenschimmerte. Er war hübsch, der Spiegel; sein Rahmen aus hellem Mahagoniholz war mit schmalen Goldleisten verziert, und oben über dem Glas sah man ein Bild, eine einfältig liebliche Landschaft, auf der ein Wanderer einsam mit seinem Schatten dahinzog. ‚Wie still ist es doch hier!' dachte Melitta, während sie geduldig wartete, daß der alte Herr sie hineinriefe, und sie sah die Treppe hinauf, deren Ende man kaum erkennen konnte, so dunkel war es in dem oberen Stockwerk. Und es war, als käme das Schweigen von dort oben herab, unablässig, wie eine schwere, schwarze Flut, in der jeder Laut wehrlos untergehen mußte. Hier unten war es wenigstens dämmerig, und ein verirrter Sonnenstrahl zitterte an der Wand, blau und rot wie die Glasscheibe der Tür, die ihn eingefangen hatte. Und wenn man aufhorchte, konnte man von draußen her diese oder jene tröstliche Stimme vernehmen, war es auch nur ein Vogelruf, ein fernes Wagenrollen oder die durchdringende Wiesenmusik der Grillen.

Wer die kleine Melitta nicht ganz gut kannte, nannte sie manchmal hochmütig, und daran mochte etwas Wahres sein. Gewiß aber war sie ebenso schüchtern wie hochmütig. Während sie so wartete, wurde ihr immer beklommener zumute, weil es ihr schien, als träfe man drinnen allerhand Anstalten zu ihrem Empfang, als mache sich der alte Mann Mühe und Umstände um ihretwegen. Als er nun aber unter der Türe stand und sie mit einer Handbewegung zum Eintreten einlud, da fühlte sie, daß er selbst verlegen war, und daß in seinem guten Lächeln etwas um Entschuldigung zu bitten schien, — und das gab ihr gleich wieder Mut, weil sie nun alles aufbieten mußte, um ihn von dieser Verlegenheit zu befreien. Sie durchschritten ein kleines Gemach so schnell, daß Melitta sich noch nicht darin umsehen konnte. Ihr blieb nur die Erinnerung eines schwachen, süßen Duftes, wie er wohl aus den Potpourrivasen unserer Großmütter stieg, und dann der Eindruck von etwas befremdlich Schönem, das ihre Augen gestreift hatten, ohne es in der Eile ganz zu begreifen, von einem Bilde nämlich, das hier einsam über einem breiten, mit geblümtem Stoff überzogenen Sofa hing. Ihr Herz zitterte leicht wie nach einer holden Über-



Oderniederung
Original-Holzschnitt in 6 Farben
Von Prof. Carl Alexander Brendel



raschung, ja, es war ihr, als hätte sie einen seltsamen, geisterhaften Zug empfangen, und die ganze Zeit über war nur der eine Wunsch in ihr, jenes Gemach wieder zu betreten und vor dem Bilde zu stehen. Einstweilen stand sie jedoch in einem großen Zimmer und sah durch die weitgeöffnete Verandatüre mit freudigem Staunen hinaus in die unsägliche Sommerpracht des Gartens. Ja, hier blühten Rosen — Rosen über Rosen, sanft und festlich leuchteten sie ihr entgegen.

Der Alte nötigte sie an einen Tisch, den ein schönes Damasttuch bedeckte. Nie zuvor hatte Melitta so edles Glasgerät gesehen. Erdbeeren in kristallener Schüssel standen bereit, und der Zucker lag rosig angehaucht in einer Schale aus Rubinglas. In der kunstvollen Karaffe leuchtete der Wein wie ein hundertfach geschliffener, durchsichtig goldener Edelstein, und glichen die runden Kelche auf ihren schlanken Stielen fremdartig blühenden Gewächsen, so schien das venezianische Glas in der Mitte des Tisches, in dem die köstlichste hellrote Rose stand, eine kleine, im Aufschäumen erstarrte Welle grünlichen Seewassers zu sein, ein kühles Wunder, Meeresheimweh atmend.

Der Alte schenkte den Wein ein, und sie ließen die Gläser aneinanderklingen. Sein ganzes Wesen war feierliche Heiterkeit, und dieser Eindruck ward noch verstärkt durch das Gewand, das er angelegt hatte, einer Art Mönchskutte aus leichter, gelblicher Seide. „Auch dies ist Ihr Reich," sagte er mit einer weiten Handbewegung, „wenn Sie beim Blumenbegießen heiß und müde geworden sind, müssen Sie hier ausruhen. Sehen Sie hier," und er sprang auf und öffnete einen Eckschrank aus Mahagoniholz, „hier werden Sie immer eine kleine Erfrischung finden!" Er sah sie listig und freundlich an, und Melitta lachte ihn an wie ein beschenktes Kind — ach, wie lange war es her, daß jemand für sie gesorgt und an ihre Behaglichkeit gedacht hatte! „Hier," fuhr er fort und öffnete flüchtig die Türe zum Nebenzimmer, „hier würden Sie Bücher und Bilder finden. Aber nun," und er sah forschend nach der alten Wanduhr, die in einer dunklen Ecke träumerisch und unaufdringlich tickte, „nun kommen Sie, kommen Sie in den Garten, die Rosen warten auf uns." Es lag eine gewisse Hast in der Art, mit der er ihr den Garten zeigte, und sie fand dabei keine rechte Ruhe des Genießens. „Kindchen, Kindchen," sagte er schließlich, als er den Schuppen schloß, in dem die Gießkannen und andere Gerätschaften lagen, „Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich Sie bitte, jetzt zu gehen. Ich erwarte noch einen Besuch — kurz, ich habe mir meinen Herrn Neffen noch einmal herbestellt, und er braucht nichts von meiner kleinen Gärtnerin zu wissen. Niemand soll es wissen, solange ich fort bin, Sie sollen hier ganz allein herrschen." Er gab ihr noch ein paar Erklärungen — die Haustüre, sagte er, würde verschlossen bleiben und ebenso die Türen der Zimmer, soweit sie auf den Korridor führten. Melitta bekam den Schlüssel der Verandatüre und konnte so vom Garten aus immer in das große Zimmer gelangen, das mit zwei Nebenräumen in Verbindung stand. Sie gingen nun durchs Haus zurück, und Melitta konnte es sich nicht versagen, einen Augenblick vor jenem Bilde still zu stehen. Nun sah sie es: was sie vorhin berührt hatte wie ein Gruß, war der Blick zweier unendlich jugendheiterer, lichtvoller brauner Augen. Das Bild stellte einen jungen Mann dar, fast einen Knaben noch, aber seine Jugend mußte längst silberweiß sein und vielleicht blühten schon seit vielen Sommern die Rosen auf seinem Grabe. Er war in der Mode der vormärzlichen Tage gekleidet; ein sanfter, schwärmerischer Zug lag in dem offenen Antlitz, und seine Hand hielt ein Buch und eine rote Rose. „Eberhard," murmelte der Alte, „mein Bruder Eberhard. Lange, lange gestorben. Sie sollen von ihm hören — wenn ich wiederkomme." Sanft drängte er sie zur Türe hinaus, wie im Traum nahm sie ihren Hut und hörte auf seine Abschiedsworte. Ja, morgen schon wollte sie kommen, und alle Tage, auch wenn es regnete. Ein wenig Sommerfrische und Ruheport sollte der Garten ihr sein, sie nickte dankbar, es war gut so, und sie war glücklich. Sie ging nach Hause und arbeitete, bis der Abendwind in die große Pappel stieß, deren Wipfel in ihr Fenster sah. Und sie dachte ohne Unterlaß an den Garten und seine Rosen, an die kühlen, stillen Stuben, und als es dunkel um sie war und sie sich zur Ruhe gelegt hatte, fühlte sie wieder, die Augen des Bildes auf sich gerichtet, leuchtend und unausweichlich. — —

Es war am dritten Tage, nachdem Melitta ihre Herrschaft in dem geheimnisvollen Garten angetreten hatte, und ihr war so wohl und heiter zumute, wie seit langer Zeit nicht. Ihre Hand zitterte nicht mehr, wenn sie die grüne Pforte mit dem sonderbaren kleinen Schlüssel öffnete, und ihr Herz blieb ruhig, wenn sie das verlassene Haus betrat und in den stillen Stuben die rissigen Fensterläden aufstieß. Dann füllten sich die Räume mit dem warmen Glanz des Junitages, der draußen über der Welt lag, und sie ging hindurch wie eine Königin durch ihr Reich,

oder wie eine Priesterin durch den einsamen Tempel. Und sie ging, ihr Altarbild zu grüßen, niemand wußte es, niemand sah es ja, niemand konnte lächeln über ihre Torheit, ihr Entzücken an dem Bilde des schönen Knaben, der so lange, lange schon tot war. Eine schöne, goldrandige Alabastervase, die auf einem Wandbrettchen neben dem Bilde stand, füllte sie täglich mit frischen Blumen, und heute küßten rote Rosen auf langen, schwanken Stengeln das goldene Oval des Rahmens. Melitta saß auf einem niedrigen Sessel davor, die Hände um die Knie geschlungen; sie sah zu den strahlenden Augen auf und ihr war, als müsse die Jugendkraft, die der Maler hier gebannt hatte, unvergänglich sein. „Du lebst!" flüsterte sie fast unwillkürlich, aber gleich darauf durchrieselte sie ein Schauer, und ihr war, als erbebten die Rosen, die das Bild berührten, von geheimnisvollem Leben bewegt. Sie stand auf, indem sie den Blick fest auf das leuchtende junge Antlitz richtete: da sahen seine Augen wieder über sie hinweg und dunkel lag in ihnen das Rätsel jener versunkenen Welt, die sich einst in ihnen gespiegelt hatte. Dennoch zitterte Melitta von einem seltsamen Grauen; sie ging ins Nebenzimmer, ohne sich umzusehen, und drückte hinter sich die Türe leise zu. Hier war es hell und traulich — nein, niemand war ihr gefolgt, wie sie mit einem Blick über die Schulter zurück feststellte. Zur Sicherheit riegelte sie auch noch die Tür zum Bücherzimmer zu, ohne erst hineingesehen zu haben. Nun war ihr wieder ganz behaglich zumute, und sie setzte sich aufatmend in einen tiefen, bequemen Sessel — im Garten war es heute so schwül, und sie hatte diesen Raum lieb gewonnen. Jedoch eine sonderbare Unruhe vertrieb sie auch hier — jenes abergläubische Herzklopfen, das sie kannte, seit sie sich als kleines furchtsames Mädchen zum erstenmal dumpf des Gefühls bewußt geworden war, daß man auch in einem scheinbar ganz leeren Zimmer nicht völlig allein sein könne. Damals malte sie mit einem Bleistiftstümpfchen heimlich drei Kreuze an die Wand über ihrem Bett, und da erst gelang es ihr, einzuschlafen, ohne mit dem Kopf unter die Decke zu kriechen, was ihr die Mutter verboten hatte. Nun konnte es ihr nichts mehr anhaben, was da Nacht für Nacht schwärzer als die schwärzeste Dunkelheit neben ihrem Lager kauerte, was da flüsterte und Namen nannte, wenn alles ringsum schwieg.

Jetzt aber fühlte sie wieder, wie es unentwegt hinter ihr stand und danach trachtete, sie zu berühren. Sie meinte, einen kühlen Hauch im Nacken zu spüren, und stand auf — ohne sich umzublicken, machte sie einen Bogen durchs ganze Zimmer und setzte sich in eine Ecke. Eng saß sie mit dem Rücken an der Wand, nichts konnte sich dazwischen drängen — sie sah starr ins Zimmer hinein, in dem doch nichts lebendig war als die Fliegen und der zitternde Schatten einer Weinrebe auf der Diele, wo die Nachmittagssonne einen goldenen Streifen hingelegt hatte. Und dann war ihr auf einmal, als sei nur im Freien Erlösung von dieser rätselhaften Angst zu finden; sie erhob sich und schlich mit wankenden Knien hinaus, über die Veranda, an dem großen Rosenbeet vorüber, und sank endlich halb ohnmächtig auf die Bank in der Fliederlaube. ‚Nicht ins Haus zurück!' dachte sie, ‚nie wieder, nie wieder!' Allmählich ward sie ruhiger und überlegte — ja, ihre Furcht war töricht und unbegründet, und jeder würde sie auslachen, dem sie davon erzählte. Sie wußte das und doch — allein die Erinnerung, daß ihr Hut noch dort drinnen läge, und daß sie noch einmal hinein mußte, um ihn zu holen und die Laden zu schließen, ließ sie erschauern. Sie saß nun eine Weile ganz still ohne alle Gedanken, während ihre Augen sich mit dem Bilde des blühenden Gartens füllten und ihre Ohren die friedlichen Naturlaute aufnahmen, ohne daß sie dessen eigentlich gewahr wurde. Als sie sich endlich auf sich selbst besann, war die Angst von ihr gewichen; nur seltsam matt fühlte sie sich noch, und plötzlich empfand sie diese Mattigkeit als etwas Beschämendes. Sie raffte sich auf, sie war entschlossen jetzt ins Haus zurückzugehen, allerdings zum letztenmal und nur, um die Laden zu schließen und ihren Hut zu holen. Sie schaltete alles aus, was sie von diesem Entschluß abbringen wollte, jede Erinnerung an die vergangene Viertelstunde — sie hatte keine Gedanken, keine Nerven, sie erhob sich wie ein willenloser Automat, da durchfuhr es sie wie ein glühender Funken, und ihre Hand umkrampfte die Banklehne. Zögernd und leise, ganz leise, aber so deutlich vernehmbar, als sei kein anderer Ton auf der Welt, schwebte es seufzend durch die heiße, zitternde Luft: „Komm herab, o, Madonna Theresa . . ."

Von den folgenden Minuten wußte Melitta nichts, und was sie dann erlebte, erlebte sie wie ein Traum; sie saß und sah mit offenen Augen, aber sie fürchtete sich nicht. Sie hatte das gesegnete Gefühl, das uns unsere schweren Träume überstehen hilft, das dämmernde Bewußtsein: es ist nur ein Traum, gottlob, es ist ja nur ein Traum!

Den Gartenweg, der in die Fliederlaube mündete, kam jemand gegangen, er schlen-

derte behaglich, wie einer, der sich zu Hause fühlt, und seine Augen sahen mit ruhigem Wohlgefallen auf die Rosenpracht des Rondells. Es war ein junger, schlanker Mensch, seine Hand hielt ein Buch und eine Rose, frisch gepflückt und rot wie Blut. Sein dunkelblondes Haar lockte sich leicht, seine Augen waren braun und hatten einen warmen goldenen Sommersonnenglanz: sein Antlitz war Zug für Zug das Antlitz jenes Bildes ...

‚Schöner Traum!' dachte Melitta noch, während er in die Laube trat, dachte es wie ein Stürzender, der taumelnd in leere Luft greift. Denn dann packte das Grauen sie wie ein Wirbel und wild aufschreiend schlug sie die Hände vors Gesicht. — —

Unabsehbare Zeit schien vergangen zu sein, als Melitta sich wieder auf sich selbst besinnen konnte, und eine seltsame Ruhe war mit dem Bewußtsein über sie gekommen. Sie war darauf gefaßt, das Unfaßliche zu sehen, wenn sie die Augen öffnete, und so erschrak sie kaum vor dem jungen besorgten Gesicht, das sich über ihres beugte und ihr so nahe war, daß sie einen Augenblick lang den warmen Hauch des Lebens spüren konnte. Nein, das war kein Gespenst! Ihr Herz fing wieder an, schneller zu klopfen, und sie schämte sich sehr.

„Ich habe Sie erschreckt!" hörte sie nun den Unbekannten sagen, und sie mußte zu ihm aufsehen, denn irgendeine Saite ihres Innern erbebte beim Klang seiner Stimme und begann zu schwingen — da sie aber nicht antwortete und ihn nur ansah, fuhr er lächelnd und ein wenig verlegen fort: „Wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte, daß Sie es wären, der mein Onkel während seiner Abwesenheit das Reich überlassen hat, dann wäre ich natürlich nicht trotz seines Wunsches hier eingedrungen. Aber ich dachte, der alte Schauerdrache hauste hier allein, und ich begriff wahrhaftig nicht, warum ich den Garten da nicht betreten sollte — gerade jetzt, in der schönsten Zeit ..."

Er warf einen Blick in den Garten hinaus und sah Melitta dann an, sie mußten beide plötzlich lachen, wurden aber gleich wieder ernsthaft.

„Setzen Sie sich doch!" sagte sie befangen, eigentlich nur, um etwas zu sagen. Er ließ sich behutsam neben ihr nieder, und eine Weile war es ganz still. Sie versuchte ihn anzusehen, weil sie aber den Kopf nicht zur Seite drehen wollte, mußte sie sich mit dem Anblick seiner Hände begnügen, die er auf den gekreuzten Knien ineinandergelegt hatte. Ach, es waren ein Paar so gute feste Jungenshände, ein wenig rund und derb und doch hübsch und kräftig — es war nichts Geisterhaftes an ihnen, sie waren durchaus vertrauenerweckend. Sie konnten hauen, das sah man ihnen an, und vielleicht auch ein wenig täppisch streicheln, wenn es nottat; aber das hatten sie gewiß noch nicht oft getan. Im übrigen bastelten sie gern, gewiß lieber, als sie den Federhalter führten, und gewiß hielten sie fest, was sie nur einmal recht ergriffen hatten.

„Sie sind also der Neffe," sagte Melitta endlich und hielt erschrocken inne, denn auf einmal wurde ihr wieder klar, daß sie den Namen ihres alten Freundes immer noch nicht wußte.

„Ja," sagte er und lachte ein wenig vor sich hin, „ich bin der Neffe — der schlimme Neffe Fridolin." Er lachte wieder und sah sie nun ganz unbefangen an. „Es ist doch eigentlich eine Kateridee vom Onkel, mich aussperren zu wollen," sagte er, „ist es denn nicht scheußlich langweilig für Sie, so allein?"

Nun mußte Melitta auch lachen, und auf einmal fühlte sie recht, wie dankbar sie war, daß er neben ihr saß, daß sie nicht mehr so allein war mit ihren schrecklichen Einbildungen. „Nein," sagte sie aufatmend, „langweilig war es nicht, ich bin gern allein. Nur nicht, wenn ich mich fürchte, und ehe Sie kamen, hatte ich mich sehr gefürchtet."

„Oh!" er rief es so bedauernd und teilnahmvoll, daß es der kleinen Melitta ganz warm ums Herz wurde, und er sah in den Garten hinaus wie ein sprungbereiter junger Löwe, „gefürchtet? Wovor? Wie gut, daß ich kam!"

„Sie werden mich auslachen," sagte sie, bekümmert, weil sie ohne Not so viel Mut und Tatkraft entfesselt hatte, „es war eigentlich gar nichts. Ich saß zuerst im Hause — ja, und es war so still, wissen Sie, und da kam mir wohl die Einsamkeit so zu Bewußtsein, daß mir graute. Und dann ..." aber er unterbrach sie: „Im Haus?" rief er — „aber wie sind Sie denn hereingekommen? Ich habe doch einen Schlüssel zur Haustür und habe eben vergeblich versucht, vom Flur aus in ein Zimmer zu kommen. Oder haben Sie von innen zugeschlossen?" — „Nein," sagte Melitta aufatmend, „ich habe einen Schlüssel zur Verandatür. Aber dann waren Sie es, der vorher geklingelt hat?"

„Ja," sagte er, „ach, hat Sie das auch erschreckt? Ich wollte mich erst überzeugen, ob der Drache im Hause wäre. Onkel Theodor tut es auch immer, wenn er nach Hause kommt, als erstes. — Aber es tut mir so leid, daß Sie sich geängstigt haben — zuletzt wohl noch vor mir selbst, wie ich so ohne weiteres im Garten erschien?"

„Ja," erwiderte sie leise, „besonders weil Sie einem Bilde so ähnlich sehen, das drinnen hängt. Lachen Sie mich nur aus, aber mir war wirklich in jenem Augenblick, als sei das Bild lebendig geworden." Aber er lachte gar nicht.

„Großvater!" rief er mit einem gewissen Stolz, „ja, das glaube ich, dem sehe ich auch ähnlich." Dann wandte er sich ganz zu ihr und in seinem treuherzigen Knabengesicht stand ein drolliger väterlicher Ausdruck. „Kommen Sie, kleines Fräulein," sagte er bittend, „wir wollen zusammen vor das Bild gehen, und dann überzeugen Sie sich, daß es hängt, wo es hing, während ich neben Ihnen stehe." Sie erhob sich gleich, ja, sie nahm seinen Arm, den er ihr ernsthaft bot. In seiner ein wenig umständlichen Ritterlichkeit lag etwas, das sie an ihren alten Freund erinnerte, altmodisch nannte sie es bei sich und wußte doch, daß sie mit diesem Wort der Sache nicht gerecht wurde. In allem, was sie taten, der alte Herr oder der Knabe, lag neben einer gewissen Grandezza so viel Achtung vor der Frau, daß es dem heimatlosen, verwehten Geschöpf unendlich wohltat. Selbstachtung gewann sie dadurch zurück, den Mut, anmutig und ein wenig unnütz zu sein, und schließlich auch ein Gefühl davon, daß sie noch jung und ansehnlich war, denn das war ihr in aller Mühe und Drangsal auch recht sehr abhanden gekommen.

Melitta erschrak etwas, als sie vor dem Bilde standen und sie ihr Rosenopfer erblickte, aber Fridolin schien dessen nicht gewahr zu werden — hatte sie doch auch andere Vasen in den Zimmern mit Blumen gefüllt. Nun sah sie von einem zum anderen — ach ja, da war Ähnlichkeit, da war dieselbe reine, steile Knabenstirn, von der das lockige Haar zurückgestrichen war; da waren die gleichen Augen mit diesem sanften, steten Leuchten und dieselbe schöne starke Linie des Mundes. Aber wohin war das Leben des Bildes geschwunden? Sie fühlte es auf einmal, es waren die Augen eines Toten, die auf sie niedersahen; Morgenglanz aber leuchtete in den Augen des Knaben an ihrer Seite. „Nun," sagte er lächelnd, „jetzt sind Sie doch überzeugt und ganz beruhigt. Sie sehen mir immer noch so blaß aus . . ." Er sah sich um. „Ha!" rief er dann und lief ins Nebenzimmer. Als Melitta ihm folgte, sah sie ihn vor dem Eckschränkchen stehen, von dem der alte Herr ihr damals gesagt hatte, daß sie immer eine Erfrischung darin finden würde. Sie hatte sich nun vorgenommen, den Inhalt des Schränkchens unberührt zu lassen, und hatte auch bis jetzt wirklich noch nicht einmal hineingesehen. Fridolin wandte sich jetzt um und kam strahlend auf sie zu: „Mein gnädiges Fräulein," sagte er und bot ihr den Arm, „Sie werden Ihrem ergebensten Diener erlauben, das Mahl vorzubereiten." Im Umsehen war sie zu dem schönen, alten Armstuhl geleitet, der hier einsam prunkend an der Wand stand — ebenso schnell war ein Polster unter ihre Füße geschoben und ein Tischchen vor sie hingestellt, über dessen eingelegte Platte der Junge mit unbegreiflicher Geschwindigkeit ein Damasttuch warf.

„Sie können wohl zaubern, Fridolin?" sagte sie ganz benommen, während ein Teller aus zartem klingendem Porzellan und ein geschliffenes Glas vor ihr niederflogen, wie aus der Luft gegriffen, und wunderte sich dabei, wie leicht sein Name ihr über die Lippen gegangen war. Er lachte nur und trug wunderbare Dinge herbei: verzuckerte Früchte, auserlesene kleine Kuchen und Wein, dessen Duft alsbald durch den Raum zog wie ein seliger befreiter Geist. „Noch etwas!" rief er und sprang die Stufen hinab in den Garten, um gleich darauf mit einer Handvoll Monatsrosen wiederzukommen, die er über den Tisch streute.

„Es ist alles bereit!" sagte er dann ernsthaft, während er die Arme über der Brust kreuzte und sich vor ihr verneigte. „Befehlt Ihr nun eine Tafelmusik, Frau Königin? Wünscht Ihr ein Konzert auf dem Klavier zu hören, gespielt mit einem Finger auf den schwarzen Tasten allein? Pfeifen kann ich besser — ich kann pfeifen wie eine körperlose Flötenstimme . . ."

„Ach nein," sagte Melitta ängstlich, „soll ich denn allein essen?"

„Wie Ihr befehlt," sagte er, und gleich darauf saß er ihr gegenüber und füllte die Gläser. Nichts mehr von Scheu und Befangenheit war zwischen ihnen, sie schmausten und plauderten, und während er ihr von dem Rotkehlchen erzählte, das er daheim in seinem Zimmer hielt, stieg in Melitta schattenhaft und ungreifbar wie Nebel die Erinnerung an einen kleinen Spielkameraden auf, den sie einst besessen hatte vor langer, langer Zeit, als sie ein Kind war. Es durchrieselte sie einen Atemzug lang wie mit Wiedersehensglück, mit einer traumhaften Ahnung davon, daß es noch Wege gäbe, die zurückführten in das verschüttete Land der Jugend. Vergessen der Tod und alles Leid des Einsamwerdens, ausgelöscht die Erinnerung an unendliche, dunkle Arbeitsstunden, an Mühsal und Verzweiflung und trostlose Müdigkeit. Hier saß sie, und ihr gegenüber saß das lachende Leben und trank ihr zu. Sie hob ihr Glas. „Hoch das Gespenst!" rief er übermütig, aber danach blieb es so

seltsam still, denn Melitta war es, als läge eine unsichtbare Hand auf ihrer, und die Gläser klangen nicht aneinander. „Nein, Sie haben recht, das war kein guter Trinkspruch," sagte er, schnell begreifend, „auf uns beide denn, auf gute Freundschaft!" Die Gläser klangen, sie tranken und lachten sich an. —

Als die Sonne tief stand, gingen sie hinaus und brachten den Blumen Wasser in angemessener Arbeitsteilung, indem Fridolin die schweren Gießkannnen trug und Melitta sprengte. Später führte er sie durch den Garten und zeigte ihr alles, was sie noch nicht selbst entdeckt hatte, Vogelnester zumeist und in einer alten Ulme ein großes Astloch. Melitta sah hinein, wie in eine tiefe Höhle; eine große Kröte saß auf dem Grunde und sah ihr aus goldenen Augen melancholisch entgegen.

Endlich standen sie an der Pforte unter dem Kastanienbaum, und ihre Hände lagen ineinander. „Ich weiß Ihren Namen noch gar nicht," sagte er lächelnd und wiederholte dann fast ungläubig: „Melitta — Melitta?" — „Vielleicht heißt es Honigblume," fuhr er dann fort, „Honig ist in den Namen verborgen — und das würde ja ganz gut passen."

„Finden Sie?" sagte sie unter leisem Erröten, „Gute Nacht, Fridolin!"

„Für heute," sagte er eifrig, „nicht wahr: auf Wiedersehn." Und dann ging Melitta. Sie sah sich nicht um, aber sie wußte es, er stand an der Pforte und sah ihr nach, bis sie zwischen den grünen Hecken verschwunden war. —

Es war nur eins in ihrem Leben, mit dem Melitta die Tage vergleichen konnte, die nun folgten, und das war die Erinnerung an ihre süße, ferne Kinderzeit. Wie die ganze Seligkeit ihres Lebens damals in der Stärke des Erlebens gelegen hatte, in der unbewußten Kraft, die Fülle des Augenblicks ganz zu erfassen und auszukosten, so geschah es ihr auch jetzt. Nicht was sie erlebte, beglückte sie so, sondern wie sie es erlebte. Es kam vor, daß sie am Morgen lachend erwachte, im Herzen die ganze Seligkeit eines Traumes, von dem sie doch eigentlich nichts mehr wußte. Die Arbeit ging ihr von der Hand wie Spiel, sie sang dabei vor sich hin, und wunderte sich, woher ihr auf einmal alle die Lieder kamen. Dabei stand in diesen Tagen der Himmel ununterbrochen strahlend und wolkenlos über der Stadt, und die Welt war so von Licht getränkt, daß selbst die Nächte einen sanften Glanz hatten. Melitta hörte die Menschen über die Hitze klagen und konnte es nicht verstehen; ihr selbst war zumute wie einer Pflanze, die sich der Sonne hingibt und so viel Licht und Wärme trinkt, als sie nur fassen kann. Und wie ihr Herz in Freude aufblühte, konnten ihre Augen auch wieder leuchten, als hätten sie nie geweint, und jeden Tag las sie in Fridolins Blicken, daß sie jung und schön war. Und das war auch ein Stück ihres Glücks, dieses seltsamen Glücks, das sie wie auf unsichtbaren Flügeln trug. Ob sie den Knaben liebte? Sie wußte es damals so wenig, als sie es später wußte, wenn diese Zeit mit ihrem Traumglanz durch ihre Erinnerung zog — sie liebte ihn, wie sie den blühenden Rosengarten und die guten, rauschenden Bäume, wie sie den Sommer selber liebte. Wenn sie an ihn dachte, dann dachte sie nicht an ihn allein — dann spürte sie den Duft der Himbeersträucher, deren reife Früchte vormittaglang in der steilen Sonne gekocht hatten, dann sah sie die grüne tausendfach durchbrochene Kuppel der alten Linde, durch die Himmelsblau und goldenes Licht auf sie herniedertropfte, wenn sie beide ohne zu sprechen auf der morschen Bank saßen und der unendlichen Sommermusik zu ihren Häupten lauschten. Denn die Zeit der Lindenblüte war gekommen, die Luft schmeckte nach Honig, und selbst in den steinernen Straßen der Stadt war eine Ahnung dieser Seligkeit zu spüren. Sie hörte auch den Springbrunnen plätschern, den sie manchmal steigen ließen, nicht oft und nie sehr lange, denn Fridolin sagte, der Onkel sähe es nicht gerne, und Melitta hatte der alte Herr das Geheimnis dieser bescheidenen kleinen Wasserkunst gar nicht verraten. Aber es machte ihnen ein unverhältnismäßig großes Vergnügen, davor zu hocken und zu drehen und zu bohren, bis der Strahl plötzlich glucksend emporschoß und sie mit einem Tropfenschauer übersprühte. Ebenso aßen sie sich mit einer Hingabe in die Beeren hinein und lagen mit mangelndem Zeitbewußtsein schwatzend im hohen Grase, wie man das sonst nur in der Kindheit kann. Sie hatten sich endlos viel zu erzählen, aber seltsamerweise berührten sie dabei nie ihr gegenwärtiges, ihr „wirkliches" Leben, wenigstens tat Melitta das nie, und er fragte sie nicht danach. Wenn er ihr seine Schulgeschichten erzählte — ja, er ging noch zur Schule — oder von den Fahrten sprach, die er auf seinem Rade unternommen hatte, dann kamen ihr die Erinnerungen an ihre Kindheit und ihres Vaters Garten, und sie konnte ihm davon erzählen, als gäbe es kein Meer von Traurigkeit und Tränen zwischen dem Heute und jenen versunkenen Tagen. Mitunter saß sie auf der Bank unter der Linde, und er lag

im Grase zu ihren Füßen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die Augen unablässig auf ihr Gesicht gerichtet. Und als sie sich ein paar Tage kannten, fing er auch an, ihr von sich selbst zu erzählen — er fragte sie um Rat und sprach zu ihr, als wäre sie seine gute Schwester, und zuweilen sogar, wie sie mit heimlichem Lächeln feststellte, als wäre sie seine Mutter.

Als sie sich ein paar Tage kannten — und sie kannten sich doch im ganzen nur acht Tage, nur eine einzige, goldene Woche lang. Sie hatten beide in jenen Tagen alle Zeitrechnung verloren, und der Tag galt ihnen nur, was der Nachmittag wert war. Und ihr letzter Nachmittag war gekommen, ohne daß sie es ahnten, genau sieben Tage nachdem sie sich zum ersten Male gesehen hatten. Wie immer war Fridolin Melitta mit seinem strahlenden Lächeln entgegengekommen, als er ihren Schritt hörte. Sie waren dann durch den Garten geschlendert und hatten die Bank unter der Linde aufgesucht, wie sie es immer getan hatten. Aber an diesem Tage lag eine seltsame Schwüle in der Luft und zum ersten Male empfand Melitta die Hitze wie ein Druck; sie war so matt, daß sie kaum reden konnte, und Fridolin schien es ebenso zu gehen. Zuweilen sahen sie sich an und mußten lächeln. Fridolin sagte einmal: „Wie schön wir schweigen können ..." aber sie waren beide innerlichst beunruhigt und hatten das Gefühl, als bereite sich Absonderliches vor. Nach einer Weile stand Fridolin auf: „Ich weiß nicht," sagte er, „man sollte tanzen oder radschlagen — mir ist heute seltsam zumute." Er reckte sich und begann, an einem Baumast herumzuturnen, während Melitta mit schläfriger Teilnahme seine Bewegungen verfolgte. Es war ein hübsches Schauspiel, dem sie gern lange zugesehen hätte. „Zu heiß," sagte er jedoch bald und warf sich ins Gras, indem er die Augen schloß. Melitta versank nun in eine Art Dämmerzustand und wäre alles vergessend beinahe eingeschlummert, hätte sie nicht plötzlich in Fridolins Augen gesehen, die mit einem dunklen, traurigen Ausdruck auf ihr ruhten.

„Fridolin," sagte sie erschrocken und beugte sich vor, „was fehlt Ihnen?"

„Nichts fehlt mir!" sagte er fast grob und wandte sich ab, wälzte sich dann ein wenig, recht wie ein kleiner Junge, stand auf und ging schweigend in den Garten hinaus. Melitta blieb noch eine Weile sitzen, im Geiste immer den Blick fühlend, der so seltsam und bedrohlich in seinen jungen Augen gestanden hatte. Auf einmal war sie auch sehr traurig. Dunkel ahnte sie die Ursache seines Kummers und wäre ihm am liebsten nachgegangen, um ihn zu trösten, hätte sie nur gewußt, wie. Schließlich erhob sie sich und fand ihn auf dem Rasen vor dem Springbrunnen knien, den er eben verschloß. Sein Kopf triefte von Wasser, er schüttelte sich, daß die Tropfen flogen, und rief lachend: „Das hat gut getan, war aber auch nötig!" Sie begossen nun zusammen die Blumen und bemühten sich, heiter und vertraulich zu sein, wie immer. Aber je näher der Abend rückte, desto drückender wurde es, die Sonne verschwand vor der Zeit, und nun sahen sie die mächtigen Wolkenberge, die von allen Seiten in den Himmel hineinwuchsen. „Ein Gewitter!" sagte Fridolin, „da können wir Wasser sparen." Sie standen noch eine Zeitlang und sahen schweigend, wie der Himmel sich immer mehr verfinsterte; es war beängstigend still, die Luft rührte sich nicht, es war, als duckte sich alles in furchtsamer Erwartung. Nur die Schwalben schossen unablässig mit schnellem Schrei über ihnen vorbei, und die Grillen sangen so laut, daß es war, als seien schrillende Saiten von der Erde zum Himmel gespannt.

„Ich muß aber heim!" sagte Melitta in plötzlichem Erschauern, und Fridolin stimmte ihr zu. Sie nahmen einen hastigen Abschied voneinander und Melitta ging der Stadt zu. Als sie an dem Gasthaus vorüberkam, in dem sie zu Mittag zu essen pflegte, fuhr der erste schwere Windstoß durch die Kronen der Kastanienbäume, die hier standen. Ein Donner grollte dumpf und fern, ohne daß Melitta einen Blitz wahrgenommen hätte, und ein paar Regentropfen fielen ihr schwer und kühl in den Nacken. Sie beschloß, das Wetter auf der gedeckten Veranda des Hauses abzuwarten und zugleich ihr Abendbrot hier zu essen.

Sie mußte unablässig an Fridolin denken, während sie ihr einsames Mahl verzehrte. Seine traurigen Augen wichen nicht von ihr, sie grübelte darüber nach, ob er sie schon lange liebte — denn daß er sie liebte, schien ihr auf einmal außer allem Zweifel — und ob sie sich ihm gegenüber falsch benommen hätte. Darüber ward sie allmählich sehr traurig, und ihr war nicht anders, als hätte sie einen lieben Bruder verloren. Sie ließ die Kette der letzten vergangenen Tage durch ihre Hände gleiten, und fand, daß sie jeden einzeln im Gedächtnis behalten hatte mit seinem eigenen Duft und Schimmer. Und da wußte sie auch, daß jeder Tag zu den Erlebnissen des vorigen das Seine gelegt hatte, und daß die schwüle Stunde unter dem Lindenbaum nichts anderes war, als das Ziel, auf das sie sieben Tage lang zu-

gegangen waren — blind mit sehenden Augen.

Sie erhob sich und trat in schweren Gedanken hinaus. Die dumpfe, erwartungsvolle Stille hatte sich noch nicht gelöst und ward nur ab und zu von einem Wind unterbrochen, der unruhig durch die Kronen der Bäume wanderte. Indessen schien das Gewitter sich verzogen zu haben, wenn auch der Himmel immer noch mit schwerem, graublauem Gewölk nahe und drohend über der Erde hing. Sie fühlte, daß es ihr noch nicht möglich war, nach Hause zu gehen, und fast ohne zu wollen schritt sie den Weg zurück, den sie gekommen war. In den Straßen lag eine seltsam erregte Stimmung, es war, als suchten sich die Menschen durch Geschrei und Lachen über irgendeine Angst hinwegzutäuschen.

Melitta ging langsam und benommen, erst in den stillen Straßen der Vorstadt atmete sie auf. Fern im Westen brannte es trübrot durch zerrissene Wolken — sonst lag das ganze Land in blauem Dämmer, und alle Farben waren schwer und matt. Hier draußen war eine Kühle zu spüren wie die Ahnung eines unweit niedergehenden Regens. Von den Wiesen, auf denen tagsüber das Gras geschnitten war, kam der Heuduft und mischte sich in den Sommeratem der Linden. Man wußte, daß die Grillen schrillten, und wußte es wieder nicht, so eins war diese Stimme mit der großen Stille. Nur ab und zu flammte es in der Ferne auf und ein murrendes Grollen lief um den Horizont, wie ein gefangenes Ungeheuer, das keinen Ausgang findet.

Melitta hatte nicht die Absicht gehabt, noch einmal in den Garten einzutreten; sie wollte nur ein Stück in die Felder hineingehen und dann mit einem Bogen die Landstraße erreichen, um wieder in die Stadt zurückzugelangen. Das war ein Spaziergang, den sie früher oft gemacht hatte, und sie hatte das Bedürfnis, sich ein wenig müde zu laufen. Aber sie konnte doch nicht an der Pforte vorüber, wenigstens blieb sie stehen und spähte durch eine Spalte, und da sah sie, daß Fridolins Rad noch an der Wand des Hauses lehnte; er war also noch hier. Ach, in diesem Augenblicke klopfte ihr das Herz und sie hatte keinen anderen Gedanken, nur den Wunsch, ihn an diesem Tage noch einmal zu sehen, zu wissen, ob er wieder fröhlich war, und ihn zu trösten. Sie öffnete die Pforte, ohne ein Geräusch zu machen, kein Steinchen klang unter ihrem Fuße, sie lächelte bei dem Gedanken, ihn zu überraschen. Dann aber blieb sie plötzlich stehen und lauschte — nein, das war keine Amsel, wie sie einen Augenblick gedacht hatte, es war ein Mensch, es mußte Fridolin sein, der da pfiff. Es klang so voll und rein, so einsam und sehnsüchtig; der Garten stand wie gebannt und rührte sich nicht. Das war die Stimme aller dieser schweren Düfte; das war die Stimme der Dämmerung, die Stimme dieses Sommerabends mit seiner verhaltenen zurückgedrängten Gewitterleidenschaft. Sie stand und lauschte und lächelte unter Tränen, bis die seltsame Musik aufhörte und wie mit einem Seufzer verhauchte. Und ehe sie einen Schritt weiter gegangen war, stand er vor ihr, und sie erschraken beide etwas. Dann aber lächelte er und sagte nichts als: „Honigblume?“ mit einem so fragenden, glückseligen Ton, daß Melitta beide Hände auf seine Schultern legte und sich von ihm küssen ließ, als könnte es nicht anders sein. Was dann kam, wußten sie später beide nicht mehr recht, oder konnten sich doch nicht auf Einzelheiten besinnen. Sie saßen auf der Veranda, und es war Melitta zumute, als sei sie in einen glühenden Wirbelsturm geraten. Er küßte sie so durstig und sagte dazwischen: „Endlich, endlich ...“ als wäre er am Verschmachten gewesen. Nach einer Weile kamen sie zur Besinnung und sahen sich stumm und erschrocken an. Die Dämmerung war nun so stark, daß sie einander kaum noch erkennen konnten; Melitta stand auf und sah wie betäubt in den Garten hinaus. Er folgte ihr zögernd und sagte bittend ihren Namen, indem er den Arm wieder um ihre Schulter legte. „Nein, nein!“ rief sie hastig und wehrte ihm — „aber ich will!“ sagte er leise und suchte sie zu umfassen — da sanken ihnen beide die Hände: waren das Schritte gewesen über ihnen auf dem Balkon im ersten Stock, Schritte und ein Geräusch, als schlösse sich eine Tür? Sie standen erstarrt und sahen sich tödlich erschreckt in die Augen. Aber der Bann wich so schnell, wie er gekommen war, und als er nun wieder die Arme um sie schlang, wehrte sie ihm nicht. Alle Besinnung hatte sie verlassen und sie wußte nur noch von einer heißen angstvollen Seligkeit. Und da, in diese Selbstvergessenheit hinein, in dieses stumme, atemlose Ringen Brust an Brust gedrängt, da war es wieder, und so oft sie es später hörte, erkaltete ihr Blut und ihr Herz stand still in dem eisigen Schrecken — „Komm herab, o, Madonna Theresa ...“

Totenstill, grau und dunkel war es um sie her. Ihre Arme hatten sich gelöst, sie hielten sich bei den Händen und fühlten, daß sie zitterten. Fridolin ermannte sich zuerst und riß sich los: „Ich will wissen, was das ist,“ schrie er, „ich muß ...“ Er stürzte ins

Zimmer und rüttelte an der verschlossenen Türe zum Korridor. „Ich muß . . .“ rief er noch einmal, indem er an Melitta vorüber in den Garten sprang und in der Dunkelheit verschwand. Sie hörte, daß er um das Haus herumlief, und dann hörte sie nichts mehr, als ein starkes, gleichmäßiges Rauschen: ganz plötzlich hatte der Regen eingesetzt und es war, als läge das Haus in einer sprühenden Wolke. Melitta stand und wartete, es war unsäglich dunkel um sie her, Schwindel erfaßte sie und ihre jagenden Gedanken konnten nicht mehr fassen, wo sie sich befand. Sie schloß die Augen, sie tastete nach einem Halt und griff immer wieder nur ins Leere: „Fridolin!“ schrie sie auf — da mußte sie die Augen öffnen, von einem blendenden Lichtstrahl getroffen. Vor ihr in der Verandatüre stand, vom Licht der Lampe umflossen, die er in der Hand hielt — da stand, gekleidet in jenes kuttenähnliche Gewand, in dem sie ihn das letztemal gesehen hatte — ja, da stand der Herr des Hauses, Melittas alter Freund, und indem er mit der Linken seine Augen vor dem Licht schirmte, sah er sie an und lächelte.

Noch nie hatte Melitta so glücklich und erlöst geweint wie in jener Stunde. Sie waren im Zimmer und gingen dort auf und nieder, die Türe war verschlossen, die Lampe leuchtete hell und friedlich, und der alte Mann hatte den Arm ganz sanft um ihre Schulter gelegt. Ab und zu strich er ihr leise übers Haar. „Nun, nun,“ sagte er, „habe ich euch so erschreckt, so erschreckt . . .“ Das waren die einzigen Worte, aus denen Melitta schließen konnte, daß er Fridolin noch gesehen hatte, denn er sprach sonst nicht von ihm, und so oft Melitta beginnen wollte, ihm alles zu beichten, wie ihr Herz sie trieb, schnitt er ihr die Rede ab. Und doch schien er alles zu wissen, sie fühlte es deutlich, und fühlte auch, daß er verziehen hatte, wie man Kindern verzeiht, die mit dem Feuer gespielt haben. Fridolin kam nicht wieder; er mochte auf seinem Rade entwischt sein wie ein Junge mit schlechtem Gewissen.

Lange blieb Melitta an diesem Abend bei ihrem Freunde. Der Regen trommelte auf dem Dach der Veranda, und er erzählte, er ließ sein Leben wie ein Schattenspiel an ihr vorübergleiten. Und während sie lauschte, tauchte ab und zu eine Erinnerung an die letzten sieben Tage in ihr auf, ja, an den letztvergangenen Abend wie die Erinnerung an einen Traum, geträumt vor undenklicher Zeit.

Und so blieb es. Melitta reiste am folgenden Abend ab, mit einer Fahrkarte nach einer kleinen Nordseeinsel versehen, wo sie das behaglichste, für sie bestellte Quartier vorfand. Kein Stolz der Welt hätte sie abhalten können, dies Geschenk ihres alten Freundes anzunehmen, das er ihr angeboten hatte wie ein Vater seinem lieben Kinde. In jenen Wochen erreichte sie der Brief, der sie auf ein anderes Arbeitsfeld berief, und nur einmal noch, um ihre Angelegenheiten zu ordnen, kehrte sie in die große Stadt zurück. An einem Tag im späten September stand sie zum letztenmal an der Gartenpforte und sah zu den Fenstern des Hauses empor. Die Läden waren geschlossen, und niemand öffnete ihr. Die Blätter des Kastanienbaumes leuchteten braun und golden gegen den blauen Himmel, und als sie durch die Planken in den verlassenen Garten spähte, sah sie Monatsrosen und einsame Sonnenblumen.

Und sie forschte nicht weiter nach ihrem alten Freunde, obgleich sie nun seinen Namen wußte, weil ihr war, als wollte er es so. Vielleicht war er in ferne Länder gereist, vielleicht war er auch gestorben, aber sie wußte, daß er sie lieb hatte, wo er auch sei. Und wenn sie einst geglaubt hatte, Liebe sei nichts wert, wenn man sie dem anderen nicht zeigen könnte, so fand sie jetzt den wehmütigen Glauben, daß es genug sei, nur voneinander zu wissen, wenn man sich lieb hätte, und daß dies Wissen und Gedenken mehr sei, als gegenseitiger Besitz. So dachte sie auch an Fridolin als an ihren lieben Bruder, ihr eigen von Anbeginn in Ewigkeit, den sie wieder gefunden und wieder verloren hatte — vielleicht um jenes dunklen Abends willen.

Archaische Tänzerin

Auf einer alten Stele kann man sehn
Ein Mädchen auf Gazellenzehen stehn.
Aus Wellen — Rhythmen — kreisend kurzem Kleid
Steigt hellen Leibes Schwertgeschmeidigkeit.

Der Arme kraftvoll schlankem Linienspiel
Entwächst halboffen — hoch auf schwankem Stiel
Der Hände Lotosbecher, nilgewiegt,
Darin Ägyptens altes Rätsel liegt.

Johanna Zaeske

Sebastiano del Piombo als Porträtmaler

Von Geh.-Rat Dr. Wilhelm von Bode.

Ueber die Lebensgeschichte der alten Meister sind wir, namentlich je weiter ihr Leben zurückliegt, meist nur sehr mangelhaft unterrichtet. Jeder neue Fund in den Urkunden, der weitere Auskunft gibt, wird daher mit Freuden begrüßt. Gelegentlich kann aber einmal zu reichliches Licht, das Urkunden und Biographien ausnahmsweise verbreiten, selbst dem Ruf eines großen Künstlers geradezu nachteilig sein. So ist es dem Venezianer Sebastiano Luciani ergangen, dem Zeitgenossen, Schüler, Mitarbeiter, Freunde und Konkurrenten der größesten unter den Renaissancekünstlern Italiens zur Zeit der höchsten Blüte der italienischen Kunst. Der Schüler Giorgiones, dessen Bilder er nach dessen plötzlichem Tode vollenden durfte, wurde der Jüngling alsbald vom größten Kunstmäzen Roms, Agostino Chigi, herangezogen und zur Übersiedlung nach Rom bewogen. Hier kam er zuerst mit Raphael in nahe Beziehung, der wesentlich seinem Einfluß die Ausbildung zum Koloristen und großzügigen Bildnismaler verdankt. Als dann Michelangelo nach Vollendung der Fresken seine Gerüste unter der Decke der Sixtina verließ und sich umsah, was inzwischen in Rom die Kunst Neues geleistet hatte, wurde auch er von der koloristischen Pracht der Bilder Sebastianos so gepackt, daß er den jungen Künstler nahe an sich heranzog und durch lange Jahre in enger Freundschaft mit ihm verbunden war; so sehr, daß er ihm bei seinen Kompositionen mit Rat und Tat behilflich war, namentlich wo es galt, sie gegen Werke Raphaels auszuspielen. Zu den großen Renaissance-Päpsten, namentlich zu Clemens VII., kam der Künstler in enge Beziehung und dadurch zugleich mit den hohen Würdenträgern und Gelehrten des päpstlichen Hofes und selbst von ganz Italien. Es gelang ihm sogar, selbst eine einträgliche päpstliche Pfründe, das päpstliche Amt des Siegelbewahrers, zu erlangen. Daher die Benennung Fra Sebastiano del Piombo, unter der der Künstler bekannt ist.

Über alle diese Beziehungen gibt uns Vasaris ausführliche „Vita“, geben uns eine Reihe von Briefen von Aretino, Tizian, vor allem die fast durch zwei Jahrzehnte fortgesetzte Korrespondenz mit Michelangelo manche ausführliche Angaben, die zum Teil so intim sind, daß sie Sebastiano in seiner Schätzung als Mensch wie als Künstler empfindlich geschadet haben. Wir erfahren, mit welchem Neid und Haß er Raphael, den



Das Konzert. Bisher Giorgione als Hauptwerk zugeschrieben (Galerie Pitti, Florenz)





Unbekanntes Bildnis eines Mannes mit schwarzem Vollbart. (Palazzo Pitti, Florenz)



Profilbildnis (Privatbesitz, Berlin)

‚principe della synagoge' verfolgte, wie er selbst bei seinem frühen Tode nur häßliche Worte über ihn findet. Seine Briefe verraten uns, wie sehr Sebastiano auf Geld erpicht war, wie gern er, der liederliche Strick, bereit war, die Kutte zu nehmen, um dadurch eine hohe päpstliche Pfründe zu gewinnen. Wir erfahren auch aus seiner Korrespondenz und aus seinen Werken, was Vasari noch doppelt unterstreicht, welchen starken Einfluß er in seinen Kompositionen von Michelangelo und selbst von Raphael, noch über dessen Tod hinaus, erfuhr, wie er schließlich als behäbiger Frate seine Pfründe verzehrte, wenig malte und seine Bilder meist nicht vollendete. Daher wird heute Sebastiano kaum erwähnt, ohne daß ihm wegen seiner Gehässigkeit, Geldgier und Faulheit Worte bitteren Tadels angehängt werden; und nicht viel besser kommt dabei der Künstler weg, indem man ihn einen Eklektiker, Nachahmer und Plagiator schilt, wenn man auch sein koloristisches Talent nicht leugnet. — Eine solche Beurteilung des Sebastiano ist aber sehr ungerecht; sie geht von unseren modernen oder, wie ich richtiger sagen sollte, von unseren deutschen idealistischen Anschauungen aus. Die Renaissance, am wenigsten in Italien, kannte noch keine Gemütsmenschen. Die Zeit, für die ein Aretino, Machiavelli und Cellini das Wort geführt haben, stand auf sehr realistischem Boden, kannte nur das reine Nützlichkeitsprinzip und bei der Durchsetzung desselben hatte sie keine Skrupel. Der ‚sacro egoismo' galt damals, wie noch heute, den Romanen als höchste Lebensweisheit, aber man dachte damals noch nicht daran, ihm ein moralisches Mäntelchen umzuhängen. Wir dürfen also Sebastiano in seinen Worten und Werken, wenn sie uns auch nicht sympathisch sind, nicht anders beurteilen wie etwa Michelangelo oder Tizian, von wilden Naturburschen wie Leoni oder Cellini ganz zu schweigen. Daß aber vor allem



Bildnis eines jungen Mannes. 1514 (Uffizien, Florenz)

dem Künstler bitter Unrecht geschieht, wenn man ihn als eklektischen Nachahmer hinstellt, wollen wir hier wenigstens nach einer Richtung näher verfolgen, für seine Bildnisse, die uns beweisen werden, daß Sebastiano als Porträtmaler Werke geschaffen hat, die zu den prächtigsten Porträts der Renaissance überhaupt gehören, und daß gerade sein Vorbild der Porträtmalerei erst zu ihrer vollen Freiheit und Blüte verholfen hat.

Über die Arbeiten des jungen Sebastiano in Venedig, vor seiner Übersiedlung nach Rom 1511, herrscht bis heute noch manche Unklarheit: Die „Beweinung Christi“ in der National Gallery zu London (aus der Sammlung Layard), der „ungläubige Thomas“ in S. Nicolo zu Treviso und die „Begegnung von Maria und Elisabeth“ in der Akademie zu Venedig, werden mit Recht von manchen Seiten bezweifelt; die Tafeln der Orgel in S. Bartolomeo am Rialto sind stark übermalt, und die prächtige Altartafel in S. Giovanni Chrisostomo soll von Giorgione wenigstens begonnen sein: von erhaltenen Porträts, die er damals in Venedig gemalt haben könne, wußte man bis vor kurzem überhaupt nichts. Gerade diese haben aber besondere Bedeutung und lassen erkennen, wie der Künstler eben als Bildnismaler ganz hervorragend begabt war, und wie sich sein großes koloristisches Talent trotz des starken Einflusses von Giorgione doch von vornherein eigenartig entwickelt. Zuerst bekannt geworden sind fast gleichzeitig zwei weibliche Idealporträts, die sich jetzt in englischen Sammlungen befinden: die „Herodias mit dem Haupte des Täufers“ in der National Gallery zu London und die „heilige Magdalena“ in der Sammlung Cook zu Richmond; erstere mit der Jahreszahl 1510 an der vorderen Rampe. Beide Bilder sind so nahe verwandt in Auffassung, Anordnung und koloristischer Wirkung, daß sie fast gleichzeitig entstanden sein müssen. Das brillante Blau des Gewandes aus schwerer Seide kontrastiert in wirkungsvoller Weise mit dem weißen Linnen des Hemdes, dem warmen, bräunlichen Fleischton und dem dunkelblonden Haar. Die



Frauenbildnis (Magdalene)
(Sammlung Cook in Richmond)



Bildnis einer jungen Römerin, sogenannte Fornarina. Galt als Meisterwerk Raphaels. (Uffizien, Florenz)

Erfindung geht, wie die ähnlichen, fast gleichzeitig entstandenen idealen Frauenbildnisse von Palma und Tizian, auf Leonardos Kompositionen solcher stolzen weiblichen Halbfiguren, namentlich auf seine „Gioconda" und die „Flora" zurück. Es sind kräftige, fast derbe junge Frauen aus dem Volk, in der Anordnung und Zeichnung noch wenig gepflegt, aber in dem Schimmer der leuchtenden Farben vor dunklem Grund, in dem warm pulsierenden Leben der jugendlichen Gestalten von überraschender Wirkung, die in ihrer Neuheit auf die Zeitgenossen einen großen Eindruck machen mußten. Das beweist u. a. eine niederländische Kopie der Judith in der Moritzburg zu Halle, die etwa zwanzig Jahre nach dem Original entstanden ist. Der Verbleib eines dritten Bildes der gleichen Art, das vor ein paar Jahrzehnten in Petersburg im Kunsthandel auftauchte, ist leider nicht mehr bekannt.

Aber Sebastiano malte gleichzeitig noch andere, bedeutendere und wieder höchst eigenartige Bildnisse, die man nur als Werke seiner Hand verkannt hat. Ein frühes Meisterwerk gilt heute noch als Hauptwerk Giorgiones, das „Konzert" in der Galerie des Palazzo Pitti. Der früh verstorbene Direktor der Antikenabteilung des Wallraf Richartz-Museums in Köln, Dr. Poppelreuter, der zuerst Sebastianos Namen vor dem Bilde genannt hat, hat zugleich darauf hingewiesen, daß ja schon Vasari das ihm bekannte Bild als Werk Sebastianos aufführt. Es sei darauf der berühmte Kapellmeister von San Marco „Verdeletto Francese" und neben ihm sein Begleiter, der Sänger „Ubretto" dargestellt. Daß Vasari den dritten, den Geistlichen mit der Viola da gamba, nicht mit nennt, kann bei seiner flüchtigen Erwähnung des Bildes nicht besonders auffallen; vielleicht erinnerte er sich des Dargestellten nicht oder wußte seinen Namen nicht. Ein zweites Gruppenbildnis mit dramatischer Beziehung wie dieses Dreifigurenbild kennen wir aus so früher Zeit (um



Violinspieler
Früher Raphael zugeschrieben
(Sammlung A. Rothschild, Paris)



Bildnis d. Kardinals Ferry Carandolet mit seinen beiden Sekretären
Bisher Raphael zugeschrieben. (Galerie des Herzogs von Grafton)

1510) nicht; es bedeutet einen außerordentlichen Fortschritt in der Porträtmalerei. Daß es nur in der Werkstatt Giorgiones entstanden sein kann, zeigt seine prächtig koloristische Wirkung. Aber für Giorgione selbst ist die nüchterne, fast hölzern wiedergegebene Gestalt des Sängers mit dem Federbarett zu gering; anderseits sind aber Ausdruck und Bewegung der beiden anderen köstlichen Gestalten für ihn zu energisch; der Meister ist zarter und schüchterner in seinen Bildnissen, während Behandlung und Charakteristik für Sebastiano sprechen.

Noch ein anderes Bild, das freilich diesem in Erfindung wie in Charakteristik und malerischer Wirkung hervorragenden Meisterwerk nicht gleichkommt, möchte ich als Werk Sebastianos aus seinen letzten Jahren in Venedig in Anspruch nehmen, das Profilporträt eines Mannes in mittleren Jahren in Berliner Privatbesitz. Die Art, wie die Figur hier vor einfachem dunkeln Grund im Profil genommen und hinter eine Rampe gestellt ist, auf der sie schüchtern die Finger der rechten Hand auflegt, entspricht fast genau der Anordnung von Giorgiones Porträts. Aber die Ausführung ist flüchtiger; es fehlt die Delikatesse, die auch die Zeichnung in Giorgiones gesicherten Porträts auszeichnet. Ganz eigenartig ist die tiefbraune Karnation des rassigen Orientalen mit seinem markanten Profil, vielleicht dem Mitglied einer der griechischen Familien, die unter die Patrizier Venedigs aufgenommen waren. In dem kühlen, schokoladenfarbigen Ton kündigt sich schon in diesem Jugendbild die für Sebastianos spätere Zeit so bezeichnende Eigenart an, wie ihm auch die vornehme Erscheinung und treffende Charakteristik bereits eigentümlich ist.

Im Jahre 1511 war Sebastiano durch Agostino Chigi nach Rom gezogen worden. Die ersten Porträts, die hier entstanden, sind noch ganz im Charakter jener neuen koloristischen Kunst Venedigs, zeigen noch den Schüler Giorgiones. Vor allem mehrere der weiblichen Idealporträts, von denen die sogen. Fornarina der Uffizien vom Jahre 1512 zu den herrlichsten Farbenschöpfungen der italienischen Malerei gehört. Die Dargestellte ist schon eine echte Römerin, von vollen, festen Formen, die feinere Linien oder interessante Bewegungen noch vermissen lassen, aber von einer Glut der Karnation, von einem Farbenreiz in der Zusammenstellung des blauen Mieders mit dem weißen Linnen des Hemdes, dem locker schwarzgesprenkelten hellgrauen Pelz und dem leuchtend kastanienbraunen Haar mit dem schmalen Goldreifen, die freilich deutlich noch an jene in Venedig entstandenen Idealporträts von 1510 erinnern, aber in Pracht und Harmonie der Farbe, in Fülle des Tons, in Wucht der Erscheinung weit darüber hinausgehen.

Wie dem „Konzert" des Künstlers noch immer die Ehre angetan wird, als ein Haupt-



Frauenbildnis. Früher Tizian zugeschrieben
(Sammlung Huldschinsky, Berlin)



Andrea Doria. Ausschnitt aus dem Gemälde im Palazzo Doria zu Rom

vom Abendrot noch durchleuchtete Landschaft, eine venezianische Vigna zwischen dichten Bäumen und unter felsiger Höhe; eine tief und weich gestimmte Farbennote zu dem farbenprächtigen Porträt im Vordergrunde.

Wie ein Abschied von diesen herrlichen, trotz aller robusten Natürlichkeit so vornehmen weiblichen Idealporträts erscheint ein bereits um ein paar Jahre später entstandenes römisches Frauenbild, das sich in der Sammlung Fairfax Murray in London befand. Hier hat der römische Einfluß schon stark eingewirkt, und zwar bereits der Einfluß Michelangelos, der seit 1514 überwältigend den Künstler gefangennimmt. Bis dahin war es Raphael gewesen, an dessen Werken er den Aufbau seiner Bilder, Zeichnung und Anordnung rasch hatte verbessern lernen, wie dem Urbinaten damals erst durch Sebastiano das Verständnis für volle, bedeutende Erfassung der Persönlichkeit im Bildnis und für reiche koloristische Wirkung erschlossen war. Verdankt Raphael dem jungen Venezianer die Lebendigkeit und vornehme Lebenswahrheit der Bildnisse werk Giorgiones zu gelten, so wurde dieses herrliche Frauenbild bis vor kurzem als ein Meisterwerk Raphaels bewundert. Das gleiche war der Fall bei einem zweiten ähnlich idealen Frauenbild, solange es in der Galerie zu Blenheim sich befand: die „römische Dame mit dem Fruchtkorb" (auch als „Dorothea" bezeichet) in der Berliner Galerie. Die Farbenwirkung ist nicht mehr ganz von der berauschenden Pracht und Kraft wie in dem Uffizienbilde, aber raffinierter und kultivierter wie auch Anordnung, Tracht, Bewegung, Zeichnung und Ausdruck — wie das Modell selbst, auch eine echte Römerin mit dem charakteristischen weißen römischen Kopftuch auf dem blauschwarzen Haar. Aber hatte der Künstler im Uffizienbild das Mädchen aus dem Volk gegeben, urwüchsig aber umschmeichelt von der prächtigen Tracht, in die sie der Künstler gekleidet hat: so fühlt sich die „Fornarina" des Berliner Museums schon als Dame, trägt und hält sich als solche. Eine köstliche Zutat ist hier der Ausblick in die



Christoph Kolumbus. Metropolitan-Museum, New York

auf der Messe von Bolsena und die Steigerung ihrer Bedeutung durch eine bis dahin von ihm nicht einmal angestrebte Farbenpracht, so sehen wir bei Sebastiano schon in dem Idealbild der „Dorothea" den rückwirkenden Einfluß Raphaels in der Komposition, in Zeichnung, Bewegung und Verfeinerung des Ausdrucks. Dafür und selbst in der Erfindung bleibt ihm Raphael noch bis zu seinem Tode vorbildlich, obgleich er sich persönlich völlig von ihm abwendet und sich Michelangelo mit Leib und Seele verschreibt. Das gilt vor allem für seine Kompositionen; hatte er in seinen Farnesinabildern bewiesen, wie sehr ihm Phantasie und Erfindung fehlten, so nahm er dankbar jede Beihilfe des großen Florentiners an, ließ sich von ihm bei seinen größeren Kompositionen durch Entwürfe oder selbst durch Zeichnungen zu den Hauptfiguren unterstützen. So zeigen seine figürlichen Hauptwerke: die Auferweckung des Lazarus, die Grablegung in der Ermitage, die Stäupung Christi, die Pietà in Viterbo u. a. m., die in diesen ersten Jahren seiner engsten Beziehung zu Michelangelo entstanden, nicht nur stärksten Einfluß von dieser Seite, sondern müssen mehr oder weniger als gemeinsame Arbeiten bezeichnet werden. Aber auch in der Landschaft, in der Färbung wie im reinen Porträt, die Michelangelo fernlagen und für die er gerade Sebastianos außerordentliche Begabung nach dieser Richtung auszunützen wünschte, mußte sich durch dieses Zusammenarbeiten und die Unterordnung Sebastianos der Einfluß des Florentiners allmählich geltend machen. Das rein koloristische Streben tritt zurück; statt, wie bisher, die Schönheit der Farbe an sich zur Erscheinung zu bringen, wählt und stimmt er die Farben mehr und mehr zur Verstärkung der Komposition und des Ausdrucks.



Judith Kaiser Friedrich-Museum zu Berlin

Die Landschaft behält im Hintergrunde freilich dieselbe Bedeutung wie bisher, aber in ihren Formen erhält sie den Charakter der römischen Landschaft mit ihren antiken Bauresten und wird auch in ihrer Beleuchtung und Färbung der Komposition stärker untergeordnet. Auch steht das Porträt weiter im Vordergrunde der künstlerischen Tätigkeit des Meisters, aber in der Anordnung wie in der Zeichnung und Charakteristik gewinnt Michelangelos Auffassung auf ihn auch hier mehr und mehr bestimmenden Einfluß: Der Kontrapost in der Bewegung, Vereinfachung der Formen und ihre größere Gestaltung, herbe Größe im Ausdruck, der zuliebe auch die Farbe untergeordnet und der Ton kühl und ernst gestimmt wird, werden daher die Regel in seinen Bildnissen, denen er aber dank seiner venezianischen Veranlagung und seinem hervorragenden persönlichen Talent nach wie vor die schlichte, vornehme Charakteristik zu verleihen weiß.

Wie aus seiner ersten venezianischen Zeit,

so glaubte man auch aus den Jahren dieser ersten echt römischen Epoche, von etwa 1514 bis zum Tode Raphaels, in denen er seine besten Tafeln mit großen Kompositionen malte, kaum noch Bildnisse seiner Hand zu besitzen. Die neuere Kritik hat ihm aber auch aus dieser Zeit eine nicht unbeträchtliche Zahl reiner Porträts zugewiesen, die sich gleichfalls, wie jene ersten in Rom gemalten Idealporträts, meist unter dem Namen Raphaels versteckten. Sie sind wohl fast alle entstanden, ehe der Künstler (um 1516) jene großen historischen Kompositionen begann. Eines der frühesten, ein Hauptwerk und wieder sehr eigenartig, ist in der Galerie des Duke of Grafton zutage gekommen, das Bildnis des Kardinals Ferry Carandolet mit seinen beiden Sekretären. In der reichen Farbengebung der prächtigen Stoffe, in dem landschaftlichen Grund mit einem malerischen Landhaus und einem zierlichen, noch an Giorgione erinnernden Bäumchen im Vordergrunde steht das Bild noch der sogen. Dorothea ganz nahe. Die in Rom damals unerhörte Neuerung, daß er statt eines Einzelporträts ein Gruppenbild gibt, hat in Sebastianos „Konzert" ein Vorbild aus seiner letzten Zeit in Venedig. Aber der wohltätige Einfluß von Rom zeigt sich in der Zusammenstellung der Figuren, in der Art, wie die beiden Nebenfiguren nur zur Verstärkung der Charakteristik der Hauptfigur angebracht sind, wie die Zeichnung vervollkommnet ist, wie in dem Einblick in die vornehme Säulenhalle im Stil Peruzzis der Grund aufgelichtet und reicher gestaltet ist. Wenn auch dies Bild mit Unrecht bisher dem Raphael zugeschrieben war, so gebührt ihm doch der Ruhmestitel, daß Raphael dadurch zu seinem Meisterwerk im Porträt, zum Leo X. mit den beiden Kardinälen, angeregt worden ist, daß Sebastiano auch für das Gruppenporträt die Bahn gewiesen hat.



Papst Klemens VII. (Museum zu Neapel)

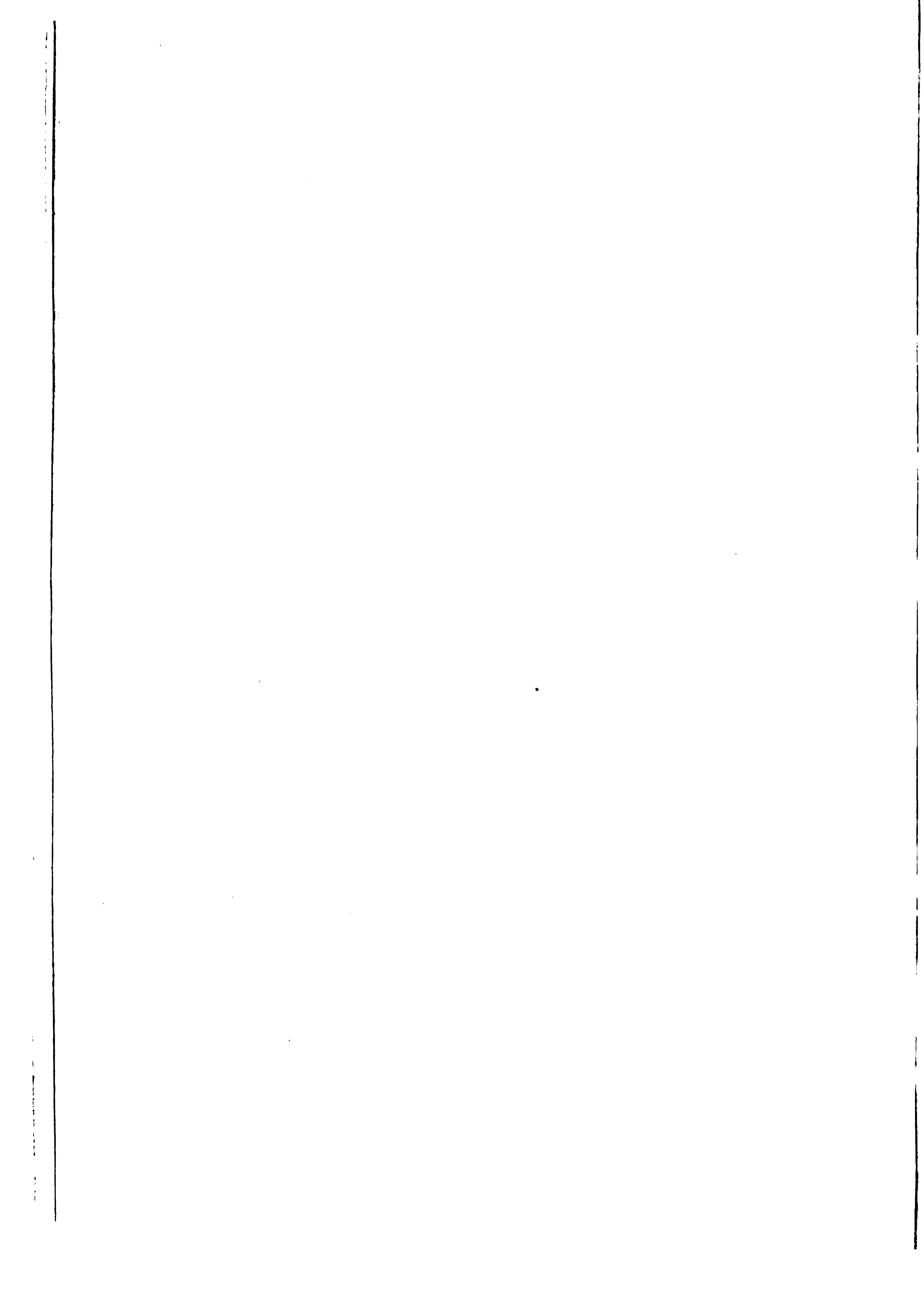


Kardinal Pole. Früher Raphael zugeschrieben (Ermitage, Petersburg)

Nur wenig später wird das in seiner vornehmen Einfachheit höchst ausdrucksvolle Porträt des Kardinals Antonio del Monte entstanden sein, das sich jetzt in der Sammlung Angus in Montreal befindet. Das auf helle schwarze und graue Farben beschränkte Kostüm wirkt durch seine geschmackvollen Falten; nur der landschaftliche Ausblick auf eine malerische Burg gibt eine kräftige, farbige Note. Die gerade Haltung und die schwache Zeichnung der knochenlosen Hände beweisen, daß das Bild noch ohne jeden Einfluß von Michelangelo gemalt ist. Ähnlich in der Anordnung vor einer schwach gegliederten Wand, dem Ausblick auf ein Stück der Campagna mit einer Villa hinter einer Brücke, in der



Bildnis einer jungen Römerin
Gemälde von Sebastiano del Piombo
(Berlin, Kaiser Friedrich-Museum)



gleichmäßig schwarzen Tracht und der Ansicht fast ganz von vorn ist das größere Porträt eines jungen Mannes mit keimendem Vollbart im Museum zu Budapest. Der Block, auf dem die Hände ruhen, erinnert noch sehr an Giorgiones Anordnung der Porträts hinter einer Rampe, auf der eine Hand aufgelegt ist, wie es Sebastiano auch in dem Porträt im Berliner Privatbesitz treu von seinem Lehrer entlehnt. Der Fortschritt von diesem, leider sehr schadhaften Bilde in Budapest zu dem Porträt des Kardinals del Monte ist ein außerordentlicher, obgleich beide Bilder in der Zeit der Entstehung nicht weit auseinander liegen können.

Ein durch sein starkes Helldunkel und das helle Licht auf der einen Seite des Kopfes sehr eigenartiges Bildnis eines bleichen jungen Mannes mit schwachem Vollbart, welches das Datum 1514 trägt, ist wertvoll auch für die Datierung der vorgenannten Bilder. Mit den meisten hat er die Ansicht fast von vorn, den hellen Pelz mit schwarzen Tüpfeln, das Aufstützen der rechten Hand — hier auf ein hoch gehaltenes Buch — gemein. Abweichend ist, daß der Ausblick in die Landschaft fehlt, und vor allem der starke Lichteffekt wie die weiche Malweise und der graue Gesamtton beim Fehlen jeder Lokalfarbe. Um die starke Lichtwirkung ausschließlich auf das Gesicht zu konzentrieren, ist die Hand mit einem grauen Handschuh bekleidet. Hier ist Sebastiano auffallend Lorenzo Lotto verwandt (Uffizien).

In einem andern Brustbild eines jungen Mannes, in der Sammlung des Barons Heinrich von Tucher in München, gleichfalls vor einförmigem Grund und in schmuckloser, dunkler Tracht, aber bei gleichmäßigerer Beleuchtung, zeigt die große Hand, die in den Mantel greift, in ihrer Bildung schon den beginnenden Einfluß von Michelangelo. Dagegen bedeutet das Porträt des „Violinspielers", das aus der Sammlung Sciarra in Rom in den Besitz von Baron A. Rothschild in Paris gelangt ist, noch den Einfluß Raphaels, unter dessen Namen es bis vor kurzem einen Weltruf hatte. Mit der Jahreszahl 1518, die auf der Schranke vorn steht, würde sich dieses anmutige, zart empfundene Jünglingsbild weder für Raphaels noch für Sebastianos Kunst dieser Zeit zusammenreimen lassen; beide haben damals unter Michelangelos Einfluß eine größere Formenauffassung und markigere Behandlung. Aber die Form und Farbe der Ziffern läßt erkennen, daß die letzten drei später hinzugefügt sind; für das Jahr 1515 läßt sich aber der Name Sebastianos für das Bildnis rechtfertigen. Die Behandlung des Stoffs, namentlich des Pelzes, die Zeichnung der Hand wie die Anbringung der Rampe mit der Inschrift im Vordergrunde ist für Sebastianos frühere Zeit bezeichnend, wie auch die eigenartige Stellung vom Kopf zum Rumpf eine charakteristische Neuerung der Giorgione-Werkstatt ist, wie sie speziell auch Sebastiano in seiner „Dorothea", im Porträt von Francesco Arsili (1522) und in seinen späteren Frauenbildnissen besonders liebt.

Wenn der Künstler, dem sein Lehrer Giorgione die Richtung gab, in den ersten Jahren seines Aufenthalts von Raphael manches lernte, und dann in der Formenauffassung auch bei seinen Porträts von Michelangelo sich beeinflussen ließ, so wahrte er doch seine Selbständigkeit, ja bildete unter diesen verschiedenen Einwirkungen seine Eigenart in dieser Zeit erst voll aus. So wenig wie Raphael oder Bronzino, die beide womöglich noch stärker von Michelangelos Kunst beeinflußt wurden, kann man Sebastiano einen Nachahmer oder Eklektiker nennen. Gerade als Bildnismaler steht er ganz groß unter den ersten Meistern dieser gewaltigen Zeit da. In einem Gemälde wie dem Bildnis des Mannes mit dem großen schwarzen Vollbart im Palazzo Pitti wirkt die koloristische Färbung im Verein mit der großen Formengebung in Haltung wie in Gewandung zusammen, um die imposante Persönlichkeit mit voller Wucht und zugleich fast einschmeichelnd zur Geltung zu bringen. Ähnliches ist der Fall bei dem großen, früher Tizian zugeschriebenen Damenporträt der Sammlung Huldschinsky in Berlin, das in dem prächtigen Kostüm und inmitten einer reichen Landschaft, trotz der römisch stilisierten Zeichnung und Haltung, den Schüler Giorgiones noch deutlich verrät. Und doch sind beide Bilder die ausgesprochensten Kinder von Sebastianos Genius. Auch wo der Künstler infolge der veränderten Mode auf farbige Tracht verzichten mußte, ist er nicht weniger originell und wirkt womöglich noch größer und eindringlicher. So in dem stattlichen Bildnis von Christoph Kolumbus im Metropolitan Museum und vor allem in dem von Andrea Doria im Palazzo Doria zu Rom. Die schwarze Tracht und der graue, steinfarbene Ton erhöhen hier noch den Ernst und die Bedeutung der großen Persönlichkeit. Von Doria hat Sebastiano ein zweites, wieder in seiner Art höchst originelles großes Bildnis gemalt: der große Seeheld ist völlig nackt als Neptun mit dem Dreizack dargestellt. So trefflich das Bild gemalt ist, stört doch die Nacktheit den Porträtcharakter.

Beide Bilder werden, wie das selbst als Ruine noch imposante große Bildnis von Aretino im Rathaus zu Arezzo, in der Zeit entstanden sein, als Sebastiano vor der Belagerung Roms nach seiner Vaterstadt Venedig geflohen war (1527—1529). Von ähnlicher Wirkung ist das große Porträt eines imposanten Mannes mit großem Vollbart, das sich vor dem Kriege in einer Pariser Kunsthandlung befand. Einer so auffallend schönen jugendlichen Gestalt, wie sie das Bildnis in der Sammlung Benson zu London zeigt, weiß der Künster dann wieder durch einige farbige Noten in der Tracht

hohen malerischen Reiz zu verleihen. Ein imposantes Charakterbild ist auch das Bildnis von Papst Clemens VII., ehe er den Vollbart trug, im Museum zu Neapel; in der vornehmen Haltung, strengen Zeichnung, im päpstlichen Purpur vor farbigem Stoffgrund, in dem matte Lichter aufglänzen, ein würdiges Gegenstück zum Innocenz X. von Velasquez. Der eigenartig kühle, bläulichgraue Gesamtton, der für Sebastianos spätere Bilder überhaupt charakteristisch ist, erhöht noch den Eindruck vornehmer Zurückhaltung und gibt dem Bilde hier einen ganz besonderen kolorischen Reiz. Bei verschiedenen späteren Bildnissen von diesem großen Gönner des Malers: in den Sammlungen zu Parma, Neapel usw. ist dieser Ton, da sie sämtlich nicht ganz fertig sind, gar zu einförmig, aber auch diese leuchten wirkungsvoll und fast geisterhaft aus dem dunklen Grunde hervor.

Dieser nur Sebastianos Bildern eigene feine graue Ton ist bei manchen derselben verstärkt und mit veranlaßt dadurch, daß der Künstler sie auf Stein, auf einen harten geglätteten Schieferstein gemalt hat. Man hat dies für eine Marotte des alternden Malers erklärt, der statt fleißig zu malen im Genuß der Pfründe, die ihm der letzte Mediceerpapst verliehen hatte, mit solchen „Spielereien“ seine Zeit vertan habe. Darin tut man ihm aber wieder unrecht; schon Bilder wie die hl. Familie im Museum zu Neapel und der „Mann mit dem schönen Bart“ im Palazzo Pitti, die der Künstler mit einigen dreißig Jahren malte, sind auf Schiefer gemalt. Ähnliche Versuche hatte schon Jahrzehnte früher Leonardo gemacht, als er die Wand im Refektorium von Santa Maria delle Grazie mühsam präparierte, um das Abendmahl in Ölfarbe darauf zu malen. Auch Sebastianos Vorbereitung der Wand in der Sixtinischen Kapelle, welche Michelangelos „Jüngstes Gericht“ aufnehmen sollte, war für Ausführung in Öl schwerlich (wie Vasari sagt) bloß ein egoistisches Manöver unseres Malers; gerade wie Leonardo so war auch Sebastiano bestrebt, die koloristischen Reize, welche die Tafelbilder durch die Öltechnik gewonnen hatten, auch der Wandmalerei zu sichern. Die Malerei auf der Schiefertafel hielt der Künstler für unveränderlich und glaubte sie für alle Zeiten zu sichern. In der Tat haben sich di se Bilder wenig verändert, aber die Gefahren, denen sie durch ihre außerordentliche Schwere beim Transport ausgesetzt sind, haben bewirkt, daß sie zum Teil noch mehr beschädigt worden sind als die Bilder auf Holztafeln und Leinwand.

Im Jahre 1531 verlieh Clemens dem Künstler das Amt des Plombierers der päpstlichen Bullen. Seitdem er diese einträgliche Rente zu verzehren hatte, soll er — nach Vasari — künstlerisch nur noch sehr wenig tätig gewesen sein. In der Tat bestätigen auch die Urkunden, daß er in der Fertigstellung seiner Kunstwerke sehr lässig war: eine Reihe dieser Bilder sind unfertig auf uns gekommen, auch Bildnisse von Papst Clemens, deren er eine größere Zahl gemalt haben muß; waren doch einzelne noch in seinem Nachlaß. Sein Mangel an Erfindung bekundete sich jetzt, wo ihm Michelangelo nicht mehr behilflich war, in der Beschränkung auf einfache Kompositionen und sogar auf die Wiederholung derselben. Selbst die Bildnisse dieser fast sechzehn Jahre umfassenden Periode bis zu seinem Tode 1547 sind weniger zahlreich als vorher, und mehrfach finden wir auch bei ihnen, selbst wenn sie verschiedene Persönlichkeiten darstellen, eine fast getreue Wiederholung der Figur, nur mit Veränderung der Köpfe und der Farben. Auch sehen wir, daß der Künstler gewisse Posen gern wiederholt, namentlich bei seinen Frauenbildnissen, die in Haltung und Anordnung zuweilen gesucht theatralisch erscheinen. Trotzdem ist die Zahl der Bildnisse dieser Zeit keineswegs so gering, wie man behauptet; fast von Jahr zu Jahr tauchen noch unbekannte Bilder auf, die meist von stattlichem Umfang sind, und denen neben großer Vornehmheit der Gesinnung eine reizvolle Farbenstimmung und selbst feine koloristische Wirkung eigen sind.

Sebastiano hatte schon in Venedig und dann in den ersten Jahren nach seiner Übersiedlung nach Rom eine kleinere Zahl weiblicher Bildnisse gemalt, aber fast ausschließlich jene Idealporträts, für die er seine Modelle aus dem Volk gewählt hatte: jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, aus denen uns kein Frauenbildnis von seiner Hand bekannt ist, malt er gerade vorwiegend Porträts von Frauen, aber reine Bildnisse, und zwar von jungen Damen der höchsten Aristokratie des päpstlichen Hofes. Ihnen sucht er auch dadurch eine höhere Bedeutung zu geben und sie in ihrer pathetischen Pose zu rechtfertigen, daß er ihnen trotz ihrer modischen, prächtigen Kostüme, regelmäßig die Märtyrersymbole von weiblichen Heiligen — zweifellos von ihren Namen- oder Schutzheiligen — beigibt und sie so als heilige Katharina, Agnes usw. charakterisiert.

Besonders tüchtig unter diesen untereinander sehr verwandten Damenbildnissen sind zwei in der Haltung fast übereinstimmende Bildnisse bei Lord Elgin in Broom Hall und bei Sir Otto Beit in Tewin Waters, das Porträt beim Earl Radnor in Longford Castle, und das Bild der Judith im Kaiser Friedrich-Museum. Ausgezeichnet sind sie besonders durch die feine Stimmung der Farben und Wiedergabe der prächtigen Stoffe, regelmäßig in dem kühlen, graulichen Tone dieser späteren Zeit des Meisters. Durch Wiederholung fast der gleichen Posen, durch den gleichen zurückhaltenden, fast ablehnenden Ausdruck, durch den kühlen Ton der freilich koloristisch immer noch sehr reizvollen und mannigfachen Farben ist die Erscheinung von einzelnen dieser hohen Damen fast zu gesucht, kalt oder hochmütig. So in der „Agathe“ der

Londoner National Gallery und in zwei großen Gegenstücken auf Schiefer früher beim Kunsthändler Steinmeyer, die bald als Giulia Gonzaga und Caterina de' Medici (Gemahlin König Heinrichs III.), bald — aber mit Unrecht — als Vittoria Colonna und Caterina Sforza bezeichnet werden. Diese Auffassung ist nicht Manier des Künstlers, nicht bloß Zeitstil: der feine Charakterschilderer Sebastiano gibt uns darin zweifellos das echte Bild der „großen Damen" Roms, nur ausgedrückt in seinem eigentümlichen, großen Stil.

Anziehend und mannigfaltiger, aber ähnlich in Auffassung sind einige männliche Bildnisse, welche dieser Zeit angehören. Besonders gilt es von dem stattlichen Bildnis des englischen Kardinals Pole in der Ermitage, in der dies früher Raphael zugeschrieben war: sitzend, in der farbigen, fein abgetönten Kardinalstracht, mit großem, sehr gepflegtem dunkelm Bart; Gewand und Hände besonders groß stilisiert. Sehr sympathisch bei einfacherer Auffassung ist das Porträt des Kardinals Pucci im Hofmuseum zu Wien. Ein anderes, besonders imposantes Bildnis der gleichen Zeit befand sich früher im Stadthaus des Marquis of Lansdowne in London.

In solchen Werken beweist der Künstler, daß er auch im Alter noch seine Kräfte als Bildnismaler bewahrt hatte, daß er als solcher selbst neben einem Tizian noch bestehen konnte. In Vornehmheit der Erscheinung, lebensvoller Charakteristik, großer, stilvoller Auffassung und zugleich in koloristischer Wirkung steht Sebastiano als Bildnismaler neben den größten Meistern seiner Zeit, unter deren Namen seine Porträts zum großen Teil bis auf unsere Zeit gefeiert worden sind. Daß Giorgione ihn zum Mitarbeiter heranzog, daß Raphael als Porträtmaler seinem Vorbild mit das Beste verdankte, daß Michelangelo ihn seiner engen Freundschaft würdigte und seine Überlegenheit als Kolorist und Bildnismaler anerkannte, beweist, wie hoch ihn die größten Künstler seiner Zeit schätzten. Auch unsere Zeit hat allen Grund, ihm die gleiche Anerkennung zuteil werden zu lassen. Seitdem die neuere Kritik nachgewiesen hat, daß eine Anzahl von Bildnissen, die bisher als Hauptwerke der größten italienischen Meister gefeiert wurden, Sebastianos Werke sind, wissen wir, daß der Künstler als Schöpfer des Gruppenbildnisses und der weiblichen Idealporträts auf die Entwicklung der Porträtmalerei den größten Einfluß geübt hat und daß ihm der Ruhm gebührt, eine Reihe von Bildnissen gemalt zu haben, die durch ihre große Charakteristik, stilvolle Aufmachung und koloristische Wirkung zu den hervorragendsten Meisterwerken der Porträtmalerei überhaupt zählen.

Die jüngste Nachtigall

O Freiheitsbaum, du liebster Baum,
Dein Zweiglein grünt so schöne.
Es spielt d rauf eine Windsbraut,
Weckt zornig ein Getöne.
Zornige Windsbraut,
Du Wetter und Weh,
Laß reden meinen Liebsten,
Daß die Welt ihn versteh!

Eine herzblutende Nachtigall
Singt laut in seinen Zweigen,
Von Frevel groß und falschem Mord
Und feiger Herzen Schweigen.
Brünstiger Lenzfreund,
Du Vöglein schön,
Sing lauter, immer heißer,
Daß das Herz uns erdröhn!

Gotts Kläger ist die Nachtigall,
Ihr Stimm wird zur Fanfaren,
Zu Gotts Gerichte läd der Schall
Das Menschenvolk in Scharen.
Hellste Fanfare,
Erweck uns den Tag,
Den milchweißen Richter,
Zu tilgen die Schmach!

Sigrid Gräfin v. d. Schulenburg

Auswandererleben in Brasilien und Argentinien

Erfahrungen von Fr. Westphal

Das Augenmerk vieler auswanderungslustiger Landsleute richtet sich heutzutage auf Südamerika, insbesondere auf Brasilien. Die brasilianische Regierung selbst suchte durch Vermittelung des schweizerischen Konsulats, wie aus Zeitungsanzeigen hervorging, einige tausend deutsche Einwanderer für ihre Kolonisationszwecke. Wir müssen uns nun vor allen Dingen darüber klar werden, daß dieses Angebot nicht aus Liebe zum deutschen Volke erfolgte, vielmehr sind es einzig und allein selbstsüchtige Erwägungen, die es hervorgerufen haben. Brasilien weiß seit langen Jahrzehnten, daß gerade die deutschen Kolonisten unter allen anderen die weitaus besten und zuverlässigsten sind. In nachstehendem will ich nun versuchen, meine Erfahrungen aus meinem eigenen Kolonistenleben in Brasilien und aus meinen Reisen von Bahia bis Buenos Aires niederzuschreiben. Es mag sich dann jeder, der Lust hat, dahin auszuwandern, prüfen, ob es das Richtige für ihn ist. Ich will nicht zureden, ich will nicht abreden, sondern einzig und allein Tatsachen sprechen lassen.

Meine Erfahrungen liegen nun zwar schon eine ziemliche Reihe von Jahren hinter mir, doch spielt die Zeit in Anbetracht der jungfräulichen Verhältnisse des Landes keine bedeutende Rolle. Die Landesverhältnisse, die Kolonisationsbedingungen, die Arbeits-, Absatz- und Verkehrsmöglichkeiten haben sich in nichts geändert. Es sind nur einige wenige Verkehrswege hinzugekommen, die im Verhältnis zu den gewaltigen Ausdehnungen des Landes kaum mitsprechen.

Meine Reise führte mich von Hamburg über Lissabon zunächst nach Bahia. Schon in Hamburg waren einige hundert Zwischendecker, Deutsche, Deutsch-Russen und Schweden, an Bord gegangen, die in Lissabon noch durch etwa achtzig portugiesische Auswanderer verstärkt wurden. Als Kajütenfahrgäste machten einige fünfzig Personen die Reise mit, von denen nur einige wenige als Neueinwanderer für Brasilien in Frage kamen. In Bahia hatte ich nun Gelegenheit, einen kurzen Abstecher in die Stadt und deren nächste Umgebung zu machen. Die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Schwarzen. Einwanderung kommt nur für bereits fest eingestellte Kaufleute, Techniker usw. in Frage. Von Bahia ging die Fahrt nach Rio de Janeiro. Ich hatte inzwischen die Bekanntschaft einiger im Zwischendeck reisender Landsleute gemacht und von ihnen erfahren, daß sie auf Kosten der brasilianischen Regierung die Reise angetreten hätten und auch weiter zu vollenden gedächten. Auf weiteres Befragen erfuhr ich dann, daß man kostenlos nach jedem selbst erwählten Ort auf Staatskosten befördert werden könnte und zur Ansiedelung weitgehende Staatsunterstützungen erhielte. In Rio de Janeiro wurden die Einwanderer von Regierungsdampfern von Bord geholt, um zur Einwandererstation, einer Insel im weiten Hafen, gebracht zu werden. Im letzten Augenblick entschloß ich mich, um weitere Kosten zu ersparen, diese günstige Gelegenheit mitzubenutzen. Die Station bestand aus gut angelegten, hohen, luftigen Holzbaracken.

Bei unserer Ankunft waren viele Baracken schon belegt, alle Nationen waren vertreten, viele Leute schon mehrere Wochen am Platze. Die Verpflegung war ausreichend, doch mußte man sich erst an die brasilianische Küche gewöhnen, was manchem recht schwer fiel. Leicht war es nicht, sich ein einigermaßen klares Bild über die Kolonisationsfrage zu machen, besonders da ältere, ungünstig gelegene Kolonien, die sich schlecht entwickelten, immer von neuem beschickt werden sollten. Ich beschloß, mich nicht zu übereilen und erst einmal, so gut es ging, gründlichere Erkundigungen einzuziehen.

Rio de Janeiro kommt für Einwanderer kaufmännischer und verwandter Berufe schon mehr in Frage als Bahia, weniger oder fast gar nicht für Kolonisten, d. h. für Landwirte. Ich möchte aber niemand raten, auf gut Glück dorthin zu gehen, auch dann nicht, wenn er sich auf Empfehlungen auswärtiger Firmen oder Personen zu stützen vermag. Für Landwirte oder solche, die es werden wollen, kommen die nördlichen Staaten Rio de Janeiro und Santo Paulo nur insoweit in Betracht, als es sich um Einarbeitung für großen oder größeren Plantagenbesitz mit dem nötigen Kapitalhintergrunde handelt. Es gehört hierzu eine Lehrzeit von mehreren Jahren, und dabei ist wiederum zu bedenken, ob der Einwanderer überhaupt ein Unterkommen auf einer Plantage findet, und sodann, ob er das Klima verträgt. Er kann ferner nicht hoffen, sich als Arbeiter emporzuringen, sondern nur vom Volontär zum Aufseher, zum Verwalter aufzusteigen, da als Arbeiter nur die Eingeborenen in Frage kommen.

Daß der Akademiker als solcher sich in Brasilien nur in ganz vereinzelten Fällen sein Leben gründen kann, weiß jedermann. Vorerst muß er annehmen, welche Beschäf-

tigung immer sich ihm bietet. Ein weites und reiches Arbeitsfeld weist der Norden Brasiliens allerdings auf durch seinen ganz gewaltigen Reichtum an Erzlagern allerart, vor allem an Eisenerzen. Deutschland war bisher sehr wenig an der Ausbeutung all dieser Naturschätze beteiligt, und es wird jetzt für einen Deutschen noch schwieriger als vorher oder gar unmöglich sein, dort festen Fuß zu fassen. Jedenfalls hat aber die Erschließung und Ausnützung der überreichen Naturschätze noch eine große Zukunft, besonders auch da viele große Wasserfälle die elektrische Kraft billig und ausreichend liefern.

Nachdem ich mich auf der Station, wie auch in Rio de Janeiro und der weiteren Umgegend eingehend unterrichtet hatte, entschloß ich mich zur Reise nach dem Staate Rio Grande do Sul und wartete mit Ungeduld den nächsten Transport nach Porto Alegro ab. Endlich — es waren fast drei Wochen seit meiner Ankunft in Rio de Janeiro vergangen — war es so weit. Ich hatte eifrig für mein Reiseziel geworben und die nötige Anzahl Deutscher und Schweden zusammengebracht. Wir wurden auf dem Dampfer „Rio de Janeiro" eingeschifft und fuhren über Santos, Paranagua, Desterro nach Porto Alegro. War es mir auf der Einwandererstation schon fast leid geworden, mich den andern angeschlossen zu haben, so bereute ich es nun in erhöhtem Maße. Die Unterkunft, Verpflegung, Behandlung und Sauberkeit ließen alles zu wünschen übrig. Es war schauderhaft.

In Paranagua und Desterro hielten wir uns nicht lange auf. Was ich von diesen Gegenden zu sagen weiß, beruht auf Auskünften, die ich im Laufe meines zweieinhalbjährigen Aufenthaltes in Brasilien, Uruguay und Argentinien einholte. Es kommen für Kolonisteneinwanderung fast ausschließlich die Staaten Santa Catharina und Rio Grande do Sul in Frage. Die Flächen beider Staaten sind so ungeheuer groß, daß an eine Erschöpfung oder auch nur an ein Nachlassen in der Besiedelung in absehbarer Zeit gar nicht zu denken ist. Beide Staaten haben außerdem große, blühende, fast ganz deutsche Kolonien. Seit Jahren jedoch ist die Regierung bestrebt, rein nationale Siedelungen zu verhindern.

In Porto Alegro angekommen, wurden wir alle zur Einwandererstation außerhalb der Stadt gebracht. Unterkunft und Verpflegung, wie auch die sonstigen Verhältnisse waren nicht wesentlich anders als in Rio de Janeiro. Nachdem ich mich bei der Verwaltung hatte einschreiben lassen und mich einigermaßen unterrichtet hatte, wanderte ich zur Stadt, um dort Wohnung zu nehmen. Denn unser Aufenthalt sollte auch hier nach Wochen zählen. In Porto Alegro war ich überrascht, eine, ich möchte sagen, vorwiegend deutsche Bevölkerung anzutreffen. Während meiner langen Reise hatte ich mich fleißig bestrebt, die Landessprache zu erlernen, hatte es nun aber noch gar nicht nötig, meine Kenntnisse zu verwerten.

Für den deutschen Kaufmann und Handwerker, auch vielleicht in beschränktem Maße für den Akademiker, ist der Boden hier etwas günstiger als bisher. Ich sage günstiger, nichts weiter als das. Er darf sich aber nicht scheuen, jede sich ihm bietende Arbeitsgelegenheit anzunehmen, sei es als Laufbursche, Kutscher, Kellner, Haus- oder Geschäftsdiener oder dergleichen. Auch das Klima ist erträglich, so daß sich der Deutsche leichter eingewöhnt. Trotzdem sei wiederholt, daß jeder so schnell als möglich trachten solle, weiter in das Innere des Landes zu kommen, denn Brasilien kommt eben in der Hauptsache für ländliche Einwanderer in Frage, und für diese ist das Leben an der Küste zu teuer und auch zwecklos.

Die Masse der Einwanderer muß also an Ansiedelung auf den Regierungskolonien denken. Man braucht hierzu durchaus nicht schon Landwirt zu sein, sondern es genügt, wenn man praktisch veranlagt, gesund und kräftig ist und vor allen Dingen selber tüchtig arbeiten mag und will. Das letztere ist unbedingt nötig; ohne dies ist ein Fortkommen ganz ausgeschlossen. Welchen Beruf der Einwanderer früher erlernt und ausgeübt hat, ist hier vollständig gleichgültig; auf der Kolonie ist er vorerst Kolonist, Landarbeiter. Erst später, wenn er sich eingelebt und festen Fuß gefaßt hat, wird und muß er, besonders der Handwerker, zu seinem Berufe zurückkehren oder ihn neben dem Landbetriebe ausüben.

Ich wanderte nun mehrmals in der Woche zur Station hinaus, erfuhr, für welche Kolonien Transporte zusammengestellt werden sollten, und zog dann in der Stadt nähere Erkundigungen ein. Die Regierung suchte deutsche Ansiedler besonders für diejenigen Kolonien anzuwerben, auf denen sie mit anderen Nationalitäten schlechte Erfahrungen gemacht hatte. Auf diesen war ein ständiges Hin- und Herwandern, so daß solche Plätze noch nach Jahren im Anfang ihrer Kolonisation standen. Wenn die brasilianische Regierung jetzt bestrebt ist, deutsche Einwanderer zu bekommen, so ist wohl mit Recht anzunehmen, daß sie mit diesen in erster Linie die schlecht gedeihenden Kolonien zu besiedeln gedenkt oder gar klimatisch ungünstig gelegene Gegenden zu erschließen.

Endlich glaubte ich den richtigen Platz ausfindig gemacht zu haben und entschied mich für die Kolonie Ijuhy am Rio Ijuhy grande. Es war dieses ein erst vor kurzer Zeit zur Besiedelung vermessener Urwald, ungefähr 50 Kilometer von dem Landstädtchen Cruz Alta entfernt.

Unsere Weiterreise ging, nachdem wir zu Wasser bis Triumpho befördert waren, zunächst mit der Eisenbahn bis zu deren damaligen Endstation Santa Maria da Boca de Monte. Der Transport bestand aus ungefähr 150 Deutschen, Deutsch-Russen und

Schweden. Die brasilianischen Bahnen haben nur zwei Klassen, und man kann sich einen Begriff machen, mit was für Leuten man dort in der 2. Klasse zusammenkommt. Die Züge rasen mit großer Geschwindigkeit durch das Land, selbst in den vielen Kurven nicht langsamer fahrend. Die Gegend ist anfangs leicht gewellt und wird später recht gebirgig. Das Land ist immer noch mit viel Wald bestanden. Überall sieht man kleinere und größere Ortschaften und einzeln liegende Gehöfte inmitten blühender Anpflanzungen. Ein Bild größter Wohlhabenheit bieten die reichen Viehherden, die prächtig gebauten, sauberen Häuser und Wirtschaftsgebäude. Ja, wer sich da so hineinsetzen könnte, wäre zu beneiden! In der Nacht kamen wir in Santa Maria an. Bei strömendem Regen und größter Finsternis stolperten wir hierhin und dorthin; kein Mensch da, der uns den Weg wies. So verbrachten wir mehrere Stunden bis zum anbrechenden Morgen inmitten unserer Koffer und Kisten. Wir bekamen so einen Vorgeschmack der folgenden Reise, da wir uns noch im August, also in der Regenzeit befanden.

Von nun an mußte der Weg mit Fuhrwerk fortgesetzt werden, und zwar mit den landesüblichen Karreten. Es sind dies lange, hohe, zweirädrige Karren, die mit Fellen oder Zelttuch auf Holzbügeln überspannt sind und von sechs bis acht Ochsen gezogen werden. Die Räder bestehen aus großen Holzscheiben; die Achsen sind ebenfalls aus Holz; geschmiert wird nicht, so daß man sich eine Vorstellung von dem ohrenbetäubenden Lärm, den solch ein Fuhrwerk in der Bewegung verursacht, machen kann. Kilometerweit hört man solch einen Wagenzug herannahen; dazu das Schreien der die Ochsen mit eisenbewehrten langen Bambusstangen antreibenden, berittenen Karreteires (Fuhrleute). Natürlich geht es nur langsam vorwärts, so daß unsere Reise zwölf Tage in Anspruch nahm. Das Gepäck wurde auf die Karreten verstaut, Frauen und Kinder kletterten ebenfalls hinauf, während die Männer meistens zu Fuß gingen. Kochgeschirr, Handwerkszeug und was sonst an Decken, Vorräten usw. stets zur Hand sein mußte, baumelte überall an dem Fuhrwerk herum. Das Ganze bot ein zigeunerhaft malerisches Bild.

Zunächst ging es auf guten, festen Wegen durch gebirgige, stark besiedelte Gegend. Überall reges Leben und Treiben auf den herrlich gelegenen und hübsch aufgebauten Ansiedlungen, denen man die Wohlhabenheit der Besitzer ansah. Es waren hauptsächlich deutsche Niederlassungen, so daß Gruß und Gegengruß ständig gewechselt wurden.

Schon am zweiten und dritten Tage änderte sich die Gegend. Die Berge blieben hinter uns zurück; wir kamen dem Kampo näher. An Stelle der größeren Ortschaften traten immer mehr vereinzelte Gehöfte. Hier und da tauchte der Rancho eines Eingeborenen auf, bestehend aus einer mit Gras und Blätterwerk zugedeckten ärmlichen Lehmhütte.

Der Kampo ist eine flache, nur stellenweise leicht gewellte Ebene, auf der sich in meist größeren Abständen, gleich Inseln im weiten Ozean, kleine Gehölzgruppen befinden. Große Rindvieh- und Pferdeherden weiden hier Tag und Nacht, ohne jemals einen Stall zu sehen zu bekommen. In großen Entfernungen voneinander tauchen Estanzias auf, die Wohnstätten der Besitzer dieser großen Ländereien und Herden. Ackerbau wird hier nicht getrieben, kaum daß soviel angebaut wird, wie zum eigenen Bedarf nötig ist. Einige Flußläufe durchziehen die Ebene, im Sommer fast trocken, im Winter oftmals zu Strömen anschwellend. Ich hatte mir in einer der letzten Ansiedelungen für 60 Milreis (etwa 120 Mark) ein recht gutes Pferd mit einfachem Sattelzeug erstanden und einen des Weges kundigen jungen Negerburschen, namens Marcellino, als peão (Knecht) angenommen. Da auf dem Kampo selbst der Bettler, und zwar mit Familie, seine Geschäftsreise zu Pferde macht, so besaß auch Marcellino einen Gaul.

Am zehnten Tage nach unserer Abfahrt aus Santa Maria erreichten wir mitsamt dem Transport das Städtchen Cruz Alta. Jetzt wird die Eisenbahn schon bis dorthin ausgebaut sein. Meine Schilderung der Reise über den Kampo wird dennoch notwendig gewesen sein, da bei den auch jetzt noch überaus spärlichen Bahnverbindungen fast alle Transporte ähnliche Wege zurückzulegen haben. In Cruz Alta hörten wir schon näheres über unser Reiseziel. Die Auskünfte waren nicht schlecht und frischten die Lebensgeister der ermüdeten Wanderer auf. Am Nachmittage wurde auf dem Kampo nochmals Nachtlager bezogen und am folgenden Vormittage der Urwald erreicht. Von hier aus war in ziemlich gerader Linie ein Weg durch den Wald gehauen, bis zum ungefähr 15 Kilometer entfernten Stadtplatze der Kolonie Ijuhy. Die Landmesser, die weiter im Urwalde teilweise noch an der Arbeit waren, hatten hier ein großes Viereck abgemessen, das der Mittelpunkt der Kolonie war: der Stadtplatz. Zwei große, zweistöckige Baracken, mit Wellblech gedeckt, waren zur Unterbringung der ankommenden Einwanderer aufgeführt. Außerdem befanden sich dort einige Verwaltungsgebäude, vier Venden (Kaufhäuser) und einige wenige Ansiedelungen, alles aus Holz gebaut. Fensterglas gab es noch nicht, die Fenster bestanden nur aus Luken. Von dem Stadtplatze gingen nach allen vier Richtungen breite, ausgehauene Wege, die Pikaden, ab. Von diesen Pikaden zweigten alle 1000 Meter etwas schmälere Wege ab, die Linien; auf diesen wieder waren alle 250 Meter die einzelnen Kolonielose vermessen und numeriert, so daß jede Stelle 25 Hektar groß ist.

Der Urwald ist von zahlreichen Flüssen und Bächen durchzogen. Eine Karte, die

natürlich auf Genauigkeit keinen Anspruch machen konnte, war im Verwaltungsgebäude ausgelegt. Jeder Kolonist konnte sich eine Koloniestelle aussuchen, wobei er den größten Wert auf das Vorhandensein fließenden Wassers legt. Natürlich spricht auch das Gelände, ob eben oder hügelig oder gar bergig, bei der Auswahl ein gewichtiges Wort, denn an wirklich gangbare Straßen und Wege ist vorerst nicht zu denken. Als solche gelten auf lange Jahre hinaus baumfreie Streifen, an deren Seiten die Baumstämme abgewälzt sind. Bei anhaltendem Regenwetter sind diese Wege selbst zu Pferde oft ungangbar, mit Wagen schon gar nicht zu befahren. Der Verkehr wickelt sich auch fast ausschließlich zu Pferde ab, bei größeren Lasten mit einem oder mehreren Packpferden, die am Schweife des Vorderpferdes angebunden oder lose vorweggetrieben werden. Man kann sich vielleicht einen schwachen Begriff von der Beschaffenheit eines Urwaldweges in der Regenzeit machen, wenn man bedenkt, daß durch Vermoderung der abgestorbenen Hölzer und Pflanzen, der umgestürzten Bäume und Baumriesen in jahrtausendelangem Zeitraum sich eine mehrere Meter tiefe, lockere Humusschicht gebildet hat. Diese ist in der Regenzeit gleich einem Schwamme voll Wasser gesogen; Abzuggräben sind nicht vorhanden, so daß die Verdunstung, da auch Licht und Sonne nicht durchdringen können, nur sehr langsam vonstatten geht. Die Pferde versinken oftmals so tief in diesem Moderteich, daß sie nur mühsam ein Bein vor das andere setzen können, ja mit der Schnauze den Erdboden berühren und der Reiter die Füße hochziehen muß.

Hat der angehende Kolonist sich für eine Stelle entschieden, so erhält er für sich und seine Familienmitglieder bis zur nächsten Ernte eine monatliche Unterstützung. Es wird diese in einem Gutschein (vales) ausgezahlt, der von den Kaufleuten in Waren beliefert wird. Auf Wunsch zahlen die Kaufleute auch einen gewissen Prozentsatz des Betrages in bar aus oder kaufen die Vales unter Abzug bestimmter Prozente. Außerdem erhält jeder Kolonist das notwendige Handwerkszeug unentgeltlich geliefert; große Brettersägen werden für mehrere gemeinsam ausgegeben. In den Baracken herrscht ein reges Leben und Treiben. Alle Völker sind vertreten, doch nein: Engländer und Franzosen trifft man kaum, wogegen außer den Deutschen und Schweden sehr viele Polen und Italiener anwesend sind. Platz war genügend vorhanden, so daß eine Trennung der einzelnen Nationalitäten sich von selbst ergab. Diese Trennung wurde auch bei der Ansiedelung ziemlich genau innegehalten. Am Valestage strömten die Massen dann von allen Seiten zum Stadtplatze, um ihre Einkäufe zu machen. Daß es mitunter zu wüsten Reibereien kam, darf nicht wundernehmen; dem cachace (Zuckerrohrschnaps) und dem Wein wurde lebhaft zugesprochen. Die Direktion mußte dann oftmals einschreiten und die größten Radaubrüder bestrafen. Die am meisten gefürchtete Strafe war das Anbinden. Mit Lederriemen, die in das Fleisch schnitten, am Baumstumpf festgebunden, mußten die Übeltäter von morgens bis abends aushalten. Das Schreien der also Bestraften schallte weit durch den Urwald; längere Arbeitsunfähigkeit war oft die Folge. Ferner wurde als Strafe auch die Entziehung der Vales verhängt, in besonders schweren Fällen erfolgte Abschub zum Gericht nach Cruz Alta.

Da die Unterstützung nur für das erste Jahr gezahlt wird, heißt es alle Kräfte anspannen, um sich eine Ernte zu sichern. Am Nummerpfahle der ausgesuchten Parzelle angekommen, steht man zunächst unschlüssig da. Das Handwerkszeug und einige Vorräte hat man mit vieler Mühe hinausgeschafft. Ringsum undurchdringlich scheinender Urwald! Das erste ist, zum Wasser zu gelangen. Man bahnt sich mit dem Façon (langes Seitenmesser, Buschsichel) einen Weg durch das Unterholz in möglichst gerader Richtung durch den Wald, um auf den Flußlauf, der nach der Karte die Parzelle durchfließen soll, zu stoßen. Warme, feuchtschwangere Luft treibt bei der ungewohnten Arbeit den Schweiß aus allen Poren. Die Gebüsche schlagen hinter dem Arbeitenden zusammen, so daß kaum zu erkennen ist, wo er durchgedrungen. Ausruhen gibt es nicht, denn bevor die Nacht hereinbricht, muß das Wasser gefunden sein, müssen die zurückgelassenen Sachen nachgeholt werden. Man haut mit dem Messer Buschwerk, Schlingpflanzen, Bambus, Pflanzensträucher, mit dem Beile die schwächeren Bäume ab; die größeren und großen Bäume müssen noch stehen bleiben. Hierbei ist wohl Obacht zu geben, daß man die Richtung genau innehält, da es sonst, wenn man die dichtesten Stellen umgehen will, sehr leicht vorkommen kann, daß man einen Bogen schlägt. Jeder kleinste Schritt muß in dem wirren Durcheinander des dichten Unterholzes sauer erkämpft werden; oftmals bleiben Kleidung und Haut an dem teilweise sehr dornigen Gesträuch hängen, die vielen Schlingpflanzen verstricken den Arbeitenden, so daß er sich immer wieder heraushauen muß. Ein wahrhaft mühseliges Stück Arbeit! Gar zu oft erlebt man die Enttäuschung, daß trotz der Karte fließendes Wasser nicht vorhanden oder auf dem anderen Ende, vielleicht auch erst auf der Nachbarparzelle zu finden ist. Etwas Wasservorrat hat man mitgenommen, um Bohnen oder Reis abkochen zu können und den Durst zu stillen. Ist Bambus vorhanden, so spaltet man in der Not wohl die Stangen und sammelt das in den Hohlräumen enthaltene laue und schale Wasser, das mit etwas çachace vermischt leidlich genießbar ist. Ist schon in bald erreichbarer Nähe ein Nachbar vorhanden, bei dem man Unter-

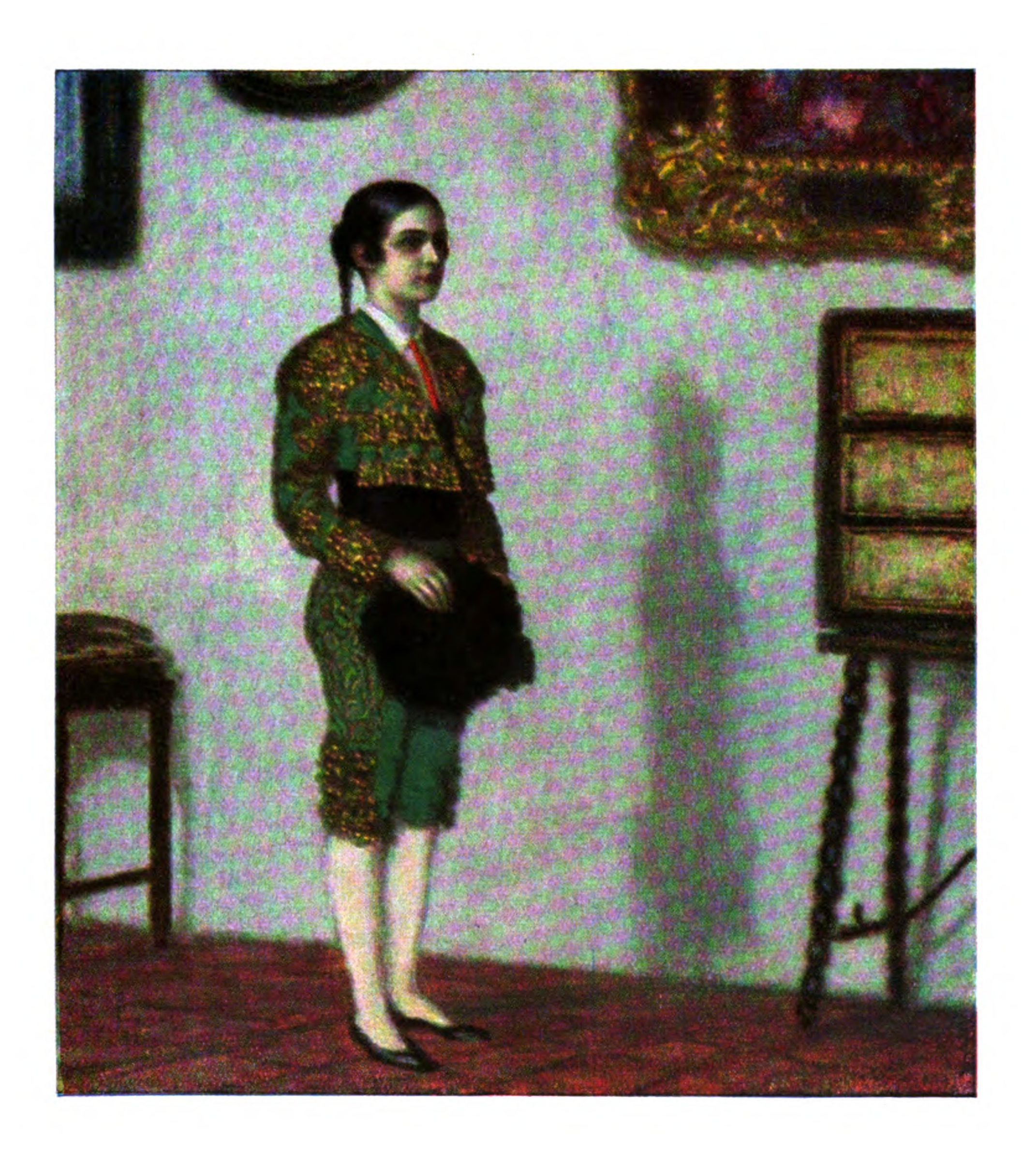
kommen finden kann, so wird der Anfang bedeutend erleichtert.

Endlich ist das Wasser erreicht. Welche Freude, welches Labsal, den so lange ertragenen brennenden Durst zu löschen. Nun heißt es ein Feuer anzünden, das Nachtmahl bereiten und die Lagerstätte herrichten. Bis man endlich zur wohlverdienten Ruhe kommt, vergeht noch geraume Zeit. Es ist trockenes Holz zu sammeln, Feuer zu machen und abzukochen. Währenddessen muß das notdürftige Lager durch Aufschichten von Laub auf einem frei zu machenden kleinen Platze hergerichtet werden. Das mitgenommene Pferd wird zum Wasser geführt und sucht sich dann selbst im Walde sein Futter. Nachdem man endlich gegessen, sinkt man erschöpft nieder, wickelt sich in die Decke — die erste Nacht im tiefsten Urwalde, ganz allein auf sich selbst angewiesen, wer weiß, wie weit von dem nächsten Nachbar entfernt, getrennt von diesem durch dichten, unwegsamen Urwald! Früh am nächsten Morgen geht es nach kargem Mahle wieder an die Arbeit. Das nächste Ziel ist, eine wenn auch noch so kleine Lichtung zu schaffen und ein einfaches Obdach für die Nacht. Zu letzterem wählt man zwei schwache Bäume, die sich gegenüberstehen und in gleicher Höhe gabeln. Eine Stange ist bald abgehauen und zwischen diese Gabelung gelegt, womit der Ansatz zum Dache gegeben ist. Jetzt geht es an das Abschlagen des Unterholzes und der schwächeren Bäume, die schräg gegen die Dachstange gestellt werden und nur vorn einen Eingang freilassen. Die erste Hütte ist damit fertig. In der Nähe des Flusses ist auch gewöhnlich Bambus vorhanden. Von diesem bleibt man schon wegen des feuchten Bodens etwas entfernt und bahnt sich nur einen Fußweg zum Wasser hindurch. Das Laub des Bambus gibt für das Pferd ein prächtiges Futter, ergänzt durch die noch lieber gefressenen und kräftigeren Palmwedel. Als Lagerstätte werden drei Holzkloben in der Hütte mit dünnen Baum- oder gespaltenen Bambusstangen belegt, hierauf eine Decke und eine gute Schicht Laub, Gras und Blätter, und das Bett ist fertig.

Ist der Kolonist mit größerer Familie herausgezogen, so daß mehrere Arbeitskräfte vorhanden sind, oder haben sich einige Männer zusammengetan, um einander bei dem ersten Anfange zu helfen, so wird bald eine Lichtung geschaffen sein, und die Sonne kann hindurchscheinen. Auch der Bau des ersten Unterkommens wird gleich in etwas größerem Umfange angelegt. Es bleiben dann wohl vier Bäume im Quadrat stehen, oder Pfähle werden als Eckpfosten eingesetzt, durch Querbäume verbunden — ein Baum etwas niedriger als der andere — und Stangen oder leicht gespaltene und ausgehöhlte Palmstämme als Dach hinübergelegt. Die Wandseiten werden mit dünnen Stangen oder gespaltenem Bambus benagelt oder mit Schlingpflanzen befestigt. Ein solches Haus dient oft lange Zeit als Wohnstätte und kann recht behaglich sein.

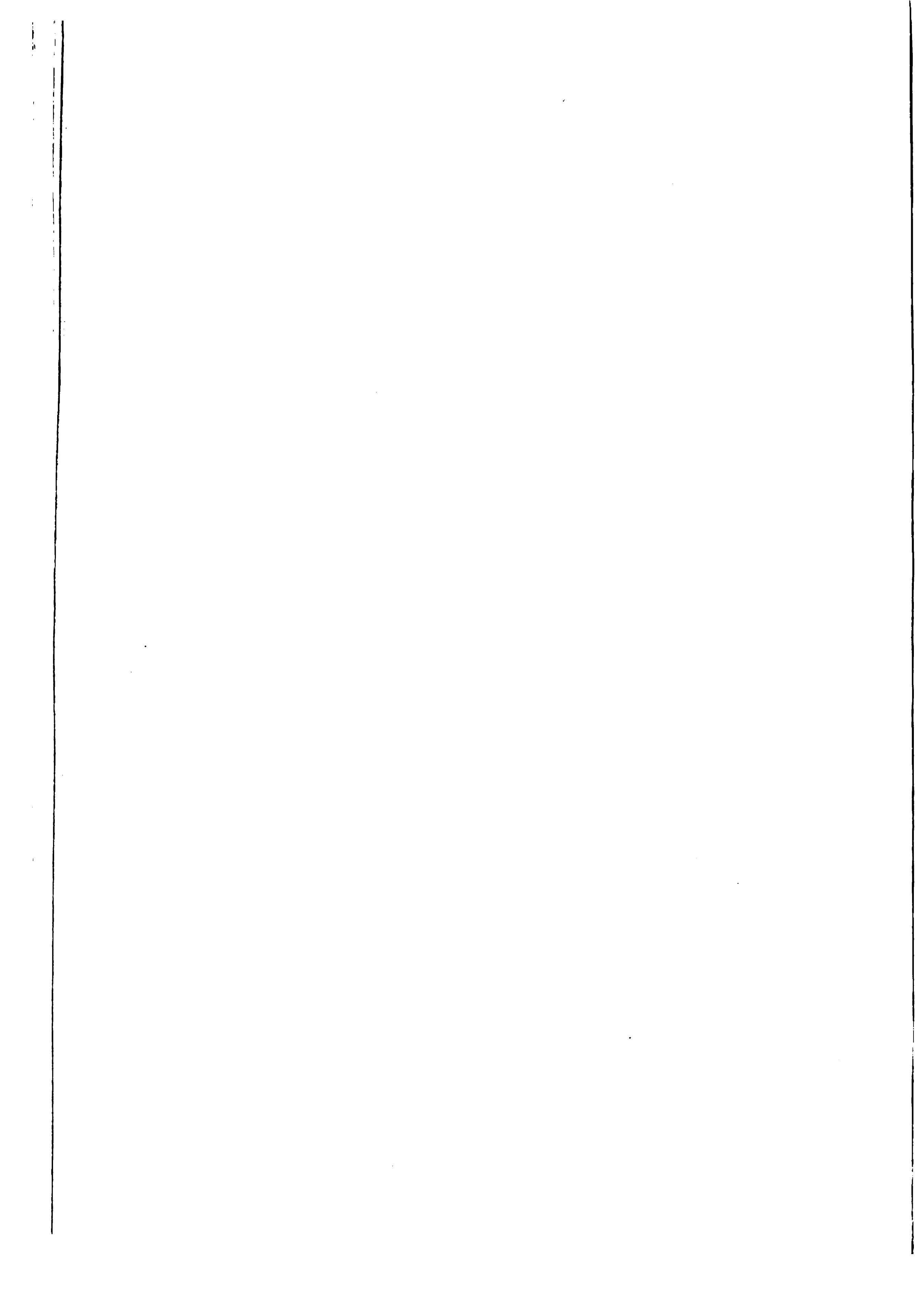
Die Lichtung (die roca) muß jetzt für die erste Aussaat erweitert werden. Dies ist eine äußerst schwierige, harte Arbeit, und mancher Ansiedler erlahmt und verliert den Mut dabei. Das Unterholz und die schwachen Bäume sind bald abgehauen, aber die starken Bäume, die Waldriesen von mehreren Metern im Durchmesser herunterzunehmen, erfordert unendliche Mühe. Von manchem harten Holze prallt die Axt federnd ab, und die Säge versagt. Tagelange, anstrengende Arbeit verursacht oftmals ein einziger Baum, und wie viele solcher Bäume müssen herunter, bis auch nur eine kleine Lichtung geschlagen ist. In monatelangem, unermüdlichem Fleiße glaubt man eine genügend große Fläche zur ersten Aussaat zu haben. Aber damit ist die Vorarbeit noch lange nicht beendet; es müssen die aufrecht stehenden, oftmals baumstarken Äste noch abgehauen werden, da sie sonst nicht mit verbrennen. Sind auch diese herunter, dann müssen Sonne und Wind das übrige tun und die Holzmasse trocknen. Bis dieses geschehen, wird in der Nähe des Hauses oder der Hütte durch Aufräumen des Holzes ein kleiner Platz freigemacht zur Aussaat von Gemüse und Kartoffeln. Natürlich können die Deutschen nicht umhin, gleich etwas mitgebrachten Blumensamen auszustreuen. Ein Stall wird gebaut, denn Kleinvieh muß auch mit dabei sein; der Wald liefert dem Federvieh und den Ferkelchen genug Futter. Die Wohnung wird bequemer eingerichtet, Fensteröffnungen, Türen werden angelegt, Tische, Bänke, Bettstellen gezimmert. Man verfährt hierbei vorläufig in der Weise, daß man Pfähle in den Boden klopft und diese oben, je nach ihrer Bestimmung, durch Querhölzer verbindet. Der Fußweg zum Wasser und zur Linie muß erweitert und aufgeräumt werden. Vorräte vom Stadtplatze müssen herangeschafft werden, wobei man natürlich bei den anderen Kolonisten vorspricht, um zu sehen, wie weit diese sind.

Nach einigen Wochen, wenn das Holz gut ausgetrocknet und der Wind günstig ist, wird gebrannt. Mächtige Flammengarben schlagen zum Himmel empor, ein Prasseln, ein Knattern und Zischen. Ist viel Bambus mit abgehauen, so hört es sich an wie Schnellfeuer aus vielen Gewehren, da die Hohlräume der Stangen Wasser enthalten, das jetzt im Siedezustande die einschließenden Wandungen sprengt. Das Strauchwerk und die schwächeren Stämme verbrennen, während die starken Baumstämme angekohlt zurückbleiben, ebenso die in halber Manneshöhe abgeschlagenen Baumstümpfe. Um die Arbeit zu erleichtern, werden die Bäume in solcher Höhe gefällt. Es ist dann auch, wenn nach Jahren die Wurzeln abgestorben sind, das Ausroden leichter zu bewerkstelligen. Das in der roca zurückbleibende unverbrannte Holz wird im Laufe der Jahre für



Meine Tochter
im Torerokostüm

Gemälde von Prof.
Franz von Stuck



die Wirtschaft verbraucht und weggeräumt. Wenn nun der Boden nach einiger Zeit, vielleicht nach vierzehn Tagen, genügend abgekühlt ist, beginnt zwischen den Baumstümpfen und umherliegenden Baumstämmen die erste Pflanzung von Mais, auch wohl Tabak und in der Niederung Zuckerrohr und Reis. Zeit ist nicht mehr zu verlieren, denn wenn die Vales aufhören, muß man etwas zu ernten haben. Viele, sehr viele Kolonisten warten diesen Zeitpunkt gar nicht ab; zu bald haben sie erkannt, daß sie die Arbeit unterschätzt, ihre Kräfte, ihren Fleiß, ihre Ausdauer aber weit überschätzt haben. Sie warten die letzte Zahlung ab und wandern zu einer anderen Kolonie, um dort die gleiche Enttäuschung zu erleben. Aber auch die Fleißigen haben noch lange nicht alle Schwierigkeiten überwunden. Der Gebrauch des Pfluges oder anderen Ackergerätes ist in den ersten Jahren ausgeschlossen. Nur Pflanzeisen und Hacke können helfen. Namentlich die Hacke darf nicht ruhen, da das Unkraut mit unheimlicher Schnelligkeit zwischen den Pflanzungen hervorschießt und diese zu ersticken droht.

Inzwischen hat der Siedler seinen Viehstand vergrößert, Hühner und Enten finden ihr reichliches Futter in der Plantage, einige Borstentiere springen vergnügt in der Umzäunung beim Hause herum, vielleicht hat er es auch schon zu einer Kuh mit Kalb gebracht, so daß an Eiern, Milch und Butter kein Mangel ist. Die Kartoffeln haben bereits gut angesetzt. Der Garten liefert Bohnen, Radieschen, Rettich und herrlichen Kohlrabi, der so zart ist, daß man auch Blätter und Stiele mitverzehrt. Im nahen Flusse gibt es vielleicht Fische; es ist auch möglich, daß er in einem hohlen Baume einen Bienenschwarm entdeckte und sich den Honig holen kann. Kurzum, über den gröbsten, schwersten Anfang ist er, dank seiner unermüdlichen Arbeit und seinem eisernen Fleiße, hinaus. Hoffentlich bleibt er von Unglücksfällen und Krankheiten in der Familie verschont, denn sonst ist er schlimm, sehr schlimm daran. Ist er gar allein auf seiner Parzelle, so ist seine Lage trostlos. Wie leicht kann er beim Fällen der Bäume verunglücken, festgeklemmt werden, so daß er elend verschmachten, verhungern muß, ohne daß jemand sein Verschwinden bemerkte. Hilfe ist weit und breit nicht zu haben.

Auf dem Stadtplatze entstanden nun im Laufe des nächsten Jahres einige weitere Ansiedelungen. Es waren besonders Handwerker, die sich dort auf kleineren Parzellen niederließen und sehr bald guten Zuspruch fanden. Aber auch auf manchen Koloniestellen regte sich hier und da ein Handwerker, zuerst für eigenen Bedarf arbeitend, dann für diesen und jenen Nachbar, bis sich schließlich von weither Kunden einstellten. Auch Maschinenbauer, Techniker fingen an sich zu regen. Hier wurden eine Wassermühle, ein Sägewerk gebaut, dort eine Ölmühle oder eine Brennerei errichtet, natürlich vorerst alles noch mit recht dürftigen Einrichtungen. Aber der Anfang war doch gemacht. Bis dahin mußte ein jeder sich selber so gut behelfen, wie es eben ging, und es ist erstaunlich, wie leicht sich der praktische Kolonist damit abfindet, sein eigener Schuster, Schneider, Tischler, Zimmermann, Maurer usw. zu sein.

Ist die Plantage nach zwei bis vier Jahren so groß, daß sie die Familie ernährt, so kann auch an den weiteren Ausbau des Ganzen gedacht werden. Inzwischen wurde das Nothaus durch ein Bretterhaus mit Holzschindeldach und Veranda ersetzt. Das alte Haus dient dann als Stall oder Schuppen, solange es noch zu verwerten ist. Ein netter Zaun umgibt den Garten, der Viehstand hat sich vermehrt. Nur mit dem Absatz der Erzeugnisse aus der eigenen Wirtschaft sieht es schlimm aus, denn zwischen der Siedlung und der Bahnstation liegt außer dem Wege durch den Wald der lange, weite Kampweg. Es ist klar, daß der Kolonist daher keine Reichtümer erwerben kann, daß sein ganzes Vermögen nur allein in seinem Anwesen steckt und nicht in Zahlen auszudrücken ist. Er hat sein gutes Auskommen, sein nach eigener Veranlagung geschaffenes Heim, kann ohne große Sorgen leben und das Ende seiner Tage in Ruhe abwarten.

Für die Minderbemittelten und diejenigen, die auf ihrer Parzelle noch nicht soweit sind, daß sie von den eigenen Erzeugnissen leben können, wenn die Vales aufhören, sorgt die Regierung durch Wegearbeiten. Auch andere Verdienstmöglichkeiten bieten sich durch Hilfe auf anderen Stellen, durch Bretterschneiden, Schindelnspalten, Häuserbauen und dergleichen Arbeiten, so daß also niemand, der arbeiten kann und will, zu verhungern braucht. Nochmals aber sei es gesagt, daß ohne Arbeit niemand durchkommt, der nicht über eigene Mittel verfügt, und hat er diese, so können sie nur durch Arbeit zusammengehalten werden.

Die Kolonistenstellen gehen, nachdem sie bebaut und zum Teil bepflanzt worden sind, gegen eine geringe Zahlung, deren Höhe man meistens erst später erfährt, in den Besitz der Ansiedler über. Nicht immer aber sichert der Besitztitel auch das Besitz- und Eigentumsrecht, da bei den vielen Regierungsumwälzungen es leicht vorkommen kann und oftmals vorkommt, daß die eine Regierung die von der anderen ausgestellten Besitztitel nicht anerkennt. Man kommt dann in die recht unangenehme Lage, noch einmal und vielleicht noch etwas mehr bezahlen zu müssen.

Wesentlich leichter gestaltet sich das Los des Ansiedlers, wenn er über die nötigen Mittel verfügt, sich in einer alten Kolonie eine fertige Heimstätte zu kaufen. Daß er aber auch dann kein Herrenleben führen kann und darf, sondern stets sein erster und bester

Arbeiter sein und bleiben muß, ist in den allgemeinen Landesverhältnissen begründet.

Vor dem Erstehen einer Estanzia muß entschieden abgeraten werden, wenigstens so lange, bis der Eingewanderte sich völlig eingelebt hat, die Landessprache vollständig beherrscht und Land, Leute und Verhältnisse gründlich kennt. Der Ankauf einer chacra, eines kleineren Landguts in der Nähe der Kampstadt, wo er durch Verkauf von Gemüse, Obst, Milch, Geflügel, Eiern usw. den Lebensunterhalt findet, auch wohl oft gesuchtes Fuhrwerk und Reittiere hält, ist schon eher zu empfehlen. Es gehört aber einiges Kapital dazu. Ich kann heute selbstredend keine Zahlen nennen, da die Verhältnisse sich auch dort drüben verschoben haben. Früher konnte man mit 15- bis 20000 Mark schon etwas Sicheres anfangen. Für solche, die sich durchaus nicht als Kolonisten, Landwirte betätigen wollen und können, findet sich mit der Zeit — es kann Jahre dauern — nachdem sie sich allen möglichen Arbeiten unterworfen haben, wohl auch ein anderer Wirkungskreis, sei es als Lehrer, Kaufmann, Musterreiter, Dolmetscher, Schreiber oder dergleichen; von den vereinzelten Einwanderern, die als Beamte oder sonstige Angestellte gleich an den Ort ihrer Bestimmung reisen können, will ich hier nicht reden. Die Möglichkeit zum Vorwärtskommen hat jeder Tüchtige; man hüte sich aber vor der Annahme, daß man es da drüben in kurzer Zeit zu Reichtum bringen kann. Denn von den wenigen, die es wirklich zu Reichtum oder hochbezahlten Stellungen gebracht haben, hört man wohl, nicht aber von den unendlich vielen, die elend verkommen sind. Ob die Regierung die Einwanderer auch jetzt noch in dem Maße unterstützt, wie sie es früher getan hat, darüber ziehe man genaue Erkundigungen ein und vergewissere sich, welche Gegenden besiedelt werden sollen. Es ist sehr leicht möglich, um nicht zu sagen wahrscheinlich, daß die brasilianische Regierung die deutsche Notlage ausnutzt, schlechte Landstreifen, auf die sie bisher keine Kolonisten bekommen konnte, jetzt durch deutsche urbar zu machen. Sollte das Siedelungsland in den nördlichen Provinzen liegen, so muß es für unsere Auswanderer ganz außer Frage bleiben. Brasilien besitzt ferner ungeheuere Ländereien sumpfigen Gebietes, die erst mit den Leichen der Ansiedler ausgefüllt werden müssen, bevor eine Lebensmöglichkeit für ein neues Geschlecht dort geschaffen ist.

In Uruguay und Argentinien liegen die Verhältnisse wesentlich anders, da in diesen Staaten nicht so sehr der Klein- als der Großbetrieb in Betracht kommt. Besonders gilt dieses von Argentinien, da Uruguay überhaupt in der ländlichen Besiedelungsfrage weniger ins Gewicht fällt, obgleich auch hier noch außerordentlich weite Flächen der Kolonisation harren. Es ist aber hier die Haupt- und Hafenstadt Montevideo und in noch stärkerem Maße Buenos Aires, die Hauptstadt Argentiniens, wo sehr viele Deutsche ansässig sind. Überall gilt dasselbe wie in den vorgenannten brasilianischen Städten: man muß sich heraufarbeiten, man darf sich niemals auf einen Beruf versteifen, sondern jedwede Arbeit annehmen, die sich bietet. Gerade in Buenos Aires habe ich die allertraurigsten Existenzen unter unseren deutschen Landsleuten angetroffen. Die ländlichen Verhältnisse Argentiniens sind von den brasilianischen sehr verschieden. Während dort auf den unendlichen Kampoflächen nur Viehzucht (Rind und Pferd) getrieben wird, werden hier die großen Pampaflächen regelrecht bebaut und daneben Schafzucht in großem Maßstabe betrieben. Der Kleinkolonistenbetrieb wie in Brasilien ist fast ganz ausgeschaltet. Nur die nördlichen Provinzen Argentiniens (Corrientas, Entre Rios und Santa Fé) zwischen Rio Paraná und dem Rio Uruguay gelegen, kommen ebenso wie der Staat Paraná für die Kleinsiedelungsfrage in Betracht und bieten sehr gute Aussichten für deutsche Einwanderer. Viele Ansiedler, die in Brasilien, sei es aus welchem Grunde, kein Fortkommen fanden, zogen dorthin, so auch manche Familien aus Ijuhy. Es kommt somit Argentinien hauptsächlich, abgesehen von den städtischen Berufen und den angeführten Gegenden, für Großansiedelung in Frage und erfordert bedeutende Mittel.

Zum Schlusse möchte ich an jeden Auswanderungslustigen die dringende Bitte, ja die Warnung richten: bewahrt euch auch im Auslande euer Deutschtum! Nur durch engen Zusammenschluß der Landsleute unter sich hat man drüben einen moralischen und einen tatkräftigen Anhalt. Es gilt dieses jetzt wahrscheinlich in noch höherem Maße als vordem, und auch so nur kann jedermann da drüben seinen Teil zum Wiederaufbau unseres armen deutschen Vaterlandes beitragen, den deutschen Namen wieder zu Ehren und zur Achtung bringen.

Sommernacht. Von Klabund

Wie milde zwischen den Türmen
Der Mond.

Bestrahlt und strahlend ziehen Burschen
und Mädchen
Durch die Ilzstadt.

Gelächter. Gesang. Eine Haustür fällt
Ins Schloß.

Ein Kerzenlicht brennt auf. Erlöscht.

Ein Herz glüht auf. Erlischt.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Von der darstellenden zur bildenden Kunst

Von Hofrat Franz Josef Brakl, München

Es ist ein kühner Sprung, der meist gelingt. Unter Schauspielern und Sängern von Bedeutung gibt es zahlreiche Enthusiasten für Gemälde und Skulpturen. Die Großen im Reiche Thalias haben Mittel, aber auch Verständnis, wenden beides gut und vernünftig an, die wenigsten beuten den Bilderwurm und Sammelkoller geschäftlich aus, sondern finden Genuß und Erholung in den bleibenden Werten bildender Kunst und denken mit Wehmut an den Unterschied der Augenblickswirkung in der Komödie. Was der größte Künstler von sieben bis zehn Uhr schafft, haftet kurze Zeit in der Erinnerung Genießender, aber es verflüchtigt sich gar bald, während Rembrandt, Tizian, Velasquez, Rubens, Raffael u. a. für die Ewigkeit verbleiben. Bühnenkünstler und Kunsthändler von Bedeutung war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Pariser Baritonist Faure, und auch in Koburg lernte ich einen trefflichen deutschen Sänger schätzen, den ausgezeichneten „Beckmesser" Reer, der nebenbei mit Kenntnis und Erfolg Antiquitäten erwarb und verkaufte. Mein Werdegang hatte derlei Vorbilder. Und nun soll ich einen Teil darauf bezüglicher „Erinnerungen" loslassen. Du lieber Himmel, wie soll man sich an allen Unfug des Daseins noch erinnern. Dem Proletariat entstammend mußte ich als achtjähriger „Altist" im Chor singen, bei Hochzeiten und Leichenbegängnissen mitbrüllen um sechs Gulden monatlich; das war nicht üppig, aber doch ein Grundstein für Gratisgesangstunden und Notenlehre. In der Volks- und Realschule — Freiplatz. Motiv: Große Armut, kleines Talent, besonders gut Schönschreiben, Architekturzeichnen. Für gut gestellte Mitschüler wurden die Reißbrettaufgaben erledigt, oft ein halb Dutzend Bauzeichnungen unter falscher Flagge, und meist brachten sie den anderen bessere Noten als dem heimlichen Erzeuger. Anteile am Frühstücksbrot der Schulkameraden, Federhalter, Bleistift, Radiergummi, Wischel, Reißnägel waren willkommene Honorare. Im Museum am Ballhausplatz liegt vielleicht heute noch eine Fortunafedertuschzeichnung, die ich als zwölfjähriger Junge dort lassen mußte, um fünf „Flörln" oder „Haderln", so nannte der Volksmund die Guldenzettel, als Gratifikation zu erhaschen. Die nicht sonderlich zarten Backenhiebe mit dem gewölbten Violinrücken von der Hand des Chormeisters (Holzkopfstückl) legten den Grund für Ausbildung zum Tenor; Zeichnen und Aquarellieren regten Sinn und Erkenntnis für Verstehen und Sammeln der Werke bildender Kunst. Die Mittel waren zu knapp für derlei Berufe. Als Sangesbruder Autodidakt, als Gemäldeonkel Dilettant. Und dennoch halfen Verstand, viel reger Eifer und starke Ausdauer, Unverdrossenheit und Fleiß zu Erfolgen.

Es war damals in den sechziger Jahren mit dem Sprung auf die Bretter doch weit einfacher als heutzutage. Jetzt ist Vorbildung erforderlich in Wissenschaft und Literatur, Kenntnis der Klassiker und modernen Dramatiker, Rhetorik, Atemstütze, oder wie das Ding heute heißt, Mimik, Darstellungskunst, Bewegung, Rhythmik, Tanz, Fechten, Sprachkenntnisse und (ich bin seit Jahrzehnten dem Theater entfremdet) weiß Gott was noch alles. Damals sagte der Schmierendirektor (da denke ich nicht nur an den Iglfisch, der in Steinamanger gehängt worden sein soll) zu solch „Gebüldeten": „Junger Mann, Sie sind ein vornehmer, studierter, hochachtbarer Jüngling, aber — ein miserabler Schauspieler; wandere mit mir, ich werde dich bilden, kneten, dressieren. Ich brauche einen echten Komödianten, einen starken Reißer!" Es trafen sich die jungen Leute in Matzleinsdorf-Wien beim „Niklas", der die weltumgürtende Stelle eines Inspizienten und Comparseriechefs in der Hofburg hatte, im kleinen Komödienhaus mit dem hochtrabenden Titel „Fürstlich Sulkowskysches Theater" und mimten Sonntag nachmittag „Hinko der Freiknecht", „Ahnfrau", „Pariser Taugenichts", „Die Grille", den „Geschundenen Raubritter" und am Allerseelentag natürlich „Der Müller und sein Kind". Wer von Hause aus monatlich ein paar Guldenzettel Taschengeld hatte, konnte sich die guten dankbaren Rollen kaufen, die anderen mimten Anmelder, stumme Diener, Sesselträger und waren nebenbei im Zwischenakt Abräumer, Kulissenschieber, erzeugten hinter der Szene Hundegebell, Vogelstimmen, Katzengeschrei, machten künstlichen Regen mit Erbsen in einer Pfanne, Donner auf Wellblech, markierten auch wiehern und durch Sprünge Pferdegetrab, Schlachtengewimmel mit Schwerterklirren und Knallerbsen usw. Wen Niklas für besonders befähigt hielt, den ließ er im Hofburgtheater mitstatieren. War der Bursch' aus wohlhabender Familie, dann sah er kein Statistenhonorärchen, aber der gutherzige und ehrliche Niklas sackte es nicht etwa selber ein, sondern ließ die Kreuzer

in die Taschen seiner ärmsten Sulkowsky-matzleinsdorfzöglinge fallen. „Gereift" durch solche Vorstudien wagten wir uns ins „Loch"; so wurde die Schmierantentheaterbörse im Gasthaus zum Wasen (vermutlich abgeleitet von Wasenmeister, Hundefänger, Abdecker, Schinder) genannt. Droben auf der Wieden, nahe dem Café Beer, in welchem nur Schauspieler, die großen Vielbewunderten und die kleinen Anfänger verkehrten, dort im „Loch" fragte der Direktor den Jünger Thaliens: „Haben Sie einen Frack? Jawohl? Auch Lackschuhe? Gleichfalls? Und Rittersstiefel? Braune mit Sporn ... Junger Mann, Sie sind engagiert! Morgen gehen wir per pedes nach Atzgersdorf, Mödling oder sonst einem Nest, die herrliche Fußpartie bezahle ich, das Gepäck tragen Sie, damit die Spesen nicht zu hoch anwachsen und" — Der Direktor winkt dem Kellner mit seinem Zeigefinger um ein Gulasch mit Nockerln für sich, ein Wiener Würstl in Saft für seinen neuen Helden, als „Vorschuß" auf die — Gage? nein, auf den ersten „Anteil", denn gespielt wird auf Teilung. Der Direktor hat vier Teile, die Direktorin (Kassiererin und komische Alte) drei, die Tochter (Naive) zwei, die verbleibenden elf der zwanzig Teile gehören dem Heldenspieler, Intriganten, Naturburschen, Komiker, der Sentimentalen, der Anstandsdame und Heroine. Das ist nicht etwa übertrieben, sondern es war wirklich so und — — — vielleicht brachten diese Lehrstellen bessere Schauspieler als die heutigen Redekunst-Akademien. Ich will um Himmels willen mich nicht mit unseren modernen Theaterschulen, den Regie-Doktoren und Professoren in eine Debatte einlassen, aber: die Größen, die wir vor mehr als einem halben Jahrhundert vergötterten, wie La Roche, Löwe, Beckmann, Davison, Josef Wagner, Sonnenthal, Lewinsky, Krastel, Baumeister, Hartmann usw. konnten ihre Weisheiten schon deshalb nicht aus Theaterakademien schöpfen, weil's so was damals nicht gab. Es ist zu neun Zehntel sicher, daß all die Kunstgrößen, die bis heute kaum erreicht, keinesfalls überragt wurden, von der Pike auf gedient und durch Routine die Höhe erklommen haben. Kunst ist nicht einzutrichtern. So erinnere ich mich (ich bleibe bei der Theaterstadt Wien, in der ich von frühester Kindheit an lebte) mit Behagen an die volkstümlichen Darsteller, obenan den seligen Direktor Fürst mit der roten Brieftasche und der stereotypen Beifalls-Herausforderung am Schluß seiner Monologe. „Drum sage ich: Es gibt nur ein Vaterland, eine Kaiserstadt, ein Wien!" Endloser Jubel! Das Publikum im Holzbretterbau (Prater-Singspielhalle Fürst) erhebt sich, schwenkt die Hüte, weht mit Taschentüchern, singt stehend die Volkshymne „Gott erhalte", das Stück — ein knapper Durchfall — ist gerettet, der Charakterkomiker Fürst hat gesiegt, seine niemals leerwerdende, humanitätstriefende, rote Brieftasche, die bei den Szenen mit dem Wohltatsrummel an jenem Abend beinahe versagte, wurde schließlich durch Patriotismusdusel übertrumpft. Weit höher als Fürst, oder der Volkssängerdirektor, der Bassist mit gewaltiger Röhre, „Der blade Binder" (ich war bei beiden engagiert), standen die geradezu klassischen Nachfolger Raimunds: Der Staberl Karl, Scholz, Nestroy, die Bezwinger des Zwerchfells Matras, Knaack, Blasel, Grois, Friese, Rott, Röhring, Gottsleben, die Geistinger, Gallmeyer, Finaly, Albertine Stauber, Tony Schläger, Jenny Stubel, Antonie Link, die alte Schäfer, die noch ältere Herzog, die manchem Kenner der damaligen Wiener Theater im Gedächtnis geblieben sein dürften. Albin Swoboda, Szika und besonders Schweighofer, Girardi, Martinelli, Dr. Tyrolt kennt wohl auch die heutige Generation. Wenige werden sich noch der Lustspielgrößen entsinnen: Anton Ascher, Franz Jauner, Carl Tewele, Franz Maran, der Frau Kronau-Edelsheim, Kathi Frank, Odilon usw. Ja, ja, der junge Schauspieler konnte von diesen Vorbildern Eindrücke gewinnen, vom Sehen und Hören mehr lernen, als Schauspiel- und Opernschulen einzubleuen vermögen. Wien brachte alle Stars, die auf junge und alte Bühnenangehörige einwirkten: Ernesto Rossi, Tomaso Salvini, Coquelin, Sarah Bernhard, Ristori, die Melba, Sembrich, Nielßen, Gemma Bellincioni, Pauline Lucca. Unvergeßlich bleibt mir der große, dicke Heldentenor mit seiner Gurkennase, die schon „Junge" bekam, Perotti; er schnupfte auf offener Szene aus einer großen, runden Dose, die beim Öffnen immer quietschte, dann benützte er ein buntes, gar nicht sonderlich appetitliches Schneuztüchel — das Publikum verzieh ihm diese Unart und jubelte dem nieversagenden hohen C begeistert zu.

So, und nun zurück zu der Schmiere in Neusiedl am See. Meine lesbare Handschrift befähigte mich, täglich ein Dutzend Theaterzettel zu schreiben, denn eine Druckerei gab's nicht in Neusiedl — einen See auch nicht — der war ausgetrocknet; aber einen Lehrer, der Orgel spielte, solange ein oder der andere Schuljunge Tretbalg pumpte. Wir studierten die „Schöne Helena" ein; ich (der „Paris") war 16, meine Partnerin in der Titelrolle hatte dieselben Ziffern in umgekehrter Folge — 61. Wer's nicht glaubt, zahlt einen Sechser! Das Haus brechend voll, Offenbach und „Helena" (mit „Orchester"!) zog noch mehr als die Eröffnungsvorstellung „Maximilian in Mexiko", der Jubel kannte keine Grenzen. Dort hauste ich in einer Mehlkammer, denn auch Neusiedl hatte Wohnknappheit. Allnächtlich wurden etliche Päcklein Schwefelhölzer (Schwedische in Schachteln gab's noch nicht) verbraucht, um die auf der Bettdecke, über den Kopf und die Nase hüpfenden Mäuslein von besonderen Zärtlichkeiten abzuschrecken. Mit dieser Wandertruppe ging's

dann nach Güns, Steinamanger und später in andere deutschsprachige Ungarnorte wie Leutschau, Iglau, Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Altsohl, jedoch zu allererst nach Lipto St. Miklos. Dorthin zu gelangen war ein zweifelhafter Genuß. Bis Oderberg im Viehwagen (schlimmer als 4. Klasse), aber von Sillein-Oderberg nach Miklos zwölf Stunden („per Ax") auf einem Leiterwagen, also mit den vier Buchstaben auf runder Holzquerstange, mit den Händen klammernd auf einer oberen Stange, welliges Terrain, gotterbärmliche Straßen voll Rinnen und der Übel größtes: in Gesellschaft von Rastlbindern, die fortgesetzt Tobak tschikten und kunstvoll zwischen den Zähnen in die Ferne spien ... oh, diese Gerüche! Lahm und geknickt kamen wir am Donnerstag abend an. Für Sonntag — das „Gänschen von Buchenau", anschließend „Pächterin und Barbier" als Eröffnungsvorstellung — war der Saal ausverkauft. Der Wirt schmunzelte und servierte ein erquickendes Abendbrot à conto. Freitag vormittag, nachmittag, nachts und Samstag zu den gleichen Zeiten mußte ich der Zigeunerkapelle (erste und zweite Violine, Cello, Baß, Cymbal) Gumberts „Pächterin" so lange vorsingen, bis die mit musikalischem Gedächtnis erstaunlich begnadeten Zigeuner das Singspiel auswendig wußten. Von Musiknoten hatte doch keiner eine Ahnung; sie kannten und liebten nur Banknoten ... So zogen Kunstjünger damals ins „Engagement". Und das waren unsere Theaterakademien, Konservatorien für Musik und Gesang, Redekunstschulen und Rhythmikanstalten. Dennoch haben Schneiderlehrling Sonnenthal, Schlosserbub Girardi und Lautenburg, dem angedichtet wurde, er wäre in Budapest mit Zündholzschachteln hausieren gegangen, große Bühnenkarriere gemacht.

Auch ich kam aus der Mäuseschlafstelle und von den Rastlbindern und Zigeunern in gesittete Zustände. Einem bedeutenden Musiker und Komponisten, dem Theaterdirektor Johann Baptist Klerr, verdanke ich viel; er hat mich in seinem ernstgeleiteten Theater (Baden bei Wien) gar oft nach den anstrengenden allgemeinen Proben noch stundenlang privat unterrichtet. Dann mühte sich in Wien der Chormeister Weinzierl mit mir ab, er begleitete mich sogar nach Brünn zu meinen Probegastspielen in „Lucia", „Fra Diavolo", wo ich durch-, „Karneval in Rom" jedoch ge-fiel. Mit der lyrischen Tenoropernlaufbahn klappte es nicht. Als „Max" im „Freischütz" habe ich (das war später) derart einen Einsatz versäumt und auch sonst so arg gepatzt, daß ein junges bildhübsches Backfischchen in einer Parterreloge sich krümmte vor Lachen. Den Hohn mußte das nette Ding büßen — ich habe, kämpfend mit großen Hindernissen bei der Familie, die dem Komödianten abhold war, das reizende Mädl ein Jahr nach der Maxentgleisung — geheiratet. Vorher datieren noch Anstellungen in Wien (Strampfertheater), Budapest (Deutsches Spielhaus in der Wollgasse), Gastspiele in Karlsbad, Pilsen, Prag (Weinberge), Ödenburg, Innsbruck, Salzburg, Reisen mit der Gallmeyer und Schweighofer nach Berlin (Woltersdorftheater, damals — 1875 — von Emil Thomas geleitet). Anschließend Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater, Direktion Kladderadatsch-Hofmann, Regie Tetzlaff, Kapellmeister Arno Kleffel (da konnte man zulernen). Wieder zurück nach Wien an die „Komische Oper" (so war der später als „Ringtheater" unglücklich endende, durch Brand zerstörte prachtvolle Bau ursprünglich betitelt). Richard Genée bezahlte für mich in Berlin Konventionalstrafe, um mich frei zu bekommen für eine umfangreiche Operntenorpartie, einen „Dichter" in „Kleopatra". Der Komponist hatte mit Recht großen Erfolg, denn die Musik (die Genée später reiche Tantiemen brachte, da er die Hauptnummern für seine Partituren in „Seekadett" und „Nanon" benützte) war melodienreich, graziös und glänzend instrumentiert. Die Oper litt aber unter einem schwachen Libretto und noch schwächerer Wiedergabe, an der auch der neue Tenor sich versündigte. War als jugendlicher Helden- und lyrischer Tenor nicht Seide zu spinnen, so glückte es besser als Buffo. Lortzing war leichter zu bewältigen und brachte annehmbare Erfolge. Jedoch die hohen Gagenbezüge lockten zum „Ritter Blaubart", „Orpheus", „Helena", „Trapezunt", „Mamsell Angot", „Giroflé", „Fatinitza", „Boccaccio". Und der mehr als dreihundertmal verzapfte „Gabriel von Eisenstein" in der „Fledermaus" brachte manche Stange Goldes dem „Armen Jonathan", „Don Cäsar", „Vogelhändler" und „Obersteiger" (zum erstenmal in Berlin im damaligen „Theater unter den Linden", jetzt Metropoltheater). Nach endlosen Schuldenmachereien kamen halbwegs geordnete Finanzen durch Gastspiele an vielen Hofbühnen und großen Stadttheatern; besonders fleckten die Dollars in Neuyork im Irving-Place-Theater und in Hammersteins Opera-House. Das alles ab München, wohin mich 1877 der Generalintendant von Perfall mit einem von König Ludwig II. genehmigten Vertrag und einer für die damalige Zeit fabelhaften Gage verpflichtete auf ein — — — Probejahr, das sich von 1877 bis 1899 ausdehnte und neben der Stellung als erster Tenor mir auch die Direktion des dazumals „Königlichen" Theaters am Gärtnerplatz brachte.

Aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts datiert mein Bilderfimmel und Gemälderummel. Am ersten Tage, da ich die Unsicherheit in München erhöhte, kaufte ich Zigarren in der Sporrergasse bei einem Herrn Norbert, der nicht nur in Importen leistungsfähig war, sondern auch nebenbei mit Bildern schacherte. Viel konnte ich nicht aufwenden, in bar war es meist gar nicht möglich, aber Norbert war Theaterbesucher, Kritikenleser und vorsichtig tastend gab er

Kredit, pumpte Zigarren und Gelder — zinsenfrei, denn dieser Kaufmann war im Nebenamt auch Mäzen. Mit dem Sporrergaßl begnügte sich aber mein Kunsthunger nicht lange, und ich kaufte Bilder und immer wieder Bilder bei Fleischmann, Heinemann, Helbing, Wimmer, Seidenader, kurz in allen bedeutenden Münchener Kunsthandlungen, natürlich auch im Glaspalast, Kunstverein, und als ich zahlungsfähiger wurde, quälte ich mit meiner Leidenschaft auch die hervorragenden Künstler in ihren Meisterateliers.

Die Maler sind noble Kerle, haben offene Herzen und Hände, und wenn ein ehrlich Begeisterter kommt, überdies noch ein Kollege von der anderen Fakultät, knöpft selbst der berechtigt Anspruchsvolle seinem aufrichtigen Bewunderer nicht zu viel ab. Meine Gemäldesammlung bekam die Fettsucht und drängte zu einer Entleibungsmarienbadkur, mein Geldbeutel schrumpfte zusammen. Da kam Hilfe von höchster Stelle. Mit Genehmigung des Prinzregenten Luitpold, der mir aus dem Jagdquartier im Spessart — datiert vom März 1899 — ein Zeichen besonderer Gnade gab, durfte ich noch weitere neunzehn Pachtjahre meinen Direktionsnachfolgern im Theater am Gärtnerplatz um siebenmalhunderttausend Mark verkaufen. In damaliger wohliger Friedenszeit war das ein Vermögen, ausreichend, um immer noch mehr Bilder zu kaufen — zum Entsetzen meiner Frau, die mich unter Kuratel stellen wollte.

Ich war ein „dreifach verstockter Hausbesitzer,“ hatte fünfzehn Räume, und in allen Stockwerken waren die Wände voll behängt; in allen Kammern, Nischen, selbst unterm Bett und Sofa lagen Bilder, Studien, Stiche, Radierungen. Neben Künstlern mittlerer Güte — noch war ich nicht modern-sezessionistisch, sondern stark konservativ — hatte ich neun Kaulbächer, zehn Gabriel Mäxe, zwölf Lenbächer, vierzehn Defregger, sechzehn Grützner, nur ein einziges Böcklinchen von etlichen Quadratmetern, aber sage und schreibe sechsundzwanzig Hugo Kauffmänner. Hätte ich meine damalige Sammlung zwanzig Jahre später verkümmelt, dann wäre ich heute der Stinnes. — Ich verramschte aber als unwissender Grünling all diese großen Meister und lenkte in das Fahrwasser meines literarisch und künstlerisch so genialen Beraters Dr. Georg Hirth. Er hatte als scharfblickender Kunstgelehrter und in kluger Voraussicht Erler, Putz, Heine, Münzer, Reznicek, Eichler, Habermann, Jank, Weisgerber, Püttner und viele andere als Zeichner in aller Welt populär gemacht; ich warf mich auf die Ölfarbenfässer der genannten genialen, jugendfrischen, modernen Stürmer. Die fünfzehn Räume in der Goethestraße wurden für die mächtigen dekorativen Tafeln der vielbewunderten „Scholle“ zu eng. Einer unserer sicherlich größten Architekten Münchens, Professor Emanuel von Seidl, mit dem ich dreißig Jahre befreundet war, der schon in den neunziger Jahren mir ein künstlerisches Heim schuf, baute auch „auf Pump“ für meine Ziele und Zwecke die Ausstellungshäuser am Beethovenplatz und in der Lessingstraße, die nicht nur durch einen Terrassengang, sondern auch durch wuchtige Hypotheken verbunden wurden. Münchens hochherzige Künstler von Ruf und großer Eigenart haben mich fortgesetzt gefördert und unterstützt. Was man erreicht als Schauspieler durch tüchtige Regisseure und Kapellmeister, als Bühnenleiter durch talentvolles Personal, das stellt sich im Ausstellungswesen und Kunsthandel ein, wenn bildende Meister, wirklich gottbegnadete Genies uns bevorzugen und fördern. Man muß aber die Psyche des Schauspielers und besonders die des Malers nicht verkrüppeln. Wahre, große Talente lassen sich nicht unterordnen, nicht in Gesetze und Paragraphen einklemmen. Der Bühnenkünstler, bei den Proben gar oft unpünktlich, muß am Abend am Posten sein. Denn man kann vor Beginn der Vorstellung nicht verkünden: „Entschuldige, verehrtes Publikum, der Titelheld hatte in seinem Stammcafé noch einen Haferltarocksolo angesagt und konnte die Hochbahn nicht mehr rechtzeitig erreichen.“ Und nun gar erst der Maler mit dem ganz freien Spiel der Kräfte — er kümmert sich den Teufel um Termine; er sei gerade nicht inspiriert, die Muse kommt so lange nicht, um ihn auf die Stirne zu küssen, er findet keinen passenden Ton zur Farbenmusik auf seiner Palette, es stimmt da und dort nicht, er kann auf Kommando sein Werk nicht vollenden. Was nützen alle vorherigen Abmachungen — selbst Verträge sind Papierfetzen. Nach meiner Erfahrung ist es nutzlos, mit Bühnenkünstlern, zwecklos, mit Malern und Bildhauern Kontrakte abzuschließen. Der Theaterdirektor soll mit seinen Mitgliedern fühlen und empfinden, mit ihnen wie ein Bruder und Vater stehen, denn unkluge Behandlung des Menschendarstellers bringt Repertoirstörungen. Was nützen alle Theaterärzte, die man ins Haus des nichtdisponierten Sängers schickt, der nervöse Künstler hat gerade Halsstechen, Rückenschmerzen, Magenkrämpfe und mit Respekt zu melden Bauchweh . . . so und nun sieh zu, Direktorchen und beeidigter Theaterarzt, wie ihr den Lohengrin zum Singen pressen könnt! Also Zwang hilft wenig, freundschaftlich-kollegiales Zusammenarbeiten ist die beste Medizin. In allen Lebenslagen und nun gar erst in großen Theater- und Kunstausstellungsbetrieben kommt man nur durch konziliantes Wesen vorwärts. So danke ich alles meinen Lehrern und Führern von der Wanderschmiere bis zu den Hoftheaterintendanzen und in den letzten Jahrzehnten den Malern und Plastikern, die mir hilfreich beistanden, als ich von der darstellenden zur bildenden Kunst hüpfte.

Jedoch zu Ende ist meine Verbindlichkeit noch lange nicht. Entgegen den Ansichten meiner besten Freunde aus der Theaterzeit,

die mein Umsatteln „totgeborenes Kind“ nannten und meinten, diesmal hätte ich danebengetappt, würde mein Tenorgerstel verläppern und schließlich als Mummelgreis wie die seligen Reusche und Helmerding in „Leiden eines Choristen“ singen: Ich bin Choriste, dös Gschäft is a Pein, fidel oder triste muß immerfort schrein ... Also entgegen den Schwarzsehern gab es aufmunternde, hellblickende Kunstreferenten, die den Himmelstürmer ermutigten, ihm Nachsicht und Wohlwollen schenkten. Die Großmacht Presse hat viel für mich getan, ihr bin und bleibe ich zu größtem Danke verpflichtet. Und gar erst den Bilderkäufern, die so viele Hasen in meine Küche jagten. Welch originelle Käuze, aber auch wie zahlreiche Kunstsammler von vornehmster Gesinnung, stets bedacht auf das Wohl der bildenden Künstler, haben wir doch glücklicherweise in unserem Deutschland! Wie viele wohltätige Kunstfreunde kaufen Bilder von jungen Malern, die in Nöten und einer diskreten Förderung würdig sind! Man darf annehmen, daß in besseren glücklichen Tagen nahezu jeder Besitzende, der vom Rhein, von Westfalen, von der Wasserkant, aus Preußen, Schlesien, Sachsen nach München reiste, vor der Abfahrt zu den Seinen sagte: „... und dann bringe ich euch aus München ein gutes Bild mit!“ ...

Der Kunsthandel hat geblüht, und ist auch jetzt in unserer Bedrängnis, bei der kaum erschwinglichen Lebenshaltung, den zugspitzhohen Steuern und Abgaben, drohenden Zwangshypotheken und Enteignungen gar manche Stätte leergebrannt, so wird es schon wieder besser kommen. Sinn und Freude für die Kunst ist nicht zu ersticken, die läßt der Deutsche sich nicht „enteignen“, und am Weltmarkt werden unsere Maler auch fernerhin ein Wörtchen mitzureden haben. Leinwand, Farben, Malbretter, Rahmen, Modelle, Studienfahrten, Kisten, Packmaterial, Frachten, Versicherungen sind so höllisch in den Preisen gestiegen wie Schuhzeug und Butter, auch gibt es nie wieder eine Münchener Weißwurst, eine Berliner Aschingerstulle um zehn Pfennige, aber trotzalledem werden tüchtige, aufstrebende Bühnenkünstler, talentvolle Maler und Bildhauer nicht verkommen, denn die Freude an guter Kunst wird ewig bleiben. Es müssen nur die schlimmen Tage so geduldig ertragen werden, wie wir doch auch glückliche Zeiten froh genießen durften.

Aufrecht bleiben und unverzagt vorwärts streben müssen Kunst und Künstler, dann wird es uns Alten doch noch erträglich gehen — und dereinst den Jungen wieder eine Welt voll Neidern erstehen!

Der Waldkirschbaum. Von Paul Ilg

In meinem Heimatlande
Verborgen, weit vom Saum,
Hoch steht an steiler Halde
Steinalt ein Waldkirschbaum.

Wir fanden ihn beim Spielen,
Wir wurden mit ihm groß;
Die süßen Früchte fielen
In Klein-Mariens Schoß.

Als wuchs' zu unserm Frommen
Er nur im wilden Hag —
Und war die Zeit gekommen:
O Glück, o Erntetag!

Seitdem um viele Ringe
Bist du gewachsen, Baum —
Ich atme noch und singe
Von jenem Jugendtraum.

Sie riß des Lebens Welle
Hinweg — ein heißes Blut —
Mein alter Waldgeselle,
Du stehst in Gottes Hut.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Karl Federn: Dante und seine Zeit (Stuttgart, Alfred Kröner) — Hermann Hefele: Dante: (Stuttgart, Fr. Frommann) — Fritz Berger: Unseres Herrgotts Versuchskinder (Berlin, Dom-Verlag) — Rudolf Presber: Der silberne Kranich (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) — Artur Schubart: Fräulein Potiphar (Wolfenbüttel, Verlag der Freude) — Paul Oskar Höcker: Hans im Glück (Berlin, Ullstein & Co.)

as Jahr, in dem Dantes Todestag zum sechshundertsten Male wiederkehrt, wird von der ganzen Kulturwelt (womit keineswegs der Völkerbund gemeint ist) nach Gebühr festlich begangen, insbesondere von den Deutschen, die triebmäßig derartige literarische Feste feiern, wie sie fallen, zumal wenn es sich um einen Ausländer handelt. Darin soll für diesen Fall kein Vorwurf liegen: — Geister wie Dante kann man so wenig als Ausländer bezeichnen, wie einen Stern, der von ferne auf nächtliches Erdenleben niederwinkt. Obwohl wir gerade in Dante einen Dichter haben, der wie wenige tiefverwurzelt sind mit ihrer Zeit und ihrem Volk, der aber auch, um ein Wort Carlyles anzuwenden, zehn christlichen Jahrhunderten, die schwiegen, eine Stimme gegeben hat.

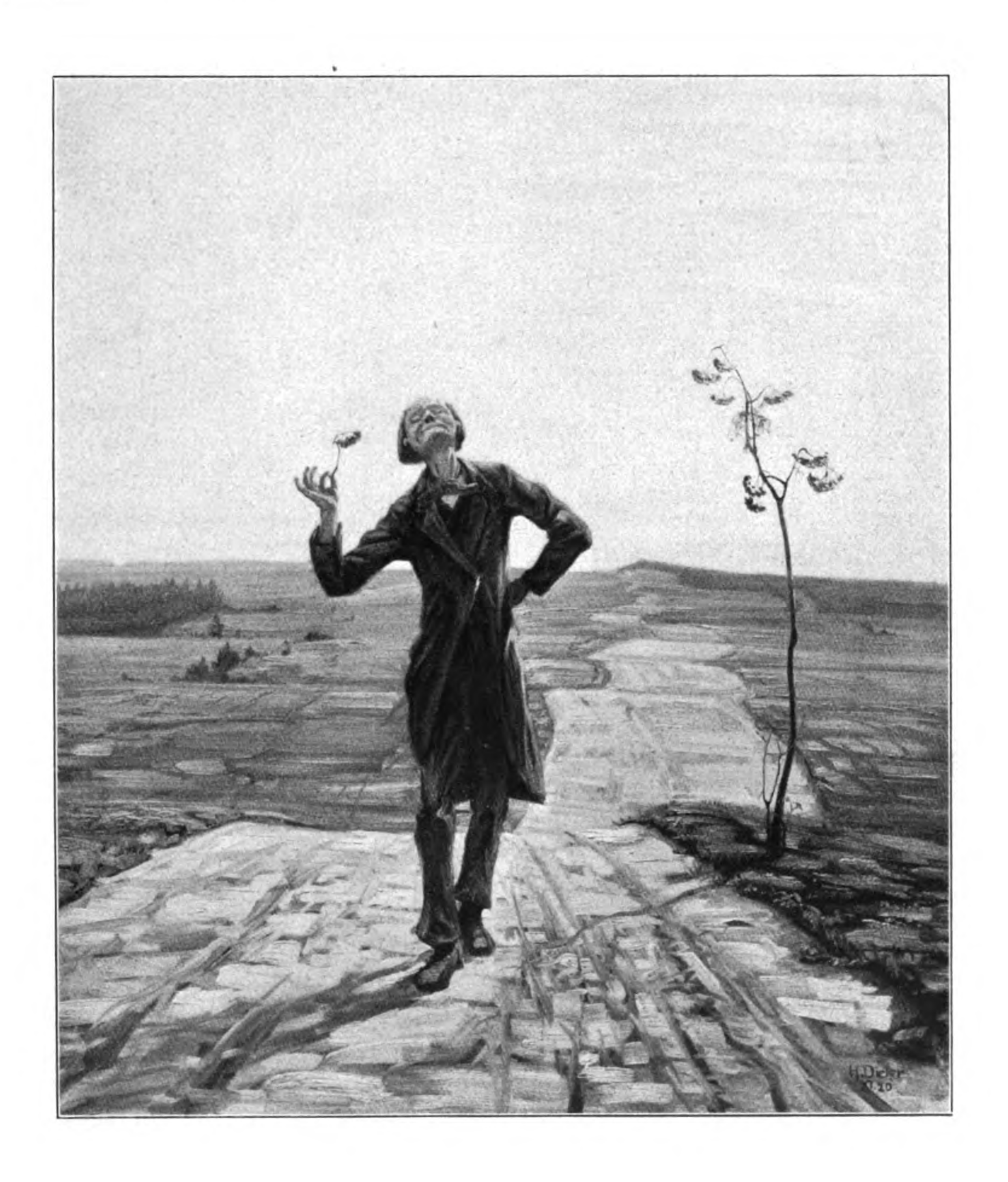
Der Tag, an dem der Dichter der Göttlichen Komödie gestorben ist, läßt sich bekanntlich nicht ganz sicher feststellen — man ist auf den 13.—14. September übereingekommen, und so wird das eigentliche Feiern erst viele Wochen nach der Niederschrift dieser Zeilen einsetzen. Wir können daher den Charakter, den diese Festlichkeiten annehmen werden, nicht beurteilen und nur wünschen, daß sich alle diejenigen von ihnen fernhalten, die damit eine Heuchelei begehen müßten, weil sie eine Welt trennt von den seelischen Geheimnissen und Offenbarungen dieses visionärsten und schwärmerischsten aller Poeten, der ganz Inbrunst, ganz gläubige Verehrung, ganz unsterbliche Liebe ist. Eine Welt . . .



Dante. Ausschnitt aus dem Altarfresko Giottos di Bondone im Bargello zu Florenz

Gewiß: es gäbe schon eine Komödie, wenn auch leider keine göttliche, wollten die nichtsals-modernen Klugschwätzer (diese Kreuzung von Rohrspatz und Eintagsfliege) auch den Dante erklären und für sich beanspruchen, dessen bloße Erscheinung sie zum Verstummen bringen müßte. Denn eine schärfere Kritik ist für die schnellfertigen, am Tage klebenden, im Schwarm schwätzenden Wichtigtuer nicht denkbar, als das Leben und Dichten dieses Einsamen, dem Ahnung und Entwurf seines „heiligen Gedichtes" in früher Jugend aufdämmerte und immer gewaltiger von der Seele Besitz nahm, bis die irdische Liebe zu einer früh verstorbenen Wunderschönheit sich an seinem Lebensausgang zur himmlischen verklärte und ihm die ganze Welt mit goldenem Kuppelbau überspannte, dem sich aber diese Liebe noch in eine unversöhnliche Entrüstung wandelte, „langsam, gerecht und schweigend wie die eines Gottes".

Nein, eine sonderliche Förderung wird die Dantekenntnis schwerlich durch das Jubiläumsspektakel erfahren, und auch die Bücher, die aus diesem Anlaß auf den Markt kommen, werden voraussichtlich ein Forschungsgebiet, das ein halbes Jahrtausend alt ist und die Arbeitsspuren der tiefsten Geister Europas aufweist, nicht sonderlich bereichern. Immerhin verdienen die beiden Werke, die schon früh genug für diese Betrachtung erschienen sind, anerkennende Empfehlung. **Karl Federns** Buch Dante und seine Zeit ist nicht mehr unbekannt, seine zum Gedenktage neuerschienene Auflage wurde namentlich im zweiten Teil durch eine Reihe von Tatsachen ergänzt, die die Forschung aus Dantes Leben festgestellt hat; auch sonst erscheint die Ausgabe verbessert und bereichert. Man kann das Buch als volkstümlich im guten Sinne bezeichnen, es ist auch für den Laien leicht lesbar, weil der Verfasser das Schwierige selber durch Arbeit überwunden hat und nicht dem Leser wichtigtuerisch aufbürdet. Er hält sich dabei frei von jeder Oberflächlichkeit. Sehr richtig hat Federn seinem Standbild des Dichters einen ungewöhnlich breiten Unterbau gegeben, denn mehr als jeder andere Dichter ist Dante nur



Einer, der seine Wege geht — Gemälde von Hans Dieter

aus seiner Zeit, aus seiner Umwelt zu verstehen. Klug erläuternd und die Forschungen (die unermeßlich sind) fleißig sichtend, stellt Federn dar: wie sich auf den Trümmern der Antike eine vollkommene Umwandlung vollzieht, die neue sittliche und politische Ideale zeitigt; er schildert die Gärung, die zu Dantes Zeit auf politischem, geistigem und wirtschaftlichem Gebiet herrschte, während die Religion alle Erscheinungsformen des Lebens umschlang und durchwirkte, so daß damals noch immer sich die tiefsten Gedanken in Glauben und Mythe versenkten. Federn deckt in besonderen Kapiteln über die Provenzalen, die italienische Dichtung jener Zeit, über die Franziskaner und das Kulturzentrum Florenz den künstlerischen Mutterboden auf, aus dem die Dantesche Poesie emporblühte. Die innere Verwandtschaft Dantes mit Franz von Assisi wird ins verdiente Licht gerückt und so gezeigt, wie die Zeit für den schwärmerischen Dichter vorbereitet war durch jenen ekstatischen Zug, der nicht nur das ganze religiöse Fühlen, der damals auch das Liebesleben der feineren Geister ergriffen hatte. Mit gleich gründlichem Ernst wendet sich Federn im zweiten Teil seines Buches Dantes Werk, das in seinen Werken liegt, zu und schildert es als das unlösbare Gefüge, das schon äußerlich durch die Terzinen angedeutet wird: diese Versform, aus der man keine Zeile, keinen Reim herausnehmen kann, ohne eine Lücke zu lassen. Wenn sich dabei der Fehler aller oberflächlichen Literaturbetrachtung herausstellt, daß meist die Meinungen des Dichters zum Gegenstand der Untersuchung gemacht werden, anstatt des Seelenzustandes, so ist das recht lehrreich für unsere lächerliche und verworrene Gegenwart, in der man geneigt ist, den Wert eines Dichters nach der Bedeutung der in seinen Schriften versteckten Leitartikel zu bemessen. Wie weltenweit steht davon die Gestalt Dantes mit seinen ungeheuren seelischen Erlebnissen, die ihn von einem so zarten, kindlich liebevollen Werk, wie der Vita Nuova, zu solchem Zorn- und Strafgedicht gelangen ließ, wie die Commedia.

Federns Werk ist namentlich literarisch und wissenschaftlich Unbelasteten, die sich bei diesem Anlaß über Dante und seine Bedeutung unterrichten wollen, durchaus zu empfehlen. Anspruchsvoller gibt sich Hermann Hefele in seinem Dante. Ein gründlicher Kenner der Renaissance, wie schon sein Buch Das Gesetz der Form verriet, ein logischer Denker und Stilist von Rang nimmt hier das Wort. Seine Betrachtungen setzen die Kenntnis Dantes und des italienischen Mittelalters, dieses gewaltigen Inbegriffs politischer und geistiger Tatsachen, voraus. Auch Hefele erkennt, um zunächst einen Gesichtspunkt herauszuheben, die Erscheinung Dante als vollkommen eingebettet in seine Zeit, er erläutert an ihm die Merkmale des Renaissance-Italieners, wenn er seinen „überwiegend (?) aufs Artistische gerichteten Willen, sein lebendiges Empfinden für die kompositionelle Wirkung", seine bewußte Beredsamkeit und seinen ausgesprochenen Sinn für Maß und Form hervorhebt. Daneben charakterisiert den Italiener in Dante seine leidenschaftliche Anteilnahme am nationalen Schicksal und am nationalen Bewußtsein, seine besondere Art, die Landschaft zu sehen und Gesellschaft und Geschichte zu erleben. Hefele kommt auf diesem Gedankengang zu folgendem Schluß, um dessentwillen wir ihm gerade auf diesem Steige gefolgt sind: „Dantes Ernst endlich und das schwere Gewicht seines Pathos fließen nicht aus einer seelischen Haltung, die etwa der deutschen subjektiven Innerlichkeit entspräche, sondern aus der Heftigkeit seines Temperaments und aus der vertiefenden und härtenden Wirkung seines Schicksals; ihr innerer Sinn ruht nicht auf der subjektiven Unerbittlichkeit eines sittlichen Urteils, sondern auf der dogmatischen Geltung rechtlicher und politischer Wirklichkeiten." Das ist sehr wahr und stößt logisch einen ganzen Haufen deutscher Dantekommentare um, die den Dichter um seiner Innerlichkeit willen eindeutschen wollen und schiefe Parallelen mit Goethe ziehen. Sie brauchen deshalb nicht den Kopf hängen zu lassen: die Innerlichkeit Dantes ist eben anderer Art als die deutsche; sie ist mehr ihrer Zeit und deren Schranken verhaftet; die Gestalt des Goetheschen Faust steht ohne Frage menschlich selbständiger, freier und stolzer da. Hefeles Buch ist eine wertvolle Ergänzung des Fedeenschen, das dem Laien immerhin mehr gibt. Nicht immer kann man dem Ästhetiker Hefele mit solcher Zustimmung folgen, wie in der oben hervorgehobenen Erkenntnis. Vor allem scheint eine gewisse Übertragung seiner Grundgedanken im „Gesetz der Form" auf das Danteproblem nicht einwandfrei: die Unterwerfung des Individualismus und Subjektivismus unter das „Wunder des Objektiven". Denn Dante ist so ganz persönlich bis zum Schluß seines Dichtens und Lebens wie kein anderer Poet. Er, Dante Alighieri vom Peterstor in Florenz, ist der Held aller seiner Werke. Er selber hat Beatrice geliebt, er selber war in der Hölle, auf dem Läuterungsberge, im Paradies. Und er selber erzählt alles, das Wort Ich begegnet uns auf jeder Seite seiner Dichtungen; er war der subjektivste Künstler, den es je gegeben hat. Das spricht nicht dagegen, ihn als Sinnbild der menschlichen Seele aufzufassen ...

Nach Hermann Grimms strenger Sichtung gehören nur vier Dichter der Weltliteratur an: Homer, Dante, Shakespeare und Goethe. Keine Frage, daß von ihnen Dante der am wenigsten gekannte ist, obwohl er uns zeitlich zwei Jahrtausende näher steht als Homer. Und doch verdient dieser seltsame Visionär, der größte Dichter Italiens und einer der tiefsinnigsten aller Völker, der sich durch alle Enttäuschungen, Leiden und Irrungen des

Lebens die selbstlose Liebefähigkeit der Jugend bewahrt, der in der Liebe sein Dasein als organische Einheit, als Ordnung und Form erlebt, in der Liebe unseren Halt, unser Heiligtum und unsere letzte Hoffnung erblickt, — daß jeder Denkende und Empfindende sich ergründend mit ihm beschäftigt und von seinem Reichtum in diesem armen Leben zehrt. Auch wer kein grundsätzlicher Anhänger von literarischen Gedenkfeiern ist, die sich an einzelne, oft nicht einmal feststehende Daten klammern, kann nur wünschen, daß diese Sechshundertjahrfeier recht viele Deutsche veranlassen möge, aus einer verflachenden und gleichmachenden Zeitbewegung heraus, sich zur einsamen Höhe dieses tiefen Mannes zu bemühen. Der vom Himmel durch die Welt zur Hölle ging, aber — den Weg auch wieder zurückfand.

Wenn auch nicht ganz so schwer, wie die Rückkehr aus der Danteschen Hölle zum Leben, so ist immerhin die Rückkehr von seiner Epik zu der unseren nicht ganz leicht... Dante singt einmal mit Recht von sich: „Das Wasser, das ich fuhr, ward nie befahren," — nun, das seichte Rinnsal unserer Zeitliteratur wird nur zu viel befahren, hauptsächlich von Paddelkähnen und meist noch in fremdem Kielwasser. Auch das Schifflein, dem wir uns zuerst zuwenden, weil es ein noch unbekanntes ist und seetüchtig scheint, fährt im aufgefurchten Kielbett eines größeren: Conrad Ferdinand Meyers. Das ist keine sonderliche Empfehlung, wenn der Verfasser nicht über sein Vorbild hinausgelangt (wir denken heute anders über Meyers Erzählungen als Julius Rodenberg und die um ihn waren), aber glücklicherweise verrät **Fritz Berger**, um dessen Erzählung **Unseres Herrgotts Versuchskinder** es sich handelt, daß er auch auf eigenen Füßen stehen und, was wichtiger ist, gehen kann. Er gibt in einer chronikartigen Erzählungsform — die immer, auch bei der Darstellung wilder Leidenschaften, episches Gleichmaß bewahrt, — ein Charakterbild des wilden Utz, des Herzogs Ulrich von Württemberg, bekanntlich eines der gewalttätigsten und böseſten Fürsten, die je die Monarchie in Mißkredit gebracht haben. Berger klagt nicht an, aber er vertuscht auch nicht; er schildert die Ehe des wilden Utz mit der bayrischen Herzogin Sabine, die den gewohnheitsmäßigen Trinker zur Raserei bringt, als sie ihm statt des erwarteten Knaben ein Mädchen schenkt, stellt dar, wie Utz die Frau seines besten Freundes und Vertrauten Hans von Hutten leidenschaftlich liebt, den Freund hinterrücks niederschlägt und was seiner Untaten mehr sind. Aber es ist ein Vorzug dieser Erzählung, daß sie uns das Ungeheuer nicht nur menschlich erklärt, daß auch die anderen handelnden Personen, aus ihrem Wesenskern heraus klar charakterisiert, die Vorgänge verständlich machen. So ist das starre und unbeugsame Rechtsvertrauen Huttens, seine moralische Überlegenheit ein einleuchtendes Reizmittel für die herzogliche Selbstherrlichkeit. Sabine selbst liebt den Herzog trotz seiner verbrecherischen Untaten und wenn sie schließlich ihn verläßt und in ihre bayrische Heimat zurückkehrt, trotz seiner Drohungen und Bitten, so tut sie es nicht aus Untreue, sondern weil sie erkennt, daß dieser Mann nur ohne Ehefessel leben kann, daß auch sie an seiner Seite zugrunde gehen müßte. Sie erklärt sich sein Wesen auf eigene Art: sie meint, daß der Herrgott gewisse Versuchskinder bei seinem Schaffen haben müsse, die nicht nach dem Dutzend, sondern nach einem „besonderen Modell" gemacht sind, „um zu sehen, ob's ihm etwa auch so gelänge". So ein Versuchskind sei nun eben der Herzog auch. Eine Auslegung, die freilich etwas kindlich anmutet und die der Verfasser sich trotz des Titels, den er seinem Buch gegeben hat, hoffentlich nicht allen Ernstes zu eigen macht.

Berger ist ein berufener Epiker, er gehört zu jener Klasse, die man leicht daran erkennen kann, daß ihm das Erzählen eine Lust ist, wie dem Pferde das Laufen, der Schwalbe das Fliegen. Diese Berufenen stürzen sich mit einer wahren Begierde auf eigenartige Charaktere und Begebenheiten, aber, sobald sie nun bei der Arbeit sind, schaffen sie mit der Sorgfalt und Ruhe eines Bildhauers daran, so daß jede Einzelheit charakteristisch und schön herauskommt. Sie stehen in polarem Gegensatz zu den Vielschreibern, die fabrikmäßige Dutzendarbeit verrichten, aber auch zu den Blendern um jeden Preis, denen Bluff und Mode die Kunst ersetzen. Bergers Talent ist keine Offenbarung, aber es steht da wie ein kräftiger Baum, der gesunde und reife Früchte verspricht.

Das kann man auch von **Rudolf Presber** wohl behaupten, obwohl er zu vielseitig schafft, als daß man ihn so einfach einordnen könnte. Er ist so unerschöpflich an Einfällen, daß er eigentlich immerfort „produziert", ein sprudelnder, plaudernder Quell, der kein Versiegen kennt, höchstens einmal ein etwas matteres Plätschern. In seinem neuen Roman **Der silberne Kranich** spürt man davon etwas auf der langen Seitenfolge des ersten Teils, wenn man auch durch die unterhaltsame und ein bißchen boshafte Schilderungskunst immer wieder entschädigt wird. Presber zeichnet mit ergötzlicher Schärfe der Beobachtung eine kleine deutsche Fürstenfamilie nach der Revolution. Sein „Held" ist der Prinz Wolf-Dietrich, ein aufgeweckter, warmherziger Mensch, der die Schauspielerin Candida liebt und schließlich, als er für die von seiner Familie erträumte Wiederkehr der Dynastie nicht mehr als Thronfolger in Frage kommt, auch heiratet. Nur diese beiden Hauptpersonen sind die weißen, ungesprenkelten Lämmchen des Buchs, an denen kaum hier und da einmal ein lustiger Farbenspritzer des Satirikers haftet, ja die mit einer gewissen Herzlichkeit geschildert sind. Alle anderen, vom ent-

thronten Herzog, der den silbernen Kranich im Wappen führt, bis zum thüringschen Direktor des kleinen Kunsttheaters, werden — in lustig wechselnder Bilderfolge — gehörig durchgehechelt, und ein humoristisches Feuerwerk knistert ihnen förmlich aus den Haaren, so oft der Verfasser sie anrührt. Da ist der Familientag derer vom Wappen des silbernen Kranichs und, beinahe drastischer noch, der Klatsch weiblicher Kurgäste und Kleinstadttypen in der Konditorei zu Salzschlirf — Humoresken für sich. Und Gestalten, wie die alte „Kaiserliche Hoheit" Eudoxia oder Exzellenz Pintus, der eigentlich Pinkus heißt, sieht man lebendig vor sich, — Pintus, wie er immer geschäftig, mit wichtiger Miene seine dicke Aktenmappe, mit der er gleichsam verheiratet ist, unter dem Arm trägt. Daß Presber aber mehr ist als ein Satiriker ersten Ranges, zeigt er in dem ernsteren letzten Teil seines Romans, der mit der Schilderung des Hauses Queck einsetzt. Hier ist namentlich der Vater der Candida, ein alter herzoglicher Beamter, mit dichterischer Kraft und psychologischer Folgerichtigkeit gezeichnet; sein Tod, wie die Liebesszenen zwischen Wolf-Dietrich und Candida gehören zu den ernsten Werten des Romans. Aber auch die Urteile über die neue Zeit und ihre Menschen, über das Geschichtliche und Zeitpolitische der Nachkriegszeit, haben mehr als reinsatirischen Wert, sie sind mit unbekümmerter Aufrichtigkeit hingestellt und ergeben sich meist zwanglos aus dem ganzen scharf skizzierten Abbilde unserer, an innerer wie äußerer Verworrenheit nicht gerade armen Zeit. Umwälzungen wie die von 1918 bildeten einen verläßlichen Prüfstein für die Festigkeit der Charaktere, für die Dauer menschlicher Werturteile, für die Beständigkeit gesellschaftlicher und politischer Verknüpfungen. Hier haben in der Tat Witz und Spott ein ergiebiges Feld, das Presber tüchtig beackert hat. Gelungene Milieu- und schöne Naturschilderungen, so sparsam sie eingestreut sind, bringen als dichterische Beglaubigungszüge eine sehr annehmbare Abwechslung in den unterhaltenden leichtsatirischen Plauderton des Ganzen. Daß Presber ein geübter Komödiendichter ist, merkt man an der Art, wie er die einzelnen Sinnspitzen herausschleift, aber auch an mancher Überdeutlichkeit, die bei dem durchschnittlichen Zuschauerpublikum im Theater berechtigt ist, da es meist mit der Nase auf den Humor eines Einfalls gestoßen werden muß, in der Erzählung aber nicht vorteilhaft wirkt. Unübertrefflich ist Presber in beiläufig hingeworfenen Bemerkungen, die gerade durch ihre spielerische Leichtigkeit jäh aufs Zwerchfell wirken; so etwa wenn es heißt: „Wer ein Haus am Markt besitzt, dem liegt nichts daran, daß scharf geschossen wird", oder wenn er von jemand sagt: „X, der nicht auf den Mund gefallen war, obwohl der Mund eigentlich so aussah". Die erste Hälfte des Romans würde durch Kürzungen gewinnen, vielleicht sieht Presber sie sich bei einer Neuauflage einmal daraufhin an.

Von seinem Witz und von seinem Geschick, eine komische Idee gründlich auszukosten, möchte man wohl **Arthur Schubart** etwas wünschen; das Zeug zu einem wirklich humoristischen Erzähler hat er schon. Ohne große Erwartungen nahm ich sein **Fräulein Potiphar** mit dem Untertitel „Heitere Geschichten aus grünen Tagen" zur Hand und durchblätterte es, hie und da eine Kostprobe nehmend, wie bei so manchem anderen Buch (denn alle Eingänge restlos zu lesen, ginge weit „über die Kraft", wie es weit über den verfügbaren Raum ginge, sie hier alle zu besprechen*). Dabei fiel mir eine nicht gewöhnliche Fähigkeit Schubarts auf, so knapp und bildkräftig zu schildern, daß man sich immer in die Begebenheiten hineinversetzt fühlt und — gern zuhört. Es sind meist oberbayrische Jagdgeschichten, oft in unverfälschtem Dialekt und immer mit behaglicher Laune und Lebensfreude erzählt. Dem Leser ist dabei zumute, wie wenn er müde von einer Bergtour in ein sauberes oberbayrisches Gaststübchen mit hellen Holzwänden tritt, ein „Grüaß Gott" als Willkommen und einen schäumenden Bierkrug oder ein Viertel „Offenen" zur Labung erhält. Man fühlt sich hier sogleich zu Hause, geborgen vor der Hatz der großen und lauten Welt, bei einfachen, geraden Menschen, deren Vernünftigkeit sich bei ärgerlichen Anlässen wohl einmal in echt bajuvarischen Koseworten wie „Rotztasch mißratne!" oder „du ausgschamte Schneegans du!" entladet, die aber sonst angenehmere Tischgenossen sind als die reisenden Salontiroler oder gar die „neuen Reichen", die besonders im Sommer 1921 die unteren Teile der Berge bevölkerten. (Ich spreche aus Erfahrung, ich schreibe dies in Sölden im Ötztal.) Bei Schubarts ungemeinem Geschick, Land und Leute mit wenigen Strichen lebenswahr und anziehend zu schildern, bleibt es bedauerlich, daß er im Erfinden der „Fabel" so genügsam ist. **Wie** er erzählt, ist gut, **was** er erzählt, ist oft von einer erschreckenden Anspruchslosigkeit, und bei den meisten seiner Geschichten erlebt man am Schluß eine Enttäuschung, sie verlaufen im Sande, sie sind ohne Sinnspitze (Pointe auf deutsch).

Eine Freude für sehr viele Leser der Monatshefte wird die Mitteilung sein, daß **Paul Oskar Höckers** Roman **Hans im Glück**, der im vorigen Jahr hier erschien, jetzt in Buchform vorliegt. Nach triftigem Brauch beschränken wir uns, da es sich um den Herausgeber dieser Hefte handelt, auf diese sachliche Notiz, um so mehr, als der Roman sich selbst aufs beste empfohlen hat.

---

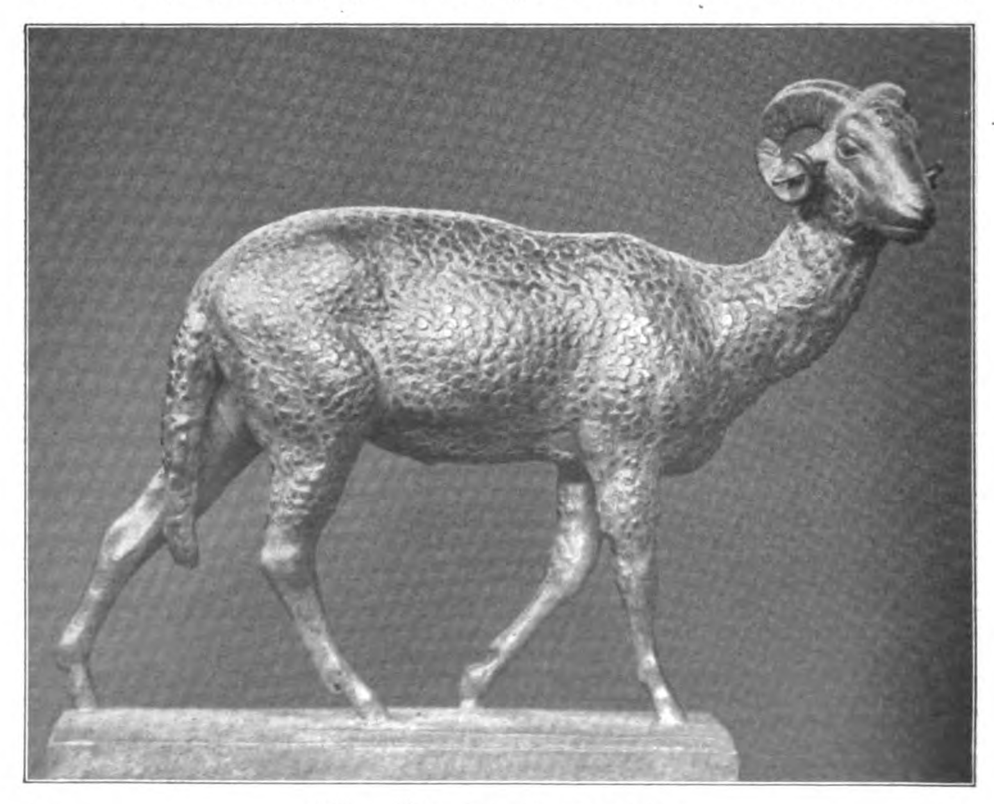
*) Das mögen sich Verfasser und Verleger gesagt sein lassen, die sich zurückgesetzt oder gar „totgeschwiegen" fühlen. Das Bemühen ist schon da, möglichst allen gerecht zu werden, aber sunt certi denique fines.

Illustrierte Rundschau

Tierplastiken von Prof. August Gaul — Handbedruckte Tischdecken — Anhänger von Fritz Möhler — Der Malerhumorist Hans Dieter — Zu unsern Bildern

Ältere Kunstfreunde erinnern sich gewiß noch mit Freude und Dankbarkeit des starken Eindruckes, den die ersten eigenwüchsigen Tierplastiken von August Gaul in ihnen hinterließen. Der Künstler kam aus der Schule von Reinhold Begas — die prachtvollen Löwen am Berliner Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. sind sein Werk — aber er überwand den Naturalismus seines Meisters und seiner Jugend und eroberte sich Ausdrucksmittel, die wohl in der genauen Beobachtung der Wirklichkeit ihren Ursprung hatten, darüber hinaus jedoch ins Allgemeingültige strebten. Heute gibt es viele Bildhauer, die denselben Weg eingeschlagen haben. Als Gaul seine ersten Tierbilder ausstellte, keine realistischen Bildnisse, sondern typische Idealgestalten, war diese Art etwas Neues. Und noch jetzt, wo der in den Fünfzigen stehende Meister längst unter den ersten seines Fachs genannt wird, überrascht er immer aufs neue durch die Treffsicherheit und Schlichtheit seiner Darstellung, durch die Kraft und Erhabenheit seiner Stilisierung. An Tieren, wie wir sie hier zu unserer Freude abbilden dürfen, sitzt zweifellos jeder Muskel an der rechten Stelle, Haltung und Bewegung sind genau erfaßt. Besondere Schwierigkeiten wie etwa die Wiedergabe des Fells ist glänzend gelungen. Aber darüber hinaus haben diese Tiere noch eine geheimnisvolle Kraft: sie vertreten nicht das Einzelwesen, sondern die Gattung. Sie sind dem Zufälligen der Erscheinung entrissen, und man könnte vielleicht sagen, daß sie sich jener märchenhaften Vollkommenheit nähern, die gewiß auch ihren paradiesischen Vorfahren eigen gewesen ist.

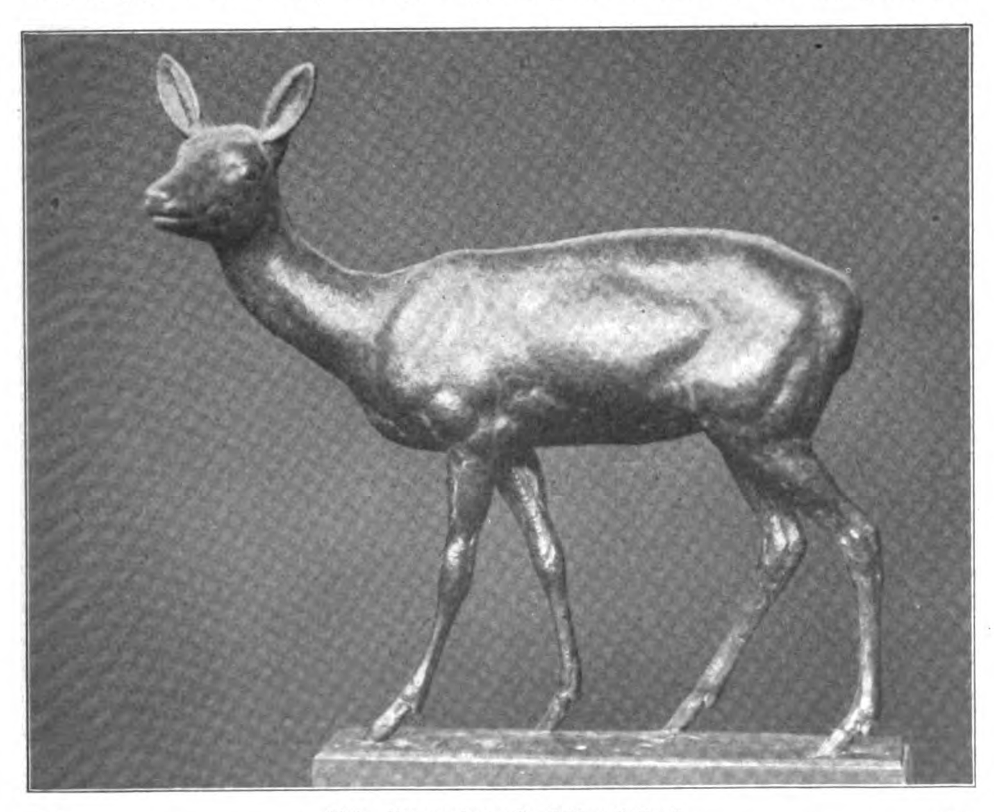
Seit kurzem haben unsere Baumwollfabriken wieder Rohstoffe, um Friedensware herzustellen, und wenn es auch ihre erste Auf-



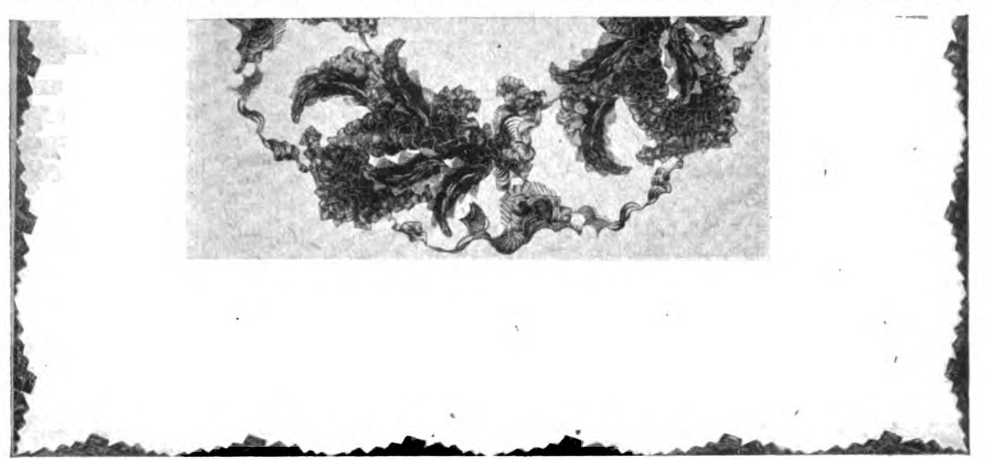
Widder. Bildwerk von Prof. August Gaul
Mit Genehmigung des Verlags von Paul Cassirer, Berlin

gabe ist, das Notwendige zu schaffen, darüber hinaus bemühen sie sich in den leider noch recht enggesteckten Grenzen, neben dem Lebensbedarf der Lebensfreude, dem Lebensschmuck zu dienen. Wird doch auch diese Arbeit zum Besten unseres Vaterlands geleistet. Wir müssen aus praktischen Gründen der Welt und aus seelischen uns selbst beweisen, daß unsere Arbeitskraft und unser Erfindergeist nicht verarmt sind. Mit solchen Gedanken war das Württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart an eine schöne Sonderausstellung handbedruckter Tischdecken gegangen. Sie war das Ergebnis eines Wettbewerbes, den die in der schwäbischen Hauptstadt ansässige Mechanische Weberei Pausa veranstaltet hatte. Der Direktor des Museums, Prof. Dr. Pazaurek, stand der Weberei als kundigster künstlerischer Berater zur Seite. Die Beteiligung an dem Wettbewerb war sehr stark; 529 Entwürfe liefen aus allen Teilen Deutschlands, Deutschösterreichs und der deutschen Schweiz ein. Zwei Damen erhielten die zwei ersten Preise, was gewiß bei einer so ausgesprochen hausfraulichen Angelegenheit nicht zu verwundern ist. Wir bilden die beiden an erster Stelle ausgezeichneten Decken ab. Die Arbeit von Maria Kraus zeigt, wie vortrefflich sich die neue Kunst mit ihrer oft gesuchten Einfachheit für die Lösung rein dekorativer Aufgaben eignet. Weniger kühn ist die Karlsruherin Sofie Wolfinger, obgleich auch sie mit ihren Trauben allem Herkömmlichen aus dem Wege geht. Beide Künstlerinnen haben den Sinn einer Tischdecke gut erfaßt: sie soll gleichsam nur den Rahmen für die guten Dinge abgeben, die darauf stehen. So ein Rahmen darf nicht aufdringlich sein, eine Forderung, der schon zwei Herren (Kurt Schneider in Chemnitz, Georg Kindermann in Hannover), die Träger des dritten und des vierten Preises, sich nicht mehr unterworfen haben. Die Gesamtleistung der Preisbewerber war vorzüglich. Außer den gekrönten Entwürfen (den fünften Preis trug Marie Büchner aus Berlin-Steglitz davon) hat die Firma noch achtzehn weitere zur Ausführung erworben. Im Laufe des Sommers werden die neuen Pausa-Decken für den Handel fertig geworden sein.

Man bedauert immer von neuem, daß es nicht gut möglich ist, Schmuckstücke farbig abzubilden. Die Anhänger von Fritz Möhler würden es gewiß verdienen, und nur in einer farbigen Wiedergabe würde man sie recht würdigen können. Denn auch ihr Vorzug ist der sorgsam abgestimmte Einklang des Metalls und der Steine, ein Ein-



Reh. Bildwerk von Prof. August Gaul
Mit Genehmigung des Verlags von Paul Cassirer, Berlin



klang, der das nicht aus dem Kostbarsten schöpfende Material adelt. Zum Glück kann man auf unsern Abbildungen wenigstens eins sehen, was nicht minder wichtig für die Wirkung ist: die schöne Form dieser Schmuckstücke, die nicht in ermüdender Wiederholung alte Muster nachahmt, sondern auf eigene Weise selber Mustergültiges schafft.

⌘ ⌘ ⌘

In Hans Dieter, dem neben einer Kunstbeilage (zw. S. 112 u. 113) die letzte Seite dieser Rundschau gewidmet ist, lernen die Leser einen Künstler kennen, der sich mit schelmischem Ernst zu den Expressionisten rechnet. Gleich dem schnurrigen Kauz auf dem Einschaltbilde ist er seine Wege gegangen. Durch Selbstunterricht wurde er Zeichenlehrer, und als er ein paar Jahre vor dem Kriege die Karlsruher Akademie zu besuchen die Gelegenheit gehabt hätte, ließ er das hübsch bleiben, weil er fühlte, daß ihn fremde Lehre nur beirren würde.



Aus der Ausstellung künstlerischer Entwürfe für eine handbedruckte Tischdecke im Württembergischen Landes-Gewerbe-Museum zu Stuttgart. Oben der mit dem 1. Preis ausgezeichnete Entwurf von Maria Kraus, Marienbad; unten die mit dem 2. Preis gekrönte Arbeit von Sofie Wolfinger, Karlsruhe

Er hat sich als Maler des Schwarzwaldes, von wo er sich seine Frau geholt hat, einen Namen gemacht. Als seine Heimat liebt er den Bodensee. Dort lebt er seit zwei Jahren, in Meersburg. „Ich schaue," so schreibt er uns, „aus trotzigen Türmen durch Butzenscheiben über spitzgieblige Dächer, die tief unten liegen, und über den glänzenden See hinweg bis zu den Alpen, kann, wenn ich über die Zugbrücke gegangen bin, im Mittelalter leben und behaupte, daß es in der ganzen Welt nirgends schöner ist als hier."

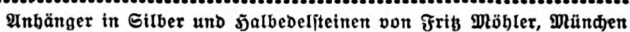
„Ein schwärmerischer Romantiker" werden die Leser sagen. „Aber ein Expressionist?" Nun ja, er gehört zweifellos in die Gevatterschaft von Jean Paul und Wilhelm Raabe oder — um bei seinen nächsten Kollegen zu bleiben — Theodor Hosemann und Karl Spitzweg, d. h. in die Sippe der schrulligen, humorigen und wohl auch etwas bissigen Deutschen, wie sie im Süden und Norden des lieben Vaterlandes gediehen sind. Aber ein Expressionist ist er trotzdem. Er ist nämlich ein so ausgezeichnet deutscher Künstler, daß er gern spintisiert über das, was er schafft, und so sieht er sich im Gefüge einer großen geschichtlichen Entwicklung und trotzdem in einer wohlig empfundenen Einsamkeit. Er hat den Rückschlag, der einsetzen mußte, als die impressionistische Malerei ihre Höhe erklommen hatte, miterlebt, glaubt jedoch, daß ein großer Teil der revolutionären Bestrebungen nichts weiter ist als der stammelnde Ausdruck einer aus dem Leim gegangenen Zeit. Einig ist er mit den Expressionisten in der Forderung nach einer verinnerlichten Malerei, aber er glaubt — und das ist im Urteil eines wilden Expressionisten selbstverständlich ein Greuel — die gesunde Schule des Naturstudiums nicht verlassen zu dürfen. Er meint, daß seelische Bilder nicht ohne optischgeschaute möglich sind. Denn wo das Gegenständliche fehlt, fehlt auch die Brücke zum Verständnis, zum Mitgefühl.

Mit Recht fühlt sich Hans Dieter als deutscher Künstler, und mit behaglichem Humor weist er die, die seine Art bemängeln, darauf hin, daß der sonderbare Heilige, der durch eine übrigens ergreifend großgeschaute Landschaft seinen Weg wandert, zwar einen sehr alten Rock trägt, aber darunter zweifellos ein Herz, rot und frisch wie Vogelbeeren. Und darauf kommt es letzten Endes und allein an.

⌘ ⌘ ⌘

Wir eröffnen das Heft mit einem Bildnis, das auf der Sommerausstellung der Münchner Sezession Aufsehen erregt hat. Seinem in München tätigen Schöpfer J o h a n n e s S c h u l t ist damit das Meisterwerk einer Farbenharmonie gelungen. Der bei aller Liebenswürdigkeit müde und rätselvolle seelische Ausdruck dieser Frau wird von dem opalgleich wechselnden Seidenschimmer des Tuches aufgenommen, während der von einem abendlichen Feuer glühende Hintergrund eine tiefe Scheu vor den Geheimnissen eines Herzens





Anhänger in Silber und Halbedelsteinen von Fritz Möhler, München



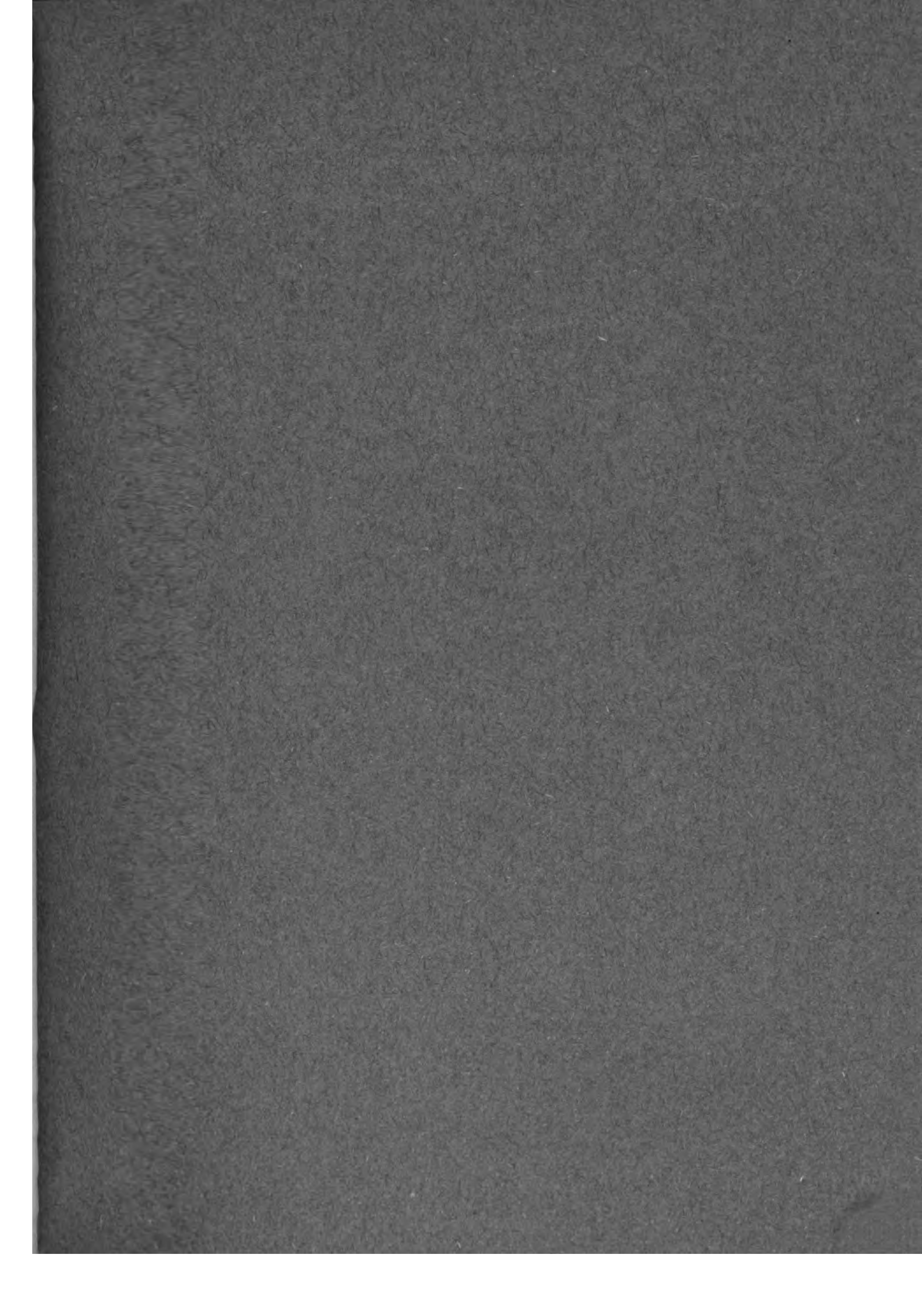
Der Glückliche. Gemälde von Hans Dieter

mut über dem weiten Felde lastet. — Der Düsseldorfer Hubert Dürnholz wird mittlerweile zu den liebsten Freunden unserer Leser zählen. Seine Art ist nicht zu verkennen, er hat das Gewimmel der Menschen gern und sieht doch jeden noch als Persönlichkeit (zw. S. 24 u. 25). — Von Wilhelm Herberholz, der ebenfalls in Düsseldorf malt und radiert, war hier vor kurzem die Rede. Sein Herrenbildnis (zw. S. 32 u. 33) zeigt zweierlei: erstens den starken Sinn für farbige Wirkung; sodann aber auch einen nicht minder starken Humor, der mit wunderbarem Takt genau die Grenze innehält, die diesen vornehmen Geist von seinen geringeren Brüdern, dem Witz, der Drolligkeit scheidet. Während über das anmutige Kostümbild Stucks nicht viel anderes zu sagen ist, als daß es jeden erfreuen wird (zw. S. 104 u. 105), seien uns noch einige

weckt. — Klare Bestimmtheit bis in den letzten Muskel ist wiederum der Vorzug eines neuen Werkes von Hugo Lederer (zw. S. 8 u. 9). Unzählige Male ist dieser Vorwurf aufgenommen worden. Sehr oft ist es den Künstlern gelungen, rüstige Kraft und geschmeidige Behendigkeit zu gestalten. Aber uns ist kein ähnliches Bildwerk gegenwärtig, das so lebensvoll, so jugendfrisch, so gänzlich unakademisch und dennoch formvollendet und unproblematisch wäre. — Eduard Thöny ist der farbig reizvollste unter den Simplizissimuszeichnern, und es macht Freude, ihm auch als Maler zu begegnen. Die Versuchung, ähnlich wie auf seinen Zeichnungen ans Plakat zu streifen, lag bei einem rotröckigen „Jagdrendezvous" (zw. S. 16 u. 17) sehr nahe. Thöny malt denn auch auf kräftige Wirkung hin, aber er verliebt sich nicht bloß in Pferde und Reiter, sondern auch in den wolkigen Herbsthimmel, der mit Schwer-

Worte über den Holzschnitt von Karl Alexander Brendel gegönnt (zw. S. 80 u. 81). Der Künstler (übrigens ein Sohn des 1895 in Weimar verstorbenen berühmten Tiermalers) hatte die Freundlichkeit, für unsere Hefte diesen Holzschnitt zu schaffen. Er ist in sechs Farben gedruckt, und zwar handelt es sich nicht etwa um eine Wiedergabe, sondern unser Heft enthält den Originalholzschnitt selber, nur mit dem selbstverständlichen Unterschied, daß die große Auflage der Zeitschrift nicht von den bereits nach ein paar hundert Abzügen unbrauchbar werdenden weichen Holzstöcken gedruckt worden ist, sondern nach besonders hergestellten Galvanos. Wir hoffen, daß die Leser an diesem mit besonderem Aufwand hergestellten Kunstblatt, das den Wert eines Originals hat, besondere Freude haben werden. Zum mindesten sehen sie daraus, daß wir bemüht sind, auch auf diesem Gebiet Neues zu bieten. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin — Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Frau Reinhardt als Rosenkavalier
Gemälde von Prof. Walther Geffcken
(Mit Erlaubnis von Bischoff & Höfle, München)



Dedekind der Spätere

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Fortsetzung

6.

Philp hatte Sorgen. Er rauchte eben auf nüchternen Magen eine Shagpfeife, eine Angewohnheit von ‚drüben' und sah gedankenvoll auf die Reihe der farbigen Bilder in schmalen weißen Rahmen an der Wand, auf denen allerlei schlanke Arme und Beine sorglos tanzten — Vater kam selten herauf und sah nicht, was er nicht sehen wollte; Philp hätte ebenfalls am liebsten in bequemer Jacke hier oben bei sich Kaffee getrunken und seine Zeitung dazu gelesen, aber das würde der Alte verdammt übelnehmen, und Konflikte vermied Philp seit geraumer Zeit. Sonst war der alte Bürger ganz trätabel, wenn man es unterließ, seinen Seelenfrieden zu stören. Man wahrte die beste Form und zeigte einander Wohlwollen.

Philp klopfte seine Pfeife mit glockenhellem Geräusch aus. Die Sache wurde hier und da bedränglich. Er hatte sich auf dem letzten Rennen höllisch auf ‚Pute' festgelegt, todsicheres Pferd — aber Phiz war ein Tolpatsch, ritt sie vor der letzten Hürde wie ein Irrsinniger sogar mit Peitsche — was man ihm anstreichen sollte — Pistole tanzte um einen Hals nach Hause; und im Schlußrennen steuerte Phiz wie ein Leichenkutscher hinter Heuschnupfen und Rattenschwanz — Pute hinter Rattenschwanz. Man saß eklig im Fuchseisen. — Ja, also, Heino war ein lieber guter Kerl, aber man durfte ihm nicht zuviel zumuten, es war noch nicht allzulange her, daß er hm — — und die anderen? Ausgeschlossen. Und Vater war ein schwieriger Bürger. Nicht rühran. Er gab seinem einzigen Sohn ein recht hübsches, reichliches Taschengeld — aber das Leben stellte auch sonst verdammt hohe Anforderungen, die nicht bloß die Gestalt von Blusen und Spitzenjabots oder wie das Zeug hieß, annahmen, denn Philp war wohlwollend; und im Klub schrägüber vom Continental mochte man nicht bloß kibitzen — er war kein Phantast, verlor auch nicht den Kopf vor den Karten wie sein Freund Piepo Billerbeck seligen Angedenkens, aber er war ein bißchen hartnäckig, so bequem er dasaß, es gab so nette Akzente, die einem das Blut erwärmten; dabei konnte er nach einer schwierigen Panne plötzlich mit einem Gähnen sagen: „Kinder, ich muß mal an einem Veilchensträußchen riechen," stand freundlich auf, plauderte noch eine Weile bei einer Tasse Mokka oder spielte eine Partie Billard, was er virtuos verstand, ein Talent, das selbst sein Vater an ihm schätzte.

Es gab tendenziöse Zeiten. Philp kannte das, es gab eigentlich in jedem Jahr eine oder mehrere solcher Krisen, wenn sie auch seit der letzten eingehenden Aussprache mit Vater vor nicht ganz einem Jahr ein gewisses erträgliches Niveau hielten. Aber diesmal . . .

Er mußte hinunter, Lutze, der Schleicher, hatte bereits einmal gegongt. Philp pfiff nach leidlichem Gehör: „. . . und Liiebe girrt das Tau — aubenpaar . . .', wirklich holde Sache, aber Anna Lindikes Flötenton bekam er nicht heraus; und er stieg geglättet, gut duftend, im Schneeglanz seiner frischen Wäsche hinab und trat mit freundlicher Würde in das riesige, dunkel getäfelte Eßzimmer mit den bei allen Dedekinds üblichen teuren alten Stilleben in Öl an den Wänden. Lutze, der

mürrische Seehund in schwarzer Lüsterjacke und gestreifter Weste, stand an der Tür.

„Morgen, Herr Dedekind."

„Morjen," ein schräger Blick aus dem Einglas streifte den Getreuen; sie mißbilligten einander.

„Morgen, Papa. Hoffe, ich habe dich nicht warten lassen. Gut geschlafen?"

„Morgen, mein Sohn." Es war eine Minute nach halb neun; der alte Adalbert Dedekind saß bereits hinter seiner weißen Serviette und hatte drei Spiegeleier mit Speck vor sich auf dem Teller.

‚Ja, da wollte man sich gleichfalls für den Tag ordentlich stärken,' dachte Philp, nahm gemessen Platz und sah gebieterisch auf Lutze.

So saßen sich Vater und Sohn gegenüber. Beide lang und mager, der Senior mit kahlem, weiß glänzendem Schädel und buschigem, dünnem Schnurrbart, der sich breit über den fetten Bissen neigte. Philp glattrasiert und kurzgeschoren und mit ganz ähnlichem großen Schädel.

Man sprach nicht eigentlich viel. Schwatzhaftigkeit lag überhaupt nicht in beider Natur. Vater vermied zuzeiten jede Neugierde nach den Einzelheiten des Philpschen Tageslaufs und Lebenswandels, und Philp achtete diese vernünftige Zurückhaltung. Fräulein Ziebarth, die ältliche Hausdame, huschte einmal gespannten Blickes um den großen runden Tisch, wo man sachlich beschäftigt war. Philp nickte ihr ermunternd zu — ja, ja, alles da und in Ordnung, altes Mädchen. „Sie haben heute nacht wieder geschrien, Fräulein Ziebarth."

„Nein, wirklich nicht, Herr Philp."

„Doch, Fräulein Ziebarth. Ich ging gerade vorbei als der Alb drückte." Er zwinkerte mit den Augen, worüber sie errötete. Sie schlief etwas unruhig vor Emsigkeit, aber schreien — das flunkerte er.

„Ich sah gestern in der Mohrenstraße eine prächtige Rote Dreier-Sachsen, Papa."

„Kostet?" fragte der alte Herr mit mißtrauischem und stark verhaltenem Interesse.

„Hundertfünfzig." — „Viel zu teuer. Habe eine für netto fünfzig Mark gekriegt."

„Nicht zu sagen!" staunte Philp. „Und dann waren da Umschläge von der nordamerikanischen Hundepost, Bizyklepost."

„Hm — m —"

„Stand kein Preis dran," sagte Philp.

„Spielerei! Was für Kuriositätenschnüffler. — Gut erhalten, wie?"

„Tadellos." Ob er Vatern mal wieder einen flüchtigen Einblick in seine Seele gewährte? Wäre vermutlich aussichtslos — könnte das freundschaftliche Einvernehmen bloß stören. Ein entsetzlich grundsatzfester Bürger. — „Wie ist es übrigens mit deiner Kissinger Reise, Papa?"

„Ich werde den Brunnen diesmal wahrscheinlich hier trinken," sagte Adalbert scharf. „Onkel Richard will Ende Juni hin."

„So, so," sagte Philp.

Nein, es machte dem Alten vermutlich wenig Spaß, Arm in Arm mit Onkel Richard seinen Brunnen zu trinken. Der alte Richard hatte seine Eigenheiten; vorm Jahr in Kissingen war er immer zehn Minuten früher am Kaffeetisch erschienen, bloß um auf der gemeinsamen Platte mit Prager Schinken sich die saftigsten und größten Stücke vorweg auszusuchen, lächerlich, Adalbert bestellte einfach nach; aber schließlich ärgerte er sich, zumal Richard gegen die doppelte Rechnung gereizt protestierte. Echt, echt — und immer mäkelig und hypochondrisch, ein Lederschneider! Sein Sohn Paul war schon geradeso.

„Ich dachte nach Semesterschluß mit meinem Freund Stüdemann ein Weilchen an die See zu gehen, Westerland," plauderte Philp seinerseits. Vater brummte etwas und hantierte energischer mit Schüsseln und Tellern, was aber Philp nicht weiter störte. „Ich verstehe nicht, Papa', daß es dich niemals an die See gezogen hat. Westerland ist doch riesig —"

„Mache mir nichts draus. Habe mir nie was draus gemacht. Den ganzen Tag im Wasser oder Sand liegen wie eine Robbe. Das ist was für Phlegmatiker und — Fischesser."

„Fischesser? Mag sein. Immerhin bedauerlich. Übrigens unsere Generalkonsulin will in den nächsten Tagen in den Marienbader Moorschlamm versinken; ich sprach Heino gestern am Telephon; sie will zur Nachkur nach Schierke. Reichlich zeitig, finde ich."

„Wieso? Ist das einzig Vernünftige. In der Hauptzeit wimmelt es von Hack und Mack."

„Ich denke, ich werde heute — im Lauf des Tages — mal mit herangehen. War lange nicht da."

Adalbert sah mißtrauisch auf; aber Philps Miene war undurchdringlich wie das Antlitz eines Chinesen. Er zündete sich eine Zigarette an, und Adalbert blickte nach der Uhr, wie stets um diese Zeit, wenn Philp noch behaglichere Anstalten traf. „Es ist wohl Zeit, mein Sohn? Was treibt ihr jetzt in eurer Hochschule?"

Philp blies den Rauch durch die große Nase und gab bereitwillig einen ziemlich summarischen Überblick. „Solltest dir's mal wieder ansehen, Papa — naja."

„Du solltest mal um sieben oder acht anfangen, mein Sohn!"

Philp blickte den Alten mit nachsichtigen

Erstaunen an: der Punkt war doch eigentlich zwischen ihnen erledigt; man hatte sich das nach dem Lehrplan so gut man konnte eingerichtet, hatte tüchtig und ordnungsmäßig belegt — vielleicht im nächsten Semester, wenn das Seelenheil davon abhing, wie?

„Ich muß nun streben, Papa. Heute von halb zehn bis eins, mit Viehdemonstrationen dazwischen — wackere Sache. Überhaupt Praxis! Wiedersehen, Papa.“ Und er gab Adalbert die Hand, trollte sich hinaus und warf draußen in der Halle eine schräge, starre Pupille auf Lutze, der dort irgendeine Staubwedelbeschäftigung vorgab.

Der alte Adalbert blieb etwas ärgerlich zurück. Es war heute wieder drei durch, als der Junge heimkam, er — Adalbert — hatte das Droschkenauto gehört, schon die vierte oder fünfte Nacht — wann schlief der Mensch eigentlich? Westerland ... Besuch in der Bendlerstraße ... wann denn? Jetzt war es viertel zehn, vorher kam er niemals weg, meist wurde's noch später. Er hätte ihn irgendeine kleine Junggesellenwohnung beziehen lassen sollen — wahrscheinlich hatte er nebenbei doch so was; dann wäre man weniger diesen — diesen Beobachtungen und Ärgernissen ausgesetzt! Sehr ärgerlich, geradezu niederdrückend! Er war ein reicher Mann gewesen, schon mit Fünfzig. Und der Junge — — ganz guter Kerl, aber schlaff — faul, jahaa — es hatte oft Krach gegeben, aber der Bengel war zäh — furchtbar zäh — er hatte was von seiner eigenen Art — ein Dickschädel und Dickhäuter — was konnte ihm groß passieren? Ein schlauer Bursche und hatte eine Art, die einen manchmal geradezu verblüffte, selbst Tante Johanne mußte bloß lachen und derb auf den Tisch hauen —: ‚der Lümmel!‘ Praxis —? Das redete er so hin. Der Auftrieb fehlte: — ‚ich will!‘ — faul und schlaff — das gemachte Bett stand ja da! Leute, Leute!

Adalbert Dedekind ächzte und erhob sich, hager und sehnig. Er hatte bei allem starken, egoistischen Lebensbehagen, das durchaus nicht ohne Humor und auch nicht ohne philosophischen Gleichmut war, mitunter solche raschen cholerischen Neigungen. Er war der Flüssigste von den alten Dedekinds, weitherum gekommen, las auch gern ein gutes Buch, hatte Geschmack für gewisse repräsentative Künste, ging auch gern einmal ins Theater, besonders in die Oper, schätzte einen behaglichen Lebensgenuß und ließ gelegentlich mal Fünfe gerade sein, wie ein Mann, der viel vor sich gebracht hatte und nun etwas von seinem Geld haben wollte — zum Teufel! Aber der Junge ... der Junge ... das lief einem doch immer wieder über die Galle.

Adalbert Dedekind klingelte mit glitzerndem und dann zerstreut werdendem Blick unter den buschigen weißen Brauen und schien sich nun entschlossen bekömmlicheren oder erfreulicheren Lebensbildern zuzuwenden ... Er wollte sich die — die Rote Dreier-Sachsen in der Mohrenstraße doch mal ansehen — er hatte das bloß so gesagt mit seiner für fünfzig! Der Junge brauchte nicht zu wissen, daß man soviel Geld für eine alte — hmm. Und die Hundepost — man konnte mal nachsehen — wahrscheinlich eine Fälschung — ein Schwindel!

Und er ging ebenfalls langsam und gemessen, den Kopf ein wenig vorgeneigt hinaus und warf dabei seitwärts eine Pupille auf Lutze, als könnte der seine Gedanken erraten haben.

Als Philp schon gegen halb zwölf in der Bendlerstraße vorsprach, stieß er in der Kleiderablage auf Onkel Richard, der ebenfalls dort seinen Hut aufhängte, um der alten Dame seine Aufwartung zu machen. Das störte Philp flüchtig, Onkel Richard hatte so ein mißtrauisches Zucken um die Nase, als wittre er überall Ungehöriges. Auch Tante Adele von der Donatus-Linie saß drin, vermutlich in erregter Debatte mit ihren hübschen, fahrigen Händen — recht so, man konnte ihr die merkwürdigsten Dinge mit gelassener Miene erzählen, sie nahm eigentlich jeden Menschen ernst.

„Nicht im Kolleg, Philp?“

„Komme eben des Wegs, Onkel Richard.“

Aber das war mehr eine metaphorische Wendung; Philp hatte vorhin daheim seine Kollegheft, die er peinlich sauber hielt und in denen er gern mit seinen flinken Rundschriftbuchstaben allerlei Wissenswertes nachschrieb, schon aus Vergnügen an seiner Handschrift und an seinen zwei Füllfederhaltern — er hatte die Hefte in seine Diplomatentasche gesteckt und war am Lützowplatz in eine offene Pferdedroschke gestiegen, um gemächlich durch den sonnigen Tiergarten seinem Ziele zuzusteuern; aber da hatte er an der Hofjäger-Allee seinen Freund Ferdinand Stüdemann genannt Paap vom Klub gesehen, der mit strenger Würde und gelben Handschuhen den prächtigen Morgen genoß. „Hallo Paap — wohin?“ — „Hallo Dedekind — wohin?“ „Arbeiten.“ Paap lächelte und schwenkte leicht den goldenen Krückstock, er war von Stüdemann Söhne, altes berühmtes Transithaus mit zahlreichen Prokuristen und vier jüngeren Chefs, da hatte er als jüngster mitunter ‚eine Stunde‘ für sich übrig, je nachdem man eine oder mehrere oder alle brauchte; er war einer der Gründer des Erbprinzenklubs, mitunter etwas schwermütig, aber voll treffenden Witzes, las gern

die neuesten, auffallenden Bücher und sprach ein bißchen viel darüber. Paap stieg ein, obwohl er lieber gegangen wäre, hatte noch etwas Dampf im Kopf von gestern abend. „Tattersaal am Tor," sagte er langsam zum Kutscher, ohne seinen Freund Dedekind zu fragen, Philp war natürlich einverstanden. „So bei nachtschlafendem Morgen, Paap?" — „Will mir bloß einen Gaul ansehen." Philps Interesse erwachte sofort, er selbst ritt im letzten Jahr nicht mehr, Vater gestattete ihm kein Pferd, und fremder Leute Gäule oder gar 'ne Mietskrake — nee, das war wie — naja. Als die beiden schlanken, stattlichen Herren eine halbe Stunde später aus der guten starken Stalluft wieder herauskamen, wortlos und unnahbar wie jüngere überlastete Ministerialräte, da sah Philp Dedekind wenige Schritte ab einen befreundeten kleinen Strohhut mit pfirsichroten Seidenpuscheln vorüberschweben, und das war zuviel für sein strebsam gewappnetes, aber auch sorgenschweres Herz; er gab dem wartenden Kutscher einen Taler und ging noch ein Stückchen mit Paap und dem netten pfirsichroten Strohhut, der einiges einkaufen wollte, die Linden hinab, und hinterher entschloß sich Paap, an diesem angebrochenen Morgen gleich noch die Sportausstellung drüben bei Schulte mit abzumachen — gut, das schien auch Philp einzuleuchten. Und dann — ja, dann lohnte's sich nicht mehr.

Franz im schwarzen, violett gepaspelten Frack öffnete jetzt die hohe Tür. Philp neigte sich auf drei duftende Hände nieder, auch Martines Kinderpfötchen bekam einen Hauch ab, er hielt streng auf Form.

„Ich wollte mich gehorsamst vor deiner Reise verabschieden, Tante Hedwig," sagte Philp gewinnend zur Generalkonsulin; „ich hörte von Heino davon — komme gerade von meinen Studien. — Ja — riesig nett, daß ich auch dich sehe, Tante Adele, du bist immer im Handumdrehen in Dresden oder Weimar oder München. Wie geht's dem Knaben Donatus — fleißig Repetitor?"

Tante Adeles blonde Brauen vibrierten, die Herren hatten sie gerade in einer ernsten Aussprache unterbrochen, sie war völlig zerstreut, aber sie lächelte mädchenhaft erfreut.

Onkel Richard blickte indessen mißmutig über den Tisch hin, da standen bloß Jam, Früchte, ein bißchen kaltes Hühnerfleisch und Südwein, ‚Damensachen' — Adele, die Schwätzerin, lebte natürlich von der Luft und lehnte alles ab. Philp ließ sich von Franz ein Glas Porter bringen ...

„Und wann reist du, Richard?" fragte die Generalkonsulin teilnehmend nach kurzer allgemeiner Unterhaltung, etwas müde, als griffe sie die bevorstehende Kur schon an.

„Ja — Ende Juni, ich will diesmal wieder nach Kissingen; es geht mir gar nicht gut. Und Alwine liegt an ihrer Ischias zu Bett. Wann fährt dein Vater eigentlich, Philp?" fragte er nach der Seite, ohne den Neffen anzusehen.

„Wird wohl überhaupt nicht reisen, Onkel Richard. Er sagte gerade heute morgen zu mir, daß er seinen Brunnen hier zu Hause trinken wolle. Es schien ihn etwas zu stören an Kissingen."

„Stören? Er war doch sonst immer dort und ließ nichts andres gelten, selbst mein Karlsbad nicht!" er sah mißtrauisch auf. „Ihm fehlt im Grund auch nichts; er hat nichts zu tun, pflegt sich bloß das ganze Jahr!"

Da erhob sich Martine, die teilnahmlos und gelangweilt dabei gesessen hatte, blaß, als fröre sie, und sagte, sie müsse in eine Generalprobe, darauf empfahl sie sich kurz.

Adele aber wurde jetzt noch nervöser und zerstreuter zwischen den anderen; fast so, als hätte sie bloß auf diesen Weggang Martines gewartet, ja, vom ersten Augenblick ihres Hierseins an damit gerechnet. Sie zerknitterte unruhig ihre Serviette zwischen den langen Fingern, legte sie weg, strich aber immer noch einmal mit leichter Hand darüber hin; dabei räusperte sie sich vernehmlich und entschlossen, so daß die Generalkonsulin und Philp aufsahen. „Nun, Liebe?" fragte die Philanthropin liebreich.

„Ich möchte über Donatus etwas mit euch sprechen — aber in Martines Gegenwart ..." sagte sie mit ihrem mädchenhaften Erröten.

Onkel Richard hörte gar nicht hin.

Sie räusperte sich noch entschiedener in ihrer trockenen Art und sah auf Philps ermunterndes Lächeln.

„... Ich bin, um es offen zu sagen, eigentlich gerade deshalb zu dir gekommen, liebe Hedwig," sprach sie offen und rasch; „jedenfalls war dies mit ein Hauptgrund ... Ich weiß nicht, ob die beiden Herren jetzt in der Laune sind ... aber ich fände es ganz passend und richtig, da es der Zufall so gefügt hat," sie sah mit einem kurzen nervösen, vielleicht sogar ein wenig furchtsamen Seitenblick auf Onkel Richard.

Philp nickte wieder ermunternd und ungeheuer wohlwollend: Also Donatus? Los, Tante Adele, in Gottes Namen. Wir sind keine Unmenschen und Kinderfresser.

Adele bewegte leicht ihre hübschen Zeigefinger auf dem Tischrand. „Es ist nicht ganz einfach. Ich habe selbst viel und lange darüber nachgedacht ..." sprach sie mit einer Spur von Hast. „... Donatus ist eine so

offene und auch nachdenkliche Natur und bespricht eigentlich alles mit mir — ich bin ihm dankbar dafür; ich habe es ihm von Anfang an nahegelegt, gewissermaßen die Schwester, die Kameradin, den Mitmenschen in mir zu sehen, ihr versteht mich — von der Nur-Mutter und Respektsperson trennt oft eine Kluft der Fremdheit und Scheu —"

Richard atmete ein paarmal scharf durch die Nase, sie krauste sich förmlich vor Mißvergnügen; er sah heimlich nach der Uhr und war sichtlich zerstreut — ja — ja, er mußte ins Geschäft vor Börsenschluß! Dummes Zeug, Schwester, Mitmensch, Respekt, als wenn diese Nichtstuer, diese Laffen vor irgend etwas in der Welt Respekt hätten! Klugschwätzer, dieser Donatus!

„Wie, Liebste?" fragte weich und leidend die Philanthropin.

„Ja . . ." der hübsche Zeigefinger glitt rascher über das Tuch, das kam wohl von dem eifrigen Briefeschreiben. „Donatus hat eine nicht ganz kleine Enttäuschung erlitten," sagte Adele leise; „ihr habt es ja wohl ein wenig gemerkt. Er hatte sich heftiger engagiert, und das reizende Mädchen —"

Philp, der eben die Porterschale gehoben hatte, verschluckte sich ganz wenig und sah auf Tante Adele, und Richard trommelte mit den Fingern und bekam ein merkwürdig schiefes Gesicht.

„Und nun — —" fuhr Adele fort und blinkte mit den blonden Lidern.

„Wird sich trösten!" sagte Richard.

Adele wurde noch röter. Sie beachtete es sonst nicht leicht, wenn man lächelte. Kurzum, ihr hübscher Donatus ginge in seiner spontanen Art mit der Absicht um, eine junge Witwe, der er schon früher gesellschaftlich begegnet war, in einem Verlangen nach Heimglück und Arbeitsruhe, als Hausdame zu sich zu nehmen — eine Art nun ja . . . Gewissensehe, Adele scheute sich nicht, es auszusprechen', wobei ihre Wimpern ein paarmal hastiger schlugen; der letzte Verzicht hätte ihm, wie er ihr gestanden, einen Chok gegeben . . . Adele räusperte sich wieder aus einer gut bürgerlichen, mütterlichen Angst, unter aller Liberalität, heraus.

Dann sah sie die andern drei mit hellen, fragenden, Rat suchenden Augen der Reihe nach an, fast kühn. Die blieben stumm.

Auch Philp. Seine Meinung wäre: man sollte allerseits darüber weniger reden, trotz Chok, ‚Arbeitsruhe', Heimglück usw. Eine allzu persönliche und gewiß auch wirtschaftlich praktische Donatus-Angelegenheit . . .

Tante Hedwig sah wirklich leidend aus, und ihre Augen blickten scharf, dabei lag ein klares Rot des Unwillens auf ihren Backen.

„Oh, Liebste —!" sprach sie etwas kurzatmig. „Ich kann dazu gar nichts sagen und möchte auch nichts dazu sagen!" Es klang abweisend und sehr bestimmt, und sie sah nach der Uhr hin, als gedächte sie diese Frühstückstafel aufzuheben.

Onkel Richard, wie Philp mit Spannung feststellte, trommelte stärker mit den magern, weiß und dünn behaarten Fingern: „Und wie wird diese — diese wichtige Affäre ausgehen?" fragte er und starrte Adele aus dem schmalen, trocknen, faltigen Gesicht mit dem langen, dünnen Vollbart an.

Die Generalkonsulin erhob sich. „Der Hut ist entzückend, liebste Adele . . ."

Onkel Richard aber, der sich jetzt an den Zigarren auf dem Rauchtisch zu schaffen machte, drehte sich plötzlich mit fleckig gerötetem Gesicht um: „Darf ich dir etwas sagen, liebe Adele?" fragte er, lang und hager vor Adele stehend. „Man sollte diese — diese junge Herren nicht so ernst nehmen! Man sollte sie im Gegenteil im weitesten Verstande sich selbst überlassen — nachdem man sie aus seiner strengen, aus seiner scharfen und nüchternen Zucht entlassen hat! Aus seiner nüchternen, nicht mit verschwommenen Hirngespinsten spielenden Zucht . . . Das ist meine Meinung! Man sollte —" und er stieß mit dem magern, spitznageligen Zeigefinger zornig durch die Luft — „diesen jungen Leuten monatlich 150 Mark geben mit der nüchternen, vernünftigen Weisung: nun seht, daß ihr was zustande bringt im Leben! Was ihr darüber braucht, verdient euch selber! Das ist meine Ansicht. Es gibt leider in unsrer und in tausend andern guten Familien Söhne, die auf dem Sofa und fürs Sofa gepäppelt werden, denen jedenfalls diese Ansicht auf ein bequemes Leben nicht beizeiten genommen wird, so daß sie selbst nicht mehr davon loskommen und dabei glauben, ein wer weiß was für erhabenes Herrendasein zu führen — schwatzend oder nicht schwatzend — ohne Ehrfurcht und Respekt vor dem Lebenswerk und der Einsicht älterer Leute — —"

Philp hörte ihm treuherzig zu mit der unbewegten Miene eines Brahmanen.

„Manche Eltern, liebe Adele, haben schon ihr blaues Wunder bei dieser Methode erlebt. Und in vielen Fällen, in den meisten Fällen, ich darf das wohl aus eigener häuslicher Erfahrung bekennen, tragen die Mütter mancherlei, wenn nicht viel und alles zu diesen Zuständen bei . . . verzeih . . . Wir hatten gerade in diesen Tagen so einen eklatanten Fall im Geschäft. Der junge Villerbeck —"

„Piepo Villerbeck? Wieder im Lande," fragte Philp mit starkem Interesse.

„Ja, du dürftest den jungen Herrn gekannt haben!" sagte Onkel Richard, ohne den Neffen zu bemerken. „Er gehörte ja wohl zu euerm — Klub!" — „Früher mal. War unmöglich."

„Unmöglich? Ja! Er dürfte schon früher dort unmöglich gewesen sein, nach meiner Ansicht! Solange der alte Billerbeck lebte ging es zur Not — dann Abschub nach drüben durch die Verwandten. Aber nun — in diesen Tagen — er soll allerdings wieder hier sein, dein Freund Billerbeck! — wurden uns im Büro einige Wechsel präsentiert mit der Unterschrift seines Onkels ... sie war nicht ganz vertrauenswürdig oder echt diese Unterschrift —" „Unmöglich," sagte Philp. „Hätte ich nicht von ihm gedacht."

„Hättest du nicht —?"

„Und wird man ihn —?"

„Weiß ich nicht. Es wäre meines Erachtens das Richtigste. Aber man wird wohl den Skandal fürchten, es gibt leider immer einen Ruf zu wahren! Ich erzähle das exempelshalber — es hat mich alteriert — und wenn man da nun — hm — m —" er griff nach seiner tadellos fest und lang gebundenen schwarzweißen Krawatte unter dem hohen, blendenden Kragen, ohne sie im geringsten zu verschieben. Er hatte die kleine Henry Clay, die er zwischen den Fingern hielt, noch gar nicht angezündet, und Philp gab ihm liebenswürdig Feuer.

Adele räusperte sich wieder nervös und zuckte die schönen Schultern. „Das dürfte doch etwas anderes sein, lieber Richard — ganz anders liegen!" sagte sie mit ärgerlicher Bestimmtheit. Solchen grobdrähtigen Argumenten gegenüber war sie energisch; sie verletzten sie wie eine geistige Indelikatesse, wie eine ungeistige Plumpheit oder Roheit. Und dann stand auch sie auf ...

Die Philanthropin war es gewöhnt, eine beherrschende Rolle zu spielen — aber die liebe Adele hatte es ihr leider unmöglich gemacht, vermittelnd einzugreifen. Sie schritt jetzt majestätisch zur Klingel, denn sie selbst hatte noch in dieser Stunde eine unaufschiebbare, dringende Besprechung mit der ihr befreundeten Fürstin Laura Lövenstern in einer humanen Angelegenheit; die Fürstin hatte bereits vorhin angerufen.

Onkel Richard suchte gleich darauf für seine Person nach einem Wort des Abgangs, denn er trat nach solchen Anlässen, die seinen Hals hellrot färbten, gern klug und vorsichtig wieder beiseite — was ging es ihn an — mochten sie zusehen, wie sie fertig wurden — er hatte seine Sorgen! Er haßte und fürchtete auch den Familienklatsch.

Philp aber schien es vollkommen zwecklos, den alten Herrn aufzuklären. Solche Billerbecks und Desperados gab es überall, in allen Schichten, oben und unten. Total abgeschmackt. Er seufzte innerlich — Sorgen, Sorgen und Unerquicklichkeiten! War sonst immer so nett hier gewesen.

Aber er geleitete zuvorkommend Onkel Richard und Tante Adele hinaus an den Wagen, denn im Grunde nahm er nichts allzuschwer oder gar übel.

„Willst du schon wieder in die Stadt?" fragte Richard den Neffen etwas unbegründet draußen am Wagen.

„Dringend zu tun."

Onkel Richard gab gar keine Antwort, er half Adele beim Einsteigen — sie sah wenigstens gut aus, der alte Richard machte gern einen guten Eindruck auf die Welt. Und Philp nahm höflich auf dem Rücksitz Platz.

Ob er jetzt mit dem alten Richard einmal über seine lastenden Bedrängnisse sprechen sollte? Putzig, kein aussichtsreiches Beginnen! Schon bei Paul war es vollkommen zwecklos. Und Artur — der Feudalaristokrat — er führte noch heute peinlich Buch über drei-, vierhundert Mark.

An der Königgrätzer Straße wünschte Philp auszusteigen. Er küßte Adeles lichtlederne Hand und nahm verbindlich von Onkel Richard Abschied. Dann mietete er sich am Platz einen eigenen Wagen und fuhr zu Heino. —

„Tag, alter Heino. Ja, danke, mir geht es leidlich. Und dir?" Herr Grüz entwich mit wehendem Seidenbart. Heino hatte enorm zu tun.

Er erhob sich frisch und mit klangvoller Stimme. Er schien heiter, in bester, festester Laune. Und das gefiel dem alten Philp, das erfreute ihn heut außerordentlich. „Tätig?"

„Sehr, mein guter Philp! Es schafft ein gelassenes Gemüt, fröhlich matte Ruhe des Abends und warme Hände und Füße."

Philp ließ den Blick, den kein Erstaunen und keine Spannung trüben konnte, umhergehen. Ja, es sah so aus. Papier, Zeitschriften, Bücher, sogar Konten und ein Haufen Briefe ... Ganz hübsche Sache, so Chef zu sein, konnte er dem braven Heino nachfühlen. Man unterschrieb, besprach dies und das mit Grüz oder Dorn, disponierte ein bißchen, ging durch die Fabriksäle und sah streng auf die vielen hübschen Mädchen, konferierte mit Albrecht — nun ja, Albrecht war etwas störend — aber sonst ganz famose Sache, könnte auch ihn reizen; und dann nach Schluß unten ein nettes, kleines Auto an der Tür. „Ja, du bist im Lot."

„Ich denke doch," sagte Heino mit einer recht frischen Entschiedenheit und lachte.

„Wie geht es den Damen vom Gendarmenmarkt? Sollen da seit vierzehn Tagen irgend-

wo im Scharmützelsee baden, hörte ich; Gustel natürlich mit einem Malschirm auch im Wasser. Siehst du sie?"

„Nicht eigentlich. Aber es geht ihnen sicherlich nach Verdienst gut," sagte Heino leichthin. — ‚Weicht aus,' dachte Philp. „Und was treibst du, mein Junge?" fragte Heino. Philp seufzte leicht und zeigte die Andeutung einer Sorgenfalte auf seiner hohen Stirn. Ja, Heino war in ausgezeichneter und behaglicher Stimmung. Er sah eine Weile auf Philps gefaltete Stirn. — — „Wieviel, Philp?"

„Ich glaubte dich ja wohl um diese Stunde sicher zu treffen, guter Heino."

„Wieviel?"

„Du beschämst mich, und ich möchte von glühenden Kohlen sprechen." Ja, Philp hatte ein dankbares Gedächtnis; kühler verlaufene Aussprachen freilich vergaß er leicht und gern. Philp war auch nicht eigentlich unbescheiden... Bloß mal das Gröbste, bester Heino, Philp verlor niemals den Kopf, nicht im Unglück und nicht bei freudigeren Anlässen. Das Gröbste und Drückendste — denn schließlich war doch auch Adalbert nach so langer Zeit wieder einmal fällig und mit List und äußerster Behutsamkeit herumzukriegen, da man doch immerhin nahe verwandt mit ihm war, näher als mit Heino, und einmal bekam man es ja doch, eh' es die Motten und Würmer fraßen!

Philp senkte einen Augenblick lang die Lider, bevor er sich bestimmter ausdrückte, und Heino schlug kurz und derb mit der flachen Hand auf die Schreibtischplatte — „Donnerwetter!" Aber er blieb auch hiernach in männlich gefaßter und erfreulich mitteilsamer Stimmung. Er war der aufgeschlossenste, freieste von allen — kein Philister und merkwürdig frisch — außerordentlich frisch!...

Und um ein weniges später — an einem Zusammentreffen mit Albrecht lag Philp nicht viel — lustiger, tüchtiger, alter Bursche, aber ein bißchen geradezu mit seinen Fragen und Antworten! — stieg Philp würdig, mit erneuertem Lebensbehagen wieder die Treppe hinab, spazierte noch ein Weilchen auf eigne Faust, nachdem er ein paar ältere Werkmeister, mit denen er von seinen früheren Besuchen her befreundet war, herzlich begrüßt hatte, an den Fabrikfenstern hin, um einen leutseligen Blick über die vielen netten, hübschen Mädchen zu werfen, und kletterte darauf befriedigt in seine Droschke, die er vorsorglich hatte warten lassen; denn so ein Räderwerk war in der schlichten, schätzenswerten Regeleinstraße rar.

⁂ ⁂ ⁂

Als Heino an einem der nächsten Mittage vor dem Gärtchen der Witwe Pickenbach am Scharmützelsee hielt, herrschte dort tiefe Stille. Hühner raunzten mit weltfremdem Stumpfsinn, ein Urlaut, den die Sonnenglut matt machte. Kieswege blitzten in der Sonne, und aus dem roten umsponnenen Häuslein klirrte Küchengeräusch.

Heino sah mit Spannung über den weißen Zaun, also hier wohnte man, hübsch und ländlich. Man sollte klare, klingende Mädchenstimmen sprechen und rufen hören, aber dergleichen war nicht zu vernehmen; noch besser hätte Mädchengesang hierher gepaßt, helltropfende Stakkatotöne mit wogender, perlender Klavierbegleitung, die den kühlen Duft der Elfenbein- und Ebenholztasten in den heißen Junitag atmete. Nichts davon.

Sie hatten vor einigen Tagen von ihrem prächtigen See aus angerufen, fern von Geschäften, Konferenzen, Besprechungen und Erwägungen. Sie hatten nach Büchern verlangt, dort gäbe es bloß Mücken, sie verkämen ein wenig, zumal sie sich ständig vor einem benachbarten Herrn in Badetrikot, Strohhut und Zwicker verbergen müßten — oho! munter! Ihre Stimmen, die er, als der Apparat schnurrte, gar nicht vermutet hatte, waren wie ein lichter, klingender Funkenstrom in ihn hineingeglitten — mit einem beseligenden Nachhall.

Das Gärtchen lag dicht am Walde, war selbst ein Stück Wald mit Kiefern, Gebüsch und grellen Bauernblumen, kühlschattig und lichtgefleckt. Fern, in Weißglut blinkte das Wasser zwischen schwankendem Gezweig.

Ein Hähnchen krähte — ja, das war zum Einschlafen! Ob die Mädchen die matten Glieder in Hängematten ausgestreckt hatten, die irgendwo zwischen sonnig geflammten Baumstämmen schwankten? Der Gedanke erregte ihn unaussprechlich, erfüllte ihn mit einer müden, verliebten Empfindsamkeit, als machte man jenes leise Schwanken mit und röche den trocknen Hanfgeruch der Bindfäden. Verwunschene Welt.

Plötzlich hob er den Kopf. Nun also — dort, fernab im Walde ragte ein weißer Zeltschirm — ein Leinendach, ein Markt- oder Malschirm und dürfte als Wegweiser anzusprechen sein.

Da ging er gemächlich den Lattenzaun zu Ende und bog in den Wald ein auf weichem Boden, der nach verdorrten Tannennadeln und nach frischem Moos duftete, die Stämme flimmerten weithin. Aber er erblickte auch beim Näherkommen durchaus nichts von einer Hängematte; er sah bloß Gustel, die dem Augenschein nach eine schillernde Waldfliege porträtierte — und es verdroß ihn, daß sie einsam war.

Er faßte sein Paket fester, es waren eigent-

lich zwei Pakete, aber das zweite war leichter und lockte die Bienen und Fliegen des Waldes an, als witterten sie hinter dem dünnen Papier Nektar und Süßigkeit.

„Ihr laßt euch suchen, Gustel, muß ich sagen! Das ganze Haus leer. Kein Mensch öffnet. Die Dame Pickenbach legt Eier, und die Hühner singen Solfeggien. Wenn nicht der Herr mit dem Zwicker, dem Badetrikot und dem Strohhut gewesen wäre —“

„Tag, mein Jungchen. Wie geht es dir?“ sagte Gustel mit tiefem Behagen und sah den Vetter beinah zärtlich an. „Das hast du gut gemacht — wir hatten ein bißchen Sehnsucht oder Langeweile, wenigstens Anna; so ist der Mensch.“ Heino hörte's gern.

„Sie ist noch im Wasser.“ — „Wasser?“

„Schwimmt wie'n Mann. Aber erst mittags, wenn das Wasser oben warm ist.“

„Das muß sehr köstlich sein.“ Er nahm den Strohhut ab und setzte sich voll Wohlgefühls in den herrenlosen Faulenzer, der im Schatten stand, dies war, wie man annehmen konnte, Annas Liegestatt. Er kreuzte behaglich die Beine, der Wald roch stark und kühl, und ein Lüftchen strich über sein Haar. „Du hast dich ein wenig verändert, Gustel,“ meinte er, denn ein gewaltiger Mückenstich leuchtete auf ihrer Nase, ob auch Anna — behüte, obwohl er es den Mücken zutraute.

„Nein, schöner macht es mich nicht. Ich bin gleich fertig — so. Ich male nämlich auch — in Ö—l aus verschämter Liebe. Eine zähflüssige Angelegenheit — wie Lindike meint; sie ist furchtbar klug. Sie vermißt einiges, das sei zu sachlich — stumpf — unpersönlich. Was soll ich denn aus einem Astloch mit Pilzen und Fernsicht machen — der Mensch, der Mensch ist die Hauptsache! Immer der vermaledeite Mensch! Überhaupt — Öl. Weißt du, was Lovis Corinth einmal vor Jahren zu mir sagte —: ‚Nä-in, Kindchen, wenn ich Ihre Ölflecke ansehe, wird mir trocken im Mund, und ich muß was Gutes trinken!‘“ So sprach sie, wusch einen Pinsel und fing an, wegzupacken.

Heino blinzelte gemütlich zu ihr hinüber, die Hände über dem Magen gefaltet. „Das sind so gute Einseitigkeiten, die man nicht stören sollte. Es gibt andererseits vortreffliche, höchst persönliche Stilisten, die sobald sie Verse schreiben, unsicher und blaß werden wie Hochzeitsdichter.“

„Es ist immerhin ärgerlich, wenigstens die vertane Zeit!“ grollte Gustel.

„Kann schon sein. Immer das reizt, was man nicht hat. Tüchtige Schneider wollen Volkstribunen oder Helden sein, obwohl das doch eine Tätigkeit besonderer Art ist. — Wie ist es nett hier, lieblich sagt der Deutsche.“

Da hörte er ein Rascheln hinter sich, das sacht näher kam, und das ihn in der Tiefe erschütterte; er wandte den Kopf nicht, als wünschte er, sich des Wissens um dieses Herankommen noch mehr zu versichern, oder auch, als hätte er Furcht, vor die Gewißheit gestellt zu werden. Aber das wurde unerträglich. Er stand auf und stand vor ihr.

Sie war frisch und ihre Haut schien kühl von dem Bade; ihr Blick strahlte unter den dunkeln Brauenbogen, und das starke Haar war lockerer. Er sah die weißen, ein wenig langen, vom Wasser beruhigten Hände. Und da wußte er plötzlich, daß er sie — liebte. Ohne Begründung und Erklärung. Nichts weiter. Sie liebte! Nichts andres. Die Luft schwang und klang, und das Sonnenlicht tönte und zitterte.

Dann gaben sie sich die Hände, es war erst ein scheues, lächelndes Greifen, dann ein fast hungriges Fühlen, beider Augen waren von leichter Starrheit befangen, und Annas schöne Brauen hoben sich etwas empfindsam.

... Das dürfte nun also, so glaubte Heino Dedekind, ein guter Tag werden! Jede Minute erfüllt mit Traum und wachstem Bewußtsein, nichts verrann, alles war Dauer, weil jeder Augenblick Fülle und Sättigung gewährte. Die Zeit stand still. Verweile doch ... Und es ward wahr.

Heino lag auf der Erde dicht vor ihren Füßen und packte seine Bücher aus. Nein, das andre Paket, meine liebe Gustel, kam später daran, nach Tische vielleicht!

Er hatte noch gestern abend voll Eifers gewählt und zusammengestellt, unversehens mit ihren Augen suchend und kostend, aber auch mit eignem strengeren Willen, und dabei hatte er gedacht: es ist Sommer da draußen, und du selbst bist ein trüber Schulmeister! Wußte er nicht, daß ihr Geist schlank und rank war wie ihre Seele, beweglich schweifend, fernelüstern und schließlich allem geöffnet? Solche Frauen steigen auf jeden Gipfel — und als ob Buchweisheit eines schönes Weibes Wesen und Kraft beschlösse. Narr. Geh schlafen.

Er reichte ihr die Bände hinauf, sie häufte sie auf ihrem Schoß und blätterte darin, und über den Rand hin traf ihn mitunter ihr rascher Blick mit schimmernder, grauer Tiefe. Er streckte sich auf dem weichen, warmen Boden aus, legt die Hände hinter den Kopf, und sah sie an, während sie die Arme auf den Bücherstoß in ihrem Schoße legte und das Gesicht darüber neigte.

So sprachen sie, indes Gustel immer noch an ihren Pinseln wischte; Bienen kreisten in immer gleicher, scharf tönender Kurve, bis sie an einem Punkt plötzlich aufprallten und



Studie

Von Walter Ditz

(Glaspalastausstellung München 1921)

ausbrachen, von eignem Schwung hinausgeschleudert wurden — Stille; Hummeln stürmten herein und polterten grimmig und täppisch, bis sie befriedigt brummend in die Waldblüten niederfielen. Mitunter rauschte es breit durch den Wald, und ein Kuckuck rief mit ferner, wunderlicher Menschenstimme.

Zum Essen spazierten sie nach dem Kurhaus davon, denn die Dame Pickenbach war bloß für Frühstück und Abendbrot zuständig. Sie saßen auf der hellen Glasveranda am Haus, sahen über das blaue Wasser hin, auf dem ein Dampfer mit buntem Menschengewimmel schaukelte, und ließen es sich wohl sein. Die Stunde erinnerte Heino ein paarmal an Gliezen; freilich, damals waren sie ihrer zu viele gewesen, auch dann noch, als die Mama mit der süßen, von Weltduft umspielten Lily wieder entwichen war. Jetzt war es hübscher, ganz harmonisch. Und doch sah er im Geiste die Terrasse, das Haus den See, den schwankenden Park, alles leer, als wartete alles auf ein Leben, vielleicht auf eine schlanke Gestalt mit dunkelm Haar und grauen Augen, die zwischen den Blumen schritte, auf den See hinaus schaute und singend durch die Zimmer des Hauses ginge, es mit ihrem Hauch erfüllend.

Danach war man faul und mußte man schlummern. Sie gingen heim, aber auch dafür boten Haus und Garten der Frau Professor Pickenbach keine passende Stätte. Die alte Dame betrachtete neugierig das Dreiblatt durch die kleine Brille. „Also in den Wald, Frau Professor," erklärte Heino Dedekind und klemmte entschlossen Kissen, Decken und Bücher unter die Arme.

„Heino, mein Jungchen, wo ist das andre — Paket?" fragte Gustel besorgt.

„O Gott, das habe ich irgendwo stehen lassen," und er sah sie bestürzt an und ging behaglich weiter.

Vom Nachbarzaun her betrachtete eifersüchtig der Herr im Badeanzug, Strohhut und Zwicker diesen Auszug, ein Kolonialbeamter und Junggeselle, wie Heino erfahren hatte, der in seinem Häuschen nebenan für natürliche Lebensweise schwärmte und über nur wenig Garderobestücke zu verfügen schien — ärger war es, daß er Anna mitunter am Zaun oder im Wasser ansprach und sie mit den Lehren Lao-tses und dessen ‚epikurischem Sinn' bekanntzumachen suchte, während er auf dem Rücken schwamm oder mit ausgeblichenem Badetrikot am Zaun posierte. Heino schätzte ihn nicht.

Gustel trug den Stuhl, Anna die Hängematte, der Wald duftete noch gewaltsamer und träumte in schwerer Mittagsstille.

Zwischen zwei Kiefern im Schatten wurde die Hängematte für Anna ausgespannt, Gustel liebte es, der Erde näher zu sein; sie bat sich noch eine Wegzehrung aus dem süßen Kasten aus: „Gute Nacht," sagte sie und zog davon unter ein Birkengebüsch in der Nähe, das fein nach heißem Juchten roch, breitete eine grün gewürfelte Decke aus, türmte zwei Kissen darauf, legte sich eins auf den Magen, deckte einen Schleier übers Gesicht, schleckte und entschlummerte.

Auch Anna lag, aber sie hielt die Hände unter dem Haar verschränkt und sah in die wehenden Wipfel hinauf, während Heino seinen Liegestuhl in eine befriedigende Stellung brachte.

„Es ist hier angenehm schattig," meinte er, streckte sich und faltete die Hände über dem Magen, ein Kiefernstamm knarrte über ihnen, und die goldnen Fliegen läuteten.

„Wollen Sie ein Buch haben, Fräulein Anna? Oder wünschen auch Sie jetzt etwas aus dem Kasten?"

Sie atmete, ihr Busen hob sich ruhig. „Ich bitte," sagte sie und legte sich zur Seite, die Wange auf dem roten Kissen. Er bot ihr den Kasten und sie wählte erst bedächtig mit den Augen. Er hätte über die schlanken Mädchenfinger mit den blanken Nägeln streicheln mögen, er sah fest darauf.

„Sie wollen schlafen?" fragte er.

„Nur so tun," antwortete sie und dehnte sich dabei leicht.

In ihm war wieder das Sprengende, aber er war auch matt, wie erschlafft, und auch ihre Hände schienen müder, mit feinen Adern darauf, die ihn unruhig stimmten.

So schwiegen sie eine Weile, nach einer langen Pause fragte er: „Singen Sie viel?"

Sie bejahte mit besorgten Brauen. „Ach die Kopftöne — daraus wird nie etwas! Aber die Mittellage ist gut... Der Herr mit dem Zwicker meint, es klänge manches Mal wie herzzerreißendes Klagen. Zuweilen aber äußert er ganz bestimmte Wünsche."

„Ich mißbillige ihn!" Sie lächelte.

„Und Sie, Herr Doktor, Sie sind fleißig —?"

„Ja." Auch er dehnte sich unmerklich, er durfte sich das schon gestatten, überhaupt diesen ganzen leichten, lichten Rasttag am Wochenende. „Ich schlage einen Kreis um mich. Es macht sich," sagte er langsam und genießend — „sacht und beharrlich. Merkwürdig, wie Erfahrung im Unterbewußtsein bereit liegt, dort durch Jahre registriert wurde ... fast so, als hätte man immer im Zentrum gestanden."

„Und warum jetzt —?" fragte sie.

Doch darauf antwortete er nicht. Die kleine Falte über der linken Braue erschien.

Gustel da drüben schlief tief und wunschlos, lag verschleiert wie eine vom Leben

satte rundliche Haremsdame auf ihrem karierten Waldlaken.

Heino Dedekind lenkte das Gespräch von sich ab und sprach halblaut von ihr; von ihren Studien und beginnenden Erfolgen; dann auch von früheren Dingen, von der Schule Gedelius in der ehrlichen Brüderstraße, wo Anna einmal auch als gewichtigere Lehrerin beamtet gewesen war — sie hatte ein Examen gemacht — unmöglich! sie hatte mit erhobenem weißen Zeigefinger den jungen Damen feiner Stände Wissenswertes ins Gehirn gestoßen — Satzteile — arithmetische Probleme — unmöglich — ganz unmöglich — er hätte mit tiefem Lachen so einem Exerzitium beiwohnen mögen — besser nicht. „Nein, Fräulein Lindike; ich bewundere es, aber ich kann mir durchaus kein Bild von Ihnen in dieser Pose machen. Will auch nicht."

Sie hatte die Arme wieder behaglich hinter dem Kopf verschränkt. So lag sie gern — und ließ ihn sprechen.

Sie schloß mitunter die Augen und hörte das helle, kreisende Surren. Sie waren beide wach, ganz wach und träumten.

Man war einander nahe, sehr nahe. Man fühlte das bei geschlossenen Lidern noch klarer. Man brauchte nicht die Hand zu heben, um einander zu berühren.

Aber was wußte man voneinander? Wenig — ihr Auge sah klug und scharf in ihn und in seine eigensinnig empfindliche Art hinein: Menschin! so hatte Gustel einmal von ihr gesagt. Es war ein Spiel, bei dem einem das Herz erzitterte! — Und was wußte er von ihr? Sie hatte manches von ihrer Kindheit und ihrem Leben gesprochen, sie war einfach und behütet, schlank emporgewachsen. Und Gustel wußte noch mehr. Alles. — Alles?

Sie war ein glühender Mensch. Aber Mädchen, Frauen waren auf der Haut kühl und glatt wie Elfenbein — er wußte nichts.

Er öffnete die Augen, ein Lichtfleck war gerade auf seine Lider gefallen, nun war das Grün des Waldes dunkler, im ersten Augenblick finster und kühl. Er rückte den Kopf zur Seite. Er sah auf Anna, sie schien zu schlafen, ihre Brust hob sich sanft. Süße Brust ... was hatte darin gelebt?

Es quälte ihn fast für eine Sekunde. Die Frage war ihm nie so nahe gewesen. Wozu? Alles war nahe in dieser Gegenwart.

Er bewegte sich und liebkoste mit dem Blick das reine kühne Profil, in dem sich die dunkeln geschlossenen Wimpern regten.

Diese Wimperbewegung erschütterte ihn. „— Was haben Sie früher erlebt, Fräulein Anna?" fragte er plötzlich leise.

Sie antwortete nicht, als hörte sie es nicht oder als verstünde sie die Frage nicht. Ihre Stirn schien sich zu röten. —

„So schwer zu sagen?"

„Was wollen Sie wissen?" fragte sie dann. Sie wandte sich ihm langsam zu; und ihr Blick war fest auf ihn gerichtet: „Einiges. — Und Nichts. — —" So sagte sie langsam und schwebend.

„Niemals Tieferes?" — fragte er wieder, und die Pause, die den Worten folgte, war heiß. Hatte sie ihr Herz niemals aufgerissen und gläubig dargebracht? Kindlich — kindisch? Mehr — vermessener? Er wußte nichts. Man wußte es wohl niemals. Man konnte bloß gläubig sein.

Sie verneinte verschlossen und hart mit den Augen. — Alles vergessen! — Alles — nichts! — — Kindlich und kindisch oder voll Abwehr und Irrtum. — —

Da schwieg er. Sie sah auf sein starres Gesicht, und ein Weh faßte sie und ein Schrecken, der sie brannte und ihre Haut versengte. Sie hätte sich aufrichten und es abschütteln, abreißen mögen wie ein brennendes Gewand. Dann war es vorbei. Sie lehnte sich wieder zurück und schloß von neuem die Augen. Das Tönen und Läuten um sie her wurde stärker, betäubend. Und drüben auf dem Wasser heulte der Dampfer.

Am Ende dieser Stunde erschien Gustel rot und verschlafen, aber glücklich mit ihren Kissen und der Decke, wünschte den süßen Kasten zu sehen und eine Zigarette zu rauchen, obwohl das hier streng verboten war. Sie saß auf Annas Hängematte und schaukelte sich. „Du bist blaß, mein Kind. Ihr hättet schlummern sollen!" Und plötzlich faßte und schüttelte sie Annas Wiege in einem Tobsuchtsanfall.

„Verrücktes Wesen, was willst du?"

Gustel reckte Arme und Hände wild, gähnte diskret und erklärte, daß sie sich ſſ—ehr wohl fühle. Nach dieser klaren Feststellung erhob man sich, packte alle Kissen dem Doktor Heino Dedekind auf die Arme und beschloß irgendwo jenseits des Sees Kaffee zu trinken.

⁂ ⁂ ⁂

Nun war es Abend, und alle Spannung des Tages löste sich.

Heino ruderte die beiden Mädchen weit draußen auf dem See, er hatte die Jacke ausgezogen und die bunten Ärmel zurückgestreift, so daß man die Arbeit der festen Muskeln und Sehnen des Unterarms sah. Er verstand seine Sache von zahllosen Fahrten auf dem Gliezener See her. Anna saß ihm gegenüber am Steuer, Gustel lag hinter ihm im Kahn und lehnte den Kopf gegen den Sitz.

Hoch oben im goldenen Abendlicht kreiste unablässig ein Reiher, große weiße Wolken

mit verdämmernden Rändern schwammen durch den Himmel. Die Ferne des Sees war silbern und matt. Enten huschten dunkel in einer blitzenden Furche über den Spiegel, flatterten schattenhaft im Röhricht, andere Boote ließen fernab schillernde Spuren von zartem Opalglanz hinter sich, Gesang hallte von ihnen herüber, Gitarrenbegleitung näselte, und die Ruder, wenn Heino sie in langem Rhythmus ins Wasser tauchte, plätscherten.

Lichter blinkten klein und hell am Ufer. Anna hielt den Strick des Steuers in ihren Händen, die in diesem letzten Licht noch bleicher schimmerten. Und Heino, wenn er sich im langsamen Rudern zurückbog, suchte immer wieder diese Hände. So glitten sie.

Auch ihr Gesicht war blaß in dem fahlen Licht, die Brauen waren sehr dunkel darin. Ihre Augen blickten fremd und groß. Sie regte sich nicht.

Da umspannten seine Hände die Ruderschäfte fester, das Boot glitt noch lautloser, nun selbst verdämmernd in seiner Bewegung. Sie standen fast still. Ein paar grelle Sterne blitzten in dem grünen Abendhimmel.

Und da fühlte er es wieder, daß er sie liebte, und daß sein Sinn nach ihr schrie, sich nach ihr sehnte, unbezwinglich. Anna —! Er hätte die Ruder sinken lassen mögen.

Nun sah sie ihn an, als sein Blick von ihren Händen hochstieg.

Wie war er jung — erschütternd jung — zum Lächeln jung — —!

„Der Mond,“ sagte Gustel und zeigte hinauf. Sie blickten hin, Anna saß seltsam verändert in seinem Schein, der sie jetzt voll umfloß, wie empfindsam verklärt und entrückt. Da hätte er sie streicheln und trösten mögen in einem unbezähmbaren, wehen Trieb und Verlangen. Und alles Rätseln, die ganze Wedekindwelt versank vor ihrem betäubend nahen Lebenshauch.

Anna sang an diesem Abend, als sie wieder allein waren und die Fenster offen standen. Alle Kraft, alle Not, alle Sehnsucht und Wonne strömte hinaus und machte die Stille der Nacht tiefer, ließ die Bäume erschauern und die Häuser lauschen, die späten Boote hielten draußen still, und Lippe neigte sich zu Lippe, Brust an Brust, und die Hände umgriffen sich bebend. Gustel sah auf Anna und war voll Scham, so daß sie ans Fenster trat. Die alte Dame Pickenbach gab den nächtlichen Kampf mit ihren Buchungsbüchern, die nie stimmten, auf, faltete die Hände über dem Leib und lauschte mit einem Lächeln, daß das alte verknitterte Gesicht noch runzeliger wurde und die spitze Nase sich rötete von einigen empfindsamen Tropfen, deren Verlust ihr schon lange nottat.

Und der naturnahe Herr mit dem leichten Gewand und dem Strohhut nahm ehrfürchtig den Hut und selbst den Zwicker ab, stand hager und starr und vergaß alle chinesische Weisheit, die nicht das Leben war.

Die Stimme des Lebens sang.

7.

Die Philanthropin war aus ihrem Moor zurück. Die Kur war ihrem vollblütigen Körper gar nicht gut bekommen, so daß sie vor der Zeit hatte abbrechen müssen. Dazu hatte es Bäche und Ströme geregnet.

Auch Gustel und Anna waren am Berliner Gendarmenmarkt wieder angeschwemmt worden. Sie hatten sich bereits durch das Telephon in der Dörnbergstraße gemeldet, was den Doktor Wedekind seltsam beruhigt hatte, als wäre Berlin und das Leben darin nun wieder in Ordnung, ohne klaffende Risse mehr, durch die ein kühler Wind wehte. Aber er hatte bislang bloß von weitem nach einer gewissen Fensterreihe gesehen, wenn er auf der Mohrenstraßenseite den Gendarmenmarkt im fliegenden Wagen querte. Geschäfte. Und — andres, was ihn fernhielt...

Lily Wichard war ebenfalls hier und wurde durch das Wetter auf ihrem Weg ins Engadin im Gasthof festgehalten.

Und alle Wedekinds waren noch in der Stadt versammelt, drückten die Nasen an die Fenster und haderten mit dem Geschick. Albrecht wollte nach Zinnowitz; Pauls in der Voßstraße — ei, die dunkle Helene mit dem Suleika-Scharm „erwartete“ nun doch im kommenden Frühjahr, das letztemal war es nicht gut gegangen, sie sollte sich irgendwo im Grünen ganz still halten; und Arturs Emmi sollte nach Pyrmont — ob es helfen würde? Bloß Onkel Richard war nach Kissingen gefahren.

Da dachte die Philanthropin an eine Zerstreuung in kleinerem Kreise: auch ihre Freundin und Gönnerin, die Fürstin Laura Lövensteyn auf Hohenzadden in der Mark, weilte wieder in der Stadt bei ihrer Tochter Gräfin Grüna; Mrs. Bethel Bleak, eine Marienbader Bekanntschaft, war in ihrem Hotel eingeregnet; dazu Lily Wichard und Artur mit seiner hübschen und musikalischen Emmi — man mußte Emmi mehr an sich heranziehen! — und vielleicht auch Donatus. Nein, jene merkwürdige Affäre, von der da neulich hier im Hause die Rede gegangen, war durchaus nicht nach ihrem Geschmack, ganz und gar nicht, geradezu affrös, sie hatte kein Wort mehr davon hören wollen — sie hatte da im Winter zwei außerordentlich liebe Damen kennen gelernt, Mutter und Tochter; die Tochter, ein allerliebstes Kind,

war einzige Erbin eines recht großen Vermögens ... Nun gut, auch Donatus und diese Damen Lüdeking wollte sie bitten. Adele war längst wieder fort, weilte in Thüringen, in der Nähe eines berühmten Kulturpädagogen, dessen Lehren sie schätzte. Gut. Das paßte ganz gut.

Und Heino natürlich. Ein kleiner, magisch geschlossener Kreis. Sie erinnerte sich, daß sie auch dieses Fräulein Lindike, Gustels intime Freundin, gelegentlich liebenswürdig aufgefordert hatte, sie und ihre Freunde einmal in ihrem Hause mit ihrem hübschen Gesang zu erfreuen; Heino schien ja ein gewisses wachsendes Interesse an ihr zu nehmen, man sollte da selbst immer wieder einmal schärfer zusehen und ein wachsames Auge darauf halten, wenn sie auch wußte, wie bedächtig, empfindlich und anspruchsvoll er nach jeder Richtung hin war, diese Herren hatten zeitweilig ihre Launen — das würde gut für den musikalischen Teil passen! Dazu natürlich Herrn Türrschmidt, Heinrich Türrschmidt, sie war es ihm einmal schuldig, er war leider ein wenig geradezu und unbedacht — ein Künstler! Gustel würde ja wohl danken, das liebe, talentvolle Mädchen.

⁂ ⁂ ⁂

Aber auch Philp saß ein paar Tage darauf unter dem sanft strahlenden Licht der vier Kronen des Musikzimmers in einem großen Armstuhl, wie er es liebte, seine Beine waren parallel nebeneinandergestellt, die hagern Hände spitz vor der Brust zusammengelegt, als betete er. Er hatte gerade an diesem Morgen Tante Hedwig — leichteren Herzens — wieder begrüßen wollen und schien gekränkt, weil er nicht dabei sein sollte; da hatte Tante Hedwig ihm mit einem huldvollen Lächeln zugenickt.

Die Fürstin Laura Lövensteyn lauschte drüben auf dem kleinen Louis-Sofa, es war fast zu zierlich für die stattliche Dame; Philp, der wenig Umgang mit Fürsten pflegte, war erstaunt über ihren Umfang, sie war trotz ihrer Größe außerordentlich dick, hatte ein fleischiges Gesicht mit einer wenig distanzierenden Nase, die Philp an Gustel erinnerte, blaß verschwommene Äuglein mit vielen merkwürdigen Fältchen darum, vielleicht von den zahlreichen Kindern, acht oder neun, die sie in wenig harmonischer Ehe der Welt geschenkt hatte; ihre Hände waren sehr klein und hübsch, die Hände einer großen Dame.

Heinrich Türrschmidt geigte jetzt etwas kolossal Schwieriges und Schönes.

Donatus, in herrlichem Frack, zeigte korrekte Andacht; aber sein ruhig und sanft die Blickrichtung änderndes Auge musterte dabei oft mit starkem Interesse die Damen Lüdeking. Auf Tante Hedwig konnte man sich verlassen. Er hatte vorhin eine Weile neben Alix Lüdeking gesessen, sie war reizend, groß, schlank und sehr frisch und ‚eindrucksfähig‘, wie es ihm schien ... es gab ein großes Werk gleichen Namens in der Niederlausitz, bei Guben; die Mama war Witwe, und das erfüllte Donatus mit Genugtuung, denn gegen Väter hatte er im allgemeinen eine übertriebene Hochachtung, sie pflegten Gewicht auf Abschlüsse und Examina zu legen: bester Bürgerinnentyp, wie er feststellte, selbstbewußt und resolut, sein ruhiger Blick blinzelte schärfer — aber auch umgänglich-behaglich und mit entschiedener Neigung zu heiterm, mütterlichem Wohlwollen.

Fräulein Lindike war prachtvoll, alle sahen es, selbst die Generalkonsulin ließ den Blick nachdenklich über sie hingehen, das Weiß ihres Nackens zwischen Kleid und Haar hatte etwas Festliches und stimmte doch manchen Blick schwermütig, und wie groß sie in ihrem schlanken Taffet-Schwarz wirkte ...

Heino saß aufmerksam neben Lily, deren schlanke Markisengestalt von matten Spitzen umbebt war; sie sah durch ihre kleine, goldne Lorgnette fest auf Türrschmidt, und mitunter schweifte ihr Blick über die andern hin, auch über Anna, die, die Hände auf den Seitenlehnen des grauseidnen Sessels, vor sich hinlauschte. Artur Dedekind saß in strenger, äußerst gesammelter Haltung auf Lilys andrer Seite ... eine Fürstin ... eine Gräfin ... eine schwerreiche Missis aus Dakota ... seine Ohren standen fast noch steifer als sonst, und sein scharf gescheiteltes Haar warf blendende Glanzlichter über der spiegelblanken Hemdbrust. Emmi sah reglos über ihn weg.

Türrschmidt war mitten in Meister Bachs stürmischer Chaconne. ‚Zu lang ... zu lang und durchaus nicht passend,‘ dachte die Generalkonsulin ärgerlich mit weicher Miene, aber Türrschmidt war in allem so selbstherrlich und jugendlich rücksichtslos. Sie sah auf die Fürstin, doch die träumte mit kleinen blassen, umfältelten Augen, als ließe sie sich von den brausenden, strengen Tönen erfüllen. Der Name Bach gebot Ehrfurcht.

Der junge Türrschmidt stand in gleichgültigem Frack und breiten Lackschuhen vor dem schlankschäftigen Notenpult, er war mittelgroß und ziemlich knochig, sein hellblondes Haar trug er nach hinten, wie der junge Brahms, über einem bartlosen, hagern, energischen Gesicht. Sein Ton war sinnlich und groß, hier und da gewaltsam, fast brutal, in der Kantilene und im Piano überraschend süß, aber immer von stählernem Rhythmus geführt. Ein junger Meister und Virtuos, den die Welt bereits rühmte

und schalt, freilich kein sanfter Bezauberer. Seine stahlblassen, leidenschaftlichen Augen waren blank vor zornigem Eifer, und sein eckiges Kinn mit dem fleischigen, eigentümlich trotzigen Jungensmund darüber zuckte. Es war nicht schön, daß er bisweilen beim Spielen laut schnaufte — Philp störte es, und mitunter riß er den Bogen über die G- oder D-Saite, daß sie rauh und unrein ächzte.

Martine sah starr auf ihren Meister, die schmalen, langfingerigen Hände im Schoß ihres rötlichen Seidenkleids zusammenpressend. Sie achtete auf jede Nuance und jeden Strich — sie studierte eben jetzt die Chaconne, aber sie konnte es Türrschmidt nicht zu Gefallen tun —: „Kraft, Kraft, Fräulein Dedekind! Wilder! Wilder! Das piepst ja bloß — die Saiten müssen schreien, so weh müssen Sie ihnen mit dem Bogen tun — ächzen! Lieber patzen und kratzen — aber Sinnlichkeit, Kraft, Feuer — sehen Sie so!" Und er nahm ihr die Geige weg und hieb den Bogen darauf — ja, das war Kraft, unbändiges Leben, vor dem man bis in die Knie erschauerte — sie stand ein bißchen empfindsam in seinem Bann, unter seinem Willen, erbebte bei jedem Zucken seiner knochigen Hand, bei seinem spöttischen, bubenhaften Lächeln und Sprechen.

„Ausgezeichnet!" sagte Artur mit jäh gerötetem Gesicht über dem blendenden Stehkragen, nachdem die Fürstin und die Generalkonsulin sich ähnlich geäußert hatten, Philp schlug lautlos die Fingerspitzen zusammen und erhob sich mit stiller Freude — ja — ja — und nun würde ja auch gleich Anna Lindike flöten, mit ihren hübschen, erquickenden Kehllauten. „Und Liiebe girrt..." Herr Türrschmidt tupfte sich nach kurzen Verbeugungen die Stirn mit einem großen weißseidnen Taschentuch, warf dem Begleiter am Flügel die Noten zu und sich selbst in Philps leeren Sessel, ein wenig zwanglos und jugendlich — beim Spiel wirkte er unvergleichlich herber und älter. Das Geigenkissen steckte ihm noch links unter der Frackklappe, Emmi trat langsam und gleitend zu ihm, Anna folgte, Martine sah aus der Ferne, und er lächelte den schönen Gestalten vergnügt entgegen, ohne seine rastende Lage zu ändern, Philp sah es mit schräger, milder Pupille — spaßig, ein Südseeinsulaner der junge Herr — und nun kam auch Artur, eifrig, elegant eilig und krähend — „ganz wundervoll, hinreißend, lieber Meister...!" Da wandte sich Emmi ab und ging rasch zu dem stillen, etwas verwachsenen Begleiter am Flügel, den niemand kannte und beachtete.

Philp nahm im Vorübergehen kameradschaftlich ihren kühlen, weichen Arm: „Und du, Emmikind? Wann kommst du dran, tatatü... tatatü...!" Und er fingerte mit der freien linken Hand in der Luft. Emmi lachte.

„Ich bin heute bloß kleine Klasse, mein guter Philp, so gern ich dir den Gefallen täte," sagte sie an seinem Arm, so daß er dicht auf sie niedersah. Er wiegte den Kopf.

„Doch Philpchen. — Nun ein paar Töne sollst du auch von mir hören. Ich werde das reizende, sympathische Fräulein Lindike einmal begleiten. Ja, Herr Marcks, das eine Lied: Nicht mehr zu dir zu gehn..."

Der ältliche Herr mit den wasserhellen Augen nickte. „Nehmen wir es zuerst?"

„Nein, nicht gleich."

„‚Nicht mehr zu dir zu gehn —?'" wiederholte Philp fragend.

„‚Beschloß ich und beschwor ich
Und gehe jeden Abend,
Denn jede Kraft und jeden Halt
Verlor ich — —!'" vollendete Emmi langsam und stark und ging mit ihrem leichten, gleitenden, verträumten Schritt wieder zu Anna, zu der sie sich in diesem Kreise hingezogen zu fühlen schien... Hatte sie ihr nicht auch neulich in dem Haydnkonzert eifrig zugehört, dem übrigens jener Herr Doktor Selehn gleichfalls beigewohnt hatte?

Philp sah ihr nach. ‚Emmikind,' dachte er; ‚es klingt so merkwürdig!'

Und nun stand Anna am Flügel und sang. Alle machten gespannte und belebte Gesichter; Fürstin Laura vergaß ihre Hohenzaddener Geschäfte und Betulichkeiten, Heino hielt den Kopf sehr gerade, und Philp stand in der Nähe des Flügels an die Wand gelehnt, um den beiden Frauen möglichst nahe zu sein, denn nach dem dritten oder vierten Liede hatte Emmi Dedekind sich erhoben und am Flügel Platz genommen...

„Nicht mehr zu dir zu gehen,
Beschloß ich und beschwor ich,
Und gehe jeden Abend,
Denn jede Kraft und jeden Halt
Verlor ich.

Ich möchte nicht mehr leben,
Möcht' augenblicks verderben,
Und möchte doch auch leben
Für dich, mit dir,
Und nimmer sterben.

Ach rede, sprich ein Wort nur,
Ein einziges, ein klares!
Gib Leben oder Tod mir,
Nur dein Gefühl enthülle mir,
Dein wahres!"

Für wen sangen und spielten die Frauen? Es klang so flehend und wissend, aus letzten Tiefen herauf — aus beider Tiefe, als hätten sie mit rascher Sympathie zueinander gefunden. Annas schöner Mund leuchtete rot. Sie schienen beide bewegt. Und dann, als sie geendet hatten, erhob sich Emmi, die

schmalhüftige, stumm und schmiegsam und ging erst ans Fenster und dann durch den Vorhang in den Wintergarten hinein. Dort war ein kühler, schwerer Duft, und sie preßte die Hände gegen die Schläfen.

„Reizend," sagte Artur fast lispelnd.

Der Fürstin Laura lag ein lebhafter Schimmer auf der starken, zitternden Backe, als hätte der Gesang auch in ihr etwas aufgewühlt. Die hohe Dame sagte kein Wort, sie sah bloß streng vor Zärtlichkeit auf Anna; einige der andern schienen das Lied am liebsten noch einmal hören zu wollen, doch Anna blickte auf Heino und schüttelte kaum merklich den Kopf.

Da erhob sich plötzlich die Fürstin, nicht ganz ohne Mühe, und ging in ihrer unbekümmerten Art gerade auf Anna zu: „Verzeihen Sie, Kind, daß ich Sie störe. Ich bin eine alte Frau. Sie müssen einmal zu mir kommen. Sie haben das wunderschön gesungen." Und sie küßte Anna auf die Wange. Darauf nahm sie in der Nähe wieder Platz, ganz still und erwartungsvoll.

Anna sang noch einige Lieder. Heino sah und hörte sie, und jeder Ton, den sie sang, war voll strenger Entrücktheit und wirkte doch auf ihn wie eine willige Hingabe.

Immer noch, durch alle Melodien, klang das hold erschütterte, fast bitter heischende: ‚Nur dein Gefühl enthülle mir, dein wahres!' Er fühlte es in einer seltsamen Mattigkeit.

Wo aber war Emmi?

Die stand im Wintergarten und biß sich die Lippen blutig; niemand sah es und niemand vermißte sie.

Das Licht lag mild auf Annas dunkelm Haar. Nun hörte er sie von neuem, jedes Wehen ihres schwarzen, zarten, schlanken Kleides, jede Bewegung ihrer Hände berührte ihn spürbar, ließ ihn ihren Duft und ihre Nähe sinnhaft fühlen. Er stand sehr gerade und bewegte kaum die Augen.

Und dann trat Anna wieder zu den andern.

Die Mama und die Fürstin nahmen sie zwischen sich. Auch Lily gesellte sich ihnen und war herzlich in ihrer leichten, bezaubernd sicheren Art. Anna war still vor dem Lob, das die andern ihr spendeten, und das sie befangen machte. Da trat auch Heino zu ihr, er gab ihr freundschaftlich die Hand und küßte, mit leisem Worte dankend, vor den andern ihre Hand. Anna wurde rot an den Schläfen, und die Generalkonsulin sah es.

Bald darauf aber mußte Fräulein Lindike leider wieder gehen. Denn auch Lydia Gedelius, die Semiramis der Brüderstraße, hatte heute Gäste, das war lange vorher abgesprochen worden, da sich gerade heute besonders illüstre Leute bei ihr versammeln würden. Anna unterhielt sich noch eine Weile mit Martine, die jetzt ein paar Töne geigen sollte, aber sie hatte nur geringe Lust, unter Türrschmidts Blick zu spielen ...

Doch dann, gerade als die Uhr ein Viertel vor zehn war, erhob sich Anna und empfahl sich unauffällig, von der Generalkonsulin gnädig und mit Bedauern ein paar Schritte geleitet, und Heino brachte den geliebten Gast vollends hinaus. Er wies den Diener an, den Wagen zu rufen.

„Gehen Sie voraus, Franz." An der Tür ergriff er plötzlich Annas Hand. —

„Wie lange wird es dauern?" forschte er.

„Bis nach elf."

„Ich sehe Sie noch heute!" sagte er mit eigentümlich gepreßter Stimme und drückte fest ihre Hand. Sie sah ihn an.

„Auf Wiedersehen!" sprach er leise und küßte innig ihre Hände, die still hielten, während es vor ihren Augen flimmerte.

Dann huschte sie, ein Lächeln auf den Lippen, davon in den Wagen — in seinen Wagen.

ꕥ ꕥ ꕥ

Martine hatte doch noch Mut gefunden und die erste Violine in einem muntern Trio übernommen; alle mußten über die Energie der schmalen Hand und des kindliches Armes staunen und sahen mit einer kleinen Besorgnis der Exekution zu; manchmal, wenn Türrschmidt herrisch das blonde Haar warf und mit dem Fuß auftrat, dann kratzte sie ein bißchen wild, ganz außer sich.

Zuletzt rauchten die Vettern ein paar Züge im Herrenzimmer; auch Heino war dabei, der nervös schien, er spazierte zerstreut über die Teppiche hin und blieb mitunter stehen, als hörte er den beiden andern zu. Der hübsche große Donatus sah blendend und befriedigt aus: „Außerordentlich angenehmes, gescheites Mädchen. Wie findet ihr Fräulein Lüdeking eigentlich?"

„Lecker," sagte Philp; „etwas kühle Nase — wie?" — „Ich glaube, das täuscht, Philp; mitunter ist sie sogar zu lebhaft —" „Schätze ich." — „Ich weiß nicht, Philp. Eine Dame muß unbeirrbar Linie zeigen; auch im Sichgehenlassen. Sie lacht ein wenig laut." Philp sah schräg: „Und Laura?" — „Die Fürstin ist eine Fürstin und ist alte Schule und eine alte Dame. In jedem Sinne außer Konkurrenz." — „Hoffe das sehr! Das übrige Lüdekingsche Drum und Dran dürfte wichtiger sein." — „Es scheint glänzend," sagte Donatus kühl und mit weiser Zurückhaltung.

Heino aber, der bloß mit halbem Ohr zugehört und die Zigarette weggelegt hatte, blieb jetzt wieder vor den beiden Dedekindlilien auf dem Gottesfelde stehen und lächelte: „Und

die andre Sache, Donatus —?" fragte er zerstreut, auf eine gewisse vor noch gar nicht langer Zeit, trotz Mutterns und der andern Flügelsträuben, begründete Hausgemeinschaft mit einer angenehmen jugendlichen Witwe anspielend. „Du meinst —? O — furchtbar nett! Äußerst sympathisch!... Hier und da ein wenig anspruchsvoll vielleicht — damit mußte und muß man rechnen —" sprach er vorsichtig und geläufig, wobei er rasch errötete. Nein, nichts eigentlich von hohen Tönen mehr — besonders nicht in diesem Zusammenhang. Man konnte wohl nicht immer in hohen Tönen sprechen . . .

„Nun also," sagte Philp, der sarkastische Menschenkenner, und sah nach seinem Taschenchronometer, der bei einem leichten Fingerdruck hoch und tief schlug und beinahe Kuckuck rief. Er hatte Paap versprochen, noch auf ein Stündlein in den Klub zu kommen.

Da ging Heino rasch wieder hinüber, denn Türrschmidt, Martine und das Klaviermännchen waren mit der etwas reißerischen Barcarole zu Ende.

⌘ ⌘ ⌘

Die schlichte Brüderstraße schlief schon. Es war ungefähr die Zeit, die Anna genannt hatte.

Die Fensterreihe im zweiten Stock des ehrwürdigen, trotz seiner verjährten Lage noch hochgeschätzten Bildungsinstituts der Dame Gedelius — die Schule selbst sah auf den begrünten Hof — war erleuchtet.

Heino Dedekind ging auf der andern Seite der Straße und betrachtete die festliche Front. Einige Vorhänge waren der Blumentische wegen nicht zugezogen, er sah Palmenwedel, brave Kronen mit Gasglühlicht, sah Menschen gehen und Schatten huschen; eine etwas überalterte oder vergeistigte Welt, Fräulein Gedelius, wie Heino wußte, war die Schwester des berühmten philosophischen Universitätspapstes Gedelius und hatte selbst einige Bände Lebensweisheit in Aphorismenform herausgegeben: ‚Seelenfenster. Erste bis dritte Folge'.

Der Regen hatte nachgelassen. Heino Dedekind klappte den Schirm zu und vermied einige Pfützen. Sein schiefergrauer Gummimantel rauschte bei jedem Schritt.

War es zu glauben —? Ja. Mitunter zuckte es wie Ernüchterung durch ihn hin. Aber in diesem scharfen, atemraubenden innern Licht stand noch stärker oder zwingender sein Wille.

Wie behaglich dunkel die brave Straße war. Die Fensterreihen der alten schiefen Häuser waren meist schon erloschen; da und dort schimmerte noch ein Licht, die Bürger schlüpften hier zeitig unters Deckbett. Lädchen schlummerten hinter staubigen Rolläden. Kein Wagen klapperte über das Pflaster.

Und er fühlte mit Freude eine Schwäche, fast einen Schmerz in Blut und Gliedern. Er war durch die Nacht hierher gelaufen, ja, ein wenig schuldbewußt, weil er sie mit diesem halben Wissen hatte gehen lassen müssen. Hatten auch ihre Hände da oben gebebt, waren kühle Schauer über ihre Brust gestiegen, hatte auch sie nach der Uhr gespäht mit immer wieder aufzuckendem süßen Erschrecken? Recht so! Recht so! Wie würde sie ihn ansehen — vielleicht schon in der nächsten Minute, wieder mit diesem starren, forschenden Blick, blaß über der schlanken, königlichen Mädchengestalt.

Alle Sinne klopften in seinem Herzschlag. Er lebte vielleicht etwas mönchisch — warum? Annas wegen? Noch war er frei! Er lachte. Ja, keine gefiel ihm mehr, alles schal, lustlos, keine Sättigung, keine Erfülltheit — nirgends!

Er tat einige hastige Schritte und atmete tief bis in den Magen hinab. Er drehte an einer Laterne wieder um, deren Licht ihn störte, und ging langsamer zurück. Die Stille nahm zu an Gespenstern.

Kannte er sie bis in den letzten Mädchenwinkel? Er hatte noch einmal mit ihr gesprochen, lächelnd und ernst. Was — ja — was wußte er im Grunde von Lily Wichard und jeder andern? Nichts. Bei keiner; ... man konnte bloß gläubig sein. Jede ist neu, wird neu durch neues Erleben. Weg! Es war gleichgültig, auch das war erledigt und beschlossen.

Sein Schritt hallte, an der Ecke des Schloßplatzes kehrte er von neuem um, und sein Blick griff erregt die Straße hinauf.

Er lächelte blaß. Wie jung war er? Sein Blick flog über die immer noch helle Fensterreihe des stattlichen Hauses hin, die still und unbewegt — feindlich lockte. Seine Stirn war erhitzt, und sein Sinn ward böse und verspürte einen Überdruß vor Spannung.

War er ein Männchen? O nein — o nein! Ach Kraft, Zauber, Frische. Er wollte sie. Eigenwillig. Was diesen Wunsch, dieses Verlangen weckte, war unvergleichlich, war Macht — war Schicksal.

Sein Augenspiegel wurde feucht, ein sprühender Tropfen fiel in sein Auge und kühlte und brannte. Ein Schutzmann in schwarzglänzender Gummipelerine und blankem Helm ging vorüber. Kirchenuhren schlugen — Nikolai, St. Petri . . .

Und nun erloschen dort oben ein paar Lichter. Heino stand still. Und im Übermaß und Überdruß des Augenblicks wünschte er, daß sie nicht käme. Er sah sich selbst wieder in greller Überdeutlichkeit, wartend, lauernd,

halb verborgen in dunkler Gasse, vor einem schmierigen Lädchen, in fragwürdiger, lächerlicher Gestalt.

Da rasselte ein Schlüssel, schnappte in einem Schloß, daß es hallte, das Haustor polterte auf, fröhliche Stimmen schallten, ein Mädchen leuchtete mit einer Laterne auf die Straße hinaus. Man säumte noch, suchte noch, quirlte, dann zog ein Trupp voran, dem Schloßplatz zu.

Er sah Anna. Sie schien größer als alle andern, ihr grauer hochgeschlossener Mantel schimmerte fahl und darüber ihr Gesicht.

Sie wandte ihm den Blick zu, als hätte auch sie ihn sogleich gesucht und gefunden, sie schüttelte ein paar Hände und erzählte vielleicht daß sie abgeholt würde — gleichviel — und dann ging sie mit ihrem raschen, ein wenig langen Schritt auf ihn zu.

Sie sagte nichts, als er den Hut senkte. Ja, ihr Auge blickte wieder groß und gespannt, aber es leuchtete — leuchtete wirklich, und die Lippen darunter schimmerten, lachten. Er nahm ihre Hand, die unbekleidet war — für ihn? Wie er ihre Wärme, ihr Leben, ihre süße, schlanke Körperlichkeit fühlte. Die andern sahen erstaunt auf das einsame Paar und trabten davon, Stimmen hallten, Füße polterten.

„Ich mußte Sie noch einmal sehen und sprechen, Anna. Kommen Sie — es ist gleich, wo man geht.“ Es klang sinnlos.

Er hielt noch immer ihre Hand, der Junge — war er so —? So jung noch — wenn alle Hüllen fielen — so voll Jubels und Glücks? — Lieber — lieber Junge —

Ihre Hand und ihr Herz zitterten, es stürmte auch ihm entgegen nun selbst voll Jubels. „Was wollen Sie von mir, Heino Dedekind?“ Ihre Stimme klang tief und leise.

Und seine Hand glitt empor zu ihrem Arm, zu ihrer Schulter und preßte sie und zog sie an sich. Sie sah dem todblassen Mann ins Gesicht. Ja, sie war größer, eine gute halbe Hand breit größer; er sah es auch jetzt, gerade jetzt, an ihrem Hutrand, der war dicht vor ihm, im Duft ihres Mantels, ihres Kleides, ihres Körpers. Da fühlte er ihre Wange — „Dich, Anna!“

Auch ihre Hand schloß sich bebend, preßte ihn mit harter hingegebener Kraft.

Und nun standen sie in dem dunkeln Torbogen, stumm, alles Blut im Herzen, lind und krampfhaft, verloren in der Welt für alles, was außer dieser Stunde war.

Heino Dedekind, der Patrizier, im dunkeln Torweg der Brüderstraße. Neben einem andern Paar nur zwei Häuser weiter und einem dritten Paar vielleicht schräg drüben. Er wußte's nicht — wußte's nicht.

8.

Anna sang in ihrem Zimmer, das nicht weitab von Gustel Dedekinds großer Arbeitsstube lag. Draußen schimmerten im späten Nachmittagslicht die feinen Gontardtürme des Gendarmenmarktes.

Die Töne hallten energisch, unsäglich klagend, flackerten mitunter, wurden abgebrochen oder mit zorniger Kraft weitergetrieben, wobei ein paarmal die Stimme nach hinten rutschte. Anna schlug dazu mit nervigen Händen auf dem alten wohlgestimmten Bechsteinklavier prächtige Akkorde an. So trieb sie es seit anderthalb Stunde.

Die Töne klangen immer zorniger und flacher und gar die Kopftöne wurden völlig lieblos herausgestoßen und nicht selten einfach abgebrochen. Es war nicht lieblich. Aber das Haus am Gendarmenmarkt war ein guter alter Bürgerbau, der sich durch derlei Übungen nicht stören ließ, weder in den Lagerräumen des Dedekindschen Importbetriebes, noch oben im dritten Stock, wo die alte Geheimrätin Krusemark wohnte, der es immer zu still war. Gustel störte überhaupt nichts. Ob jemand Teppiche klopfte, Solfeggien klagte oder Blech hämmerte, das konnte ihren Gleichmut nicht erschüttern.

Sie saß an ihrem großen, mit braunem Linoleum belegten Arbeitstisch und hatte wie immer beim Zeichnen eine runde Brille auf der Nase. Sie war wieder einmal im Zuge, und die Dinge um sie her standen mit klaren freundlichen Mienen da, als machte ihnen das Zuschauen Spaß. „Liederlich — liederlich, Anna!“ brummte Gustel. „Keine Arbeit. Ich muß ihr mal den Text lesen. Was soll denn im Winter werden, wenn es auf die Walze gehen soll? Das geht nun schon seit — seit — vielen Tagen so — immer bloß Lieder und dazwischen mal so huschig ein bißchen ernste Arbeit. Die Kopftöne, mein Kindchen, sitzen doch nun mal noch nicht — hm — m — da haben wir's!“ Aber dann hörte Gustel ein Weilchen tief befriedigt zu. ‚Wieder möcht' ich dir begegnen — wieder schauen deinen Blick; — deine liebe Seele will ich segnen ...‘ Merkwürdig, daß es sich immer um Liebe drehte, in fast jedem Singsang! Es war wie ein ewig laufendes Honigfaß! Aber das da war vom feinen Peter Cornelius, den die vielen Blödiane, die immer wieder den neuen Meyerbeers nachliefen, bloß so gelegentlich schätzten.

Nun trieb sich Anna noch eine ganze Weile zwischen leidenschaftlichen und zarten Liedern umher. Völlig gewissenlos — bis der Frühabend draußen dämmerte.

Sie war am Nachmittag nicht ausgegangen. Sie konnten einander aus irgendeinem Grunde



Sommerfreuden. Gemälde von Willy Hugo Demmler

heute nicht sehen und hatten gestern förmlich traurig Abschied genommen. Nach Tisch, als Gustel auf dem Ohr lag und leise durchs Nasenloch atmete, hatte Heino angerufen und ihr mit halblauter Stimme, als könnte er dennoch Gustels Schlummer stören, allerlei erzählt, und sie hatte beim Lauschen die Lippen auf ihre Hand gepreßt. Und mit der Nachmittagspost war ein Zettel aus seinem Notizbuch gekommen — es war noch gestern abend mit Bleistift geschrieben worden, nachdem der Nachmittag voll Glücks und Nähe gewesen war:

Wo bist du, Kind?
Mein Herz sucht dich in fernem Zimmer.
Liest du, allein bei deiner Lampe Schimmer?
Gönnst du den andern, was ich schwer entbehre,
Die liebste Nähe den verhaßten andern?
Nein, nein! Du liest und die Gedanken wandern
Mit Muhme Weisheit oder Fee Chimäre. —
Wo bist du, liebster Mensch? Ich seh' mich um,
Mir war, als riefe deine Stimme: Hier!
Mein Herz spräng' dir ins Herz
Und wäre still in dir.
Doch rings um mich bleibt alles leer und stumm.

Wie hübsch das war!

Sie summte die Worte, suchte ihnen eine Begleitung auf dem Klavier. Sie war ihm ganz nahe, unaussprechlich nahe, seinen Händen, seinen Lippen. Sie spielte lauter, der Baß wurde stark und stürmisch ... Und plötzlich hatte sie Angst vor sich selbst, vor ihrem Blut — vor der Zukunft ihres Bluts; sie brach Spiel und Gesang ab, ließ die Hände, auf denen die feinen Adern sichtbar wurden, in den Schoß sinken und war müde.

Liederlich. Ja, es war eine ganz liederliche Singerei. Was würde Gustel dazu sagen? Die würde schimpfen. Sie sollte's ihr nun beichten, wenn sie es nicht schon wußte ...

Das Licht im Zimmer war fahl und grau geworden. Das Holz und Bein der Tasten roch kühl. Annas Kopf mit dem dunkeln Haar war gesenkt. Ja, müde. Sehnsucht?

Sie bog die Schultern, spreizte die Finger, ein verschwiegener Laut der Qual kam aus ihrer Kehle, sie wollte es abschütteln; Wolkendruck, Dämmerlicht, die ganze Stunde mit ihrer schweren Sehnsucht und dieser Angst, die plötzlich die schadenfrohen Augen öffnen konnte, lastete auf ihr. Woher — kam das? Alles tot — vergessen. Alles Frühere war nie gewesen. Keinen ging es etwas an! Sie selbst nicht mehr! Keinen —.

Sie legte wieder die Hände auf die Tasten, aber ehe sie sie niederdrückte, stand sie auf, reckte sich, strich über Schläfen, Wange, Brust und Hüften hinab, als streifte sie etwas ab — und ging rasch zu Gustel hinüber.

Die hatte schon Licht gemacht, saß mit der großen Brille da und warf fürchterlich schwarze Schatten aufs Papier.

„Stör' ich dich?"

„Nein. Aber du hast jetzt einen merkwürdigen Eifer da drüben ..." Sie strichelte noch kühner auf dem Papier.

Da lachte Anna leise.

„Nein, mein Kindchen, man sollte sich niemals gehen lassen. Ich kenne das. Im Handumdrehen sitzt man fest, zerflattert innerlich, wird flau im Willen, bequem und unlustig, vertröstet sich auf den nächsten Tag und wird bloß schlapper. Man muß immer bereit sein, die Dinge zu ballen —!" sagte sie und betrachtete mit energischer Nase, die durch den breiten Hornsattel der großen Brille noch winziger schien, das geschwärzte Blatt. Ihre kleinen festen Hände waren bis zum Ballen vom Kohlenstaub gefärbt.

„Ja, Gustel."

Gustel sah schräg über die Brille auf.

Anna schlenderte gemächlich mit einem Lächeln um den großen Tisch herum, sah Gustel über die Schulter und streichelte dabei deren über die Arbeit geduckten Kopf.

Das Blatt zeigte eine nächtliche blühende Kastanie, darunter ein wartendes, blaßstarres Weib aus ärmlichen, häßlichen, schicksalstrüben Bezirken, wie Gustel sie darzustellen liebte, das ein wenig Annas Züge trug; sie hatte sich erst darüber geärgert, aber dann still gehalten, zumal es unter den Kastanienkerzen dunkel war, nur das Weiße der Augen geisterte. Natürlich steckte eine Tragödie dahinter und eine Dummheit. Früher hätte sich Anna um diese ferne Ähnlichkeit vielleicht kaum gekümmert ... Sie glitt müßig weiter um den Tisch, nahm ein dünnes schmales Buch in buntem Pappdeckel, das da lag, in die Hand und setzte sich, die Hände über dem Büchlein faltend.

„Gehst du heute nicht aus?" fragte Gustel, ohne von ihren Strichen aufzusehen.

„Nein. — Warum fragst du?" „Nur so."

„Ich war abends bloß einmal aus," klang es aufsässig von drüben zurück. „Und ich tue nun auch Freyhan den Gefallen, ihm zu einer Büste zu sitzen. — Bist du nicht mehr einverstanden damit?"

„O doch!" Nein, Gustels eigentümliches aber profilloses Antlitz bot ihm wohl keine plastischen Motive! „Wird etwas daraus?"

„Natürlich ... Oder glaubst du, daß ich dir etwas vorschwindle?" Sie sah fest auf Gustels Brille.

Gustel hob den Kopf, wobei ein schärferes Licht über ihre Brillengläser huschte. „Was heißt das?"

Anna lächelte und betrachtete ihre Hände, die ihr in dem abgeblendeten Licht gut gefielen. „Ja, Gustel, ich habe ein wenig geschwindelt."

„Du hast —" Gustel legte den Kohlestengel nieder, zog die Brille von der Nase und saß steif. „Ja," sagte Anna schlicht.

„Na hör' mal —"

„Billigst du es nicht?"

„Ich fände es richtiger, wenn du deutlicher wärest." Da senkte Anna die Lider, stand auf und ging zu Gustel, neben der sie sich mit dem einen Arm auf den Tisch stützte, und mit dem andern umfing sie das kleine, herbe Wesen. — „Heino," sagte sie.

„So so." — „Ahntest du es nicht?"

„Möglich." — „Billigst du es nicht?"

„Ich habe hier nichts zu billigen."

„— Es klingt nicht gerade freundlich, Gustel. Tut es dir leid?"

Da legte ihr Gustel den Arm um den Hals, patschte ihr die Wange mit Kohlestaub trübe und küßte sie. „Schaf."

„Danke. — Was sagst du sonst noch?"

„Was soll ich dazu sagen. Tatsachen wollen respektiert sein. Heino ist soweit ganz gut."

„Ganz gut?" Das Wort gefiel Anna nicht.

„Ich hätte es ihm eigentlich nicht zugetraut ...! Er ist ein vorsichtiger Mann."

„Na hör' mal, die Dedekinds sind doch keine Granden."

„Mancher lebt in einer seidnen Welt. Nein, unser Großvater war Seifensieder und mehrfacher Hausbesitzer. Und noch früher waren sie Zuckerbäcker und sonst was Gutes."

„Nun also."

„Ja. Ich persönlich lege auch keinen Wert darauf. Du hast es ganz gut gefingert, Lindike."

„Ich habe gar nichts —! Das ist stark."

„Das war dein gutes Recht. Er wird dich ja wohl lieb haben, darauf versteht er sich natürlich. Und du —?"

„Sehr lieb."

„Lamm. — Ja, er hat so was."

„Ich bin wie betrunken. Schwebe — schwebe —"

„Und die Musik?" fragte Gustel grollend. He? Das alles, was sie beide hier gemeinsam und jedes für sich mit wildem, hartem und — gemütlichem Eifer getrieben hatten?!"

Anna hob langsam die Achsel, sie drückte dabei der andern schmerzhaft die Schulter, so daß ihre Hand von der Anstrengung bebte.

„Du hast es einmal sehr ernst genommen!"

Anna nickte zerstreut und teilnahmlos. Sie nahm einen von Gustels dicken, schwarzen Stiften und schrieb damit erst ihren, dann Heinos Namen untereinander auf ein Stück Papier, darum machte sie einen dicken Rand mit merkwürdigen Verzierungen und Schnörkeln ... „Du wolltest dich damals ‚verströmen', fühltest ein ‚glühendes Zentrum' in dir! — Weißt du das nicht mehr? Du warst willig und selig, als man dich zu dem andern drängte, von Pflichten gegen deine Stimme, deine ganze Erscheinung sprach, als ernsthafteste Leute dich energisch ermutigten! Singen, singen — dich verströmen, es gab schon damals, trotz allem Schwanken, nichts andres für dich!"

„Nein. Singen!" Anna neigte schuldbewußt den Kopf mit den geschlossenen Lidern. „Liebes Singen."

„Das klingt ja recht schön. Dazu hast du dich also gequält noch bei der Gedelius, mit Stundengeben nachmittags, und noch am Abend bist du wegen der paar Nebengroschen zu jenem — jenem Dr. Tessenow gelaufen, um das Studienhonorar zusammenzuraffen — statt gleich zu uns zu ziehen —"

„Ich glaubte, es ginge auch so. Es war nicht so schlimm," Anna war brennend rot geworden.

Gustel betrachtete verstohlen Annas Gesicht. Ach, dahinter war noch etwas anderes gewesen — etwas von diesem — diesem ‚Unüberwindlichen', wie es in der Sprache solcher hübschen, stürmischen Mädchen hieß! Sie und Anna waren einander damals recht fremd geworden! „Ich weiß noch, wie du plötzlich hier endlich auftauchtest, und mit wilder Energie an dem betagten guten Klavier drüben im ‚Salon' saßest. Singen, singen — nichts andres! Mit wahrer Besessenheit, mit völlig neuer, wilder Energie und wie erlöster Stimme! Hm — —" Und nun war alles nichts — nichts — vertan, verschleudert! Und sie, Gustel, konnte hier allein sitzen und sich mit Bleistiften und Kohlestengeln für Gegenwart und Zukunft quälen! Das sachliche, zielbewußte Mädchen schien wirklich nicht wenig enttäuscht zu sein und zeigte es ziemlich unverhohlen, schon aus Abneigung gegen jede Rührung und Gefühlsseligkeit. Sie hatte es natürlich einige Male kommen sehen ... „Hast du mit Heino auch davon gesprochen?"

„Wovon?" fragte Anna und machte die Augen wie in einer Verwirrung weit auf.

„— von deinem Gesang natürlich. Wie denkt er es sich?"

Die andere hob nervös die Brauen. „Du kannst dich daheim in Musik baden, sagt er — und noch anderes von ‚erlesener' Öffentlichkeit." — „Das genügt dir?"

Plötzlich stand Anna auf, umfaßte Gustel, hob sie einfach hoch und schwenkte sie: „Das ist ja jetzt alles gleichgültig — furchtbar gleichgültig!" Darauf setzte sie Gustel wieder behutsam auf die Erde nieder.

Die sah verdutzt und voll unklaren, eifersüchtigen Widerstrebens zu ihr auf. Gab es

das? Gab es das wirklich? Da stand das große Mädchen in der Stube, rot und blaß und mit glänzenden Augen und ließ die Hände schlaff herabhängen, als wartete sie, daß einer sie wegschleppte — nein, sie preßte die Hände vor dem Leib inbrünstig zusammen und lachte, daß man die blanken Zähne und die rote Zunge sah.

„Irrsinnig!“ sagte Gustel. „Verrückt, mein Kind! Und ich habe hier so ruhig und behaglich gesessen — hätte noch zwei Blätter bis zum Abend anlegen können, und nun bleibt das da mitten drin stecken —“ sie wies mit dem geschwärzten kurzen Zeigefinger auf das Blatt mit der nächtlichen, kerzenbesteckten Kastanie und dem sehnsüchtigen und zertretenen Weibsbild darunter, das ein wenig Annas Augen und Gesicht hatte. „— — Euch sticht alle das Blut!“ sagte Gustel böse und schüttelte den Zeigefinger.

„Soll es das nicht?“

„Es soll nicht — soll nicht — soll nicht!“ rief Gustel und schlug mit der kleinen Faust auf die Tischplatte.

Anna sah sie groß an, und dann trat sie langsam zu der ungebärdigen Gustel und faßte ihre beiden Hände mit festem, fast schmerzhaftem Griff. „Nicht, Gustel! Nicht so — —!“ sagte sie leise und ernst.

Die biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Dann streichelte sie Annas Hand. „Nein, nicht so,“ brummte sie. „— — Weiß es schon jemand?“

„Noch nicht. Wir wollten es erst kosten.“

„Ja. Sie werden es gehörig beschwatzen. Und die Heinomutter in der Bendlerstraße wird das Pfauengefieder sträuben! — Na also — ich freue mich, Lindike, ich freue mich ja schließlich 'n bisken, Änne, Annette, Annuschka! Nun gehörst du ja wohl erst recht zu uns — wenigstens sagt man so. Aber ich werde verd— wenig oder gar nichts mehr von dir haben, mein Kind! Ich weiß Bescheid, mein Liebling! — Auch später mal. Ich bin die ‚unmögliche kleine Kruke‘ — ich will niemand zitieren — — die man zur Not mal auf den Familientisch, aber nicht in die gute Stube stellt.“

„Mitten auf den Flügel kommst du!“

„Meinst du? Ach du kluges Mädchen, die Dedekindwelt ist stärker als du ahnst. Auch stärker als du, Lindike. — Holla! Das ist das Telephon. Es wird dein — dein Heino sein, o wie schauerlich ... Lauf' hin, Mädchen. Ich werde so lange 'rausgehen.“

⌘ ⌘ ⌘

Sie waren gleich an einem der ersten Tage gesehen worden. Paul und Helene Dedekind hatten sie auf einem Nebenweg des Tiergartens flüchtig beobachtet. Jene hätten dann eine geschlossene Droschke genommen, und beider Haltung wäre sehr vertraulich gewesen.

Tante Alwine, Onkel Richards Frau, war gerade am Nachmittag in der Bendlerstraße gewesen und hatte behaglich und breit sitzend mit ihrer näselnden Stimme davon erzählt. „Warum sollen sie nicht, Hedwig — die jungen Leute haben heute ihren eignen Stil.“ Übrigens machte ihr das Verhältnis zwischen Artur und Emmi viel mehr Sorge — daran war etwas ganz und gar nicht geheuer! Auch Artur hatte über Vernachlässigung geklagt, sie wollte von Pyrmont nichts wissen, wünschte ‚ein eigenes Schlafzimmer‘ und ging jeden Nachmittag allein aus, um bei einer bekannten Pianistin zu üben oder bloß spazieren zu gehen ...! Wenn sie Artur wäre, würde sie nicht mit so 'ner sichren, selbstgefälligen Nase herumlaufen! Doch die Generalkonsulin hatte nun diesen vertraulichen Ansichten und Befürchtungen bloß mit halbem Ohre zugehört.

Gegen Abend war die stattliche Dame nach dem Gendarmenmarkt zu Johanne gefahren, um ihr endlich nach dem kargen Marienbader Ausflug einmal guten Tag zu sagen, sie hatten sich lange nicht gesehen.

Johanne saß vor einem dicken Kontobuch, bog an ihrem Lesezwicker, klemmte ihn auf die Nasenspitze und sah darüber hin ihren Besuch scharf an. Was war denn los mit Anna? ... Wollte sie ihnen die kleine große Lindike wegnehmen? Gönnerin spielen? Die feine Hedwig bewegte immer gern die Hand in der Manschette, wenn andre dabei zusahen, wenn sie damit Staat machen konnte. — So — so ... das schien freilich doch noch anders gemeint zu sein! ...

„Ich erwartete eigentlich dieser Tage ihren Besuch nach meiner Einladung neulich — ist dir etwas aufgefallen, Johanna?“

„Nicht daß ich wüßte, mein Kind. Er saß oft hier — übrigens nicht bei mir, ich erwischte ihn nur abends einmal hier und da. Naja — bloß Gustels wegen wird er ja wohl nicht hergekommen sein!“

„Und was denkst du dir dabei, Johanne?“

„Ich habe mir den Kopf nicht zerbrochen. Warum sollen sie nicht ihren Spaß aneinander haben, junge gescheite Leute mit einem Sack voll gemeinsamer Interessen. So wie früher ist das nicht mehr, daß Mutter, Großmutter und Tante hinter ihren Küken her sind und jeden Jüngling wie einen Geier belauern bis der harmlos verduftet oder zum kirren Täuberich wird! Das würde man sich heute höllisch verbitten. Ist ganz gut so, vernünftiger und gesünder.“

„Du meinst also ...“ die Generalkonsulin kniff die Mundwinkel ein.

„Gar nichts, alte Hedwig, ich weiß so wenig wie du, noch weniger ... und erst recht nichts von der ‚geschlossenen Droschke' und der ‚vertraulichen Haltung'. Ich würde an deiner Stelle Heino selber mal fragen."

„Es kann unter Umständen doch auch — nicht ganz ernst gemeint sein —"

Jetzt bekam Johanne einen bittern Geschmack im Mund und ihre tüchtige Nase krauste sich gehörig.

„Das würde nun mir mächtig leid tun! Und ich würde es deinem Heino recht deutlich und ohne Umschweife übelnehmen!"

Die Philanthropin sann einen Augenblick nach, es war still, und die schlichten Perlen schimmerten auf der violetten Seide. „Du mißverstehst mich wohl, Johanne ..."

Doch Johanne räusperte sich wie ein Mann. „Ich habe euch nie ganz begriffen. Wenn sie ein hübsches Ladenmädchen mit Plüschstubenhorizont wäre — in Gottesnamen lehnt sie ab — aber das ist sie doch nicht — kann ihr der ärgste Wille nicht nachsagen — ist sie nie gewesen, nicht mal als halbwüchsige Jöre, solange ich sie kenne! — — Willst du 'ne Tasse Tee mit uns trinken?"

Allein dazu war heute leider wenig Zeit. — Das verbot sich aus mehr als einem Grunde. So empfahl sich denn die Philanthropin, über deren Tag von früh bis spät ja für jede Stunde nach genauem Plane verfügt war, nach einer Weile allgemeineren Geplauders wieder herzlich und gemessen und mit einem Ausdrucke beherrschten Leids oder Leidens in dem an unpersönlich-liebreiche Masken gewöhnten Gesicht.

⌘ ⌘ ⌘

Jene aber wandelten auf Wolken.

Ein paarmal geschah es ihnen dabei in wachen Momenten, daß sie ihren Fuß plötzlich wie im Wesenlosen gleiten fühlten, fast zu hoch über dem Irdischen und Verläßlichen, als triebe man ein phantastisches Spiel; aber das war nur zu verständlich, eignete jedem Überschwang, der der Erfüllung und ihrem gefestigten Glück vorausging.

Eines Morgens gegen elf war Vetter Albrecht in der Fabrik noch einmal zu Heino, der wie sonst an seinem Schreibtisch sich betätigte, hereingekommen und hatte dabei die großkarierte Mütze, die er auf seinen Gängen durch die Fabrik zu tragen pflegte, mit einem energischen Ruck aufgesetzt. „Kommst du mit in den Maschinensaal? Wir wollen die neue Ölpresse mal laufen lassen ..."

Heino sah nach der Uhr und zog die Brauen zusammen, als überlegte er einen Augenblick. Sollte er dem Vetter Albrecht freundschaftlich und mit vertraulichem Lächeln davon erzählen? Der Augenblick schien dem nicht gerade günstig.

„Leider ganz unmöglich, lieber Albrecht. Ich habe hier noch einige Briefe durchzusehen und muß dann sofort zu meiner Mutter in einer recht dringenden Angelegenheit," antwortete er langsam und lächelte. „Ich habe eben am Telephon mit ihr gesprochen. Es läßt sich nicht aufschieben — unmöglich." Er legte den übermäßig langen Bleistift, den er für seine Randverfügungen benutzte, nieder und lehnte sich im Stuhl zurück.

Albrecht sah mit seinem ruhigen, niemals neugierigen Blick über den Vetter hin. „Na, dann siehst du dir das Ding heute nachmittag oder ein andermal an. Was ich noch sagen wollte ... Also grüß' Muttern schön — bis nachher." Und er gab Heino flüchtig und flach die fleischige Hand. „Grüz — Herr Grüz, Sie müssen doch dabei sein!" Der seidige Backenbart wehte an der Tür, und von Albrechts stämmiger Erscheinung war wie gewöhnlich bloß noch eine mächtige, ungreifbare Zigarrenwolke im Zimmer — fast ein Sinnbild ihrer Unterredungen und deren Ergebnissen hier im Zimmer. Heino betrachtete sie und lächelte wieder.

Ja, Heino wollte zu seiner Mama.

⌘ ⌘ ⌘

In der großen Halle stand Heinos Mama und umfaßte zärtlich Frau Lily Wichards schmale Rechte in dänischem Leder.

„Liebste Frau Lily, nun reisen Sie mit Gott — und recht — recht gute Erholung! Mich halten leider noch viele Geschäfte in der Stadt. Aber wenn ich es ermöglichen kann — ich will und darf es nicht versprechen — dann sehen wir uns bestimmt in Sils. Sie wissen, daß ich mir keine liebere Gefährtin zum Plaudern und Rasten wünsche!"

Und sie küßte Lilys Stirn unter dem kostbaren rötlichen Haar.

‚Wie reizend und natürlich sie ist!' dachte die Generalkonsulin unter einem heimlich lastenden Kummer und sah auf Lilys blühende ein wenig kurze Oberlippe. Sie war so klug, so voll unbeirrbaren Geschmacks und Taktes, stand stets über Menschen und Dingen — wirklich Dame von Welt, so jung sie noch war, noch nicht dreißig ... was mußte sie in ihrer Ehe gelitten haben und wie mochte sie sich nach einem kongenialen Menschen, der sie in all ihrem Zauber würdigte und verehrte sehnen! Sie war einsam, trotz ihres Reichtums und ihrer weitverzweigten, in aller Welt mächtigen Familie.

In diesem Augenblick betrat Heino Dedekind die Halle, und bei Lilys Anblick beschlich ihn ein Gemisch von Unbehagen und fast brüderlicher Freude.

Er bedauerte mit einem Wort, daß die gnädige Frau schon gehe. Er stand schlank und hoch neben ihr, sein schmales Gesicht mit dem kurzen blonden Schnurrbart war bräunlich gerötet von Luft und Sonne, von Bewegung und Entschlossenheit; er sah brillant aus, herrischer und hübscher als je.

Frau Wichard betrachtete ihn beim Sprechen mit ihren klaren, sehr blond bewimperten Augen, und Heino genoß einen Moment lang den süßen sinnlichen Zauber, der von diesem vollkommnen Wesen ausströmte; es ging ihm in der Tat mit ihr ein bißchen so wie seiner Mama: Frau Wichards Nähe verlieh auch für ihn der Luft stets etwas Leichtes und Lichtes, ein kluges, ja beglückendes Lächeln, das über den Dingen schwebte.

Die Mama beobachtete beide und spürte den Schwertstich im Herzen.

Doch Lily Wichard ließ sich nicht länger halten. Sie hatte an diesem Mittag noch mehr Besuche zu machen. „Sie sollten Ihre Mama nach Sils begleiten, Herr Doktor," sagte sie zum Schluß frei und herzlich.

„Geschäfte, gnädigste Frau, — leider Geschäfte!"

„Das ist schade," sagte sie mit einem ruhigen Blick.

Dann war nur noch eine Spur ihres Parfüms in der Luft. Doktor Dedekind schloß selbst die Tür hinter ihr. Es war ihm recht. Er hatte sich zu einer Unterredung bei der Mama angemeldet und war, als er eben eingetreten, für einen Moment merkwürdig beirrt und gestört gewesen.

Jetzt trat ein Zug der Entspannung und Ernüchterung in das Gesicht der Generalkonsulin, das eben noch gütig und gnädig geleuchtet hatte, als hätte sie Lily Wichards kurzer Abschiedsbesuch angegriffen. Aber in ihren grauen Augen war auch ein Glitzern, das an den Glanz harten Edelsteins erinnerte.

Man hatte im Wohn- und Arbeitszimmer der Mama Platz genommen. Ein großer Schreibtisch stand da, Schränke aus Polisanderholz, die Akten bargen, glänzten, die Tapete war graue geblümte Seide, ebenso der Bezug der großen Sessel, Stühle und Sofas. An der Breitwand hing ein riesiges Bild von Heinos Papa; ein energischer Herr mit braunem Backenbart und blassen Wangen, eine Ähnlichkeit mit Heino war unverkennbar, aber der Blick des Bildes war schärfer, der Mund gröber, härter, die Nase kräftiger gesattelt, ein hübscher selbstbewußter, rücksichtsloser Mann Anfang der Vierzig in schwarzem bordiertem Taillenrock, mit tulpenförmigen Stulpen; in der etwas zu rosig gemalten Hand hielt er gelbe Glacéhandschuhe — das Bild stammte ebenfalls aus dem Anfang der achtziger Jahre, wie das der Mama drüben im Musikzimmer.

Heino saß in einem der großen Sessel und rauchte eine Zigarette, während er sprach.

Die Mama lehnte in dem halbrunden Sofa neben dem Schreibtisch, ihrem Lieblingsplatz, vor dem polierten Rosenholztisch, auf dem Zeitschriften und Bücher lagen. Ihr fleischiges Antlitz war gerötet, was unter dem vollen weißen Haar besonders sichtbar war; es zeigte jetzt eine noch stärkere Spur von Verfall, und die grauen Augen mit den kurzen Wimpern hatten einen noch härteren Edelsteinglanz.

Heino sah gelassen vor sich hin, er hatte leicht, rasch und herzlich gesprochen, mit einem entschlossenen Werben in der Stimme.

Dies war die Sache, und dies der Grund der Unterredung. Es entstand eine Pause...

Die Mama war sichtlich schwer enttäuscht und verletzt. Ihre schlimmsten Befürchtungen waren also kein Wahn gewesen! Sie hing an dem Sohne mit jener echten mütterlichen Leidenschaft, die gerade in den Sphären des Reichtums nicht ungewöhnlich ist und bei solchen Anlässen besonders spürbar wird. Es war ihr einziger Sohn und Erbe. Es war ihr Herzenswunsch, daß er endlich Ernst machen sollte, sie wünschte ungeduldig, daß die Familie durch ihn weiter ginge, in einer im höchsten Sinne harmonischen Ehe, wie sie sie sich dachte — weiter lebte und blühte. Aber d a s — Heino war ein kluger, überlegner Mensch, aber wohl keiner von den Ganzfest-Gefügten, Unbekümmerten, und er war in einem gewissen Alter — jenes Mädchen aber war in der Tat recht ungewöhnlich in seiner Art!

Heino legte den Rest der Zigarette in eine kleine Aschenschale. „Liebe gute Mama, ich weiß es, du gönnst mich so willig k e i n e r — aber du mußt es schon leiden — wie, Mama?" Und er lachte kurz und warm.

Die Spuren des Verfalls in dem mütterlichen Gesicht zeigten einen noch höheren Grad. Die beringten Hände bebten, vielleicht vor Ungeduld und Tatkraft. Auch sie erschienen Heino im Augenblick fleischiger und gröber.

„Du mußt mir wohl etwas Zeit lassen, mein Sohn." — „Zeit lassen?"

„— Nun denn, ich war erschrocken, als eine Vermutung in mir aufstieg, durch das, was man mir zutrug."

„Zutrug? ... Ach — ach —" es kam nervös aber beherrscht aus Heinos Mund. Er litt unter solchen pathetischen Worten. „Was sprichst du da, Mama!"

Heino stand auf und ging ein paar

Schritte über den Teppich, dann setzte er sich zu der Mutter auf das seidne Sofa. Er nahm ihre Hand, wie er es als Junge getan. „Sie ist ein wundervolles Geschöpf, klar, tüchtig und ehrlich. Klug wie keine — ich übertreibe nicht, wenn ich auch Partei bin. Auch Gustel kennt sie genau, und Tante Johannes Blick ist nicht stumpf. Sie halten kolossal viel von ihr. Ich habe sie sehr lieb," sagte er und küßte die Hand der Mutter.

Die Generalkonsulin saß breiter da, als es sonst ihre Art war, jede lächelnde Anmut und empfindsame Würde waren aus ihrer Miene gewichen. „Sie ist schön und ungewöhnlich. Ich werde ihr gerecht. Aber ich möchte auch dir und — mir gerecht werden!"

Heino nagte an seiner Lippe. Er hatte ja wohl einiges erwartet, aber die Wirklichkeit war immer aufdringlicher, als man sie sich vorstellte. Unmöglich, ganz unmöglich das!

Die Mama machte durchaus kein Hehl aus ihren Gründen. Was wußte man von diesem gewiß recht ‚begabten und klugen' Mädchen? — so gut wie nichts, und was man wußte, war nicht gerade erhebend. Wer konnte ermessen, welches Erbe in ihrem Blute schlummerte... Unmöglich — die Generalkonsulin erging sich in einigen mütterlichen Hemmungslosigkeiten. Sie hatte sich das einmal ganz anders gedacht, es gab unvergleichlich andre Möglichkeiten, die nur allzu nahe lagen, greifbar nahe, die den Glanz, die Macht und den Besitz des Hauses, die auch ihr beständig und innig am Herzen lagen, noch größer und sichtbarer machen würden!... Ihre liebsten, ganz persönlichen und menschlich zärtlichen Wünsche und Pläne opfern — wem? Nur die beste, wertvollste konnte ihr für ihn genügen! „Ich habe mir das anders gedacht, mein lieber Heino."

„O, ich weiß," sagte er spöttisch, fast schroff. Die Begegnung vorhin in der Halle war wie ein Symbol gewesen: Lily Wichard, die scharmante Witwe, ja, sie war entzückend, Heino bewegte die Lider, noch vor einem Jahr vielleicht, wenn er in Laune gewesen wäre ... „Du wirst dich darein schicken müssen, Mama!"

„Schicken müssen? Ihr geht ein wenig eigenwillig euren Weg, meine lieben Kinder! Von dir hätte ich es am wenigsten erwartet. Ich glaubte mich gerade in dem Punkt deiner sehr sicher. Du warst mein Stolz, und ich wollte mich im Alter in dir neu erleben. Es scheint mein Los zu sein, einsam die letzten Bürden auf mich nehmen zu müssen."

„Aber liebe Mama, was redest du da?"

„Ach, ich kann dir nicht alles mit Worten sagen, mein lieber Heino, so wie ich es fühle ... Das ist nicht gesund. Man soll auch immer an die Zukunft denken, die Welt hört mit uns nicht auf, und jede Läßlichkeit ist wie ein Abbröckeln. Ich kann es dir nicht so sagen."

Heino bewegte sich ungeduldig und gereizt und litt. „Mein Gott, was soll das?"

„Du bist ein verwöhnter Mensch. Nicht wie Papa. Du würdest zu allererst unter einer falschen Konstellation leiden. Ja, wir waren einmal wie Spießgesellen vor dem Papa. Ich hätte es vielleicht nicht sein sollen."

„Ein wenig mißraten," sagte Heino mit einem ärgerlichen Lachen. „Gut, gut. Ich gebe das zu." Er rückte an der Vase mit den Gardenien, nahm ein Buch hoch und warf es wieder hin. . „In dem Punkt verstehen wir uns also!" Er erhob sich und lief wieder über den Teppich.

„Mama, wir verstehen uns in der Tat nicht. Reden aneinander vorbei. Es gibt eine natürlichere, gesündere Auffassung vom Leben. — Ich brauche Anna. Gleichviel. Deine ‚Gründe' können für mich niemals ins Gewicht fallen, wenn ich auch manches davon verstehen oder würdigen will —" er hob, wie ihm selbst schien, ein wenig theatralisch, die Hände. Man sprach gegen Seide, die hart wie eine Mauer war, gegen einen ungreifbaren Widerstand. Ja — o, ja — Lilys Familie war den Krupps und Thyssens völlig ebenbürtig, und das Vermögen, an dem sie teilhatte, gehörte zu den allergrößten, zu den ganz großen Deutschlands — ja, das war es wohl, das spielte wohl sehr beträchtlich mit, spielte eine recht beträchtliche Rolle im Kern dieser Sentiments — ach, nicht bloß nebenher! ... o, keineswegs! ... „Er dachte an Anna und fühlte ihren Blick auf sich ruhen, sah das spöttische Lächeln ihres Mundes. Die Bewegung seiner Arme wurde energischer.

„Du solltest wissen, Mama, daß ich mit klarem Willen zu dir gekommen bin und daß ich als ernster und gereifter Mann vor dir stehe."

Die Generalkonsulin sah auf, als hätte sie das in ihrer Liebe und Sorge wirklich ein wenig außer acht gelassen. Er war für die herrschsüchtige Dame immer ein bißchen ihr artiger, geliebter Junge geblieben. Sie war für einen Augenblick nahezu verwirrt oder beunruhigt. „Sollen wir uns fremd werden?"

„Was für ein Unsinn, Mama! Du wirst vernünftig sein und der Jugend, die weiß Gott in einem verständigen Alter ist, ihr Recht lassen. Mein Entschluß ist unerschütterlich, ich bin kein Phantast, bin nie einer gewesen und kann verlangen, daß man meine

Entschließungen ernst nimmt. Was stehen dahinter für Vorurteile — altmodisch zum Lachen, sie gehören in die Mottenkiste, in den Müllkasten! Du liebst deine Vorstellungen, meinetwegen auch deine Pläne! kein Mensch wird sich dagegen ereifern. Aber schließlich hat auch das unbekümmerte Leben ein Recht."

Der diskrete alte Franz brachte eine Besuchskarte, doch die gnädige Frau empfing nicht. Gleich darauf rief der Fernsprecher ... vermutlich irgendeine Paireß, die ohne weiteres unmittelbaren Anschluß fand — die gnädige Frau schaltete mit einem Fingerdruck die Leitung zu Fräulein v. Röhll um, ein Zeichen, daß sie nicht zu sprechen wünschte.

Heino hatte wieder zu einer Zigarette gegriffen, hatte sie angezündet, ein paar Züge getan und sie wieder weggelegt. „Du wirst verständig sein, Mama," sagte er und schob die Hand bequem in die Hosentasche.

„Prüfe dich — prüft euch noch. Das Leben ist lang."

„Bitte nicht diese Kinderfibelweisheit! Ich bin nicht mehr jung genug dazu. Am wenigsten in diesem Fall. Ich bin auch Mann, im — allermenschlichsten Sinn. Ich denke im Winter — spätestens im Frühjahr. Dann wird alles in Ordnung sein."

Die Philanthropin war errötet. Ihre Abneigung gegen jenes Mädchen wuchs, wurde zur Erbitterung, zum Haß und Widerwillen ...

Abermals trat eine Pause ein. Und endlich sagte die Mama müde und langsam: „So mußt du mir denn etwas Zeit lassen, mein lieber Sohn. Du weißt, auch mein körperlicher Zustand ist nicht der beste. — Es wäre mir unmöglich, dem jungen Mädchen jetzt mit der Offenheit und Herzlichkeit, die ich für wünschenswert hielte, entgegenzutreten. Also laß mir noch Zeit, das darf ich verlangen, laß mich alles bis an die Grenze des Möglichen überdenken. Es bedarf ja meiner Zustimmung letzten Endes und wie du selbst es aufzufassen scheinst, gar nicht. — Für mich aber bedeutet es eine ernste, sehr ernste und auch schmerzliche Sorge!" Und dann stand die Mama auf.

Heino biß grimmig an seinem Bart und zuckte die Achseln. Es hatte ihn eben unversehens ein paarmal aus diesem ersten klaren Anruf von draußen, in dieser sichern, altgewohnten Umgebung ein kühler Hauch von Nüchternheit angeweht. Dann war es wieder weg, wie es gekommen. Sein Mund war trocken, und eine warme Müdigkeit, wohl von dem langen Umherlaufen im Zimmer, war in seinen Beinen.

„Wann darf ich auf deine Antwort rechnen? Liebe beste Mama, das alles ist in der Tat unmöglich —"

„Ich gebe dir Nachricht."

Die Frau sah sehr klar, sehr scharf und nüchtern hinter ihren allgemeinen, etwas zu weiten und zu schweren Worten. Er gehörte, wie sie glaubte, gewiß nicht zu den Unentwegten und Nimmerenttäuschbaren auf der Lebensbahn, auch deshalb zitterte sie, aber er war eigensinnig und hartnäckig, wie alle Verwöhnten. Martine hatte leider den gleichen Zug. — Man müßte, so schloß sie in ihrem impulsiv und praktisch rechnenden Gemüt, man müßte ihm Zeit lassen. Man müßte ihm, wenn es nicht anders sein konnte, vielleicht sogar entgegenkommen. — Dann würde man warten und weiter sehen und — handeln. Aber sie war traurig und unaussprechlich enttäuscht.

9.

Der alte Adalbert zog, als er davon erfuhr, die Brauen hoch, sträubte den Schnurrbart und sagte ziemlich gleichmütig zu seinem Sohn: „Eine etwas merkwürdige Geschichte; geht uns nichts an."

„Will sie heiraten?" meinte Philp ihm gegenüber; „er hat so einen seriösen Zug."

Der Alte warf seinem Sohn unter den buschigen Brauen bloß einen Blick zu.

„Ein prächtiges Mädchen," plauderte Philp weiter, „kann die Sache persönlich nicht so schlimm finden — frisches Blut, und was für welches! Wie findest du sie, Papa?"

„Ich kann Tante Hedwigs Standpunkt nicht unbillig nennen."

Philp bewegte sanft die Lider und erfaßte mit seinem gefährlichen Schrägblick die gespaltne Seele seines alten Herrn; der machte Anna Lindike selber Äugelchen, wenn er mit Hannemann, dem Teemandarin, bei Tante Johanne seinen Poker spielte. Freilich alle diese alten Leute waren in Familiendingen nicht ganz geheuer — nicht völlig ernst zu nehmen — jedenfalls taten sie so!

Er beschloß, sogleich einen großen Rosenstrauß und, wenn möglich, einen der kleinen Baumkuchen für sie zu besorgen, wie er sie neuerdings gern verschenkte; es gab da in der Königstraße eine alte Konditorei, die darin Vorzügliches leistete, jeden Nachmittag frisch aus dem Ofen. Dieses bevorstehende Geschäft erfüllte ihn sofort mit Behagen, denn er hatte immer gern etwas Ordentliches vor, besonders, wenn damit einige weitläufige Gänge verbunden waren.

Es war zwischen sechs und sieben. Philp schlenderte gemächlich über den alten Schloßplatz und dachte: ja, das war alles noch da; die großen Zehen der mächtigen nackten

Weiber am Begasbrunnen waren immer noch blank getreten, manche ganz platt, der Neptun war leider recht schmutzig, sollte mal baden gehen. In der Königstraße war starker Betrieb, Haus bei Haus, wohin das Auge sah, Geschäfte bis zum Dach hinauf, ‚Menschen‘ wohnten hier nicht. Eine alte schätzenswerte Gegend, sie gefiel Philp wieder, und manches Schaufenster nahm sein Interesse in ungewöhnlichem Maße gefangen, denn er kaufte gern ein — kannte tausend Spezialgeschäfte und geschickte Handwerker in allen Gegenden der Stadt.

Als Philp dann halbwegs zwischen Heiligegeist- und Spandauer Straße einherschritt, stieß er plötzlich auf Emmi Dedekind, Vetter Arthurs Weib; sie trat eben aus einer kleinen Konditorei und stand nun an der untersten Stufe still. Er hatte sie gleich gesehen — empfindsam und sehr reizvoll wie oft die Blondinen in diesem Dämmerlicht — es waren wohl die Augen oder der Mund, die Haut, die Stimme, wußte der T— was es war, man wurde ganz ernsthaft verliebt, wenn man mit ihr sprach. Da hinter ihr in der Tür war übrigens wieder der Doktor Selehn, der Jugendbekannte mit dem geschorenen Spitzbart, in dem es schon ein bißchen grau glitzerte.

„Tag, Vetter Philp — heute begegnet man aller Welt,“ sagte Emmi freundlich und gleichmütig und schob an ihrem weißen Schleier, durch den die grauen Augen schimmerten. Philp begrüßte auch den Doktor Selehn, der hier auf der kleinen Steintreppe noch ernster als sonst wirkte.

„Besorgungen gemacht, Emmi?“

„War bei Gerson und will da noch bei Israel gegenüber vom Rathaus — Sie sollten noch ein Stück mit uns kommen, lieber Doktor Selehn. Ich lasse mir beim Aussuchen gern zusehen oder helfen.“

Wie nett sie das sagte ‚ich lasse mir gern zusehen‘ — gutes Kind.

„Leider nicht möglich, gnädige Frau. Nun wird Herr Dedekind Sie in seine Obhut nehmen und ein noch besserer Partner sein.“

Philp sah den Arzt sanft durch das große Einglas an. „Wohin willst du eigentlich, Philp?“ fragte Emmi rasch. „Aber man darf vielleicht nicht fragen.“

„Doch, Emmi, du darfst. Wenn ich es nicht sagen wollte, würde ich es dir doch sehr hübsch erklären. Es ist übrigens gleichgültig.“

Jetzt empfahl sich Doktor Selehn von Emmi und Philp. Sie schaute ihm fest in die Augen und drückte seine Hand. Philp sah weg, dann ging sie still und ernst und, wie es Philp schien, traurig neben ihm.

Nein, Philp störte sie nicht, er sprach ein paar freundliche Worte, von Heino und Anna, dann schwieg auch er. Sie hing wohl lieber ihren Gedanken nach, als daß sie ihm zuhörte. Er hätte sie sicherlich recht gern noch ein Stück begleitet, aber die Zeit drängte, und dann hemmte Philp dem Rathaus gegenüber den Schritt. „Nimm's nicht übel, kleine Emmi —“

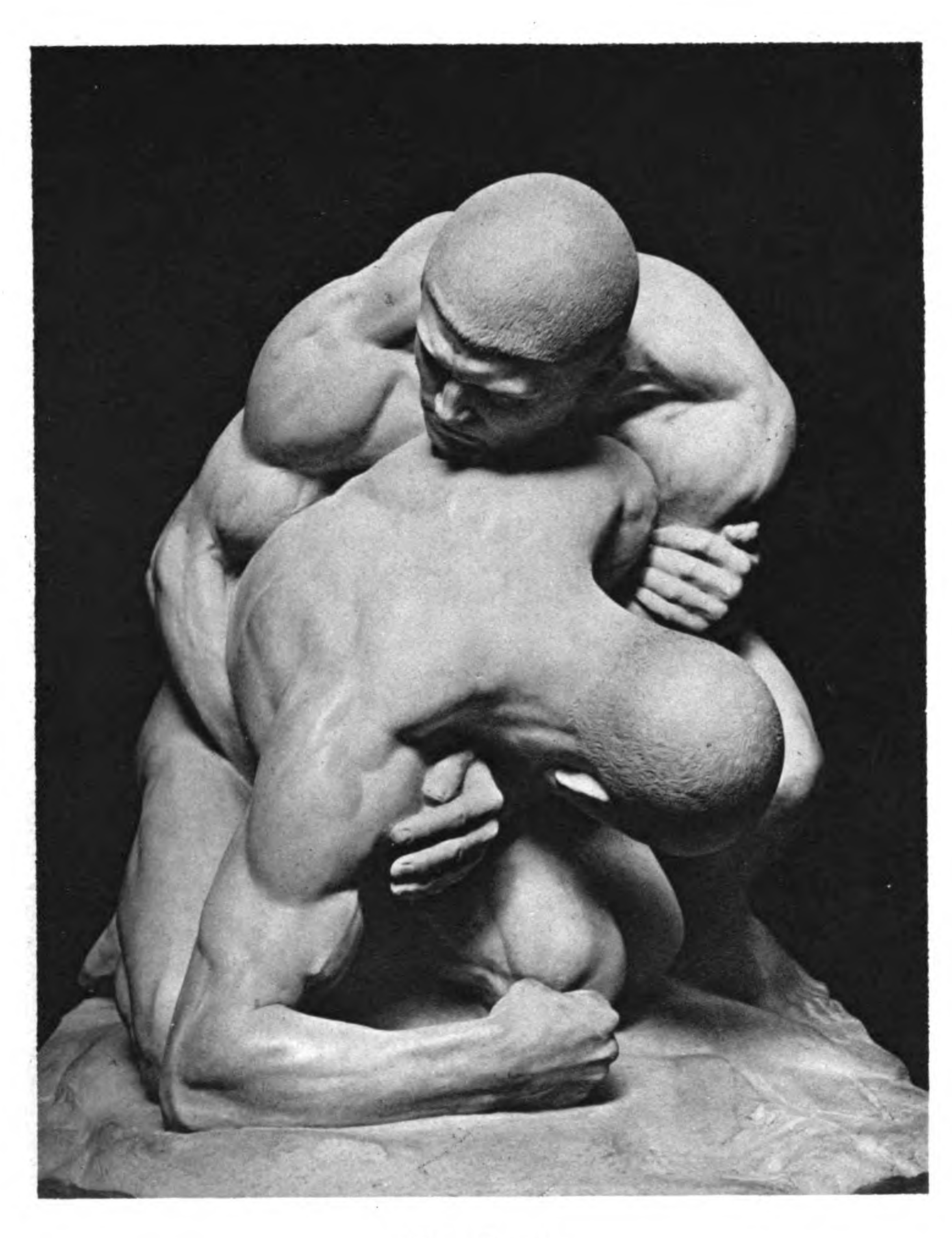
„Aber nein. Ich werde mich kaum fünf Minuten aufhalten.“ Sie sah nach der mondbleichen Rathausuhr hinauf. „Grüße deinen Papa, Philpchen. Und Wiedersehen.“ Sie gab ihm die weiche, seidig gleitende Hand und huschte davon.

Sie hatte ihn gar nicht ausreden lassen, das kränkte ihn eigentlich, als läge ihr wirklich nicht viel an seiner Begleitung. Er schritt in dem zunehmenden Menschengewimmel weiter, streng und wohlwollend. Philpchen ... hatte sie leise und vertraulich gesagt. Ja, was hieß das nun? Dies und andres? Zufällig getroffen — kein Mensch hatte ein Recht, das zu bezweifeln oder zu bestreiten, denn nichts in der Welt war natürlicher als der Zufall. Sie war so völlig harmlos oder unbekümmert. Du weiches Vögelchen — weißt du nicht, was du dem Namen Dedekind schuldig bist? Sie sah so aus, als ob sie das niemals beunruhigen könnte, und als ob das die nebensächlichste Sache von der Welt für sie wäre ...

Ja, so gedachte Philp denn also, obwohl es schon ein wenig spät geworden war, gleich noch am Gendarmenmarkt mit vorzusprechen und Tante Johanne, wenn er sie gerade träfe, herzlich die Hand zu schütteln und über Welt- und Lebenslage zu plaudern; die alte wackre Dame zeigte zuzeiten ihren grimmigen Spaß an seiner ‚großartigen Frechheit‘ — na wenn schon, ‚kein Musterknabe, Tante Johanne, wie Heino, gewiß nicht, der übrigens auch keiner ist; ich häute mich langsam! ...‘ und dann würde er mit seinen zwei Tüten zu den Mädchen hinaufgehen, um Anna Lindikes starke Vorzüge einmal wieder frisch auf sich wirken zu lassen; man würde es sich gemütlich machen, ohne viel Wesens von gewissen Dingen zu erheben, und man würde einander die Hand geben: „Freu' mich, Anna Lindike. Freue mich kolossal!“ —

Eines Tages indes, in der Woche darauf, war Onkel Richard, der gestern erst von Kissingen heimgekehrt war, bei Johanne aufgetaucht. Aus seiner Frau, wurde er nicht klug, sie redete so viel drum herum, und die Generalkonsulin hatte ihn noch nicht empfangen können. Er mußte immer selbst sehen!

Ehemalige Kutscherstochter — ohne einen Pfennig — und Verwandte da so 'rum, Acker-



Die Ringer
Bildwerk von Hermann Joachim Pagels
(Große Kunstausstellung Berlin 1921)

straße oder Königstor — er war seit einem Menschenalter nicht in die Gegend gekommen! Lehrerin — Sängerin — was war sie eigentlich? Kein Mensch wurde daraus klug. Er kannte sie natürlich, hübsches, großes schwarzhariges Mädchen, hatte sie ein paarmal im Hause gesehen, aber er kam nicht allzuoft zu Johanne, sie war ihm zu unpoliert. — Künstlerin — wie? Wenn er das dachte, drückte er die Zunge in die Lücke seines oberen Eckzahns, als zuckte dort ein Nerv. Es ging ihn im engeren Sinne nichts an, denn es berührte seine Interessen nicht — aber was war das für 'n Unsinn! Heino war ein netter Junge, er hatte ihn sehr gern, immer manierlich und gefällig, nie schwatzhaft und kleinlich — solche Kapriolen hatte er doch nicht nötig.

Er schlich erst bei Johanne vorsichtig um die Schüssel. Ja, er wäre wieder zurück. „Ich fühle mich gottlob recht quick und frisch!"

„Ja, blaß und mager bist du immer, Richard," sagte Johanne und langte nach einer Flasche ihres guten Sherrys im Pult, um ihm einzugießen.

„Es kann nicht jeder wie 'n Landpastor aussehen, liebe Johanne! Adalbert will in der nächsten Woche nun doch nach Kissingen. Man wird nicht mehr klug aus ihm."

„Ja, ich weiß. Wir pokerten letzten Sonnabend."

Richard zuckte mit der Nase. „Was ist das für'n Unsinn mit Heino, Johanne?"

„Unsinn?"

„Hat sie denn gar nichts, daß sie hier bei euch unterkriechen mußte —"

„O, sie brauchte uns nicht, hat es auch früher nicht getan. Sie ist auch jetzt noch eigensinnig auf den Groschen aus mit Gesangs- und sonstigen Stunden für das, was sie für sich und für die Elektrische braucht."

„Es gibt doch schließlich noch mehr hübsche und gebildete Mädchen in unseren Kreisen. Alwine sagt das auch und ärgert sich. Sie findet es verdreht. Ich muß sagen, ich hätte es Heino nicht zugetraut."

„Ich eigentlich auch nicht — —" meinte Johanne verschlagen.

„Soll man alles gut finden, was diese jungen Herren tun? Die Sache geht uns doch alle an. Was sagt denn Adalbert?"

„Sie wäre schon 'ne Dummheit wert — wenn es ihm bloß bekäme."

„Ja, der spielt immer den Philosophischen. Bei Philp würde er aufmucken. Soll sich über ihn nicht zu sehr wundern! Also da wird der Drechslermeister in absehbarer Zeit in der Bendlerstraße Gevatterschaft machen —? Ich schließe mich aus, Johanne." Richard lachte leise durch die Nase.

Aber Johanne machte ihre Unterlippe. „Das dürfte ja nicht gerade nötig sein. Es wird dich höchstens das übliche Hochzeitsgeschenk kosten, keinen Sechser mehr, lieber Richard." Der bekam Runzeln in dem schmalen Gesicht mit dem langen, gepflegten Backenbart und wurde argwöhnisch, denn solche Anspielungen liebte er nicht. „Hast du Hedwig gesprochen?" fragte er dann, die Abschweifung unterbrechend, nach einem kurzen, dünnscharfen Räuspern. „Ich traf sie heute morgen nicht an. Ich werde mal wieder heranfahren, sie will ja in absehbarer Zeit wieder verreisen."

„Hörte davon."

„Mjah," machte der alte Richard und strich mit einem merkwürdig schiefen Gesichtsausdruck seinen Bart... „Sie hat — oder will nun also doch klein beigeben, heißt es. Er hat es natürlich durchgesetzt, mir eigentlich unbegreiflich — muß eine verd— harte Nuß für sie sein...! aber der Empfang der jungen Herrschaften dürfte etwas frostig verlaufen, wie ich sie kenne, sie versteht sich auf Menschenbehandlung und hat ihr Gesicht in der Gewalt. Sie will dann gleich wieder weg, die Moorgeschichte im Frühjahr ist ihr auf Nerven und Herz geschlagen, sie fühlt sich recht abgeplagt — wovon eigentlich? Weißt du es? Sie will erst nach Wiesbaden, dann nach — Sils, ein paar Monate lang."

„So, so."

„Da dürfte also das — Brautpaar vermutlich in absehbarer Zeit die Runde auch bei uns machen. Ich muß sagen, ich sehe die Sache mehr mit Hedwigs Augen an," sagte er fast zänkisch. „Du wirst sie wohl zuerst zusammen einladen — was meinst du? Oder hast es schon getan?" fragte er lauernd.

„Ihr werdet ja wohl auch nicht drum herum kommen."

„Fatal, wie die Dinge liegen, man weiß nicht recht, wie man sich dazu stellen soll... Bei uns zu Hause hm... ist auch nicht alles in Ordnung. Arthur gibt ein Heidengeld aus, und mit Alwine ist in dem Punkt nicht zu reden! Und Emmi — — ich weiß nicht, was das ist —! Bleibt sie — ich meine das junge Mädchen — nun bei dir wohnen?"

„Ich denke doch. Soll ich sie etwa auf die Straße setzen? Schließlich ist es doch ihr gutes Recht, sich einen Mann auszusuchen oder sich von einem heiraten zu lassen. Er ist doch am Ende kein Jüngling mehr, und genug Geld zum Leben haben sie ja wohl."

„Na, man kann es auch anders ansehen, Johanne. Aber es geht mich nichts an..." Er kreuzte die langen, hageren Beine anders, zog die Uhr und ließ den Deckel springen.

„Ja, ich muß nun gehen, Johanne. War trotzdem hübsch, daß man sich wieder mal gesehen hat. Du kommst ja nicht. Warum spinnst du dich eigentlich so ein?"

„Man ändert sich auf seine alten Tage nicht mehr, Richard, laßt mich man so."

„Ja. Schade. Du solltest mal hier Schluß machen, und dein Leben genießen. Du hast doch nun genug. Ich an deiner Stelle —"

„Ich fühle mich recht wohl in meinem Kram, alter Richard. Ich will auch noch reicher werden, es bringt noch 'n ganzen Batzen Geld," sie lachte derb und behaglich. „Wenn ich hier zuschlösse, würde ich ein Jahr drauf 'ne Leichenkutsche brauchen, daran liegt mir noch nichts. Söhne habe ich leider nicht — auch meine Gustel ist aus 'm Nest gefallen!"

Richard hörte bloß zerstreut hin. Ja, Gustel war ein merkwürdiges Mädchen! Im Grunde paßte ihm und den andern Dedekinds dieses offene Ladengeschäft schon lange nicht mehr, trotz dem Großhandel daneben; hatte ihnen niemals gepaßt, sie huldigten dem größeren und großen Stil in Geschäften und Lebensführung, der das Gewerbliche, so gehöriges Gewicht man auf seinen goldnen Segen legte, gewissermaßen aus der Straßenfront zurückzog hinter eine pompöse Fassade.

„Ja. Schade. Höre, Johanne, ich soll für Alwine noch etwas von deinem besten Tee mitbringen, ich habe die Nummer aufgeschrieben. Aber ich möchte gleich ein paar Pfund nehmen — sagen wir fünf, wenn du mir einen vernünftigen Preis machst."

„Besprich das mit Hannemann, Richard, sonst setze ich zu viel zu bei dem Geschäft," sagte Johanne lachend und nahm Richards dünne, kühle Hand. „Wiedersehen, grüße Alwine und die andern. Ich soll mit nächstem auch mal weggehen, nach Salzschlierf oder Polzin, diesmal nicht nach Flinsberg. Es reißt mich wieder. Man wird alt und klapprig, Richard — nee, du nicht!"

10.

Nun war man im warmen, glorreichen August.

Heino Dedekind kam wieder spät ins Bett. Man ging des Abends in die Charlottenburger Sommeroper oder anderswohin und darauf mußte man noch irgendwo einkehren. An andern Abenden bewies er dem Stammtisch Ecke Behren- und Markgrafenstraße in einem Drang nach kräftigerem Behagen Treue, nachdem man von einem gemeinsamen Spaziergang im Tiergarten oder Grunewald oder von einem weiteren Ausflug heimgekehrt war. Danach griff er in seinem Bibliothekszimmer zu einem seiner betrachtsamen Bücher, um den Tag in Ruhe und Gefaßtheit ausklingen zu lassen; der Uhrzeiger rückte nicht selten weit über Mitternacht hinaus, ehe er sich ins Bett begab.

Am andern Morgen, wenn er sich, wie früher, zu einer bequemeren Stunde erhob, spürte er mitunter wieder ein Mißbehagen, eine Art Gewissensunruhe, als verriete er heilsame Grundsätze einer gefestigteren Lebensform. Indessen, der Tag wuchs neu, hell, stark, erwartungsreich vor ihm auf und man war jung — fabelhaft jung!

Die rege vorangehenden Dinge in der Fabrik verlangten zudem noch einen behutsamen Schritt, Widerstände machten sich vielerorts geltend, Vetter Albrecht mischte mehr und mehr seine stämmige Hand dazwischen, was zu erwarten gewesen, er gehörte nicht zu den Bequemen und Gläubigen; und so im Ansprung war überhaupt nichts Wertvolles auszubauen. Nun also — man wollte auch mal glücklich sein, sich vom starken Leben unbekümmert tragen lassen; leben — leben — kopfüber in die Flut hinein — kräftig schwimmen oder lächelnd treiben — Mensch — Mensch sein! So las er wieder Zeitung und Post im Bett, aß seinen Haferbrei mit Sahne und erhob sich danach gefestigt und fröhlich. — So auch heute.

Ja — er hätte eigentlich Lust, dann gleich einmal zu einer sehr wichtigen Auktion mit heranzufahren. Er hatte auch seinen Freund und Antiquar Tüllcke in der Schellingstraße vernachlässigt, meist bloß am Stammtisch gesprochen, wobei ihm Tüllcke mit tückischer Eloquenz den Mund auf allerlei rare Dinge wäßrig gemacht und ihn dabei mit seinen geisternden Augen spöttisch gemustert hatte wie einen Apostaten ...

Anna — Anna — so am Morgen, in der Frühe, im jungen belebenden, strahlenden Tageslicht war es am stärksten. Oder wenn er ihre Nähe fühlte. Dazwischen — wie? Nichts dazwischen! Kein Mensch kann vierundzwanzig Stunden lang Höhenstimmung produzieren, auf „goldgesäumten Wolkenbänken" spazieren, die Erde verlangte ihren Anteil, der Alltag und auch ... die Arbeit.

Die Mama weilte in Sils — mochte sie sich dort laben und kräftigen! Anna — ja, Anna hatte es merkwürdig verständig, fast schweigsam, spöttisch und fest aufgenommen, wundervoll einfach und artig auch vor der Mama selbst — als gäbe sie auf diese äußeren kühlen und kalten Formen und Familienangelegenheiten nicht übermäßig viel, als stünde ihr das eigene Erleben zum mindesten höher — fast unbekümmert und gleichgültig. „Stark und kühn", wie die schlaue Martine es nannte.

Also Tüllcke — dann Auktion — Heino pfiff wieder die beliebte Melodie aus der Unvollendeten Schubert, und plötzlich stand Vetter Arthur mit blasser Nasenspitze mitten auf dem sanften Glanz des Teppichs und sah verstört aus.

„Ah, das ist hübsch von dir, Arthur."

„Guten Morgen, Heino. Verzeih, wenn ich dich so zeitig störe. Es ist von Wichtigkeit!" Er machte dabei merkwürdig hastige Bewegungen und ging dann erregt über den Teppich. „Es ist — es ist — —"

„So, so. Freue mich, daß du mich noch antriffst." Was war denn los mit dem Vetter? Der schien heute nicht ganz auf der Höhe zu sein. Ob zwischen ihm und Emmi? — Es war da wohl nicht alles in Ordnung.

„Nimm Platz, Arthur. Ich stehe vollkommen zu deiner Verfügung. Dann den Wagen, Nieke ... Schön, schön ..."

Arthur stand am Tisch. „Es ist — —" Seine Achseln zuckten lächerlich hoch, seine Hände schnellten aus den Taschen und flatterten durch die Luft. „Emmi ist fort."

„Emmi — wie? Oho!" sagte Heino ernst und hob das Gesicht. „Ich verstehe dich nicht ganz, Arthur."

„Sie ist weg — fort von mir — aus meinem Haus — aus — futsch —! Sie hat es mir heute nacht erklärt, als ich mich ihr nähern wollte — — sie schrie mich förmlich an und war dann ganz eisig und eisern."

Heino hörte aufmerksam zu und schaute den furchtbar aufgeregten Vetter fest an. Also doch. — Es überraschte und erschreckte ihn nun. „Ja, um Gottes willen — sage — aus welchem Grunde das alles, lieber Arthur?" sprach Heino fast bedächtig und mit der ungesuchten Absicht zu besänftigen.

„Als ich mir den Unsinn verbat und energischere Saiten aufzog, entschlossen auf meine Rechte und ihre Pflichten hinwies, da schloß sie sich einfach ein! Sollte ich Skandal machen? Die Dienstboten, Vater und Mutter wecken, Pauls zu Hilfe rufen? Wir hocken ja in der Voßstraße wie in einem Bienenstock beisammen —" eiferte er mit merkwürdig jäher Gehässigkeit. „Ich habe die Nacht auf meinem Ledersofa gelegen — soweit ich Lust zum Liegen hatte — die Türen hätte ich einschlagen mögen, habe es fast getan und hätte es tun sollen —!" erklärte er nnd schlug mit der Faust auf die Tischplatte.

„Nun ja, lieber Arthur. Erzähle einmal, was ist eigentlich los — nimm Platz — hier in dem Lehnstuhl — da sind Zigaretten" — doch Arthur lehnte alles schroff ab und warf sich gleich darauf in den Lehnstuhl.

Heino beachtete es nicht weiter, legte bloß die Hände fester um die Armlehnen seines eigenen Sessels.

„Wie kam das überhaupt? Sie kann doch nicht gut von heute auf morgen — nicht wahr? Hast du selbst ihr irgendeine Ursache gegeben? Ich möchte immer noch an — sagen wir, an eine ernsthaftere Verstimmung zwischen euch glauben."

„Das laß lieber bleiben, Heino," sagte Arthur höhnisch. „Die — die Sache ist niederträchtig — hundsgemein ernsthaft! Sie ist weg — — weg!!"

„Warum ist sie weg?"

Arthur räusperte sich mit einem grotesk langen und scharfen Laut, wobei sich sein ganzes Gesicht plötzlich kirschrot färbte. „Das ist nicht so einfach —! Auch ich habe — seit gestern nacht, nein — nicht erst seit gestern! — einen ganz bestimmten Verdacht — — und habe ihn ihr auch ins Gesicht geschleudert! — Sie hielt es nicht einmal für nötig, ihn zu entkräftigen oder zu leugnen — — sie gab es einfach schweigend zu. Dann brach ich vor ihren Augen ihren Schreibtisch auf und fand — —"

„O — o —"

„Und heute morgen sagte sie laut und ruhig: sie — habe — nun — genug — von mir! Und als ich sie anschrie und — rüttelte in meiner Empörung, in einem Nervenkrampf, ich war außer mir, da erklärte sie trotzig: ja, sie habe diesen Schuft — diesen — diesen Selehn schon lange, eigentlich immer gern — gern!! — Im übrigen wäre ihr alles gleich! Nur weg — —"

Nur weg. So — so — Er hatte sie gerüttelt und angeschrien, es war verständlich, vielleicht sogar berechtigt. Er hatte ihren Schreibtisch erbrochen. —

„Ist sie schon fort?" fragte Heino. „Und du selbst hast ihr keinen letzten Anlaß gegeben, Arthur? — Gestatte die Frage."

„Ja, zum T — sollte ich ihre verrückten Launen durch Wochen und Monate geduldig ertragen? Welcher Mann — — Sie selbst war schuld dran! — — Und sie *wollte* mich natürlich erwischen und hat wahrscheinlich schon lange spioniert! Herrgott, das ist doch alles bloß äußerlich — lächerlich — Ich habe Emmi doch lieb — und hätte sie weiß Gott nicht vernachlässigt — keine stand mir so hoch — —"

O — o —

Er schnellte wieder auf. Sollte man so auseinanderlaufen? Alles ändern? Knall und Fall —? „— der Kerl — der Schuft — — wenn ich wüßte, daß zwischen ihnen etwas — totschlagen würde ich den Hund — übern Haufen schießen — —!"

„Hast du einen Anhalt, Arthur?"

„Schuft. Er verkehrte bei uns, und ich —"

„Du hast einen begründeten Verdacht?"

„Verdacht? Natürlich hab' ich den! Das leugnet sie selbstverständlich: — alles rein wie Schnee und bloß Seele und Freundschaft! — Sollte ich ihr nachschleichen — — in ihre Stunden, Konzerte — auf ihren Spaziergängen? Ich hätte die Hand für sie ins Feuer gelegt — — ich hätte den sehen mögen, der sie mir zu verdächtigen gewagt hätte! Man ist und bleibt ein Tropf als Mann — — heirate nicht, Heino, ich rate dir gut, heirate nicht!"

„Also du weißt nichts Bestimmtes?"

„Ich ahne genug. Mir schwant genug! Ich bin darin höllisch skeptisch! Ich verbitte mir jedes vertrauliche Wort hinter meinem Rücken! Ich — verbitte — mir — —" und er ballte wieder die Hände, daß die Knöchel erbleichten. Er litt — ja, er litt, und er vergaß dabei völlig seine eigne menschliche Mangelhaftigkeit. „Lehre mich die Weiber kennen — sie ist ganz und gar nicht so sanft und kaltblütig — — ich bin vom Schlimmsten überzeugt."

Heino dachte nach. „Sie kennen sich von früher?"

„Sie sagte sogar, — daß sie damals mit mir eine furchtbare Torheit begangen habe — sie habe mich bloß aus Empörung und Trotz genommen —! Nein, sie war nicht schüchtern, auch vor mir nicht — — aber sie habe 's nun lange gebüßt — ‚gebüßt'!"

„Aus Trotz?" fragte Heino ruhig.

„Dieser Mensch ist ein armer Deibel gewesen. Und ihr eigener Exzellenz-Papa ein Geizhals, der seine lange Witwenschaft bis zum raschen Tode recht fröhlich verlebte — keinen Groschen bei seinen Lebzeiten — ein kleines Taschengeld, nichts weiter; wer seine Tochter haben wolle, der solle auch für sie sorgen! Da verduftete man eben, mußte verduften, sich in seine kleine Assistentenpraxis zurückziehen — hungern wollten sie beide nicht — — Und dann fiel sie auf mich harmloses Gemüt herein oder ich auf sie —"

Heino machte eine Handbewegung und stand auf. „Was soll nun also geschehen?"

„Ich will mir diesen — diesen Herrn natürlich langen! Ich will klar sehen! — Er soll Farbe bekennen! Mann gegen Mann, wenn er einer ist! — Er soll mir in jedem Fall noch heute Rede stehen! — —" Arthur ging mit raschen, stolzen Schritten umher und drückte die Achseln zurück, in vollkommen untadeliger Haltung.

„Ich kann es verstehen — aber vor allem: wie steht es mit Emmi? Hätte es Zweck, wenn ein anderer zwischen euch vermittelte — ich denke dabei an deine oder meine Mutter — auch Albrecht und ich ständen dir zur Verfügung."

Arthur sprach durch die Zähne. „Ich habe leider Ursache zu glauben, daß sie fest entschlossen ist! Nach allem, was zwischen ihr und jenem und — uns vorgefallen ist! Sie hat die halbe Nacht in ihrem Zimmer gepackt und war heute morgen zum Fortgehen fertig, unnatürlich ruhig — — den Beweis meiner Schuld — ‚Schuld'!" — er lachte höhnisch, „könne ihr niemand mehr entreißen! Sie habe endlich einen schriftlichen Beweis in den Händen — —!"

Arthur stand mit stierhaft gesenktem Kopf im Zimmer, trotzig — wie ein Junge, trotz seiner Einunddreißig. „Es dürfte also einigermaßen zwecklos sein, mein lieber Heino! Soll ich einen Kniefall machen — nach dem Geständnis und Bekenntnis — sie verachte mich, wenn ich ihr nicht zu gleichgültig wäre — sie schüttelte — ja, schüttelte sich, als ich ihr gestern abend im Schlafzimmer zu nahe kam — und bekannte sich zu dem — dem — — Es genügt mir völlig!" Er hieb plötzlich die flache Hand von oben nach unten durch die Luft, sehr ernst und erschüttert, als zerschnitte auch er etwas. — „Das andere scheint mir wichtiger!"

„Armer Kerl."

Der zupfte nervös an dem weißen Streifen seiner Manschetten. Er schien allerdings plötzlich gewissen cholerischen Tränen nahe zu sein. „Ich halte eine andere Auseinandersetzung für unerläßlich — so oder so! — Eine Genugtuung! Eine unangreifbare Aufklärung, die mir Genugtuung schafft oder eben — verstanden — —? Auch ich dürfte entschlossen sein —! Deshalb kam ich zu dir, lieber Heino, um deinen Rat zu hören ..."

Heino bewegte die Lider. Nun ja. Dies erforderte erst recht kaltes Blut. Und dazu eine weise, geschmeidige Hand — — selbst Arthur dürfte auf Erfahrung und Gewitztheit einiges Gewicht legen — vielleicht sogar ein größeres, als er in dieser ersten und ernsten Erregung zeigen wollte und vielleicht konnte, wie ihn Heino zu kennen glaubte ...

Heino ging nun auch im Zimmer hin und her, griff zerstreut nach einer Blume und riet dann dem Vetter Arthur, jenen Mann, der ja seinem Haus nicht ganz fern gestanden habe, erst einmal aufzusuchen und auf Manneswort zur Rede zu stellen.

Aber Arthur, der sich, soweit das jetzt möglich sein konnte oder er überhaupt dazu willens war, zu sammeln versuchte, hegte sofort gerade dagegen ernstliche, ja schwerwiegende Bedenken. Er — er wäre dazu zu erregt — von Haus aus jederzeit zu unkontrollierbaren jähzornigen Ausbrüchen

geneigt ...! Das müsse man schon einmal können, meinte Heino.

Ob man nicht scharf und peremptorisch schreiben könne?

Hier aber hatte nun Heino gewichtige Bedenken. Was er denn schreiben wolle, da doch nichts eigentlich einwandfrei feststünde ... man könne doch nicht gleich schimpfen. Heino bewegte langsam die Lider. Dann, so sagte er nach längerer Überlegung und mit einem gewissen forschenden Zögern, hielte er es für richtiger, daß einer von ihnen zu jenem ginge und um Aufklärung im weitesten Maße ersuchte und gegebenenfalls —

Ja — ja — ja! Aber dann würde jener den ersten Schuß haben! — —

Heino richtete nun seinen ruhigen Blick auf Arthur, der rastlos durch das Zimmer lief, dazwischen am Fenster stand und gegen die Scheiben trommelte, und wurde angesichts dessen zunehmender Nervosität und Fahrigkeit um so bedachtsamer. Ja — auch er kannte Arthurs ein wenig laute und prahlerische Art. Der liebte stets den schneidenden Ausdruck, auch wenn andere nicht viel Worte machten oder gar hier und da abweichender Ansicht waren. Impuls — nun ja, gewisser, rascher, lärmender Impulse war er sicherlich fähig, wie ein anderer wütend herumfährt, wenn man ihm plötzlich einen Schlag versetzt oder ihn hinten am Nackenhaar zerrt. Aber das genügte nach Heinos Ansicht nicht ganz ... Was also wollte der cholerische Vetter eigentlich? Das war keineswegs — nein — das war durchaus nicht recht abzusehen. Es gäbe natürlich auch Fälle, meinte Heino dann nach einer bedächtigen Weile pflichtgemäß — und derlei käme gar nicht so selten vor, es käme dabei eben vorwiegend auf die einwandfreie Auffassung und auf die Form an — es gäbe unzweifelhaft zahlreiche ehrenwerte Fälle, in denen man sich nach gewissen genügenden Erklärungen schließlich auch beruhigen könne und, ja, gewissermaßen verständigen ...

Man — müsse — un—be—dingt die Form wahren! klang es wieder unerbittlich und brüsk vom Fenster.

Die Form? — ‚Nun ja,‘ dachte Heino auf seinem Stuhl und räusperte sich schärfer.

Arthur zog die Finger zusammen, daß die Knöchel beängstigend erbleichten. Er rannte dabei hin und her, blieb stehen und schnaufte — —

Gewiß — —! er verstehe — —! auch **ihm** wäre jeder Skandal verhaßt, besonders ihm im Hinblick auf die Familie! Aber danach dürfe jetzt nicht und wohl niemals gefragt werden! Er wäre in einer fürchterlichen Lage! Er wolle seine Genugtuung haben — seine Rache — ja — wenn eben alles auf der Spitze und auf dem Spiele stünde — — er schüttelte die geballten Hände. — — Er würde schreiben — —!

... N—nein, nicht eigentlich herzhaft das nach Heinos rein persönlicher Auffassung — dabei wußte man nicht einmal genau, ob hinter Vetter Arthurs gewaltsamen Worten auch wirklich ein ganz klarer Wille und harter Entschluß stünde. Schreiben ... die Form wahren ... Man bewegte sich ein wenig im Kreise. Und tat es noch eine ziemlich geraume Weile. —

„Kann ich nicht ganz billigen, lieber Arthur,“ sagte Heino endlich entschiedener.

„Höre Arthur —: Ich bin kein Schlagetot, o nein! — eher scheinst du es zu sein. Ich selbst bin mehr geneigt, die Dinge auf ihren zwei- und dreifachen Boden hin zu prüfen und erst im äußersten Falle, wenn es den gibt, aus ganz persönlichem, sagen wir unbezwinglichem Verlangen heraus mich zum letzten zu bequemen. Ich will dir jetzt etwas sagen, lieber Arthur. Die Sache liegt allem Anschein nach nicht so einfach. — Ich schlage dir vor, wir wollen den Fall endgültig noch einmal mit Vetter Albrecht besprechen. Er wird noch einige Korpserinnerungen zur Hand haben. Er ist der älteste, in gewissem Sinne auch erfahrenste von uns Vettern, hat eine nüchterne, verständige, geschäftige Hand und das stärkste Ansehen in der Familie und auch nach außen hin — vielleicht ruht es am besten in seinen Händen, was meinst du dazu? — Ihr seid alle drei keine Jünglinge mehr, du, Albrecht, jener Herr Selehn — eine reife Männersache sozusagen! Auch seine nüchterne Auffassung dürfte hier durchaus am Platze und auch geboten sein, meine ich. Ich würde dir raten, Albrecht sofort anzurufen und um eine Unterredung zu bitten. Ich stehe meinerseits natürlich zu deiner Verfügung.“

Arthur lief wieder brütend umher, schien unentwegt rastlos, machte neue Einwendungen und steigerte noch einige Male seinen Zorn und seinen Grimm aufs äußerste.

Aber schließlich ging er doch auf Heinos gewissenhaftes und mannhaftes Zureden mit finstern Brauen und zusammengepreßten Lippen an den Apparat.

Heino faltete die Hände über dem Knie und lauschte unbewegten Gesichts. Was würde daraus werden? Nun man mußte — und durfte es wohl, heldisch gefaßt, abwarten. Er dachte unwillkürlich, während jener sprach, an Emmi, erinnerte sich ihres häufigen Beisammenseins, dieser und jener sympathischen Begegnung, auch jenes Liedes, das sie einmal in der Bendlerstraße zu

Annas Gesang begleitet hatte. Und dann sah er sie im Geiste bleich und unbewegt in heimlicher Frühe davongehen. — Durfte man das? Es war unheimlich, als zerrisse Lebendiges — auch zwischen ihm und ihr, und als wehte ein kühler Hauch von Sorge und Beunruhigung um das eigne Herz.

Ja — der Tag hatte sich so hübsch angelassen, hatte für ihn voll angenehmer und außerordentlicher Erwartungen gestanden — fatal. Sehr fatal! Doch das huschte bloß, kaum gedacht, durch Heinos Sinn.

11.

Heute kam Anna zeitiger zu Peter Freyhan ins Atelier. Sie hatte am späteren Nachmittag noch etwas vor, auf das sie sich mit angehaltenem Atem freute. Es ließ sich nicht mit zwei Worten sagen, es war auch vor dem andern nicht nötig.

Sie war inzwischen schon ein paarmal hier gewesen, um Freyhan „zu sitzen". Der wußte natürlich längst, was mit Anna passiert war: Gustel hatte es ihm eines Tages erzählt, noch bevor er die Anzeige erhalten hatte. „So so," hatte Freyhan bloß gesagt und die Hände in die Jackentaschen geschoben, dann hatte er, als Anna dazukam, ihr ohne sonderlichen Schwung die Hand gegeben. Weiber. Lala!

„Sommer!" sagte jetzt Anna strahlend.

„Ja, Sommer!" sagte Freyhan und ließ sie ein. Hier roch es wieder dumpf nach nassem Ton und herber Arbeit; daß einen fröstelte und man sich beim ersten Atemzug in eine lebendigere, seligere Welt davonsehnte! Sie hatte das noch niemals so stark wie heute gespürt.

Dann saß sie auf einem erhöhten Rohrstuhlthron, und Freyhan, ein älteres, verbogenes Strohhütchen als Lichtschutz schräg über den Augen, betrachtete sie streng und andächtig. Es war nicht so leicht, hier angenagelt zu sitzen und sich von diesem rücksichtslosen Blick überall im Gesicht Maß nehmen zu lassen.

„Ich muß leider heute punkt vier Uhr wieder davon," sagte Anna und sah sehnsüchtig nach der bäuerlich bemalten Küchenuhr an der Wand, die bloß anderthalb Zeiger hatte.

„So so," meinte er grienend und schob das Strohhütchen auf dem eckigen Schädel über das andre Auge. Dann strich er bedächtig, als wäre er der liebe Gott, mit dem Daumen über Annas Tonwange.

„Das Interessanteste an Ihnen — beinah das Schönste sind die Mundwinkel, Fräulein Lindike," meinte er nachdenklich, blinzelte und kniff ein Auge zu. „Schwer zu sagen . . . kaum merklich gesenkt, nach innen gewendet, das gibt so delikate Schatten, sinnlich belebte Flächen von ganz bezauberndem, ja, edlem Reiz, handwerklich gesprochen — handwerklich, ein Sprechmund, ein Singemund."

Anna hatte die Brauen gehoben; sie kannte ihren Mund, er gefiel ihr ganz gut; dieser unbekümmerte Herr hätte noch viel dicker auftragen dürfen, ohne ihr feineres Gefühl zu verletzen, denn sie war in der letzten Zeit eitel geworden.

Sie bewegte starr einmal die Lider.

„Haben Sie die Siritza wieder gehört? Ich habe Sie gestern in der Oper nicht gesehen . . .!" sagte sie ernst mit einer blanken Spannung in den Augen, als wäre sie viel mehr auf die Schilderung dieser Eindrücke begierig.

Er nickte bloß mit Gewicht und Würde, denn er war mit beiden Händen beschäftigt und hatte das Modellierholz quer in den Mund gelegt.

„Mnja —. Jeden Abend; es sind leider bloß drei Abende. Tosca — Elisabeth — kommt morgen noch Carmen — hm—m — nicht übel — nicht übel —"

Sie riß entrüstet die Augen und ein wenig den Mund auf, was er mit starkem Interesse beobachtete, und dabei lachte er behaglich. „Nicht übel — sagen Sie?!!" Ja, die Stadt war seit einigen Tagen voll eines klingenden, prunkhaften Ereignisses: die Siritza gastierte in der Oper und erregte mit ihren erstaunlich gegensätzlichen Künsten die Ohren und Herzen der Menge, besonders der kundigen Leute, zu denen Anna Lindike und gleich neben ihr, nach seiner Meinung, auch Peter Freyhan gehörten.

„Gar nicht übel —!" brummte er, denn auch Freyhan war ein Musiknarr und hatte natürlich gestern und vorgestern im alten lieben goldroten Opernhaus gehorcht und gespäht: Tosca und Elisabeth — Welten dazwischen, aber beides zauberhaft im Klang und in der Gebärde, ein Minimum von Mitteln — und hinreißend bildhaft in jeder Linie, wie Freyhan wieder feststellte; er hatte irgendwo da oben unter schlichtem Volk und jungen Menschen für teures Geld gesessen und hatte kein aufrichtiges Verlangen danach gehabt, sich mit gewissen feinen glücklichen Liebesleuten, die einander selbst genug waren, in den Pausen oder am Schluß zu berühren.

Er sprach mit einem harten Ton davon, der etwas Aufreizendes hatte, so daß Annas Augen wuchsen: „Und die Stimme — o, diese Stimme —! — Wissen Sie übrigens, daß meine gestrenge Meisterin Amalie Raff sie von früher her kennt? Jaa — auch die Siritza hat einmal ganz am Anfang eine Weile bei der Raff studiert, als etwas an ihrer Stimme

verdorben war; vielleicht sehe ich sie doch einmal dort — es wäre prachtvoll! Die Raff saß gestern abend wieder in einer Loge und spannte mit Augen und Ohren, und sah mich in der Pause so merkwürdig zärtlich an, als wenn sie hätte sagen wollen: Da hast du's — du Nichts! — O — diese Stimme, vom dunkelsten Alt bis zum höchsten Sopran — es ist unheimlich!"

„Süß und stark, daß man wie ein Kater spinnen und die Augen schließen möchte, wenn es nicht zu sehen gälte. Gesang und Spiel, alles eins. Aber vielleicht ist die Schauspielerin noch größer."

„Nein — Sie hören bloß mit den Augen!"

Auch Anna war an beiden Abenden mit Heino dort gewesen und hatte Tiefstes erlebt, im Bann einer dumpf aufquellenden, fast schmerzlichen Sehnsucht; seltsam betäubt und erregt, so daß sie Heino neben sich für Augenblicke nahezu vergessen hatte. Aber sie hatte während der Magie des Abends nicht viel dazu gesagt, sagen können...

„Ich mußte — ja, ein paarmal an Sie denken, Fräulein Lindike — auch bei der äußeren Erscheinung — der Mund — bei mancher Bewegung und Linie," sagte Freyhan verbissen. „Sie würden übrigens auch auf die Bühne passen — vielleicht besser als aufs Podium — nun ja — hm!"

Anna senkte die Mundwinkel und sah auf die bunte, schnarrende Uhr. Ihre schönen Hände lagen fest auf den Stuhllehnen.

„Ja, auch die Hände der Siritza — sie spielen und singen. — Viel zu schade für das Pöblikum. Das alles ist doch bloß vager Kitzel für die meisten und vielen. Ich sah auch einige Dedekindgesichter in den Logen. Richtige und andre."

„Das Echte spiegelt sich schon in ganz einfachen Seelen — und das sind die Dedekinds wohl nicht! Wenigstens nicht die richtigen!" sagte Anna mit klarer Schärfe.

„Meinen Sie? Sie wissen es natürlich. Die einfachen Seelen sagen Sie — die taumeln bloß sehnsüchtig zwischen unten und oben und rasten tapfer und munter vor Grammophon, ‚Puppchen' und Kino. Und die ‚andern', die gehobnere Masse mit tausend Wünschen und Graden? — Die sind ebenfalls ein fröhliches Chaos, Fräulein Lindike. Ausgleich, Einheit, umfassender Stil? — Noch lange hin — sehr lange hin — bis zu unsrer nächsten Wiederkehr, Fräulein Lindike. Bis dahin werde ich geduldig an meinem Modellierholz kauen."

Anna wünschte ihm alles Gute dazu, denn sie hatte sich geärgert.

Gegen vier, wie sie vorher angekündigt hatte, erhob sie sich wieder, straffte die Glieder, daß ein leichtes Zittern darüberhin lief, reckte die Arme und unterdrückte ein Gähnen der Erregung. Freyhan sah es mit sachlichem Bedauern und menschlichem Wohlgefallen. Sie müsse nun fort. Schluß für heute. Punktum. Dabei stieg sie vom Podium herab und trat an den kleinen schwarzgerahmten Spiegel, um den Hut aufzusetzen und allerlei anderes zu prüfen, und dann gab sie, sich plötzlich umwendend, rasch und herzlich dem Bildner die Hand. Ja — sie gedachte noch ein Stücklein zu gehen. Die Luft war so himmlisch warm und leicht, voll strahlenden Augustsonnenscheins, atmen, atmen und sich noch ein wenig auf sich selbst besinnen! So schritt sie voll Wohlgefühls in der lebendigen Luft, die sie vor der Tür wie ein lindes Glück umfing, davon.

Peter Freyhan, in plötzlicher Einsamkeit, zündete sich eine lange Virginia an und blieb hartnäckig und völlig gleichmütig bei seiner Arbeit. Strich mit Daumen und Holz stumm und verbissen über Jochbein und Hals, wobei er einmal ein paar ganz unmelodische Takte sang. So ging es sogar besser — viel — unvergleichlich besser! Die Natur, das Modell vor der Nase, wenn man es mal im Griff hatte, störte bloß, war plump und aufdringlich wie der — hübscheste Alltag! Das da war unvergleichlich besser — besserrr!! Er blies wütend zwei dicke Rauchströme durch die Nasenlöcher, schleuderte plötzlich verdrossen den Tonklumpen, den er in der Hand hielt, gegen das Blech des Kistendeckels, daß er dort klatschend kleben blieb und holte sich dann sanft einen neuen aus der Kiste, und setzte sich danach andächtig und gramvoll vor sein Werk, das er lieb hatte — lieb hatte zum Donnerwetter — — und dann ließ er den störrischen, kantigen Schwabenschädel eine Weile sinken. —

Heino Dedekind aber rollte inzwischen alle Türen zurück, öffnete ein paar Fenster nach der Gartenseite, so daß der Geruch der Nelken, die überall standen, lebendiger und süßer aus den Vasen strömte.

Vier... schlugen die Uhren. So so. Er hatte Nieke gesagt, daß er ihn vorläufig nicht mehr brauche. Der Teekessel stand bereit und alles, was dazu gehörte. Doktor Dedekind trat auf den Balkon hinaus, der überall mit wildem Wein und Clematisblüten überschäumt war und sah die Straße hinauf und hinab. Ein paar unbeträchtliche Fußgänger spazierten da, gleitende Autos tauchten auf und verschwanden, Sonnenschein, in dem Pferdehufe klappten, sengte und träumte — eine schrecklich langweilige Straße!

Dann kam sie, leicht und rasch, in ihrem schwarzweiß gestreiften Sommerkleid, das sie

noch schlanker machte, sie grüßte mit den Augen und senkte gegen den Wind oder gegen die Sonne die Stirn, wohl lächelnd, lachend — ganz so wie er es vorausgesehen hatte. Er war stolz auf seine prophetische Gabe.

Er öffnete selbst. „Kein Nieke?"

„Er wird dir noch aufwarten." Er führte sie gleich ins Zimmer, er wollte sie in seinem Zimmer unversehrt haben mit dem zarten dunkeln Hut, dessen Krempe einen weichen Schatten bis unter ihre Augen warf, und der nach Stroh und Luft und ein wenig nach ihrem Haar duftete. Er nahm ihren Schirm und legte ihn weg, nahm ihre Hände und zog langsam und lächelnd einen Handschuh ab, er war recht geschickt, und dann küßte er ihre Hand, ihren Mund. „Anna —" Nie waren ihre Lippen so weich und warm und frisch und scheu gewesen, als wäre alles wieder neu, ganz etwas Neues hier in seiner einsamen, umschirmten Welt, neu und unaussprechlich herrlich! Dabei gingen ihre Blicke wie gespannt umher, als sähe auch sie hier alles zum ersten Male. „O Heino, keiner heute hier, dem man Rede stehen und einen Knicks machen muß — Herr und Herrin — ich und du!" Sie atmete leichter, streckte sich, wie innerlich und äußerlich befreit, voll unaussprechlichen Behagens. „Das gehört alles — zu uns!" sagte sie, und es war ganz ehrlich gemeint, alles das gehörte zu ihm und ihr und machte alles noch reicher und köstlicher, auch ihre Liebe.

Heino nahm Platz, und Anna machte die Wirtin. Er saß mit einem Wohlgefühl da und meinte, daß ihm noch keine Tasse Tee so gut geschmeckt habe.

„Wie ist es dir ergangen?" fragte er nun. Er strich ganz leise über ihre Hand, die neben ihm auf dem Tisch lag, an dem Ringfinger steckte ein schmaler Reifen mit einer großen Perle, andern Schmuck trug sie nicht, brauchten ihre Hände auch nicht. Jetzt fühlte er die glatte Perlenkuppel jedesmal, wenn er darüberhin strich, und die Berührung erregte und rührte ihn. „Was hast du heute getrieben? Wie ging es bei Freyhan?"

„Gut," sagte sie und hielt mit der Hand unter seinem Streicheln still.

„Nun ja. —" Diese Sitzungen gefielen ihm nicht übermäßig. „Auch fleißig gesungen — geübt? —"

Sie nickte ernst, Blick in Blick mit ihm.

„Ja, du willst es nun wieder!" sagte er, „— beinahe noch hartnäckiger als früher, als wolltest du das letzte doch noch schaffen. — Es wird mich eifersüchtig machen, Annuschka."

„Es gibt meinem Tag Stetigkeit, Festes; es ist sonst zuviel Abenteuerliches darin —" und nun nahm sie seine Hand und strich mit weichen geschlossenen Lippen darüber hin. „Wann kommt deine Mutter zurück?"

„Es steht noch nicht ganz fest. Auch Lily Wichard schrieb eine Karte."

„Lily Wichard?" Da zog sie sacht die Hand unter seiner Hand weg, doch er ging mit und hielt sie fest: — „Nichts neben dir, Anna, Annuschka, vor dir — nach dir! — Du. Ich bin nichts ohne dich — alles brennt nach dir." Es war ganz wahr, nicht nur in dieser süßen Stunde, in ihrer Nähe, unter ihrer Berührung.

Man sollte diese linde, unirdische Stunde nicht willkürlich stören, überhaupt keine Stunde ... ‚Glückes genug,' summte sie, wie hatte sie sich danach gesehnt — aus heißer reiner Seele, und dann brach das Summen ab. Niemand wußte um dieses Beisammensein, alles Geheimnis, ihre Stimmen raunten, das reizte ein wenig, schuf noch süßere Lust, fast Gefahr, und man trieb ihr entgegen, bis man gegen sie aufspringen würde. — Er hatte ihr vor kurzem von einigen neuen Schätzen hier erzählt; und da hatten sie beschlossen, daß sie sie ansehen sollte. „Was ist?" fragte er.

Anna bog sich zur Seite und legte langsam den Arm um seinen Hals. „Hüte dich," sie wies ihm die weißen Zähne, doch er fürchtete sich nicht. „Genug!" sagte sie dann, bog sich zurück und stand auf, und dabei rieselte leise die Angst an ihr nieder.

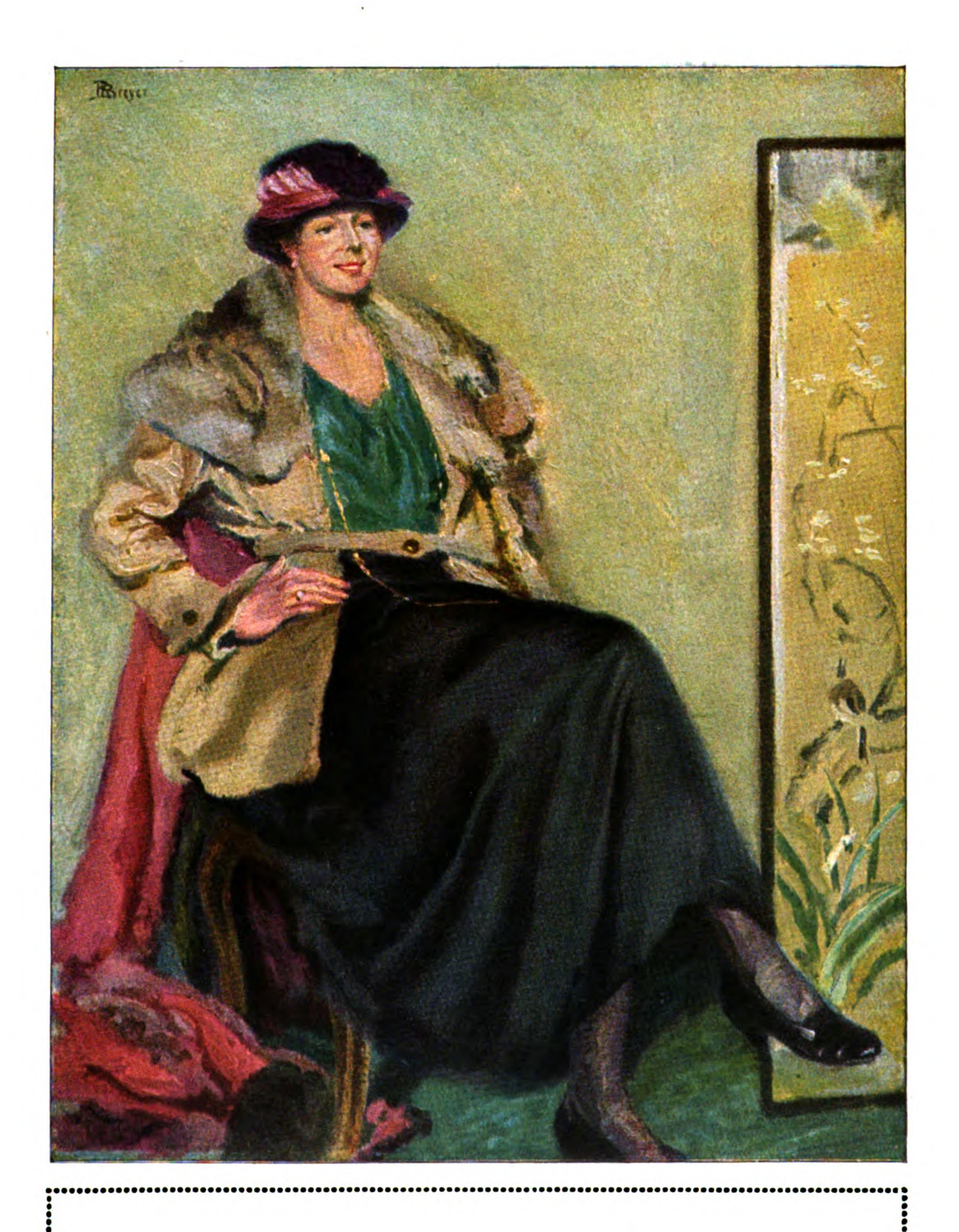
Nun trat auch sie in die hübsche Clematislaube auf dem Balkon hinaus, durch die er vorhin den Kopf auf die Straße gesteckt hatte. Es war heiß in dem säuerlichen Duft des wilden Weins, grünliche Schatten und kleine Lichtpunkte schwankten auf ihrem dunklen Haar, sie spürte die weichen, kühlen Blüten an der Wange und fühlte sich abermals geborgen. „Was ist mit Emmi?" fragte sie da leise, ganz dicht neben ihm.

Er hob die Schulter. „Sie ist noch hier, wohnt bei Freunden." — „Was wird?"

„Es liegt nun in Albrechts sicheren Händen — was wohl auch Vetter Arthur beruhigt. Komm, kleine Anne, da draußen sind die andern," sagte er. „Nun sollst du Hübsches sehen."

In dem Arbeitszimmer, das nur alte matte Gobelins an den Wänden hatte, stand ihr Bild auf dem Schreibtisch, ein gutes Bild, lebendig und kühn in der Haltung, so daß sie herber und stolzer schien — gerade das gefiel ihm an dem Bild, daneben stand Martine in einem runden silbernen Rahmen, schmal, eigenwillig und seltsam wach. Anna beugte sich zärtlich nieder. „Sehr ähnlich."

„Sie kommt in diesen Tagen von der See zurück und läßt dich grüßen: auch sie schrieb mir gestern eine Karte — hier ist sie."



Bildnis
Gemälde von Prof. Robert Breyer

Dies war sein eigenstes Zimmer, hier schrieb, meditierte, plauderte er — mit wem? Sie hatte jetzt auch hier einen Augenblick neben ihm verweilen wollen, und dann gingen sie hinüber in seine Schatzkammern, wo das Neue, das sie noch nicht kannte, aufgehängt war.

Heino gab ihr rasch Erklärungen, Arm in Arm mit ihr, wobei er ihre Hand hielt, sie ging langsam neben ihm, mit Sinn und Seele schmeckend. Sie sprach nicht viel, verstand ihn gern mit dem Blick, denn alles kam ihr entgegen, weil es ihm gehörte.

Im großen Bücherzimmer dann nahm sie an dem runden Lesetisch Platz, dort lagen schon Bücher für sie bereit. Auch Noten und ein paar dicke Opernauszüge. In einem der starken Hefte aber fand Anna plötzlich ein paar Bilder der Siritza im Kostüm der Toska und Elisabeth, die sie sich gewünscht hatte; sie griff sofort nach ihnen und war eine Weile stumm und beglückt nach einem lauten Ausruf der Überraschung.

Heino setzte sich auf die Seitenlehne ihres Stuhls und betrachtete mit ihr. „Sie ist doch sehr schön! Man sieht auch sofort, was sie kann! Wie alt mag sie sein?“ fragte Anna.

„Nicht mehr so ganz jung. Älter als ich,“ stellte Heino fest. — „Nein!“

Heino lachte sein sonores tiefes Lachen. „Na hör' mal!“

„Du bist ein Mann und keine Sängerin. Ich dachte dreißig. Sie ist erst seit ein paar Jahren die berühmte Siritza! Wann mag sie angefangen haben?“

Heino zog ein schmales Heft zwischen den Büchern hervor, einen kleinen Lebensabriß, in den sie nun eifrig hineinblickten. Ja, sie war erst um die Wende der Zwanzig zur Bühne gekommen und dann bald steil emporgestiegen. Anna schien sich staunend und herzlich darüber zu freuen, sie blätterte immer wieder in dem Heftchen und betrachtete seine Bilder, ihre heiße Stirn lehnte dabei an Heinos Wange. — „Komm',“ sagte sie dann rasch und erhob sich. Sie ging schnell voran in das mittlere Bilderzimmer hinüber, dort stellte sie eins der dicken Hefte auf den Flügel, nahm davor Platz und sah ihn an. „Soll ich?“

„Aber ja, Liebling. Darauf habe ich mich am meisten gefreut.“

„Nicht am meisten! — Ganz laut, Schatz?“

„Ganz laut.“

„Nein, ich werde leise spielen und singen. Nur für uns. Das ist am schönsten.“ Sie sang das Gebet Elisabeths ganz zart und innerlich, fest in der Erinnerung an die Siritza, wie sie es schon daheim geübt hatte; danach nahm sie auch die temperamentvolle Toska vor und hob stärker und belebend die Stimme, weil hier alles musikalisch flacher war, sie stockte einige Male in der Begleitung, da sie vom Blatt spielen mußte.

Die Blumen in den Vasen und Gläsern standen steiler und dufteten stärker. Nach einer Weile nahm Heino neben ihr auf der Bank Platz, und nun spielten sie abwechselnd, sich der guten Stellen erinnernd, wozu Anna sang. Heino machte seine Sache recht brav, worüber Anna staunte, er pflegte bei andern Leuten nicht zu spielen, betrieb es auch daheim recht lässig. Zuletzt wünschte sie, daß er den Skarpia wenigstens markiere, aber das ging denn doch nicht, er hatte wenig oder gar keine Stimme, sie mußten beide lachen und den schlechten Versuch abbrechen.

„Ob — ich das singen — ich meine wirklich — machen und spielen könnte?“ fragte sie in einer Pause plötzlich, die Hände schlaff im Schoße haltend.

„Möchtest du's?“ Er sah sie aufmerksam an.

„Ich habe früher niemals daran denken können. Alles hinderte doch. Die Dame Gedelius, mein ‚erhobener Zeigefinger‘; dazu gehörten mehr Freiheit und auch mehr Mittel, als ich hatte. Auch wohl mehr — Mut.“

„Und Spieltalent. Wie? Die Siritza ist eine sehr große Schauspielerin!“

Sie schwieg fremd und verschlossen. Dann sagte sie mit einer leisen trocknen Stimme: „Ich weiß bloß, das ich es mir im Stillen mitunter herrlich vorgestellt habe — besonders dann, wenn ich vor so einem Opernschmauß saß — und auch hinterher auf den einsamen, heißen Heimwegen und in der Nacht im Bett; fiebernd, wie von einer strahlenden Luft umfangen, von einem Wunsch, der unerfüllbar schien. So wirkte wohl jedes starke Können auf mich...! O du, ich gaukelte oft in tiefster Stille und im Nacht—gewand ...!“ sagte sie plötzlich mit geheimnisstarkem, lächelndem Nachdruck. „Aber siehst du, ich habe nie zu andern viel davon gesprochen — sprechen können; man ist in sich geballt, sehnsüchtig und phantastisch — bis in die reife Zeit, bis heute! Glaubst du, daß ich es könnte, — du kennst mich besser.“

„Du bist schön und temperamentvoll, Anna. Mehr weiß auch ich nicht. Aber könntest du so ganz aus dir heraus, über jede Scham und Hemmung hin? Das gehört doch dazu und noch manches andre.“

„... Als ich neulich wieder in ‚Toska‘ saß, da glaubte ich, ich könnte es. Und erst recht, als sie die Elisabeth sang. Wohl immer, wenn ein großes Können mich berührt oder fortreißt. O, singen — singen — über alle hintönen — — !“

„Ja, es gibt diesen suggestiven Wunschglauben. Jeder kennt das auf seine Art. Aber — die Tat ist hier, noch mehr als anderswo, alles.“

Sie schwieg und sah grüblerisch.

„Und diese Welt ist nicht so schön; durchaus nicht schön und gut genug für dich!“

„Ja, auch dabei wäre manches Schwere. — Man kennt sich und alle seine Möglichkeiten nicht, und das ist wohl ganz gut so.“

„Du kennst dich doch vielleicht, Annuschka, wenn du dich ganz ehrlich fragst!“

„Ja,“ sagte sie und sah ihn blaß und groß an.

„Du! — Nichts über dir!“

Sie nickte langsam und schwer.

Als es anfing, dämmerig zu werden, setzten sie sich an den großen Kamin im Bücherzimmer, Heino zog die Vorhänge zu, machte Licht über dem Mitteltisch und auf dem Kaminplatz, er hatte ihr Früchte und Süßigkeiten herbeigeschafft und sich eine Zigarre geholt. Hier wollten sie bis nach Sieben bleiben, um acht Uhr mußte sie heute daheim sein, und Heino gedachte sie ein Stück zu bringen, denn auch Gustel hatte noch ein Anrecht auf Anna.

Sie sahen Zeitschriften durch, Heino holte Bücher und Mappen herbei, und mitunter stand sie auf und half ihm suchen. Jetzt war es erst vollkommen still und einsam hier, waren sie erst ganz beieinander, daß sie sich plötzlich unmerklich anlächelten, einander die Hände, die Gesichter streichelten, leise lachten, wie Kinder, wie Verschworene und Verbündete, wie Herr und Frau Dedekind; sie sprach es einmal aus: „Frau Dedekind möchte dies und das haben.“ Da stand Herr Dedekind sehr ernst und würdig auf und brachte ihr folgsam, was sie wünschte.

— — Nichts Falsches und Schlechtes mehr sollte an sie herankommen. Nein — niemals. Niemals mehr! — — Sie erhob sich einmal mit etwas roten Wangen und trällerte, drehte sich plötzlich leicht und anmutig, daß ihr Rock schwang. Er sah von einer Mappe, die er eben sorglich wieder schloß, auf. „Tanzen?“ fragte er lächelnd. „Nur so, Heino. Eine Sekunde lang. So, das tat gut. — — Nein — jetzt will ich noch einige andre Bilder sehen ... Bilder, die dich mehr angehen und auch mich.“

„Was für Bilder Anna?“

„O Heino, wie du heucheln kannst. Nieke ist kein Leporello, aber wo ist das Album?“

„Welches Album? Ich habe keins, Annette.“

„Gar nichts davon? — Gar kein Bild?“

„Nein Anna — nicht mehr.“

„Gut. Du willst nicht. — Du bist ein fremder Herr.“

„Nicht mehr Frau Dedekind?“

„Nein, Herr Doktor.“ Sie schüttelte den Kopf und ging langsam zum Tisch zurück, wo sie bedächtig Ordnung in die Hefte und Bücher brachte. Heino sah ihr eine Weile zu, dann nahm er ihr, sich vorbeugend, alles weg und zog sie zu sich her auf den Arm seines Stuhls.

„Hast du viele Freundinnen hier gehabt?“

„Das weiß man nicht mehr.“

„Feine, schöne, kluge und verwöhnte? Du warst immer sehr anspruchsvoll. O, ich darf nicht daran denken, Heino. Niemals!“

„Nein.“ — „Wer war die letzte?“

„Ich weiß es nicht, Anna.“ Er küßte leise ihre Brust. Sie bog sacht mit beiden Händen seinen Kopf zurück und sah ihm starr in die Augen, sie legte sacht die Lippen auf seine Augen, auf seine Lippen, ohne ihn zu küssen. Er hörte ihr Herz in ihren Händen pochen und dicht vor sich in ihrer Brust.

Die Stille rauschte lauter, und das Licht wurde für den Blick fast dunkel.

„Und du, Anna — ich möchte dich zerbrechen — um ganz tief in dich hineinzusehen.“

Eine Welle blutete über ihren Hals, „— — du darfst es.“

Sie neigte den Kopf auf sein Haar, sie hörten beide die Stille, Anna sah wach und weit über ihn hin, nehmen — nehmen! rauschte schwer ihr Blut, alles war unklar — unsicher, auch jetzt noch, sie spürte förmlich einen Hauch dieser Wahrheit in sich selbst — von ihm herwehen, als rinne sein Blut und Leben in sie über. Verbrenne und erlöse dich und zahle dafür, sang es in ihrem Blut — ihre Glieder wurden weich, ihre Schulter glitt zitternd von ihm weg, er umschlang sie hart; ‚ach Heino‘, bangte ihr Herz voll Wehs, und sie legte die Arme mit einer kühnen, gelösten Bewegung um seinen Hals, suchte heiß seine Lippen, sein Gesicht war blaß, seine Brauen schienen fast finster, als billigte er auch in diesem Taumel ein übermächtiges, zutiefst vertrauendes Glück nicht ganz. „Kleiner Heino —“ sagte sie da wie lächelnd und spielend. Dann sank die stürmische Welle in einem süßen Schauer wieder nieder und ihr Herz wurde kühl und fröstelte. Beider Augen sahen geblendet ins grelle Licht. Sie strich über seine Stirn, drückte ruhig und fest die Lippen auf seinen Mund und machte sich frei.

„Nun müssen wir aufräumen und es deinen Büchern wieder gemütlich machen. Und dann muß ich gehen. Du bringst mich doch? Wie schön es bei dir ist —!“ Sie sah wieder leuchtenden Blicks umher, ihre Hände glitten ordnend über ihr Haar, und sie war frisch und heiter.

„Ja, Frau Dedekind,“ sagte er lächelnd, schlank und straff, auch er war wieder in jeder Linie der alte. Bloß über seiner linken Braue stand noch die kleine Falte der Beunruhigung und des Mißtrauens vor dem Leben und vor der Stunde. (Fortsetzung folgt)

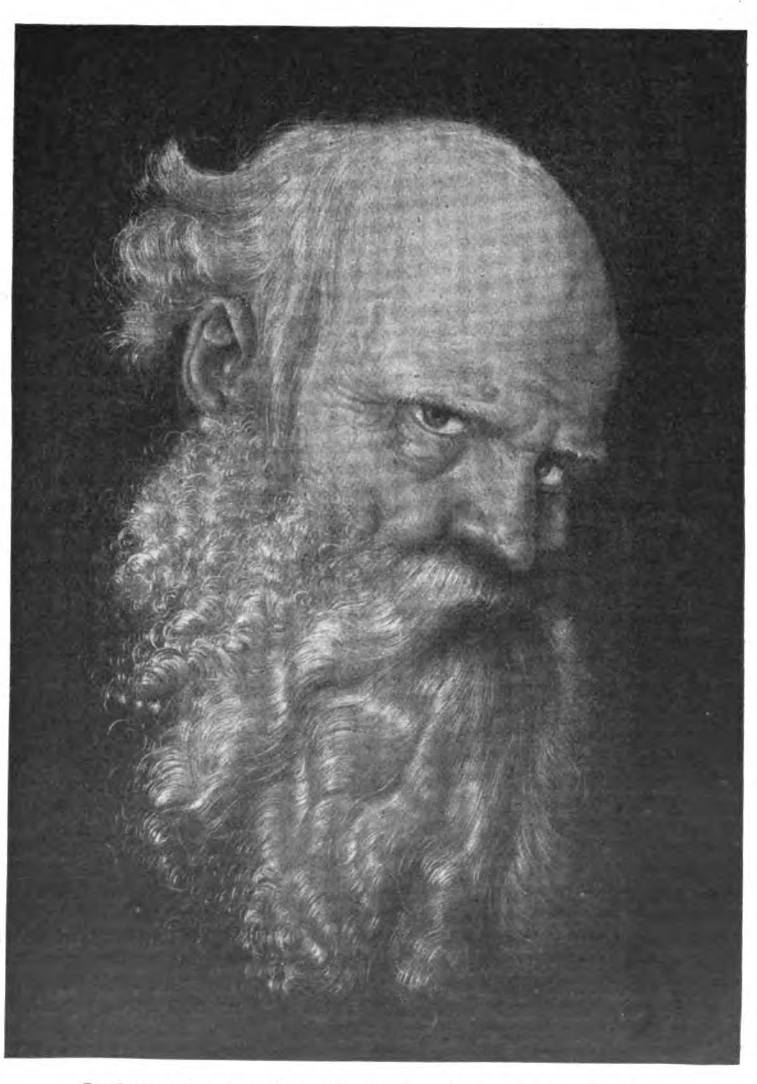
Hans Baldung-Grien

Von Dr. Max Osborn



In den furchtbaren Prüfungen dieser Jahre mag es dem deutschen Volke nicht als ein billiger „Trost", sondern als ein Schicksalsgeschenk von höchstem Wert erscheinen, daß seine Lage und seine Erlebnisse es ihm nahelegen, ja es dazu zwingen, sich auf die Eigenart seines Wesens und die heiligen Schätze seines nationalen Besitzes eindringlicher zu besinnen als je vorher. Die reinigende Kraft des Unglücks weist den Menschen nach innen. Ein natürliches Gefühl sagt uns, daß ein Wiedererstarken und Wiederaufleben nur möglich sein wird, wenn wir die besten und edelsten Kräfte, die im Kern des Volkskörpers und der Volksseele geborgen sind, durch Erkenntnis, vertieftes Begreifen und liebreiche Pflege fortentwickeln. In neuem Glanz steigt gerade heute vor unseren Augen die Pracht der alten deutschen Kunst auf, mit gesteigerter Hingabe versenken wir uns in das Eigenleben ihrer Formenwelt und in die Art ihrer Meister.

Sonderbar, wie Ereignisse, die uns durch einen Zufall geboren scheinen, solche Wandlungen einzuleiten pflegen. Aus Besorgnis vor der Zerstörungsarbeit französischer Fliegerbomben brachte man im Kriege Matthias Grünewalds Isenheimer Altar aus Colmar nach München in Sicherheit. Eine Vorsichtsmaßregel, durch äußere Verhältnisse geboten. Aber der Erfolg war nicht allein der, daß so die Erhaltung des unsterblichen Werkes gewährleistet wurde, sondern daß eben dadurch seine Schönheit und Größe den Deutschen erst wahrhaft zum Bewußtsein kamen. Wir hatten ja, das müssen wir heute rückschauend aufs schmerzlichste beklagen, in dem halben Jahrhundert, da das deutsche Elsaß auch zu Deutschland gehörte, das wundervolle Land lange nicht genugsam mit unserer Liebe umfaßt. Viel zu wenig



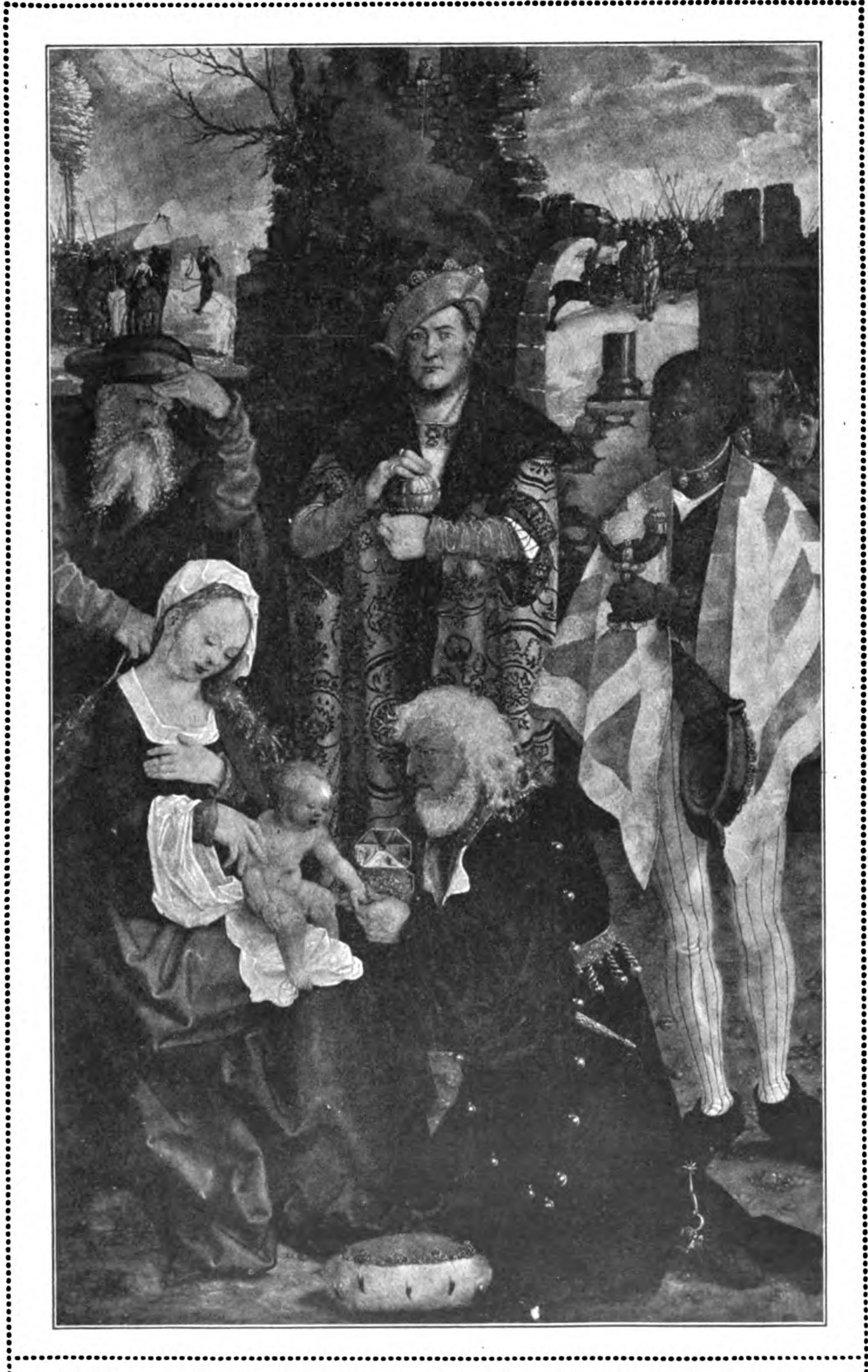
Kopf eines Greises. Gemälde. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum
(Aufnahme der Photographischen Gesellschaft, Berlin)

wurde nach dem Elsaß gereist; jedesmal, wenn ich das Colmarer Museum aufsuchte, mußte ich die seltsame Beobachtung machen, daß ich der einzige Gast war. Nun erst, da der Isenheimer Altar Jahre hindurch in der Alten Pinakothek ausgestellt war, ging den Tausenden, die zu ihm wallfahrteten, die Herrlichkeit des Wunderwerkes auf. Und wenn bis dahin die paar Fachleute, die von Grünewald schwärmten, tauben Ohren gepredigt hatten, so wurden nun endlich den Kunstfreunden, dem großen Publikum, ja den breiten Massen die Augen dafür geöffnet, daß dieser Meister zu den Gewaltigsten gehörte, daß er mit Albrecht Dürer und Hans Holbein um den Vorrang stritt.

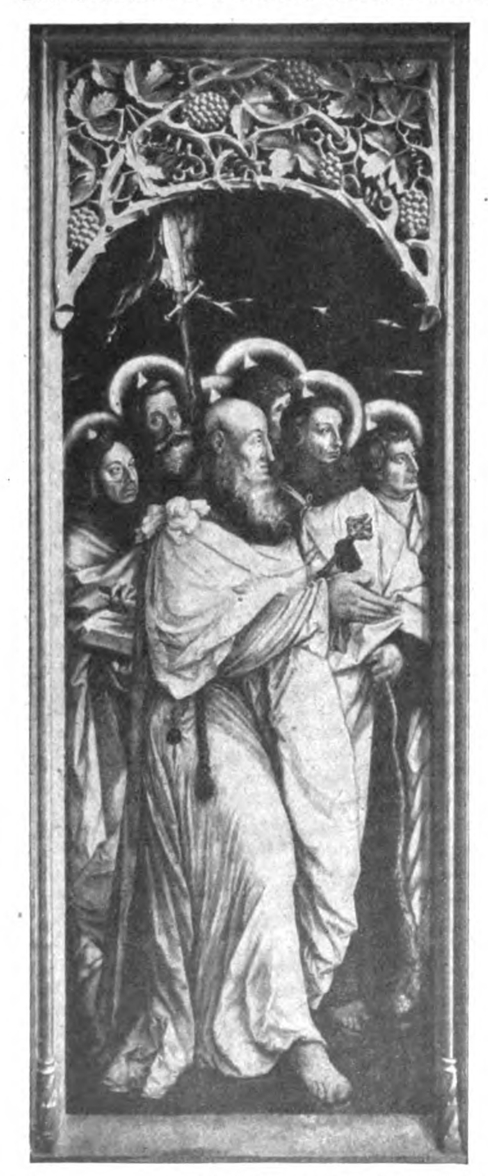
Vielleicht schlägt bald die Stunde auch für den Künstler, der wie kein zweiter die Lehren Grünewalds und Dürers miteinander verschmolz und diese Mischung zur Grundlage eines starken Lebenswerkes nahm: für Hans Baldung-Grien. In der zweiten Reihe der deutschen Renaissancemeister ist keiner sichtbarer vom Stempel des Genius geprägt als dieser Oberdeutsche, der alle Kunstquellen der Zeit in seinem Werke sammelte. Er zählt nicht zu den Führern, die neue Wege erschließen oder mit großem Griff die Forderungen und Wünsche ganzer Generationen zusammenfassen — aber die außerordentliche Begabung, mit der er die fruchtbarsten Anregungen von allen Seiten in sich aufsog, verarbeitete und in persönlichem Schaffen wiederklingen ließ, stellt ihn dennoch auf stolze Höhe. Auch in ihm glühte der göttliche Funke, und wenn er oftmals nur den Eindruck eines hochbegabten Schülers und Fortführers macht, so schlägt in anderen Äußerungen seiner Kunst das Feuer einer hinreißenden Individualität durch. Man kann sagen, daß die meisten Werke Hans Baldungs und sogar seine Hauptwerke undenkbar sind ohne die Vorarbeit von Dürer und Grünewald; aber dann wieder melden sich ein Geist und eine gestaltende Kraft zum Worte, die nur ihm gehören. So steht er fest mit beiden Füßen in dem erstaunlichen Räderwerk der Überlieferung, der gegenseitigen Befruchtung, des Weitergebens handwerklicher Fertigkeiten, der innigen Werkstattverknüpfung — steht auf diesem felsenfesten Fundament, das die alte Kunst so unvergleichlich machte, und trägt zu dem in langsamem Wachstum ansteigenden Bau seine eigenen Steine hinzu.

Dürer war der Mann der Sehnsucht nach geschlossener Form, nach kompositioneller Klarheit, in der die mühsam errungene Harmonie gesteigerten Innenlebens Spiegel und Gleichnis finden sollte. Sein ganzes Dasein ist ein ununterbrochenes Ringen, um aus der Krausheit und Fülle gotischer Versponnenheit zur Reife und Endgültigkeit „antikischer" Art zu gelangen. Die nürnbergische Urwüchsigkeit seines Wesens bewahrte ihn davor, daß er ganz ins italienische Fahrwasser einbog. Es blieb Deutsches und auch Gotisches genug in ihm lebendig, bis in die letzte Zeit. Aber mit diesen Grundelementen verflocht sich immer stärker die befreiende Fähigkeit, durch entschlossene Linien, durch klug abgewogene Farbflächen, durch ein Heraustreiben der bestimmenden Züge die Darstellung sowohl aus naturnaher Wirklichkeitstreue wie aus nebelhafter Unwägbarkeit zu bedeutendem, beruhigtem Ausdruck emporzuheben. Grünewalds Streben ist diesem Dürer-Wege im Grunde entgegengesetzt. Ihn treibt ein dämonischer Schöpferdrang dazu, die heiße Empfindung seiner leidenschaftlichen Seele ungemildert, ungeglättet nach außen zu pressen und in künstlerische Gestaltung zu gießen. Er will nicht die äußere, sondern die innere Form. Er steht der Gotik näher, während die Vielspältigkeit des Gefühls ihn unmittelbar in die Nähe unserer Künstler vom Anfang des 20. Jahrhunderts rückt. Die Zeichnung allein, der Umriß, reicht nicht aus, um den überquellenden Reichtum inneren Erlebens zu verkünden, — das sinnliche Element der Farbe muß als ein Wesentliches mit dazu helfen. Grünewald ist im gewissen Sinne mehr Maler als Dürer. Seine Kompositionen sind in Schwarz-weiß nicht zu denken. Er spielt auf der Skala der Farbenwerte wie ein Musiker auf seinem Instrument, um Hingabe und Entrücktheit, Schmerz und Verzweiflung, Jubel und Erlösung mitzuteilen. Was dem Nürnberger Meister oft noch fremd blieb, hat der Aschaffenburger aus einer rätselhaften Kraft der inneren Anschauung schon erfaßt: die maßgebende Rolle, die das Licht in der Erscheinungswelt spielt.

Das sind die beiden großen Kunstmächte, die Hans Baldung vorfindet, von denen er gleichermaßen Leben zeugende Ausstrahlungen empfängt. Sein äußeres Lebensschicksal bringt ihn zu beiden Meistern in Beziehung. Im Elsaß, für das Grünewald sein Hauptwerk schuf, ist er aufgewachsen. Die Familie Baldung war zwar in Schwäbisch-Gmünd ansässig, Hans selbst aber als Sohn eines Juristen in Weyerstein am Turm bei Straßburg geboren — um 1476, wie die einen, zwischen 1475 und 1480, wie die anderen sagen. Er stammt nicht, wie die meisten bedeutenden Renaissancemaler, aus Künstler- oder Handwerkerkreisen. Gleich dem Vater ist ein Bruder, Kaspar mit Namen, als Jurist nachzuweisen; auch andere Angehörige der Familie finden wir in Staatsstellungen. Jugend und erste Ausbildung des heranreifenden Malers standen unter dem bestimmenden Einfluß Dürers, der im Jahre 1494 in Straßburg auftauchte. Die Vermutung liegt nahe, daß Hans Baldung in dieser Zeit bei einem Straßburger Meister in die Lehre ging und dort mit dem ebenfalls noch jugendlichen Gast in persönliche Berührung kam. Die Beziehungen wurden weitergeführt; denn die Annahme ist begründet, daß Baldung, als er seine Lehrjahre abschloß und auf die Wanderschaft



Die Anbetung der Könige. Mittelbild des Flügelaltars. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum
(Aufnahme Bruckmann)





Apostelgruppenflügelbilder des Hochaltars im Freiburger Münster

ging, nun sich nach Nürnberg wandte, wo er zu Beginn des neuen Jahrhunderts, vor Dürers italienischer Reise, in dessen Werkstatt nachgewiesen ist. Dieser Werdegang entscheidet die Haltung der Frühwerke.

Dazu gehören wohl als älteste erhaltene (allerdings sehr schlecht erhaltene) Arbeiten die beiden Altartafeln im Kloster Lichtenthal bei Baden-Baden. Sie sind in späterer Zeit so gründlich restauriert und übermalt worden, daß von ihrer ursprünglichen Gestalt so gut wie nichts mehr zu erkennen ist. Aber ihre Darstellungen, unter denen neben Heiligengestalten und der Himmelfahrt der ägyptischen Maria vor allem die Märtyrergeschichte der heiligen Ursula hervortritt, sind von einem so bedeutenden Stilgefühl getragen, daß der Betrachter doch die Hand eines Künstlers ungewöhnlicher Art am Werke zu sehen glaubt. Der Dürersche Einfluß indessen blickt unverkennbarer und offenherziger aus den beiden Altarwerken hervor, die aus der Stadtkirche zu Halle stammen und mit der Jahreszahl 1507 bezeichnet sind.

Der eine dieser Flügelaltäre hat vielen Tausenden von Kunstfreunden die Bekanntschaft mit Hans Baldung zuerst vermittelt; denn er befindet sich im Kaiser Friedrich-



Die Krönung Mariä. Hauptbild des Hochaltars im Freiburger Münster
(Aufnahme Röbcke, Freiburg i. Br.)

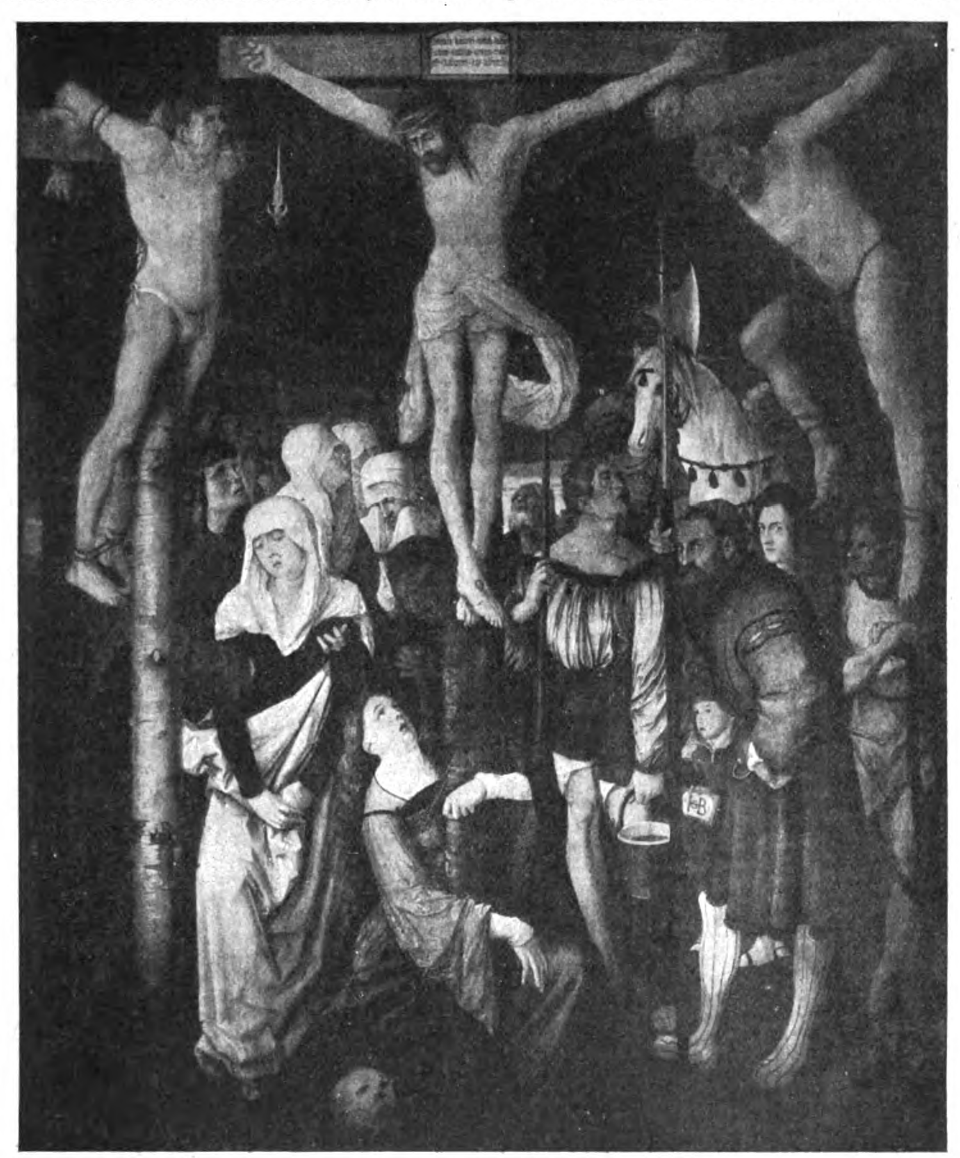
Museum zu Berlin. Sein Mittelbild ist die „Anbetung der Könige“, die in der ganzen Auffassung, Ordnung und Gruppierung ihren Schöpfer sofort als Nachfolger Dürers vorstellt. Die statuarische Haltung der drei Figuren des Mittelgrundes, wo sich der Mohrenkönig, der mit reicher, pelzverbrämter Schaube bekleidete zweite König und der heilige Joseph aufreihen, mag noch an die Lichtenthaler Tafeln erinnern. Doch die Burgruine des Hintergrundes und vor allem die Gruppe des ersten Planes, wo der älteste der Könige vor dem Christkind auf dem Schoße der sitzenden Maria kniet, sind ganz Dürerisch. Auf das große Vorbild deutet die spitzige Brechung der Gewandfalten, deutet die Art, wie der Kniende sein Weihgeschenk darbietet, wie das Jesusknäblein danach greift. Wie ferner die Zeichnung überhaupt in kräftigem Realismus gehalten ist; wie die Komposition, in leichter, doch deutlich wahrnehmbarer Pyramide, von rechts und links zu dem Fürstenhut des Königs mit der Schaube in der Mitte aufsteigt. Die ganze Bestimmtheit und Klarheit der Anschauung, das liebevolle Eingehen auf jede

Einzelheit gehören in dasselbe Kapitel. Und doch lebt etwas Neues in diesem Bilde, das jenseits Dürers liegt —: die leuchtende, gleichsam von innen her glühende Frische der Farben! Das ganze Bild wird beherrscht von einem großen Zweiklang aus Karminrot und Smaragdgrün. Dies saftige Grün, das hier so bedeutungsvoll hervortritt und auch sonst unter den koloristischen Mitteln Baldungs eine wichtige Rolle spielt, soll dem Künstler den Beinamen verschafft haben, mit dem er durch die Kunstgeschichte geht. Ist das der Fall — und es ist bisher gegen diese Auffassung nichts Ausschlaggebendes vorgebracht worden —, so wäre damit gesagt, daß schon die Zeitgenossen mit richtigem Blick Baldung vor allem als einen Meister des farbigen Ausdrucks bewunderten. Im Berliner Dreikönigsbild tritt das koloristische Prinzip rückhaltlos hervor. Eine Gestalt wie diesen Mohrenkönig mit den gelben Beinkleidern und den breiten, grünen Streifen in dem weißen Umhang, der um ein hellrotes Untergewand geschlungen ist und gegen die dunkle Hautfarbe des Kopfes und der Hände einen planmäßigen Kontrast abgibt, hat damals kaum ein anderer in Deutschland zu malen gewagt. Überdies ist dies ganze schimmernde Farbenspiel nicht auf einem dunklen, sondern auf einem ganz hellen Grunde entfaltet: das Weiß, das nicht nur im Mantel des Mohrenkönigs sondern zu harmonischem Ausgleich an vielen andern Stellen angebracht ist, scheint mit bewußter Absicht als Basis der mit wahrer Wonne ausbalancierten Farbengegensätze eingesetzt zu sein. Und die Flügel, mit zwei weiblichen und zwei männlichen Heiligen, Mauritius und Agnes, Georg und Katharina, setzen dies koloristische Gegenspiel fort. Ganz merkwürdige Klänge flammen auf — die rötlichen Töne in der Schmaltafel des Mauritius gegen das mit Gelb untermischte Grün des Rasens; das weißliche Grau in der Rüstung und dem Banner des St. Georg; das Goldgelb im Brokatgewand der Katharina, das wiederum von den grünlichen Schattierungen und Musterungen durchzogen ist, die von allen Ecken und Enden des ganzen Bildwerkes wiederklingen.



Verkündigung. Flügelbild des Hochaltars im Freiburger Münster (Aufnahme Röbcke, Freiburg i. Br.)

Ebenso ist es um das Gegenstück des Berliner Altars bestellt, das mit einem Mittelbilde der Marter des heiligen Sebastian auf den Flügeln die Gestalten des Christophorus und des Stephanus, der Dorothea und Apollonia verbindet. Dürertum, durch eigene und erfrischte Farbenauffassung weitergebildet. Die beiden Werke scheinen auf der Grenze zu stehen, die Hans Baldungs erste Epoche von der späteren scheidet. Ihr Entstehungsjahr 1507 sieht ihn wieder in Straßburg — nicht lange vorher mag er Dürers Nürnberger Werkstatt verlassen haben. Nun bleibt er einige Jahre in der Heimat. Aus dem Jahre 1510 vernehmen wir, daß er mit seiner Frau Margarete in einer Urkunde auftritt. Im Jahre vorher hatte er wohl, um



Christus am Kreuz. Im Freiburger Münster. (Aufnahme Röbcke, Freiburg i. Br.)

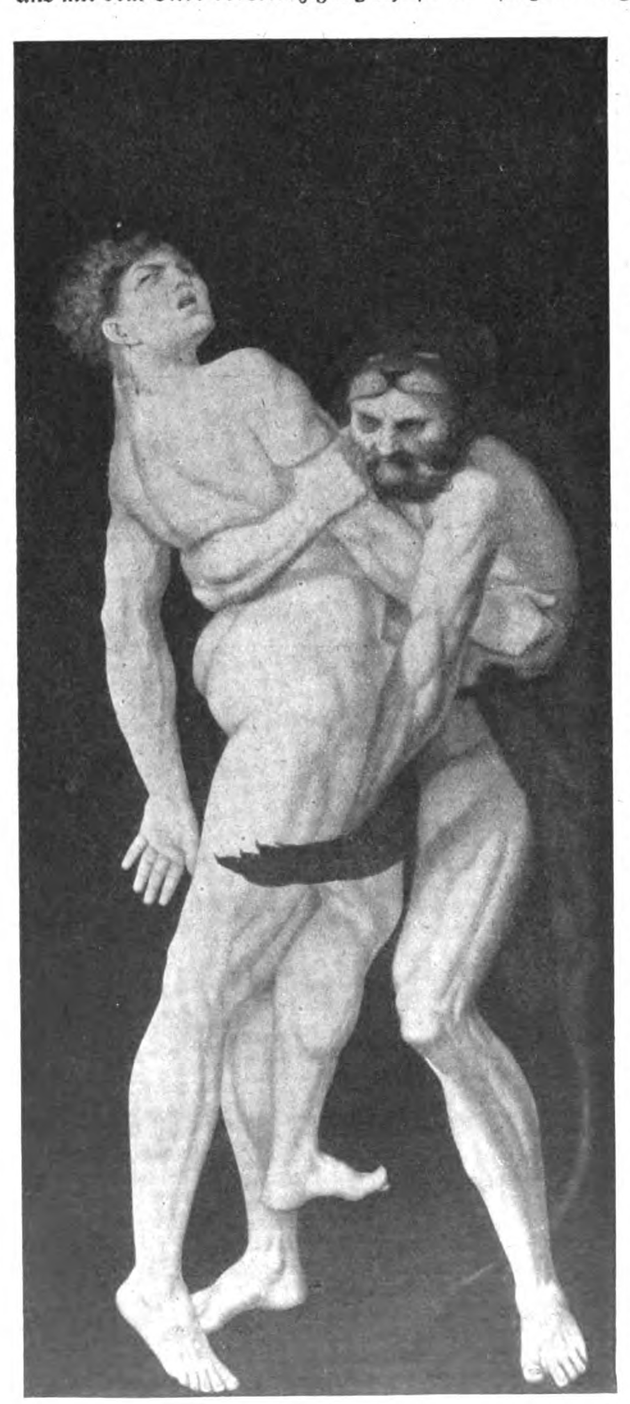
ein ehrsamer, christlicher Hausvater und Ehegatte zu werden, das Straßburger Bürgerrecht erworben. In dieser Zeit muß ein Umschwung in Baldungs Kunstanschauungen eingetreten sein — das Genie Grünewalds, von dem bisher nur Funken zu ihm herübersprühten, schlägt ihn in Bann. Als er nun, Anno 1511, nach Freiburg im Breisgau übersiedelt, um dort den Hochaltar im Münster zu malen — eine Arbeit, die ihn fünf Jahre in Anspruch nimmt — steht er im vollen Strom des Einflusses, den er von Grünewald erfahren.

Der Freiburger Altar, das große Hauptwerk Baldungs, ist ähnlich dem Isenheimer ein „Wandelaltar". Also ein kompliziertes Gebilde, das mehrfach geschlossen und geöffnet werden kann. Ist das ganze Altarwerk zusammengefaltet, so erblicken wir die Außenseiten der äußeren Flügel mit Hieronymus, Johannes dem Täufer, Georg und Martinus. Werden dann die Außenflügel geöffnet, so blicken wir in das Märchen des Marienlebens: Verkündigung, Heimsuchung, Geburt Christi, Flucht nach Ägypten. Werden aber auch die inneren Flügel geöffnet, so erscheint die Krönung Mariä, von den zwölf Aposteln umgeben, die wie die Großen eines

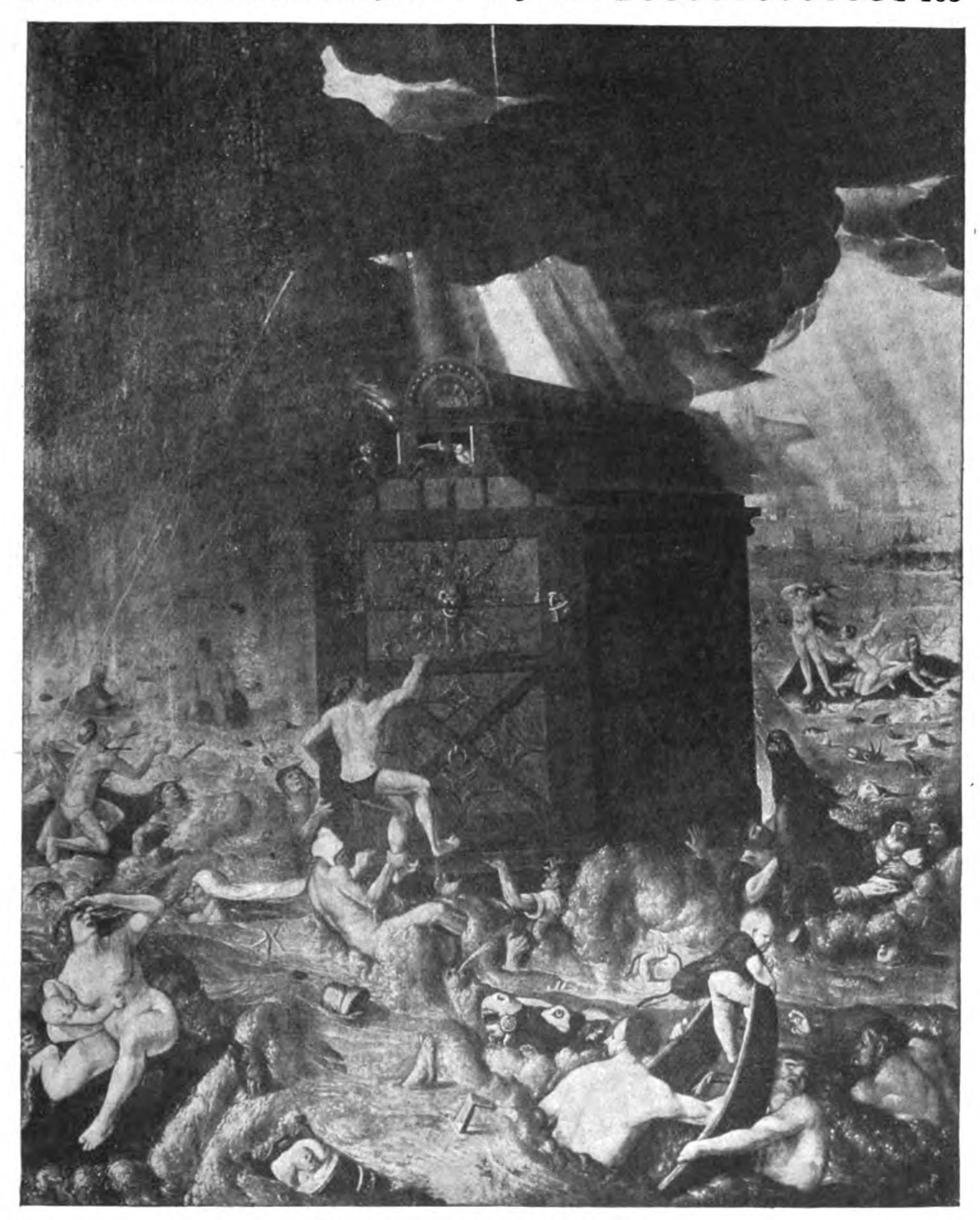
Reiches bei der Krönung des Königs als aristokratische Statisten und Zeugen zugegen sind. Die Rückseite des Schreins endlich blickt uns mit dem Bilde der Kreuzigung Christi an.

Ein neuer Geist ist in diesem Werke über Baldung-Grien gekommen. Sein Mut, koloristische Wunder zu beschwören, ist gestiegen. Ungehemmt fließen Lichtströme über die religiösen Darstellungen, betten die Szenen ins Geheimnisvolle und vertiefen ihre mystische Deutung. Die Heiligenscheine sind keine Reifen mehr, die in der Luft um die Häupter der Gestalten geschmiedet sind, sondern aufgelöstes, flimmerndes Licht, unwirkliche Feuerbrände, die sich selbst verzehren — jeder muß dabei an die fabelhafte Erscheinung des zum Himmel emporschwebenden Christus vom Isenheimer Altar denken, dessen Haupt durch himmlisches Glühen und Verbrennen den Übergang vom Irdischen ins Jenseitige verkündet. Die Taube des Heiligen Geistes ist kein Vogel mehr, sondern ein mystischer Begriff. Sie verschwimmt und verglüht in der weißlichen Helle des Lichtes, das rätselhaft vom Himmel strahlt. Und wie sie nicht eigentlich im Lichte schwebt, sondern selbst Quelle des Lichtes ist, so ist auch auf der Tafel von Christi Geburt das Jesusknäblein selbst der Ausgang des Lichtes, das den Raum durchdringt. Von ihm erst erhält die Gottesmutter die Erhellung, die ihr Antlitz zurückstrahlt. In wechselnden Beleuchtungen liegt die Landschaft da, die nicht naturalistisch wie bei Dürer, sondern durchaus romantisch aufgefaßt wie bei Grünewald, als Stimmungsfaktur bedeutend mitspricht. Bald haben wir das Aufglimmen des Morgens, bald die beruhigte Milde des Spätnachmittags, bald das sterbende Glühen des sinkenden Abends.

Dennoch ist Baldung von Grünewald geschieden. Er stürzt sich nicht mit der Rückhaltlosigkeit des Aschaffenburger Meisters in die koloristischen Fluten. Vielmehr: die Farbe wird herangezogen, um innerhalb der Dürerischen Komposition ihr Amt auszuüben, also sich strenger Formgestaltung unterzuordnen. Es fehlt doch die Kühnheit Grünewalds, die letzten Urgründe des Empfindens aufzuwühlen und Gefühlsüberschwang mit erbarmungslosem Realismus zu verbinden. Manches weist sogar



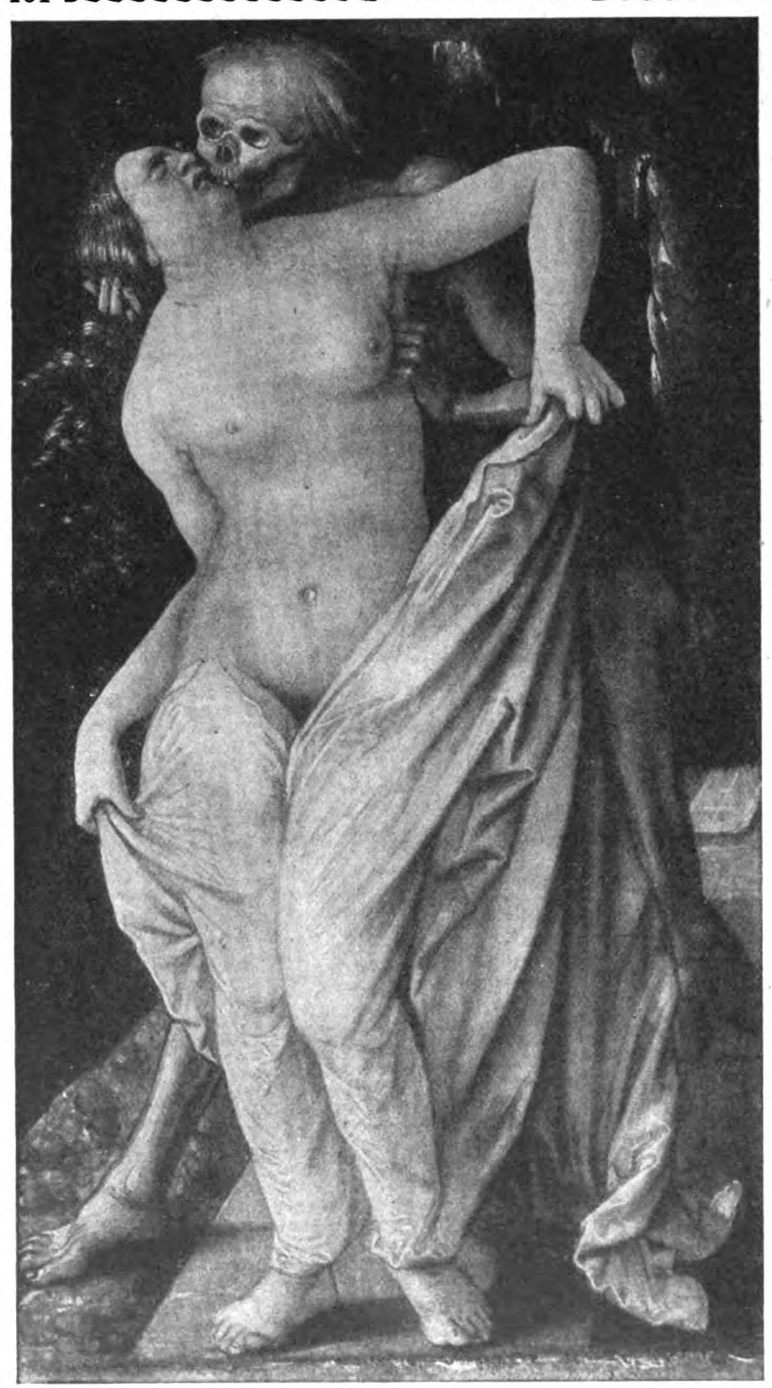
Antäus. (Aufnahme Braun)



Die Sintflut. Bamberg, Stadtmuseum

recht weit von ihm fort, wie die entzückende, liebenswürdige Darstellung der Flucht nach Ägypten, die mit der volkstümlichen Gruppe der heiligen Familie, mit dem Weihnachtsmann-Joseph und den lustig auf dem Palmbaum schaukelnden Engelchen ein deutsches Märchen voll Schlichtheit und Naivität geworden ist.

Auch die anderen Werke aus den Jahren der Arbeit am Freiburger Altar zeigen die große Mischung in Baldung-Griens Art. Es ist die Zeit der Reife. Deutlich erkennen wir, wie der Meister sich im Vollbesitz seiner Kräfte und Mittel fühlt, wie er, von den leidenschaftlichen religiösen Fragen jener Jahre vor Luthers Reformationstat heftig erfaßt und bis in den Grund der Seele aufgewühlt, innere Erregung und Ergriffenheit immer eindringlicher zu spiegeln sucht, aber zugleich eifrig bestrebt ist, den festen Boden von Natur und Wirklichkeit nicht unter den Füßen zu verlieren. So spricht Baldung zu uns in dem kleinen Bilde der Kreuzigung in der Berliner Gemäldegalerie, wo die



Frau wird vom Tod geküßt, Gemälde. Basel, Kunsthalle. (Aufnahme Braun)

der Helligkeit am Horizont die Grausamkeit des Vorgangs vielsagend begleiten. So in dem Bilde des Baseler Museums, das den gleichen Vorgang schildert und hierbei nun wieder in der Gestalt der schmerzvoll niedergesunkenen Maria eine unmittelbare Anlehnung an Grünewald verrät. So in dem Martyrium der heiligen Dorothea im Prager Rudolphinum, dessen winterliche Landschaft aufs tiefste ergreift. Und vor allem im Gemälde der Sintflut, das im Bamberger Museum aufbewahrt wird — in dieser großartigen Schilderung eines furchtbaren Naturereignisses und des verzweifelten Kampfes untergehender Menschenmassen. Ganz und gar treuer Sachlichkeit ergeben aber zeigen den Meister zugleich die Bildnisse vom markgräflich badischen Hof, die in dieser Zeit entstanden. Hier ist feste Zeichnung, unbestechliche Beobachtung, haarscharfe Sicherheit der Charakteristik. Dabei ist in diesen Köpfen alles

ernste, gleichsam steile Komposition in breiten, leuchtenden Farbflächen wie ein Glasgemälde glüht, während das unheimlich geballte Gewölk des Himmels und der fahle Schein

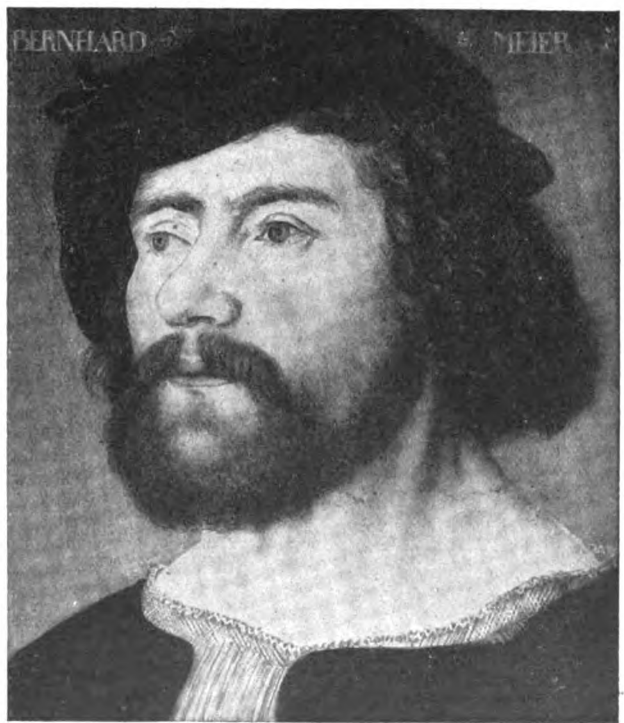
von einer großen Anschauung getragen, die sich niemals ins Kleine und Einzelne verliert, sondern aus der Fülle der natürlichen Züge mit selbstverständlichem Griff das



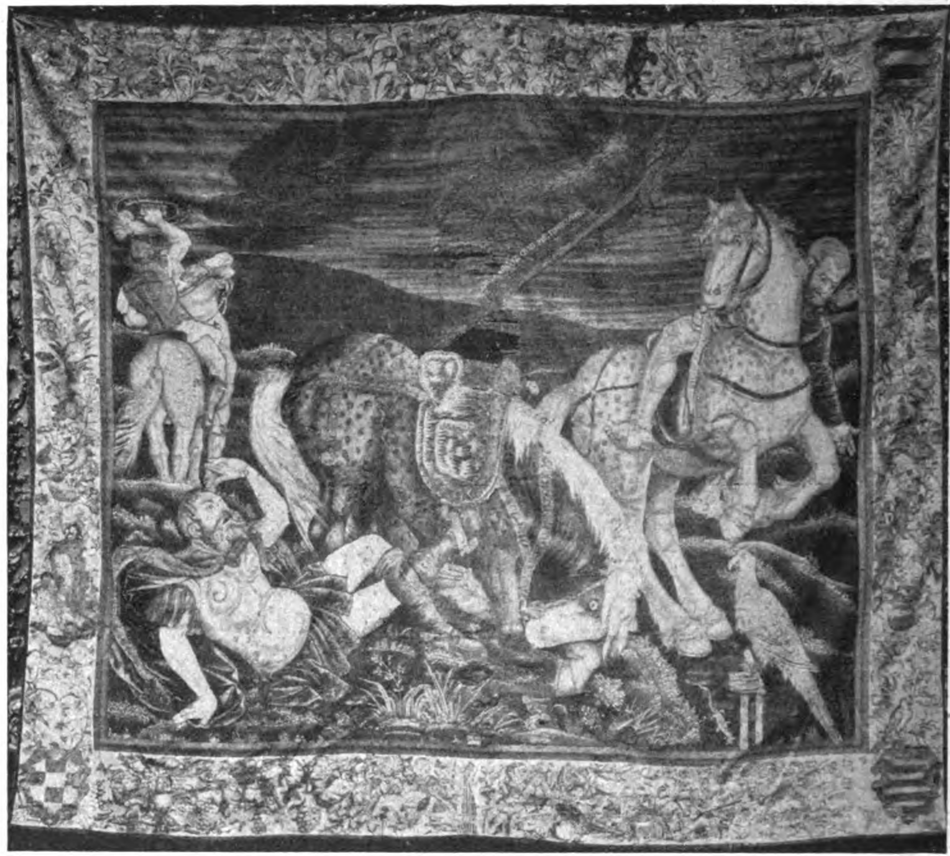
Saturno. 1516. Federzeichnung (Aufnahme Braun)

ginnt ein neuer Abschnitt seiner Lebensarbeit. Der Stoffkreis des Religiösen tritt zurück. Freie Kompositionen rücken als Gleichnisse inneren Erlebens auf. Jetzt wächst Baldung ganz und gar über alles hinaus, was an Schule, Nachahmung und Beeinflussung grenzt. Der geniale Kern seines Wesens wirft die Schalen von sich und enthüllt sich unseren erstaunten Blicken. Hand in Hand damit geht eine selbstherrlichere Ungezwungenheit in der Auffassung des Naturstudiums. Der nackte weibliche Körper, bisher kaum beachtet, wird ein mit Eifer aufgesuchtes Motiv. Wohl hat daran die fortschreitende Einwirkung der italienischen Renaissance-Vorstellung ihren Anteil, die damals in Deutschland allenthalben zu bemerken ist. Es wächst der Mut zu solchen Darstellungen, die früher der ehrsamen Sitte widersprochen haben mögen. Aber in dieser allgemeinen Strömung entfaltet Baldung nun eine ganz persönliche Kunst. Niemand hat damals weibliche Akte von solcher reifen Entscheidende auswählt und zu runder Wirkung zusammenfügt. Die Handzeichnungen, die demselben Zeitabschnitt angehören, vervollständigen das Bild eines Meisters, der seine Sprache des Nachbildens und Deutens mit wunderbarer Leichtigkeit beherrscht.

Vom Jahre 1517 an finden wir Hans Baldung wieder in Straßburg. Das Freiburger Werk ist vollendet, die Aufträge, die daran anknüpften, sind erledigt, der Künstler, auf der Höhe des Lebens stehend, kehrt in die Heimat zurück, die er bis zu seinem Tode kaum mehr auf längere Zeit verlassen hat. Schon schwebt der Strahlenkranz des Ruhmes über seinem Haupt. Und der Maler, der sich in der Welt draußen getummelt hat, bewegt sich nun in völliger Freiheit des Ausdrucks, mehr noch als vorher den Gesichten seiner Phantasie folgend. Es be-

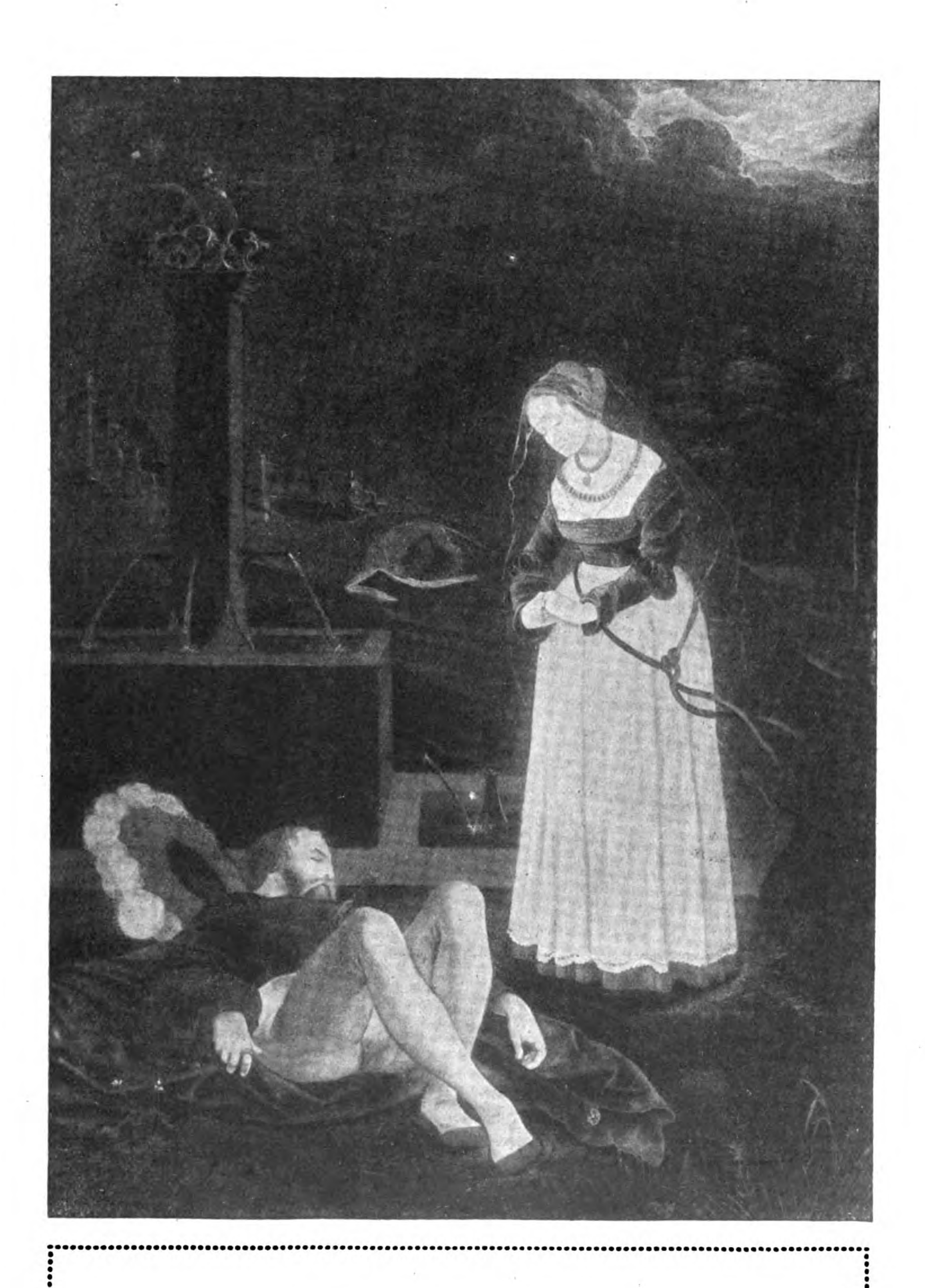


Bildnis Bernhard Meier. (Ausschnitt)



Saulus vor Damaskus. Wandteppich. Um 1540. Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Vollendung gemalt, aus einer so gründlichen, doch zugleich frei beherrschten Kenntnis des Anatomischen, mit einer solchen Fähigkeit, die malerische Eigenschaft blühenden Fleisches zu erfassen, das Spiel des Lichtes auf seiner weichen Oberfläche zu verfolgen, Bewegungen natürlich und eigenwillig festzuhalten und zu erfinden. Es wohnt in diesen Bildern der Stolz einer männlichen Sinnlichkeit, die Freude eines gesteigerten künstlerischen Lebensgefühls. Die letzten Kräfte des Malers Baldung-Grien scheinen nun entbunden. Kein Besteller zwingt ihn bei solchen Bildern zu einem vorgeschriebenen Thema, keine Überlieferung fesselt ihn. Unverhüllt darf sich die Leidenschaft seines Herzens und die heimliche Dämonie seines Geistes austoben. Großartig kommt das in den Bildern zum Ausdruck, die das Motiv des Todes anschlagen. Gewiß, auch darin ist Baldung-Grien ein Kind seiner Zeit. Die christliche Überlieferung, die in mittelalterlichen Zeiten nicht aufgehört hatte, auch durch bildliche Darstellungen den Menschen an die Vergänglichkeit seines irdischen Daseins zu mahnen, war gerade zu Beginn des 16. Jahrhunderts mächtig wiederaufgelebt. Gewaltige Erschütterungen kündigen sich an, und als berufene Prophetin läßt die bildende Kunst die vielfach noch im Unterbewußtsein schlummernden Stimmungen weissagend vorklingen — ganz ähnlich wie die Malerei seit 1910 das Weltengewitter des Krieges und der Revolutionen aus dunkler Ahnung verkündet hat. Aber die Behandlung des Todesmotivs war vielfach doch im Lehrhaften befangen. Selbst Hans Holbeins Totentanz ist davon nicht ganz auszunehmen. Anders hat schon Dürer in gelegentlichen graphischen Arbeiten, in den Holzschnitten der Apokalypse und in einzelnen Kupferstichblättern den Vorwurf angepackt. Aber Baldung-Grien geht noch darüber hinaus. Für die hinreißende dramatische Wucht, mit der seine gespenstischen Todesgestalten, aus dem Pfuhl der Hölle emporgestiegen, junge, nackte Frauen greifen, in satanischer Umarmung und gräßlichem Kuß bezwingen, für das leidenschaftliche Pathos dieser Vorgänge hat die deutsche Kunst seiner Zeit kein Gegenstück aufzuweisen. Lebensjubel und drohende Vernichtung, Wollust und Verwesung sind in unnachahmlicher Weise verflochten. Die unabwendbare



Pyramus und Thisbe. Um 1530

Berlin, Kaiser Friedrich-Museum

Tragödie, die unser Dasein in sich birgt und jedem schreckhaft bewußt wird, der in das unlösbare Rätsel der Welt eindringen will, steigt empor. Der Künstler hat sie erlebt und befreit sich von ihr, indem er sie gestaltet.

Es war natürlich und lag im künstlerischen Geiste der Zeit begründet, daß Hans Baldung solchen Gemälden auch graphische Blätter zur Seite setzte, die in den Dienst seiner leidenschaftlichen Empfindung gestellt wurden. Auch er hat mit Lust das volkstümliche Mittel des Holzschnitts ergriffen, um sich mitzuteilen. Und es ist bezeichnend für den geborenen Koloristen, der auch für seine Handzeichnungen gern farbiges Papier wählte, auf dem er mit gehöhten Lichtern arbeitete, daß er zu den Vorkämpfern des Farbenholzschnittes gehörte. Eindrucksvoller als Hans Burgkmair und Johann Wächtlin, die ihm zeitlich wohl darin vorangingen, hat Baldung die Kunst angewandt, mit verschiedenen Holzstöcken zu arbeiten. Und mühelos weiß er das umständliche Verfahren des Clairobscur, das so viel technische Geschicklichkeit der Hand erfordert, seinen künstlerischen Absichten untertan zu machen. Seine Blätter sind mit einer Leidenschaft geladen, die den Beschauer auch heute noch nicht losläßt. Wohl hat auch er einige idyllische Kompositionen von zarter Empfindung geschaffen, am liebsten aber Bilder von kühner Bewegtheit und romantischer, visionärer Phantastik. Mit Linien, die wie in der Ekstase über die Holzplatte fuhren,



Handzeichnung



Wappenstudie für ein Glasfenster. 1545

hat er Szenen aus dem Hexen- und Zauberwesen gezeichnet und geschnitten, die in den verblüffenden Lichterspielen der kunstreichen Helldunkelblätter von großartiger Wirkung sind. Es ist, als wenn uns die nordische Geisterwelt des Goethe'schen Faust grüße. Aber auch die religiösen Blätter Baldung-Griens sind von heftigen Effekten erfüllt, von einer dramatischen Kraft, die der epischen Ruhe der anderen fremd war.

So stieg der Straßburger Meister zu immer freierer Entfaltung seines Wesens und Könnens auf. Wir verfolgen in seinen Arbeiten bis zum Ende ein ununterbrochenes Kämpfen und Ringen um den letzten Ausdruck dessen, was ihm Seele und Hirn bewegte. Welch eine Zeit, in der auch Künstler, wie wir oben sagten, der „zweiten Reihe“ zu solcher Höhe emporstiegen, ein solches Schauspiel individueller Entwicklung gewährten! Und welch eine Zeit, die so ihre Künstler zu ehren wußte! Das letzte, was uns die Urkunden vom Leben Hans Baldung-Griens berichten, ist die Mitteilung, daß er im Jahre 1545 in den Rat der Stadt Straßburg gewählt wurde. Er mag diese Ehrung als eine Krönung seines Lebens betrachtet haben.

Aber nur kurz durfte der Meister sich der bürgerlichen Würde freuen. Noch in demselben Jahre 1545 ist er in seinem Hause in der Brandgasse zu Straßburg gestorben.



Ruhe auf der Flucht
Gemälde von Hans Baldung-Grien
(Wien, Akademie für bildende Künste)

F. M. Dostojewskij

30. Okt. 1821 – 28. Jan. 1881

Von Univ.-Prof. Dr. Alexander Brückner

Tragisch ist Werk wie Leben des ersten Schriftstellers gewesen, der im Zuchthause den Menschen im Verbrecher und den Verbrecher im Menschen fand. Durch bürgerlichen Tod war er zwar zu physischer und geistiger Wiedergeburt aufgestiegen; nur hatte ihn sein Verbreiten einer verbotenen Schrift, mit deren Ideen er nicht übereinstimmte, die zehn besten Jahre seines Lebens gekostet, und solches Abbüßen fremder Schuld wahrte ihm stiefmütterliches Los getreulich auch für die Zukunft.

Auf dem Wege zum Schafott und im Kerker überfiel ihn Furcht vor dem Leben, vor Freiheit, Willkür, Gewalt; Mitleid für alle Unterdrückten und Erniedrigten; aus ihm sprachen fortan Entsetzen und Erbarmen. Ein armseliger, eingeschüchterter „Kantonist", so sah er aus; wie der urgewöhnlichste Bauer, sein Widerpart, Tolstoj: beide die vollkommensten Vertreter ihres Volkes.

Er gehörte zu den russischen Klassikern, die liberale Kritik, halb übelwollend, halb herablassend, „die Belletristen der vierziger Jahre" benannte, weil sie in dieser berüchtigten Zeit des neuen Rußland ihre Feuertaufe erhalten hatten. Aber nur äußerlich, nach Zeit, Ort, Erziehung; denn sonst schied alles von den gesunden und gefestigten, dieses Bündel bloßer Nerven und Muskeln, das bei jeder Berührung zusammenzuckte, dem Ruhe und Gleichgewicht unbekannt war, das nervöse Hast zu zerstören schien. Er war ja Stadtkind, intelligenter Proletarier, während sie alle dem Gutsadel entstammten, auf dem Lande lebten, die Stadt verachteten. In seinem Werke gibt es kein einziges Blatt einer Naturschilderung, die jene berühmt machte; ihm fehlte ihre Kunst des Zeichnens und Malens; seine Gestalten unterscheiden wir nach der Stimme; wir hören seine Personen, sehen sie nie. Wie die Alten, so interessierte auch ihn nur der Mensch, das Auf und Ab seines Trieblebens, Verzweiflung und Verzückung seiner Seele, Himmels- oder Höllenstürmerei und dumpfe Ergebung; alles versöhnt, verschönt, geläutert durch das große Leiden, ohne das es kein wahres Leben gibt. Natur stellte bei ihm nicht einmal den Hintergrund, außer wenn Petersburgs weiße Nächte, staubigstinkende Sommerglut oder naßkaltes nächtliches Unwetter die Stimmung seiner Helden beeinflußten.

Tolstoj und Turgenjew schildern ausschließlich Leute ihres Standes, deren Liebschaften und Untreue. Er steigt in die Tiefen herab, zu physisch Kranken, geistig Krüppeln, moralisch Elenden, zu Laster und Wahnsinn, Not und Verbrechen. Aber für diese Opfer ihrer Leidenschaften, selbstverschuldeten Unglückes, unheimlichen Verhängnisses, empfindet er und vermittelt uns innigstes Mitleid und Erbarmen; übermannt ihn und uns wehmütige Rührung; so werden wir erschüttert und erhoben.

Durch ihn lernen wir in den Unbedeutendsten und Armseligsten, in komischen Käuzen Seelengröße, Herzensgüte, lauteren Charakter schätzen, um die sie die Reichen, Großen, Stolzen beneiden. Im Leben würden wir achtlos oder mit spöttischem Lächeln an ihnen vorübergehen, aber er legt uns ihr Fühlen und Denken bloß, und es überwältigt uns der Anblick ihrer Leiden, Zweifel, Kämpfe. Das: Liebe den Nächsten; Ehre den Menschen in ihm; Tue ihm ja kein Leid, kein Unrecht an, hat niemand anderer gleich eindringlich und gleich unaufdringlich gepredigt. Auch im Lotterbuben steckt ja ein Gottesfunke; unter all dem Gerümpel und Kehricht des Alltages ist dieser Funke zu entdecken, anzufachen, und in der läuternden Glut des Leidens werden die irdischen Schlacken abschmelzen.

Tolstoj und Turgenjew sind Rationalisten, Verächter alles Transzendentalen, aller Philosophie, außer der Schopenhauerschen, aller Religion, außer eines aufgeklärten Deismus oder eines nackten Atheismus; sie kleben an der Erde mit all ihren Gegensätzen und Widersprüchen; nur ihre große Kunst erhebt sie über Banales; klar, einfach, selbstverständlich sind ebenso die Leiden und Freuden, die Seelen und Neigungen, das Innere und Äußere ihrer Helden aus der Gentry; spannende, verwickelte Handlung und Überraschungen wie Geheimnisse bleiben ausgeschlossen; sie sind unvergleichliche Schilderer gesunder, normaler Seelen, unerbittliche Wahrheitssucher, vollendete Realisten. Er aber ist mehr.

Den farbensatten Tagesvorhang, an dem sich unser Auge bei Tolstoj und Turgenjew ergötzt, schlägt er weit zurück und läßt uns blicken in Abgründe; nächtliches Dunkel, von Blitzen grell erleuchtet; unheimliches Treiben wilder, ungebändigter Instinkte, des Unterbewußtseins, das stets gegen das Bewußtsein entscheidet. Der große Realist kennt nur Über- und Untermenschen, die ein gespensterhaft fahles Licht seiner Visionen umzittert. Sie täuschen uns durch das Sprechende ihrer Erscheinung; sind eher Schemen als Fleisch und Blut; wir wandeln wie in einem Schattenreich, unter planlosen Seiten-

sprüngen; nur sind Folgen, Zusammenhänge, Vorgänge von erdrückender, zermalmender Wirklichkeit, führen in diese stets zurück. Ungewöhnlichen Menschen eignet auch ungewöhnliches Tun; es belastet sie schweres Verschulden, Mord und andere Verbrechen; langsam, stoß- und ruckweise kommt Wahrheit an den Tag, gewinnen wir Einblick in Motive und Handlungen, nachdem wir lange allerlei Überraschungen fassungslos gegenüberstanden. Nichts ähnliches bietet Tolstoj noch Turgenjew, und man hat dem russischen Roman Mangel alles Geschehens, aller Spannung stets vorgeworfen; Dostojewskij allein heckt Verwicklungen aus, gegen die seine Lieblingsschriftsteller, Franzosen wie Eugen Sue, zurücktreten.

Sind nun jene Freigeister, so ist er der Orthodoxe und Dogmatiker. Weil er den Menschen liebt, fürchtet er für ihn, denn er weiß, daß Willkür und Egoismus nur durch ethische Normen gehemmt werden können, die wieder nur von der Religion entscheidende Weihe erhalten, aber Religion schwindet. Seine Romane beweisen daher stets, wie verhängnisvoll dem Menschen seine Freiheit wird, wenn er sich über Schranken von Tradition, Moral, Glaube hinwegsetzt. Sein Mörder aus Altruismus, Raskolnikow, versteigt sich zur Untat auf den Pfaden ungehemmten logischen Denkens; sein Mörder aus Leidenschaft („der Idiot") kommt seiner Partnerin zuvor, denn beiden ist jeglicher moralische Halt fremd; die Morde und Selbstmorde in den „Teufeln" sind Folgen der Logik, die verwirrt, der Leidenschaften, die erschöpft haben; die „Karamasow" sind Tummelplatz einer erblich belasteten Familie, die sich ausleben will, alles die Folgen des jenseits von Gut und Böse, des „Alles ist erlaubt". Nur religiöse Satzungen führen seelisches Gleichgewicht herauf und verbürgen es; ihrer Autorität unterwirf dich um deines Heiles willen reuig und ergeben; verstockte Zweifler und Gottesleugner haben von vornherein ihr Spiel verloren.

Seinen Willen durchzusetzen, setzt ja der durch kein Dogma gehemmte alles daran, auch sein eigenstes, wohlverstandenes Interesse. In dem sozialistischen „Krystallpalast" der Zukunft (heute schon der Gegenwart, zumal in Rußland), wird eines schönen Tages ein „Gentleman" die Hände in die Seiten stemmen und den Genossen zurufen: Meine Herren, wollen wir nicht diesen ganzen Krempel zusammenwerfen und uns endlich einmal ungehindert ausleben! So ist nun der Mensch. Daher ist seine übergroße Freiheit zu verkürzen, die Zügel sind straffer anzuziehen. Das wahre Evangelium ist nun nichts für diese Welt, und der Großinquisitor wird wohl Christo zu Füßen fallen, aber ihn dem Tode wieder ausliefern, denn Christi Lehre verachtet, was die Welt anerkennt, was sie allein zusammenhält.

Daher der mönchische, asketische, weltflüchtige Einschlag in seinem Werke; dunkle Heiligenbilder, Weihrauch und Kerzenlicht der Klosterszenen leiten stimmungsvoll die „Karamasow" ein; aus dem Kloster tritt Alioscha ins Leben, wird durch alle Zweifel und Untaten, der große Sünder, hindurchgeführt, um schließlich im Kloster zu landen. Dies ist der Weg seiner Erkorenen; „stolzer Mensch, erniedrige, demütige dich", ist der ständige Refrain seiner Ballade von Welt und Menschheit.

Aber er hat nur die negative Seite, den starken Zweifel, die kalte Abfertigung des Glaubens, den Übermut zu schildern vermocht; das Schicksal, das ihn Zeit seines Lebens unerbittlich verfolgte, schlug ihm die Feder aus der Hand, als er endlich positives schaffen sollte. Sein Raskolnikow kennt ja noch keine Reue, bleibt der ungebändigte, sich nur wegen seiner Schwäche (kein Napoleon!) bitter verachtende Trotzkopf, und die Übersetzer verfälschen eigenmächtig den Titel des Romans, der nicht von Sühne, nur von Schuld und Strafe spricht; der zweite Teil, Reue und Sühne, ist ja ungeschrieben geblieben, und die paar Zeilen am Schlusse des ersten können diesen Torso nicht ergänzen, sind eine konventionelle Verbeugung vor Zensur und Publikum, lästern dem ächten Raskolnikow. Nur seine Gottesleugner, die Kirilow oder Iwan Karamasow, entwickeln die stärksten Argumente und werden von Schatow oder Alioscha mit keinem Wörtchen widerlegt; der aus einem Atheisten rückfällige Schatow will ja erst glauben, redet sich dies gewaltsam ein, bekennt eine Religion des Kopfes, ja nicht des Herzens und täuscht sich über sich selbst; Aliosch as Glaube ist noch der kindliche, wird zusammenbrechen, sowie er in die Welt hinauskommt. Und es sind diese ewigen Fragen von Gut und Böse, Moral und Amoral, Seele und Unsterblichkeit, an denen die Tolstoj und Turgenjew scheu vorbeigehen, die er immer wieder aufnimmt, der unermüdliche Gottsucher, den der Kampf um den persönlichen Gott, um Seele und Jenseits, Leben und Denken ausfüllte. Bei Tolstoj und Turgenjew wandeln wir durch das Licht des Tages der ewigen Nacht zu; bei Dostojewskij durch die Nacht des Jammerlebens zum ewigen Lichte; jene ziehen uns über Aug' und Ohren den schwarzen Sack der absoluten Vernichtung, des Vergessens und Verschwindens für immer; ihm leuchtet ein Licht in der Finsternis, dem seine Helden, zwischen der Sixtina und der Hölle Taumelnde, zustreben. Trotz des unerbaulichsten Inhaltes (einzelnes konnte gar nicht gedruckt werden), sind seine Romane die wirksamsten Bekehrungsschriften, erbaulichste Lektüre, prägen sich unverwüstlich ein, belehren und bessern.

Durch stetes Wandeln im Dunkel und Zweifel, an Laster und Verbrechen, Krankheit und Irrsinn vorbei, über Höhen und Tiefen des Elends ist sein Blick unendlich geschärft, sind ihm förmlich neue Sinne

geschaffen, die seinen Rivalen fehlen. Der große Realist ist, im Gegensatze zu ihnen, auch Visionär, Mystiker, Ekstatiker; er ahnt die Zukunft, weissagt, ist Seher. Während er seinen Raskolnikow noch druckte, verübte ein Moskauer Student das dort geschilderte Verbrechen und verteidigte sich wie Raskolnikow selbst. In seinen „Teufeln“ läßt er seinen Sozialisten Schigalew die Menschheit mit einem System beglücken, das von der größten Freiheit ausgeht und zum größten Befremden seines Schöpfers in größte Sklaverei mündet; ein Dutzend Übermenschen, erhaben über Moral, führen die stumpfen, blind gehorchenden Horden, für die Denken überflüssig wird. Heute könnte Dostojewskij ruhig die Fortsetzung der „Teufel“ schreiben, denn die vom Heiland in die Schweine gebannten sind unter die Menschen zurückgekehrt; Schigalews Theorie ist Praxis geworden, und die paar Übermenschen, meist Überjuden, führen wirklich die 136 Millionen Hornvieh an: wozu von Maximalisten oder Bolschewiken reden? es gibt nur Schigalewiken; Lenin und Trotzkij haben dessen Ideal erfüllt.

Und auf Schritt und Tritt bewährt sich sein ahnendes Wissen. Was in Jasnaja Poliana im Herbst 1910 mit Tolstoj wirklich vor sich ging, durchlebt 1870 sein Verchowenskij-Vater in den „Teufeln“, als ihn der Schatten des nahenden Todes trifft. Wir sehen heute, wie die phantastischste aller Städte, das Palmyra des Nordens zugrunde geht, aber Dostojewskij sah schon vor Dezennien Petersburg verschwinden! Gewiß, bei Slawophilen ward ihr Haß gegen das Europäertum, der Wunsch somit Vater dieses Gedankens; bei Dostojewskij, der diesen Haß nicht teilte, entschied der Instinkt gegen die Stadt, die zu ihrem Leben Rußlands unbedingt bedarf, während Moskau allein für Rußlands Leben unbedingt nötig wäre.

Aus Dostojewskij lernen wir nun dieses wahre Rußland, wie wir es heute anstaunen, kennen, worüber uns Tolstoj und Turgenjew täuschten. Bei ihnen sahen wir ein Rußland mit sauber getünchten, regelmäßig abgesteckten, einander zum Verwechseln ähnlichen Fassaden und ahnten nicht, was sich hinter den Mauern des patriarchalischen Despotismus vorbereitete. Sind doch Tolstojs Helden nur Eigenbrödler, die jenseits der Gesellschaft, vereinsamt, ihr fremd, dastehen und bloß ihre Selbstvervollkommnung und Selbstgerechtigkeit anstreben, alle die Besuchow, Levin, Nechludow und deren Abarten. Bei Turgenjew sind es die Leutchen, die ihr Lebensglück verscherzt haben, die Hamlets von Schtschigri, die sich sogar sozialistischer Propaganda in die Arme werfen, ohne zu wissen oder zu wollen, was sie tun. Bei Gontscharow gar, waren es die Oblomow in allen möglichen Schattierungen, die Leute, in denen jeglicher Tätigkeitstrieb durch das Generationen lang fortgesetzte Schlaraffenleben auf Kosten der Leibeigenen atrophiert war. In diese Galerie von Nichtstuern, Gedanken- und Gefühlsspaltern platzte wie eine Bombe der einzige Basarow aus „Väter und Söhne“ herein, als Vertreter der neuen, revolutionären „Intelligenz“, die jedoch Turgenjew in irgendwelche Aktion treten zu lassen sich noch scheute. Dagegen ist es diese dach- und fachlose Intelligenz, diese Exstudenten, deklassierten Beamten und Offiziere, Hefe der Gesellschaft und sie zum Gären treibend, die die Bände Dostojewskijs füllen: der brüllende Chor von Seminaristen, der die literarische Reunion in den „Teufeln“ stört, zeigt, neben den sozialistischen „Fünfern“, wohin der Weg geht. Es fehlt nur der Kontakt mit der Arbeiterschaft, weil diese in dem noch nicht industrialisierten Bauernreich keinerlei Rolle spielte, und der langwierige, alles zersetzende Krieg, damit wir die Ereignisse von 1917 ff. an der Hand von Dostojewskij verstehen und würdigen. Es war schier ein vermessenes Beginnen, den Netschajewschen Mordprozeß, über den die Zeitungsberichte noch nach der Druckerschwärze rochen, zum Vorwurfe eines großen Romans zu machen, aber der Haß gegen den nach Rußland eingeschleppten Nihilismus, gegen dieses Sichlossagen von den nationalen Fundamenten ließ alle Bedenken verstummen. Der Roman entfesselte die Wut der Liberalen, zumal jener „Intelligenz“, gegen den Verfasser-Denunzianten, der schon durch seinen Raskolnikow Gunst verscherzte, hatte er es doch gewagt, einem Vertreter der allermodernsten Ideen ein Verbrechen anzudichten. Und dieser Haß verfolgte ihn auch nach dem Tode.

Dostojewskij bildet eine Klasse für sich. Er ist kein Epiker, ihm fehlt ja jegliches Erzählertalent, Freude am Gegenständlichen, Sinn für Vergangenheit; noch weniger Dramatiker, schon wegen seiner endlosen Debatten und zahllosen Episoden; auf ihn paßt keine fertige Schablone. Das Geheimnis seiner Erfolge liegt darin, daß ihn selbst Geheimnisvolles unwiderstehlich anzieht: was jenseits der Grenzen der Erkenntnis liegt, die andere Welt des Idioten und der Verdammnis, die unsichtbaren Fäden zwischen hüben und drüben. Unkomplizierten Naturen und Problemen geht er förmlich aus dem Wege, sucht nur außerordentliches. Aber welche Wirkungen weiß er mit seinen Andeutungen zu erzielen; man erinnere sich z. B. des Gesprächs von Raskolnikov und Swidrigajlov, das ja den Roman nicht fördert, aber welches Licht fällt dadurch auf die Gestalten dieser so grundverschiedenen „Verbrecher“! Die „Intelligenz“ der 60- und 70er Jahre war dafür unzugänglich, und Dostojewskijs Ruhm ist gegen sie über das Ausland nach Rußland gekommen. Bei der Beurteilung dieses Ruhmes, den die „Intelligenz“ nie voll anerkannte, vergesse man nicht die Jahre, die uns trennen, das halbe Jahrhundert, in dem der rascheste und gründlichste Wandel vor sich gegangen ist; was an Dostojewskijs Auftreten als ganz unge-

wöhnliches befremdete, ist längst Gemeingut, seine Entdeckungen auf dem Gebiet von Kriminalogie und Psychopathologie sind Truismen, aber wie der Soldat aus „Krieg und Frieden", können Richter und Arzt aus „Raskolnikow" usw. noch immer viel lernen.

Begonnen hatte er mit einer kleinen Erzählung von „Armen Leuten", und bei diesen ist er im Grunde zeit seines Lebens verblieben, hatte damit seinen einzigen unbestrittenen Erfolg errungen. Er schien an Gogol oder Dickens zu erinnern, aber komische Ader eignete ihm nicht, außer galligem Humor und einem Lachen, das krampfhaft unterdrücktem Schluchzen verzweifelt ähnelt, wie solche dem Russen ziemten. Der tragische Einschlag in das Selbstaufopfern des komischen Kanzleibeamten, der blutenden Herzens die Stütze seines Alters und den Schmuck seiner freudlosen Tage ausstattet und verliert, noch tragischere Episoden (der vor Schmerz wahnsinnige, dem Sarge seines einzigen Sohnes nachrennende Vater) wichen weit von Gogol ab. Es folgten pathologische Skizzen von Doppelgängertum, von unerklärlichem Einfluß auf Mitmenschen und anderes. Nachdem er seine Lebenskatastrophe überwunden hatte, der lahme Adler in Freiheit gesetzt war, ging ein unbedeutenderer Roman mit autobiographischem Einschlag, der einzige dieser Art, einem Hauptwerk voraus: den „Eindrücken aus dem Toten Hause"; Turgenjew hatte mit „Eindrücken eines Jagdliebhabers" begonnen. Von sich sprach der Verfasser nicht, nur von seinen Leidensgefährten, dem Auswurf und der Elite Rußlands, denn es war dies die Zeit der entsetzlichsten Soldaten- und Leibeigenenschinderei, gegen die energischere Naturen zur Selbsthilfe schritten, die sie dann im Toten Hause begrub. Typen geborener und zufälliger Verbrecher; die Züge, die Zuchthaus allen aufdrückt; Stellung des Sträflings zu Kerker und Gesellschaft; Pochen auf seine Menschenrechte; Gegensätze unter ihnen, alles im direkten Widerspruch gegen herrschende Vorstellungen; daneben erschütternde und groteske Szenen, würdig der Göttlichen Komödie.

Aufreibende herausgeberische Arbeit unter widrigsten Zwischenfällen ging dem zweiten Hauptwerk voraus. Während Turgenjews Basarow nur eine aktuelle Skizze gab, zeigte „Raskolnikow", wohin die modernen Losungen führen können, und griff so der Zukunft vor. „Raskolnikow" ist das abgerundetste seiner Werke; andere beeinträchtigt die Hast des Diktierens und Stenographierens; Not zwang ja, den Anfang des Romans in die Druckerei zu schicken, während Fortsetzung unklar vorschwebte oder die zu Anfang gewählte Form sich auf die Dauer als unmöglich erwies, wie dies gerade bei den „Teufeln" der Fall war. In diesem hochaktuellen, den Nihilismus auf Tod und Leben herausfordernden Roman ist aber dieses Aktuelle nur scheinbar die Hauptsache; nicht um die Tricke des Galgenvogels Werchowenskij junior noch um seine vielfach idiotischen Helfershelfer und Betörte handelt es sich, sondern das Gottsuchen des Kirilow und Schatow und die widerspruchsvolle Gestalt des jungen Stawrogin, eines Gewalt- und Genußmenschen à la Swidrigajlow, den wir aber nur noch im Zustand des endgültigen Zusammenbruches kennen lernen — das ist der Kern des Romans mit all seinen unerfreulichen Episoden, z. B. mit der schnöden Abfuhr von Turgenjew. Tolstoj konnte in aller Ruhe „Krieg und Frieden" siebenmal umschreiben lassen — hätte doch Dostojewskij auch nur ein einziges Mal seine „Teufel" umzuschreiben vermocht!

Zwischen diese beiden „aktuellen" Romane schob sich ein Roman der entfesselten Leidenschaften ein, von dem Engel-Idioten, der, von ihnen umbrandet, den Rest seines Verstandes für immer verliert, mit seinen Längen, dem Erbübel Dostojewskijs, und seinen Episoden; es folgte noch ein halbfertiges, verworrenes, unvollendetes Buch, „Flegeljahre." Aber längst beschäftigte ihn ein anderes Thema, vom „großen Sünder", und drängte sogar seine publizistisch-belletristischen Arbeiten zurück, mit denen er allein sein Monatsblatt, „Tagebuch eines Schriftstellers", füllte; endlich schritt er an die Ausführung; aber die „Brüder Karamasow", trotz ihres Umfanges, sind nur Vorhalle, Exposition des gesamten geblieben. Wie den Anfang, so krönte den Ausgang seiner Laufbahn ein außerordentlicher, doch nicht mehr unbestrittener Erfolg; seine Rede in Moskau bei der Enthüllung des Puschkin-Denkmal riß die Anwesenden, riß Rußland fort (wie unbedeutend war dagegen die Turgenjews), wurde zu einer Art nationalen Dogmas; er hatte sie in seinem „Tagebuch" abgedruckt, als den ewig Kranken der Tod plötzlich wegraffte.

Seine Romane sind durchaus Männerbücher; Frauen spielen untergeordnete oder episodische Rollen; er hat kein einziges Bildnis geschaffen, das uns wie Natascha oder Anna bei Tolstoj, Lisa, Helene und andere bei Turgenjew entzückte; seine Prostituierten und Hysterischen können diesen Mangel nicht ersetzen. Aber er ist nichts weniger als Frauenverächter und ist gerade für Emanzipation, für Befriedigung ihres Wissens- und Bildungsdranges warm eingetreten. Dafür schuf er, was wir bei Tolstoj und Turgenjew ganz vermissen, unvergleichlich schöne Kinderköpfe, unglückliche eingeschüchterte, sich aufopfernde Geschöpfe im Übergang zum reiferen Alter. Ja sogar seine beiden idealen Helden, der Idiot Myschkin und Aljoscha Karamasow, sind im Grunde nur große Kinder, und nur so glückte ihm restlos die Schaffung von Engeln in Menschengestalt, woran bekanntlich die Kunst stets scheitert, weil sie sie meist bloß ausdrucklos zu schildern vermag.

Besonders kennzeichnend bleibt sein ständiges Verfahren, abzupaaren sanfte, ergeben duldende, sich liebevoll aufopfernde und räuberische, trotzig sich gegen Welt und

Moral aufbäumende, egoistische Naturen; jene sind ganz klar, diese zerrissen und verworren; so stellt er gegenüber: Sonia und Raskolnikow, Alioscha und seine Brüder, den Idioten und seine Umgebung. Aber am bezeichnendsten bleibt die Fülle der Kranken und Anormalen. Ärzte haben seine Gestalten aufgezählt und klassifiziert: Irre Leute mit fixen Ideen; Halluzinationen; Epileptiker, mit allen Einzelheiten der Anfälle, der Ekstase und der Erschöpfung; Gehirnerweichung; Alkoholiker; lasterhafte Veranlagung bis zur Widernatürlichkeit; Affenmenschen; Melancholiker; Hysterische verschiedenster Grade; Menschen unwiderstehlicher Suggestionskraft und ihre willenlosen Opfer. Seine Beobachtungen, zum Teil Selbstbeobachtungen, eilten der wissenschaftlichen Erkenntnis zum Teil voraus. Manchmal betonte er das Irre absichtlich allzustark, um unter dieser Flagge durchzuschmuggeln, was die Zensur bei Gesünderen unbedingt beanstandet hätte.

Er ist Grübler und Dialektiker und doch hat er vielfach Kraft, Stoff und Ideen, Szenen geschaffen, von nie übertroffener dramatischer Wirkung. Er bereitet sie sorgfältig vor; schont nicht die Nerven des Lesers in geradezu grausamer Weise. Unvergeßlich bleiben aus „Raskolnikow“: das Verbrechen selbst wie das Spiel des Häschers mit seinem Opfer, die Katze mit der Maus; aus den „Teufeln“, Kirilows Selbstmord; aus dem „Idioten“, die Nachtwache an der Ermordeten und viele, viele andere. Episoden und Digressionen unterbrechen oder dehnen unendlich aus den Rahmen der Erzählung, die im Grunde äußerst knapp gehalten nur Tage oder Wochen umfaßt — enthält doch ein ganzes Buch der „Karamasow“ eine einzige Gerichtssitzung, freilich mit den Reden des Anklägers und des Anwaltes, Meisterstücken forensischer Beredsamkeit; gerade die „Karamasow“ täuschen in ihrem Umfang durch Überfülle von Einschachtelungen jeglicher Art. Die unerwartetsten und doch wohl beglaubigten Übergänge und Widersprüche beweisen die unvergleichliche Kunst des Seelenergründers, dessen Auge, nicht nur wie das Tolstojs, die äußeren Schalen durchdringt; er ist Hellseher, im Reiche der Träume und Visionen zu Hause, in der Seele des Verbrechers wie in der des Kindes lesend.

Den großen Problemen der Menschheit steht er zwiespältig gegenüber. Er wird nie, wie ein Tolstoj, Verächter von Kultur, Fortschritt, Wissen, Kunst, aber ebensowenig ihr unbedingter Verehrer wie ein Turgenjew. Der Westen bleibt ihm das heilige Wunderland, das die Menschheit durch Schweiß und Blut vorwärts trieb, deren Früchte der Russe dankbar einheimst. Aber das russische Volk ist das auserwählte, der eigentliche Gottesträger, der die Gegensätze des Westens aufnehmen und überwinden wird, während dessen Völker sich voneinander feindlich trennen. Und diese Losung von dieser allumfassenden, allverstehenden, allwürdigenden russischen Art hat er nicht erst beim Puschkinfest hinausgeschmettert; sie gehörte zu seinem eigentlichsten Glaubensbekenntnis. Nun macht ja dieses Russentum der „graue Bauer“ aus, von dem soviel zu lernen wäre, in erster Reihe natürlich: demütige Ergebenheit, Dulden und Leiden, aber nie wird er mit Tolstoj Bauer und Händearbeit allein vergöttern, noch weniger der Intelligenz ein Verbauern, wie dieser, empfehlen; im Gegenteil, die Intelligenz hat den Bauer zu sich heraufzuziehen, nicht in ihm einzusinken. Aber unermüdliche Arbeit predigt auch er und haßt alle Drohnen. Daher der starke demokratische Zug, der durch sein ganzes Werk hindurch geht; das Evangelium ist es freilich auch. Von ihm, vom nationalen Glauben und Dogma sagt sich der Nihilismus los, daher sein Haß gegen diese Lohndienerei vor dem Westen, die einem Russen fremd wäre. Er ist überhaupt ein starker Hasser, Turgenjew und Nihilisten, Polen und der Katholizismus wußten davon zu berichten. Politisches bleibt ihm, wie jedem Russen, völlig fremd; Verfassung, Reichstag u. a., ihre apothekermäßig zugewogenen, abgefeilschten Rechte und Pflichten verachtet er gründlich, weil er nie, wie der Europäer es nur allzugern tut, persönliches Verantwortlichkeitsgefühl auf Verhältnisse, Satzungen u. dgl. abwälzen will. So kommt auch zum Durchbruch der slawische Anarchismus, der Institutionen und Traditionen, Gewohnheiten und ererbte Anschauungen als lästige Fesseln empfindet, dem historisches Leben und Recht fremd ist. Darin berühren sich Tolstoj und Dostojewskij aufs innigste.

Ihre Wege haben sich nie gekreuzt, kümmerte sich doch Tolstoj nie um Literatur noch um Literaten; sie scheinen sonst der verkörperte Gegensatz, aber dieser Schein trügt zum Teil, sind doch beide echte Russen.

Freilich, Tolstoj, der Optimist, ist Lebensfreude selbst; stolz auf sein Menschentum fordert er alles heraus, Gott und die Welt, Staat und Kirche, Vaterland und Nationalität, Stand und Konfession, Kultur und Luxus (die ja nur den wenigen auf Kosten der vielen zu gute kommen). Ihm reimt auf Patriot-Idiot; sein Volk ist kein auserwähltes, weil er überhaupt nichts Auserwähltes anerkennt. Der Pessimist Dostojewskij, der sich doch ebenfalls als Nihilist bekannte, ermangelt nun dieses stolzen und sieghaften Vertrauens auf die Menschheit. Ihr Wille mag ja stark sein, aber ihr Fleisch ist schwach, daher die Notwendigkeit von Zügel und Fessel, von Staat und Kirche. Ihm steckt der byzantinische Zäsaropapismus im Blute; er erwartet, daß die Kirche den Staat aufsaugen, ihn verchristlichen werde. Nur sein orthodoxes Rußland gewährt ihm dafür Bürgschaft, daher sein Vertrauen auf sein Volk, aber vorläufig ja keine Auflehnung, Revolution gar; geduldiges Leiden, das Erbteil des russischen Bauers, führt auch zum Ziel.

Doch konnte er seine unruhige Kämpfernatur nie ganz verleugnen, daher würde seine slavophile Veranlagung den Weltprozeß beschleunigen wollen; vorläufig wäre wenigstens das Russenkreuz auf der Hagia Sophia aufzupflanzen; ihn rissen die orthodoxen Balkanvölker fort, gegen die Tolstoj größte Gleichgültigkeit hegte und predigte; Slavophilie gab ihm auch seinen Deutschenhaß ein. Gegenüber der Gradlinigkeit von Tolstoj, die vor keiner Folgerung zurückscheut, ist Dostojewskij vielfach schwankend und inkonsequent. Aber sein Blick reicht weiter, über die Grenzen der irdischen Prosa, an die Tolstoj gebannt bleibt, und dadurch wirbt Dostojewskij stets neue Proselyten. Wohl konnte einmal Tolstoj durch seine sogenannte Bekehrung in toter Zeit lebhaftes Interesse und Streit wecken, aber wer spricht noch heute von Tolstojs Gemeinden? Dostojewskij schürfte ungleich tiefer. Die von ihm ausgehenden Impulse sind stiller, aber stärker, nachhaltiger. Nur von Dostojewskij hat ein Nietzsche etwas lernen mögen, und bis heute steigt eine Flut von Romanen und Dramen, in denen wir mehr oder minder deutliche Reflexe von ihm erkennen: der Kampf zwischen Gut und Böse, das Schaukeln zwischen Himmel und Hölle innerhalb derselben Persönlichkeit führt man uns nach seinem Schema vor.

Tolstoj ist klarer, Dostojewskij tiefer. Sein unstillbarer Drang nach dem Unendlichen, die transzendentalen Urneigungen der Menschheit ziehen zu ihm herüber. Aber vor allem ist er Sprecher menschlichen Elendes, ein Gewissensschrei der leidenden, zweifelnden und verzweifelnden Menschheit: sehet, wie unglücklich wir sind! steuert nach Kräften diesem Leid, mehret es nicht durch eure Stumpfheit und Gleichgültigkeit, sonst macht ihr euch schuldig. Aus seinem gramdurchfurchten Gesicht spricht beredt dieser Hauptinhalt seines Werkes, das seinem Herzen größte Ehre macht, während seine unheimliche Phantasie uns die wunderlichsten, ergreifendsten Bilder vorgaukelt und seine zersetzende Reflexion, wie gegen seinen Willen, die Grundlagen des eigenen Systems anzutasten scheint. Er ist der interessanteste, anregendste russische Schriftsteller und wird immer der Menschheit etwas zu sagen haben. Wie schal kommen einem die Werke anderer vor, nachdem man die seinigen gelesen! Ihre Stil- und Formlosigkeit, gemessen an der Ziselierarbeit eines Turgenjew oder der Sorgfalt eines Tolstoj, wie wenig besagen sie! Der Inhalt läßt uns die Form vergessen; unvergeßlich, unverwüstlich sind die Eindrücke, die wir gewinnen; sie geleiten uns unser Leben lang. So ist er Klassiker, der größten einer.

Dostojewskij

Du Übermäßiger, du Abendbrand
Über den Steppen der Unendlichkeit,
Verströmtes Blut, betend gereckte Hand,
Glutender Stern im Dämmergrund der Zeit —
Du hast die Not, die Not der Welt erkannt —:
Der Karamasow gelle Trunkenheit
Durchrast uns alle; ach, nur das Geständnis
Raskolnikows ist Segen und Erkenntnis!

Ernst Ludwig Schellenberg

Taceant colloquia

Augenblicksbilder aus einer stillen Welt

Von Werner Eckhart



Der Sekundärarzt kommt aus der photographischen Abteilung des Röntgen-Instituts und bleibt einen Augenblick an dem Fenster des oberen Korridors stehen, umsungen von dem Rauschen der Elektromotoren in der weißen Glashalle hinter ihm. Vor ihm leuchtet zwischen blühenden Kastanien der Himmel wie glühendes Gold und strahlender Smaragd — da liegt das Traumschloß im Morgenrot, des Name ist Sonnenschönheit und Frauenliebe ...

Von St. Marien läuten die Glocken, langsam hallend und schwer.

O, wie klang dein Lied aus der Ferne, du junge, junge Königin ...

Der Mann am Fenster sinnt seiner leise wieder erwachenden Sehnsucht nach.

Er geht still durch den Park. Die ersten Rosen blühen drüben am Operationshaus. Von den Mandelbäumen schneien die Blüten. An der Kinderklinik biegt er ab auf den weichen Sandweg, der zur Kapelle führt, die weiß und hoch zwischen den mächtigen Buchenkronen aufstrebt, und über deren Portal die harten Worte stehen: „Stipendium peccati mors — der Tod ist der Sünde Sold.“

Im Kirschbaum hinter der Kapelle singt die Schwarzdrossel ihr müdes Lied. Von der Seuchenstation herüber klingt eine kühle Mädchenstimme, von der Mandoline begleitet, ganz leise, fast verweht im Frühlingswind:

> „Es liegt ein Schloß im Österreich,
> Das ist gar wohl erbauet,
> Von Silber und von rotem Gold,
> Mit Marmelstein vermauert ...“

Hinter der Kapelle ist ein Tor in der hohen Mauer, die die Krankenhausgebäude umschließt und diese stille Stadt der Schmerzen trennt von der lauten Welt da draußen. Durch dieses Tor, das versteckt liegt zwischen hohen Lärchenbäumen, verlassen die Leichenwagen den vergitterten Hof zwischen der Kapelle und dem pathologischen Institut.

Dies Tor liegt vor ihm: das Tor der Toten. Es ist ein Aberglaube unter den Schwestern im Krankenhaus: wer von den Ärzten durch dieses Tor geht, der stirbt am selben Tag. Seit der blonde Assistent von der Ohrenabteilung hindurchgegangen und am gleichen Tage auf einer Segelfahrt draußen ertrunken war, und seit der alte Oberarzt, der zufällig dicht hinter einem der schwarzverhängten Wagen das Krankenhaus verließ, auf der Straße überfahren wurde, — seitdem meiden die Ärzte dieses Tor. Den Aberglauben bekennen wird freilich keiner von ihnen.

Eine weite Lindenallee führt vom Tor durch das Viertel der Privatkliniken und Stiftshospitäler hinaus in die freie Welt.

Die Lindenzweige sind vorn knospenschwer, weiter fort in blassem Dunst feinstes Netzwerk von Ästen und Zweiglein — und drüben weit das sonnige Land. Stunden und Stunden weit läuft das Land vor dem sinnenden Mann hinaus, immer nur Sonnenschein und Schweigen. Das Heimatland ...

Das Krankenhaus liegt hinter ihm, das soviel Mühe und Arbeit, soviel Berufspflicht und Mannestreue und ebensoviel Elend und Erbärmlichkeit in sich birgt.

Und doch, und doch ...

Er geht still seinen Weg.

Leiser Wind weht ihm das Haar in die Stirn und spielt darin.

⌘ ⌘ ⌘

Auf dem Wege zu seiner Station kommt er an der geburtshilflichen Abteilung vorüber. Vor dem offenen Fenster des Saales steht ein großer Ginsterbusch, der blüht leuchtend gelb.

Von drinnen klingt die Stimme des Arztes vom Dienst: „Schwester Maria, schreiben Sie: ... Knabe, reif 48 cm, 3450 g, kommt etwas asphyktisch zur Welt, Wiederbelebung gelingt ohne Schwierigkeit ...“

Die Worte verklingen leise hinter ihm, als er zwischen den grünen Platanen auf Haus 14 zugeht, in dem seine Kranken liegen ...

Ruhiges Lachen und Schwatzen im Krankensaal, dazwischen das klingende Geräusch eines laufenden Wasserhahnes — darüber gebreitet Sonnenschein und feiner Duft von Rosen und Veilchen — und plötzlich erwartungsvolles Schweigen, als der Arzt eintritt.

Er geht an einigen Betten mit Leichtkranken vorüber: „Geht's gut? ... ja? ... hier alles in Ordnung — na, schön — und Herr Kruse, was ist denn das, wieder Temperatur bekommen ... das dürfen Sie aber

nicht machen ... Geben Sie Ipecacuanha, Schwester Grete — für die Nacht kann er eine halbe Morphium haben — — — den Schultze halten Sie weiter unter Scopolamin ..." Am letzten Bett rechts macht er halt, darin liegt ein achtzehnjähriger Bub mit verbundenem Kopf. Selbstmordversuch ...

„Wie geht's Ihnen denn heut morgen, mein lieber Junge?"

„Gut, Herr Doktor."

„Ja, sehen Sie," die Stimme des Arztes sinkt zum Flüstern herab — ein ungewöhnliches Leuchten kommt in seine Augen — „sehen Sie, ich sorge mich nun vielmehr darum, daß Sie geistig wieder gesund werden, als körperlich; denn sonst ist unsere Arbeit an Ihnen umsonst. Wir sind wie Sandkörner, die der Wind verstreut. Der einzelne kann es nicht sein, auf den es ankommt. Aber wozu ist der Mensch in der Welt, als dazu, daß er arbeiten soll für andere, mit all seiner Kraft, und nicht müde werden... Hören Sie? Nimmer müde werden, selbst wenn der Tod in dichter Nähe steht. Sondern kämpfen, nach dem letzten, hellen Stern streben, noch im Angesicht des Todes."

Einen Augenblick später am Schreibtisch im Untersuchungszimmer: „Haben Sie noch was zu unterschreiben, Oberschwester? Ja so, die Zettel für die chemisch-physiologische Abteilung, die Nachfrage ans pathologische Institut ... diese Rentenbeantragung geben Sie ans Direktionsbureau zurück ..."

Die Schwester verschwindet — nun ist er allein, über einige Krankengeschichten geneigt. Irgendwo im Hause summt der Fahrstuhl. Draußen im Hof wartet ein zitterndes Auto. ‚Ich habe immer vom Tod geredet zu dem Jungen; ich hätte ihm doch vom Leben sprechen müssen,' denkt er und geht.

„Herr Doktor?"

„Was wollen Sie, Schwester Grete?"

„Warum sind Sie heute morgen durchs Tor bei der Kapelle gegangen, Herr Doktor? Das dürfen Sie doch nicht." Die alte Oberschwester steht da wie eine Mutter, deren Kind im Sterben liegt, so fassungslos.

„Sie glauben auch an den Unsinn, Oberschwester?" Er lacht hell auf. „Ich muß aber zum Operationshaus hinüber." Er springt die Stufen hinunter.

⌘ ⌘ ⌘

Es ist ein großes Zimmer im Kasino. Drüben, wo die alte Standuhr mit leisem, singendem Schlag die neunte Stunde eingeläutet hat, liegt schon mattblauer Dämmerschein, aus dem die Reflexe der venezianischen Vase noch stille leuchten. Vorn ist alles im roten Licht der sinkenden Sonne, deren Strahlen über die bronzene Statuette am Kamin zittern und ruhig auf dem grauen Sessel liegen. Wie lang war der Tag gewesen; den ganzen Nachmittag hatte er im Operationshaus gearbeitet — außer der planmäßigen Arbeit am Morgen. Nun träumt der müde Mann.

In die Ferne hinaus, meerhinüber, rauschen die Schiffe des großen Königs. Weiße Schaumkämme auf grünen Wogen, herber Südostwind, der in den Felsen sang in tiefen Orgeltönen, da sie die Heimat ließen, und der nun die braunen Schiffe mit der sturmzerfetzten Nordlandfahne darüber hinausjagt in das eisigkalte Meer des Frühlings —

„Rrr — rr — — rrr." Der Fernsprecher.

„Ja?"

„Hier Operationshaus. Herr Doktor, Sie möchten sich doch auf Pavillon 23 Aufnahme einen Patienten ansehen."

„Ja, was ist es denn?"

„Sturz aus dem Fenster, Herr Doktor, es sollen innere Verletzungen sein — es ist ein kleiner Junge."

„So — und wer hat Dienst heute?"

„Doktor Derenberg."

„Sagen Sie ihm Bescheid, Schwester Marianne, und machen Sie Saal II fertig zum Operieren, gelt?"

„Jawohl, Herr Doktor."

⌘ ⌘ ⌘

„Ist die Narkose denn noch nicht angefangen, Schwester Sophie?"

„Nein, Doktor Derenberg ist noch nicht da."

„Na, denn rufen Sie ihn an, und zwar ein bißchen plötzlich — wenn er nicht in einer Minute hier wäre, sollte ihn der Geier holen!" Die Schwester huscht hinaus.

Er steht versonnen neben dem Kesselständer und zieht die Gummihandschuhe an, während sein Blick über die nickelglänzenden Instrumente streift und über die Gestalt des weißgekleideten Assistenzarztes, um schließlich einen Augenblick auf dem lachenden Gesicht der kleinen, blonden Schwester Marianne haften zu bleiben.

Gleichsam vor Erwartung zitternd — noch in sich die Wärme und Glut längstvergangener Sommer der Kindheit, wie es sie heute nimmer gibt, so lange und heiße Sommer — war er seinen Weg gekommen und ihn weiter gegangen, tastend und suchend gleich einem Blinden im hellen Mittagsschein, „mit der Seele suchend" nach jenem unentdeckten Land im fernsten Meere, das ihm die Erlösung bringen sollte und aller Freuden Fülle.

Früher liebte er Schneeberge, einsame, strahlende — nun suchte er wälderüberrauschte Höhen, die blauumdunstet liegen in sonniger Ferne, sei es, daß ihm Schönheit besser erschien als Größe, Gut und Glanz



Wrackholz. Gemälde von Heinrich Kley
(Glaspalastausstellung München 1921)



besser als eisige Höhenluft, sei es, daß er ohne viel ethische Betrachtung leise und sehnsüchtig seinen Weg ging, nachdem er einmal erfahren hatte, wie bitter die Kälte da oben war, wo die Schneespitzen einsam vor dem blaueu Himmel standen. In seinen Augen stand die stille Freude an aller Schönheit, aber wenn ihm ein schönes Menschenkind über seine Straße kam, über die die Birken ihre hellen Zweige hingen wie blondes Mädchenhaar, so kam er leicht dazu, schwere Gedanken zu haben ...

Ein seltsamer Geruch von Äther und Jod zitterte in der Luft des überhitzten Saales. Im Kesselraum nebenan kocht leise brodelnd das Wasser auf. Ein Messer fällt mit hartem Klang auf den Boden ... Schwester Marianne lacht lautlos. Draußen rauscht der Regen, schon Stunden um Stunden. Die Uhr über der weißen Tür zeigt einhalb zwei Uhr nachts ...

Die Schieber und Arterienklemmen klirren in die Schale. „Katgut 2! — Langer Nadelhalter ...“

„So, Faden abschneiden ...! Passen Sie doch auf, Schwester ... Schwatzen Sie nicht immer — denken Sie an den Spruch da oben!“ Schwester Marianne sieht einen Augenblick auf die Wand hinüber, über der in großen Buchstaben geschrieben steht: „Praesente aegroto / Taceant colloquia / Effugiat risus / Dum omnia dominat morbus.“

⌘ ⌘ ⌘

Durch den regennassen Park geht er zum Pavillon 14 hinüber, wo seine Wohnung ist. Plötzlich klingen eilige Schritte hinter ihm ... Aus dem Dunkel hört er Schwester Mariannens Stimme: „Herr Doktor, auf 23 Aufnahme ist eben eine akute Appendizitis eingeliefert. Doktor Derenberg meint, es müßte gleich aufgemacht werden!“

Mit einem Fluch wendet er sich um, ist gleich darauf aber wieder ruhig und kühl: „Ich komme sofort, Schwester Marianne. Sie können mit nach 23 gehen!“

Der Regen sprüht. Wie ein feiner Schleier liegt er über allem. Als sie in den Lichtschein kommen, mit dem die Laterne am Tor in die Frühlingsnacht hineinblendet, glitzern die Regentropfen in Schwester Mariannens Wangenlöckchen. Wie schön sie ist ... Wie schön bist du, du junge Königin meiner Seele ...

Der Weg zum Pavillon 23 ist noch lang. —

Zur Mittagszeit hatten sie gerastet an der singenden Quelle unter den windverwehten Kokospalmen draußen am Meere — nun waren sie lange fort, still und scheu in die Nacht hinaus, und die ewig schweigende Wüste hatte sie in ihre Arme genommen.

Vor ihnen lag nichts als das endlose Auf und Ab der riesenhohen Sanddünen, vom Nachtwind leise überhaucht, von glitzernden Sternen lautlos überwandert. Sie waren es müde geworden, bei der Karawane zu bleiben, wo das Schreien der Treiber, das Aneinanderläuten der kupfernen Wasserkannen auf den knirschenden Packsätteln der Kamele, das heisere Bellen der Wolfshunde jede Melodie ertötete, die leise im Innersten des Empfindens sang.

Sie waren früher aufgebrochen und zogen stundenweit voraus. Wenn sie sich umsahen, glitzerte in weiter Ferne die Laterne des Karawanenführers wie ein verlöschender Stern — das ewigdrohende Zeichen, daß das Alltagselend noch immer ihnen folgte.

Sie saß müde im Polstersattel des großen, weißen Kamels, leise gewiegt von den Bewegungen des Tieres, zur Ruhe gesungen von dem eintönigen Knirschen des aufgewehten Sandes. Ihre grauen Augen sahen seltsam heiß auf das Gesicht des Mannes, der neben ihr schritt, und dem die Liebe schwermütige Gedanken eingab. Ein stiller, heißer Sommertag kam in die Gedanken, da sie nach schwerer Krankheit ermattet im Garten in der Sonnenglut gelegen, daheim in der Königsburg ihres Vaters, der meerumsungenen Bergheimat Mazenderan. So lag ihr Sinnen jetzt still und friedlich in der Glut dieser starken, leuchtend hohen Mannesleidenschaft ... Sie schwiegen beide, schon lang, denn da war nichts zu reden als ihre Liebe. Und weit im Osten vor ihnen zog ein schmaler, heller Streif über den Horizont das Morgenrot! ...

Er schrak aus seinen Träumen auf — und sein Blick traf in die tiefen Augen Schwester Mariannens, die auf ihn gerichtet waren ...

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Ja, Herr Derenberg, denn hilft das wohl nicht, denn müssen wir wohl wieder 'ran,“ sagte er und stand vom Bett des Kranken auf.

„Und die armen Mädels, die Schwestern, müssen wohl auch schön müde sein,“ erwiderte Derenberg.

Schwester Marianne schüttelt leise den blonden Kopf.

Die Stimme des Sekundärarztes wird hart und scharf: „Herr Derenberg, die Schwestern sind Schwestern und keine ‚Mädels‘ — Dienst ist Dienst, und ob die Schwestern müde sind oder nicht, das geht Sie verflucht wenig an, verstehen Sie mich? — Ja, denn lassen Sie den Patienten ins Operationshaus bringen, Schwester,“ flüstert er.

⌘ ⌘ ⌘

Durch die offenen Fenster im Korridor des Operationshauses saust der Wind herein wie ein Riese mit brausenden Flügeln.

„Kollege Derenberg, Sie müssen mir nicht bös' sein, weil ich eben etwas ausfallend wurde — aber ich kann so was nun mal nicht hören."

Über Derenbergs leichtsinniges Gesicht kommt ein ernster Ausdruck. „Ach Gott, Sie sind doch mein Vorgesetzter, da werd' ich doch Ihren moralischen Spleen aushalten können, ganz abgesehen davon, daß ich Sie sonst ganz gern habe." Seine Stimme ist seltsam weich geworden. Der, dem diese Worte gelten, hat sie nicht in sich aufgenommen. Er ist viel zu müde. Die erste Morgendämmerung kommt herauf.

Die Uhr auf St. Marien schlägt fünf. Und wieder hebt die rastlose, stille Arbeit auf Saal II an.

Der leise Tropfenfall des Äthers auf die Maske, das Singen und Knacken in den Heizkörpern, leises Rauschen des nachlassenden Regens draußen — sonst ist alles still.

Ein unendlich leises Gespräch zwischen dem assistierenden Doktor Derenberg und der Schwester Käte, das ein neues Instrument zum Inhalt hat und das durch einen bittenden Blick des Sekundärarztes unterbrochen wird.

... Stille ...

Die Vögel im Park beginnen zu singen. Drunten in den großen Tannen an der Hautklinik, in denen sonst der Wind singt, wegmüde von seiner Wanderung durch die Weiten der Welt, da klingt das Lied der Amsel durch die Einsamkeit.

Er steht langsam auf, wie zerschlagen vom langen Sitzen, und geht mit schweren Schritten zum Waschbecken hinüber. Schwester Marianne ist noch am Operationstisch stehen geblieben und legt den Verband auf. Ihre kleinen, weißen Hände mit den roten Blutspritzern darauf. Sie hat schöne Hände — und es geht ihm durch den Sinn, wie fein es sein müßte, krank zu liegen und von Schwester Marianne gepflegt zu werden.

Das Treppenhaus ist noch dunkel, als er hinaus geht — ein müder Mann kann wohl einmal einen Fehltritt tun auf den Stufen in der Finsternis. Die Schwestern, die drinnen den Saal aufräumen, hören einen dumpfen Laut — es ist wohl die Haustür, die ins Schloß fällt ...

Schwester Käte, die junge Oberschwester — sie ist schlank und schön — sitzt müde auf einem Schemel in der Ecke und fragt: „Du, Sophie, wir arbeiten nun schon so lange hier und wissen noch immer nicht, was der Spruch bedeutet da oben."

Schwester Marianne geht leise hinaus, blutgetränkte Tücher über den Arm gehängt.

„Da mußt du Luise fragen, die weiß es," sagt Schwester Sophie.

Und die kleine Luise mit dem Madonnengesicht legt den Arm um den Nacken der Oberschwester: „Ach, Käte, ich bin zu müde — übrigens, Marianne, die kann lateinisch."

„Marianne, was heißt das: Taceant colloquia?" fragt Schwester Käte, während Schwester Marianne hereinkommt. Die ist ganz weiß, o so weiß ist ihr Gesicht, wie ihr weißer Kittel. „Das heißt: ihr müßt ganz stille sein, ganz stille!" Mit einem entsetzten Ausdruck zeigt sie aus der Tür des Saales ...

Da liegt der Sekundärarzt am Fuß der Treppe, auf dem Gesicht. Der Treppenpfosten ist rot von Blut ... Aus einer großen Schädelwunde rinnt ein eiliges Bächlein ...

Im Rotdorn draußen geht leise der Morgenwind. Blütenblätter wirbeln zum Fenster herein. Von den Zweigen fallen die letzten Tropfen vom Regen der Nacht. Die Sonne geht auf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Seine Hand ist eiskalt, er ist ganz tot," sagt die Oberschwester.

Schwester Marianne birgt das tränenüberströmte Gesicht an ihrer Brust und schluchzt: „O Käte, er ist heute durch das Tor gegangen ..."

Taceant colloquia.

Rostocker Heide. Von Johanna Zaeske

Da ich glühte vom Wandern und ruhte und lag,
Schlug noch im Blute dunkel der Sommertag.

Wie um die offene Blume das hüllende Blatt,
Deckte smaragdene Stille sich über die Stadt.

Stimmen legten sich unter dem lauen Wind,
Sterne erschienen, die hoch in dem Blauen sind.

Und über Türmen und Toren in schimmernder Bahn
Huben die Glocken alle zu schlagen an —!



Neue Griffelkunst: Ostpreußische Romanze. Radierung von Erich Büttner

Wie die Dokumentensammlung Darmstaedter entstand

Von Prof. Dr. Ludwig Darmstaedter

Bei Gelegenheit der im Mai von der Dokumentensammlung Darmstaedter veranstalteten Ausstellung „Vier Jahrhunderte Naturwissenschaften in Autographen und Dokumenten" erhielt ich von der Schriftleitung der Monatshefte die ehrenvolle Aufforderung, über die Sammlung im Zusammenhang mit der Ausstellung einen Bericht zu geben. Ich komme dieser Aufforderung um so lieber nach, als mir damit die Möglichkeit gegeben wird, die Entstehung meines Lebens-Lieblingswerkes zu schildern.

Ich hatte, wie überhaupt bei mir von Jugend auf das Sammeln eine Rolle spielte, schon früh begonnen, Autographen zu sammeln. Nachdem die Sammlung, die in der üblichen Art alle Größen der Literatur, Kunst, Wissenschaft und andere Berühmtheiten umfaßte, einen größeren Umfang angenommen hatte, erschien es mir von Interesse, die Männer der Wissenschaft auszuscheiden, und ich war überrascht, welche große Anzahl von bedeutenden Namen aus allen Gebieten die Sammlung enthielt. Meine Aufmerksamkeit richtete sich von jetzt an auf den Ausbau einer Sammlung, die der Geschichte der Wissenschaften dienen sollte.

Wie wichtig die Idee war, eine solche Sammlung zu machen, stellte sich später heraus, als ich begann, mit Professor René du Bois-Reymond einen chronologischen Grundriß von Aphorismen zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, der unter dem Titel „4000 Jahre Pionierarbeit in den exakten Wissenschaften" erschien, herauszugeben. Ebenso wie dieses Buch durch die Sammlung eine wissenschaftliche Bereicherung erfuhr, ging es umgekehrt, indem das Buch selbst und namentlich die zweite Auflage, die unter dem Titel „Handbuch zur Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik" erschien, unmittelbar auf die Sammlung einen bereichernden Einfluß ausübten.

Bei Gelegenheit des Neubaus der Staatsbibliothek faßte ich die Idee, meine Autographen-Sammlung dem Institute darzubringen, dessen geistiger Leiter Adolf von Harnack, wie kein zweiter, mit der Geschichte der Geistes- wie auch der Naturwissenschaften eng vertraut war; verknüpft sich doch in ihm Universität und Akademie (freie Wissenschaft) mit der Kaiser Wilhelm-Gesellschaft (exakte Wissenschaft) in seltener methodischer Art. Die Stiftung erfolgte mit Schenkungsakt vom 31. Dezember 1907; der Gedanke, die Sammlung an diese Stelle zu bringen, erwies sich in der Folge als ein ungemein glücklicher. Die Bereicherung, die sie von Jahr zu Jahr erfahren hat, wäre in diesem Maße nicht möglich gewesen, wenn die Sammlung in privater Hand verblieben wäre. Die Sammlung hat mir in den verflossenen 14 Jahren nicht minder Freude bereitet, als es der Fall gewesen wäre, wenn ich sie noch in eigenem Besitz gehabt hätte. Ich möchte nicht unterlassen, kurz zu schildern, wie die Vervollständigung vor sich gegangen ist.

In erster Reihe wurde der Briefwechsel mit Gelehrten aller Fächer gepflegt, um von diesen Skizzen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu erhalten. Dies geschah mit so großem Erfolge, daß bis zur Kriegszeit nicht weniger als 94 v. H. Antworten auf solche Briefe einliefen. Seit Beginn des Krieges hat sich das Bild sehr wesentlich geändert. Das Ausland schied fast vollständig aus, und vom Inland haben wir während der Kriegszeit und in der Nachkriegszeit kaum 25 v. H. Antworten erhalten. Es ist jedoch zu hoffen, daß sich dies wieder bessern wird; jedenfalls soll diese Tätigkeit weiter fortgesetzt werden.

Dazu ermutigen besonders die Ergebnisse unserer Ausstellung. Das Interesse dafür ist ein viel regeres, als ich es mir vorgestellt hatte. Nicht allein nehmen weite Kreise, selbst auch der arbeitenden Bevölkerung, an dem Dargebotenen Anteil, sondern es wird uns auch ein besonderes Entgegenkommen dargebracht, indem uns vielfach von Besuchern der Ausstellung wertvolle Schriftstücke zugehen.

Wenn ich früher dachte und aussprach, daß in dieser Beziehung die Opferwilligkeit gegenüber der Bibliothèque Nationale in Paris und dem Britischen Museum in London eine weit größere sei, so darf ich jetzt zu meiner Freude feststellen, daß sich Anfänge zeigen, die berechtigen, dieses Urteil zu revidieren. Diese erfreuliche Tatsache brachte mir eine wesentliche Ergänzung der bisher angewandten Methoden in der Erlangung von wissenschaftlichen Schriftstücken. Besucher der Ausstellung äußerten ihr Erstaunen darüber, wie es möglich gewesen sei, all diese Schriftstücke zu erlangen. Es ist mir will-

kommen, auf diese Frage hier Antwort geben zu dürfen.

Die größten Schwierigkeiten entstanden, wenn es galt, Schriftstücke von nicht lebenden Gelehrten zu erhalten. Ein leichtes ist das, wenn es sich um Persönlichkeiten der Literatur und Kunst handelt, da Autographen von diesen im Handel reichlich vertreten sind. Die wissenschaftlichen Namen dagegen sind dem Händler weniger geläufig, und ihr Wert ist für ihn ein so problematischer, daß durch den Autographenhandel Dokumente selbst berühmter Forscher schwer zu erhalten sind. Hier mußte ein großer Briefwechsel mit noch lebenden Forschern begonnen werden, um deren Korrespondenz oder Teile derselben zu erhalten, und dies führte auch in vielen Fällen zum Erfolge.

Soweit Namen, von denen Schriftstücke für die Sammlung notwendig waren, fehlten, mußten eingehende und zeitraubende Nachforschungen angestellt werden. Ich kann mir nicht versagen, einige derartige Fälle anzuführen, die für die Behandlung dieser Nachforschungen charakteristisch sind. Zum 7. April 1916, dem hundertjährigen Todestag von Christian Konrad Sprengel, verfaßte Prof. Engler eine Festschrift, und es entstand bei ihm der Wunsch, ein Faksimile der Handschrift des berühmten Entdeckers der Bestäubung der Blumen durch Insekten beizufügen. Er kam zu uns, und wir mußten bei diesem Besuch leider feststellen, daß ein vermeintliches Schriftstück von der Hand von Christian Konrad Sprengel nicht von ihm, sondern von dessen Oheim Kurt Sprengel herrühre. Die Nachforschungen, die nun einsetzten, führten rasch zum gewünschten Ziel: in den Akten des Magistrats zu Spandau fanden sich die handschriftlichen Belege über Sprengels Wirksamkeit als Rektor, die um so wertvoller sind, als vorher nur eine für Sprengel wenig günstige Schilderung in einer Spandauer Stadtchronik bekannt gewesen war. Von dem gleichfalls zu posthumem Ruhm gelangten Gregor Mendel, dem Entdecker des Vererbungsgesetzes, fand sich im Klosterstift St. Thomas zu Brünn, dem er zuletzt als Abt vorstand, nichts Handschriftliches von seinem wissenschaftlichen Werk; denn Mendel hatte, von den Naturforschern seiner Zeit nicht erkannt und vom Klerus verdächtigt, mit den Lehren der Kirche im Widerspruch zu stehen, seine wissenschaftlichen Aufzeichnungen vernichtet. Er widmete sich dann der Leitung des Stiftes, und aus dieser Tätigkeit gelang es, ein Dokument für die Sammlung zu bekommen.

Mancher Briefwechsel von berühmten Persönlichkeiten floß uns aus dem Autographenhandel zu. An der Spitze der für uns wirkenden Händler nenne ich den bekannten Sachverständigen Etienne Charavay, der mit seltenem Verständnis und mit großer Selbstlosigkeit auf meine Pläne einging und mir zahlreiche Konvolute seines Lagers zur Durchsicht sandte. Das wertvollste darunter war der Briefwechsel des in Montpellier um 1650 lebenden Arztes Sauvages de la Croix, dem ich viele Briefe der Elektriker des 17. Jahrhunderts entnehmen konnte, und ein Briefwechsel des 1884 in Paris verstorbenen Physikers Abbé Moigno. Auch der verstorbene Autographenhändler Leo Liepmannsohn und sein Nachfolger Otto Haas haben mir in verständnisvoller Weise zur Vervollständigung der Sammlung geholfen. Wenn ich hier nur diese wenigen Namen anführe, so will ich doch nicht unterlassen, dankbar auch der Hilfe des immer mehr aufblühenden deutschen Autographenhandels zu erwähnen.

Auch aus London, Petersburg und namentlich aus Neuyork flossen mir zahlreiche Konvolute zu, in denen sich Briefe von hervorragenden Männern der in Frage kommenden Länder fanden.

Wie ich bei dem Briefwechsel den Hauptwert darauf legte, ein Bild der Tätigkeit unserer Korrespondenten zu erlangen, so wurde auch bei den Briefen, die ich den Konvoluten entnahm, der Hauptwert darauf gelegt, daß sie wissenschaftlichen Inhalts waren, und ganz besonders, daß sie auf die spezielle Arbeitsrichtung des Briefschreibers Bezug nahmen. Hier begünstigte mich in hohem Maße das Glück. Ich konnte der Sammlung unzählige Briefe der hervorragendsten Forscher und Entdecker zuführen, in denen der Entdeckungen und Erfindungen des Briefschreibers Erwähnung geschieht. Von solchen Erwerbungen nenne ich vor allem einen Brief von Bunsen, in dem er die mit Kirchhoff gemachte Entdeckung der Spektralanalyse kundgibt:

„Wir, Kirchhoff und ich, haben eben eine Arbeit beendet, die uns großes Vergnügen gemacht hat. Sie betrifft eine analytisch-chemische Methode, durch welche die bisherigen Grenzen der Erkennbarkeit der Stoffe fast bis ins Unbegrenzte hinausgerückt, und die Analyse auf eine einfache Fernrohrbeachtung zurückgeführt ist.

Sie haben zum Beispiel ein Gemenge von Ka-Na-Li-Ca-Sr-Ba-Verbindungen, von jedem nur $^1/_{100}$ Milligramm; Sie betrachten dieses Gemenge durch das Fernrohr unseres Apparates und sehen unmittelbar alle diese Stoffe nebeneinander mit einer Sicherheit, wie sie in der analytischen Chemie bisher niemals erreicht ist. Wäre bei diesen sechs

Stoffen noch ein oder mehrere andere z. B. noch unbekannte einfache Körper, so würden auch diese sich sogleich dem Auge bemerklich machen. Wir haben auf diesem Wege die Gewißheit erlangt, daß außer dem Ka Na und Li noch ein 4. der Alkaligruppe angehörendes Element existiert. Diese Methode gestattet mit gleicher Sicherheit und Schärfe die irdischen Stoffe zu bestimmen, welche die Sonnenatmosphäre und die Atmosphäre der helleren Fixsterne enthält. Die Methode beruht auf Kirchhoffs schöner Entdeckung des konstanten Verhältnisses zwischen dem Absorptions- und Emissions-Vermögen der Körper.

In freundschaftlichster Verehrung
Ihr R. W. Bunsen.
Heidelberg, den 16. April 1860."

Gleich wichtige Briefe für die Entwicklungsgeschichte hervorragender Männer haben wir in der Ausstellung mehrfach vorgeführt. Sie geben Zeugnis von dem inneren Zusammenhang der verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften und von der Befruchtung, die die verschiedenen Erfindungen und Entdeckungen aufeinander ausgeübt haben.

Die Erfindung des Mikroskops, die an die Namen Huygens, Amici, Zeiß anknüpft, hat mit einem Schlage die Zoologie, die Botanik und die Medizin in völlig neue Bahnen gelenkt. Von Zoologen, die durch das Mikroskop zu ihren großartigen Arbeiten geführt wurden, ist in erster Linie der Entdecker der Infusorien Antony von Leeuwenhoek mit einem wichtigen Briefe an Constantin Huygens, den Vater Christians, zu nennen. Aus Anlaß dieses Briefes, dessen Inhalt ihm wissenschaftliche Bedenken erregte, wurde Christian Huygens von Leeuwenhoek enttäuscht, doch änderte dies Verhältnis sich bald bei einem Besuche von Huygens in Delft, wo er die hohe Bedeutung der Leeuwenhoekschen Entdeckung erkannte. Von weitern Schriftstücken von Zoologen, die in der Ausstellung figurieren, nenne ich Marcello Malpighi, Athanasius Kircher, Spallanzani, Kaspar Friedrich Wolff, Carl Ernst von Baer, den Entdecker des menschlichen Eies, Theodor Schwann und Matthias Schleiden, die Erforscher der Zelle. In der Botanik folgen Hugo von Mohl, Wilhelm Hofmeister, Nathanael Pringsheim, Anton de Bary und andere, die alle dem Mikroskop ihre großen Entdeckungen danken. Und hier findet man auch Charles Darwin, von dem die Sammlung nicht weniger als 100 Briefe besitzt, die an den Übersetzer des Buches von der Entstehung der Arten, den Leipziger Zoologen Victor Carus, gerichtet sind.

In der Ausstellung sind von Äußerungen, die sich mit dem wesentlichen Arbeitsgebiet des Autors befassen, als charakteristisch noch zu nennen: Wilhelm Bauer und Robert Fulton „Über das Unterseeboot", Wilhelm von Biela „Über den nach ihm genannten Kometen", Michael Faraday „Über den Elektromagnetismus", Robert von Meyer „Vortrag über die mechanische Wärmetheorie", Jacques Etienne Montgolfier „Über den hydraulischen Widder", Henri Pitot „Über die Messung der Steighöhe der Flüssigkeiten mit Abbildung der Pitotschen Röhre", Alois Senefelder „Über die Lithographie", Karl August Steinheil „Über die elektrische Leitung", Evangelista Torricelli „Über das Torricellische Theorem der Ausflußgeschwindigkeit der Flüssigkeiten" und anderes mehr.

In der Sammlung wiederholt sich natürlich diese Art von Briefen in außerordentlichem Maße bei allen Disziplinen; ich möchte an dieser Stelle nur eines Briefes von Hegel über den Zustand der Philosophie in Deutschland im Jahre 1809, von Laënnec über seine große Erfindung der Auskultation, von Emil du Bois-Reymond über die Entdeckung der tierischen Elektrizität Erwähnung tun.

Eine neue Art der Erwerbung knüpft sich an meine an die Dokumentensammlung angegliederte Stiftung der Autophonsammlung, die neben der durch das Grammophon aufgenommenen Stimme hervorragender Männer die Niederschriften der in das Grammophon gesprochenen Reden sammelt.

Zu der Sammlung von einzelnen Briefen treten ergänzend die Korrespondenzen und Manuskripte hinzu, von deren Spendern ich nur die Namen Karl Brugmann, Victor Carus, Paul Ehrlich, Julius Elster, Josef Kohler, Albrecht Weber erwähnen will. Die Zahl der ständigen Freunde und Förderer der Sammlung und unserer Bestrebungen ist außerordentlich groß. Ich möchte ihnen allen an dieser Stelle meinen Dank aussprechen. Hoffentlich wird ihr Beispiel uns dauernd neue Kreise zuführen. Dankbar hervorgehoben werden muß die Förderung, welche die Ziele der Sammlung bei einzelnen Ministerien, in erster Linie dem Kultusministerium und dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten, bei den verschiedenen Fakultäten der Berliner Universität und bei zahlreichen anderen Behörden gefunden haben. Diese Förderung ward mir auch neuerdings zuteil, als es galt, den Nachlaß von Gustav Freytag vor der Abwanderung ins Ausland zu retten. Das Kultusministerium, die Bibliothek selbst und der Verein der Freunde der Bibliothek haben es im Verein mit einigen Privaten

ermöglicht, diesen für die Geschichte, die Literatur und die Kulturgeschichte der Zeit von 1850 bis 1890 so wichtigen Schatz zu erwerben.

So schwer ich mich seinerzeit von der Sammlung getrennt habe, so erfreulich ist mir das Gefühl, daß es durch die Hingabe an die Bibliothek möglich geworden ist, dauernd für die Geschichte der Wissenschaften zu wirken. In diesem Bestreben fand ich verständnisvolle Unterstützung bei den Kultusministern Schmidt-Ott und Haenisch sowie bei ihren Beratern Geheimrat Brugger, Geheimrat Prym und Geheimrat Richter und bei den Leitern der Staatsbibliothek Exzellenz von Harnack und Geheimrat Schwenke. Durch diese besondere Teilnahme konnte ich, für die Sammlung in der Person von Julius Schuster, einem jüngeren Botaniker, eifrigem Historiker der Naturwissenschaften und begeistertem Sammler, einen geeigneten Mitarbeiter und Nachfolger finden. So wird, wie ich hoffe, das von mir angestrebte Ziel, die Bereicherung der Geschichte der Wissenschaften durch diese Dokumente, auch fernerhin in vollem Maße erzielt werden können.

Spreewaldnacht. Von Max Bittrich

Nun führt von lichter Himmelsbahn
Der goldne Mond mein schläfrig Ruder
Und lenkt getreulich seinen Bruder
Im stillen Fließ vor meinem Kahn.

Endlose, moosbedeckte Zeit
Belauscht verträumt aus tiefem Grunde
Der schöpferfrohen Weltenrunde
Neu aufgeschloßne Ewigkeit.

Und triefend wächst das graue Schloß
Aus Schlamm und Flut, mit Turm und Zinnen;
Perlende Silberbäche rinnen
Von Dach und Brücke, Mann und Roß.

Die langen, nassen Arme läßt
Am Tor die Trauerweide hängen
Und bebt noch von zerrißnen Klängen
Dunkeln Verrats nach buntem Fest.

Teichrosen liegen auf dem Bau,
Und hinter hohen Bogenfenstern
Bei fahlem Kerzenlicht gespenstern
Gebückter Held und schöne Frau.

Was hoffend seiner Haft entsteigt
In Sommernacht, sucht Treue wieder,
Handschlag des Mannes, starke Lieder.
Das Heimchen geigt. Die Treue schweigt.

Ein Stern zerfällt. Gebückter Held
Und Schloß versinkt in alte Schauer;
Teichrosen schwimmen auf der Mauer.
Aufgellt ein Schrei. Ein Stern zerfällt.

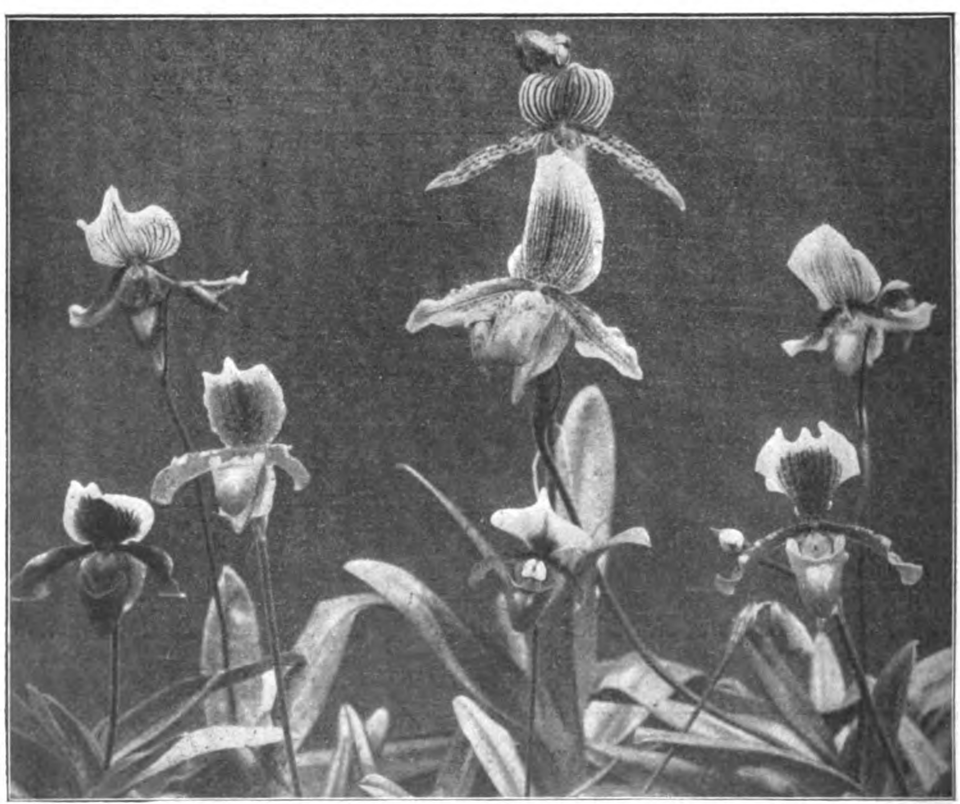
Orchideen

Von Dr. Rudolf Schlechter

Das Wort „Orchidee" hat bereits seit Jahrzehnten bei allen Blumenliebhabern einen ganz eigenen Klang. Man stellt sich darunter stets eine ganz besondere, mehr oder minder bizarr geformte Blume vor, die sich durch prächtige Färbung und die überaus feine Zeichnung ihrer Blütenblätter auszeichnet. Vor dem Kriege pflegten daher auch die Orchideen-Ausstellungen sich besonders starken Zulaufes zu erfreuen. Leider hat auch hier der Krieg sehr einschneidend eingegriffen. Viele der großen deutschen Orchideensammlungen sind der Kohlennot zum Opfer gefallen; die Zahl der größeren Orchideensammlungen in Deutschland ist auf ein knappes halbes Dutzend zurückgegangen.

Ganz besonderes Interesse wurde seit jeher diesen schönen Gewächsen in England entgegengebracht, und von hier aus ist auch die Orchideenkultur zu uns gekommen. Vor etwa fünfzig Jahren konnten sich wohl die wenigsten, selbst der gebildeten Deutschen unter dem Namen Orchidee etwas Bestimmteres vorstellen, während diese Blumen schon damals sich in England und auch in Belgien ganz allgemeiner Beliebtheit erfreuten.

Wir dürfen wohl als bekannt voraussetzen, daß es auch in unserer heimischen Flora eine ganze Reihe von Orchideen gibt. Deutschland besitzt etwa fünfzig Arten, die zu dieser Pflanzenfamilie gerechnet werden. Die meisten von ihnen haben bei uns verhältnismäßig unscheinbare Blüten, deren interessante Formen erst bei näherer Betrachtung, zuweilen auch erst mit Hilfe eines Vergrößerungsglases zu erkennen sind. Wir sehen also schon daraus, daß die Blüten der Orchideen durchaus nicht immer so groß und auffallend sind, als wohl oft in Laienkreisen angenommen wird. Bei anderen Arten unserer heimatlichen Flora ist die Blütenform und Färbung aber doch so auffallend, daß ihnen vom Volksmunde oft recht bezeichnende Namen gegeben worden sind. Ganz besonders beliebt unter ihnen, und deshalb in einigen Teilen Deutschlands



Eine Gruppe verschiedener Paphiopedilum-Arten und -Hybriden

schon fast ganz ausgerottet, ist der Frauenschuh oder Venusschuh (Cypripedium Calceolus) mit braunen, abstehenden Blumenblättern und gelber, schuhartig aufgeblasener Lippe. (Als Lippe bezeichnet man bei den Orchideen ein besonders umgestaltetes, oft mit einem Sporn oder oben mit Auswüchsen versehenes, den Befruchtungsapparaten gegenüberstehendes Blumenblatt des inneren, aus drei Petalen bestehenden Blumenblattkreises.) Andere auffallende Blütenformen finden sich bei der Riemenzunge (Himantoglossum), einer besonders im süd- und im westlichen Mitteldeutschland verbreiteten Art, bei der die in dichter Traube stehenden Blüten eine band- oder riemenförmig ausgezogene, korkenzieherartig gedrehte Lippe haben. Die Blüten einzelner Knabenkrautarten (z. B. Orchis militaris) und des „Ohnsporns", in Frankreich „Portehommes" genannt (Aceras anthropophora), stellen eine Figur dar, die sehr lebhaft an ein mit einem großen Helm versehenes Männchen erinnert. Der „hängende Jesuit" oder das „Teufelsauge" (Ophrys muscifera) zeigt ebenfalls in der Lippenform Annäherung an eine menschliche Figur, während andere Arten dieses Geschlechtes (z. B. O. aranifera, O. apifera und O. fuciflora) in ihren Blüten, besonders den Lippenformen, an sitzende Insekten gemahnen.



Alvides odoratum

Die meisten Leser unserer Zeitschrift werden sich wohl kaum einen Begriff davon machen können, welche Arten- und Formenfülle bei den Orchideen vorkommt. Man schätzte früher ihre Zahl meist auf etwa 5—6000 verschiedene Arten. Neuere Zusammenstellungen haben aber ergeben, daß wir bis jetzt etwa 17—20000 verschiedene Spezies oder Arten von Orchideen kennen. Was das heißt, wird vielleicht dann verständlicher, wenn wir uns darüber klar werden, daß aus ganz Deutschland überhaupt kaum 2500 verschiedene Arten von Blütenpflanzen bekannt sind. Bei weitem das Gros dieser Artenfülle der Orchideen haben nun die Tropenländer geliefert, denn ganz Europa besitzt nur etwa 150 Spezies, Nordamerika etwa 130 und das außertropische Asien 200 Arten. Rechnen wir des weiteren noch etwa 300 Arten aus den außertropischen Ländern der südlichen Erdhalbkugel ab, so bleibt für die Tropenländer immerhin noch der stattliche Rest von rund 16—18500 verschiedenen Orchideenarten. Man sieht daraus also schon, daß es durchaus nicht leicht ist, dieses Gebiet auch nur annähernd zu beherrschen, und daß ein Spezialstudium nötig ist, um eine Übersicht über die Formen und Arten der Familie zu ermöglichen.

Die ersten tropischen Orchideen wurden schon vor der Mitte des 18. Jahrhunderts lebend nach Europa eingeführt. Bereits im Jahre 1735 soll in England der erste tropische Vertreter dieser Pflanzengruppe, Bletia verecunda aus Westindien, zur Blüte gekommen sein. Der berühmte botanische Garten in Kew bei London, soll im Jahre 1795 fünfzehn verschiedene exotische Orchideen in Kultur gehabt haben. Mit der sich immer mehr verbreitenden Schiffahrt und den besseren Verbindungen mit den außereuropäischen Ländern wurde auch die Einfuhr der in englischen Garten-Liebhaberkreisen bald infolge ihrer Seltenheit und ihrer bizarren Blüten hochgeschätzten Orchideen bedeutend

erleichtert; aber ihre Kultur wollte noch immer nicht glücken, da man die meisten dieser Pflanzen in zu heißen Gewächshäusern und infolge Unkenntnis ihrer biologischen Eigenschaften während des ganzen Jahres zu feucht hielt. Erst nach dem Jahre 1830 brach sich die bessere Erkenntnis dieser Verhältnisse in England Bahn, und damit begann ein schneller Aufschwung der Orchideenliebhaberei. Es wurden Firmen gegründet, die es sich zur hauptsächlichsten Aufgabe machten, aus den Tropen neue Orchideenarten einzuführen und in Europa, besonders in England, zu vertreiben. Es gehörte zur Selbstverständlichkeit, daß die reichen Besitzer größerer Gärten mit Gewächshäusern ihre eigene kleinere oder größere Orchideensammlung besaßen, und jeder war stolz darauf, wenn sich in seiner Sammlung eine noch unbekannte oder unbeschriebene Art zeigte, die in anderen Sammlungen fehlte. Ganze Schiffsladungen von Orchideen kamen, besonders aus Brasilien und aus dem tropischen Asien, vor allen Dingen Indien und Südchina, in England an und fanden dort reißend Absatz. Für besonders große und wertvolle Exemplare wurden auf den Schiffen geeignete Vorkehrungen getroffen, damit das wertvolle Material auch in möglichst gesundem Zustande in Europa ankam.

Brassocattleya, eine Kreuzung zwischen Brassavola und einer weißen Cattleya

Um die so begehrten Pflanzen in ihren Heimatländern aufzuspüren, wurden große Expeditionen mit besonders geschulten Sammlern ausgeschickt, die oft unter den größten Gefahren und Entbehrungen tief in die Gebiete oft feindlicher Eingeborenen und in die ungesunden Flußniederungen mit mörderischem Klima eindrangen, um immer wieder neue Arten zu entdecken. Ganz besonders haben sich auch hierbei wieder Deutsche ausgezeichnet, die im Auftrage englischer und belgischer Firmen als Sammler tätig waren. Gustav Wallie, Benedikt Roezl, J. von Warszewicz, Hermann Wagener, Nicolas Funck und Louis Joseph Schlim sind wohl als die erfolgreichsten zu bezeichnen. Die Erlebnisse dieser Männer auf ihren verschiedenen Reisen in zum Teil noch nie von anderen Europäern betretenen Länderteilen wären es wert gewesen, genau so bekanntgemacht zu werden, wie die Züge eines Stanley und anderer Afrikaforscher. Hier aber sorgte meist die Gewinnsucht der Auftraggeber dafür, daß möglichst wenig über die Reisen dieser Pioniere bekannt wurde. Man wollte verhüten, daß die Konkurrenz erfahre, aus welchen Gegenden die neuen Orchideen kamen. So wurden unzählige Arten beschrieben, ohne daß ihre nähere Herkunft angegeben wurde.

Erklärlicherweise haben auch viele dieser tapferen Männer ihren Sammeleifer mit dem Tode bezahlen müssen. Gustav Wallis erlag, nachdem er kurz vorher mit knapper Not den vergifteten Pfeilen der feindlichen, nomadisierenden Indianer im Grenzgebiete von Ekuador und Peru entgangen war, dem mörderischen Klimafieber in Süd-Ekuador, F. C. Lehmann, ebenfalls ein sehr erfolgreicher Sammler, ertrank bei dem Versuche, den Rio Tibique in Kolombia zu durch-



Cattleya labiata

queren. Johann Maria Hildebrandt und einige Jahre später Johannes Braun, denen beiden wir die Einfuhr schöner Orchideen zu verdanken haben, bezahlten dem mörderischen Klima Madagaskars ihren Tribut mit dem Leben. Man könnte eine lange Liste dieser Märtyrer zusammenstellen, wenn man ihre Schicksale näher kennen würde. Von vielen ist nicht einmal bekannt, wie sie geendet haben. Viele von uns müßten eine Orchidee, deren Schönheit sie so oft in den Schaufenstern eines großen Berliner Blumengeschäftes bewundern können, mit ganz anderen Augen ansehen, wenn sie die Geschichte der Spezies kennen würden. Es gibt wohl überhaupt kaum eine andere Pflanzenfamilie, deren Kenntnis und Erforschung so mit Romantik und Abenteuern verknüpft ist wie die der



Lycaste costata



Lycaste Deppei

Orchideen. — Während alle bei uns in Europa auftretenden Orchideen reine Bodenbewohner sind, also wie die meisten Stauden unserer Flora auf Wiesen, Hügeln und in Wäldern alljährlich aus dem Boden ihre neue Sprosse emportreiben, sind die meisten tropischen Vertreter der Familie auf eine ganz andere Lebensweise zugeschnitten. Sie wachsen nicht in dem Boden, sondern haben sich auf Sträuchern und Bäumen ihren luftigen Standort erkoren. Im Gegensatz zu den in der Erde wachsenden oder „terrestrischen" Orchideen hat man diese auf Sträuchern oder Bäumen wachsenden „epiphytische" Orchideen genannt. Sie sind nicht, und das kann nicht scharf genug betont werden, Parasiten, wie z. B. die Mistel, wie häufig in Laienkreisen angenommen wird. Soweit bisher bekannt ist, gibt es überhaupt keine parasitischen Orchideen, d. h. solche, die die zu ihrem Aufbau und ihrem Wachstum nötigen Stoffe ihren Wirtspflanzen entnehmen. Diese Epiphyten führen vielmehr ein ganz selbständiges, von dem Leben der Wirtspflanze vollkommen unabhängiges Dasein. Um ihnen ein Gedeihen auf dem luftigen Standorte,



Angraecum sesquipetale mit etwa 40 cm langem Sporn

auf dem sie infolge von Wind und Sonne sonst bald ganz verdorren würden, zu sichern, hat die Natur ihnen einen ganz anderen Aufbau gegeben, als den terrestrischen, und sie mit besonderen Vorrichtungen versehen, die es ihnen ermöglichen, selbst eine längere Dürrezeit ohne Gefahr für ihr Leben zu überstehen. Während bei den europäischen, terrestrischen Orchideen die oberirdischen Teile alljährlich absterben und wieder durch neue Triebe ersetzt werden, haben die Jahrestriebe der epiphytischen Orchideen oft eine Dauer von vielen Jahren. Ihre einzelnen Teile sind nicht krautig sondern derb, drahtig oder starr die Stengel und lederartig oder dick und derbfleischig die Blätter. Meist ist auch ein Teil des Stammes knollenartig verdickt und fleischig, innen in den Zellen mit einer schleimigen Flüssigkeit gefüllt, die viel langsamer verdunstet als Wasser und der Pflanze als Reserve dient, etwa wie das Fett des Bären im Winter. Die derbe und dichte Oberhaut des Stengels und



Stanhopea Wardii, eine sehr eigenartige Blütenform



Miltonia vexillaria

der Blätter, die für Wasser fast undurchdringlich ist, drückt außerdem die Verdunstungsmöglichkeit der in der Pflanze aufgestapelten Feuchtigkeit auf ein Minimum herab. Außer diesen Vorrichtungen besitzen die epiphytischen Orchideen in ihren Wurzeln noch ganz besonders feingebaute Aufstapelungsbehälter für Feuchtigkeit. Die Wurzeln selbst sind hier nämlich von einer dicken Schicht luftführender Gewebe umgeben, die wie ein Schwamm wirkt, also jeden Tropfen Feuchtigkeit begierig aufsaugt und lange in sich festzuhalten vermag, um ihn langsam an die anderen Teile der Pflanze abzugeben.

Diese Möglichkeit, Reservestoffe aufzuspeichern, kommt der Pflanze besonders dann sehr zu Nutzen, wenn sie nach dem Ausreifen oder nach der Vollentwicklung des Triebes eine Zeit der Ruhe eingeht, in der sie dann ganz oder doch zum größten Teile von diesen Reservestoffen lebt, ganz besonders da, wo, wie in vielen Gegenden der Tropen, diese Ruheperiode mit einer regenarmen oder regenlosen Zeit zusammenfällt. So hat also auch hier wieder die Natur Vorsorge getroffen, daß die Pflanze ohne Gefahr für ihr Leben die Bäume und Sträucher bewohnen kann, wo sie neben der Feuchtigkeit nur noch die pflanzlichen und mineralischen Stoffe (bzw. Staub) verarbeitet und in sich aufnimmt, die der Rinde äußerlich anhaften. Wie überaus widerstandsfähig diese Orchideen gegen Trockenheit sein können, geht z. B. aus folgendem hervor. Schreiber dieses erhielt im Mai letzten Jahres aus Maracaïbo, in Venezuela, eine Orchidee, welche zwar keine knollenartig angeschwollene Stämmchen, wohl aber fleischige, pfriemliche Blätter und starre Stengel hatte. Diese Pflanze war trocken vom Baumstamm mit den Wurzeln abgerissen worden, mit Löschpapier umwickelt und durch zwei Pappen geschützt, trocken als „Muster ohne Wert“ verschickt worden. Trotz einer Reise von zwei Monaten traf die Pflanze in so frischem Zustande hier ein, daß sie im Botanischen Garten zu Dahlem sofort wieder zu wachsen begann und üppig gedieh.

Wir haben schon oben gesehen, daß die Blüten der Orchideen sowohl recht winzig als auch von stattlicher Größe sein können. Bei Oberonia z. B., einer kleinen tropisch-asiatischen Gattung, stehen sie in so dichten Trauben zu Hunderten zusammengedrängt, daß der ganze Blütenstand an einen Rattenschwanz erinnert, während die einzelne Blüte oft kaum über einen Millimeter im Durchmesser hält. Von Cattleya, einem tropisch-amerikanischen Geschlecht, dagegen, das bei uns vielfach in Kultur anzutreffen ist, kennen wir Blüten, die über 30 cm Durchmesser aufweisen. Zwischen diesen Extremen finden sich alle nur erdenklichen Übergänge in den Größenmaßen.



Paphiopedilum Chamberlainianum

Betrachten wir nun einmal eine Orchideenblüte genauer. Ich schicke dabei voraus, daß ich hier die Leser nicht mit der wissenschaftlichen Deu-



Phalaenopsis Schilleriana, von den Philippinen, mit weiß-marmorierten Blättern

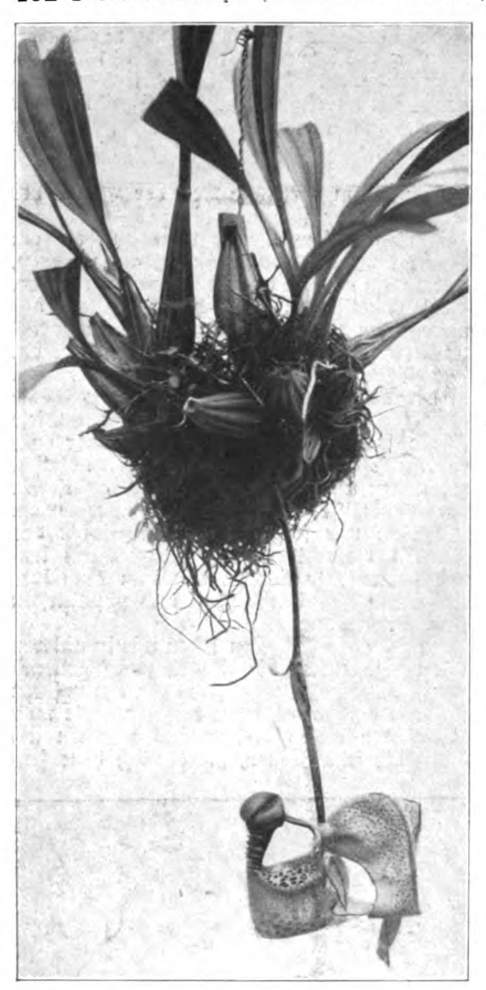
tung des Blütenaufbaus langweilen, sondern hier nur das besprechen will, was ohne größere Schwierigkeit selbst an jeder mittelgroßen Orchideenblüte festzustellen ist. Zunächst können wir drei äußere Blumenblätter erkennen, die bei den Orchideen allgemein als Sepalen bezeichnet werden. Von ihnen sind die seitlichen meist schief, oft recht anders geformt als das mittlere, das je nach der Gattung verschiedenen Umbildungen unterworfen ist. Es folgen dann drei innere Blumenblätter, die meist auch anders gestaltet sind als die Sepalen. Zwei von ihnen (die seitlichen), die man Petalen nennt, sind einander gleich. Sehr abweichend von diesen ist wieder das dritte, das wir bereits oben als Lippe (auch Labellum) kennen gelernt haben. Diese Lippe bietet meistens die besten Merkmale zur Unterscheidung der einzelnen Gattungen. Sie ist flach oder gespornt, ausgehöhlt oder konvex, oberseits oft mit den verschiedensten Auswüchsen bedeckt, kurzum derjenige Teil der Blüte, der innerhalb der Familie die größten Umgestaltungen aufzuweisen hat. Es würde ein eigenes, recht umfangreiches Kapitel geben, wenn man alle die Formen besprechen wollte, die dieses Labellum bei den Orchideen annehmen kann. Diese sechs, soeben kurz charakterisierten Blumenblätter umhüllen nun ein sehr eigenartiges Gebilde, das gewissermaßen in der Mitte der Blüte steht und als Säule oder Gynostegium bezeichnet wird. Diese Säule setzt sich aus den mit einander engverwachsenen Staubblättern und dem Griffel zusammen und ist je nach der Verwandtschaft der Art gewissen Abwandlungen unterworfen.

Haben wir so die Grundprinzipien des Baus der Orchideenblüte oberflächlich kennen gelernt, so können wir nun auch kurz einige der hauptsächlichsten und populärsten Formen besprechen.

Wohl am häufigsten sehen wir in unseren Blumengeschäften die Blüten von Cattleya-Arten ausgestellt, von denen wir auf unseren Bildern einige darstellen konnten. Die meisten Arten dieses Geschlechtes zeichnen sich durch die sehr großen, gewöhnlich hellrosen-



Brassocattleya,
eine Kreuzung zwischen Brassavola und einer rosenroten Cattleya



Coryanthes macrantha,
freischwebend kultiviert, mit sehr bizarrer Blüte

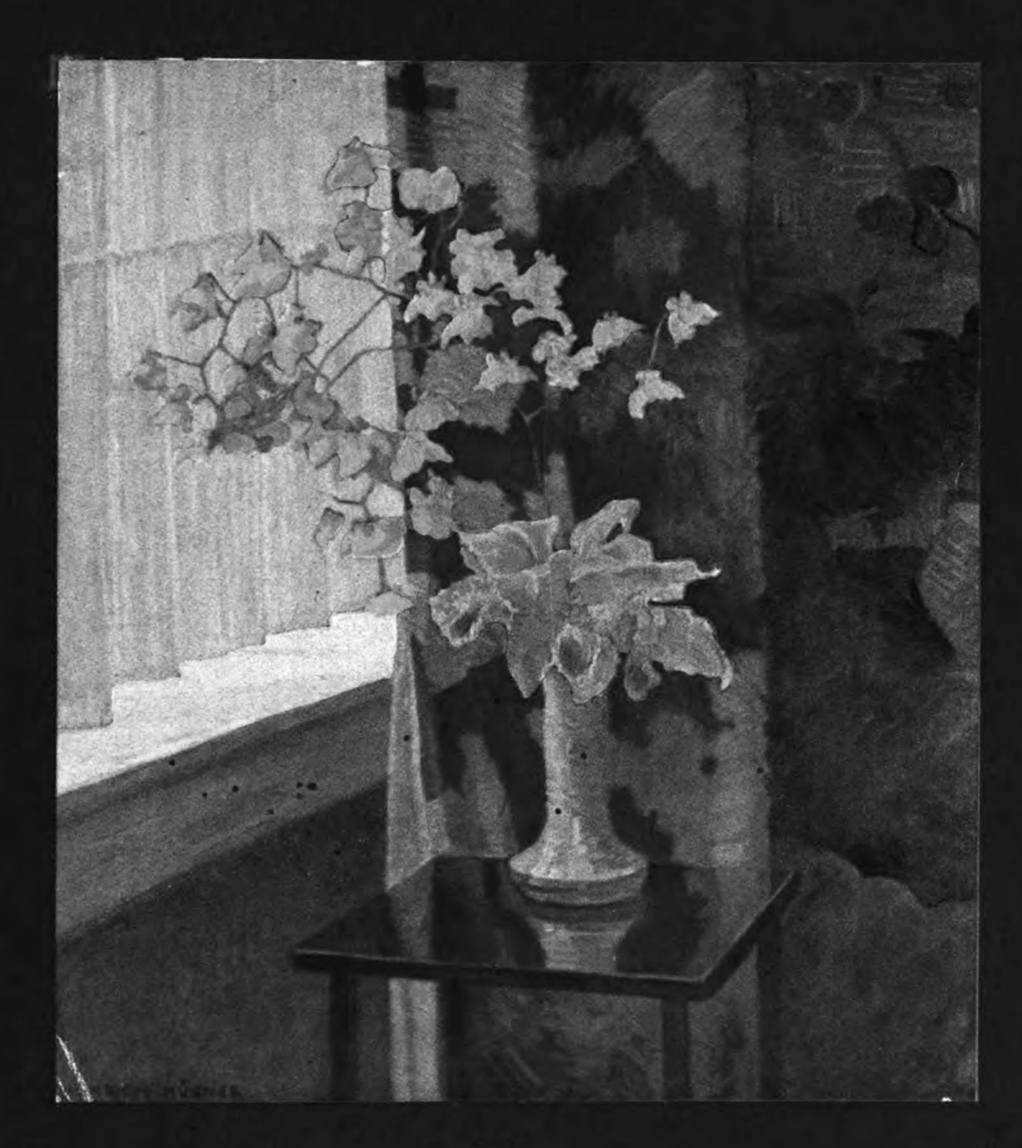
artig ausgehöhlten Labellum. Von ihnen kann man fast das ganze Jahr hindurch die eine oder die andere Spezies ausgestellt finden. Da die ziemlich derben Blüten stets recht haltbar sind und selbst abgeschnitten in trockner Zimmerluft wochenlang unverändert ihre bizarre Schönheit zur Geltung bringen, werden sie trotz ihres ziemlich hohen Preises sehr gern gekauft. Man kannte früher nur etwa fünfzig Arten, die alle im tropischen Asien beheimatet sind. Durch Befruchtung dieser Arten und selbst der Hybriden untereinander hat man nun aber bereits über tausend verschiedene, vollkommen neue, zum Teil sehr schöne Kreuzungen erzielt, und alljährlich wird diese Zahl noch bedeutend



Acineta densa,
mit senkrecht herabhängender Blütentraube

roten, überaus zarten Blüten mit innen purpurn und goldgelb gezeichneter Lippe aus. Unter vielen Tausenden von Exemplaren kommt es wohl auch einmal vor, daß eine Pflanze auftritt, deren Sepalen und Petalen statt der hellrosenroten Färbung ein reines Weiß zeigen. Ist dieses Weiß dann wirklich ganz fleckenlos und ohne jeden rötlichen Schein, die Lippe auch schön gezeichnet, so werden für diese Spielarten dann unglaubliche Summen bezahlt. Erzielte doch eine einzige, allerdings besonders schöne Pflanze dieser Art in England vor dem Kriege einen Preis von 1000 £ oder darüber; also bei unseren heutigen Valutaverhältnissen über eine Viertel Million. Doch das sind natürlich Ausnahmepreise, die nur selten vorkommen.

Fast ebenso beliebt wie die Cattleya sind die Paphiopedilum-Arten, gewöhnlich einfach Cypripedium genannt, mit ihrem pantoffel-



Orchideen
Gemälde von Heinrich Hübner



vermehrt, da merkwürdigerweise diese Kreuzungen oder Hybriden ihre Fertilität nicht aufzugeben scheinen. So ist es z. B. doch schon gelungen, hier Kreuzungen zu züchten, in denen nicht weniger als acht bis zwölf Arten vertreten sind. Die Anzucht von Hybriden oder neuen Kreuzungen spielt überhaupt seit etwa zwanzig Jahren in der Orchideenkultur eine sehr bedeutende Rolle. Fast in jeder größeren Sammlung findet sich eine Abteilung, die dieser Anzucht neuer Kreuzungen dient. Gewissermaßen eine Kinderstube, in der die aus dem kaum staubgroßen Samenkörnchen entstehenden, zunächst nicht stecknadelkopfgroßen Keimpflanzen bis zur stattlichen blühenden Pflanze in einer Zeit von je etwa vier bis acht Jahren herangezogen werden.

Durch besondere Blütendauer sind auch die Cymbidium-Arten ausgezeichnet, deren schöne gelbe oder braungestreifte Blüten in langen, oft einen Meter messenden, schön geschwungenen Trauben, besonders im Winter und Frühjahr erscheinen. Auch sie sind im tropischen Asien beheimatet.

Etwas kleinere, aber überaus zarte, oft sehr angenehm duftende Blüten bringen die Dendrobium-Arten hervor. Bei ihnen finden sich alle nur erdenklichen Farben. Die Blüten stehen teils einzeln, teils in Trauben an meist zylindrischen, etwas fleischigen Stämmen. Die Gattung besitzt etwa 1200 verschiedene Arten im tropischen und subtropischen Asien und Australien.

Rein tropisch-amerikanischen Ursprunges sind die vielen gelben oder weißen, gewöhnlich braungefleckten Blütentrauben und Rispen der Oncidium- und Odontoglossum-Arten, deren Blütezeit sich ebenfalls über das ganze Jahr verteilt. Besonders sei dabei auf eine prächtige Art aus Zentral-Amerika aufmerksam gemacht, nämlich auf Odontoglossum grande, das sich auch ohne große Schwierigkeiten im Zimmer kultivieren läßt.

Mit Odontoglossum nahe verwandt ist die Miltonia, mit prächtigen, bis 10 cm großen Blüten, deren rosenrote Blütenblätter sich alle flach in einer Ebene ausbreiten.

Nicht immer jedoch ist es leicht, den Bau der Orchideenblüte wiederzuerkennen, wenn wir mit so komplizierten und bizarren Typen zu tun haben, wie wir sie bei Acineta, Stanhopea und Coryanthes vorfinden. Bei ihnen, die meist schöne, große, leuchtend gefärbte, wachsartige Blüten haben, ist das Labellum meist in ganz raffinierter Weise gegliedert. Auch die schöngefärbten, einen feinen Duft aussendenden Aerides-Arten mit hängenden, langen Blütentrauben sind schon recht kompliziert gebaut.



Odontoglossum grande, eine Orchidee, die sich ganz besonders zur Kultur im Zimmer eignet

Bei der Fülle des Materials, das sich hier bietet, würde es langweilen, auf die einzelnen Gattungen noch weiter einzugehen, es sei nur noch erwähnt, daß besonders Lycaste, Trichopilia, Angraecum, Phalaenopsis, Phajus, Calanthe und viele mehr in jeder Orchideensammlung vertreten sein werden, die Anspruch auf einige Reichhaltigkeit machen kann.

Hin und wieder begegnet man wohl auch der Ansicht, daß die Orchideen zu den „fleischfressenden“ Pflanzen gehören. Das ist vollkommen irrig. Wohl aber gibt es einige Arten, die als Insektenfallen bezeichnet werden können. Bei diesen ist meist die Lippe reizbar und klappt, sobald das Insekt eine bestimmte Stelle berührt, nach der Säule hin zu, so daß das Tier mit den Befruchtungsapparaten in Berührung kommt. Nach geraumer Zeit, d. h. nachdem die Befruchtung meist erfolgt ist, öffnet sich die Falltür wieder, und das Insekt wird dann frei.

Schon der große Charles Darwin hat auf die bemerkenswerten Vorgänge aufmerksam gemacht, die sich bei der Befruchtung der Orchideen durch die Insekten abspielen. Es ist dieses ein großes und wichtiges Kapitel, das infolge Raummangels hier nicht näher erörtert werden kann, hoffentlich aber später einmal in einem besonderen Aufsatze behandelt wird.

Das Neue Sakrament

Novelle von Jakob Schaffner

An der hohen Klippe des Falkensteins prallte der letzte Strahl des Tageslichtes leicht brandend an, glühte auf, brach und splitterte, spielte leise blutend im Abschiedsfieber zu beiden Seiten der steinernen Rippen vorbei, und ergoß sich mehr verklärend als sterbend über das tiefer heraufdringende Heer der Tannenwipfel. Zwischen dessen dunkelm Grün hielt sich schon die erste Nachtbläue unruhig und noch grau bereit, um wie auf einen geheimnisvollen Naturbefehl violett aufzubrennen, und nach der lautlosen Vernichtung des Tagesrestes in ihrer Tiefe dunkel der hereinbrechenden Hochnacht entgegenzuschweben.

Die schmale Straße auf der Talsohle glitt schon offenkundig violett von einem träumerischen Waldvorsprung zum andern, glimmernd unter ihrem eigenen Staub, und losgebunden wie eine Magd, die Feierabend hat. Kurz hintereinander kamen noch drei Handwagen voll Reisig vom Wald herunter, die Erwachsenen an der Deichsel, die Kinder obendrauf, unter der heiß und starr nachglühenden Klippe vorbei. Die Augen wandten sich aber mehr nach der anderen Seite, wo zwischen herabsteigenden schwarzen Stämmen schon Finsternis braute. Dorther und von hinten aus dem Gebirg wehte auch bereits die erste tagfremde Kühle.

Neben der Straße her lief wie ein Wiesel oder ein Spion der Bach, rannte zehn Schritte voraus, hockte still oder gluckfend hinter einem Felstrümmer, tändelte eine Strecke mit den Wagen Schritt haltend mit, und schreckte stahlweiß aufschäumend vor einem schmalen Steg zusammen, der wie eine Falle oder eine gespenstische Drohung hier welt- und lebenfern von einem Ufer zum andern lag. Hastig untersuchend quirlte und trieb der Bach auf der Waldseite rückwärts, kam drüben stoßweise und eiliger im Halbkreis zurück, und stürzte sich blindlings über die Steinschwelle hinab, als wollte er einer Gefahr, die nach ihm griff, oder sich selber entlaufen, weil hier jeder Aufenthalt ängstigte. Die kleinen Fuhrwerke waren vorbeigekommen, ohne etwas zu merken, und schon ein ganzes Stück weiter unten, wo das Tal anfing, etwas mehr Raum zu geben.

Seitwärts des Steges auf einem Baumstumpf hockte mit gespreizten Beinen, den Ellbogen auf einem Knie, das Kinn auf der Faust ein menschliches Wesen von unbestimmtem Alter, dunkel, brütend, ohne Regung, in murrender Einsamkeit, ein Vulkan noch ohne Feuerschein, planvoll und planlos: eine Seele am Rande des Abgrundes — Adolf Postermann. Wer ihn so gesehen hätte da kauern und stumm, bloß durch sein schweigendes Vorhandensein das Leben beknurren, seinen farblosen, zufälligen Anzug wie eine Strafe finster tragen, mit dem blauen Arbeitshemd und der alten Soldatenmütze ohne Schirm auf dem Kopf, hätte etwas von „untern Ständen" gedacht, sich an die Unsicherheit der Zeit erinnert und gesehen, daß er ohne Aufenthalt weiter kam. Den Holzfuhrwerken hatte Postermann wenig oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt; sie gingen ihn nichts an. Ab und zu ließ er einen prüfenden Blick über die gegenüberliegende Bergseite und den nun langsam verglühenden Felszacken gleiten, um den noch krächzend ein paar Raben kreisten, ehe sie in ihre Schlafstellen einfielen. Das Geschrei war ihm aus irgendwelchen Gründen lästig. Er war ein Mensch, der Stille und Unbeschrienheit brauchte. Dann spähte er flüchtig die Straße hinauf, und starrte wieder auf den Steg, wie er bisher getan hatte.

‚Über diesen Steg muß ich, wenn er kommt!' dachte er stirnrunzelnd. Etwas mißfiel ihm stets von neuem an dieser Aussicht. ‚Der Anlauf ist zu lang,' tadelte er sorgenvoll. ‚Hätte mir eine günstigere Stelle aussuchen müssen.' Aber er konnte sich nicht entschließen, jetzt noch zu wechseln. ‚Wirst alles stören und schließlich noch die ganze Sache verfehlen,' murrte er fatalistisch. Trotzdem hatte dieser Platz den unbestreitbaren Vorteil, daß man von ihm aus ein ganzes Stück die Straße hinunter und besonders hinauf, woher das kommen mußte, was Postermann erwartete, überblicken konnte. Auch eine etwaige Gefahr oder Verwicklung mußte von hier aus rechtzeitig zu erkennen sein, und von der Straße aus war man über den Steg nötigenfalls mit drei Sprüngen im Dunkel spurlos verschwunden. ‚Manchmal kommt noch solch ein verspäteter Radfahrer mit seiner Azethylenlaterne heruntergepreschst. Na, und das kann alles verderben.'

Noch eine andere Sache war da, die ihm seltsam vorkam und ihn beunruhigte, seitdem er seinen Posten innehatte, oder genauer gesagt, seit dem Nachtwerden. Wo kam dieser Lindenduft her, den der Abendwind plötzlich mit sich führte? Postermann wußte genau, daß hier weit und breit keine mensch-

liche Siedlung lag. Eine starke halbe Stunde abwärts kam man aus dem Tal ins Dorf und daran anschließend ins Städtchen, und zwei Stunden aufwärts hatte man zu steigen, ehe man den Luftkurort nur von weitem sah — eben den Luftkurort, nach welchem dieser Kommis heute hinaufgestiegen war, um die Wocheneinnahme zu kassieren. Und trotzdem der Lindenduft! Das ganze Tal schien manchmal geradezu voll davon zu sein. Na, ebenso merkwürdig war das doch, daß er, Postermann, gerade dabeistehen mußte, als im Laden von diesem Sonnabendgang die Rede war. Der Kommis hatte irgend jemand dazu bewegen wollen, ihn zu begleiten, weil es für ihn so langweilig sei. Im Grund hatte er Angst; das konnte ein geschärftes Auge sofort sehen und ein waches Ohr hören. Und genau genommen war es nichts als diese versteckte Bangigkeit, was Postermann angeregt hatte, sich einmal so „probeweise" dem Burschen auf den Weg zu legen. Immerhin saß er da und lauerte dem Kassenboten auf.

Auch Amseln hatte er hier in der Waldwildnis zwei- oder dreimal gehört. Wenn eine Sache gelingen sollte, dann mußte eigentlich alles dazu stimmen. Diese Amseln stimmten jedoch ebenfalls nicht. Dann: der Pirol. O, aus seiner Kindheit wußte er genau, wie der Pirol flötet. Sein Vater hatte ihn in den Wald unter den Baum geführt, wo einer sang, und das hatte er nie vergessen. Damals war er wohl etwa acht Jahre alt gewesen. Ein großer Stolz auf seinen Vater hatte ihn erfüllt, der ihm den Pirol konnte singen lassen. Lange saß er wühlend und dachte über den Pirol und dann über seinen Vater nach. ‚Na, laß den Vater. Hat er dich vielleicht als vermöglichen Mann zurückgelassen? — Nein, Vorwürfe werden ihm nicht gemacht, das begreift jeder. Aber auch das Nachdenken kann nichts nützen.'

Nun tastete er nach dem Stück Gasröhre in seiner Brusttasche. Auch ihretwegen war er zweifelhaft. Hatte er sie, wenn es nötig wurde, da bequem zur Hand? Abgesehen davon, daß ihm noch gar nicht klar war, wann dies „Nötigwerden" eigentlich eintreten sollte. Von Anfang gleich? Wenn geschrien wurde? Wenn es Widerstand gab? Und sollte er die eiserne Röhre nicht lieber wie einen Revolver in die hintere Hosentasche stecken? An all diesen Unsicherheiten waren nach seiner Meinung einzig dieser rätselhafte Lindenduft und der Pirol schuld. Übrigens — gerade jetzt war nichts zu riechen, aber dafür begann eine der Amseln zu zetern, als ob sie der Nacht entgegenschimpfte. ‚O, die Amseln sind nämlich ganz kühne und freche Gesellen!' nickte er. Vielleicht wollte sie mit dem Geschrei die Nachbarschaft einschüchtern, damit sie in der Nacht nicht angegriffen wurde. Jetzt erst, wie er unwillkürlich nach Lebensmöglichkeiten für Amseln ausblickte, bemerkte er, daß eine Doppelreihe von kalifornischem Ahorn die Straße begleitete. ‚Sind also auch Straßenräuber, die Amseln,' erwog er. Als ob ihn das etwas erleichterte, bewegte er sich einmal.

Die Straße erblindete jetzt langsam, während droben das violette Tagsterben begann. ‚Unerbittlich geht es ihm an den Kragen, diesem Tag! War er nicht ein Halunke, genau besehen? Na, wie alle andern.' Überall zwischen den Tannen brach nun das wartende Grau auf und begann violett zu bluten. Der Wald glich weithin einer ungeheueren Lichtschürfung, die aus Milliarden von geöffneten Nervenenden den leuchtenden Lebenssaft des Tages ausschied, selig und dankbar vor der Aussicht, unter dem silbernen Sternenblick der Nacht wenige Stunden der Versunkenheit und der Ahnung zu verbringen. Wie von einer Riesenhand berührt ergraute plötzlich der Fels, während im gleichen Augenblick der Himmel um Millionen von Meilen vor ihm zurückwich, als wäre er ein gerichteter Übeltäter. Auch der Mensch drunten in seinem Dunkel hatte den Lichtwechsel bemerkt. Unangenehm berührt blickte er auf. Postermann fühlte ein leichtes Frösteln. Kalt, wie ein Hauch aus dem Reich des Leblosen, ein Flügel des Todes oder seines vorausgeworfenen Schattens strich hinter dem Wartenden das erste Grauen der Nacht seufzend durch den erloschenen Wald herab. Der Tag war gewesen.

Auch Postermann seufzte. Eine Unruhe ging durch seine Glieder. War es nicht besser, ebenfalls nach Hause zu gehen, anstatt diesem Unglücksboten mit seinem albernen Geld aufzulauern? Besaß er denn einen klaren Begriff von allen Gefahren und Möglichkeiten des Unternehmens? Hatte er wenigstens einen festen Plan, nach dem er handeln konnte? Und dann dieser Steg! Selbstverständlich würde er poltern und Lärm schlagen, wenn man ihn in der Stille der Nacht beschritt, denn er war bloß für den Tag berechnet. Finster und tückisch, richtig unzuverlässig lag er da, und das Wasser gurgelte lauernd unter ihm. Jener Bach im Film, den er gesehen hatte, und der Steg darüber, die hatten natürlich weder gepoltert noch gegurgelt. Ganz einfach und programmgemäß hatte sich da alles abgewickelt, so daß nichts leichter schien, als im Abenddunkel am Waldrand einen Kassenboten abzutun, und mit dem Geld sich in die Büsche zu schlagen.

Das war nämlich der „Rest“, an dem es ihm vorhin beliebte, vorbeizugehen, Gott wußte, warum. Es war ja auch nicht schmeichelhaft, zu entdecken, daß man unreif und tölpelhaft einem Film auf den Leim gegangen war, und sich nun als den Blamierten zu finden, denn so etwas vergaß man doch seiner Lebtage nicht mehr. Nun, also. ‚Solch ein verdammter Dreck! Menschen verderben heißt das geradezu! Aufgebracht und erschreckt starrte er in den Bach.

Auch dies Wasser ließ nun plötzlich einen andern Ton vernehmen. Bei Tageslicht hätte es nicht gewagt, so zu zischen und mit den Steinen zu lärmen. War denn ein Kobold darein gefahren, einer von den schadenfrohen Teufeln, von denen die Welt bei Nacht wimmelte? Dann der schauernde Wind, der sich jetzt über dem Tal aufmachte — auch auf ihn war die irrende Seele eigentlich nicht vorbereitet gewesen. Alle Tannen seufzten tief auf über den verlorenen Sohn, als ob der Wald ein Vater gewesen wäre, und Postermann sein Sohn. Wieder der Vater! Davon hatte der Film ebenfalls nichts ausgesagt, daß einen unter Umständen solche Dinge erwarteten. Und das Tal selber — lag es nicht da wie eine Riesenwunde, in die man das dumpf grüne Förstertuch mit hineingeschlagen hatte, und aus der nun geheim und mit aufgebrachter Eile das Blut sickerte, bis der Rächer kam, von Gott gerufen und geführt? ‚Solche gemeine — Verführung!‘ murrte er, wieder an den Film denkend. ‚Und nur, um Geld aus den Leuten zu locken!‘ Ein ernstes Unbehagen überlief ihn. ‚Baum müßte man hier sein, um sich im Bild zu fühlen. Unsereiner hat da nichts verloren!‘ Ihm war, im Wurzelbereich des Waldes weine es wie von Müttern. Und jetzt stellte sich der Lindenduft wieder ein. Pfeffer in eine offene Stelle der Seele gestreut, so grimmte und biß ihn diese fliegende Sommerseligkeit. ‚Ein Straßenräuber!‘ murmelte er vor sich hin. Und wie kam ein Mensch wie er überhaupt dazu? Hatte er nicht seine Arbeit? Er legte Gasröhren, übernahm sich nicht und bekam genau soviel Lohn wie seine Kameraden. Ließ einer von ihnen sich zu derartigen Streichen hinreißen? Er suchte sie sich vorzustellen. Nicht einem konnte er es zutrauen. ‚Nichts ist schuld daran, als dies verdammte Kino!‘ murmelte er. Aber wieder ließ er einen Rest, an dem er scheu vorbeiging.

Postermann erhob sich unzufrieden. ‚Gehen wir also nach Hause.‘ Dann setzte er sich wieder; der „Rest“ zog ihn auf seinen Sitz zurück. Ihm war, als hätte er sonst noch einiges mit sich abzumachen. Denn den Film — er stieß spottend Luft durch die Nase — den hatten sicher viele Tausende vor ihm gesehen, und Tausende würden ihn nach ihm sehen. Wenn die nun alle hingehen und an der Straße Kassenboten auflauern wollten? Das war's. Ein übertrieben ordentlicher und Vertrauen erweckender Bursch war er ja nicht gerade, abgesehen von dieser Extratour. Bloß Übersicht muß sein. Einen Entschluß muß man einmal fassen. Also wie soll's nun weiter gehen in diesen schönen Zeiten? Hab' ich vielleicht das alles so kaputt gemacht? Na, also. Möchte verdammt gern wissen, wie man heute zu etwas kommen soll, ohne wenigstens einmal durchzugreifen. Jeder greift durch. Das ist doch wohl einzusehen. Aber gut, wirst also nicht durchgreifen. Ohnehin kann man keine Sache ganz überblicken, ehe sie fertig ist. Die gute freilich auch nicht, aber doch ist es wohl besser, etwas Gutes anzufangen als etwas Schlechtes.‘

Soweit mit sich im klaren, fing er jetzt an, zu fragen: „Was aber kommt für einen Kopf wie den deinen sonst in Betracht?“ Na, sehr viel schien es ihm nicht zu sein. Wieder stieß er Luft durch die Nase. „Zu wenig — entwickelt ist man, um mit Aussicht glücklich zu werden. Das begreift jeder. Immer dasselbe. Immer die Maschine.“ Dies jedoch nun zu lassen, wie es war, so könnte man doch immerhin — sagen wir: durch die nächsten Wochen eine Anzahl von notwendigen Werkzeugen verschwinden lassen, die der Verwaltung gehörten — immer verschwanden Werkzeuge —, und, wie das andere auch schon getan hatten, ein eigenes Geschäft für Installation aufmachen. Noch nicht genug, sonst würde es dafür anzuschaffen geben, aber dafür war Kredit zu finden, wie er gesehen hatte. Die Hauptsache: solche Geschäfte gingen immer; sie waren eben nötig, und man konnte nicht genug davon haben. Das neue Rohrnetz würde schadhaft werden. In den Häusern ging man falsch mit den Einrichtungen um. Dann noch ein braves Mädchen geheiratet, das womöglich Bett, Tisch und Schrank mitbrachte, und man war auf einmal ein wohl eingerichteter Bürger und ein ordentlicher Mann.

Plötzlich fuhr er horchend auf. Er hatte das Gefühl, daß ihm das Blut in den Wangen gefröre. ‚Da kann man sehen, wie man schreckhaft wird!‘ schoß es ihm durch den Kopf. Hinter dem Felsen, der jetzt öde und wie erledigt in die erloschene Luft ragte, ging leuchtend eine Sternschnuppe nieder. Ganz verwirrt stand er wieder auf. „Das wird doch wohl etwas anderes gewesen sein, als die Sternschnuppe!“ murmelte

er betroffen. Es war nun hier so dunkel geworden, daß er kaum noch Farben unterschied; bloß hell oder dunkel konnte man feststellen. Über den Tannenwipfeln gegenüber zitterte der erste Stern, stürzte herein, verblaßte und schwand weg, und erschien ängstlich in unendlicher Ferne von neuem, alles ein bißchen theatralisch, schien es Postermann. Irgendwo schrie eine Eule. Mit klagendem Tremolieren, halb sich lustig machend, halb einsam fröstelnd rieselte der dünne Klang über die schweigenden Wälder hin. Dann rauschte und gurgelte wieder nur der Bach, und die Steine mahlten und klunkerten auf seinem Grund.

Aber Postermann ließ sich nicht täuschen. Ganz deutlich hatte er das Pfeifen eines Menschen gehört, der sich durch Geräusch Mut machen will. Er kannte das genau. Das Herz ging ihm in harten, kurzen Stößen, und er spürte selber, wie ihm der Blick starr wurde. Jetzt — das waren Tritte, kein Zweifel. Unwillkürlich machte er eine Bewegung auf den Steg zu, um die Straße besser überblicken zu können. Dann fuhr er wie von einer Geisterhand berührt wild herum: die Schritte waren hinter ihm. Er dachte, er müsse aufschreien, mühsam hielt er den Atem in der Brust. Nun fing dies irre, flatternde Pfeifen wieder an, irgendeine Stelle aus einer italienischen Oper — Postermann mußte sie schon von einer Drehorgel gehört haben —, langgezogene, schmachtende Rhythmen, die der Mensch kunstvoll trillernd zur Tiefe kaskadieren ließ, aber bei jedem Schritt erlitt die Melodie eine kurze Unterbrechung, und daraus schloß Postermann, daß der andere auf dem abschüssigen Pfad abwärts hastete, um aus dem Wald zu kommen. Ein spöttisches Zucken irrte über sein Gesicht. Solange das Käuzchen rief, solange hatte das Pfeifen ausgesetzt, eine solche feige Bestie. Zwar, was hieß hier feige. Hatte nicht die ganze Gegend ihren Charakter tückisch und verbrecherisch verändert? Aus dem Tal war eine Schlucht geworden, aus dem Bachwinkel ein Loch, und aus dem Felsen droben eine kalt ohne Flamme lodernde Gesteinsleiche. Sich selber fühlte er plötzlich furchtbar hereingefallen; er konnte noch nicht genau sagen, warum. ‚Solch ein Pech!' flüsterte er erschüttert. Halb von Sinnen tat er einen fliehenden Blick um sich. Er hätte über den Steg davongehen können, aber hieß das nicht, sich vor sich selber verdächtig machen? Draußen herrschte außerdem noch ein irres Zwielicht, in welchem eine so lange, schwankende Figur, wie die seine, deutlich erkennbar gewesen wäre. Und mit diesem pfeifenden Kommis auf den Fersen nach der Stadt zurücklaufen? Ganz unmöglich war das.

Auf irgendeine geheimnisvolle Weise sah er sich plötzlich aus dem Angriff in die Notwehr versetzt. Vom ersten Beben darüber durchzuckt wandte er sich, zunächst noch ganz unschlüssig, dem Ankommenden zu. Er konnte sich absolut nicht vorstellen, was nun kommen werde, nur das Gefühl seines Unglücks nahm jetzt übermächtig in ihm zu. In diesem heißbeflissenen, elenden, ansteckenden Gepfeife zuckte ihn wie eine aufglühende Seelenlandschaft aus dem Gefilde der Glücklichen unerwartet der Anlaß in der Erinnerung auf, bei welchem er die Melodie zuletzt gehört hatte. Das war — immer tiefer bestürzt stellte er das fest — noch ganz unlängst in Begleitung eines drallen, kreuzbraven Mädels gewesen. Er sah das hübsche Kind zum Klang der Orgel auf einem fliegenden Schimmel frei über dem Erdboden hinschweben und lachend Ringe stechen. Von jeder Runde brachte sie einen erbeuteten Ring mit. Sie hatte ein weißes Kleidchen und schwarze Strümpfe angehabt, dazu eine rote Schleife um die Taille, deren Bänder feurig hinter ihr drein strudelten, solange sie fuhr. Und beim Lachen bekam sie immer ganz tiefe Grübchen in die Backen, so daß ihm das Wasser im Mund dabei zusammenlief. ‚Siehst du wohl!' sagte er zu sich in einem Ton, als sagte er: ‚Das hast du dir nun verscherzt!' Er hatte sie seither zwei- oder dreimal wieder gesehen. Mit unaussprechlich warmem Flügel wehte ihn eine reuevolle Sehnsucht an, und ein Duft umgab ihn, als ob er im Bannkreis eines Engels stände. Noch einen leise blutenden Blick sandte er dem entschwebenden Bild nach, dann erschien zwischen den Stämmen die finster schmächtige Figur — so erschien sie ihm: finster — schmächtig — des Kommis. Eben pfiff er noch gellend, trillernd, wie hilferufend. Plötzlich brach die Melodie erfroren ab, und auch die Schritte hörten auf, als ob der Mensch in den Boden versunken wäre. Im nächsten Moment war er tatsächlich verschwunden. Still, mit einem unauffälligen kleinen Seitenschritt hatte er sich hinter einen Baum vorläufig in Sicherheit gebracht. Doch hatte Postermann gerade soviel von seinem blassen Gesichtchen, dem Schnurrbärtchen, dem Strohhütchen auf dem Kopf und den Kniehöschen gesehen, um zu wissen, daß er sich nicht in der Person irrte. Einen Rucksack trug er auch auf dem Rücken. Aber jetzt wehte eine geradezu furchterregende Stille von seinem Platz her. Wie ein leerer Fleck in der Schöpfung — so empfand Postermann das unheimliche Verschwinden.

Etwa zwanzig Atemzüge lang herrschte

eine vollkommene Lautlosigkeit. Postermann stöhnte beinahe vor Überraschung. Er hatte nicht erwartet, daß es solche schreckliche Vorkommnisse geben könnte. Was brauchte sich der Mensch sofort hinter den Baum zu verstecken, obwohl noch gar nichts geschehen war? Keinen größern Schmerz hatte er zeit seines bewußten Daseins erfahren. Wie in einem glühenden und dazu vergifteten Fußeisen der Hölle gefangen kam er sich vor. Plötzlich war auch der Steg nicht mehr frei; dort stand ein glühender Dämon mit zwei nächtigen Engeln und sperrte den Ausweg. „Jetzt, Vogel, friß oder stirb." Eine Kälte stieg ihm aus dem Boden in die Beine und kroch ihm das Rückgrat hinauf. Zwei, drei Male wollte er gut zuredend sagen: „Nun komm schon hervor, Schafskopf!" Aber er brachte nicht einmal die Zähne dazu auseinander, geschweige einen Laut hervor. Von hoch oben in Bewegung gebracht rieselten rasch hintereinander unsichtbar einige dünne Geröllbäche durch die Dunkelheit. Einer davon endete im Wasser. Darauf war es bis auf das Seufzen des Windes und das Gewisper des Wassers wieder still.

Endlich ging Postermann wie versuchsweise die Tanne an, hinter welcher der Kommis steckte. Das Kerlchen wich erschreckt aber stumm nach der Seite aus. Es hatte also im Sinn, ihm eine höhnische Hartnäckigkeit entgegenzusetzen. Schwer betroffen, ja, bestürzt blieb er wieder stehen und regte sich eine ganze Zeitlang nicht weiter. Zur Probe trat er nach rechts; der Kommis glitt schnell wie ein Wiesel nach links hinüber. Postermann seufzte. Was hatte er getan, daß dieser kleine Halunke seiner Angst spottete? ‚Und ist nicht der Zugang zum Steg nun frei? Gott weiß, woher der Kerl die Kühnheit nimmt, mich zu foppen!'

Plötzlich ließ sich das Käuzchen in der nächsten Nähe hören. Es war, als hätte es sich ganz glücklich und aufgeregt vor Spottlust gerade auf den Baum gesetzt, um den sich dieses unheimliche Haschen einleitete. Da saß es und tremolierte, daß der Wald hallte. Postermann wurde allmählich übel zumute. Hinter jedem Stamm sah er schon eine schofle Figur stecken und ihn zum Narren machen, während sich ihm die Haarwurzeln zu regen begannen, und er anfing, rot zu werden. Plötzlich tat er einen raschen Schritt vorwärts und griff verzweifelt, was er zu greifen bekam. Er hielt einen dünnen Arm in der Klaue, der sich sofort hastig und mit gewisser Heftigkeit widersetzte. Es gelang dem Menschen sogar, sich loszumachen und hinter den nächsten Baum weg zu schnellen, alles dies schweigend und, wie es scheinen konnte, mit einer gewissen verächtlichen Akkuratesse. Aber Postermann hörte ihn nun in offener Angst atmen. Er hatte einmal solch ein todesbanges Tierchen in der Hand gehabt, und vielleicht war von ihm noch keine Kreatur, die Menschen einbegriffen, auch jenes hübsche Mädchen nicht, so geliebt worden, wie das warme angstzitternde Tier. Er hatte ihm, um es nicht lange leiden zu lassen, mitleidig eins mit dem Knüppel hinter die Ohren gegeben, aber beim Essen so ein sonderbares Gefühl gehabt, das ihn nicht zum Genuß kommen ließ. Etwas von jener tödlichen Liebe empfand er nun auch gegenüber dem vor Angst heimlich keuchenden jungen Blut hinter dem Baum. Gott sah wahr, er liebte es, und wenn es sich jetzt ergab, so wußte er nicht, was er mit ihm machte vor Befreiung, um nicht zu sagen: vor Erlösung. Aber es ergab sich nicht, und in Adolfs Seele stieg die Erbitterung um eine Marke höher.

Ein hohl rollender Ton von großem Umfang, aber eben hörbar, brach das Tal herunter, zerbrach an den vorspringenden Waldecken und blieb tief verdröhnend liegen. Der Stern über den Tannenwipfeln stand nun fest und blinkte streng in kaltem, richterlichem Licht herab. Das Käuzchen verstummte. So sprunghaft wie das erstemal unternahm Postermann einen zweiten Angriff auf den Burschen. Diesmal bekam er ihn am Rockschoß zu fassen, aber der Mensch schlug eilfertig und stumm mit der Faust auf das Tuch, so daß es seinen Fingern entglitt und wieder frei war. ‚Solch ein raffinierter Junge!' dachte Postermann anerkennend. Wieder war er ihm gut. Beim nächsten Sprung hatte er ihn am Kragen. Mit überraschender Geschwindigkeit führte der Kommis zwei Drehungen aus und tauchte ihm gerade zierlich gewandt unter dem Arm hindurch. „Warte mal, dich krieg' ich jetzt!" flüsterte Postermann heiß wie im Liebeskampf, machte einen Scheinangriff von links und fiel ihn unerwartet von rechts an. Jetzt hielt er ihn inbrünstig mit beiden Händen an der Brust gepackt, und so zog er ihn beinahe triumphierend hinter dem Baum hervor. „Hab' ich dich, Karnickel?"

Nun aber nahmen die Dinge mit ihm einen eilenden Verlauf. Als er so den Kommis vor sein schrecklich lächelndes, aber immerhin lächelndes Gesicht zog, tat der junge Mensch nur einen entsetzten Blick auf sein schimmerndes Gebiß, und fing sofort an, aus vollem Hals zu schreien. Er wehrte sich nicht mehr. Beim ersten Ton hatte es Postermann kalt überlaufen. Er fühlte sich er-

bleichen, und eine unübersehbare, jammergewärtige Wut erfüllte ihn. Wie einen Vertrauensbruch, eine krasse Bloßstellung empfand er dies bälgende Gezeter, das er nicht zu verdienen glaubte, das ihn beleidigte und herabsetzte. Zornig versetzte er dem Menschen einen Stoß, so daß er zwei oder drei Schritte gegen den Steg hin rückwärts taumelte. „Kannst nicht den Hals halten, Esel, verdammter?“ Der Kommis fiel hin, raffte sich still und schnell wieder auf, rückte das Hütchen gerade, das sich beim Sturz verschoben hatte, und sah seinem Gegenspieler mit bereiter Wachsamkeit ins Gesicht. Sobald Postermann sich wieder rührte, begann er sein Geschrei von neuem. Der ganze Wald und das Tal schienen rege zu werden. „Maulschellen müßte er haben! Einfach!“ Aber dafür war Postermann immer noch zu versöhnlich gesinnt. ‚Also, Mensch, so plärre nur nicht so!‘ wollte er immer sagen, doch der Kommis ließ ihn nicht dazu kommen. ‚Gerade wie wenn er totgeschlagen sein wollte!‘ dachte er erbittert und nun mit wutflackernden Augen, während er ihn stumm und ratlos betrachtete. Jetzt schien schon ein zweiter Kommis droben am Falkenstein zu antworten. Einer belferte tief im Wald, einer drunten die Straße herauf. Die ganze Nacht war voll schreiender Handlungsgehilfen.

Aber es kam noch mehr. Gerade vor dem Steg, über den das Ferkel nicht hinüber wollte und wollte, und als Postermann dachte, nun werde es doch die Gelegenheit wahrnehmen und ausrücken; warf sich der Kommis plötzlich in die Knie. „Gnade!“ schrie er mit überschlagender Stimme, während er ihm die Arme mit den gespreizten Händen entgegen hob. „Gnade! Ich will auch das Geld ausliefern!“ Schon ging er daran, seine Taschen auszuräumen. Ein Portemonnaie, Schlüssel, ein Messer, ein Taschentuch, ein Spiegelchen, ein Notizbuch, alles flog hastig auf den Waldboden heraus. Dann griff er mit fliegenden Fingern nach seinem Handgelenk und löste die Armbanduhr. Über der Straße saß das Käuzchen und begann wieder zu tremolieren. Es klang, als wollte es sich ausschütten vor Lachen. Irgendwo murrte ein Rehbock.

Postermann dachte, das klare Blut müsse ihm aus den Augen springen vor gerechter Raserei. Noch nie war er sich so hochanständig vorgekommen, dies Gott in tiefem Ernst zugeschworen. Bebend trat er dem Menschen um einen Schritt näher. „Du niederträchtige Kanaille, wer sagt dir denn, daß ich ein Räuber bin?“ fletschte er ihn mit bleichem Gebiß an. „Na, Worte lass' hören!“ Aber dem war der Ton plötzlich verschlagen. Wie abgewürgt starrte er zu dem schmerzlich schnaubenden Mann auf, der nun im Gefühl eines ungeheuren Verrates blindlings mit der rechten Hand nach der Brusttasche griff. Tief im Gehölz drin klang ein trockenes, hastiges Husten durch die Stangen; dort bellte ein Fuchs herbei. „Aber — wirklich —!“ suchte der Kommis noch zu erklären. Postermann stand wie warnend. Als nichts mehr kam, zog er seufzend die Leitungsröhre aus der Tasche. Noch einen gramvoll aufgebrachten Blick warf er auf das feile Gerümpel am Boden. Im nächsten Moment sank der Mensch mit zerschmetterter Hirnschale lautlos vornüber. Postermann hatte unter dem grimmigen Gefühl seiner Rechtschaffenheit hart zugeschlagen; der Hieb saß, wie er selber spürte, tief in den Schädel ein. ‚Der macht jedenfalls keinen mehr zum Raubmörder!‘ war darauf eine ganze Weile seine einzige Vorstellung.

Ziehen wir scharfsinnig vom Menschenherzen die Verhüllungen, wie von der Zwiebel die Schalen, so gewinnen wir mit aller Kunst keine andern Ergebnisse, als immer nur tränenreizende. Zu einem Raub war Postermann ausgezogen. Dann hatte er sich die Grundlinien zu einem ehrlichen Leben gerissen. Zuletzt stand er ziemlich kalt und mit nachschwingender Aufgebrachtheit vor einem Totschlag, ohne nun mehr von sich zu wissen, als vorher. Der Kommis lag da, eine Schulter unter dem Arm unter sich, den andern Arm vorausgestreckt, die Hand leicht und noch im Tod voll zierlicher Eigensinnigkeit in die Erde verkrallt. Der Kopf ruhte zärtlich auf dem ausgestreckten Arm, während sich auf dem eingeschlagenen weißen Hütchen langsam ein dunkler Fleck verbreitete. Postermann suchte sich vorzustellen, wie das darunter aussehen werde, aber er fand es sinnlos, und zudem wurde er nun müde. Er verlor das Interesse an der Sache. Nach der übermenschlichen Anspannung aller Nerven befiel ihn jetzt eine schwere, dumpf trauernde Gleichgültigkeit wie angesichts eines Unternehmens, das seinen Zweck verfehlt hat. Auch hiervon ahnte er bereits etwas, während er noch widerwillig und schon unter den ersten Stößen der Schwermut sein Opfer betrachtete. Mit dem Fuß wühlte er wie verloren unter den Habseligkeiten am Boden. Achselzuckend bückte er sich dann, um das Portemonnaie aufzuheben. Es enthielt nicht mehr als einige Mark. Darüber wunderte er sich kaum. ‚Solch ein Schauspielerchen!‘ Bestätigend stieß er Luft durch die Nase; die Einkassierung steckte natürlich im Rucksack. Eine zärtliche Regung wandelte ihn wieder an. Er hatte Lust, sich einzubilden, daß er

ihm gar nicht so sehr weh getan habe; es wäre ihm vielleicht etwas davon gelungen ohne den ziellosen Gram, den er seit dem Totschlag sich gegenüber hatte.

Um nur die Sache irgendwie weiter zu bringen, machte er sich daran, dem Toten den Rucksack abzunehmen. Dazu mußte er ihn zunächst auf den Rücken drehen, weil sich der Haken an der Seite befand, auf welcher er lag. Das Hütchen löste sich vom Kopf, rollte über die Böschung in den Bach hinein, und fing sofort an zu treiben und zu kreisen. Eigentlich hatte sich Postermann auf irgendeinen schrecklichen Anblick gefaßt gemacht, aber diese nach oben gedrehten kleinen Augäpfel kamen ihm so natürlich und beinahe sprechend vor, daß er sich zu nichts bewegt fühlte, als zu einer neuen Rührung. So hatte er im Leben sicher gehimmelt, während er den Mädchen allerlei listige und anzügliche Dinge vorbrachte.

Indessen fiel ihm etwas anderes auf. Am rechten Handgelenk schimmerte nun ein schmaler silberner Reif durch die Dunkelheit. „Sieh mal an, den hat er mir auch unterschlagen!“ murmelte Postermann. „Wohl von einem hübschen Mädelchen. — Na, das ist nun, wie es ist.“ Mit verfinstertem Gesicht zog er ihm den Rucksack aus. Halb gedankenlos, nur, um sich immer weiter in Unternehmungen unterzubringen, öffnete er ihn. Richtig, da steckte das Kassenbuch und hockten wie die Meerschweinchen im Finstern die Banknotenbündel beisammen. Er besichtigte sie obenhin und warf sie wieder in den Sack. Furchtbar gleichgültig war ihm nun dies blödsinnige Geld. Aber dies Bürschchen — was? ‚Also richtig angeulkt hat es dich mit seinem Geldbeutelchen und dem Ührchen, solch ein kleiner — Held! Also da begreift jeder!‘

Mit hoch aufquellender Bitterkeit im Mund und voll gärenden Lebensüberdrusses warf er sich den Rucksack des Kommis um und wandte sich zum Gehen. Nach einigen Sekunden schwelenden Brütens ging er auch. Der Rehbock grunzte und raunzte wieder im Gehölz, als ob er auf seinen Abzug ungeduldig wäre, um zum Wasser zu kommen. Mitten auf dem Steg kam ihn die Überlegung an, ob er nicht für das junge Blut da hinten vielleicht noch etwas tun könne, es zudecken, oder seine Sachen besser zusammenräumen? Er wurde mit der Frage nicht fertig. Gereizt und scharf angefochten von der Unübersichtlichkeit seiner Lage trat er aus dem Gehölz auf die Straße hinaus, und mit entschlosseneren Schritten trieb er sich abwärts dem Städtchen entgegen. ‚Jetzt wird es sich wohl zeigen!‘

Einmal gab es irgendwo in der Höhe einen schrillen Lärm, der plötzlich ausbrach, eine Weile anhielt, schwächer wurde und klagend verstummte. ‚Ein Vogelmord!‘ nickte er. ‚Morgen kann man unter einem Baum Häherfedern finden.‘ Aber er würde das nicht sein, obwohl morgen Sonntag war, und es an Zeit dazu nicht gefehlt hätte. Andere Entdeckungen warteten nun auf ihn.

Er war noch nicht lange gegangen, so kam ihm von unten ein Trupp Wandervögel entgegen. ‚Zehn Minuten früher, und alles wäre anders,‘ dachte er bewegt. Und dann: ‚Wirst nun mal versuchen!‘ Er grüßte sie und blieb bei ihnen stehen. „Na, wohin noch so spät?“ redete er die schwer bepackten jungen Leute in ernstem Ton an. Sie antworteten gern, wollten noch den alten Heidensteig auf der Höhe gewinnen, um dort zu biwakieren, und vergewisserten sich mit der Gelegenheit noch einmal, daß sie auf dem rechten Wege waren. Er bestätigte es ihnen. „Gut Heil!“ Sie trappten weiter. ‚Die Welt ändert sich immer,‘ dachte er. ‚Sie sagen „biwakieren“. Wir zu meiner Zeit sagten „platt machen“.‘ Ungemein alt und einer überlebten Generation angehörend kam er sich vor. ‚Gerade solch ein junges Blut war das, wie der stille Kleine dort hinten, an dem sie jetzt vorbeistiefeln und ahnen nichts davon. — Weiß Gott, wozu man berechtigt ist!‘ Und niemand hatte ihm das geringste angemerkt. Welches Gewicht sollte man nun also den Dingen beimessen? Schwer befremdet setzte er seinen Weg fort.

Heimlich klirrend sauste jetzt der Sternenwind aus der Höhe ins Tal herein. Wieder ging das unterirdische Rollen leise durch die Wälder: die Höhlen suchten Fühlung miteinander. Hinter dem Berg zuckte ab und zu ein Lichtschein herauf: unnennbare Entladungen vom Herzen der Nacht oder auch vom Dynamo des laufenden Jahrtausends. Durch die Sternenreiche lief eine Bewegung nach der andern wie durch reifes Sommerkorn; die Sonnenreihen schwankten einander hingebend nach wie Ährenwellen. Und taktmäßig schritt hier ein trübes, undurchdringliches Stück Erdenleben dem nüchtern hockenden Lichtkreis der Stadt zu.

Postermann hatte jetzt geradezu eine hungrige Sucht, noch mehr „Prüfungen“ anzustellen. Erkundigungen einziehen und sich umtun mußte man, wenn man hinter eine Sache kommen wollte. ‚Das begreift jeder.‘ Er fragte Kinder, die sich noch herumtrieben, nach seiner Straße und Hausnummer wie ein Fremder, der zu Adolf Postermann wollte und ihn unbedingt heute noch sprechen mußte. Welche kannten seine Wirtin und



Konzert. Gemälde von Emmerich Góth
(Große Kunstausstellung Berlin 1921)

schrien ihm ihre Weisungen zu, da sie ihn aus irgendeinem Grund für schwerhörig hielten. Im übrigen behandelten sie ihn wie eine ganz alltägliche Erscheinung. Sie spielten Ball, und er hielt sie auf. Mit zunehmender Bekümmernis ging er weiter. In einer besonders guten Lage befand er sich nicht; soviel wurde allgemach klar.

Darauf fragte er die Erwachsenen, und plötzlich bekam er den Einfall, sich nach dem Brotherrn des Kommis zu erkundigen. Auch die Großen gaben Bescheid, ohne sich etwas anmerken zu lassen. Keiner war darunter, der sich von ihm nicht unnötig aufgehalten fühlte. Noch vor dem Laden fragte er jemand und wurde etwas verwundert mit einem leichten Vorwurf im Ton hineingewiesen. Er trat ein. ‚Aber jetzt!' dachte er ergriffen. Sein Blick flatterte ihm voraus wie ein Schwarm Tauben. Sein Herz klopfte schwer, groß und einsam. Sonst war er ganz ruhig und auf die ungewöhnlichsten Dinge gefaßt.

Der Laden enthielt eine Wein-, Zigarren- und Delikatessenhandlung. Er fand dieselbe heitere, tüchtige Frau vor, die am Mittag den Kommis nach dem Kurort abgefertigt hatte, als er die Umstehenden zum Mitkommen anregen wollte. Postermann faßte sie mit einer gewissen fragenden Langsamkeit ins Auge. Immer schwieriger und verwickelter erschien ihm dies alles. Ja, er habe sich also doch bestimmen lassen, ihren jungen Mann — einen Moment stutzte er, weil ihm zu seinem Staunen einfiel, daß er nicht einmal dessen Namen wußte, obwohl er ihn totgeschlagen hatte — ihren jungen Mann nach dem Kurort hinauf zu begleiten. Dort habe er aber einen alten Bekannten getroffen und mit dem verabredet, über Nacht zu bleiben, und erst am nächsten Abend zurückzukommen. Einstweilen schicke er durch ihn, Postermann, hier die Abrechnung. Das alles log er mit dem stillen Gram eines Mannes, der sich auch in den hoffnungslosesten Lagen Umsicht und Sauberkeit schuldig ist. Unter den letzten Worten nahm er den Rucksack ab und legte ihn auf den Ladentisch. „Wenn Sie vielleicht nachzählen wollen —!"

Die Frau hatte ihn lächelnd angehört. Warum erforderte diese einfache Sache eine so bedenkliche Miene? O, danke, sagte sie, das sei ja nicht nötig, und schlimmstenfalls müsse der junge Herr selber für seine Abrechnung einstehen. Aber Postermann möge sich eine gute Zigarre aussuchen für seine Mühe.

„Hm!" brummte dieser unzufrieden. „Daß Sie den Leuten so unbesehen vertrauen — das sehe ich aber nicht ein —!" Finster und mit leidendem Ausdruck zog er die Augenbrauen zusammen und starrte die hübsche Frau wie drohend an. Immer war doch da diese Neigung von den Dingen, einen ungünstigen Verlauf zu nehmen! Man kämpfte und kam nicht von der Stelle.

„Aber ich kenne Sie doch ganz genau!" lachte nun die Frau über den Eigensinn verwundert. „Seitdem Sie in der Stadt sind, kaufen Sie hier. Auch unter den Rohrlegern habe ich Sie gesehen. Und heute mittag noch standen Sie da unter den Leuten, als der Kommis wegging." Sie hatte nun einmal keine Lust abzurechnen. Mochte sich ihr Mann morgen mit diesen Zahlenreihen abgeben.

Postermann starrte ihr noch einen Moment ins Gesicht und wurde bleich. ‚Auch die fängt an, sich zu verstecken!' dachte er, von neuem frierend. ‚Und das gleiche Spiel könnte wieder losgehen.' Plötzlich riß er sich herum. Beleidigt, ohne Gruß stolperte er aus dem Laden. Eine Zigarre hatte er auch nicht genommen.

Er war nun so weit, daß sich eine furchtbare Enttäuschung in ihm auszubreiten begann. Kahles, protestantisches Kirchenlicht umstrahlte ihn mit bläulichem Schein. Spätestes Christentum umwitterte hier geisterhaft alle Gegenstände. Bevor noch ein Polizist seinetwegen einen Finger rührte, war er schon gerichtet, von einer unfaßbaren Dämonie, kaum in dies Licht mühevoll aufgetaucht, wieder in den Schlund seiner dunklen Herkunft zurückgeschleudert. Und noch niemand hatte mit einem Auge über ihn geblinzelt. Keiner, der auch nur ahnte, daß er seit Stunden unter dem zuckenden Scheinwerfer des Hochgerichts einherging. Ein Wunder war das. Wahrhaftig, ein Sakrament konnte man es nennen, von dem das Augsburger Bekenntnis, soweit er es überblicken konnte, noch nichts wußte. Allmählich begannen ihm die Knie zu zittern. Als ob er eine Leiche seit Stunden umhertrüge und sie zum Kauf anböte, so, gerade so kam er sich vor.

Etwas später sahen ihn Männer, die zum Stammtisch gingen, mit einem Schutzmann sprechen. Es schien sich um eine lange, verwickelte Auseinandersetzung zu handeln, bei der der Zivilist mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, um sich klar auszudrücken, oder beim Schutzmann Glaubwürdigkeit für sich zu erwecken. Endlich gingen beide miteinander die Straße hinauf über den Platz mit den alten Linden, wo sie im Dunkel entschwanden.

Immer noch wehten die schimmernden Kornfelder der Milchstraße im blauen Wind der Ewigkeit. Die Sternennacht trat in ihre feierlichste Stunde ein.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Erinnerungen von Olga Wohlbrück:
Gelbe Schränke



Als Kind schon hatte ich zwei Leben. Ein Winter- und ein Sommerleben. Das Winterleben hieß: um halb sieben aufstehen. Um sieben Skalen und Czernysche Fingerübungen spielen. Aber wie spielen! Wenn einmal ein paar Noten unters Klavier fielen, dann stand Mama sicher mit einem um die Schultern geworfenen Morgenmantel neben mir und hämmerte die verunglückte Skala oder Übung mit. Rasend machte mich das! Ich konnte nie begreifen, wie sie den Anschlag auf die Entfernung hin — manchmal lagen drei bis vier Räume zwischen dem elterlichen Schlafzimmer und dem Musikzimmer — zu hören imstande war. Aber sie hörte ... hörte jeden einzelnen Ton. O Gott!!! Wenn ich mich um fünf Minuten verspätete, dann erschien sie in meinem Zimmer: „Was trödelst du wieder?“ Ich trödelte nicht. Ich torkelte vor Müdigkeit. Oder: „Du hast ja heute wieder Watte in den Fingern.“ Natürlich hatte ich Watte in den Fingern ... Schlaf! Und eine solche Wut tobte in mir, daß ich das Klavier hätte zertrümmern können. Ich gähnte, rieb mir die Augen.

„Mach' keine Faxen! Um halb neun warst du im Bett. Wenn du um halb sieben aufstehst, dann hast du zehn Stunden geschlafen. Das ist mehr als genug.“

Wie sich das die Großen so ausrechneten! Zehn Stunden Schlaf! ... Wer von ihnen kannte meine Abendqualen? Wer wußte etwas von dem schwarzen Bären mit den gespreizten Tatzen und den schnuppernden Nüstern, der gestern ganz langsam und leise aus einer Ecke des Zimmers auf mein Bett zugeschritten war, oder mich aus einer anderen Ecke der großen Stube unter dem furchtbaren Bann seiner phosphoreszierenden Augen gehalten hatte? ... Wer wußte etwas von dem atemraubenden Herzklopfen, mit dem ich oft auf das leise Schleichen hinter der Tür lauschte und den Augenblick nahen sah, da jetzt ... jetzt ... die Klinke niederging, um ein Gespenst in langwallendem feuchten Gewand hereinzulassen ...? Wer ahnte mein Grauen — wenn ein Mondstrahl durch einen Spalt der zugezogenen Vorhänge drang und auf eines der großen, schwarzgerahmten Bilder fiel, die meinem Bett gegenüberhingen? Wie furchtbar lebendig wurden die tagsüber so vertrauten Gesichter. Die Augen blinzelten — der Mund öffnete sich. Jetzt ... jetzt würde „es“ zu sprechen anfangen — etwas ganz Gräßliches sagen ... Ich schlug, allen Verboten zum Trotz, die Bettdecke übers Gesicht, stopfte die Finger in die Ohren, lag regungslos, mit fliegenden Pulsen, hämmerndem Herzen. Wie lange — ich weiß es nicht.

Geschlafen habe ich jedenfalls um halb neun nie.

Mein Urteil wurde gesprochen: „Du wäschst dich nicht ordentlich.“ Mama ging in mein Zimmer — prüfte die Schwämme nach, das verbrauchte Wasser, die Seife. Dann kam sie durch Wochen hindurch selbst um halb sieben täglich in mein Zimmer, weckte mich, beaufsichtigte mich bei der Toilette, ließ Fluten von eisigkaltem russischem Winterwasser über meinen Rücken rinnen.

„So — jetzt bist du frisch.“

Frisch? ... Aufgepeitscht — das war ich. Aber meine Finger waren steif vor Kälte.

„Spiel' ordentlich, dann werden sie warm und schmiegsam.“

Jahrelange — grauenhafte Folter.

Vielleicht war nur diese erste von den vier täglichen Klavierstunden der Grund, daß ich nicht Pianistin geworden bin. Denn selten hat wohl ein junges Mädel meines Alters so gut gespielt und das Klavier zugleich so gehaßt wie ich.

Mit Psychoanalyse gab man sich aber damals nicht ab. Und es war schon viel, daß Mama durch musikalische Betätigung abzulenken suchte, was an allgemeinem unklarem Kunstdrang in mir gärte und was mich hin- und herpendeln ließ zwischen Tonnen roter und blauer Tinte und — jeder kleinen Erhöhung — sei es Balken, Bank, Kiste oder auch nur Treppenstufe, die mir als Podium dienten, von dem ich die wildesten Monologe herabbrüllte und schluchzte.

Ich war kaum zwölf Jahre alt, als meine Eltern mir einen Bechsteinschen Konzertflügel schenkten. Aber das „Muß“ des vierstündigen täglichen Pensums fiel bald wie Meltau auf meine jubelnde und stolze Freude.

Wir lebten jetzt auf dem Lande, in der Ukraine, im Gouvernement Tschernigoff, wo Papa Generaldirektor eines Riesengutes und zweier Zuckerfabriken war. Mit tiefem inneren Groll sah ich dem Eintreffen eines neuen Hauslehrers, eines Studenten der Medizin, entgegen. Wieder einer, der meinem Innenleben fremd war und meinem herrlichen freien Dasein, das ich kaum zwei Monate lang in vollen Zügen genossen, ein Ende bereiten mußte!

Ich fühlte mich trotz meiner zwölf Jahre als junge Dame, die viel erlebt hatte. Denn

ich hatte bereits ein Jahr Moskauer Gymnasium hinter mir — das ich haßte wie das Klavier. Hatte durch meinen Widerstand gegen alles „Büffeln" ein Vierteldutzend Lehrerinnen an den Rand der Verzweiflung und zwei Lehrer, die täglich ins Haus kamen, zur verbissenen Resignation gebracht. Hatte auf dem Konto meiner Erfahrungen die alljährlichen Sommerreisen in die Bäder, nach Paris und nach Wien, hatte vor allem mein „Sommerleben", das Großmama, die große Künstlerin, mit ihrem charme, ihrer sich bis ins Greisenalter erhaltenen wundervollen Stimme verklärte, dieses herrliche Sommerleben, in dem die vier Klavierstunden täglich auf zwei herabgesetzt, die schauderhaften Lehrbücher nur mehr auf eine Stunde täglich zur Gewissensberuhigung aufgeschlagen wurden, dies herrliche Sommerleben mit seinen „dramatisierten" Spielen in dichtbewachsenen und verschwiegenen Gärten, mit seinen „Wohltätigkeitsvorstellungen für den Verschönerungsfonds", die Großmama leitete und bei denen sie einen Stab begabter Dilettanten um sich sammelte, der mit ihr als Star und Regisseur Vorstellungen herausbrachte, deren sich heute keine erste Bühne zu schämen hätte... Dieses himmlische Sommerleben in Großmamas Villa am Semmering, in der es nach wundervollem Parfüm und nach Büchern roch! Wie ein Rausch überkam es mich jedesmal, wenn die gelben Schränke sich auftaten mit ihren unzähligen Reihen von numerierten Bänden in blauer Pappe. Es war — der Bibliothekfundus des Linzer Theaters, das Großmama einst geleitet hatte.

Aus dem Duft dieser Schränke schöpfte ich wohl alles an Sehnsucht und Stimmung, was sich später zu Willen und Tat verdichtete.

Spielen ... Schreiben ...!

Alle Rollen spielen — alte, junge Frauen, Männer — Kinder ... Alles in Dialog bringen, was mir begegnete, mich bewegte...

Wie oft habe ich gebettelt: „Muz, laß die Schränke auf — ich will nur noch ein bißchen riechen! ..."

Und wie oft hatte ich mich gefragt, warum denn meinen zwei stattlichen Bücherschränken auch nicht annähernd dieser Geruch eigen war?

Das waren eben alles Fragen und Stimmungen, die ich tief in mir verschloß aus tödlicher Angst, es könnte ein Lächeln, ein Wort mich verletzen. Nur Großmama wußte von der magischen Wirkung ihrer gelben Schränke, und manches Mal, wenn Mama nicht zugegen war, riß sie mich an sich und fragte: „Willst du bei mir leben, wenn du erst groß bist? ... In Paris habe ich noch viele solcher Schränke, und dann wollen wir alles zusammen durchstudieren, damit du eine große Künstlerin wirst ... Pst ... das ist ein Geheimnis zwischen uns! ..."

So spann ich meine Sommerfäden hinüber in die ernstere einsame Atmosphäre meines Elternhauses. Was sollte mir aber — ein russischer Student, der mir als „Vorgesetzter" aufgezwängt wurde, bei dem ich mensa deklinieren und alle Wissenschaften, von Algebra angefangen, in mich hineinzufressen hatte? Der mit fürchterlichen Nägeln, unrasiertem Gesicht und in nachlässigem Anzug mir beim Unterricht und bei Tisch gegenübersitzen würde — sehr klug — o gewiß — aber unkultiviert, mit schlechten Manieren und dem Recht, mir Zensuren auszustellen? Mir —! Die ich doch gewiß hundertmal mehr von der Welt gesehen und innerlich erlebt hatte als so ein russisches Studentchen!

Schon der Name war mir unsympathisch: Ivan Stepanowitsch Popowski ... August Steppke ist sehr schön dagegen! — Feindlicher kann man einem neuen Hausgenossen nicht entgegensehen, als ich es tat. In meiner verbrecherischen Phantasie spielte ich sogar mit der Möglichkeit eines Eisenbahnunglücks, hoffte zum mindesten, daß die Troika, die ihn von der zwei Stunden entfernten Station abholen sollte, ihn in einen Graben werfen möchte.

Und dann erschien er eines hellen Wintertages. Groß, schlank, ungewöhnlich kultiviert, sehr gut angezogen. Schön. Ja — das auch noch!

Der Knicks, den ich bis dahin immer noch machen mußte, blieb mir in der Kniekehle stecken — als er mir die sehr gepflegte Hand entgegenstreckte und mich — was mir bis dahin noch von niemand geschehen war — wie eine Erwachsene mit „Olga Maximowna" ansprach.

Die erste Zeit ging alles sehr gut, und schon aus Eitelkeit strengte ich mich an. Allmählich aber spann ich mich wieder in die mir eigene Atmosphäre dialogisierten Fabulierens ein, die mich unfähig machte, den nüchternen Anforderungen meines Lernprogrammes zu entsprechen. Mathematik — verbohrt. Physik — eine Katastrophe. Weltgeschichte — ein spannender Roman, also fein! Nur keine Chronologie. Nur kein Kleben an Thronfolgen. Große Zeitumrisse — dramatische Konflikte, romantische Ereignisse — die waren mein Fall. Geographie?... Auch da nur, was mir durch Größe oder Seltsamkeit Eindruck machte. Den Niagara sah ich vor mir, wie wenn ich unter seinen gewaltigen Fällen Wasser getrunken hätte — aber meinetwegen hätte ich ihn nach Italien versetzt. Und warum Paris nicht am Jangtsekiang lag, der viel interessanter war als die Seine, und der Mont Blanc nicht zu den Kordilleren gehörte, die mich durch den Klang ihres Namens berauschten, war eben nur Schikane. Die Wolga hatte ihre Existenzberechtigung nur wegen der wundervollen Wolgalieder, die ich vom berühmten Slavianskichor gehört hatte, und die „schöne blaue Donau" gehörte zu Wien, wie ein Lannerscher oder Straußscher Walzer zu Großmama ...

Es war einleuchtend, daß mein Hauslehrer

diesen Standpunkt nicht gelten lassen konnte. Sein sanftes, ruhiges Beharren auf dem, was er als seine Pflicht betrachtete, weckte alle meine schlummernden bösen Instinkte. Sehr freundlich, aber noch viel entschlossener als er setzte ich seinen Bemühungen einen passiven Widerstand entgegen. Bereitete mich nie zu einer Stunde vor, jonglierte mich mit einer Geschicklichkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre, über alle Schwierigkeiten hinweg, verwickelte ihn selbst in Erklärungen über Dinge und Fragen, die eigentlich weit ablagen von dem Pensum des Tages und registrierte mit Entzücken sein ernstes Kopfschütteln am Ende des Unterrichts und die Worte: „So geht das nicht weiter."

Es ging weiter. Einen Monat ... zwei ... fast den ganzen Winter hindurch. Bis das Unerhörte geschah — bis eine große, ernste Beschwerde über mich bei Mama von ihm einlief; mit dem kategorischen aut — aut. Entweder ich lernte, wie es sich gehörte, oder er sähe sich gezwungen, das Haus zu verlassen. Denn bei meinen „großen Fähigkeiten" (das war ja nun wieder nett von ihm) läge es nur an meinem schlechten Willen, wenn ich nicht vorwärts käme ...

Diesmal ging Mama radikal vor, und ohne vorherige Drohung eröffnete sie mir eines Tages, daß sie mich zum nächsten Herbst als Vollpensionärin des in Kiew neu eröffneten Mädchengymnasiums von Zahartschenko angemeldet hätte, wobei es von mir abhinge, wie lange ich dort verbleiben würde. Iwan Stepanowitsch meinte, er könnte mich bei einigem Fleiß meinerseits zur sechsten Klasse (entspricht Untersekunda) vorbereiten. Dann brauchte ich nur zwei Jahre Gymnasiastin zu sein. Sonst — —

Wie haßte ich nun diesen schönen, ruhigen, sanften Menschen, der mir „das" angetan! Beinahe so sehr wie die alte Miß, die Mama ins Haus genommen, teils für sich als Gesellschafterin, teils um mich ein wenig unter Aufsicht zu wissen. Aufsicht! ... Das war so etwas. Ihre spinöse Altjüngferlichkeit machte mich rasend. Mich lustig gemacht habe ich mich nie über sie. Aber wie oft bin ich ihrem „oh dear me ..." und ihrem „it's shocking" mit meinem Schlitten und meinem schwarzen Pferd vor der Nase davongefahren in die weißen Schneefelder, oder im Sommer in den Kahn gesprungen und habe ihr das Wasser mit den Rudern in ihr vor Entsetzen erstarrtes Gesicht gespritzt.

Ganz gewiß hatte auch sie zu der drakonischen Maßnahme mit beigetragen, die mich von „Haus und Hof" vertrieb ...

O Großmamas gelbe Schränke ...!

Mit aller Kraft suchte ich mir ihren betörenden Duft zurückzurufen. Und als ich es nicht mehr vermochte, ersann ich mir einen neuen heimlichen Trost.

Nacht für Nacht schlich ich mich über die Treppe hinunter in den weiten Saal, wo an den Wänden auf hohen Regalen die prächtig gebundenen Monats- und Wochenschriften aneinandergereiht waren. Denn von der Deutschen Romanzeitung bis zur Gartenlaube waren meine Eltern wohl auf alle deutschen periodischen Schriften abonniert. Lesen hatte ich sie bisher noch nicht dürfen. Für mich gab es neben den ausgewählten Klassikern eine deutsche, eine französische und eine russische Jugendzeitschrift, Ottilie Wildermuth, Jules Verne, Cooper, Reisebeschreibungen, Biographien berühmter Männer und Frauen, deutsche Sagen, die Bibliothèque rose und russische Anthologien.

Meine Lesewut kam längst nicht mehr auf ihre Rechnung. Nachdem ich aber „so grausam" behandelt worden, entschloß ich mich zu meiner ersten großen heimlichen Lesorgie.

Heimlichkeiten lagen mir nie. Und ich litt Qualen, wenn bei Tisch die Rede gerade auf einen Aufsatz kam, den auch ich gelesen oder einen Roman, der mich selbst gerade fieberhaft erregte.

Man konnte es nicht begreifen, daß die Wirtschafterin, bei der ich in hoher Gunst stand, so viele Kerzen herausgab, und daß ich so schlecht aussah. Die beiden Tatsachen in einen Kausalzusammenhang zu bringen, wäre ihr nicht eingefallen.

Es wurde noch schlimmer, als ich, gesättigt von der Lektüre, plötzlich selbst zu Feder und Bleistift griff. Die epische Form aber — lag mir nicht. Alles mußte in Rede und Gegenrede aneinanderprallen. Die Erinnerung an die blaugebundenen Bücher aus den gelben Schränken kam mir für die rein technische Ausführung zu Hilfe.

Mein erstes Lustspiel fand ich unter dem Schreiben so überwältigend komisch, daß ich in meine Kissen biß, um nicht herauszulachen. Die darauf folgende Tragödie, die ich schrieb, mußte natürlich von Liebe handeln. Aber dies Thema hatte für mich etwas Peinliches. Ich kam ihm nur bei, indem ich die Handlung in eine ganz romantische Umwelt versetzte und meinen Gestalten phantastische Namen gab, um die mich heute jeder Dadaist beneiden würde. Nachdem ich mich mit blutroter Tinte in einer hochtrabenden Sprache ausgetobt und alles niedergestreckt hatte, was mir bei Lösung des Konfliktes noch im Wege gewesen, versuchte ich, der großartigen Schöpfung durch eine wilde Deklamation Leben einzuhauchen. Ich sah bald ein — daß mir „darstellerisch" die Tragödie nicht „lag". Nun versuchte ich es mit dem Drama.

Ich schrieb: „Der Geizige". Daß Molière schon vorher einen „Geizigen" geschrieben — focht mich nicht an. Molière hatte seine Auffassung — ich die meine.

Eines Nachts — während ich gerade mit heißen Backen im Bett lag und beim Schein der Kerze an meinem neuesten Werk arbeitete, ging die Tür leise auf, und Mama stand vor mir.

Rascher als der Blitz hatte ihre Hand mein Heft ergriffen und es unsanft mit meinen Ohren in Berührung gebracht. Sie

hatte in der Hast das Heft für ein Buch gehalten und, der eigenen Jugend gedenkend, einen verbotenen, heimlich heraufgeholten Roman gewittert.

„Schämst du dich nicht ...?" Sie kam nicht weiter. Stutzte, als sie meine Krakelfüße sah, blätterte in den von Blei und Feder zersäbelten Seiten, sah mich, die ich in verstocktem Schweigen aus dem Bett gesprungen war, verdutzt an.

„Hast du noch mehr geschrieben? ... Seit wann schreibst du? Wo ist das andere?"

Alles lag wohl verwahrt unter der zweiten Matratze meines Bettes, und mit vereinten Kräften förderten wir nun meine Literatur ans Tages- oder vielmehr Kerzenlicht. Endlich waren die Hefte beisammen in Mamas Händen.

„Nun sage mal, Kind, hast du denn nicht am Tage Zeit genug? Wer hindert dich zu schreiben, so viel du willst, wenn du mit deinen Aufgaben fertig bist? ..."

Da brüllte ich in zitternder Nervosität: „Aber ich werde nie fertig mit ihnen — nie werde ich fertig!"

Büffeln, Aufgaben machen, Klavier pauken und — zwischendurch noch, wie man zu einer Handarbeit greift — das schaffen, worin sich meines Innenlebens tiefstes Walten zum „Licht emporrang" ... Ja ... wenn hier Großmama wäre! Die würde mich verstehen! Die ...

Und nun kam das Unerwartete, die nicht auszudenkende Glückseligkeit: Großmama sollte wirklich kommen, um zwei Sommermonate bei uns zu bleiben. Die Kerze wurde mir plötzlich zur Sonne, mein mäßig großes, hübsches Schlafzimmer, mit dem schmalen Tisch zwischen den zwei Fenstern und dem altväterischen Ohrensessel in der Ecke, zu einem prunkenden Festsaal. Und dieser Saal — tausendmal schöner, großartiger und glanzvoller, als je einer in Wirklichkeit zu finden war, dünkte mich zu gering, um die Wonne und das Hochgefühl zu fassen, die mich erfüllten. Das Wunderbarste aber war, daß dieses Hochgefühl auch am nächsten und an allen folgenden Tagen mich nicht verließ. Daß es kaum verstärkt wurde durch Papas Verfügung, mir meiner Schlafstube gegenüber ein großes Arbeitszimmer einzurichten. Ein richtiges Arbeitszimmer: mit Diplomatenschreibtisch, Bücherschränken, Sofa und — dem degradierten alten Klapperflügel in der Ecke. Erst allmählich kam ich zu dem Bewußtsein, ein wie herrliches Geschenk ich mit diesem Zimmer erhalten, und ein wie liebevolles Eingehen auf mich es bedeutete.

Der Unterricht wurde nun in diesem Zimmer abgehalten, statt unten im Saal wie bisher. Die erste, durchaus unironisch gehaltene Frage: „Schreiben Sie jetzt wieder etwas?" rückte mir meinen Lehrer um sehr vieles näher.

Ich schämte mich entsetzlich. Der Mann behandelte mich wie eine „Erwachsene", und ich lernte — um der Zensuren willen! Um nicht acht Tage Zimmerarrest zu haben, wie das vorgekommen war, oder um nicht zwei Wochen lang meine wundervollen Schlittenfahrten, mit der mir gleichalterigen Tochter unseres Gärtners als einzigen Begleitung, missen zu müssen ... Ich schlug ihm einen Pakt vor: ich wollte lernen so gut ich konnte — die Zensuren aber sollten aufhören. Wenn ich nachließe, sollte er sich nicht über mich beschweren, sondern etwas erfinden, was mich aufrüttelte. Er gab mir die Hand.

„Abgemacht, Olga Maximowna. Aber Sie versprechen mir auch, übers Jahr sind sind Sie in Kiew in der sechsten Klasse ...?"

Sehr von oben herab, und als ob es sich nur darum handelte, ein Gedicht auswendig zu lernen, sagte ich: „Selbstverständlich bin ich in der sechsten Klasse."

Es war hübsch bei uns zu Hause, daß viel Wichtiges und Großes sich abspielen durfte — ohne daß es durch viele Worte an das Licht gezerrt, verflacht und entwertet wurde. Papa vor allen wußte seine Kenntnisse eines Vorganges durch ein Lächeln, ein Wort mit leicht ironischer Färbung, zu verraten ... Und in solchem Augenblick grenzte meine Vorliebe für Papas Art an fanatische Schwärmerei.

Brausend setzte der kurze ukrainische Frühling ein und brachte uns Mittsommertage schon im Mai. Wir arbeiteten jetzt auf dem Riesenbalkon meines Zimmers, der von Blumen überwuchert war und zu dem die Düfte aus dem herrlichsten aller Rosengärten — wie ich sie ähnlich später nur in Gardone gesehen — emporschlugen.

Mit gemischten Gefühlen nahm ich die Nachricht auf, daß die jüngere Schwester einer meiner Moskauer Lehrerinnen, Lyda Flandin, die um mehrere Jahre älter war als ich, den Sommer bei uns verbringen sollte. Ich hatte kein Bedürfnis nach einer Freundin, vor allem nicht nach einem jener „Institutsfräulein", die eine Klasse für sich darstellten: zumeist auf Äußerlichkeiten gedrillte Puppen waren, die in Gottes- und Zarenfurcht erzogen wurden und in zwei Klassen zerfielen: die vornehmen Adelsfräulein, die für den Hofdienst vorbereitet, und die armen Offizierstöchter, die zu Gouvernanten für adelige Häuser herangebildet wurden. Lehr- und Erziehungsplan waren erstarrt in der vor hundert Jahren festgelegten Form. Genau wie die Institutskleidung, die Winter und Sommer in einem kurzärmeligen, in der Mitte gereihten blauen oder grünen Wollkleid bestand, mit tiefem, über die Schultern herabreichenden „Hofausschnitt". Ein dünner, rundgeschnittener, weißer Kragen verhüllte Wochentags und während des Unterrichts die mageren Blößen bis zum Ellbogen. An Sonn- und Festtagen war grand décolleté Vorschrift, und nur die weiße Schürze deckte den Rock von einer Vordernaht zur anderen ...

Lyda Flandin war durch die „Gnade der

Zarin" Freischülerin im Institut. Mit ihrer Schwester hatte ich, so lange ich bei ihr lernen mußte, auf Kriegsfuß gestanden. Und wenn ich gute Miene zum, wie mir schien bösen Spiele machte, so war es nur, weil meine Eltern mit dieser Einladung ein ausgesprochen gutes Werk taten. Als zweiter neuer Hausgenosse traf der um ein Jahr jüngere Bruder meines Lehrers ein — Dimitri Stepanowitsch, ein junger Agronom, der sich bei uns betätigen wollte — ein völlig ungeistiger, aber bildhübscher, allerliebster Mensch, der mich ohne mein Zutun zur Frühaufsteherin machte, indem ich das plötzlich unabweisbare Bedürfnis empfand, mich für unsere „auf dem dritten Hof" gelegene Milchwirtschaft zu interessieren, in der er sich als angehender Verwalter ebenfalls umtat.

Am Nachmittag wanderten wir zu vieren durch Garten, Park und Wald, wobei ich es gar nicht merkte, wie unendlich viel ich auf diesen Wanderungen lernte durch die langen und leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die Iwan Stepanowitsch, sei es durch ein mitgebrachtes Buch, sei es durch eine Behauptung seines Bruders oder durch eine aufgeworfene Frage von mir oder Lyda Flandin, mit der ich mich bald herzlich anfreundete, so prächtig anzuregen verstand. Wie eine Verheißung, aber wie ein Stern, der immer größer und strahlender aus der Ferne heranglitt — so war der Ausblick auf Großmamas Kommen. Bis endlich die ersehnte Depesche eintraf. Meine Eltern reisten ihr nach der alten Klosterstadt Kiew entgegen. Acht Tage war ich Alleinherrscherin!

Einen dicken Band könnte ich füllen, wollte ich all die wundervollen Stimmungen dieser acht Tage, den Rausch meines völlig selbständigen „hausfraulichen" Schaltens während dieser Zeit schildern: die Besuche, die ich in Vertretung meiner Eltern zu empfangen und zu bewirten hatte, die Ausfahrten, die ich ansetzen, die Ausschmückungen des Hauses, die ich anordnen durfte. Die fünfzehn Gartenmädchen hatten alle Hände voll zu tun, um die Rosengirlanden zu binden, die zum Einzugstag alle Tore der Höfe und Türen des Hauses zu zieren hatten. Und da mir nichts rasch genug ging, lud ich die Damen der Fabrikdirektoren ein zu helfen. Was war das für ein himmlisches Arbeiten auf der großen Hofterrasse, inmitten all des Duftes, und dann — um fünf auf der Gartenveranda der brodelnde Riesensamowar, die berghoch gefüllten Schüsseln mit marillengroßen Erdbeeren, die dicke, weiße Sahne — die noch warmen Mürbekuchen, die auf der Zunge zergingen, die weißflockigen „Striezel", die Kristallschalen mit allen Arten von Konfitüren ...

Die gute Miß, die sich längst mit „dem hoffnungslosen Fall", der ich für sie war, abgefunden hatte, entdeckte plötzlich meine „Ladytalente", nickte mir anerkennend zu und fraß unentwegt und genüßlich mit englischer Ausdauer und Ergiebigkeit, was die reiche ukrainische Natur und die hochentwickelte Kunst unseres russischen Koches als „Vorprobe" der kommenden Festwochen auf der großen Tafel aufgebaut hatten. Sie verstieg sich sogar zum Versprechen, mir einige Romane als Lektüre zu geben.

Endlich kam der große, ersehnte Tag!

Und vor dem feingepuderten kleinen Gesicht mit dem geistreichen Mund und den grün schillernden Augen, vor dem leisen Klirren der Ketten und Reifen, vor dem Duft ... ja dem Duft der gelben Schränke, der sich gegen die Hunderte von Rosen durchsetzte, die Großmamas Ankunft grüßten — versank alles, was mir in diesen letzten Monaten des Lebens Lust und Fülle gewesen, in ein Nichts zusammen. Kein armes, vernachlässigtes Aschenbrödel hätte in diesem Augenblick des Wiedersehens herzbrechender geschluchzt, keines leidenschaftlicher aufgeschrien: „Nimm mich mit! Laß mich nicht hier ... nimm mich mit ..."

Es war rätselhaft. Es war niederschmetternd für Mama. Und es ist mir selbst bis zum heutigen Tage fast unerklärlich. Aber es war. Der Hauch des Unwirklichen hatte mich gestreift. Und dieser Hauch aus einer anderen Welt war stärker als alle Segnungen, als alle Schönheiten der Wirklichkeit.

Mit Großmama war mein fast gleichalteriger Vetter Georges gekommen, der in Paris das Collège besuchte und von Großmama er- oder vielmehr verzogen wurde. Ich kannte ihn als boshaft und heimtückisch. Er hatte mich als kleines Kind oft in den Arm gekniffen, und wenn ich aufschrie, dreist jede Schuld abgeleugnet. Er hatte das Talent, herzbrechend zu weinen, ohne eine Träne im Auge. Später — als dieses Schluchzen nicht verfing, klebte er sich hinter dem Arm Tränen aus Speichel an die Backe. Ich mochte ihn nicht leiden. Aber in diesem Sommer kamen wir uns näher. Eine frühreife Galanterie war in ihm erwacht, die ihren Höhepunkt erreichte, als ich ihm einmal eigenhändig seine beim Reiten geplatzten Unaussprechlichen zusammenflickte.

Großmama suchte uns, ihre zwei Lieblingsenkel, durch ein gemeinsames Interesse noch näher zu einen. Sie ließ uns zusammen einzelne Szenen aus Stücken lesen. Der Junge machte sich famos. Ich vergaß oft, daß er noch ein „dummer Bengel" war, und spann ihn mit jedem Tage mehr ein in mein so lange vernachlässigtes dialogisiertes Fabulieren ... Wir liefen aus dem Park hinaus, in den Wald hinein ... wir extemporierten die herrlichsten Stücke, spielten ein jeder zehn verschiedene Rollen in einer Stunde — es war fabelhaft. Nur meinem Ansinnen, die von mir bereits geschriebenen Stücke zu spielen, widersetzte er sich mit der ihm eigenen Bosheit. Erklärte, das alles sei „Dreck", und bekräftigte es, da ich ihn entgeistert

ansah, durch einen noch krasseren französischen Ausdruck, worauf ich ihm, ebenfalls nicht sehr salonfähig, ins Gesicht warf: „Piniouf!"

Eine fürchterliche französische Pöbelei entstand, mit prasselnd aufeinander folgenden Beschimpfungen, die fast in Handgreiflichkeiten ausgeartet wären, wenn nicht plötzlich helles Lachen hinter uns erklungen wäre und ein lautes: „Bravo, mes enfants, bravo ... allez toujours ... continuez!"

Das war Großmama. Sie war selig. In der Schulung strenger Selbstzucht, auf die meine Eltern so hielten, war mir die Ursprünglichkeit, auf die sie so viel Wert legte — verloren gegangen. Und zu Mamas großer Beruhigung hatte sie ihr erklärt, daß ich vielleicht schriftstellerische, aber keinesfalls schauspielerische Begabung hätte. Denn die müßte sich doch „irgendwie" und „irgendwann" einmal äußern! Intelligenz, Bildung und gute Manieren machten noch keine Schauspielerin aus! Wenn ich nur ein einziges Mal mir selbst „durchgebrannt" wäre ... Nun — diesmal war ich mir durchgebrannt. Und zwar ausgiebig. Mein angelesenes Vokabularium war erschöpft. Ich auch.

Großmama schloß mich in die Arme — gerührt und entzückt.

„Du hast Talent, mein geliebtes Kind. Du wirst Schauspielerin! Dafür sorge ich! Nun aber heißt es, deine Eltern davon überzeugen. Kommt her, meine Kinder ... hört zu!"

Am 11. Juli sollte mit großem Pomp Mamas und mein gemeinsamer Namenstag gefeiert werden. Für den Abend, zu dem bereits zahlreiche Einladungen ergangen waren, hatte Großmama ein musikalisch-deklamatorisches Programm zusammengestellt. Nun wollte sie mir und meinem Vetter eine Szene aus Molière einstudieren.

„Ihr braucht euch nur zu zanken, wie ihr es jetzt getan."

Gar so einfach war es nun doch nicht. Großmama kannte die Tradition des französischen klassischen Theaters und schenkte uns keine Luftpause und keine Klangkurve ...

Heimlich vor Mama nähte uns die Schneiderin die Kostüme nach Großmamas Angaben, erhielten die Herren, mein Lehrer und sein Bruder, den Auftrag, ein Podium für den Saal anfertigen zu lassen. Und dann harrten im Eiskeller wieder meterlange Girlanden ihrer Bestimmung, und alle Zimmer und Treppen waren durchweht von Rosenduft. Schon um fünf Uhr früh wurde leise in allen Räumen gehämmert, und auf den zwei aufgestellten nachbarlichen Gabentischen prangten als erstes je eine radgroße Torte, an die Großmama — das Haar noch in Papilloten aufgewickelt — zwei goldgeränderte und von Lyda Flandin in schönster Schrift ausgeführten Programme lehnte. Kaum war Großmama aus dem Saal, als ich aus meinem Versteck hervorstürzte und das Programm mit den Augen verschlang. Aber ich hatte nicht die Kraft, es zu halten. Ich rief immer nur: „Nein ... nein ... nein ... o Gott ...!"

Denn in der Mitte des Programms stand:

Der Geizige.
Drama in fünf Akten von Olga Wohlbrück.
Gelesen von Madame Ida Brüning-Schuselka.

Dann sah ich noch wie durch einen Nebel: Une scène du Bourgeois-Gentilhomme de Molière, jouée par Melle Olga et Monsieur Georges Wohlbrück.

Wenn ich so recht bedenke — so ist dieser 11. Juli in der Tiefe der Ukraine einer der größten und glücklichsten Tage meines Lebens gewesen ... Und kaum fass' ich es heute, daß ich so viel Selbstbeherrschung an jenem unvergeßlichen Abend aufbrachte, um das als erste Nummer auf dem Programm verzeichnete Adagio von Beethoven und das Mendelssohnsche Rondo zu spielen.

Was darauf folgte, weiß ich nicht mehr recht. Aber dann wurde ein rosenbekränztes Lesepult aufgestellt. Zu beiden Seiten wurden schwere silberne Kandelaber angezündet. Großmamas Schleppe raschelte über das Parkett, ihre Armringe klirrten, und dann hörte ich eine Stimme ... eine ganz fremde, sonore Stimme über die Reihen schweben ... eine Stimme, die meinen Namen nannte, die den Worten, die ich geschrieben, zu einem Leben verhalf, wie ich es mir in meinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hätte ... So daß sie mir entgegenschlugen wie etwas Fremdes, von mir Losgelöstes, etwas erschreckend Selbständiges und mich, ihren Schöpfer Vergewaltigendes ... Schließlich hörte ich nichts mehr. Wie ein schwerer, lähmender Rausch — so lag es über mir, und als dann der Beifall einsetzte, Bravorufe und Händeklatschen — da lief ich davon, lief die Treppe hinauf in mein großes, stilles Arbeitszimmer, wo ich mich wiederfinden wollte und von wo ich zurückprallte, weil ich es im Augenblick nicht erkannte — mit seinem in Hälften teilenden Wandschirm, seinen aufgestellten Spiegeln und zahllosen Kerzen, seinen auf allen Stühlen ausgebreiteten wunderlichen Kleidungsstücken und den drei, vier Frauen, die unter dem Kommando der Schneiderin wie die Irrwische hin- und herrasten, rote und weiße Töpfchen, Puderdosen und Stifte auslegten ...

Die Schauspielergarderobe für mich und meinen Vetter ...

Wie die Wilden stürzten sich die Stubenmädchen auf mich. Acht Hände waren um einen Fuß beschäftigt. Hinter dem Wandschirm schrie mein Vetter mir zu: „Eh dis donc ... ne me coupe pas ma réplique au moins."

Réplique ... Stichwort — ich wußte gar nichts mehr ...

Ich murmelte, leichenblaß trotz des aufgelegten Rots: „J'ai le trac, Georges ... Dieu, que j'ai donc le trac ..."

„Ah ben . . . fiche-moi la paix avec ton trac . . . t'es bête."

Das war das einzig Richtige. Seine Grobheit brachte mich halbwegs zur Besinnung.

Eine halbe Stunde später war mein Schicksal entschieden.

Noch drei, noch vier Jahre — dann kam ich zu Großmama.

Ich stürzte ihr zu Füßen, ich küßte ihr die Hände . . .

Es war ein wortloses Fragen und Zusagen. Ein Geheimnis immer noch zwischen uns beiden. Aber der Zukunftstraum wurzelte in Wirklichkeit.

Mama sagte: „Georges ist der geborene Schauspieler."

Von mir sprach sie nicht. Ich wußte, warum sie es nicht tat, und begriff sie. Aber helfen konnte ich ihr nicht. Meinen Weg sah ich vor mir . . .

Die großen Flügeltüren zur Gartenterrasse gingen auf. Alles strömte heraus. In der Mitte des breiten, von Rosen gesäumten Weges, in doppelter Manneshöhe flammte ein Transparent mit den schön gezeichneten verschlungenen Buchstaben D. W.

So groß war es, daß der dunkle Weg bis an das Waldgitter davon erleuchtet wurde.

Iwan Stepanowitsch und sein Bruder hatten tagelang daran gearbeitet. Ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung lohnte ihre Mühe.

Mama dankte bewegt für die Aufmerksamkeit. Ich drückte nur stumm die Hand meines Lehrers . . . Sprechen konnte ich nicht mehr. Nur seine guten Worte höre ich noch heute: „Möge das Licht, das einst von Ihrem Namen ausgeht, hundertmal heller sein, als das Licht, das von diesem Transparent über den Garten strahlt . . ."

Drei Tage später rüstete Großmama zur Abreise.

„Grüß' mir deine gelben Schränke, Muz!"

„Sie warten auf dich!" war ihre Antwort.

Hymnische Nacht. Von Ernst Lissauer

Da ich von der Herrlichen ging,
In süßesten Feuern entbrannt
Vom Kuß, den ich gab und empfing,
Funken an Stirne und Hand,

Und Mondlicht schwelgte und schwomm,
Und der Äther, geöffnet weiß,
In sanftester Helle erglomm,
Glanz troff wie schmelzendes Eis,

Da geschah's, daß silbricht entsprang
In erleuchtetem Hause Musik,
Und ich hemmte den seligen Gang,
Und das Lied weiß schäumte und stieg,

Und stieg zu des Mondes Zenit,
Und der Himmel schwelgte und schwomm,
Es spann durch die Nacht sich das Lied,
Daß weißer der Äther erglomm.

Da ruhen tiefer gestillt
Die Schatten von Mauer und Baum.
Es quillt das Lied und erfüllt
Den schweigend leuchtenden Raum.

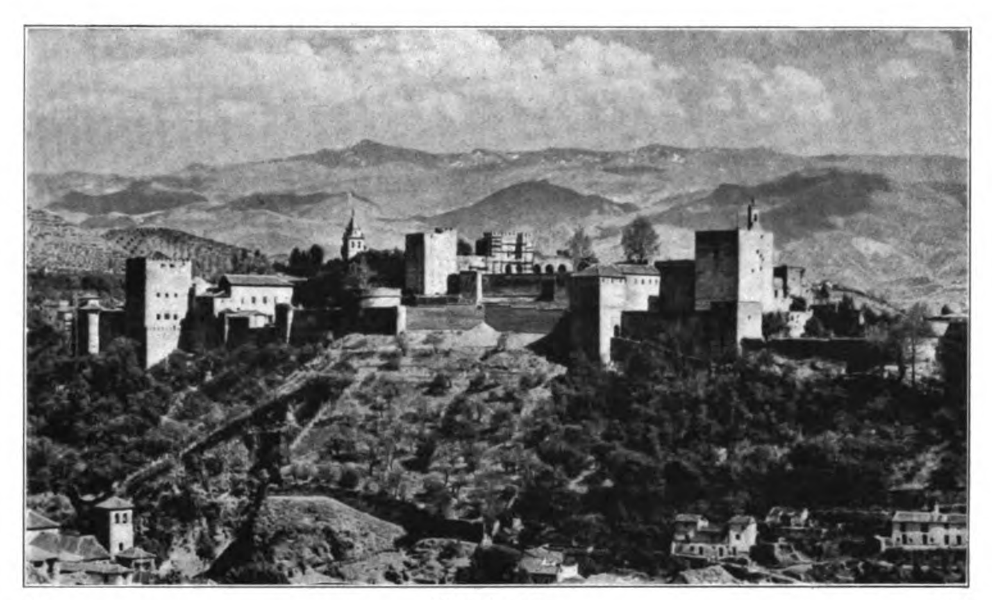
Da geschah mir's, das Herz mir ersprang,
Mitströmend im weißen Gebraus.
Es sang in fremdem Gesang
Meine Seele in fremdem Haus.

Und tiefer die Nacht sich stillte,
Und reicher das Lied ward vollbracht,
Und immer völliger füllte
Die Seele die offene Nacht.

Und tiefer der Äther sich dehnte,
Da ward Himmel nach Himmel enthüllt,
Und wie ich stand und mich sehnte,
War ich mir gänzlich erfüllt.

Die Wipfel aufwärts sich bogen,
Die Lüfte gedürstig sogen,
Raum ward und Grenze zersprengt.
Von mir vor fremdestem Hause,
Zu Haus in des Sanges Gebrause,
Die Kreatur ward getränkt.

Die Seele in schweifendem Scheinen
Floß um in Böden und Steinen,
Und schlüpfte und schwomm und glitt,
Und liebte mit Mauern und Steigen,
Mit der Gärten schwarzfunkendem Schweigen,
Mit der schimmernden Wipfel Gewimmel,
Und liebte mit Erde und Himmel
Die Frau, die sie innerst erkannte,
Von der sie da stand und brannte,
Die Kreatur liebte mit.



Die Alhambra

Unter Spaniens Sonne

Von Curt Hielscher

Mit 16 Originalphotographien des Verfassers



Wenn über meiner sonnenarmen Heimat das eintönig graue Wolkengespinst tage-, wochenlang schwerdrückend herabhängt, dann packt mich eine brennende Sehnsucht nach Spanien — — Sonnensehnsucht ist's! Da greife ich nach meiner Bildermappe, meiner Sonnenernte, und lasse mir den eingefangenen Sonnenglanz ins Herz strahlen. Und es erwacht in mir jene Zeit, da ich Spanien von den Firnhäuptern der Pyrenäen hin zum Tarifastrand, vom Palmenwald von Elche zu den vergessenen, halbwilden Hurdesbewohnern bis in seine entlegensten Winkel durchstreifte.

Und nun halte ich Zwiesprache mit meinen Bildern, und wir leben im Erinnern an jene Tage ungebundener Wanderglückseligkeit, da ich mit meiner Ica-Zeiß-Kamera, meiner treuen, unzertrennlichen Weggefährtin, in den fünf Jahren des Suchens und Findens, des Schauens und Erlebens in Spanien über 45 000 km zurücklegte und über 2000 Aufnahmen schuf.

Und wie ich auf meinen Wanderfahrten immer und immer wieder nach Granada zog, wie der Pilger zur Fontana Trevi, wenn er auch nur einmal aus ihren Wassern trank, so greife ich stets zuerst zu meinen Granadabildern, wenn ich die Mappe zur Hand nehme.

Granada! Sang und Klang liegt in deinem Namen, du Jubelakkord der Schönheit!

Und gar Frühlingstage in deinen Toren — — ein Wandeln auf Höhen des Lebens!

Der Lenz hat Blütenschnee über die Stadt geschüttet und um die Alhambra ein zartgrün Gewand gewoben. Wie viele Jahrhunderte schon hat er der roten Burg diesen Huldigungsgruß zu Füßen gelegt! Einst schmückten glutäugige Maurinnen mit rosigen Mandelblüten ihr nachtschwarzes Haar — — — Versunkene Zeit und Herrlichkeit! Blicken darum die Mauern der Burg so ernst in diese Lebenspracht des osterseligen Frühlingslandes?

Trotzig, mit grandioser Wucht ragen die Türme der Alhambra aus der Tiefe empor, in ihrem Rot wie flammende Riesenopferaltäre der Schönheit zum Himmel lodernd.

Man sieht es diesen Zyklopenmauern nicht an, daß sie Märchenpracht bergen sollen. Öffnet sich aber die Eingangspforte, betritt man den Myrtenhof, so fühlt man sich umhaucht vom Geist des Orients. Zierliche

Jaspis- und Alabastersäulen tragen die duftigen Bogen, die wie Spitzenschleier sich von Arkade zu Arkade schwingen.

Wie ein verträumtes Auge blickt die smaragdgrüne Flut des Wasserbeckens empor zum Himmel und zu dieser heiteren Herrlichkeit.

Und dann der vielbesungene Löwenhof, mit der Filigrankunst seiner Wandelhallen in berückender Zartheit und Anmut — — ein Feenmärchen, ein Gedicht von Stein mit den köstlichsten Rhythmen; Rhythmen, die Musik lösen, und Musik ist wohl auch die einzige Sprache, die solche Schönheit recht zu schildern vermag; vor der verstummt auch selbst der poesiegewandteste Mund.

Und in den Prachtgemächern welcher phantastische Reichtum der Ornamente! Wie Perserteppiche und Kaschmirschals wallt es an den Wänden hernieder in einer Farbenglut, als sei ein Regenbogen vom Himmel herniedergefallen und habe seine Fluten über die Wände ergossen. Und arabische Inschriften ziehen sich durch das Farben- und Rankenlabyrinth und preisen in überschwenglichen Worten die zauberhafte Schönheit des Raumes. So jubelt stolz ein Spruch: „Mich hat Gott mit einer solchen Fülle von Schönheit überschüttet, daß selbst die Gestirne am Himmel in ihrem Lauf gefesselt still stehen und auf mich herniederschauen."

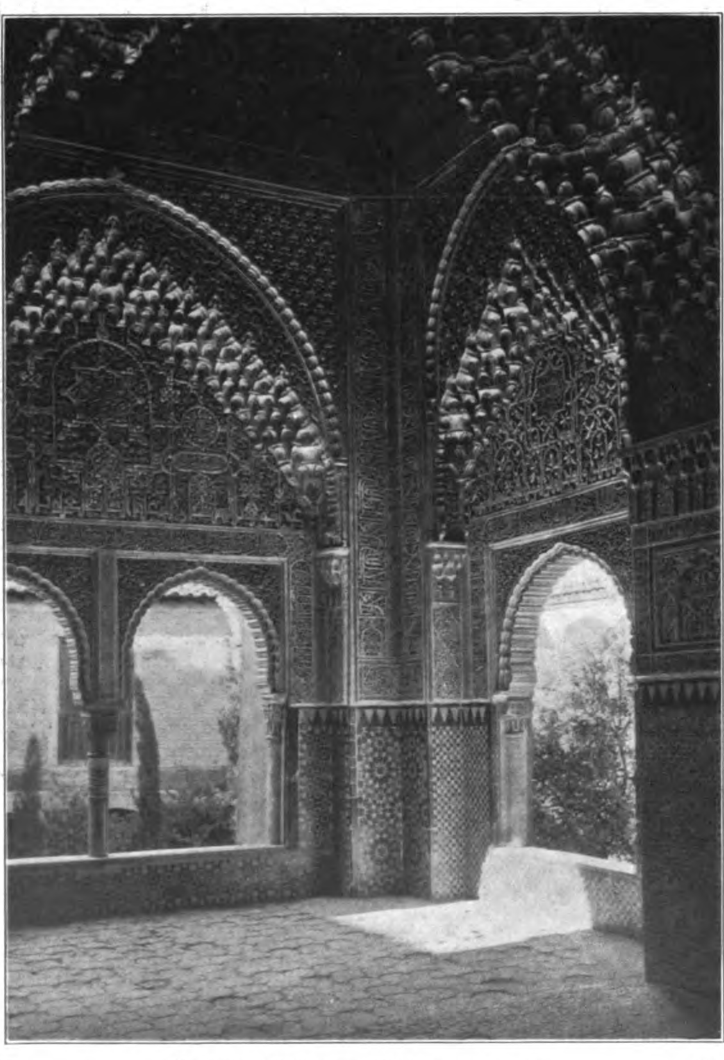
Und aus dem „Sitz der Bewunderung", wie die Araber den Mirador de Lindaraja nannten, dieses köstlichste Juwel der Alhambra, blickten die schönen Sultaninnen hernieder in den zierlichen, lieblichen Garten, aus dem der Duft von Rosen, Jasmin und Oleander balsamisch zu ihnen emporstieg und sie umschmeichelte. Wogendes Rankengewirr schwingt sich von Lorbeerbaum zu Zypresse und Orange. In der Mitte eine wunderfeine Brunnenschale, über deren Rand die Silbertropfen des Wassers herniederfallen; — — das singt und klingt, als wollte es erzählen von längstvergangenen Schönheitstagen.

Träumend, als habe man im Märchenbuch von 1001 Nacht gelesen, verläßt man diesen schimmernden Zauberpalast, diese Wunderblume des Morgenlandes, und die Lippen flüstern wohl jenen Wunsch eines arabischen Gedichtes, das über einer kleinen Nische steht:

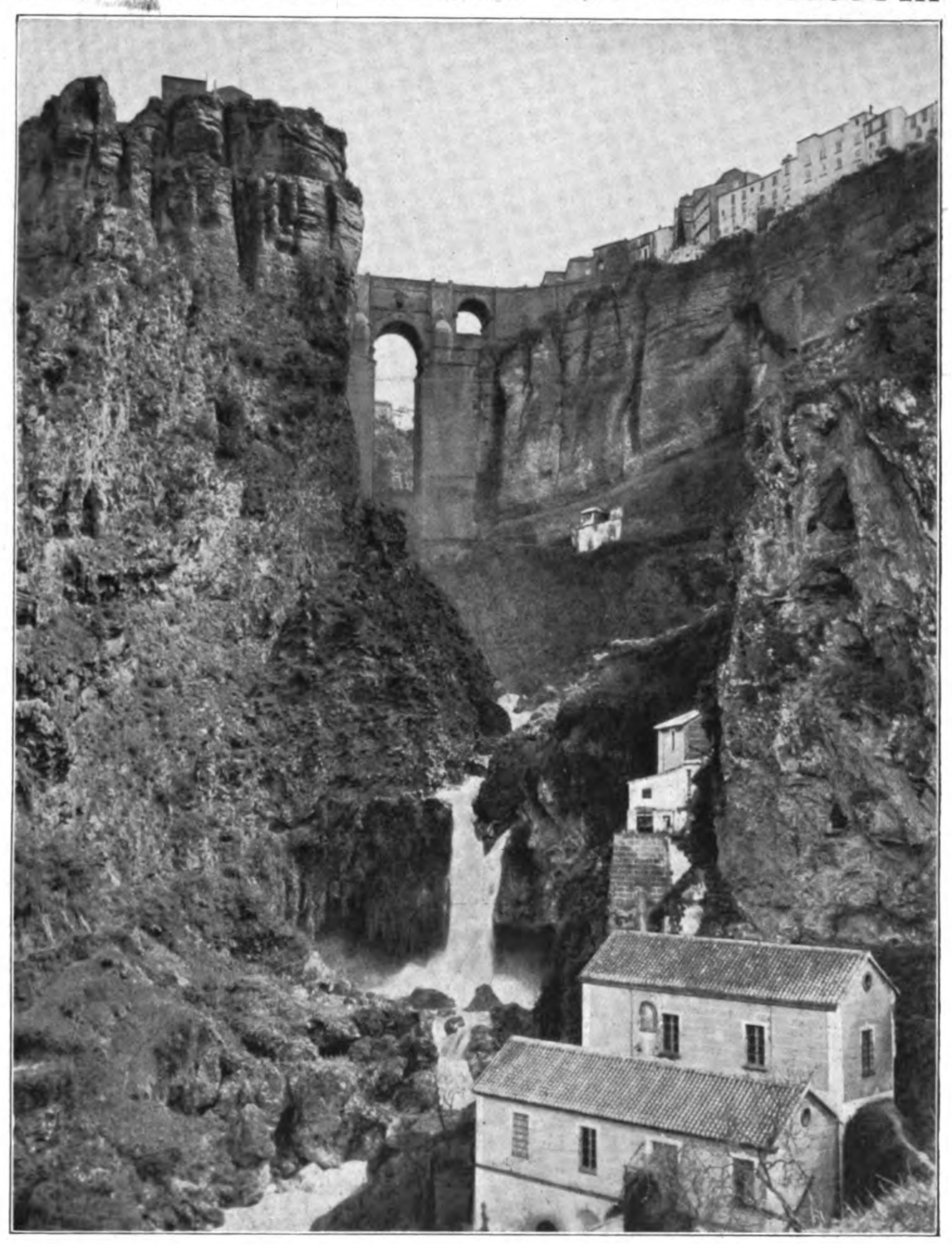
„Des Himmels Segen ruhe stets auf dieses Schlosses Hallen,
Solang' nach Mekkas heil'gem Haus die Pilgerzüge wallen."

nein: solange es überhaupt noch Sonnenwolkenpilger am Himmel und Schönheitspilger auf Erden gibt! — — —

Und war der Tag schon leuchten-



Granada-Alhambra: Mirador de Daraxa



Ronda

den Glückes voll, er wird mit aller seiner Schönheit restlos überstrahlt beim Sonnensinken, wenn des Weltalls Walterin ihr Goldnetz über das Land breitet. Wie in Blut getaucht stehen dann die einst kampfumtobten Mauern der Alhambra. Bronzegolden schimmert es über die Berge in die Weite und in Feuerflammen lodern die Schneehänge der Sierra Nevada. Allmählich erstirbt dieser Feuerzauber, ein kaltes Geisterweiß senkt sich auf die Schneegipfel herab; die Dämmerung breitet ihre grauen Schwingen aus und zieht den Sternenmantel hinter sich her. Nimmer zu vergessen!

Der Spanier hat das stolze Wort geprägt: „Quien no ha visto Granada, no ha visto nada!“ „Wer Granada nicht gesehen hat, der hat nichts gesehen,“ und ich möchte



Andalusischer Hof

y leal ciudad Mochagar, llave y amparo del reino de Granada." Ich schüttle den Kopf. „Schlüssel und Schutz des Königreichs Granada nennt sich heut noch Euer Nest? Ja, aber dies Königreich ging doch vor einem halben Jahrtausend, als die Mauren aus Granada vertrieben wurden, unter!"

Hier muß das Wunder geschehen sein, daß die Zeit stillgestanden. Unverfälscht maurisches Gepräge! — Die Häuser meist fensterlos, die flachen Dächer bilden oft die Straßenzeile der nächst höheren Häuserreihe. Die Frauen — obwohl Taufwasser über ihren Scheitel rann — verhüllen auf der Straße nach maurischer Art das Gesicht; hochgeschürzt, nacktbeinig schreiten sie, mit Amphorenwasserkrügen vom Brunnen kommend, die

hinzufügen: Wer Granada und seine Alhambra in leuchtenden Frühlingstagen sah, der trägt einen Talisman mit sich gegen alle Kümmernisse selbst in trübste Tage hinein, der kann in seinem Leben nie mehr ganz unglücklich werden!

Bild um Bild gleitet durch meine Hände — — und da — ein ganz seltsames Nest! — —

Ein sengend heißer Augusttag. Flimmernd und zitternd glüht die Luft über dem schattenlosen Ödland, müde hängt der Tag in der heißgläsernen Blauschale des Himmels. Stundenlanges, endloses Wandern liegt hinter mir und da — — eine Fata morgana! von Marokkos Küste herübergetragen? nein, Wirklichkeit! unmöglich! doch! es verschwindet nicht beim Näherkommen! ganz merkwürdig: Häuserwürfel über einen Berg geschüttet — —

„Wie heißt der Ort?" Scheu drückt sich der gefragte Bursche vorbei. Die Karte verrät den Namen nicht; doch endlich erfahre ich, daß ich angelangt sei vor „la muy noble

steilen Gassen empor. Mißtrauisch und neugierig blicken sie nach dem fremden Eindringling. Ich bitte die Verschleierten, mir für eine Aufnahme zu stehen; man sieht mich verständnislos an; denn man sah ja noch nie eine Kamera. Ich zeige eine Photographie und erkläre, daß ich auch von ihnen ein Bild machen möchte; man verweigert es. Endlich ist ein Mädchen doch dazu bereit, da aber eilt scheltend eine alte Frau herbei, schlägt auf das ungeratene Wesen ein — — weil es sich so wegwarf! Also hier im christlichen Land noch die Scham des Gesichts und Beachtung des muhamedanischen Bilderverbots!

Ein Alter, mit dem ich darüber plaudere, erklärt mir: „Ja, wenn ein Mädchen bei uns sein Gesicht nicht mehr verhüllt, aber die Beine verdeckt, dann ist an ihm nichts mehr zu verderben!"

Das stand fest für mich, ohne das Bild einer Verschleierten durfte ich nicht von hier fort. Und endlich glückte es doch im Einverständnis mit der Mutter eines Mädchens.

Froh des Fanges klappte ich meine Kamera zu. Mit Dankesworten hielt ich die Hand zum Abschied hin, doch betroffen wich die Verschleierte zurück und legte die Hände auf den Rücken. Aufmunternd rede ich ihr zu: „Sie können mir getrost die Hand geben, ich bin kein schlechter Mensch.“ Entschuldigend erklärt die dabeistehende Mutter: „Nein, so ist das nicht gemeint; aber es ist bei uns nicht Sitte, daß ein Mädchen einem Mann vor der Hochzeit die Hand gibt!“ — — —

Bietet dies kleine Erlebnis vielleicht einen Anhalt für die Entstehung der so viel gebrauchten Redensart, die der Freiersmann pathetisch an den zukünftigen Schwiegervater richtet: „Ich bitte um die Hand Ihrer Tochter“? — —

⌘ ⌘ ⌘

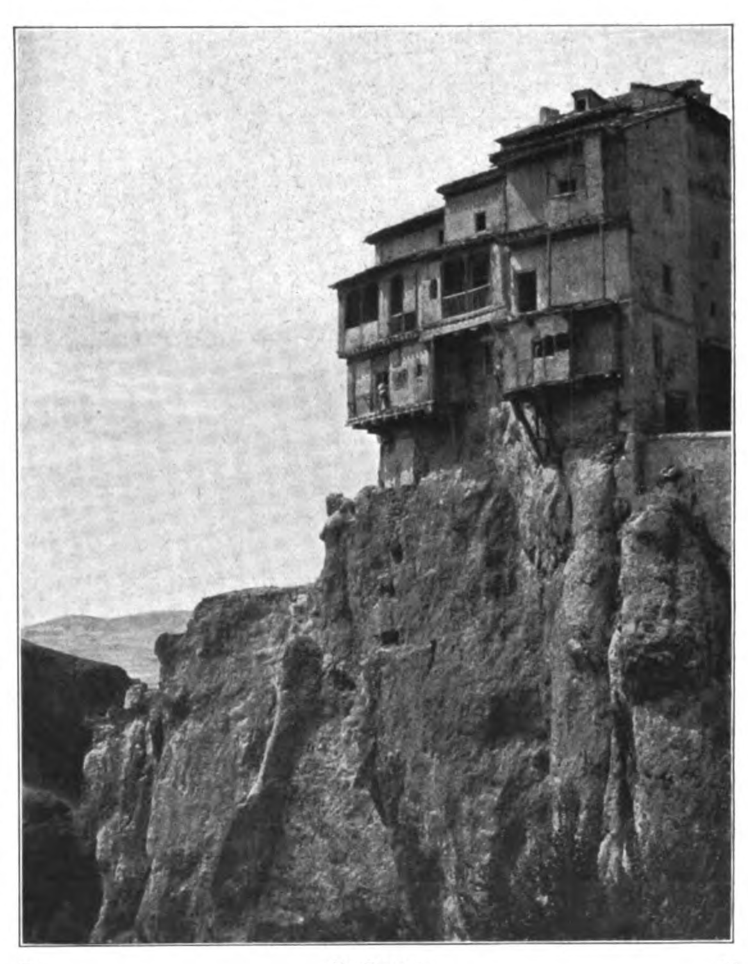
Eine ebenso große Überraschung bot mir ein anderer Streifzug. In der Ferne vor mir stieg Rauch aus der Erde eines phantastischen Erosionsberglandes auf. Hier vulkanische Erscheinung? ausgeschlossen! Und beim Näherkommen sehe ich, daß Menschen zwischen den Rauchsäulen einhergehen. Und da gewahre ich zu meinem Erstaunen, daß die kleinen, qualmenden sektpfropfenartigen Türmchen Schornsteine sind, die aus der Erde hervorragen. In ein Höhlennest geraten! Homerische Urwüchsigkeit! Die Bergtäler sind die Straßen; die Bergwände die Hausfronten, die Gipfel stolze Einfamilienhäuser; knorrige Riesenkakteen und speerbewehrte Agaven bilden hier und da das Vorgärtlein.

Stundenlang ziehe ich straßauf, straßab durch dies interessante Nest weltfremdester, weltverlorenster Ursprünglichkeit.

Freundlich erwidert man meinen Gruß, ladet mich in die Kühle der Höhle, labt mich mit einem Trunk Wassers, zeigt mir die Schätze des dürftigen Hausrates: das Lager auf der Erde, den Herd mit dem Kupferkessel, den Tonkrug, den Schemel, die Öllampe, das Heiligenbild.

„Arbeit?“ — „Ja, nicht viel. Was wir brauchen, das bauen wir uns da hinten in der Flußniederung an. Wir brennen Ziegel für die Leute aus der Stadt, die in Häusern wohnen.“ — Ein Bild beneidenswerter Bedürfnislosigkeit! ... Es gibt noch Diogenesnaturen ... Sie sind übrigens allenthalben in Spanien anzutreffen: Vor einem kleinen Bahnhof hält ein junges Bürschlein seinen Mittagschlaf, niemand sonst zu sehen, der mir mein Gepäck in den Ort tragen könnte. Ich wecke den Schläfer mit der Bitte, mir behilflich zu sein. Er dehnt sich glückselig faul, greift in die Tasche, zieht ein paar Kupfermünzen hervor und zeigt sie selbstbewußt mit den Worten: „25 Centimos habe ich heute schon verdient, mehr brauche ich nicht!“

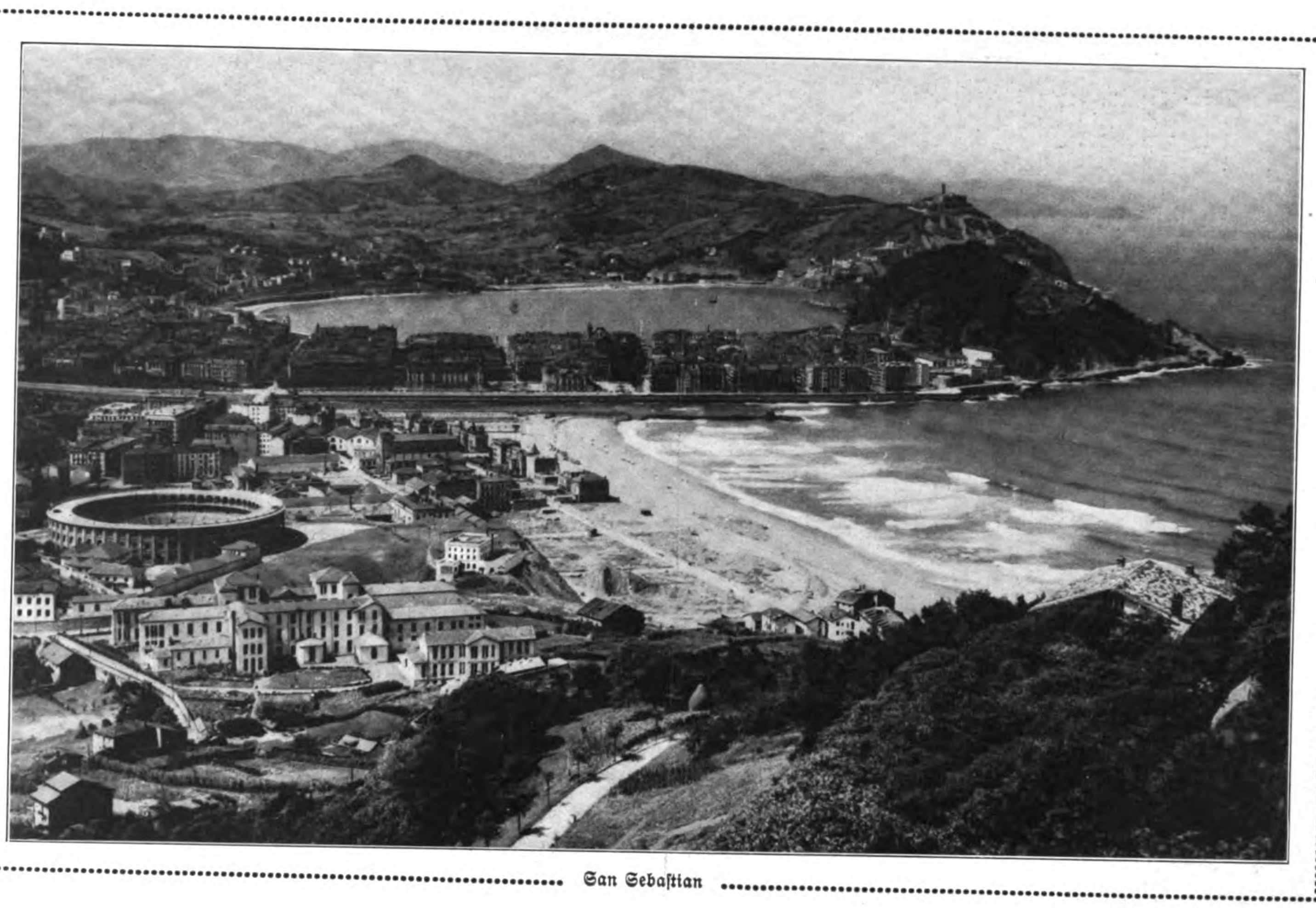
Dreht sich auf die andere Seite und dämmert wieder hinüber ins Traumland.



In Cuenca



Mochagar



San Sebastian

Nachdenklich lächelnd ziehe ich des Weges, des indischen Philosophen Wort im Sinn: Bedürfnislosigkeit ist Gottgleichheit!

Man zucke nicht wegwerfend die Achseln. Fleiß und Glück sind relative Begriffe. Und gerade die Ärmsten Spaniens verstehen die Kunst des Nichtstuns und des doch Frohlebens von Nichts meisterhaft. Sie brauchen nur im Sommer ein wenig Schatten, im Winter die liebe Sonne; dazu ein Stücklein Brot, eine Tomate, einen Schluck Wein. Die ganze Erde mit dem hohen Himmel drüber ist ihr Schlafgemach, die Straße ihr Arbeitsfeld. Sie tauschen mit keinem Herrn; sie sind selbst Herren, Herren ihrer Zeit — — — ein ungeheurer Besitz; warum sollen sie ihn nicht großzügig verschwenden? Wem Gott hilft, der kommt weiter, als wer früh sich vom Lager erhebt, sagt ein spanisches Sprichwort und die Bibel:

„Siehe die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht ... und euer himmlischer Vater ernähret sie doch.“ — — —

⌘ ⌘ ⌘

Andalusien ist das Land der lichten Höfe, die wie ein heiteres Lied das ganze Haus durchtönen. Das andalusische Haus ist nicht Außenbau wie unser Haus, sondern Innenbau; es kehrt nicht das Gesicht zur Straße, sondern in den Hof hinein. Nach außen sind die Häuser schmucklos, oft fast fensterlos, dem Vorübergehenden ein Geheimnis. Nach dem Hof zu Schönheitsentfaltung; da prunkt der Reichtum oder schmückt die Armut. Ein Gitter schließt den Hof vom engen Gang, dem Zaguan, gegen die Straße hin ab. Säulen tragen die Galerien, in die vom Hof aus die Treppe emporführt, auf die sich die Gemächer des oberen Stockwerkes öffnen. In der Mitte befindet sich meist ein plätschernder, Kühlung spendender Springbrunnen, von Palmen, Araukarien, Lorbeer, Orangenbäumen, Oleander und Blumentöpfen umgeben. An den Wänden buntfarbige Kacheltäfelung, Polstermöbel, Stühle, dann und wann ein Klavier, eine Guitarre in der Ecke.

Hier spielt sich fast das ganze Leben der



Im Palmenwald von Elche

Familie ab; hier empfängt man liebe Freunde und verbringt mit ihnen ein paar frohe Stunden bei Wortgefecht, Saitengezirp, neckend gesungenen Coplas, wohl auch einer graziös getanzten Sevillana.

Oder man lauscht allein dem Geplauder des plätschernden Brunnens und träumt in den azurnen Himmel hinein und knüpft das goldene Heut an das versunkene Gestern und das werdende Morgen. — Der Hof — die Seele des Hauses. —

⌘ ⌘ ⌘

Und nun ein ganz afrikanisches Bild: der Palmenwald von Elche, der einzige Palmenwald Europas. Ein Geschenk der Mauren; sie legten ihn an. Sie leiteten 5 km weit das Wasser hierher, um hier in der Wüste — denn nichts anderes war und ist die Gegend um Elche auch heute noch — eine Oase zu schaffen. Die Palme muß ja mit dem Fuß im Wasser stehen, während sich ihr Haupt im Feuer des Himmels badet. Jahrelang fällt hier kein Tropfen Regen!



Im Schmuck der Mantilla von Jerez

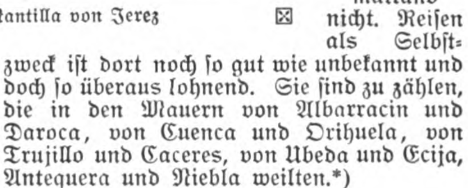
Über hunderttausend Stämme zählt der Wald; die jährliche Dattelernte beläuft sich auf etwa 400 000 Pesétas (4 000 000 Mark nach heutigem Geldwert). Auch aus dem Verkauf der Palmenzweige, die für den Palmensonntag durch ganz Spanien verschickt werden, fließt ein kleines Vermögen zurück. Aber es ist merkwürdig genug, daß die verkauften Zweige wachsgelb sind. Die Wedel der Palmenkrone werden nämlich monatelang zusammengebunden, dicht umwunden, und so dem Sonnenlicht entzogen. Dadurch verlieren sie das Blattgrün.

Mit diesen gebleichten Wedeln zieht die Jugend am Palmensonntag zur Kirche. Die Zweige werden vom Geistlichen geweiht und dann an den Balkonen der Häuser angebracht, um — — Blitzgefahr abzuwenden. So reichen sich Kirchenglaube und Aberglaube naiv die Hand.

Eigenartig ist der Blick vom Kirchturm der Stadt über die weißen Dächer des Ortes, über denen sich die Palmenkronen wie ein Baldachin neigen. Jenseits des Palmenwaldes umspannt das graugelbe Leichentuch der Wüstensteppe diese Insel des Friedens, und aus der Ferne grüßt der blaue Ozean in seiner stolzen Majestät. Tot und Leben hart im Raum bei einander.

⌘ ⌘ ⌘

Spanische Städte tragen kein Allerweltsgesicht; sie halten meist auf ihre Eigenart, wie sie die Patina des Alters ihnen gab. Aber wie wenig bekannt, wie so ganz unausgeschöpft ist doch noch Spanien. Sogar die Spanier kennen ihr Heimatland nicht. Reisen als Selbstzweck ist dort noch so gut wie unbekannt und doch so überaus lohnend. Sie sind zu zählen, die in den Mauern von Albarracin und Daroca, von Cuenca und Orihuela, von Trujillo und Caceres, von Ubeda und Ecija, Antequera und Niebla weilten.*)



*) Anm. der Schriftleitung: Wir weisen hier auf das von Kurt Hielscher im Verlag Wasmuth in allernächster Zeit erscheinende Kupfertiefdruckbilderwerk „Das unbekannte Spanien" hin, das überreichen neuen Stoff bringt.



In einer Wegschenke (Posada)

Zu den phantastischst gelegenen Nestern zählt Ronda.

Nichts Seltsames wähnt man dort zu finden, wenn man sich dem Ort nähert. Er liegt auf einem Gebirgsplateau inmitten eines weiten Gebirgszirkusses. Tritt man aber an das Geländer der Promenade, dann stockt einem das Blut in den Adern. Eine ungeheuere, wilde Schlucht klafft vor einem auf. Als hätten Gigantenfäuste diese Felsen auseinandergerissen.

Mit ungeheurer Gewalt donnern die Wasser über Felsblöcke hernieder, schlagen dräuend wider die Felswände, zerstäuben in tausend Lichtfunken und wirbeln und tosen weiter. Und hart neben dieser Unrast starren jäh zum Himmel empor die Felsmauern in unerschütterlicher Ruhe, wie steingewordene Schrift Gottes, wie tatverkündende Gewalten der Ewigkeit. — —

Und über den Wasserstaub baut die Sonne, die große Künstlerin, den Regenbogen, und ihr haben es die Menschlein nachgemacht: sie haben auch eine Brücke gebaut; hoch droben schwingt sie sich schwindelnd über den Abgrund; so hat man Fels mit Fels aneinandergeschmiedet, Stadtteil mit Stadtteil verbunden ...

⌘ ⌘ ⌘

Und nun eine weltbekannte Stadt am Meer in unvergleichlich schöner Lage: San Sebastian.

Wunderbar der Blick hernieder vom Monte Ulia, einem der Berge, die wie Wächter den Eingang zu diesem Paradies hüten.

Modellierend und malend hat hier die Natur ein Meisterwerk geschaffen. In zwei schöngeschwungenen Buchten schmiegt sich das Meer ins Land ein. Die tiefblauen Fluten werfen ihre weißen Perlenfächer an den Strand; wie ein Wundergarten Gottes liegt das Land zu den Füßen.

Und das Meer im Sonnenglanz! Ruhig liegt sein Silberspiegel da, nur ein Dampfer zieht eine zitternde Furche in die Flut, und der Blick schweift über die Wasser in uferlose Weiten empor zu Himmelshöhen, wo an den Toren der Unendlichkeit Meer und Äther in duftige Brautschleier gehüllt zum Vermählungsfest sich einen ...

⌘ ⌘ ⌘

Und da ... ein Stierkampfbild ... Eine Fülle der Erinnerungseindrücke bestürmt mich: Im Riesenrundbau der Arena tausende festes-frohgestimmter Menschen in ungeduldiger Erwartung des nervenpeitschenden Kampfspiels ... Stimmgetöse ... Farbenchaos ... duftige Spitzenmantillen, blumenbestickte Schultertücher, nervös zitternde Fächer, kohlschwarze, brennende Augen ... Beifallsjubel umbrandet die aufziehenden Stierkämpfer ... Willkommensgeschrei begrüßt den hereinstürzenden, gewaltigen Stier ... Verwegenes Spiel um Tod und Leben ... vergötternde Zurufe dem Tollkühnen ... vernichtendes, zynisches Hohngelächter dem Zaghaften ... da! — — — ein Farbenkreisel schleudert in der Luft — — — ein einzig gellender Schrei aus abertausend Kehlen! — — tot? — — nein! — — befreiendes Aufatmen! — — Weiter! sinnlose Wut des todgeweihten Stieres ... eiserne Ruhe seines stählernen Gegners ... er trägt den Tod in der Hand ... Da blitzt der Degen! — ein Orkan der Begeisterung braust über den Sieger und sein zusammenbrechendes Opfer dahin. Weiße Tücher flattern von allen Sitzen empor wie weiße Tauben ... Hüteschwenken ... Blumenregen ... gelassen selbstbewußt dankt der gefeierte Held. — — Fanfarengeschmetter ... ein neuer Kampf.

— — — — — — — — — — — — — —

Genug der Phantasie; zur Wirklichkeit des Bildes, das uns nicht in die Riesenarena von Madrid versetzt, sondern auf den Marktplatz des uralten Städtchens Sepulveda, fern der großen Welt; fern dem Schienenstrang, der fast 100 km weit von hier vorüberzieht.

Die Stadt begeht ihr größtes Fest: die Feria. Sie ist der Freudenbrennpunkt des Jahres.



Pic du midi (Pyrenäen)

Von allen Seiten strömen Männlein und Weiblein zu Pferd und Eselein herbei; man feiert ein Wiedersehen, man spürt wieder einmal den Pulsschlag der Zeit; vor allen Dingen aber lockt das Stiergefecht!

Schon seit Wochen bildet es für die meisten den einzig lohnenden Gesprächsstoff.

Da aber unser Städtlein keine Arena besitzt, so wird der Marktplatz zum Kampfplatz verwandelt. Munterer Hammerschlag tönt vom Morgen bis zum Abend. Behaglich blinzelnd blicken die Fensteraugen des malerischen, altehrwürdigen Rathauses auf das bunte Treiben zu ihren Füßen: endlich gibt es für sie wieder einmal etwas Sehenswertes zu schauen; ein ganzes, langes, langweiliges Schlummerjahr ist vorüber . . .

Und wohl jeder wallfahrtet hinaus die



Ruinen des Klosters Yuste

Endlich sind die Kampfstiere eingesperrt; erst am Nachmittag schlägt ihre Stunde.

Am Vormittag aber gibt es noch eine ganz besondere Volksbelustigung: man darf seinen Mut erproben einem jungen Kampfstier gegenüber, den man zu diesem Zweck herbeigeschafft hat. Da erntet man Lorbeer oder Spottgelächter. Was man am Torero geschaut, das versucht man nun selbst; doch harmloser ist alles: es fließt kein Blut: nur zerrissene Hosen und blaue Flecke sind ehrenhafte Gedenkmale an den großen Tag.

Wegstunde vor die Stadt, um die Kampfstiere zu bewundern, die von weither gekommen sind uud die man einstweilen im Gewahrsam auf der Weide hütet.

Am großen Festtag in aller Herrgottfrühe ist alles auf den Beinen. In fieberhafter Aufregung erwartet man das Einbringen der wilden Tiere.

Die Kühnsten zeigen ihren Mut; sie wagen sich dem Zug entgegen.

Eine Staubwolke auf der grauen Landstraße kündet das Nahen an. Und endlich nimmt das brodelnde Grau Form an: voran ein Lanzenreiter zu Pferd, hinter ihm die schwarzen Leiber der Kampftiere, von zahmen Stieren eingeschlossen, gefolgt von einem zweiten Lanzenreiter — — so jagt es daher, jagt durch die engen Gassen der Stadt auf den Marktplatz.

Wie Meeresbrandung schlägt es über ihnen zusammen: „Los toros! los toros!“ Brüllen, Johlen, Pfeifen, Kreischen, Toben.

⁂ ⁂ ⁂

Und du, Bild des Klosters Yuste, bescherteſt mir mit deinem Werden ein Schmuckstück für das Schatzkästlein meiner Erinnerung.

Beim Sternengefunkel war ich nachts aufgebrochen. Der Mond hing als Ampel über mir und erhellte mir den Pfad ins Unbekannte. — — —

Stunde um Stunde zerschmolz unter der Hochofenglut des Tages. Alle nur erdenkliche Mühsal des Wanderns: Höllenhitze! Durst! — kein Wasser! Meilenweit nicht Baum und Strauch — kein Schatten! Stundenlang kein Haus — keine Menschenseele — Einsamkeitsschwermut! Ein Fluß schneidet mir den Weg ab; nirgends eine Brücke! Also durchs Wasser hindurch und weiter!

Da — ein Hirt! o dies beglückende Gefühl, zu spüren, daß man nicht allein auf der Welt ist!

„Bin ich recht auf dem Wege nach Yuste?“ — „Ja; aber sag', woher kommst du, was bist du für ein Landsmann?“ Der treuherzige Bursche braucht gleich das brüderliche Du, als seien wir alte Freunde. Und als er hört, daß ich Deutscher bin, da ist seine Freude unbändig groß. „Ich komme mit dir bis zum nächsten Dorf; du mußt mir etwas von deinem Volk erzählen.“ — Der Krieg hatte schon einige Kunde in dieses Abseits der Welt getragen. Es war köstlich, was alles dies Naturkind fragte

und wissen wollte. Lesen, schreiben, rechnen waren ihm unbekannte Begriffe, er hatte noch nie eine Eisenbahn gesehen, war noch nie über den Umkreis seines Heimatdorfes hinausgekommen.

Droben am Berghang taucht ein anderer Hirt auf; ihm ruft er zu: „Mensch, komm herunter!" „Warum?" „Ich will dir eine ganz seltene Sache zeigen!"

Mit Riesenschritten kommt sein Freund herab. „Nun, was gibt's?" Und mein Begleiter zeigt auf mich und fragt überlegen stolz: „Weißt du, was das ist?" „Nein!" — „Du, das ist ein Deutscher!" Der andere: das hören, meine Hand nehmen, sie zwischen seinen Riesenfäusten zermalmen und dabei einen Begeisterungsfluch ausstoßen, war eins. Nie hat ein Bewunderungswort, eine Huldigung für mein Vaterland mir tieferen Eindruck gemacht.

Er zog mit; noch andere gesellten sich zu uns; der Sonntag lockte sie ins Dorf. So hielt ich mit Triumphgefolge meinen Einzug. Hin zur Schenke, zum Glase Wein, zur wohlverdienten Rast.

Dann wieder Aufbruch. Ich gehe an den Schenktisch und will unsere Zeche begleichen. „Ist schon erledigt." — „Nein, Sie täuschen sich; ich habe noch nicht bezahlt." — „Sie sind mir nichts mehr schuldig; Pepe hat alles



Hochzeitstracht von Lagartera

geregelt.“ — Mein Freund, mein Führer! — —

Ich trete auf ihn zu: „Das geht doch nicht, daß du für mich bezahlst.“ Da antwortet er in selbstverständlich schlichter Art: „Du bist der Gast unseres Landes, du bist auch mein Gast!“ — — — Patina der Kultur! — — — „Nein, ihr habt den ersten Trunk auf das Wohl meines Vaterlandes getan; dadurch wurdet ihr meine Gäste; mir steht das Recht zu!“ Nach vielem hin und her fügte man sich endlich, aber ich mußte versprechen, beim Wiederkommen ihnen die Ehre zu erweisen, Gastfreundschaft zu empfangen.



Der Marktplatz von Sepulveda als Stierkampfarena. Stierkampfspiel als Volksbelustigung

Herzerquickt wanderte ich weiter.

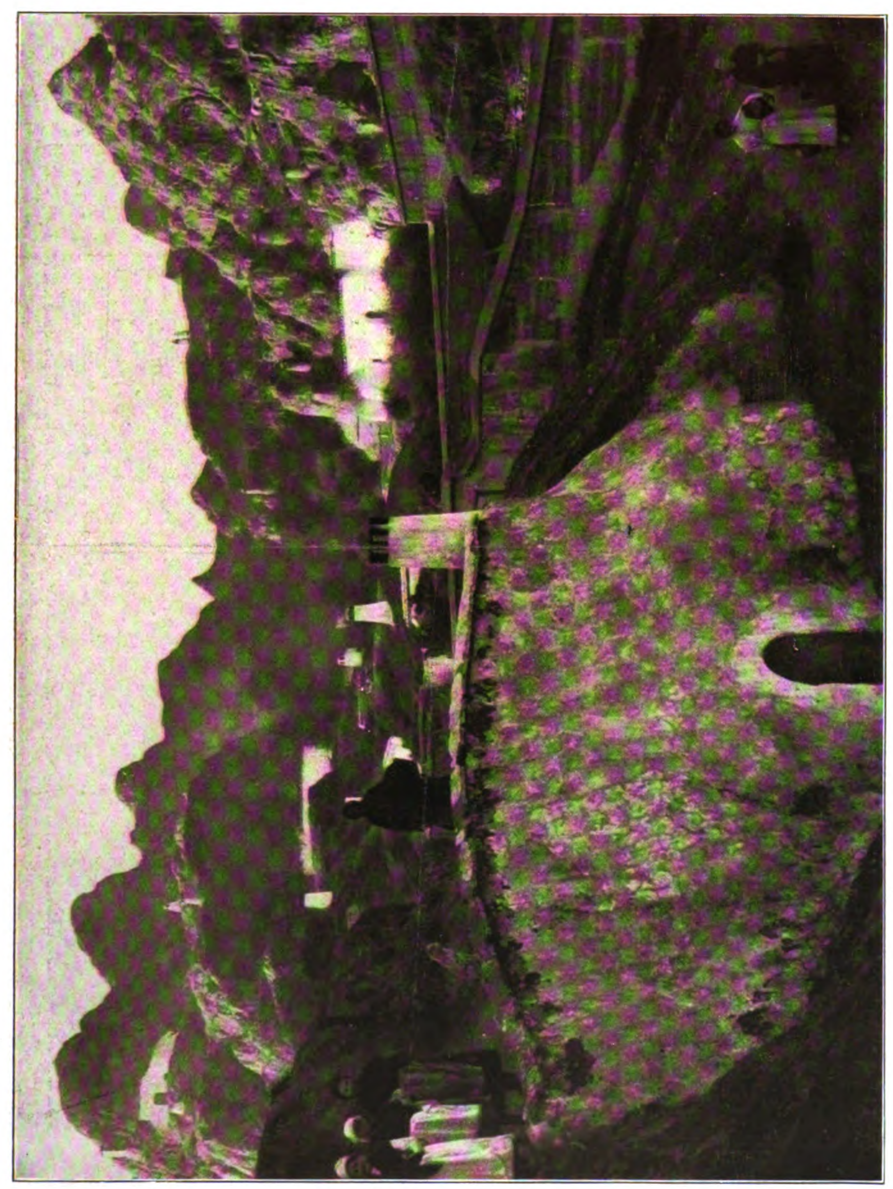
Und endlich stand ich vor der Klosterpforte von Yuste. Sie tat sich eben auf. Auf einem Eslein ritt der weißbärtige Abt heraus, beschattet von einem grünen Sonnenschirm — o, dies liebe Spitzweg-Bildlein!

Ich grüße den ehrwürdigen Vater: „Kann ich im Kloster zur Nacht bleiben?“ „Nein, leider nicht“ — — Enttäuscht stoße ich hervor: „Aber wohin soll ich da denn heute noch? Ich bin schon 50 km unterwegs, komme von Navalmoral.“ „Zu Fuß? Unmöglich!“ — „O doch. Ich bin Deutscher, ich will die Stätte schauen, die der Deutsche Kaiser Karl V.

für alle Kronen der Welt eintauschte und wo er die Augen schloß."

„Sie sind Deutscher? Selbstverständlich dürfen Sie nicht weiter!"

Und doch ist dies ein Ort, in dem man wohl sinnen mag über die Endlichkeit aller Dinge, über den Ausgang alles irdischen Glückes. — Durch diese Hallen wandelte einst jener



Andalusisches Höhlennest

Und man hat mich rührend verpflegt. —

Man führte mich durchs Kloster, das einst die Franzosen zerstört haben. Schutt und Moder haben im Kreuzgang den Vernichtungskampf weiter geführt. Über den Trümmern aber triumphiert sieghaft das ewig junge Leben der Natur, den Verfall des Alten verschönend.

Weltenherr, der zum Weltflüchtling wurde...

— — — — — — — — — — — — — — —

Beim Nachtmahl saß ich als räudig Schäflein mit an der Tafel der Mönche, und sie sorgten treu brüderlich für mich.

Am andern Tag, lange, lange vor Sonnenerwachen, wurde ich geweckt.

Herzliche Abschiedsworte — — ein dienen-



Albarracin

der Bruder leuchtet mir mit der Laterne durch den düstern, uralten Park. Das Klostertor knarrt — — krachend fällt es ins Schloß, und ich stehe wieder draußen in der Welt, vom silbernen Mondlicht umrieselt. — —

Wie gebannt stehe ich still. — — Und da ertönt das Mettenglöcklein, das die Mönche zur Messe ruft. — — Ein Paradies schlug hinter mir die Pforte zu! —

Und ich blätterte und blättere in meinen Erinnerungsschätzen. —

Doch genug für heut!...

Toledo, du Steinungeheuer, Segovia, du spanisch Nürnberg, — Avila, du düstre Trutzfeste, — Escorial, du Granitkoloß, — Salamanca, du Geistesburg des Mittelalters, wir plaudern ein andermal miteinander.

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Erik Richter: Die Erholungsreise (Berlin, Nicolaische Verlagsbuchhandlung, R. Stricker) — Max Burkhardt: Heustecher (Leipzig, Bibliographisches Institut) — Richard Jahnke: Isolde Alfinger. Vater und Sohn (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing) — Erich Ziegel: Tod und Teufel (München, Georg Müller) — Maria Ursula Gött: Emil Gött. Sein Anfang und sein Ende (München, C. H. Beck)

Zwei neue Namen, die etwas versprechen und deren Träger obendrein Humoristen (im Ernst: Humoristen) sind —: das dünkt uns immerhin genug für einen Monat; und in guter Stimmung, wie zu einer Sommerfahrt, machen wir uns ohne Zaudern mit dem größeren von beiden, mit Erik Richter auf die Wanderschaft, auf seine Erholungsreise. Eine höchst wunderliche Reisegesellschaft finden wir da, aber wir finden auch, daß sie tausendmal angenehmer ist, als die, ach, so liebe, die uns in dieser gesegneten Zeit den Sommer an der See oder im Gebirge gründlich verleidet. Da ist zunächst Herr Archivarius Löffler und seine Gattin Kamilla vorzustellen, die freilich nicht mitfährt, sondern nur hinterherschimpft. Kamilla, Mutter von elf schreienden Kindern und zwanzigmal so vielen Stilleben, die sie in ihrer fünfzehnjährigen Ehe auf der Staffelei erzeugt hat: darunter mehr kupferne Kessel, als die Malerin besaß, „denn es war stets der nämliche ... er lag in gemaltem Zustande auf einem himmelblauen gefalteten Sammet und entlud, je nach der Jahreszeit, Kirschen, Pflaumen oder Äpfel. Ein braun gebackenes Brötchen, das an einer Stelle meist abgebissen war, um das Zufällige in der Natur noch mehr zu betonen, lag abseits im Vordergrunde und beobachtete das Obst."

Mit diesem Kosthappen, dem abgebissenen Brötchen, haben wir zugleich eine Schmeckprobe von der Wesensart dieses Humoristen gegeben; es wird sich danach niemand mehr wundern, wenn Kamilla, von dem Hauslehrer Strobel, der ein Sektierer und Pflanzenkostprediger ist, beeinflußt, auch ihren Mann zu der Anschauung zu bekehren sucht, daß man zwar die Milch einer Kuh mit Behagen trinken dürfe, nicht aber das Fleisch des Kalbes essen, das man schlachtet, um die Milch zu bekommen. Eine Weile läßt sich der friedfertige Archivarius diese Anschauung und diese Kost gefallen. Als aber Kamilla eines Tages ihren Haupttrumpf ausspielt und Bananen, wie Würstchen gebraten, ihm zum Mittagessen vorsetzt, da reißt seine Geduld. Mit beiden Fäusten ergreift er je ein Wurstpaar und wirft es Kamilla an den Kopf — mit der linken Hand freilich sein Ziel verfehlend, so daß die eine Banane in den offenen Bücherschrank fliegt und fettriefend an Goethes sämtlichen Werken hängen bleibt, während die andere an Kamillas Künstlerstirn aufspringt wie ein Regenschirm — denn die Würstchen waren gut durchgebraten. Nachdem der Archivarius noch die Suppenterrine in den Glasschrank geworfen, greift er zu Stock und Havelock und verläßt Weib, Kinder, Haus. Sein abenteuerlicher Marsch ins Leben führt ihn nach allerhand possierlichen Unfällen und Erlebnissen in arg verwahrlostem Zustande zu einem Landpastor, der mit seiner Frau ebenfalls im Zwist lebt. Die beiden alten Knaben — im Grunde ihres Herzens nämlich sind sie wirklich Kinder — schließen sogleich bei einer Punschbowle Freundschaft und treten mit dem Bäckermeister des Dorfs, der ins Wasser gegangen ist, weil er an einer unverdauten Weissagung leidet, in des Pastors Landkutsche eine Fahrt ins nahe Gebirge an, um den Seher aufzusuchen, der des Bäckers Seelenzustand wieder einrenken soll. Sie finden in ihm einen ähnlichen Eigenbrötler, wie sie selber sind, einen weltweisen, lebensfröhlichen Einsiedler, der nach finsterster Nacht immer wieder am Morgen einen neuen Sinn des Lebens entdeckt und den Pessimismus eine dreiste Anmaßung nennt, da die Welt besseres zu tun habe, als es den Herren Trübsalbläsern recht zu machen. Die bunte Reihe der Abenteuer, der humorgesättigten Gespräche und hübschen Bilder, aus denen das Büchlein zusammengesetzt ist, läßt sich im übrigen nicht beschreiben, und nur um nicht mit einem abgerissenen Faden zu schließen, sei gesagt, daß schließlich die entflohenen Gatten sich wieder heimfinden und mit den Ihrigen versöhnen.

Was dem Buch seinen Wert gibt, ist der Humor, was diesem Humor seinen Wert gibt, ist die vollkommene Ursprünglichkeit. Man kann diesen Humor nicht einfangen wie einen bunten Schmetterling und, auf die Nadel des Forschers gespießt, rubrizieren, dazu ist er zu mannigfaltig und schablonenfremd. Mitunter streift er den kecken Übermut des burlesken Wilhelm Busch, mitunter die Weltweisheit Wilhelm Raabes, manchmal meint man Fritz Reuter, manchmal Gottfried Keller zu hören, aber es ist trotzdem nichts Nachgemachtes darin,

es ist der Künstler-Dichter selber, der das Leben in seinem ganzen Reichtum erblickt und daraus immer wieder Heiterkeit und Trost schöpft. Er weiß: „Diese Welt ist keinem menschlichen Hirn entsprungen. Sie wäre sonst verteufelt arm: ein einziger Gedanke nur, der in die Welt strahlt, aber auf seinem Wege dunkel wird, wie das Licht eines kleinen Sterns, dunkel und langweilig. So aber ist sie wie ein Feuerwerk, das überall seinen Schwerpunkt und Glanzpunkt hat.“

Erik Richter ist ein Berliner Maler, er hat sein Büchlein mit acht ulkigen Steinzeichnungen geschmückt, aber auch mit Worten versteht er trefflich zu malen, und manches Bild in dem farbigen Abglanz des Lebens erfreut den Leser gleichsam hinter den Zeilen. Als echter Humorist liebt er das Unscheinbare, Kleine. Kinder und Tiere sind ihm vertraute Spielgenossen; alles Absonderliche betrachtet er mit herzvergnügtem Schmunzeln, so etwa den Einsiedler-Stelzfuß in seinem Waldheim, der seine verschiedenen Sammlungen so geordnet hat, daß ein Anflug von Satire über dem Ganzen liegt, hindeutend auf die Vergänglichkeit der Welt. Oder den Pastor Brettschläger, der, den Archivarius zu bewirten, aus dem untersten Fach seines Bücherregals ein ganzes Konversationslexikon und eine vollständige Weltgeschichte auf den Teppich zieht, um zu den Rumflaschen zu gelangen, die er dort vor seiner Frau versteckt hat. „Sie besitzen die beste Bibliothek im Lande, Herr Brettschläger,“ bemerkt der Archivar, „und ich sehe hier die erste Weltgeschichte, hinter der etwas steckt.“ „Ja. Jedenfalls ist mir ein solches Buch wie dieses,“ erwidert der Pastor, indem er den Pfropfen aus der Flasche zieht, „das man nicht aufschneiden und zu lesen braucht, sondern aufkorken und aussaufen, das liebste.“

In unserer verkehrten Zeit, wo mancher unfähige Literaturjüngling sich als „Satiriker“ aufplustert, indem er einen bestimmten Stand einseitig karikiert und dann auf diese selbstgefertigte Scheibe seine Strohpfeile des Spottes abschießt — muß ausdrücklich betont werden, daß Richter weit über dieser billigen Übung steht. Er ist Humorist, sieht mit liebendem, lachendem Auge auf die Welt und freut sich nur darum über die kleinen Schwächen und Absonderlichkeiten seiner Menschen so herzlich, weil er sie eben von Herzen gern hat und weil sie im übrigen tüchtige und gescheite Kerle sind. Die Rangstufe der Humoristen ist die höchste im menschlichen Geistesleben. Denn der Humor ist groß wie die Liebe: „er stellt sich nicht ungebärdig, er rechnet das Böse nicht zu, er glaubt alles, er hofft alles, er duldet alles.“

Nicht ganz auf dieser Höhe humoristischer Weltbetrachtung steht Max Burkhardt in seinem Roman Heustecher, obwohl er energische Anstrengungen in dieser Richtung macht. Während der Humor Richters einem ursprünglichen Quell gleicht, der frisch und unbändig aus erdgewachsenem Boden sprudelt, hat der Burkhardtsche Ähnlichkeit mit dem abgeleiteten Röhrenwasser einer Bergwirtschaft. Ein Erik Richter würde aus Balduin Heustecher, dem Sohn des „Barbiers, Frisörs und Haarkünstlers“ Cyprian Heustecher etwas anderes zu machen wissen, selbst wenn der Faden seiner Erzählung so einförmig dahinliefe, wie bei Burkhardt (der übrigens nicht zu verwechseln ist mit dem ehemaligen Burgtheaterdirektor gleichen Namens). Es wird nämlich nichts weiter erzählt, als daß Balduin, der nach dem Wunsch seines Vaters Mediziner werden soll, während des Studiums mit Unterstützung seines väterlichen Freundes, des schnauzbärtigen Hauptmanns a. D. v. Kalkofen umsattelt und es als Botaniker zu Erfolg und Ansehn bringt, so daß er Hilde Zimmt, die Tochter eines wohlhabenden Berliner Friseurs, der einst Vater Cyprians Gehilfe war, heiraten kann. Nicht darum, weil diese Geschichte den Duft ungewöhnlicher Alltäglichkeit hat, stellen wir Burkhardt tiefer als Richter; denn das gerade zeigt den Künstler, daß er auch im abgetragensten Gewande noch königlich zu schreiten weiß. Aber Burkhardt ist — zunächst — unsäglich breit, umständlich und teilweise geradezu langweilig. Seine endlose Gymnasiastengeschichte gewinnt nicht dadurch, daß sie größtenteils selbst erlebt zu sein scheint. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß eigene Erlebnisse darum, weil sie wirklich aus dem Leben gegriffen sind, nun auch für den Leser interessant sein müßten; das eigene Erleben kann und darf, abgesehen von seltenen Ausnahmen, für den Dichter nicht viel mehr sein als der Marmorblock für den Bildhauer. Diese Pennälergeschichten Burkhardts haben vornehmlich als Schlafmittel Wert, man hat sie hundertmal besser gelesen. Dazu kommt, daß zwar ein paar Episodengestalten (v. Kalkofen, Miening Pretelow, Pappert) gut gemeißelt sind, dem „Helden“ aber, nach dem das Buch seinen Namen hat, und auch seiner Herzallerliebsten nichts weniger als alles an Charakteristik fehlt. Wenn der Verfasser einmal Heustechers Charakter, seinen inneren Menschen „ein so köstlich vollendetes, so reines, lauteres, treues und goldenes Kleinod“ nennt, ein andermal von seiner „zwar ungefügen, aber großen und aus lauterstem Gold bestehenden Frühlingsseele“ spricht, so ist diese direkte Charakteristik ebenso bequem wie plump, sie besteht in einer (überschwenglichen) Behauptung; Sache des Erzählers bleibt es, uns von der Einstellung seiner Personen zu ihren Erlebnissen, an ihrem Handeln, Denken, Fühlen die Charaktere zu zeigen. Überdies ist dieser Balduin ein ziemlich langweiliger, philiströser Bursche, wenn wir ihm auch um seiner „Goldigkeit“ willen gut sein wollen, die der Verfasser ihm sozusagen mit Kreide auf den Rücken schreibt. Die recht sentimentale Schilderung einer unglücklichen Liebe Bal-

duins, die Stumpfheit des Konflikts, der eigentlich in nichts weiter als im „Umsatteln" des Helden auf der Universität besteht, die ganze Dürftigkeit der Erfindung, die mangelnde Sorgfalt im Ausdruck (so heißt es einmal: „an einem schönen Abend im Monat August abends halb neun Uhr") sind hervorstechende Mängel des Buchs.

Ich würde bei ihnen nicht verweilt haben, wenn Burkhardt einer jener Dutzendskribifaxe wäre, die nur Worte zwischen zwei Pappdeckeln liefern. Tadeln und Jäten haben lediglich da Zweck, wo reifende Frucht zu erwarten ist. Und das trifft bei Max Burkhardt zu; er verfügt über den gesunden Mutterboden großer Empfindung und echten Humors, der sich vorläufig nur noch in allzugewundenen und umständlichen Wendungen gefällt, über eine beschwingende Kraft zur Freude, eine lebendige Liebe zum Guten in der Welt. Auch hat er das Zeug zum Erzähler, der nur entschlossen und umsichtig an seiner Entwicklung zu arbeiten braucht, um zu unseren Besten aufzurücken. Dazu gehört, daß er sich von seinem Vorbild Wilhelm Raabe befreit. Raabe eignet sich für Anfänger im Erzählen so wenig als Muster, wie Shakespeare (nach Goethes Wort) für junge Dramatiker. Ihre Eigenart wäre nur durch ihre Größe zu erreichen. Raabe adelt die Umständlichkeit und Gewundenheit seiner Darstellung durch seine ungewöhnliche Tiefe und Wärme, durch die Firnenhöhe seines Humors. Aber seine Fußtapfen sind zu groß, der ihm nacheifernde Anfänger versinkt darin. Möge Max Burkhardt eigene Pfade suchen und sich zunächst einmal bei rein erzählerisch bedeutenden Schriftstellern umsehen. Übrigens ist Raabe vielseitig genug, darin als wirkliches Muster zu dienen, freilich nicht in seinen großen Romanen, sondern etwa in der Erzählung „Die schwarze Galeere". Das ist ein knappes episches Meisterstück.

Von dem Humor Raabes möchte man Richard Jahnke zur Vervollkommnung seiner Erzählungskunst etwas wünschen; wie viel leuchtender würde sich da, um ein bestimmtes Beispiel herauszugreifen, in Isolde Alfinger, der ersten seiner beiden Erzählungen, auf Seite 37 der erste Absatz ausnehmen! Daß dies Buch im übrigen ein Philologe geschrieben hat, wird jeder Leser sehr bald herausfinden. Nicht nur, daß Jahnke seine Stoffe aus diesem Fach gewählt hat, auch in den Fragen, die er erörtert, in den Schicksalen, die er gestaltet, in den Menschen, die er mit Vorliebe darstellt, erkennt man den Schulmann von Beruf. Jahnke nimmt sich ein Thema von Bedeutung mit Ernst und Gründlichkeit vor, disponiert es klar und führt es, vorwiegend in Dialogform, vernünftig zu Ende. Seit dem ersten Erzählungsbande, den ich von Richard Jahnke kenne, hat er sich unstreitig als Epiker vervollkommnet; der Weg zur Höhe auf diesem Gebiet ist für ihn zu Beginn der zweiten Erzählung gewiesen, auf Seite 44 läßt der Verfasser erkennen, daß er auch in dieser Kunst ein hohes Ziel erreichen kann; hier erzählt er wirklich und sogar mit jener geistigen Anmut und Leichtigkeit, die nur den Meistern eigen ist. Einem so wissenschaftlich unterrichteten Mann braucht nicht erst gesagt zu werden, daß es etwas anderes ist: zu erzählen, etwas anderes: einen Gedankenkreis in Gesprächsform abzuwandeln. Auch daß man eine Erzählung nicht dadurch dichterisch hebt, daß man sie mit Einlagen von wirklicher Lyrik anfüllt, vielmehr hierdurch Kunstformen vermischt und verwischt, etwas gibt, das nicht Fisch und nicht Fleisch ist, weiß Jahnke sicherlich ebensogut und vielleicht besser als der Beurteiler, es erübrigt sich daher nur, ihm die praktische Anwendung dieses Wissens in seinen Erzählungen vorzuschlagen und dringend zu empfehlen.

Damit er sein Ziel erreiche. Damit er uns in seinem nächsten Buch vollendete Meistererzählungen biete. Denn die Beglaubigungszüge dazu fehlen weder seinem Geist noch seinem Herzen. Zart und fein führt er in der ersten Erzählung zwei Seelen auf Geigenklängen zueinander und auf eben diesem unsichtbaren, klingenden Wege leitet er sie aus der herben Welt der Dinge gemeinsam hinaus in das geheimnisvolle Dämmerlicht, wo die Urkräfte wohnen und die Quellen aller Harmonie aufklingen. Es ist bezeichnend für die Beschaffenheit und den Gehalt des Innenmenschen Jahnke: wie er seine Gestalten liebt und was er an ihnen liebt. Man sehe sich seine Isolde Alfinger und ihren Gatten daraufhin an. Jahnke verleugnet den Trieb zu allem, was edel und innerlich vornehm ist, zu allem, was Geistes- und Herzenskultur hat, auf keiner Seite. Das mag unzeitgemäß sein, aber gerade das dünkt uns heute ein feiner Ruhm. Ganz persönliches Erlebnis, wenn auch natürlich verkleidet und maskiert, scheint die zweite Erzählung: Vater und Sohn. Ein zarter Hauch verhaltener Trauer liegt über diesem alternden Gymnasialdirektor, der seit dem Tode seiner Frau ganz einsam geworden ist, da er mit seinem einzigen Sohn sich in Meinungsverschiedenheiten über dessen Beruf entzweit hat. Wie beide sich nun am Weihnachtsfeste wiederfinden, wie sie einen alten Bösewicht durch Männlichkeit und Güte entwaffnen, selber sich die Hand zu kaum noch erhofftem Glück reichen, das ist mit einer Reinheit und einem seelischen Adel gestaltet, wie sie heute nur selten noch zu finden sind. Nur in einem Punkt wird Jahnke bitter, als er beiläufig auf die Kritik zu sprechen kommt. Er hält sie ganz allgemein für „nicht berufen". Das mag in dieser Form nicht ganz glücklich ausgedrückt sein, aber im Grunde hat er recht, Kritik ist etwas recht Nebensächliches, das wird einem besonders zur Überzeugung gebracht durch die Kritik des „Sohnes", eines jungen Buch-

händlers, die in ihrer oberflächlichen Verallgemeinerung und Anmaßung ziemlich unerreicht dastehen dürfte. Das kann den durchaus erfreulichen Eindruck des ganzen Buchs, das ein begabter, guter und kultivierter Mensch geschrieben hat, natürlich in keiner Weise beeinträchtigen.

Der Unterschied zwischen einem humanistischen Gymnasium und einem Komödienhause kann nicht größer sein als der zwischen dem soeben betrachteten und Erich Ziegels Geschichtenbuch Tod und Teufel. Hatte nicht Wedekind einst ein Werk so benannt? Wichtiger ist, daß er viele so geschrieben hat, im Geist eines unbedenklichen und übermütigen Sarkasmus, im Stil der Groteske und der phantastischen Satire. Damit soll Ziegel keineswegs als Nachahmer gekennzeichnet werden. Seine Farbe ist echt, und manchmal, z. B. in der Erzählung „Immer über Kreuz" erinnert er mehr an Hartleben als an Wedekind. In anderen Stücken, etwa „Liebe", tönt wieder ganz eigene verhaltene Empfindung und echtes Gefühl. Das beinahe Grabbesche Titelstück handelt von einem Zweikampf zwischen dem Tode und dem Teufel. Dem Teufel ist sein ewiges Seelenfangen langweilig geworden. Jede Mitternacht, wenn in verschwiegenem Talgrund ein durchsichtiger, scharfer Sphärenkeil die Erdrinde geräuschlos auseinandertreibt, schießt aus dem so entstehenden Riß der Teufel empor: „Die Ellenbogen fest an die Flanken gepreßt, die zottigen Beine dicht an den Leib gezogen, schnellt er zur Höhe. Er fliegt einmal im Kreise umher. Die schwarzen Fittiche knacken in ihren Gelenken. Die Hitze da unten hat die Scharniere getrocknet. Er streckt sich. Vertritt sich die Beine. Schwingt sich hoch ... Wo die Sargkerzen flackern, dahin späht sein Blick. Nach den Toten, die der Engel des Himmels ihm übrig ließ. Er kommt und hascht die zitternden Seelchen. Packt sie und steckt sie in einen ledernen Sack. Fährt mit ihnen zur Hölle. Nacht für Nacht. Wie's sein Beruf ist. Ein braver, pflichttreuer Mann." Heute ist er um halb ein Uhr bereits fertig mit der ganzen Ausbeute. Gelangweilt und trübsinnig setzt er sich im Ratskeller hinter eine Flasche Wein und überdenkt sein Dasein. Jahrtausende fliehn. Er hockt zwischen den Flammen. Er heizt die Kessel jahrtausendelang. Keine Abwechslung, keine Sensationen. „Pfui Deiwel," sagt er ganz laut. „Nur einmal heraus aus der Tretmühle. Irgendwie. Ganz egal. Nur einmal etwas anderes." An Streik denkt seine alte Beamtenseele natürlich nicht. Aber, wenn niemand mehr sterben würde! Dann brauchte er kein Seelchen mehr zu fangen und zu schmoren. Plötzlich springt der Teufel mit boshaftem Grinsen auf: „Den langen Kerl, den Tod stech' ich über den Haufen. Dann ist seine Tätigkeit lahm gelegt. Dann kann niemand mehr sterben! Dann — dann —" Es kommt zum Duell zwischen den beiden. Der Teufel ficht aus Leibeskräften mit allen satanischen Künsten. Stich auf Stich sitzt dem Tod in der Brust. Der aber grinst und wehrt sich kaum. Als endlich sein Oberhemde ganz durchlöchert ist und der Teufel vor Ermüdung nicht mehr fechten kann, tritt der Tod auf ihn zu und spricht mit seiner seltsam eingerosteten Stimme: „Verehrtester, Sie haben bei der ganzen Geschichte eins vergessen. Daß Sie mich wohl zwischen die Rippen stechen können, daß das für mich aber vollständig Luft ist! — Im übrigen lassen Sie sich von einem älteren Kameraden einen guten Rat geben: Arbeiten Sie, mein Lieber! Arbeiten! Seine Pflicht tun! Und vor allem: den Alkohol meiden. Dann kommt man nicht auf dumme Umsturzideen." Der Tod lüftet seinen Zylinder und schreitet langbeinig hinaus. „Warte du Schurke!" knirscht der Teufel, während er die beiden Seelen, die er als Unparteiische aus der Hölle mitgebracht hat, in den ledernen Sack stopft, „das nächstemal fordere ich dich auf Mühlsteine."

Man wird an dieser Probe schon erkennen, daß Erich Ziegel kein gewöhnlicher Schreibling ist. Ihm fällt wirklich etwas ein. Die Groteske ist heute beliebt, aber die dichterische ist selten. Hier haben wir sie. Nicht alle Erzählungen des Buches stehen auf gleicher Höhe, aber mit verschwindenden Ausnahmen bieten sie fesselnde Unterhaltung, aparte Kost; Ziegel verleugnet auch mit der Feder in der Hand den Künstler nicht. —

Wir kommen für heute zum Schluß, der kurz, aber von tiefem Ernst ist. Die Aufzeichnungen einer Mutter über das Leben, Leiden und Schaffen ihres frühverstorbenen Sohnes Emil Gött, der ein begnadeter, hochstrebender Dichter war und so das Kainsmal auf der Stirn brennen fühlte, das zum einsamen Kämpfen und Ringen, zu Not und Verkennung verdammt. Es ist eine erschütternde Tragödie, die das schmale Bändchen bietet; und die es geschrieben hat, erinnert an die weinende Mutter am Fuße des Kreuzes ... Aber auch nur eine Tragödie kann so erheben ad majorem vitae gloriam. Ein unsäglich reiner, hoher und gütiger Mensch leuchtet den Weg voran: der ganze Stolz und Schmerz, die stete Angst und Hoffnung seiner treuen Mutter, die nun als kranke Greisin noch zur Feder greift, für ihn zu zeugen. So bescheiden diese Aufzeichnungen sich geben: sie können als ein schönes Sinnbild wahren Menschentums gelten: seines höchsten Strebens, seiner tiefsten Liebe und Treue.



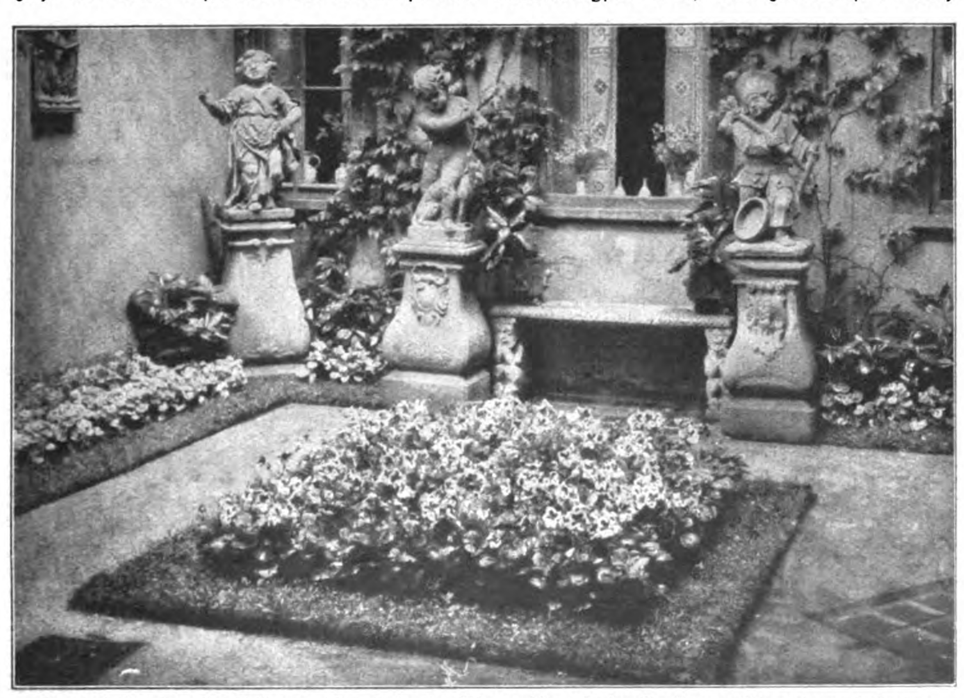
Illustrierte Rundschau

Das Heim im Blumenfestschmuck — Deutsche Einbandkunst — Sammlung von Gipsabgüssen in der Berliner Universität — Zu unsern Bildern — Karl Arnold

Die Erfurter Ausstellung „Das Heim im Blumenfestschmuck“ war zur Feier des 25jährigen Bestehens der von J. Olbertz herausgegebenen Zeitschrift „Die Bindekunst“ als das Hauptstück einer Reihe festlicher Veranstaltungen gedacht. Die weitberühmte Kunsttischlerei von Ziegenhorn & Jucker hatte ihre an alten und neuen Kunstwerken reichen Räume dazu hergegeben. So entstanden Bilder von einer wahrhaft hinreißenden Pracht. Und doch: das war nicht alles. Das Schönste war das Gefühl: überall in Deutschland regt es sich, nicht bloß in den großen Städten und Stätten der Arbeit. Auch in engerem Rahmen wird Bedeutendes geleistet.

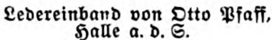
Im Herbst findet im Weißen Saal des wahrscheinlich im nächsten Frühjahr fertig werdenden Schloßmuseums zu Berlin die erste Sonderausstellung statt: „Deutsche Einbandkunst.“ Der Jakob Krauße-Bund, der seinen Namen von dem berühmten Hofbuchbinder des Kurfürsten August von Sachsen (1553—86) trägt, bietet hier eine umfassende Übersicht über die Einbandkunst vom 15. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Die Mehrzahl der alten kostbaren Einbände ist von Jakob Krauße geschaffen. Wundervolle Stücke der Buchbindekunst haben sich aus den Zeiten Friedrichs des Großen und der Königin Luise erhalten. Sie stammen aus der ehemals königlichen Hausbibliothek. Die modernen Einbände sind durchweg von Mitgliedern des Jakob Krauße-Bundes, der Vereinigung deutscher Kunstbuchbinder, angefertigt. Der Katalog, von Ernst Collin im Auftrage des Bundes herausgegeben, enthält fesselnde Beiträge, so über das Leben und Wirken Jakob Kraußes, über die Bücherliebe Friedrichs des Großen, und klärt die Bücherfreunde über Buchbinderei und Einbandkunst auf.

Vor kurzem ist Berlin um ein neues Museum bereichert worden: in der Universität ist die Sammlung von Gipsabgüssen nach Werken antiker Kunst, die früher im Alten Museum den Originalen den Raum beengte, neu aufgestellt und aufgefrischt worden. Man hat durch eine leichte Tönung den erkältenden Eindruck des Materials gemildert, und wenn das Studium von Abgüssen auch immer nur ein Behelf sein wird: man kommt heut, wo Auslandsreisen fast unmöglich sind, ohne diesen Behelf am allerwenigsten aus, und zudem ist es auch



Gartenhof in der Ausstellung: „Das Heim im Blumenschmuck“ im Hause von Ziegenhorn & Jucker

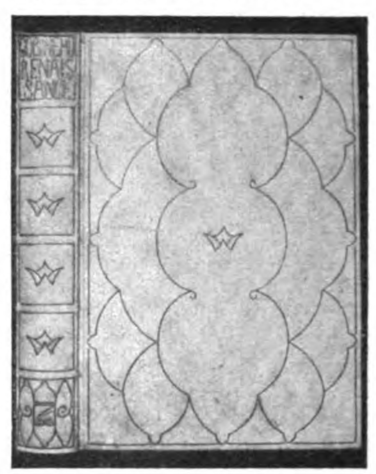




Ledereinband von Otto Pfaff, Halle a. d. S.



Halbpergament-Einbände von O. U. Fischer, Leipzig

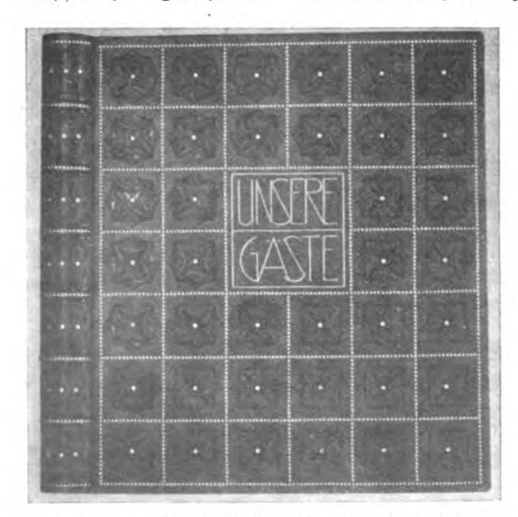


Pergament-Einband von G. Zacharias, Hamburg

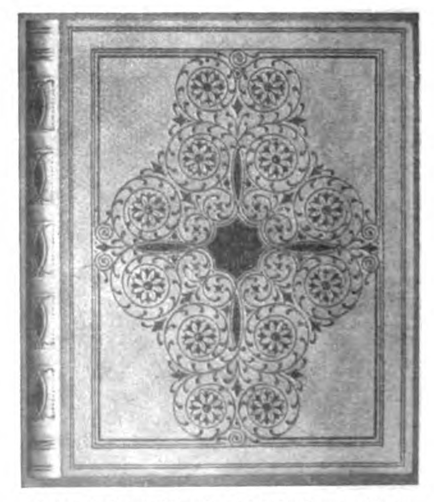
ein Genuß, so wie in Berlin einmal alles beisammen zu haben, was in aller Herren Ländern verstreut ist. Unser Bild zeigt den römischen Saal mit der Statue des Augustus und dem Hochzeitszug von Poseidon und Amphitrite.

⌘ ⌘ ⌘

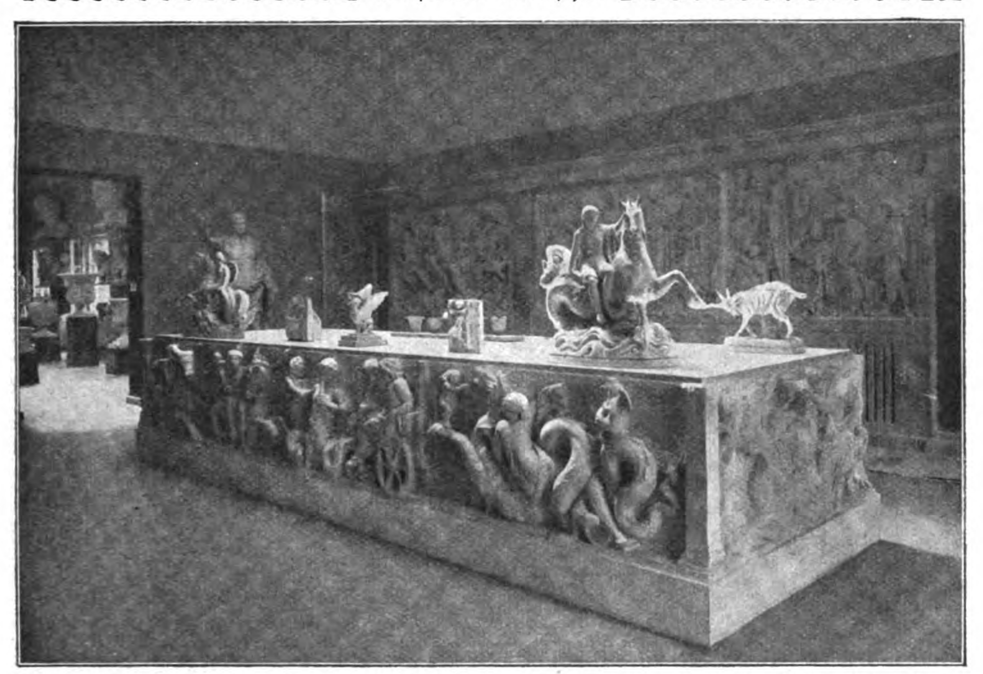
Auf dem Gruppenbilde der Jury der 16. Ausstellung des deutschen Künstlerbundes werden die Leser manchen Künstler finden, der ihnen aus den Heften wohlvertraut ist und den sie nun auch oder wieder einmal von Angesicht sehen. — Unser Heft eröffnet das reizende Bild der Münchner Sängerin Frau Reinhardt in der Rolle des Rosenkavaliers. Prof. Walther Geffcken hat es mit dem Glanz und der Süßigkeit gemalt, die der Hofmannsthal-Straußischen Gestalt zu eigen sind. — In der Münchner Glaspalastausstellung des verflossenen Sommers ist Walter Ditz als ein Maler und Zeichner von herber Kraft hervorgetreten (zw. S. 128/129). — Ein Bild voll Freudigkeit und von starken dekorativen Eigenschaften sind die „Sommerfreuden" von Willy Hugo Demmler (zw. S. 136/137). — Seine kraftvolle Beherrschung der geschlossenen plastischen Form bewährt Herm. Joachim Pagels in seinen „Ringern" (zw. S. 144/145). — Prof. Robert Breyers Bildnis ist in seinem vielfältig abgestuften Grün, dem sich ein zartes, bläuliches Rot unterordnet, ein kühner, aber wohlgelungener Versuch (zw. S. 152/153). — Dem phantastischen Zeichner Heinrich Kley begegnen wir hier als Maler (zw. S. 176/177) eines stimmungsstarken, schwermütigen und farbig eindrucksvollen Gemäldes. Heinrich Hübner erfreut auch in seinen „Orchideen"



Ledereinband für ein Gästebuch von Ludwig Heller, Meersburg a. B.



Ledereinband für ein Gästebuch von Hugo Wagner, Breslau



Aus der neugeordneten Sammlung von Gipsabdrücken nach Werken antiker Kunſt in der Univerſität zu Berlin

wieder durch Geſchmack und Empfindung (zw. S. 192/193). — Des Ungarn Emmerich Góth „Konzert“ ſpiegelt in einem halben Dutzend ſcharf geſehener Köpfe das Wunder



Jury der 16. Ausſtellung des Deutſchen Künſtlerbundes, Hamburg. Stehend von links nach rechts: Prof. Bernhard Pankok, Stuttgart; Prof. Georg Kolbe, Berlin; Hofrat Th. Broderſen, Hamburg; Prof. Robert Sterl, Dresden; Edwin Scharff, München. Sitzend von links nach rechts: Moritz Melzer, Berlin; Friedr. Ahlers-Heſtermann, Hamburg; Prof. Otto Müller, Breslau; Prof. Graf v. Kalckreuth, Präſident des Deutſchen Künſtlerbundes; Prof. Albert Haueiſen, Karlsruhe; Prof. Karl Caſpar, München. Aufnahme R. Dührkoop, Hamburg



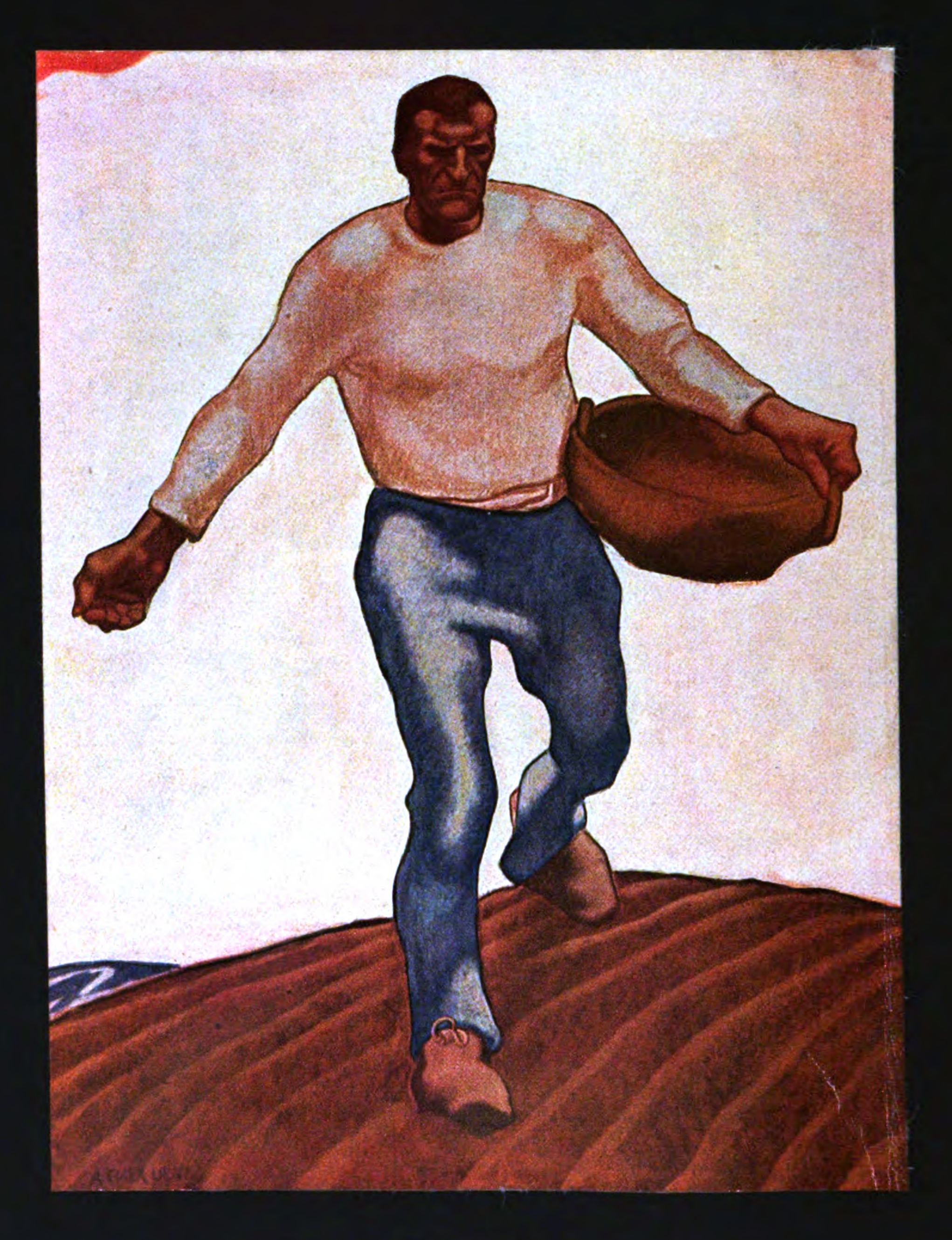
Münchner Kunstmaler-Federzeichnungen von Karl Arnold
(Aus dem ‚Gelbbuch der Münchner Mappe' des Hyperion-Verlags)

der Weltentrücktheit und Selbstvergessenheit wider, das die Gabe großer Kunst ist.

Auch heitere Kunst ist dazu fähig. Wer nur lacht, wenn er die Arnoldschen Zeichnungen sieht, hat den Zeichner erst zur Hälfte begriffen. Wer zu schauen versteht und diese das Wesentliche erfassenden wenigen Striche nachfühlt, der wird bald merken, daß der Künstler an seinen drolligen Menschen mit einer hingebenden Liebe hängt, weil er in jeglicher Art des Lebens etwas von dem Ewigen ahnt und gestaltet, was noch in den kümmerlichsten Entstellungen wirkt. Die Zeichnungen sind dem im Hyperion-Verlag zu München erschienenen „Gelbbuch der Mappe" entnommen, in dem sich eine Anzahl Münchner Zeichner zusammengetan haben, auch zu literarischen Beiträgen. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Saemann

Gemälde von Prof. Albin Egger-Lienz

(Aus Brakl's Kunsthaus, München)


Velhagen & Klasings Monatshefte
36. Jahrg. / November 1921 / 3. Heft

Dedekind der Spätere

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Fortsetzung

12.

In Ducherow stiegen noch einige Leute in das Abteil. Dann hatte Martine Ruhe.

Sie saß am Fenster. Sie war in diesen heißen Augustwochen tüchtig verbrannt, und ihre schmalen Lippen waren sehr rot; jetzt war sie müde. Sie war heute zeitig aufgestanden und hatte noch einen Gang durch das schlummernde Ostseedorf und am Strande hin gemacht, wo die Fischer mit dem bleichen und lackbraunen Gezappel der Butten und Flundern hantierten. Von ihren Freunden Wedepohl hatte sie sich schon gestern verabschiedet. Professor Wedepohl schlief bis nach acht, und Ina, seine Frau, hatte um diese Stunden mit ihren drei Jungen Jürgen, Jochen und Malte alle Hände voll zu tun: Ina war Martinens liebste und wohl einzige Freundin, auch sie war früher Schülerin des Konservatoriums gewesen, das Wedepohl leitete. Bei Wedepohls hatte Martine natürlich Türrschmidt kennen gelernt, bevor er ihr Lehrer geworden war; sie hielten außerordentlich viel von ihm.

Ja — auch Heinrich Türrschmidt war vierzehn Tage an der See gewesen und hatte bei Wedepohls gewohnt.

‚Die lieben Leute!‘ dachte Martine in ihrer Ecke. Als sie vor drei Wochen in entgegengesetzter Richtung gefahren war, hatte die Welt noch üppig in Halm und Spannung gestanden. Und sie selbst? ‚Die liebe See!‘ sie sehnte sich voll Bangnis nach dem Glanz zurück und schloß die Augen. Die Räder rollten im Takt. Sie wollte die andern Menschen im Wagen nicht sehen, ihr gegenüber fütterte eine törichte Mutter ihr kleines gieriges Mädchen unablässig mit Schokolade und belegten Buttersemmeln, daneben saß ein junges zärtliches Paar von bunter Eleganz, das mitunter Ansätze zu würdiger Haltung und Lektüre nahm und immer ins Gegenteil umfiel, und neben Martine — es war gleichgültig. Tak, tak, tak! nun flog sie unaufhaltsam nach Berlin zurück.

Das Rollen der Räder rauschte auf, prasselte über eine Weiche, ein Spielschachteldorf in weiter Ebene kam heran mit grünen Wipfeln, roten Dächern und blankem Turm, Vieh graste schwer und träge.

Das wirkte einlullend auf ihre Unrast, auf deren Grunde doch wie ein heller Fleck eine feste Zufriedenheit und lächelnde Freude lag.

Nun zog sie die blonden Brauen zusammen und dachte nach, das war angenehm jetzt und immer wichtig, brachte die beste Ruhe.

Hier an der See, als man im heißen Sande nebeneinander saß, hatte Türrschmidt ihr eines Tages vertraulich gesagt: „Ich möchte meine neue Sonate mit Ihnen probieren, Fräulein Dedekind, ich bin nun fertig — man will und braucht auch ein erstes Publikum! nächstens mal am Nachmittag, darf ich?“ Er komponierte neuerdings sehr fleißig, hatte stundenlang mit seinem Notenpapier im Sande unter der sengenden Sonne gelegen; das war freilich schon lange seine heimliche große Passion, zuzeiten fast noch über die Geige hinaus. Sie hatte auf seinen lächelnden leidenschaftlichen Mund gesehen. „Ja,“ hatte sie geantwortet. „Ich werde mich freuen — bei Wedepohls.“ Die hatten natürlich ein Klavier mit.

Eines Nachmittags, als die andern im Walde waren, war er wirklich mit einer dicken Notenschrift unterm Arm anspaziert gekommen, um sie abzuholen: guten Tag, da bin ich! und man war rasch nach der Wedepohlschen Kate gegangen. Dann geigte er, Martine begleitete, nachdem sie ein wenig geprobt hatte, er hatte dabei neben ihr gesessen und hatte ihr leidenschaftlich sachlich Anweisungen gegeben, ihre Hand mit starkem Griff genommen und geführt oder weggeschoben und stürmisch die Stelle angeschlagen; Martine war es kühl und heiß geworden, aber sein strenger Eifer hatte sie mitgerissen, ein vertrauliches, leidenschaftliches Zusammenarbeiten. Dann hatte er gespielt, mitunter ungeduldig anfeuernd den Takt tretend. Ein langes Stück, in seinen Sätzen nicht völlig gleichwertig, das Adagio voll süßer Holdheit, etwas zu sprunghaft, am stärksten und flüssigsten war das Allegro; es war später Brahms darin; es hatte dennoch einen höchst neuartigen starken, erregenden Atem, gute Gedanken, und das Finale leuchtete in einem tiefen, überraschend eigentümlichen Glanz.

„Nun? Was sagen Sie dazu? Ist was daran? Sie sind ein kluges Mädchen, eine musikalische Dame! Kann es sich sehen lassen?“ Er spazierte aufgeregt umher.

Martine blätterte am Flügel in dem Manuskript und sprach mit ihrer klaren bedächtigen Stimme. Er stand dicht hinter ihr, daß sie ihn fühlte. „Weiter. Das ist mir zu wenig. Es soll umwerfen — mitreißen! Wirft es Sie um?“

„Es ist sehr stark!“

„Ich weiß —, unsereiner kommt spät zum Schaffen, schwerer, durch innere Hemmung und Berufshemmung. Virtuosenmusik also?“ Er lachte hart und höhnisch.

„Nein, Herr Türrschmidt, das glauben Sie selbst nicht. Das ist es sicher nicht!“ Sie schlug einiges an. „Es sind überall wirkliche, oft recht schwierige Gedanken darin, die sehr schön klingen, jedenfalls immer reich und wahrhaftig, als strömten sie aus einer Fülle auf —“ Sie war insgeheim stolz auf diesen Augenblick und auf ihn selbst, mehr als sie im Augenblick hätte bekennen können, voll freudig erregten Glaubens oder Erstaunens.

Martine schlug wieder einige Takte an und spielte die Geigenmelodie dazu. Türrschmidt nickte und hätte wohl das schöne blonde Haar, den weißen Nacken scheu streicheln mögen. Gut, gut! Laß es mich hören, Kleine! Spiele mir meine Musik vor! Sie hatte weiß Gott Musik im Leibe! „Cis — cis!“ schrie er plötzlich, bog sich vor, und schlug die Stelle kräftig und zornig an. Sie spürte seinen warmen Atem, sein Mund war dicht an ihrer Stirn, sein Kinn berührte ihr Haar, daß sie erschrak. „Soll ich es Ihnen widmen, Sie liebliches, kostbares Fräulein Dedekind?“

Martine bog langsam den Kopf zur Seite und erhob sich dann. „Das würde mich freuen,“ sagte sie ein wenig blaß.

„Gut! Gut!“ und dann nahm er seinen kleinen silbernen Bleistift aus der Westentasche und schrieb ihren Namen auf das Titelblatt. ‚Der Schülerin und Kollegin Martine Dedekind in Verehrung und Ergebenheit.‘ „Gut so? — Geben Sie mir eine Patschhand dafür!“ sagte er strahlend. Sie tat es lächelnd und herzlich und entzog sie ihm darauf. Doch mit einem Mal nahm er wieder ihre Hand, und plötzlich küßte er die Hand ungeschickt und leidenschaftlich, und er fühlte das Beben des Arms unter der spinnwebdünnen Seide und ihr Fortstreben. Sie erinnerte sich, als sie sich danach abwandte und den Blick hob, da hatte sie etwas gespürt, das unter aller Abwehr wie ein warmes, süß quellendes Mitleid war, und im ersten Augenblick war sie kaum verwirrt oder böse gewesen . . . eher erschüttert und matt im ganzen Körper.

Möven schrien vor dem Fenster, das Meer rauschte matt und eintönig, die Sonne brannte, der Sand glühte gelb, und alles machte das Auge starr und wunderlich furchtlos . . . aber das träumte sie jetzt.

— — Er war ein Kind — ein großer, stürmischer, ungebärdiger Junge, voll unbezwinglicher Kraft und Ehrlichkeit, die sie in ihrer seidnen, einsamen Prinzessinnenwelt neben der lebhafteren Wedepohlwelt immer an ihm und seiner Kunst ein wenig bestürzt gespürt und geliebt hatte, wie etwas Warmes, Starkes, froh den Tag Belebendes; und doch war er auch lenksam, wenn man ihm, wie hier täglich im heißen Sande, nahe war, so schroff und hochfahrend er als Künstler und Mensch sein konnte. Nein, er war nicht im üblichen Maße elegant, glatt und hübsch, wie es die Dedekinds und viele andre von einem Manne verlangten — aber das war doch auch wieder eine höchst persönliche Auffassungssache . . .

Der D-Zug flog in den Tag hinein.

In Berlin auf dem Bahnhof würde wohl Heino sie erwarten. Heino —. Sie wollte jetzt schlafen, dachte sie.

Danach wurde sie ganz ruhig, lächelte und schlummerte wirklich ein.

⌘ ⌘ ⌘

„Da bist du ja,“ sagte Heino, der in der wirbelnden Menge stand, nahm ihr Reise-

tasche und Schirmpaket ab und betrachtete die gebräunte Martine mit brüderlicher Freude.

„Prächtig," sagte er und schüttelte ihre Hände. „Hast du fleißig gebadet?" Und dann schritt sie mit ihren bunten Blumen ein wenig eilig neben Heino dem Ausgang zu.

Im Wagen sprachen sie von Emmi. Martine hatte bloß durch Briefe davon gehört. Sie war höchlichst betroffen und ehrlich bekümmert gewesen und hatte doch einen jähen Hauch von Sympathie für Emmi gespürt —; vielleicht war es doch von Anfang an ein Mißgriff gewesen; hätte sie selbst bis an ihr Lebensende so mit gefalteten Händen im Schoße in der Voßstraße sitzen können? Aber nun plötzlich davonlaufen, wenn man einander alles gegeben hatte — — nein, das war schreckhaft und unbegreiflich!

„Und wie geht es euch?" fragte sie dann und sah den Bruder an. Sie meinte Anna.

„Gut, vortrefflich," sagte Heino und lächelte. „Anna läßt grüßen. Sie konnte leider ihre Stunde nicht absagen. Heute abend?"

„Ja, das wäre hübsch. Wir reden nachher noch darüber."

In der Bendlerstraße ging Martine erst einmal rasch hinauf, um sich umzukleiden. Darauf nahmen die Geschwister wie in alter Zeit einander gegenüber Platz. Auch Martine, vom frühen Aufstehen und von dem Luftwechsel hungrig, langte zu, sie sprach deshalb nicht viel, was seinen Vorteil hatte. Um so behaglicher plauderte Heino, hübsche kluge Sachen, wie es seine Art war, wobei seine Stimme die Farbe eines leichten, überlegenen Spottes annahm. Martine hörte stumm und grüblerisch zu.

„Müde?" fragte Heino gegen Ende des Mahls.

„Nicht sehr. Wir können dann zu mir hinaufgehen, wenn es dir recht ist, Heino, und dort Kaffee trinken. Ich — ich möchte etwas mit dir besprechen."

„Wie? Gut. Gehen wir hinauf!" Er sah nach der Uhr, gegen vier hatte er mit Herrn Grüz und andern Leuten in der Fabrik zu konferieren.

Sie stiegen hinauf, und Franz brachte den Kaffee.

„Nun?" fragte Heino nach einer Weile gemütlich und gespannt an Martines Ecktisch, auf dem vom Fenster her ein Sonnenstreifen lag.

Sie erzählte ihm von der See und von Wedepohls, und er hörte aufmerksam zu; dann schwieg sie wieder mit jener grüblerischen Falte zwischen den Brauen. Und dann sagte sie ihm einiges, was mehr sie selbst anging. —

„Was tausend!" er schlug sich mit der flachen Hand auf den Schenkel und setzte die Tasse mit der andern Hand nieder; was tausend! Die kleine Schwester hat sich doch nicht etwa meuchlings — Donnerwetter!" er war außerordentlich überrascht.

Sie sah ihn über die kleine Tasse hin an.

„Und davon sagst du vorher kein Wort, läßt mich das Blaue vom Himmel herunter schwatzen — höchst geheimnisvoll! Ich hätte in der Tat nicht darauf geraten. Da oben in euerem Piratendorf unter Ina Wedepohls gerissener Assistenz?"

„Nicht eigentlich."

„Also bitte, Martine ..."

Sie saß sehr steif und ruhig.

Er hörte wieder stumm zu. Er schwieg auch noch, als sie nicht mehr sprach, danach trank er mechanisch seinen Kaffee aus und erhob sich, warf dabei einen schnellen Blick auf Türrschmidts Bild hinüber und ging, wie es seine Art in vertrautem Kreise war, langsam hin und her.

„Wie denn? So so. Also Herr — hm. Herr Heinrich Türrschmidt? Er zog eine Zigarre heraus und zündete sie mit einiger Bedachtsamkeit an. „Das ist allerdings außerordentlich überraschend, Martine. Ich hätte in der Tat kaum — hm. Wie kam das denn, Martine?"

„Nun so," sagte sie spöttisch.

„Freilich. Und die Musik; du hieltest stets beträchtlich viel von ihm; ergriffst von jeher seine Partei. Du standest stark in seinem Bann, unter seinem Einfluß, nicht wahr?"

Sie bewegte ruhig die Lider.

„Ich bin wirklich überrascht, kleine Schwester! Ich habe nie damit gerechnet, überhaupt nicht damit, daß du — sagen wir deinen ‚Familienstand' so rasch einmal ändern könntest."

„Warum nicht?"

„Gewiß, du bist fünf- bald sechsundzwanzig, reif genug!" stellte er zugleich fest; „du mußt wissen, was du tust, was du willst, auch du bist eine Frau, man denkt daran als Bruder nicht — aus Fleisch und Blut gemacht, so neutral du warst oder schienst, in dich versponnen."

„Bitte!" Ihr Gesicht brannte.

„Wie ist das bloß gekommen?" Er blieb nachdenklich stehen. „Ich gebe zu: ein paarmal dachte ich so obenhin: alles ist möglich, es gibt wunderliche Brücken gerade zwischen Meister und Schülerin. Aber immer schien mir — nun ihr waret so grundverschieden im Wesen, im ganzen Lebenszuschnitt, und er hatte etwas Jugendliches mit seinen Neunundzwanzig, es schien mir außer dem Bereich des Möglichen zu liegen."

Sie saß blaß mit verschränkten Fingern im Stuhl und betrachtete mit hellen, auf ihrem Grunde bösen Augen sein gesenktes Gesicht.

„Hast du etwas gegen Heinrich Türrschmidt?" fragte sie. „Du hast über ihn als Künstler sehr gut gesprochen!"

„Mit vollem Recht. Er ist in der Tat eine jüngere künstlerische Persönlichkeit, ein sehr respektabler Könner, eine Potenz."

„Aber?"

Er blieb stehen. „Du fragst mich, Martine. Nun, er und ich, wir sind uns niemals ganz nahe gekommen. Ich war höflich zu ihm, er kordial, das war alles. Wir sind beide zu verschiedenen Gepräges. Glaubst du, daß er nicht das Gleiche von mir denkt — wenn er überhaupt an mich und andre denkt? Diese Musiker und Virtuosen sind Solipsisten — Leute, die nur für sich selbst Interesse haben. Wie lange spielt das zwischen euch?"

„Nicht sehr lange."

„Es kam plötzlich?"

Also Türrschmidt — Türrschm — — Martine war ein wenig empfindsam, so kühn sie jede Konsequenz auf sich nehmen konnte; er kannte anders geartete Beispiele aus früherer und frühester Zeit. War er durch enthusiasmierte und hysterische Weibsen verwöhnt und keck geworden —? Nein — das natürlich nicht!

Er sah auf ihre blonden Wimpern und nahm wieder Platz.

„Du hast alles reiflich bedacht — auch an die Mama gedacht, nicht wahr? Ich darf dich so fragen, kleine Schwester; ich bin der ältere, vielleicht auch hier und da erfahrenere und befinde mich in einer in gewissem Sinn — ähnlichen Lage. Nun ja —" er brach das ab. „Keine Laune, Martine, kein rascher, irgendwie empfindsam bedingter Entschluß? Ich möchte dich fragen."

„Eine recht überflüssige Frage, mein lieber Heino!"

„Ach meine liebe Martine —"

„Ich glaube, daß etwas Echtes und Großes in ihm steckt. Und ich glaube auch, daß ich ihm helfen kann!" sagte sie mit einer Art erzwungener Feierlichkeit, in der noch mehr Widerstreben und Scham war, als müßte sie etwas rechtfertigen.

„Ja, ihr Frauen helft gern, besonders im Geistigen. Und wir Dedekinds sind keine ganz mittellosen Leute. Aber das allein —" er streifte langsam und sorglich den Aschenhut ab. „Es ist — es ist —"

„Darfst du so kritisch sein, Heino?" fragte sie mit klaren Augen.

Seine Schläfe umwölkten sich. Er wollte zuerst über die unumwundene Anspielung hinhören, gerade weil er selbst daran gedacht, sogar daran gerührt hatte. Dann sagte er ruhig: „Hier dürften Ähnlichkeitspunkte doch wohl kaum in Frage kommen."

„Sie ist schön — ja! Das kommt in meinem Fall nicht so sehr in Betracht, und das ist ja wohl auch Ansichtssache! Das andre —"

„Das andre, Martine?" — Hm. Er für seine Person steht allein in der Welt, stammt aus gutem kleinem Beamtenhaus, wie wir von Wedepohls wissen — vortrefflich. Aber die Mama? Weiß sie —"

„Nein."

„Es wird nicht leicht sein, Martine," sagte er plötzlich leise. „Du kennst sie doch. Wenn sie gerade dir auch einiges durchließ, denn ihr seid immer ein wenig getrennte Wege gegangen, von früh an ... Du hängst noch in manchem von ihr ab."

„Es würde mir leid tun, Heino," sagte sie, und dabei senkte sie langsam die Augen ... „Aber ich bin mündig, und Papas Testament ..."

Sieh da. Sie schien in der Tat nicht ganz ohne Bedachtsamkeit zu sein. Türrschmidt — wie konnte sie es wagen, hier vergleichen zu wollen? Es war zum Lachen — ja, es ärgerte ihn hinterher noch mehr, enttäuschte ihn fast, ein Zerrbild! Er verbat sich das.

Er ging wieder umher und schwieg. Dieses seltsame, zarte Mädchen, es war fast unnatürlich. Ach nein — ach nein ...

„Martine — liebst du ihn denn? — liebt ihr euch?" fragte er laut.

Ihr Auge blickte weiter, als rühre man plump an Unberührbares und Geheimstes.

Da reichte er ihr langsam die Hand über den Tisch. Ihre langfingerige Hand war kühl. Er zog sie ein wenig zu sich her über den Tisch und sah der Schwester in die Augen. „Das ist seltsam, Martine."

Ihre Hand zuckte, und dann entzog sie sich ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Es hatte Heino doch mehr verstimmt, als er sich selbst hatte eingestehen mögen. Der Vorfall hatte in der Tat etwas verzerrt, das ihn nahe anging, hatte ihn wie in einer Spiegelung fast lächerlich und abenteuerlich gemacht, das haftete unter aller Abwehr. Martine wünschte an diesem Abend allein zu sein, sie wollte früh schlafen gehen. Da konnte sich also Anna wieder zu ihrer berühmten Singemeisterin Amalie Raff begeben, bei der am Abend etwas los war — es ging sogar die erregende Sage, daß die Siritza in später Stunde erscheinen würde.

Heino sprach Anna eine Stunde bei Gustel und fuhr sie zuletzt in seinem Wagen an ihr Ziel.

Gleich danach aber zog es ihn plötzlich, wie nicht selten in solchen unbehaglichen Stimmungen, zu seinem halkyonischen Freund Tüllcke und in dessen Gehäuse nach der Schellingstraße, die in der Nähe der Raffschen Wohnung lag. Ja, diese Berührung würde ihm heute angenehm sein! Der gespenstige Gehilfe Pinnebohm würde öffnen, Gaslampen mit grünen Glocken würden fahl leuchten, und von den Regalen und Schränken würden die Lederrücken und der Moder gedruckter Weisheit duften. So war es denn auch... Heino Dedekind blieb einen Augenblick im Laden stehen, und sogleich fiel eine Überempfindlichkeit von ihm ab, und sein Gemüt begann sich sacht zu glätten. „Machen Sie Schluß, Herr Pinnebohm," sagte er munter, „lassen Sie sich den Sommerabend und ein hübsches Mädchen um die Nase wehen!"

Doch Herr Pinnebohm errötete bloß, daß sein Gesicht noch grüner und papierner schien. Wie alt mochte er sein? dreißig, vielleicht auch dreihundert, seine Spinnenhände griffen schon wieder nach Büchern, und sein Hüsteln war trocken wie das Knistern des alten Papiers.

Ja, da war Tüllcke! der aufs Irdische gerichtete Romantiker, der das Leben suchte und seiner doch spottete, er war gerade dabei, seinen abendlichen Salat — seinen hygienischen Salat, der das Leben um fünfzig Jahre verlängerte, wie er meinte, zu bereiten, dessen Seele waren die ‚sieben Kräuter': Pimpinelle, Majoran, Pfefferkraut mit Trippmadam, Schnittlauch, Gurkenkraut, sie gaben dem Salat die geheimnisvoll belebende Würze, wie dem Stil des Lebensbetrachters die Ironie! Tüllckes bartloses, blasses Gesicht schmunzelte, er bewegte sich auf seinen hohen Beinen bedächtig um den Tisch seiner Wohnstube, in der altes Mahagoni, dunkles Kupfer neben schimmliger Bronze und östlich bunter Seide glänzte.

„Du bist ein jeder Lebenslage gewachsener Bejaher, Tüllcke," meinte Heino Dedekind mit wachsendem Behagen und stillem Neid neben dem andern und seinem wundertätigen Napf, als er von dem ironischen Salat kostete.

„Kann sein. Ein wenig verhindert hier und da, aber um so weiser. Ganz irdisch und fromm. — Evoë, Leben — sei gepriesen, Wirklichkeit, die du allein die Welt bist und zu Welten führst, getragen vom Geheimnis, zerrinnend im Geheimnis, Gewand des Seinsollenden und des Werdenden!" und er schwang Löffel und Gabel aus gelb geflammtem Horn.

Heino lächelte, er kannte die Weisheit seines Freundes: „Aber das Mangelhafte, Tüllcke? All das Störende — der Irrtum des Ganzen und des Einzelnen, Leid und — Lächerlichkeit?"

„Sind Folie und Stachel! Wird in Äonen überwunden sein oder aufgehellt und verklärt — sogar der Tod!" rief er dumpf und stach mit seinem Beinbesteck wieder in die Tonschüssel. „Das ist das Ziel. So schwankt man selig und bitter, verhindert und weise, ein unruhiges Pendel zwischen Furcht, Qual und Daseinswonne. So ist der Mensch, und wer ihn heller oder dunkler malt, der lügt!"

Das war Tüllcke, und Heino lächelte wieder, und sogleich wurde ihm noch freier, erfreulich irdisch und lebensvoll nüchtern und warm zu Sinn. — Türrschmidt — Martine —? Wo waren sie? Unglaubwürdig und — unglaublich! War ihr Blut plötzlich aufgesprungen? Sie waren verrückt, und was ging es ihn an? In Gottes Namen, ihr beiden. Seid gesegnet. Und die Mama?

Evoë, Leben! Sei gepriesen, starkes, närrisches Leben! Sei gebenedeit Anna — Anuschka —! nichts konnte an sie und an ihn heran! Erst jetzt sah er klar, erfaßte er die ganze fragwürdige, verschwiegenste Unsicherheiten aufscheuchende Stimmung des Nachmittags, sich und die andern, und wunderte sich seiner dumpfen Spannung. Ich liebe dich! ich liebe dich! Und die Sehnsucht war wieder wie ein Schmerz in ihm.

Und ein wenig später wandelten die beiden Herren dem gemeinsamen Labetisch in der Behrenstraße zu. Heino freute sich auf die tüchtigen Männer und auf ihre kräftige Laune.

13.

Onkel Richard wurde siebzig.

Der alte Adalbert brachte an der Frühstückstafel als Familiensenior den Spruch auf das Geburtstagskind aus; er faßte sich kurz und war bemüht, dem Ganzen einen würdigen und brüderlich-herzlichen Ton zu geben. Richard freilich hatte ihn in jüngster Zeit außerordentlich schlecht beraten. Adalbert hatte bei einer Geldanlage mindestens auf sieben bis acht Prozent in absehbarer Zeit gerechnet, jetzt mußte er sich mit fünf bis sechs begnügen — wer weiß wie lange!

Auch alle jüngeren Dedekinds waren artig versammelt; Albrecht und Heino waren gemeinsam von der Fabrik aus herangefahren und hatten einen mächtigen Flaschenkorb mitgebracht; Philp unten am Tisch indes sah zerstreut vor sich hin, während sein Papa redete; Vater und Sohn vermieden es miteinander

zu sprechen, auch bei Tische daheim saßen sie stumm, der alte Herr mit einem verteufelt strengen, abweisenden Ausdruck im Gesicht, als ob er an finstern Plänen schmiedete, Philp hatte mal wieder Ordnung in seine Angelegenheiten bringen müssen.

Nun rauchten die Herren in Onkel Richards Zimmer, wo eine südliche Landschaft von Hildebrandt, ein vergnügter alter Männerkopf von Knaus und eine Jahrmarktsbude von Meyerheim hingen — Bilder, die Richard vor langer Zeit unter der Hand einmal gekauft hatte und auf die er sehr stolz war, denn er liebte helle Farben und ‚heitre Sujets', nicht diese dunklen, alten Leinwände, wie sie Adalbert aufgehängt hatte, und die man kaum enträtseln konnte.

Arthur, der wieder ziemlich viel getrunken hatte, führte ein politisches Gespräch mit Albrecht; er hielt sich sehr gerade dabei, und seine Augen waren blank. „Ja — ja — natürlich! tolle Sache!" lachte Albrecht geschäftig: „na prösterchen, Arthur; da kann man als Untertan nicht viel machen!" und er wandte sich rasch an Onkel Adalbert, der mit Richard wieder über die Differenz der fünf und acht Prozent haderte." Ich kann mir nicht helfen, Richard — ich würde mir soviel Animus als Aufsichtsrat und alter Bankschimmel zutrauen — —"

Nun stand Arthur allein mitten im Zimmer und betrachtete seine Stiefelspitzen, und seine Hand mit der dampfenden Zigarre hing schlaff herunter, man sah die Adern darauf.

Heino beobachtete ihn von seinem Stuhl aus. ‚Er ist ein wenig betrunken!' sagte er sich. ‚Und er hat jetzt noch mehr als früher das Bedürfnis, sich in Szene zu setzen und seine scharfen Ansichten zu betonen.' Seine Wohnung oben im dritten Stock stand leer, war verwüstet. Armer Kerl! Der Rotspon, den er nunmehr noch reichlicher schätzte, würde daran freilich nicht viel ändern und bessern können! Nun, er würde es überwinden. Er hatte im Grunde eine recht gesunde und wenig verwickelte Natur ...

Vielleicht aber nagte in ihm noch ein andrer Kummer; eine Art Qual und Schmach, denn so ganz ohne Phantasie und Selbsterkenntnis war auch der unentwegte Arthur nicht bei seiner ein wenig kindischen Verliebtheit in den Lebensstil einer höheren Welt.

Ja — jene andre ernste, ihn nahe angehende Männersache war inzwischen ausgesprochen förmlich und einigermaßen umständlich ausgetragen oder erledigt worden...

Albrecht war eines Tages zwischen einer Konferenz und einer Aufsichtsratssitzung bei der Gegenpartei vorstellig geworden; er hatte es natürlich nicht gern getan, war mit grauendem Haar, kleiner blanker Glatze und straffem Embonpoint eigentlich über solche Chosen längst hinaus. Es war ihm höchst fatal gewesen, er liebte es nicht, unnötiges Aufsehen zu machen, besonders nicht in dieser lärmenden und peinlichen Weise; keiner in der Familie liebte es. Und man hatte weiß Gott Besseres zu tun!

„Es ist ja schließlich am vernünftigsten so," hatte er dann am Schluß der ganzen verdammten Geschichte mit einem lockern, diesmal grimmigen Lachen gesagt. „Aber angenehm war's mir nicht, kann ich nicht sagen! Na, das ist noch mehr seine Sache —; — und er ist vielleicht doch der — Verständigste und Kaltblütigste von uns allen! Und es gibt Wichtigeres in der Welt — sela!" — — Denn die Angelegenheit war zuletzt einigermaßen gewaltsam und phantastisch also verlaufen: Es sei nichts ‚Leichtfertiges' geschehen, hatte die Gegenpartei etwas allgemein und abweisend erklärt. Aber dahinter hatte sich natürlich alles und nichts verbergen können und vermutlich sogar etwas verborgen. Arthur hatte denn auch wieder gehörig spektakelt und seinerseits peremptorisch und nervös, fast hastig erklärt, daß ihm das keineswegs genügen könne — könne — niemals — — und die unumgänglich einwandfreie und tadellose Form wieder vorgebracht und was der schwerwiegenden Worte mehr waren. Selbst Heino war zuletzt noch an dem Vetter oder richtiger an seinem eignen Zweifel an dessen eiserner Entschlossenheit ein wenig irre geworden und hatte einigermaßen besorgt den Dingen entgegengesehen; sogar mit einem insgeheim wachsenden Respekt vor Arthurs Haltung. — Doch am folgenden Morgen, als die entscheidende Antwort gegeben und der nächste Schritt getan werden mußte, niemand hatte sich dessen versehen, da lag Arthur oben in seiner Wohnung an einem plötzlichen Nervenzusammenbruch — man fand im Herrenzimmer drei, vier leere Flaschen — schwer darnieder, lag ziemlich apathisch und qualvoll leidend im Bette — obwohl die Sache nun allerdings einige Eile hatte und natürlich auf das bestimmteste befristet war. Nicht viel — nein, nicht beträchtlich viel war in diesem Zustand mit ihm anzufangen gewesen. —

„Tut, wie ihr denkt! Ich bin fertig mit meinen Nerven — — vielleicht mit meinem Leben — wund wie ein angeschossener Hund! Ich kann jetzt nicht mehr! — — kann nicht mehr — — Die Familie soll in Gottes Namen ihr Opfer haben! — — Tut, was ihr für richtig haltet! — —"

Und er hatte sich nach einigen weiteren,

desolaten Sätzen mit einer wilden Bewegung zur Wand gekehrt. — — Da hatte Albrecht etwas höhnisch gelacht, kurz vor sich hingeblickt, rasch von ‚übler Sache‘ geredet und dann resolut, wie er alles, auch Unangenehmes anpackte, einen kurzen, sachlichen Brief an Herrn Dr. Selehn geschrieben, in dem er dessen Erklärung einen annehmbaren Sinn unterlegte und so weiter.

Nicht ganz einwandfrei, in der Tat ein wenig übel, mein lieber Arthur! dachte auch Heino jetzt wieder. Arthur stand immer noch im Zimmer und sah seine Fußspitzen an, als grübelte er.

„Du solltest einmal für längere Zeit wegreisen, lieber Arthur!“ sagte Heino freundlich und trat an ihn heran. „Das Wetter ist sehr schön, raffe dich auf — dein netter, kleiner Weinkeller, das ist nichts auf die Dauer. Dein Vater und Paul werden dir gewiß diesen längeren Urlaub bewilligen.“

„Ja, natürlich werden sie das. Habe auch schon daran gedacht — bloß der Entschluß, weißt du, und das ganze Drum-und-Dran.“

„Also flott. Morgen packen, übermorgen weg! Abgemacht?“ Er hielt ihm die Hand hin, und Arthur, angenehm und freundschaftlich berührt, denn die andern Vettern behandelten ihn noch mit schonungsvoller Zurückhaltung, schlug zögernd ein.

Dann brachen drüben die Damen auf, Anna war freilich nicht unter ihnen; aber die Generalkonsulin war ganz plötzlich für diesen Festtag zurückgekommen. Heino hatte für Anna einen artigen Gruß und Glückwunsch überbracht, denn sie selbst hatte aus gutem Instinkt und Grund der Mama heute zwischen den andern nicht begegnen mögen — trotz Heino.

An der Tür stand jetzt Martine, und Heino trat zu der Schwester und fragte sie leise: „Nun wie steht es? Aussprache schon vorbei?“

„Nein. Gestern war es zu spät, es war noch keine Zeit, heute morgen gab es Konferenzen und Besuche. Ich denke nachher —“

„Tapfer, tapfer,“ sagte Heino obenhin.

Sie nickte und hob den zarten Kopf, sie hatte rötere Lippen und sah belebter aus. Sie machte einen sehr bestimmten Eindruck auf ihn. Wer hätte ihr das zugetraut? Sie ging aufs Ziel — gleichmütiger vielleicht als mancheiner, der mit erprobter Überlegenheit im Leben wandelte.

Ja, die Mama war gestern abend plötzlich heimgekehrt, Richards Jubiläum und dringende Geschäfte im Bereiche ihrer menschenfreundlichen Bemühungen hatten sie zu aller Überraschung zurückgerufen. Das Haus in der Bendlerstraße hatte sie mit Blumen und strahlendem Licht empfangen, und auch Heino war mit Anna ein wenig später erschienen, um sie aufmerksam zu begrüßen. — Aber die Mama hatte sie nicht empfangen, Fräulein v. Röhll war raschelnd mit ihrem trocknen Geräusper die breite Treppe herabgehuscht und hatte den jungen Herrschaften das Bedauern der gnädigen Frau ausgesprochen: sie wäre zu angegriffen von der langen Reise und ließe für heute herzlich danken und grüßen. Heino hatte sich auf den Bart gebissen und noch eine Weile mit Martine geplaudert. Was sollte das? eine neue lächerliche, unzarte Komödie! Er würde nun ein letztes energisches Wort sprechen, das verbat er sich denn doch! Er stand im Begriff, ein Haus in Dahlem zu kaufen — er würde einiges umbauen lassen müssen — — derlei verbat er sich. Anna war ernst und freundlich geblieben, sie hatte bloß einmal sein Gesicht mit dem Blick gestreift.

Nun gingen Onkel Richards Gäste von dannen. Mit der Mama hatte Heino bloß wenig Worte gewechselt, er hatte ihr dabei in ernster Haltung für den nächsten Tag seinen Besuch angekündigt. Danach hatte sich auch Heino empfohlen, um noch für eine Stunde sich in der Fabrik zu betätigen; unten auf der Straße aber war plötzlich Vetter Donatus vertraulich an seine linke Seite getreten, als hätte er bloß auf diesem Moment gewartet, er wünsche ein paar Schritte mit Heino zu gehen, da oben habe man nicht viel miteinander sprechen können. Es war ihm wohl auch ein Bedürfnis, sich Heino wieder vollkommen zu nähern, Annas Schönheit machte schließlich jeden Entschluß — Donatus hatte Heinos Wahl in vertrautem Kreis natürlich scharf mißbilligt — erklärlich.

Donatus, hübscher und blühender als je, hatte seinen Arm genommen, auch er war jüngst von einem kürzeren Ausflug zurückgekehrt. Und nun erzählte er dem Vetter, daß er in Ems, wo er wieder einmal für seinen empfindlichen Hals hätte etwas tun müssen — Donatus hüstelte in diesem Augenblick fast, während sie die Voßstraße hinabschritten — den Damen Lübeking wieder begegnet wäre; nicht ganz zufällig übrigens, wenn er offen sein sollte. Charmant, auch die Mama; eine sehr verständige, heitre und liebenswürdige Dame, die gern elegante junge Leute um sich sähe, ein wenig grundsatzfest — nun ja — er hätte ihr in ernsteren Gesprächen gewisse Verzögerungen in seinen Studien erklärt.

„Du kennst die Lübekingschen Werke? Ein alter Onkel und Herrenhauspair steht an der Spitze. Die Fäden laufen in seiner Hand

zusammen, eine mehr repräsentative Stellung, Auge des Herrn, eben Spitze ..." sagte Donatus fließend und gewinnend.

„Ja, was weiter?" hatte Heino sichtlich zerstreut gefragt.

„Die gnädige Frau hat mich am letzten Tage liebenswürdig eingeladen, mir die Werke einmal anzusehen und den Damen selbst dabei guten Tag zu sagen. Ich hatte diesen Wunsch andeutungsweise geäußert und natürlich mit meinem starken, ich kann sagen neuerdings überragenden Interesse für Praxis und Industrie nicht zurückgehalten. Man weiß wohl auch, was man dem Namen Dedekind schuldig ist."

„Das ist anzunehmen," hatte Heino noch zerstreut erwidert. „Industrie und Praxis sagst du mit einer gewichtigen Betonung? Gewiß, gewiß. Hast du denn so etwas jetzt im Auge?"

„Ich kann sagen: ja! Und nicht nur seit gestern und heute," antwortete Donatus und vollführte mit dem eleganten Krückstock eine schwungvolle Bewegung, was seine Gesichtsfarbe noch kräftiger belebte.

Heino sah flüchtig auf: „Und der Repetitor?"

„Nein — nein — ich hasse den Hund! Sei gut — ich werde nun wirklich krank — darin sehe ich jetzt ganz klar! Ich bin zu alt geworden, Heino, das wirst auch du mir zugeben — ich trage mich wirklich mit dem Gedanken, die Sache endlich sanft abzuschieben und — ja, vielleicht irgendwo entschlossen zu volontieren; versteh' mich nicht falsch, Heino, auch völlig unabhängig von gewissen — gewissen Zufälligkeiten — aber ich muß dir gestehen, daß mir durch diese Begegnung manches klarer oder greifbarer geworden ist —: im Wirklichen schaffen! — Ich hätte mich, das gebe ich im allgemeinen zu, fester auf die Hosen setzen und wie du und sogar Arthur, den Referendar und den Doktor juris bauen sollen, vielleicht auch den Assessor — im Grunde ein Kinderspiel! schon diese Einsicht ist einer Anerkennung wert, nicht wahr? Aber schließlich gibt es im Leben noch andre Bahnen und Hochziele, ja, endlich ein festes greifbares Ziel ... Was meinst du dazu? Ich hatte einmal das Bedürfnis, darüber zu sprechen ..."

„Nun ja — nun ja —," sagte Heino ungeduldig, und des andern fast mädchenzarte Haut hatte sich wieder sanft und noch lebhafter gerötet.

„Ja, guter Donatus." Heino blieb stehen und reichte dem schönen großen, eleganten Jungen die Hand, denn da drüben an der Dreifaltigkeitskirche vor der Büste des hochgesinnten und menschenkundigen Pfarrers Schleiermacher hielt sein Wagen; er hatte ihn vorausgeschickt. „Du wirst es schon machen. Immer an der Spitze! Ich muß nun leider ins Geschäft. Melde dich einmal bei mir an, Donatus, und überstürze nichts. Auf Wiedersehen."

Der andre grüßte sehr artig.

Ein weiser und fixer Jüngling, ein Herrenmensch, dieser Donatus, der eigentlich jeder Lebenslage, wenn es sich ihm lohnte, gewachsen war ... Jene vor einiger Zeit mit einer gewissen Laune und Feierlichkeit begründete holde Hausgemeinschaft schien es also doch nicht auf eine unbegrenzte Dauer bringen zu sollen — oder, vielleicht schon in aller Stille, nicht gebracht zu haben; nun, man hatte derlei voraussehen können; er wußte jederzeit die beste freundschaftliche Form zu finden, vorher und nachher, und Konflikte stets zu vermeiden.

„Immer an der Spitze," brummte Heino noch mißlaunig, und fuhr davon. Und seine Gedanken verdunkelten sich zunehmend im Banne der mancherlei Beunruhigungen der Dedekindwelt.

⁂ ⁂ ⁂

An diesem Abend weilte die Generalkonsulin voll ernster Gedanken in ihrem Schlafzimmer. Es war ein großes, prächtiges Gemach, in das das mit Spitzen übersäte niedrige Bett von der einen Längswand wie ein Prunklager hineinragte. Die Balkontür stand offen und ließ die laue nächtliche Frische und den reifen Duft des sommerlichen Gartens herein.

Die verschleierte Krone an der Decke gab mildes Licht, und auf dem zierlichen Schreibtisch neben der Balkontür, auf dem Frau Hedwig Dedekind in früher Morgen- und später, lebensferner Abendstunde vertrauliche Briefe, Notizen für milde Pläne, kluge kurze Ansprachen und Zeitungsbenachrichtigungen zu verfassen oder finanzielle Abschlüsse über ihren Bankbüchern zu verrichten liebte, brannte eine große Lampe, die ebenfalls weiß verschleiert war.

Heinos Mama war vor einer Weile langsam und müde hier heraufgestiegen. Sie hatte das Bedürfnis gehabt, allein, ganz bei sich selbst zu sein, enthaftet von der Welt, von ihrer eignen Haltung und von ihren Kleidern.

Sie hatte sich von ihrer Kammerfrau für die Nacht frisieren und für diese letzte ausklingende Stunde, wie üblich, mit einer Art Holländerhäubchen schmücken lassen, alle weitere Hilfe hatte sie abgelehnt. Sie hatte sich lose gemacht, den violetten Seidenschlafrock mit der Schleppe und den weiten Kimonoärmeln angezogen und für den Augenblick



Frau Julie von St.
Gemälde von Albert Gräfle
Aus der Ausstellung: Münchner Malerei unter Ludwig I.
(München, Galerie Heinemann)

ein Wohlbehagen über diese rein äußerliche Enthaftung empfunden.

Dann hatte sie in ihrem großen Lese- und Sorgenstuhl neben der Lampe Platz genommen; auf einem Tisch zur Rechten lagen Bücher, ein Band Goethe, Bismarcks Briefe, Bülows Deutsche Politik (es lagen immer ernste Bände bereit), daneben oder darauf, näher zur Hand, deutsche und ausländische Romane und elegante Zeitschriften. Aber sie griff heute nicht nach ihnen. Im Garten rauschte es, im Hause schlugen die Uhren. Ein leiser Schritt ging draußen über den Läufer, sie hatte sonst diese altgewohnten Geräusche geliebt, die ihre Stille und friedliche Gesammeltheit vertieften. Heute achtete sie ihrer nicht. Ein Brausen in den Büschen und Bäumen des Gartens wäre ihr lieber gewesen!

Sie sah, wie schon einmal kurz vor ihrer Reise, merklich gealtert aus, besonders unter dieser anmutigen Spitzenhaube; eine alte, große, fette Frau, sie trug noch ihre schönen Ringe an den Händen und umklammerte die Armlehnen ihres Sessels. So starrte sie vor sich hin, indem sie mit kurzen Pausen hörbar durch die Nase atmete, die Seide über ihrer Brust hob sich dabei kurz und knisternd, und die großen Lider bewegten sich schwer.

Vor noch nicht einer Stunde hatte plötzlich Martine vor ihr gestanden, unten im Arbeitszimmer. Die Röhll hatte eben ihren Vortrag beendet und mit raschem langen Bleistift die Disposition für den nächsten mit Menschen und Dingen überreich besetzten Tag getroffen. Da war Martine ernst herein gekommen: ‚Ich möchte etwas mit dir besprechen, Mama,‘ hatte sie ruhig gesagt, danach war die Röhll mit seidenem Rascheln davongehuscht; ja — die saß jetzt in ihrem Wohnzimmer drüben, trank Tee mit einem Curaçao zwischen alten, kleinen Silhouetten, las Memoiren, die in Rom, Paris und Petersburg spielten, und ließ sich's für den Rest des Tages wohl sein!

Martine hatte wie ein Schulmädchen dagestanden, blaß und steif mit ihrem schimmerndblonden, kühn zurückgestrichenen Haar; die Mama hatte sofort diesen wunderlichen Eindruck gehabt: wie in ihrer Kinder- und frühen Mädchenzeit, wenn sie auf etwas Ungewöhnliches ausgegangen war, wenn ihr etwas stark am Herzen gelegen hatte oder wenn sie etwas, das in den Augen der andern falsch und ungehörig schien, getan hatte und nun für sich und ihre Taten eintrat. Sie war immer höchst eigenwillig gewesen, zäh bis zur Widerspenstigkeit.

Türrschm — —? Um Gotteswillen. Das konnte nicht ihr Ernst sein! Es gab bloß dies eine Wort dafür. Ein linkischer Mensch, überhaupt kein Mann —! Die Mama hatte ihr ruhig angedeutet, daß sie ihre Mitteilung für unbegreiflich hielte.

Es hatte keinen sehr starken Eindruck auf Martine gemacht; nicht viel mehr als ein Flimmern war über ihre Lider gegangen.

Die Mama hatte sich danach in ihrer Erregung klug und allmählich gefaßt, das Kind schließlich in die Arme genommen und an sich gedrückt, liebevoll und bekümmert, doch Martine war steif und leblos geblieben und unnatürlich kühl auf der Haut.

Ob sie sich denn sähen?

„Ja!“

Wo denn? Auch sie — auch diese beiden —! Sie mußte krank sein! Durch etwas verstört und gestört! Die Mama würde sich diesen Herrn Türrschmidt in einer offenherzigen Aussprache vornehmen müssen, ohne Sorge vor seinen unbekümmerten, linkischen Selbstbewußtsein, er war ihnen von Professor Wedepohl so glänzend und warm empfohlen worden! Sie sagte das jetzt auch mit einem raschen empörten Wort, das eine gerechte Mutter in solchem Fall sagen mußte.

Da war Martine plötzlich flammend rot geworden, ihre Hände zitterten ein wenig. „Liebe Mama, du darfst nicht dagegen sein — ich bitte dich,“ Martine hatte sie dabei groß angesehen wie selten, daß es die Mutter merkwürdig angegriffen, ja, beinahe gerührt hatte.

Man war einander wirklich seit Jahren nicht mehr so nahe gekommen; die Unterlippe der Plilantropin hatte sich dick vorgeschoben im Gram und Zorn. Dieser Mensch — — jene Person — so lächerlich der eine war, und so stolz und brav die andre tat! ihre Kinder schienen ihr im Augenblicke wirklich wie Opfer und Verführte!

„Ich bin nicht hochmütig — ich bin es keineswegs, mein Kind. Es sind andre Gründe und tiefere Unwägbarkeiten, die meine Sorge und peinlich gebotene Ablehnung bestimmen ... du wirst es einmal verstehen lernen!“

„Nun weißt du es, Mama. Es ist mir sehr schmerzlich, daß du so darüber denkst. Ich bitte dich noch einmal herzlich, es anders anzusehen,“ und sie hob mit einer ganz kleinen scheuen Bewegung die Hand. „Du mußt es schon glauben, daß ich es nicht leicht nehme.“

Die Mama hatte sie mit jenem wehen, harten Edelsteinglanz in den Augen betrachtet. Ob Heino auf ihrer Seite stand? Heino auf Türrschmidts Seite! Und die Kleine war mündig. Sie würde dennoch zu Heino schicken, sie würde einen Arzt zu Rate ziehen ...

Und dann hatte Martine die Mama geküßt, mit linden, weichen, kühl-erregten Lippen, und dann war sie stumm in ihr weißes, blankes Mädchenzimmer hinaufgegangen.

Die violette Seitenschleppe raschelte über das kühle blaue Linoleum und über die vielen Teppiche. Eine Sternschnuppe fiel gerade in der Tür mit flammendem Bogen durch den Himmel. Die Generalkonsulin liebte sonst diesen Blick auf den Sternhimmel, der in diesen Nächten reich und klar war; sie stand mitunter gern und staunend davor, sog sich voll Stille und hehrer Andacht. Sogar jetzt spürte sie einen beschwichtigenden Hauch aus der ewigen Welt, in der Erde und Menschen nur winzige Körnchen waren, aber ihre Sorge, Empörung und Verwirrung waren zu groß.

Sie nahm wieder in ihrem Sessel neben der Lampe Platz. Müde, alt. Sie strich sich mit der Hand über Stirn und Augen und ließ die Tränen rinnen.

Sie liebte doch ihre Kinder, Heino, ihren Ältesten, Einzigen, den sie wie ihren Augapfel gehütet, auf den sie stolz war, und über dessen Leben sie jederzeit ihre mütterlichen, zärtlichen Hände gebreitet hatte. Und auch Martine ...

Hatte sie an ihr etwas versäumt, ihr nicht genug Liebe gezeigt? Sie sah starr und grüblerisch in das bestirnte Dunkel der Balkontür hinüber.

Die Frau fühlte sich plötzlich förmlich einsam. Man hatte vielleicht von Anfang an nicht allzuviel Zeit für einander gehabt; die Welt hatte so große ernste und andre tyrannische Anforderungen an einen gestellt; und so ein Spätling, der nicht allzu willkommen war, war oft besonders dünnhäutig und verlangte doppelte Liebe, erhielt sie auch, obwohl die Störung und auch schon die Entfremdung zwischen den Gatten fühlbar gewesen war — so ein Empfindling aber zog diese kühlere Luft mit dem ersten Atemzug ein, litt schon im Mutterschoß unter Fremdheit und Abwehr. Ach die Kleine hatte von jeher in ihrer Welt zwischen einsamen Spielen, Büchern und ihrer Musik gelebt und hatte dabei fast noch schärfere Augen bekommen, als Heino auf seinen Welt- und Lebensfahrten, und die Mama hatte eine etwas herrische Art, wenn man so täglich mit ihr umging, wollte immer gerne lenken und auf ihre Art gewähren, sie wußte das wohl ... Sie hatte sich, besonders in den letzten Jahren, vor Heino zuweilen beklagt: Martine wäre ‚so schwierig'; man stünde einander mitunter seltsam fremd gegenüber, und sie quäle sich zuzeiten in schlaflosen Nächten (nun, sie schlief recht tief und gut) — ob sie es vielleicht an der rechten Liebe habe fehlen lassen?

Die Generalkonsulin trocknete mit einem Batisttuch das Naß auf ihrer Wange. Die Uhren im Haus schlugen nun zwölf, und durch die Balkontür kam ein frischeres, breites Brausen und Wehen herein.

N — nein. Martine war von Geburt an kein gesundes, normales Kind gewesen. Dafür konnte auch die beste Mutter nicht — sie wollte davon nichts wissen! und sie hatte den echten Dedekindischen Eigensinn und Egoismus mitbekommen, hatte viel von ihrem Vater geerbt, hatte merkwürdig zärtlich gerade an dem gehangen, obwohl sie neben ihm wie ein zerbrechliches Heimchen gewirkt hatte — es war eine große Liebe zwischen den beiden gewesen, ähnlich so wie zwischen ihr selbst und Heino. Das Leben war so wunderlich und führte einen so unbekümmert zueinander und auch voneinander ...!

Sie lief von neuem umher, trat auf den Balkon hinaus. Das Licht im Zimmer der Röhll war erloschen, die lebte nach der Uhr und dem Inhalt ihrer Teekanne; bei Martine war es noch hell, fand auch sie keine Ruhe, grübelte sie, schrieb sie? an wen?

Der Gedanke kam ihr, zu Martine hinüber zu gehen und in der Stille, unter dem ernsten Schleier der Nacht noch einmal zu ihr zu sprechen. Doch sie verwarf den Gedanken wieder. Sie selbst war müde, von dem ereignisreichen Tag, bis ins Herz hinein abgespannt. Aber Kinder fragen danach nicht, Kinder sind hart und selbstsüchtig wie das Leben.

Sie wollte sich schlafen legen, Kraft für den neuen Tag zu gewinnen suchen, zu neuer Überlegung und — was er sonst erfordern würde. Sie legte ihre Ringe ab und schlug am Schreibtisch noch einen Band Goethe auf, um eine Seite zu lesen. Es beruhigte sie stets so wunderbar, erhob sie über Stunde und Tag, wie sie gern dankbar sagte, doch die schönen Sätze glitten auch jetzt flüchtig an ihrem Auge vorüber, und dabei wurde sie völlig zerstreut. Sie streichelte das Buch in Leder andächtig, und dann gähnte sie tief und herzhaft.

‚Lieber Gott, wie müde ich bin; wie tief erschöpft. Schlafen. — ‚O, du unbegreifliche Macht, gib uns Frieden und Kraft und Verstehen ...' dachte sie.

Danach machte sie, andere Gedanken verfolgend, die letzte Toilette des Tages, rollte ihr Haar zu mancherlei Nestern auf, wobei sie sich oft grübelnd unterbrach und ins Licht starrte, und legte sich nieder.

Aber der Schlaf kam heute nicht, trotz dem Wohlgefühl des ersten Sichausstreckens,

sie dachte an Meereswellen und wogende Felder, und dazwischen immer wieder an Martine und Heino. Es ging sie furchtbar hart an; härter und tiefer noch, als sie es bei Lichte und im Wachen empfunden hatte. Ihre Hände waren heiß, sie fühlte sich den Puls, in der Besorgnis, daß sie Fieber haben könnte. Aber die Ader pochte langsam und stark.

Nun nahm sie Kissen von dem Divan neben dem Bett, um ihren Rücken zu stützen. Diese Lage tat ihr gut, und sie lag ruhig und fast friedlich.

Sie dachte gar nicht daran, ihre Kinder zu verlieren... Am wenigsten Heino! Auch Martine nicht...! Ja, das Herz war klüger als der Verstand. Und in dieser Lage, bei geschlossenen Augen und ganz wachem Geist, in dieser tiefen Stille kam es wie Hellsehen über sie.

Sie sah Martines ein wenig starres Gesicht, ihre empfindlichen festen Hände, ihren Mund, der sich in einer so charakteristischen launischen Art zusammenschloß — gleichgültig gegen Welt und Menschen. Und Heino — sie sah ihn nicht so klar. Sein schmaler Kopf stand mehr im Dämmer. Wie sie ihn liebte! Sie hätte die Hände heben und sein Gesicht streicheln mögen, er schien zu lächeln mit dem ihm eignen spöttischen Senken der Mundwinkel. Und nun hörte sie auch seine klingende Stimme, aber sie verstand ihn nicht. Wie sie ihn liebte! Ihre Brust hob sich in einer leidenschaftlichen, fast stürmischen Regung.

Sie öffnete abermals die Augen und war für ein paar Sekunden trotz dem Dunkel wie geblendet. Hatte sie geschlafen? Wachte sie? Warum lag sie hier und wachte?

Sie faltete die weißen Hände. Ja — nun — wollte — sie — sprechen! Sie wollte ihn nicht verlieren. Ihn nicht...

Sie hatte unter seiner Fremdheit, Kühle und Zurückhaltung schweigend und bitter gelitten. Was wußte man von jener? Es gab viele, die ihre eignen, oft recht abenteuerlichen Wege gingen, um hier und dort und anderswo zum Ziele zu gelangen, aber es glückte nicht immer; man wußte als erfahrene Frau, auch was Reife und Blut bedeuteten. Sie hatte Klarheit haben müssen...! Dies zum mindesten, denn nur die beste und kostbarste konnte ihr genügen, sonst würde die Eifersucht sie unabänderlich quälen, sie böse und unversöhnlich martern.

Ihr Gesicht war gerötet, ihr Atem ging ruhiger, als schlüge ihr Herz fester...

Die Röhll hatte es einmal in ihre diskrete unpersönlich kühle Hand genommen, die Mama hatte kaum mehr, als eine Andeutung fallen lassen, es war so natürlich gewesen — sie hatten da für ihre vielfältigen humanitären Zwecke einen ernsten früheren Beamten an der Hand, der ihnen äußerst gewissenhaft und verschwiegen diente und der bis jetzt in jede Dämmerung und Dunkelheit, in die sie pflichtgemäß hineinzusehen wünschten, ein aufhellendes Licht zu bringen verstanden hatte, — er hatte es auch hier getan, und sie hielt nun — sie allein — die Wahrheit schon geraume Zeit in der Hand...

Ihr Gesicht rötete sich noch stärker, sie spürte es, sie wurde ganz munter in einer übernächtigen Stimmung. Hatte sie damals ein mystisches, hellsichtiges Mißtrauen aus dem Urgrund ihres mütterlich wachen Gemüts getrieben?

...Sie hatte gezögert, sie hatte auch Heino schonen wollen, sie mußte auch klug damit rechnen, daß er wenigstens einiges schon wußte, das es vielleicht gar schon zwischen ihnen ausgesprochen und abgetan war... Nein, das wollte und konnte sie nicht glauben. — Nun mußte es wohl sein.

Jeder Entschluß war geheimnisvolle Tat, wirkte weiter durch Nacht und Tag, und dann stand man, schicksalgeführt, mit abgewandtem Gesicht daneben.

Wie tief und still die Nacht um sie war mit dem sanften blauen Licht des nun über dem Garten schimmernden Mondes, die seidnen Vorhänge verrieten mild seinen Glanz.

Ob Martine schon schlief?

Sonderbares, unbegreifliches Kind!

War er ein Genie? Martine glaubte vielleicht, daß er ein Genie sei... Das würde ja möglicherweise manches verständlicher auch vor der Welt erscheinen lassen können... Es gab einige Beispiele in allerersten und reichen und vornehmsten Häusern. Um Heino litt sie am schwersten, und wenn sie ihn zurückgewönne — wenigstens ihn vor Irrtum und Wirrnis bewahren könnte — —

Sie würde sehen. Morgen...

Ihre Lider waren plötzlich nach diesem merkwürdig somnambulen Auftrieb und Entschluß wieder schwer geworden. Eine wachsende Wärme umkroch ihren Leib, sie zog fast willenlos das Kissen unter ihrem Rücken weg, legte es zur Seite auf den Divan und ließ sich sacht und matt zurücksinken.

Dann faltete sie die Hände auf der lilaseidnen Decke, flüsterte etwas und schlief bald darauf ruhig und tief atmend ein.

14.

Am selben Tage war Peter Freyhan nach einer langen Pause zu Gustel Dedekind nach dem Gendarmenmarkt gekommen.

„Sie sollten mich auch wieder einmal be-

ehren, Anna Lindikes Büste kennen Sie kaum!" sagte Freyhan etwas einseitig vorwurfsvoll.

„Ich muß das Tageslicht benutzen. Ist der Guß fertig?"

„Ich hoffte immer, sie würde noch einmal kommen, aber es war nicht gerade nötig. Das beste macht man selber. Es geht ihr vortrefflich, wie?"

Gustel sah zum Fenster, vor dem ein goldnes Spätlich schwamm. Warum fragte er, wenn er es wußte?

Ja ... wenn Anna hier saß und schritt, blühte oft ihre Haut und die Luft um sie. Jede Bewegung, ihre Stimme, alles an ihr war weicher und verhaltner und dazwischen strahlend übermütig.

„Ja," sagte auch Peter Freyhan, der ihre Gedanken gehört hatte. „Nun möchte ich einmal ihre Probedrucke durchsehen. Vielleicht können wir ein kleines Tauschgeschäft machen, ein Blättchen werde ich mir ausbitten!" Sie war ein tüchtiges Kerlchen, die kleine geballte Gustel Dedekind, die höchst friedlich war, wenn man sie nicht gegen den Strich streichelte, ein warmes behagliches Menschlein mit ein paar Ehrlichkeitsfäusten. Und wohl bedeutend zarter und manierlicher als sie tat ...

Gustel war vor einiger Zeit einem Kunsthändler in die Hände gefallen, der betriebsam auf Neues und Junges aus war. Er wollte mit ihr, wie es in seiner Maklersprache hieß, einen Versuch wagen. Er gedachte im Winter eine Ausstellung zu veranstalten und zugleich kühn und leichtfertig ein kleines Mappenwerk herauszubringen. Ein Enthusiast aber auch ein geschäftsgewandter Herr. Das war die Sache.

Nun sprachen sie davon. Freyhan billigte den Schritt. Die Wäsche müsse auf die Leine. Man dürfe nicht wie ein Veilchen im Winkel stehen, wie ein Heimchen unterm Topfdeckel zirpen. Auch Gustel war dieser Ansicht. Sie wollte ein Echo haben, den Wert ihrer Arbeit irgendwie spüren, sonst waren Papier und Bleistift nicht viel mehr als Kaffeetopf und Mops — nun ja, auch Ehrgeiz und Eitelkeit zwickten sie, sie war immer bloß als Pusselchen durch die Welt getrollt, keiner hatte sie beachtet und sehr ernst genommen, da würde sie ganz gern einmal auftrumpfen und sich preislich loben und vor aller Welt streicheln lassen — wenn es nicht ganz anders kam! Ihre Mutter Johanne freilich würde nach wie vor den verbogenen Kneifer auf die kräftige Nase haken und mit plötzlicher Stockschnupfenstimme sagen: ‚Weißte Gustel, is ja sehr echt, aber schön ist anders;' darin war sie wie alle Dedekindsfrauen und -männer in der Voß-, Bendlerstraße und anderswo, die einen ausgesprochenen Sinn für das wahrhaft Schöne, Edle und Harmonische hatten.

„Trefflich!" sagte mein alter Zeichenlehrer. „Lecker — und gar nicht sentimental, zeigt auch im Leid die Grimasse und lobt die Meister — ein bißchen Käte Kollwitz ist drin — auch Menzel — auch Daumier — das ist Zeugung, Abstammung, Verwandtschaft, wie der größte Sohn zeitlebens etwas von der Nase des Vaters behält ... höchst natürlich und tüchtig — und voll warmer, spaßig-stürmischer Menschenluft." Und dann erhob sich Freyhan wieder, ging langsam hinter Gustels Stuhl und schüttelte die Lehne. „Gar nicht unbegabt im Besonderen —!" und er strich höchst unbekümmert über Gustels gescheiteltes Haar. Die saß mucksstill. Ihre Unterlippe zitterte leicht, ihr Gesicht wurde rot und ernst, aber sie litt die Männerhand; und als sie sich dann von ihm abwandte, geschah es fast anmutig mit einer Bewegung ihrer Backe, die ungeschickt, scheu und zufällig seine sehnige Hand streifte.

Peter Freyhan lachte behaglich, das gute tüchtige Dedekindchen! Es wollte nun also ausstellen ... Doch dann war Freyhan langsam, wie er manchmal tat, ins Klavierzimmer hinübergegangen, um ein wenig zu spielen. Es klang sehr getragen, was er nach einer Weile produzierte, und kräftig wie ein Choral. Was nützet mir ein schöner Ga — arten — wenn andre drin spaa — zieren gehen — — er hatte noch mehr solche schönen Sachen im Handgelenk.

Darauf wurde es still. Er schien mit etwas anderm beschäftigt.

Als der lange hagere Herr wieder hereinkam, war er nachdenklich.

„Wie schön sie gespielt haben," sagte Gustel und lachte.

„Ja, ich habe heut meinen guten Tag," sagte er. „Was soll übrigens der Klavierauszug vom Tannhäuser; auch die Ariadne und Carmen lagen da. — Singt sie jetzt so etwas? Studiert sie das?"

Sie! — sie! —

„Ja. Ein wenig."

„Wozu denn?"

„Sie ist wieder sehr fleißig. Ihre Meisterin Raff hat sie neulich mächtig gerüffelt. Und — dann hat sie die — Siritza vor kurzem an einem Abend bei ihrer Maëstra kennen gelernt! Nun ist sie ganz verdreht. Sie wäre ein unheimlich lebendiger Mensch."

„Das ist sie auch. Was macht denn die jetzt in Berlin, die Siritza?"

„Sie hat Aussicht an die Oper zu kommen."

„Ach was — —!" er ging plötzlich tief in Gedanken im Zimmer umher — sichtlich be-

müht, sich etwas in seinem harten Schädel zu setzen. „Leute — Leute — kennen gelernt — so — so — so! — — Sie wird mir also doch sitzen müssen die Dame Siritza! — Fräulein Lindike wird sie mir heranschaffen. — Fräulein Lindike kann das mit List und zäher Tücke deixeln. — Nach Berlin sagen sie? Hierher zu uns? — — Wann denn?"

„Vielleicht schon im Winter. Sie will auch ein paar Schülerinnen mitbringen. Anna war ganz kleinlaut."

„Kleinlaut? Weshalb denn das nun wieder, Herrgott —"

Peter pfiff abermals ganz leise so einen tiefsinnigen Schnörkel. „Und nun singt, schmilzt und schmettert sie auf eigne Faust? — Tja!" sagte er. „Das kommt davon, das ist die Kehrseite! — Heino Dedekind soll die Gegenstimme mimen — stürmisch und stark; darauf kommt es an, Gustel Dedekind. Immer nur darauf bei euch flüggen, tüchtigen Mädchen — bei — euch — Weiberchen — —!" sagte er merkwürdig grimmig, nahm das Heft einer Zeitschrift in die Hand, setzte sich an den Tisch und sagte vorläufig gar nichts mehr.

Gustel sah ihn spöttisch an und summte nun ihrerseits aus dem Peter-Freyhan-Repertoire — „was nützt mich denn ein schöner Ga — arten — —" sie brach ab und sagte ganz ernst und liebreich: „Ich hoffe, Sie werden über Abend bei uns bleiben, lieber Herr Freyhan. Anna wollte gegen sieben zurück sein."

Am nächsten Mittag zirpten in den Gängen des Bildungsinstituts der Dame Gedelius in der Brüderstraße die Klingeln fast um eine Minute zu spät. Nun flogen die Türen auf, und auf den Gängen wirbelte ein unbändiges Leben, namentlich vor den Klassen der Mittleren, mit deren Singsang sich Anna Lindike soeben beschäftigt hatte.

Anna hatte zwei Stunden hinter sich. Es hatte ihr wieder Spaß gemacht, trotz Heinos lächelndem Spott. Ihr Mund war trocken. Sie würde ein Stück gehen und dabei Atemübungen machen, Atemübungen! — Atemübungen! mahnte die Raff fast täglich — es würde ihr ja wohl nicht an jeder Straßenecke ein Auto seinen Qualm in den Mund blasen. Sie hatte heute noch viel vor — sie würde nicht einmal Zeit zu einem ordentlichen warmen Bissen haben, würde irgendwo eine starke Tasse Kaffee trinken, ein Exzeß, den sie zu schätzen wußte.

Anna schüttelte das junge Volk lustig ab und ging mit ihrem leichten, etwas weitem Schritt nach dem Schloßplatz hin.

Sie atmete im Rhythmus ihres Schreitens tief durch die Nase bis zum Magen hinab, ihre Brust hob sich stark in einer wallenden Linie, dann atmete sie durch den Mund aus. Sie fühlte mit der Luft Kraft einströmen, warmes prickelndes Leben bis zu den Füßen hinabrinnen. Mitunter, wenn eine Elektrische neben ihr toste, ließ sie einen Ton anschwellen und hielt ihn lange über den Straßenlärm hin aus, daß die Leute lachten, stehen blieben und daß den älteren und jüngeren Herren die Hüte verwogen auf die Seite rutschten. Dann blickte sie ganz harmlos, ernst und zufrieden, als wär sie's nicht gewesen. Kein Gedanke!

Es war ein Viertel nach eins. Halb zwei Uhr sollte sie bei der Raff sein.

Anna hob wieder die Stimme, ließ ein helles E anschwellen, daß es schmetterte und daß der dicke Fahrer der X-Bahn am Werderschen Markt ihr zärtlich zugrinste.

Die Raff wohnte in der Potsdamerstraße hinter der Brücke, der alten Musikhochschule gegenüber, in einem häßlichen, schmutzigroten Haus mit zwei Quergebäuden, das vorn betriebsam war, aber hinten einen großen stillen Garten mit hohen Bäumen hatte.

Die Raff saß schon mit offnem Mund, hochgezogner Stirn und kindlich empfindsamer Miene, die ein schwarzer Hornkneifer streng machte, am Flügel. Sie sang schon lange nicht mehr vor der Menge, sie war jetzt eine ältere Dame von Mitte fünfzig mit weißem Haar und poröser Haut, die sich leicht erhitzte; aber sie konnte, wenn sie wollte, noch heute alle ihre Schülerinnen in Grund und Boden singen, eine resolute, gemütliche, gut essende, gelegentlich derb witzige Dame. Neben ihr stand ein großes schwarzes, hageres Mädchen und sang mit einer üppigen samtigen Altstimme das Lied der Mignon, Liese Marheinke. Sie grüßte Anna mit den Augen und betonte mit etwas theatralischem Augenzudrücken und zuckendem Mundwinkel: ‚Ich möchte dir mein ganzes Innre zeigen — —' die Raff, die mit den Ohren sah, knurrte nur unwillig mit der Baßhand und wackelte mit dem linken Kneiferglas. Sie beachtete Annas Eintreten gar nicht. Anna setzte sich leise nieder.

„Allein ein Schwur drückt mir die Lippen zu, und nur ein Gott vermag sie aufzuschließen!" klagte Liese Marheinkes Altstimme.

‚Heino . . . !' sang Anna zerstreut tiefsinnen einen Oktavensprung in die Tonart des Liedes hinein und lächelte sehnsüchtig.

Die Raff hatte viel auszusetzen und markierte derb auf dem Klavier — besser vokalisieren —! und dann der Tonansatz — miserabel — Liese mußte den Schluß wiederholen. Um Anna kümmerte sich niemand, die sollte nur zuhören . . .!

Die beiden Mädchen hatten eigentlich im

Winter zusammen zum erstenmal auf die Walze in die Provinz losgelassen werden sollen; so hatte das die Raff geplant; aber da war im Sommer diese unzeitgemäße, dämliche Verlobungsgeschichte der Lindike dazwischen gekommen, auch die Raff hatte sich darüber gehörig geärgert — wenn er auch Geld hatte, denn das imponierte ihr; nun vielleicht überlegte sie es sich nochmal mit ihrem Patrizier, denn sie war schon lange wieder unheimlich fleißig und schien insgeheim noch gewaltige Lust zu haben, nicht bloß ihr, der Raff, zu liebe! kein Mensch wurde vorderhand aus so einem verliebten Mädchen klug — sie war so merkwürdig begabt und ihre warme, lichte, starke Stimme wurde immer schöner und strahlender ...! — Nun also die Duette!

„Tag, Fräulein Lindike," sagte die Raff und blätterte mit hochgezogenen Brauen in Liese Marheinkes Noten. „Wir wollen dann gleich das Notturno von Berlioz nehmen."

Anna schluckte und Liese räusperte sich; sie warfen einander einen Blick zu. Die Raff war heute nicht bei Laune, sie bewegte unruhig die Füße, die mal wieder geschwollen und fest gewickelt waren, und ihr Gesicht zeigte Kongestionen.

„‚Claudio! Bald schon, bald bin ich dein!'"

Die Raff schüttelte den Kopf, daß der Kneifer noch stärker pendelte, schlug ein paar Töne scharf an und unterbrach. Noch einmal. Sie konnte es nicht leiden, wenn die Stimmen am Anfang wackelten, wie Leute, die ängstlich in eine volle Stube kommen. Sparen — ja, aber das war eine große Kunst; Angsthaben war ein noch größerer Fehler!

Die Lindike quetschte wieder einige Vokale, besonders in der Höhe—e — ee — eee!! —, und die Marheinke hielt mit dem Atem nicht aus, sie war zu mager, zu stürmisch. „Das Rezitativ noch einmal. Mehr Jubel, meine Damen, mehr hallende Inbrunst, mehr Avec —!" Und sie sang mit großer, gebieterischer Stimme mit: „‚Wie? im Auge Tränen? Es sind ja nur Tränen der Wonne —'" das klang herrlich, füllte den großen Raum mit schwingender, machtvoller Luft; Anna wurde ganz kleinlaut.

Dann folgten drei Brahmsduette. Dann anderes.

Die Raff wurde allmählich ganz gemütlich, besonders nach dem Lisztschen ‚Wieder möcht' ich dir begegnen', das die Lindike wunderhübsch allein gesungen hatte, es war ein Lieblingslied der Maëstra, das man früher immer wieder von ihr hatte hören wollen; es kümmerte sie gar nicht, daß es völlig altmodisch war, sie sang es plötzlich, nach Anna, noch einmal, denn man konnte es noch schlichter machen. Die beiden großen Mädchen standen still daneben.

So war man in gute leidenschaftliche Arbeit hineingeraten, die Stunde flog. Auch die Raff, die sonst gern die Uhr im Auge hatte, schien das heute zu denken und machte keine Miene, den Eifer einzudämmen und zu enden. Aber da huschte plötzlich ihre kleine Schwester wie ein Wieselchen herein. „Na?" fragte die Meisterin über die Achsel, und das Wieselchen machte beschwörende Augen. „Na schön, Kinder. Habt eure Sache gut gemacht." Und sie erhob sich ein bißchen steif und mit verzerrtem Gesicht von der Flügelbank, tätschelte Anna und Liesen die Backen und gab jeder einen Kuß. „Manches werdet ihr nie lernen. — Wollt ihr ein Stück Apfeleierkuchen abhaben, was, Wieselchen, es wird schon langen?"

Liese Marheinke, die etwas andres vorhatte, warf Anna einen abwehrenden Blick zu; und auch Anna hatte heut keine Zeit mehr, ganz und gar nicht!

„Dann bis zum nächstenmal, Kinder. Wiedersehen."

Und sie entwichen eilig.

Sie gingen ein Stück zusammen, und Fräulein Marheinke nahm Annas Arm. „Kommen Sie mit, Lindike. Mein Döllichen wartet bei Mitscher auf mich."

Auch das ließ sich heute nicht machen. Sonst — der kleine Legationsrat von Döllichen schreckte sie keineswegs; sie kannte ihn von flüchtigen Begegnungen, und Liese Marheinke machte kein Hehl daraus, daß er ihr Freund war, ein zierlicher, etwas rundlicher Herr von Mitte Dreißig mit wenig Haar und blondem Bürstenbärtchen, nicht gerade reich, aber Liese war auch nicht arm; immerhin verwunderlich, denn die brünette Liese war trotz ihrer herben Schlankheit sehr hübsch und mehr als zwei Köpfe größer als das Döllichen! Er liebte sie wohl abgöttisch, war aufmerksam und gescheit und würde sie wahrscheinlich heiraten.

„Also dann nicht, mein Kindchen, wäre hübsch gewesen, auch wenn Döllichen mal nach einer andern Seite hin Äugelchen machte!" lachte sie dunkel und strahlend. „Sie sind ja so schrecklich unablenkbar verlobt!"

Anna hob empfindsam die Brauen. „Ich möchte dir mein ganzes Innere zeigen —" sang nun sie neben einem fauchenden Omnibus.

„Jedoch mein Adolf will es nicht —" kam es schmerzvoll zurück. „Also dann nehme ich diese Autokoje. Addio. Lassen Sie es sich

gut gehen. Ich mißbillige Ihre Tugend, soweit ich Grund dazu habe. Aber falls Sie ‚ihn‘ doch sehen sollten — schönen Gruß!“ „Sie nickte treuherzig und schwang sich auf.

„Freche Liese,“ dachte Anna und sah ihr nach. Sie war ihres Döllichens wohl sehr sicher! Ob aber auch Döllichen ihrer so ganz und für immer —? Es war gut, daß man selbst nicht so tropisch brünett und so mager war! Aber da brach sie ab, sie spürte ihre weichen, starken Glieder unter einer Blutswelle.

Auch sie nahm einen Autobus. Das alte Herrchen Wittkopp lag krank darnieder, Anna hatte erst heute davon erfahren, denn sie hatte sich lange nicht dort unten hinterm Alexanderplatz blicken lassen. Nun wollte sie es wieder gut machen und sich teilnehmend nach dem Patienten umsehen und ihm ein paar gute Sachen bringen. Einmal indes — gleich am Anfang, war auf ihre Bitte auch Heino zu kurzem Besuch mit ihr dort gewesen, sogar auch bei Irma, um sie nicht zu kränken. Und danach wollte sie zur Schneiderin fahren, sie war seit einiger Zeit recht hoffärtig und eitel geworden.

Nach einer guten Stunde kam Anna zurück und stieg am Leipziger Platz wieder aus. Nun wollte sie noch ein Stück gehen, die seltsam gespannten Glieder regen und einen Mundvoll Luft nehmen. Sie ging rasch die Bellevuestraße hinunter, dann in den Tiergarten hinein, nicht zu weit, sie sah die Wagen und Menschen der Straße drüben flimmern und huschen und war selbst doch in grüne Dämmerung und frischen feuchten Duft eingesponnen. Es hatte in der Nacht geregnet; die heiße Septembersonne lag über den Bäumen, der Weg vor Anna lief schmal und spitz wie ein Korridor in einen feinen grünen Nebel hinein. Das reife städtische Laub flammte schon gelb und rot, breite Ahornblätter schaukelten in der Luft und fielen dicht neben ihr auf die Erde, rote Ebereschenbeeren brannten plötzlich im Buschwerk auf, und durch Grün, Dunst und fröhliche Herbstfarben rieselten huschend die goldgelben Sonnenkringel.

So eilte sie dahin, in den Bäumen rief ein Vogel immer die gleichen zwei Töne, eine verminderte Quinte h — f, Anna sang sie ihm nach, einmal ganz hell, daß der Sänger verstummte und dann plötzlich um so gewaltsamer flötete; tiefer im Holz ruckte der Baß einer Wildtaube, es klang grollend und zänkisch. Sie hätte noch lange so gehen mögen, obwohl das Ziel ihrer Wanderung sie immer wieder stürmisch anzog; jedesmal wenn sich ein breiter Sonnenstreifen quer über den Weg legte und sie in dieses Licht hineintrat, flammte auch die Sehnsucht in ihr auf. Dann träumte sie wieder, genoß die befreiende Kraft ihrer Bewegung und die grüne Weite des Rasens zwischen den Bäumen; hier am Rande gingen wenig Menschen; Kinderschreie quirlten von einem Spielplatz herüber, und auf den lichtumschwankten Bänken der Querwege saßen junge Mädchen mit Büchern und ältere Herren mit Zeitungen oder ein Liebespärchen, das gefühlvoll vor sich hinstarrte.

Sie war nicht wieder bei ihm gewesen seit jenem ersten Mal. Aber heute wollte sie ihn abholen; sie beabsichtigten für den Abend ins Freie zu fahren, weit hinaus. Ihr Gesicht war blaß und die grauen Augen mit den großen schwarzen Pupillen hatten einen dunklen Schimmer. Man soll nichts wiederholen ... sagte sie sich dann, gerade wenn etwas köstlich gewesen ist! Sie sollte's lieber nicht tun, und die süße bange Unruhe stieg wieder über ihre Glieder hoch. Sie fühlte es und lauschte mit weiten Augen in sich hinein. Sie lächelte, und ihre Brauen bewegten sich. Wie sie sich freute!

Nun huschte sie ganz wach den schattigen Weg hinab. Jetzt war doch eine wehende Angst in ihr und eine Taumelseligkeit, ihr Herz zog sich zusammen, sie sah die Zimmer, die sie liebte, roch ihre eigentümliche Luft, hörte bestimmte Geräusche, wenn man die Türen aufrollte und über das von Teppichen bedeckte knackende Parkett ging. Und einmal merkte sie ihre Hast, fühlte sie ihre Wangen brennen, die holde Schwere in sich, sie hätte stehen bleiben und umkehren mögen, allein sie konnte nicht, ihr Herz lief ihr vorweg, und sie folgte ihm.

Sie war ziemlich atemlos, als sie oben ankam, er hatte wieder durch seine grüne Laube, in der jetzt rote Pelargonien flammten — herabgesehen. Er küßte ihr die Hand, und sie sprachen unbegründet leise.

Er nahm ihr auch heute Hut und Jacke ab, aber es schien alles ein wenig anders, als sie es sich gedacht hatte und wie es damals gewesen war; nichts von dem herzsprengenden, verschwiegenen, die Augen schließenden Jubel. Sie hatte selbst die Hutnadel herausziehen müssen. Er hielt sich heute merkwürdig spürbar zurück, er war blaß und eigentümlich scheu. War das nötig? Mußte man so ängstlich auf seiner Hut sein, sich so klug bewachen? Sie betrachtete prüfend sein Gesicht und fühlte sich enttäuscht und verletzt durch seine Kühle. Sie ordnete vor dem Spiegel in der Diele ihr Haar, wobei ihr Blick schräg aus dem Glas heraus ihn wieder suchte; er sah ihr gar nicht zu, die kleine ernste Falte stand

auf seiner Stirn; er schien bloß zu warten und sah auf den Teppich.

„Heino!“ rief sie ihn leise. — „Ja?“ — Nun sah sie ihn im Spiegel an. „Freust du dich nicht?“

„O ja — doch!“

„O ja — sagst du?“

Sie drehte sich um: „Was hast du? Was ist dir? Hat dich etwas geärgert? Ich ging ein Stück durch den Tiergarten, ich wollte ein paar Schritte gehen — auch vor Freude auf dich!“

Sie stand dicht vor ihm. Er atmete den frischen Duft des Blusengewebes, in dem Ausschnitt des Kragens schimmerte ihr Hals. Da preßte er sie hart, fast krampfhaft, als geschähe es auch aus Pflicht, an sich, seine Wange an ihr Gesicht, er war sehr blaß. „Komm hinein, Anna.“

Ja, da waren die Zimmer, die sie so oft im wachen Traume sah — seine Welt, also auch ihre Welt; sie strich im Vorübergehen mit der Hand über das eine und andre Ding.

Und mit einem Mal, unbegreiflich, wehte sie eine Spur von Gefahr an, einer andern Art Gefahr, eine verstohlene unfaßbare Angst sprang in ihr auf. Sie nahm still und ernst Platz, mit einem schwachen Frost auf der Haut, plötzlich wie fremd hier, fast müde; er bot ihr die Tasse, und sie trank, der Tee hätte noch stärker, noch bitterer sein können, ganz — brennend bitter! Indes der lange Schluck hatte sie belebt und die schlaffe, feige Stimmung vertrieben. Ihr Behagen kam leicht und warm wieder, sie legte ihre Hände rechts und links auf die Arme des Sessels, sie wollte sich nicht stören lassen — er war bloß klug und gut.

„Danke, Heino, nichts mehr.“

Er nagte an seinem Bart. „Dann können wir vielleicht hinüber gehen,“ sagte er zögernd. „Tüllcke hat die Mappe mit den alten Figurinenblättern geschickt.“

Anna sah vor sich hin, dann stand sie auf. „Ja, ich freue mich auf die alten Bildchen,“ sagte sie, sie ging ein paar Schritte voran, doch an der Tür blieb sie stehen und nahm seinen Arm; sie wollte etwas sagen, ergriff seine Hand und küßte sie wie voll Dankes, und dann umschlang sie seinen Hals und küßte fast hart seinen Mund.

Auf dem runden Tisch des großen Bibliothekzimmers lag die Mappe mit dem Blätterstapel. Anna sah im Stehen die ersten bunten Lithographien neugierig an, die ‚Vestalin‘, ‚Cortez‘, ‚Robert der Teufel‘, und etwas von der erregenden schillernden Abenteuerlichkeit verschollenen Bühnenzaubers, der doch immer lebendig und unsterblich ist, wehte sie an, aber sie fühlte, daß der Geliebte steif neben ihr stand ...

Da sah sie auf. „Setz' dich zu mir und erkläre mir. Das ist nur halb ohne dich.“

Er neigte sich seitlich über die Blätter und stützte dabei das Gesicht. Er sprach ein paar Worte, die matt und gleichgültig klangen, und nicht viel mehr sagten, als Anna selbst sah und wußte; darauf schwieg er, als überließe er Anna der Betrachtung; er selbst sah blicklos auf das Blatt nieder. Anna aber beobachtete sein Profil, und plötzlich schob sie die Blätter von sich weg und stützte ebenfalls den Kopf. „Das gefällt mir nicht! Was hast du?“ fragte sie ruhig und entschlossen, denn sie war in der Gefahr niemals feige, eher ungeduldig und angriffsbereit.

„Ja, Anna, ich muß etwas mit dir sprechen,“ antwortete Heino langsam und richtete sich auf. „Komm, wir wollen uns da drüben setzen.“ Er ging auf den Kaminplatz zu, auch Anna hatte sich erhoben, sofort entschlossen, ein wenig blaß um die Augen; und dann nahm sie in dem großen Sessel, in dem sie einmal glücklich, still und übermütig gesessen hatte, artig und aufmerksam und frei von jeder sichtbaren Befangenheit, Platz.

Heino sah sie an, er stand neben ihr und seine Fingerspitzen berührten die Kupferplatte des Tisches.

„Nun?“ Wozu der Szenenwechsel? Wollte er Zeit gewinnen?

„Anna, man hat mir gestern abend etwas mitgeteilt. Ich wollte es erst mit mir herumtragen, gewissermaßen austragen; aber es ist wohl besser, wir sprechen gleich darüber. Die Mitteilung war so unzweideutig. Ich halte es für richtiger und ehrlicher, ich frage dich gleich — damit, ja — damit nichts Falsches, wenn auch nur für Stunden und Tage zwischen uns tritt.“

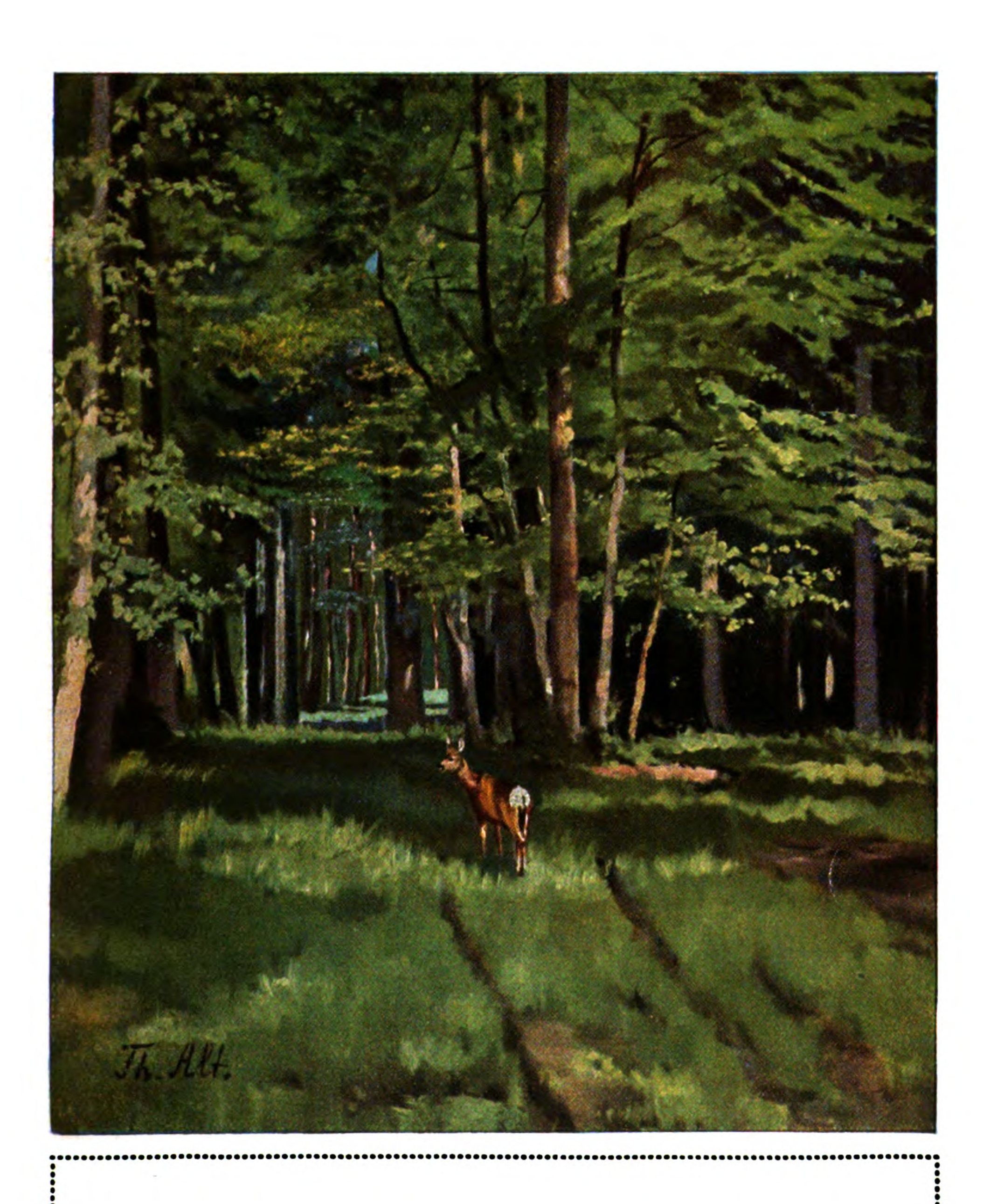
Annas Gesicht schimmerte noch bleicher, die dunklen Brauen und die geschweiften Lippen leuchteten förmlich darin. Sie ist so schön ... Heino dachte es und spürte ein Mitleid und ein rechthaberisch zerstörendes Leid. Doch bei den nächsten Worten Heinos färbte eine Glut ihre Wangen und ihre Stirn.

„Ich erfuhr gestern etwas, das mich quälte. Es ist gleichgültig, woher die Mitteilung stammt, ich möchte darüber nicht sprechen, es ist gleich. Anna, ich glaub' es nicht, aber ich muß dich, wie die Dinge liegen, auch um deiner selbst willen, doch fragen, es wäre unnatürlich.“

„Was willst du wissen?“

„Anna, hast du mir etwas verschwiegen?“

Sie sah ihn starr und stolz an. Etwas



Lichtung
Gemälde von Theodor Alt
(Berlin, Sammlung Hermann Nabel)

stürzte auf sie nieder, daß alles um sie her farbloser wurde; aber daran war wohl ihr Blut schuld, das nun auch in ihre Augen trat.

„Was willst du wissen?" wiederholte sie auffallend ruhig, obwohl es in ihr flatterte. Sie hatte so etwas — so einen Augenblick gerade von ihm und seiner peinlichen, anspruchsvollen Art manchmal fast erwartet... stellte sie mechanisch bei sich fest.

Er stand immer noch vor ihr und sah auf die Kupferplatte nieder, die seine Fingerspitzen leicht berührten. Der ruhige Ton ihrer zweiten Frage tat ihm unerwartet wohl, aber er hob den Blick nicht, empfand nur undeutlich das Schimmern ihrer reizenden Bluse, ihrer Hände im Schoß, ihres Halses.

Es verging ein Augenblick, in den das langsame Tacken der großen Uhr höhnisch, ja spöttisch verschleppend klang. „Anna, was war mit diesem — diesem Doktor Tessenow, dem du einmal als Sekretärin halfst? Ich muß dich fragen, auch wenn du mir böse bist." Nun hob er den Blick.

„Was hat man dir gesagt?"

„Ich möchte es von dir wissen, Anna."

„Ach, nicht so, Heino, du verstehst mich falsch. Du willst es nicht sagen?" Sie hatte ohne Bewegung gesprochen. Jetzt dehnte sie leicht den Oberkörper wie einer verhaltenen ungeduldigen Scham oder Qual und legte den Kopf zurück, daß sich der Hals straffte.

„Ich muß es von dir wissen. War etwas zwischen dir und jenem Mann?"

„Ja." An ihrem Hals bewegte sich die weiße Kehle.

„Was, Anna? Du hast es einmal geleugnet, von einem Gefallenfinden von seiner Seite, kaum von deiner, gesprochen. Er wäre zudringlich geworden, und da wärest du weggeblieben."

„Ja. Ich habe wenig davon gesprochen."

„Das war unwahr?"

„Ja. — Frage mich."

Seine Fingerspitzen strichen nervös über die Kupferplatte. Er sah, daß es in ihrem Hals flatterte, sonst atmete sie ruhig. Er hatte mehr als einmal sein Gesicht an ihren Hals gelegt. Sein Verhör kam ihm selbst im Augenblick förmlich töricht vor, was war also geschehen, hatte er sich nicht selbst gesagt, daß man nur selten das Richtige erführe? Er hatte sogar Furcht vor einer letzten Wahrheit gehabt —! Er zerstörte jetzt nur und sah sich selbst in einer trotzigen, unwahren Pose. Aber auch die andern wußten, die Mutter...

„Du hast ihn lieb gehabt?" fragte er leise.

„Nicht so."

„Wie denn?"

„Er hatte mich lieb. Gewaltsam. Er war eine gewaltsame Natur und unglücklich verheiratet, aber die Frau ließ ihn nicht los. Ich — habe ihm keinen Anlaß gegeben."

„Er gefiel dir nicht?"

Sie schwieg.

Heino bewegte sich, er litt.

„Was geschah zwischen euch?"

Sie drückte den Kopf noch weiter zurück. „Er war ein sehr rücksichtsloser Mann. Er war heftig verliebt, er zeigte es mir bald, ich fürchtete mich und wies es ab, obwohl er mir manchmal leid tat; aber eines Abends mitten in der Arbeit, da hielt er mich einfach fest und bat und flehte, ich wehrte mich hart und böse, ja mit den Fäusten, aber — mußt du alles wissen?" fragte sie leise und es klang wie Trotz und Weinen. „Mit welchem Recht!" fragte sie.

Er war fahl. „Ja, Anna," sagte er. „Warum bliebst du nicht vorher fort?"

Sie antwortete nicht gleich. „Ich weiß es nicht," sagte sie dann, und ihr Atem hob sich. Es klang selbstanklägerisch und rücksichtslos ehrlich.

„Und dann? Wie lange hat es gedauert?"

Sie schloß die Augen und ihre Hände, „Warum quälst du mich? Dazu hast du kein Recht!" Und plötzlich stand sie lautlos auf. „Heino, es war über mich hingestürzt, und ich dann wie in Hörigkeit und sinnlos. Deshalb sagte ich dir nichts, und weil es so häßlich endete durch die Frau, die es erfuhr. Es war ein zwingender, furchtbar ernster, ja, quälender Bann. Glaubst du, daß das so leicht über uns hingeht? Ich wollte es vergessen. Alles nicht wahr — eine Krankheit, Erschütterung und eine Angst, ja — vor mir selbst ... Ich sah, wie lieb du mich hattest, und ich streichelte mich selbst — alles neu. Und nun —" sie faltete inbrünstig die Hände: „Welcher Schuft hat dir das gesagt?"

„Nicht, nicht. Es ist gleich."

„Heino, was hat das mit mir zu tun und mit dir? Wenn mich einer geschlagen hätte, wäre das etwas viel anderes? — verstehe mich doch —" Sie hatte rascher und leidenschaftlicher gesprochen.

„Ja, Anna. Aber du bist nicht ehrlich zu mir gewesen, du hättest es mir sagen sollen!"

Da wehte wieder die Flamme über ihr Gesicht und ihre Hände strichen in einer Pein gefangen an ihrem Spitzenkragen nieder. „O nicht, Heino ... Auch du hast am Anfang nur gespielt, ich wollte das nicht

wieder — das schreckte mich, ich kann damit nicht spielen, dazu bin ich auch zu feige und zu — stolz. Ich — wollte mehr von dir — wollte dich ganz haben, da hatte ich Angst vor dir und deiner heiklen Art, die ich doch gerade liebte; du konntest ja alles haben, du konntest ja jeden Anspruch stellen!" Sie hob ihm kaum merklich die gefalteten Hände entgegen: „Wer hat es dir gesagt, Heino, welcher Schuft?"

„Ich brachte dir ein schrankenloses Vertrauen entgegen. Ich wußte nichts — was soll ich nun glauben? Was weiß ich nun?"

„Wie sagst du?" Ihr Blick wurde wieder starr und hart.

„Du warst dann noch bei einem anderen Herrn."

„Ja, Heino. Ich mußte mich damals los werden, ich konnte keine Minute müßig sitzen. Was behauptet jener Schuft noch? Er lügt, Heino. Ich war danach kurze Zeit bei jenem Professor, er war ein junger Mann, aber ich hätte ihn geschlagen. Ich wohnte schon bei Gustel und war geborgen. Das ist alles. Ich schwöre dir. Und was vorher war — eine Backfischschwärmerei mit ein paar Küssen, eine ernstere Verliebtheit mit einem jungen Lehrer und Kollegen, die sich zuletzt brieflich austobte und eine übermütige Liebelei mit einem Sänger, die nur zu einigen Sahnenbaisers in einer Konditorei führte, und die mir auf die Nerven fiel — das weißt du alles." Plötzlich ließ sie die Arme und Hände schlaff, wie erschöpft sinken und sagte klagend und bitter: „Ach Heino, sind wir ernste, reife Menschen? Gibt es das noch? Inquisition, wenn man einen Menschen lieb hat? Hat nicht jeder ein Recht auf seine Vergangenheit? Ja, ich war nicht ehrlich. Das war gewiß falsch... Aber ich hatte Angst. Und ich schämte mich vor dir. Und ich hatte dich lieb mit jedem Blutstropfen. Ach, Heino — — du warst wohl bei aller Liebe, die du mir zeigtest, niemals deiner Sache so ganz sicher, o, ich fühlte das manchmal, als scheutest du dich verschwiegen vor dem Letzten und Ganzen vor allem —!"

Sie sah ihn an. Er hielt den Kopf nach wie vor regungslos gesenkt, und seine Hände umgriffen ein Büchermesser auf dem Tisch.

Er litt wohl. Da stand das schöne geliebte Mädchen, nach dem er bloß die Hände zu heben brauchte, das bei allem Stolz bitten und betteln und jubelnd danken würde. Ja, es war etwas getrübt und entweiht, und es würde ihm lange — vielleicht unvergeßbar nachgehen. So überlegen ist keiner auf Anhieb, auch später nicht — und er erst recht nicht. Er war doch kein Philister und beschränkter Pharisäer — war er das? Nein, — aber heikel und kostbar — ein Prinz. Er fühlte noch das Blut in seinem Gesicht.

„Ich habe gehofft," sagte er langsam, „daß du mir sagen würdest: alles ist Lüge und Verleumdung. Vor allem deshalb sprach ich."

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Heino, das glaubtest du nicht. Du glaubtest dem schlechten, gehässigen Menschen. — Oder ist es — ist es deine Mutter?"

„Ich möchte es dir nicht sagen, Anna."

„Ach Heino!"

„Es hat mich gequält, Anna. Ich bin hier herum gelaufen."

Ihre Augen und ihr roter Mund öffneten sich. „Bist du so?" fragte sie leise und merkwürdig hoch, es klang wie ein Singen. „Du kannst — du darfst nicht so sein, Heino — —" sagte sie in einer jagenden Angst und Empörung. Sie zog an ihren Fingern, riß daran, ihr Blick hing immer noch weit und leidenschaftlich an ihm. „Und ihr — wie seid ihr?" fragte sie mit dem fremden Klang.

„Ja, das ist richtig. Aber man braucht vielleicht das andre."

„Und Lily Wichard? — was hat sie in ihrer Ehe erlebt?"

„Das ist etwas andres. — Nicht so uferlos."

Er sah sie noch immer nicht an, in seinem Gesicht, das sie so zärtlich und heiß geküßt hatte, stand eine herbe Verlegenheit, fast ein Knabentrotz, und seine schmalen Hände, die sie liebte, bogen nervös das Messer, als wollten sie es zerbrechen. Hatte sie sich deshalb so klug vor ihm gehütet? ging es ihm feindselig und lästernd durch den Sinn.

In Anna wehte ein Schmerz über aller Angst. Sie trat zu ihm, preßte die Hände zusammen. „Heino — lieber — lieber Heino, sei mir nicht böse," flehte sie und strich bettelnd über seinen Arm.

„Anna, mir ist etwas zerschlagen — entweiht, du mußt mir Zeit lassen. Du standest mir so hoch —"

„Und nun?"

„Unsaubre Hände greifen nach dir."

„Und du?" Etwas stand vor ihr, das sie schlug.

Sein Blick war finster vor Schmerz und Eifersucht, und unsicher, als er in ihre Augen ging. Er ließ das Büchermesser fallen, das gab einen harten metallischen Klang. — —

Man hörte eine Uhr schlagen, einen fernen Hupenruf von der Straße und ein Knacken im Parkett. Sie bewegten sich unter einem schweren, lastenden Bann, ihre Kleider knisterten. „Bist du so — so — —"

fragte sie mit einem kämpfenden Beben in der Stimme, und ein paar Tränen sprangen in ihre Augen.

Und dann klang es hell und fein, und ein Ring mit einer Perle fiel neben dem Messer auf die Kupferplatte vor Heino nieder. Anna hatte mit dem Ring gespielt, hatte daran gezogen und in einem jähen Impuls ihn fallen lassen. Nun fror ihr Finger, ihre Hand, ihr ganzer Körper.

„Dann will ich jetzt gehen," sagte sie in einer kalten Luft. „Ich werde wiederkommen, wenn du mich darum bittest. Ja, wir wollen uns Zeit lassen. Aber quäle mich nicht zu lange mit deinem Ja oder Nein, hörst du, denn ich habe dich noch sehr lieb!"— Ihre Hände zitterten und schienen zu warten, zu frieren, ohne den Ring, und dann wandte sie sich um, er hörte ihr Kleid rauschen, da hätte er sie rufen, ihr nacheilen mögen, auch sein Herz zerschnitt ein rasender Schmerz, und eine Stimme höhnte ihn, ‚das ist ja töricht und sinnlos über jedes Verstehen!'

„Anna!" rief er, als sie an der Tür war.

Sie lehnte totenblaß einen Augenblick dagegen und schüttelte den Kopf. „Nein, laß dir Zeit," sagte sie.

Dann klappte die Tür. Draußen in der Diele rauschte und klirrte es leise, dann ging noch eine Tür, und dann war es totenstill.

Heino stand blaß und steif mitten im Zimmer, als könnte er kein Glied mehr rühren.

⁂ ⁂ ⁂

Es war Abend. Heino hatte in allen Räumen Licht gemacht in einer Unlust vor der Dunkelheit, denn die Bücherreihen und Bilder, die Möbel und Gläser hatten darin ein mahnendes, fast drohendes Leben angenommen.

In der Bibliothek lagen immer noch die bunten Blätter, die Decke darunter war wie unter einer raschen Bewegung verschoben, Annas Stuhl war schräg zur Seite gerückt. Alles erinnerte; ihr Hauch, ihr Leben war noch hier, fast ein Echo ihrer Stimme, ihrer Bewegungen, in manchen Augenblicken unerträglich.

Er lief weiter und rauchte eine Zigarette nach der andern mit einer bei ihm ungewöhnlichen Hast. Dann blieb er von neuem vor Annas Sessel am Kamin stehen, auch der war verschoben und der flache Teppich darunter. Auch hier stieg wieder der Schmerz fühlbar wie ein Schwindel in ihm hoch. Er strich mit scheuer Hand über den Sesselarm, als bewahrte der noch etwas von ihrer Wärme.

„Ich fahre zu ihr!" sagte er und warf den Kopf zurück. Aber das ging jetzt nicht! Was hatte sie da von seiner Unsicherheit gesagt —? und er blickte mit einer selbstquälerisch hellsichtigen Erkenntnis im Herzen zum Deckenlicht empor ... Er lief weiter. Aber wenn sie sich quälte, bei ihrem starken, gewaltsamen, furchtlosen Temperament — eine nervöse Angst flatterte in ihm hoch, zugleich aber auch ein fast spöttischer Zweifel daran, daß sie ihn so lieb hatte, haben könnte ... Er begriff das im Augenblick selbst nicht — nicht mehr. Er nagte schräg an seinem Bart, beobachtete sich selbst in dieser lächerlichen, unentschlossenen, hilflosen Haltung, die ohne jeden bezwingenden Glanz war. Ja — ja — ja! Und er lief wieder rauchend und grübelnd voll Leids und Sorge und doch mit einer unbegreiflichen egoistischen Gefaßtheit darunter durch die Zimmer ...

Nach einer Weile drehte er auch das grüne Licht auf seinem Schreibtisch auf. Seine Knie waren schwer, und der Kopf schmerzte ihm wie nach einem nächtlichen Gelage.

Er zauderte und überlegte noch, endlich setzte er sich, mit einer Falte des Entschlusses zwischen den Brauen, am Schreibtisch nieder und schrieb:

„Liebe Mama!

„Vorerst: was Martine angeht, die entschlossen auf ihren Willen besteht, was man billigen oder mißbilligen kann, so müssen natürlich alle Formen gewahrt werden. Ich jedenfalls werde mich in diesem Sinne verhalten.

Was unsere Unterredung von gestern abend betrifft, so bedaure ich, daß ich vielleicht zu scharfe Worte gefunden habe und bitte dich deshalb um Verzeihung. So eine Szene zwischen Mutter und Sohn sollte niemals vorkommen. Aber Deine unerträgliche Eigenmächtigkeit hat jede billige Rücksicht auf mich außer acht gelassen. An meiner Beurteilung Deines Vorgehens können und sollen diese Worte nichts ändern. Ich wiederhole: Nichts ist wahr. Alles erstunken und erlogen, keine Beziehung ist an sich schlecht und unwürdig. Auch Deine gefälligen Helfer sind nicht unfehlbar. Ich wußte um alles, und daß ich mich band, dürfte Dir Gewähr genug sein. Solche Mittel aber vermeidet man unbedingt, auch wenn man sich diskretester und vertrauenswürdigster Hände bedienen darf. Es war übereilt und allzu weiblich — genug, Du kennst meine Ansicht, an der ich sachlich nichts zurücknehmen kann und will! Das wird lange Zeit, vielleicht unverwischbar, zwischen uns stehen; mein Bedauern kann daran nichts ändern. Ich

gedenke für die nächste Zeit nach Gliezen zu gehen, wenn ich es nicht vorziehen sollte, noch für ein paar Wochen nach Meran zu reisen, was freilich meine Geschäfte kaum zulassen dürften. Für Martines Angelegenheit stehe ich, wie gesagt, auch in der nächsten Zeit noch zur Verfügung.

Heino."

Heino Dedekind überflog das eng beschriebne Blatt noch einmal. Nur Frauen sind Feinde. Aber was wäre geschehen, wenn das nicht dazwischen getreten wäre? fragte er sich und sah ins Licht. Ein Augenblick verrann; doch er beantwortete sich die unbequeme Frage nicht. Und dann war auch der Schmerz wieder da.

Jede Sache mußte ihre Form haben. Auch diese da. Er verschloß den Brief. Und dann lehnte er sich müde im Stuhl zurück.

15.

In der Woche darauf waren die jungen Leute bei Heino zum Tee.

Heino schien abgespannt zu sein, mitunter auch nervös. Martine hielt es zuerst für Reserve und Hochmut und sah ihn einmal ernst und zornig an, als er eine Frage Türrschmidts kurzab, fast mißlaunig beantwortet hatte. Darauf fragte er: „Was ist, kleine Schwester?" „Das gefiel mir nicht." „Ach ja. Mir auch nicht. Ich bin ein wenig — nun ja, unpäßlich. Ich werde ein paar Tage in Gliezen ausspannen." War er denn nicht unsinnig glücklich? ... Sie selbst spürte seit einiger Zeit nicht mehr viel von der alten, plötzlich über sie kommenden Müdigkeit, sie würde allmählich eine Riesin werden an Kraft und Frische, das fühlte sie schon mit einem neuen zarten und gesunden Behagen. Türrschmidt hatte gar nichts bemerkt, er sah sich gerade einige Bilder an und musterte gleich darauf mit gewaltigem Respekt die vielen Bücherrücken. Das gefiel ihm alles ungeheuer. Das hatte alles seine eigne Lebensmusik, sozusagen Melodie in sich, und er duzte sich, innerlich berührt und gehoben, mit den Dingen und hätte ihrem Besitzer erfreut und behaglich auf die Schulter klopfen mögen. Aber der war nicht so, eher ein bißchen etepetete — der reiche junge Mann, der nicht durchs Nadelöhr ging, aber sonst ganz lieblich und verständig, sogar in musikalischen Dingen, was immer die Hauptsache war.

Natürlich hatte Martine nach Anna gefragt, ihre Bilder standen noch auf seinem Schreibtisch, einige von den Bildern hatte Heino selbst genommen; Heino hatte sich einen Augenblick lang bedacht, dann hatte er gesagt: „Du wirst es ja wohl merken, Martine; ich bin noch einmal recht hart mit Mutter zusammengeraten. Sie hat sich da ... alles in allem ... wieder nicht ganz — richtig Anna gegenüber benommen —. Es hat Anna verletzt. — Ich möchte vorderhand nichts weiter darüber sagen." Die kleine Schwester war niemals indiskret oder neugierig, aber es wehte sie ein fast schwerer Ernst aus seinen Worten an, und es tat ihr leid auch um Anna. War er selbst ein wenig daran schuld und vielleicht zu nachgiebig? Ja, er war Mamas ältester und eigentlich — einziger, das machte es wohl schwieriger.

⁂

Auch das Familienessen verlief glatt. Sie waren wieder alle gekommen, um sich diesen — diesen merkwürdigen Herrn Türrschmidt oder wie er sonst hieß, anzusehen, auch Gustel hatte sich Martines wegen diesmal nicht ausgeschlossen.

Man gönnte dem Haus in der Bendlerstraße, das am höchsten in diesem Kreise stand und seit jeher sich die gewichtigste Stimme anmaßte, ja wohl ein wenig die neue Beunruhigung und Schlappe — ein starkes Stück, das sie aber schließlich alle wieder anging! Richards aus der Voßstraße hatten von krankhafter Überspanntheit gesprochen; Donatus war geradezu indigniert gewesen, denn es störte ihn nach seiner Meinung in seinen neuen hellen Plänen, berührte seine vitalsten Interessen: das Prestige der Familie! gerade weil seine eigne goldne Assiette nicht ganz so pfundschwer war wie die Heinos und einiger andrer, empfand er jede Beeinträchtigung seines dynastischen Wertes als peinlich; seine Mutter Adele nahm es milder hin und suchte es als Dekadenzerscheinung des Patriziats zu rechtfertigen, aber Donatus hatte diesmal keinen Sinn für so eine hübsche vielwendige Dialektik.

Die Generalkonsulin zeigte besonders vor den Voßstraßen-Dedekinds gute und strenge Haltung, die jede allzuvertrauliche Aussprache von vornherein abwies. „Kinder pflegen ja wohl ihre eignen Wege zu gehen, meine liebe Alwine, ob wir sie billigen oder nicht, denke an deinen Arthur und seine Ehe ..." hatte sie zu Tante Alwine gesagt.

Philp genoß auf seine Art den neuen Vetter; das alles machte ihm Spaß. Türrschmidt hatte sich sogar die Haare annehmbarer schneiden lassen — Philp hegte in dem Punkt übertrieben knappe Wünsche — und war sonst ein ganz ordentlicher Bursche mit der federnden Lebenskraft einer Wildkatze. Und er hatte immer geglaubt, daß Martine

ein — Püppchen wäre oder sich bestenfalls mit einem feinen, blassen, dünnfingerigen älteren Jüngling und Privatdozenten einlassen würde. Aber er hatte in dieser Hinsicht schon Merkwürdiges erlebt, man lernte nicht aus.

Heino war schweigsam. Er hatte ein paar freundlich-herzliche Worte der Begrüßung während der Tafel an Türrschmidt und Martine gerichtet. Derlei machte er sehr hübsch. Anna wäre für ein paar Tage oder Wochen verreist, hatte er vorher angedeutet — ja, mit ihrer Meisterin oder so ... das wußte man schon. Die Generalkonsulin freilich schwieg dazu. Ein merkwürdiges Verhältnis, sie alle hier hatten doch das junge Mädchen mit einwandfrei entgegenkommender Freundlichkeit aufgenommen und hatten sie, trotz der unruhigen Sommerzeit, bei sich gesehen — was also nun?

Heino spielte mit dem Obstmesser. Das alles hier interessierte ihn nicht sehr. Es machte ihm nichts aus, daß man es merkte.

Türrschmidt war zu sehr mit sich selbst und Martine mit ihm und den andern beschäftigt. Kinder — diese Kinder. Die andern mochten glauben, daß er sich unzufrieden und hochmütig zurückhielte. Gut, gut, sie sollten schwatzen und lachen, er saß innerlich ganz weich und warm und etwas müde da; es sollte ihn bloß kein Finger, kein Wort anrühren, es konnte leicht etwas wach in ihm werden, zerspringen und sein Behagen jäh zerreißen. Da oben saß die Mama, sie hielt sich recht gut vor der Welt, ein so furchtbar bittres Gefühl in ihr leben mochte — es war auch für sie wohl zuviel des Widerstands und dieses Kampfes nach zwei Fronten gewesen. Man vermied den Eklat — zuviel Eklat! Sie saß majestätisch aufrecht, aber sie schien recht müde und angegriffen zu sein. Man hatte da vor einigen Tagen sehr — sehr scharfe, äußerst heftige, zornige und schroffe Worte vor ihr gebraucht, wobei sogar einmal durch eine jähe Bewegung eine schöne altertümliche Vase in Trümmer gegangen war. Aber er bedauerte das auch heute nicht. Sie hätte das niemals tun dürfen — niemals; er war zu ihr gekommen nach jener Abweisung am Abend ihrer Heimkehr, und dabei war dann ein Wort dem andern gefolgt. Die Mutter sah ernst, fremd und traurig zu Heinos Platz hinunter. Doch Heino bemerkte es nicht. Er rauchte langsam und mit Genuß und trank seinen Heidsiek. Sie hatten kein Wort miteinander gesprochen.

Und plötzlich stand man auf. Die Herren gingen um Türrschmidt herum, besonders Onkel Richard mit seinem witternden Zug um die Nase. Der alte Adalbert sprach ihn jovial an und fragte ihn nach seinen Reisen und nach seinen Plänen, er hätte übrigens keine Ahnung, was so ein Konzert oder so eine Komposition einbrächte, da hätte man doch auch eine Menge Unkosten, wenigstens bei den Konzerten. Philp nahm dann in derselben Haltung wie sein Patriarch leutselig Türrschmidts Arm. „Na, lieber Heinrich Türrschmidt, wie gefallen wir dir?“

„Ach sehr gut, mein lieber Philp. Es wird schon gehen. Anfänge sind immer nicht ganz leicht.“

„Ja, natürlich,“ sagte Philp schmunzelnd. „Und Martine sah heute allerliebst aus. Du kannst lachen, Türrschmidt. Nehmen wir noch ’n kleinen Meukow — oder was Süßes: Chartreuse — Benediktiner? — das ist ein hübscher Zug an dir, Türrschmidt, gefällt mir. Ich habe mal einen Professor gekannt, ich glaube Astronom oder Botaniker, der sagte einmal scharf und vorwurfsvoll zu mir: ich kann bloß trinken, wenn ich Durst habe! Als wenn ich was dafür gekonnt hätte! Dein alter Herr war Lehrer — Beamter, wie? Bist du eigentlich Berliner, Türrschmidt?“

„Beinahe. Kam ganz klein hierher aus Deebchen an der Unstrut.“

„Unstrut?“

„Thüringen.“

„Richtig, wer soll alle die Bäche kennen. Franz, kommen Sie mal ’ran mit den Püllekens. Prost, Türrschmidt — Deebchen, netter Name, gefällt mir.“

⁂ ⁂ ⁂

Heino weilte seit einigen Tagen in Gliezen am Gliezener See. Der September war herrlich, im hohen Himmel schwammen weiße Wolken, das Wasser war blau und leicht bewegt; die Tage dehnten sich sommerheiß, bis die Sonne sank und das bunte Laub geheimnisvoll leuchten und flammen ließ.

Heino saß oft auf der Terrasse, um die schon ein paar gelbe Blätter tanzten, blickte auf den See hinaus und genoß mit weltabgewandten Sinnen den reinen Hauch des reifen, beschwichtigten Jahres. Bücher und Zeitschriften lagen vor ihm, aber er las wenig darin; er atmete mitunter tief, wenn ein frischer Lufthauch voll Erdgeruchs und Walddufts vorüberstrich, lauschte gespannt auf die große Stille mit ihrem breiten Wipfelrauschen und träumte starren Auges in das Sonnenlicht, das auf dem Wasser und auf den Kieswegen blitzte.

Auf den Beeten war es bunt von fetten Begonien und von Rosen, die vor den Augen in Überreife zerfielen. Vor seinen Füßen schlief der brave Hund des Gärtners Pöhne,

kein ganz reines Geblüt, aber gewitzt und sachverständig für die Entenjagd. Diese Morgenstunde nach dem Schwimmbad im klaren See, der das Blut beschwichtigte, nach dem ersten Rundgang im Garten und Park war die schönste Stunde des Tages; man war angenehm erfrischt und ermattet vom Bade, die Zeitung mit ihrem Weltgeruch, der Erinnerungen weckte, war noch nicht entfaltet, man verspürte einen starken Appetit und ließ Frau Pöhne auftragen, was das Haus hatte, und rauchte dann eine Zigarre, die in dieser guten, friedlichen Luft besonders würzig schmeckte. So saß man entspannt und passiv, bis man seiner selbst und der Stille allzu bewußt wurde.

Dann ging Heino in die Landwirtschaft des Herrn Pöhne, und hier gab es ernsthafte Gespräche. Pöhne hatte Sorgen; der Knecht war auf Kindtaufe, man bekam keine Leute. Herr Doktor Dedekind war voll regen Interesses und gab Herrn Pöhne eine Zigarre; ja, das atmete Behagen hier, das war Tätigkeit, die sich selbst genügte und unabhängig von der Welt machte; die ihre Sondersorgen hatte und Schritt vor Schritt gemächlich und bedachtsam getan wurde — ein natürliches, gesundes, starkes Leben, das den Blick hell, jeden Griff stark und die Worte langsam und bedächtig machte. Es wurde einem nüchtern und wohl hier.

Heino legte hier und dort mit Hand an; stieg die Leiter ein paar Sprossen in die Bäume hinauf, schnitt Wein, grub in den Beeten und erwog mit Pöhne handgreiflich eine nützliche Änderung im Schweinestall; auch das Leben in den Bienenstöcken fesselte ihn, denn er hatte mancherlei metaphorisch-philosophische Bücher darüber gelesen, hockte mit Haube und Zigarre neben Pöhne vor den entglasten Waben, fütterte und schnitt mit Handschuhen d. h. er sah zu, und verbrachte so die beiden ersten Tage bis zur Dämmerung, abgelenkt und angeregt, recht zufrieden. Bloß Pöhne meinte am Feierabend zu seiner immer noch hübschen schlanken Frau, die die beiden strohblonden Gören fütterte: „Naja! Er is'n lieber Herr, wenn er so allein hier is. Aber man kommt zu nichts."

Dann sank die Dämmerung. Der hohe Himmel wurde gläsern, rosa Wolken standen darin, der Horizont zeigte einen dunstigen Glanz und überspann das Wasser mit opalisierendem Licht. Das war die Zeit, in der die Enten einfielen. Heino hing das Gewehr um und pfiff dem Hund, Pöhne ruderte am hohen Schilf hin, dann lagen sie still. Nichts regte sich. Weit drüben glitten pfeilgeschwinde kleine schwarze Kugeln über das schimmernde Wasser, tauchten weg und kamen an einem niemals vorausgesehenen Punkt wieder hoch, der Hund saß im Kahn und wölbte aufmerksam den zottigen Behang, ein Schlepper zog in der Ferne mit Kähnen vorüber, er pfiff ein heiseres Signal, man hörte manchmal seine Schaufel, so still war es; im Dorf Gliezen jaulten ein paar Köter und brüllte eine Kuh. Heino saß in der Mitte des Kahns, das gespannte Gewehr im Arm, er spürte ein angenehmes, mildes Fieber in den Adern, sein Blick war scharf und ruhig, die Spitzen des Schilfs stachen klar in den matten veilchenfarbenen Abendhimmel. Der Hund wurde unruhig — pst. Jetzt kam ein dunkler großer Vogel, schwarz gegen den Himmel, goldig umrandet, mit kurzem Flügelschlag. Heino war aufgestanden, hatte den Fuß gegen die Bootswand gestemmt, sich geduckt, er schoß, Federn stoben, der Vogel ruckte zusammen und fiel schwer herab, der Hund blaffte dumpf und suchte. Es war eine feiste Märzente, und nun wuchs das hübsche Fieber in Heino. Der Kahn strich langsam weiter, verhielt, jetzt wurde es lebendig, Schuß auf Schuß fiel, und der Hund war unermüdlich, brachte auch schlaue, kriegserfahrene Erpel zum Vorschein, arme, wunde Gesellen, die halbgebrochnen Auges noch seltsam tief und böse schnatterten; andre Schnabelvögel wechselten willkürlich die Höhe und strichen unbeirrt und lautlos über dem Wasser davon. Pöhne saß hinter dem Schießenden und schmauchte gemächlich seine Pfeife; da gab ihm Heino plötzlich sein Gewehr, denn er war der Schießerei mit einemmal müde geworden, ja, es war fast ein Ekel in ihm.

Nun saß er zwischen den Rudern, beobachtete und sah in den sinkenden Abend. Das war fast noch hübscher. Er wünschte mit wachsender Begierde allein zu sein, so dahin zu treiben, kaum einen Schlag zu tun, ins verglimmende Abendgold hinein. Stille. Gespenstische Dunkelheit im Schilf, aus der schwarze Schatten fielen. Und da kam plötzlich von weither in der lautlosen Luft wie ein riesiger schwarzer, weich streichender, unheimlicher Vogel die Sehnsucht wieder. Pöhne schoß, und mitunter fluchte er leise.

Am dritten oder vierten Tage rief Heino den Antiquar Tüllcke in der Schellingstraße an: er solle herauskommen zur Äpfel- und Weinernte und sonstiger Agronomie und Geruhsamkeit. Der kam auch, saß stundenlang im Bienenhaus, schnitt fachmännisch den Wein, er war ein Landpastorjunge, ließ sich von Heino rudern, sprach im Abendlicht weise Dinge, mischte herrliche Salate und schlürfte halkyonisch und den Herrn auf

Gliezen preisend, seinen Abendwein. Er sprach nie von Anna, das war gut so und war kein Zufall, denn er sprach selten von Personen und Persönlichem, aber er war voll von Erlebnissen, von Bildern und Reisen, vom köstlichen, bunten Leben und von dem, was es weise beschwichtigte.

Am nächsten Abend brachte Heino den hochgemuten, spinnebeinigen Tüllcke in seinem kleinen Motorboot wieder nach Potsdam, denn der war in seinem Büchergeschäft nicht länger abkömmlich. Heino schwankte dabei einen Augenblick, ob er nach Berlin mitfahren sollte. Nein. Er fuhr langsam zurück in einer weiten Ellipse, deren südlicher Pol weit über Gliezen hinausragte. Er fühlte die Einsamkeit lasten.

Am Ende der Woche verständigte er sich mit einigen Herren des Behrenstraßentisches für einen längeren Jagdaufenthalt in Gliezen: die Rebhühner säßen in den Kartoffeln, auch Schnepfen quarrten in den Wiesen und die Enten im Schilf würden fett vor Langerweile.

Die Herren kamen denn auch und blieben bis zur Mitte der Woche. Es waren Leute, die die Welt schätzten, Männer der Praxis und der Wissenschaft, auch der Kunst, Freyhan war diesmal nicht dabei, keine Pfründner und Müßiggänger, die Heino von jeher in seinem näheren Umgang gern mied.

Nun ging es hoch her in Gliezen, Heino war ein aufmerksamer Wirt. Aber um elf wurde es meist still auf der Terrasse; man stand morgens zeitig auf, und die Luft machte müde. Da las Heino noch eine Weile und mitunter saß ein kleiner semmelblonder energischer, immer etwas spöttischer Graf, Ingenieur und berühmter Elektriker und Telefunkenmann, mit seinen Zeitungen neben ihm; sie sprachen nicht viel, aber die Nähe dieses nüchternen, hartgesammelten, gescheiten Mannes, der merkwürdig frei und gerecht dachte, aber ganz und gar unsentimental war, tat ihm wohl.

Die Nächte indes waren schlimm. Sie hatten ihn schon in Berlin oft gequält. Jetzt ging er meist sehr spät ins Bett, griff vorher noch nach Mütze und Stock, pfiff dem Hund und ging in den frischen, stark duftenden Wald, lief sich müde.

Das Mondlicht geisterte zwischen den blanken Stämmen, die Nadeln zischten, im Laub brauste und raschelte es, ein Hase sprang aus warmem Bette hoch und erschreckte Hund und Mann; Heino rief den rasenden Hund, der kam erschöpft und winselnd zurück; ein Kauz klagte mit schauriger Altweiberstimme; ein Tier schrie im Todeskampf tief im Walde. Heino rastete auf einem Baumstamm und ließ sich von Licht und Dunkel wie von Schauern überrieseln, lauschte gespannt auf die erregende Stille und ihre unheimlichen Laute, der Hund knurrte. Dann gingen sie weiter in wehender Einsamkeit und silberdurchronnener Finsternis. Das tat gut. Am Ende des Waldes lag ein Krug mit einem neuen fahlschimmernden Tanzsaal; dort waren die Jäger oft eingekehrt, hatten gelärmt und mit der Tochter gescherzt. Es war ein großes, volles hübsches Mädchen mit schönen Zähnen, sehr weißer Haut und dunkeln lachenden Augen, die hungrig blickten. Aber sie hielt vor den Männern an sich und antwortete nur mit einem kühlen Lachen. Sie hatte meist noch Licht, seit Heino zum ersten Male hier so spät und allein in der Nacht vorbeigekommen war; der Krügershund hatte ihn und seinen zottigen Begleiter gestellt, und das Mädchen hatte sich lachend eingemischt, kaum verlegen darüber, daß ihre Arme und ihre Brust fast bloß waren. „Noch auf?" — „Ja, es fallen so viele Sternschnuppen, da wünsche ich mir was," sagte sie lächelnd. „Da wieder! Gleich zwei — drei!" — „Was wünschen Sie sich?" — „Schönes! — Die Nacht ist so lang," klagte sie. — „Ja, in diesen hellen Nächten nützen auch die dicksten Vorhänge nichts," er ging, und der Krügershund kläffte ihm nach, daheim nahm er ein Schlafmittel.

Jetzt sah er das Mädchen jedesmal im Dunkel hinter dem Zaune stehen, die Arme und die Brust schimmerten; der Krügershund war nicht mehr sichtbar, man hörte ihn irgendwo jaulen. Heino ging meist mit einem neckenden Gruß vorüber: „Wieviel Sternschnuppen heute?" — „Viele, viele! Und doch zu wenig!" Einmal, er hatte daheim bis nach Mitternacht allein bei einer Flasche gesessen, blieb wieder er am Zaune stehen und plauderte, und nach einer Weile legte sie mit einem Blick, der durch die Dunkelheit glänzte, ihre Hand auf die seine, und dann öffnete sie mit einem leisen Lachen, als gurrte eine Wildtaube, die morsche Tür.

Ja, es war längst wieder still in Gliezen. Die dritte Woche begann sich zu neigen. In der Scheune ratterte die Dreschmaschine, Pöhnes Knecht stand in flimmerndem Staub auf der Tenne, während hinter ihm Frau Pöhne und die Magd das rauschende gelbe Korn in die Maschine schoben. Es war immer noch sommerheiß, aber gerade im hellsten, grellsten Sonnenschein überschlich einen plötzlich die Trauer, wehrte sich Blut und Seele gegen dieses unzerstörbare Licht, wie gegen etwas Schrilles und doch unerträglich Leeres, Entnervendes, das einen stechenden Lebensüberdruß in einem weckte. Er mochte nicht

mehr schießen, Pöhnes Landwirtschaft, die immer nützlichere und nüchternere Dinge trieb; langweilte ihn. Der Sonntag war gräßlich, nicht zu leben. Am Abend vorher hatte er von einem Kirchenkonzert in der alten Marienkirche gelesen, in dem Liese Marheinke und ... noch Jemand mitgewirkt hatten, — dieses Jemands Stimme war gelobt worden, ihre inbrünstige Kraft und strahlende Helligkeit, wie da zu lesen gewesen war, er hatte es ganz zufällig beim Überfliegen der Spalten gesehen; bei Annas Namen aber hatte sein Auge und sein Herzschlag jäh gestockt, und ein Gefühl wild quälender Versäumnis hatte ihn angeweht, angesprungen, daß seine Hand zitterte. Die andern würden alle dort gewesen sein — bloß ihn ging es nichts an. Inbrünstige Kraft und jubelnde Helligkeit ... etwas stürmisch im Stil, der Herr Referent dürfte sich auch in ihr Gesicht und ihre Gestalt versehen haben! Aber bei dem Spott war ihm nicht wohl. Inbrünstige Kraft und strahlende Helligkeit — — er legte das Gesicht auf die Zeitung. ‚Ach, es ist ja alles nicht wahr! Du bist so hell, rein und gut, du alles Lebens Seligkeit. Auch ihr Mädchen seid Menschen ...‘ Und doch hatte er Angst vor sich und vor ihr.

Am Montag nachmittag spannte Pöhne seinen Fuchs an und fuhr Herrn Doktor Dedekind nach Potsdam zurück. Am Bahnhof in Berlin wartete sein Wagen und brachte ihn sofort in die Fabrik. Aber es gab dort wenig oder nichts für ihn zu tun. Herr Grüz wehte geschäftig mit dem seidigen Backenbart und riß erschreckend weit die Augen auf, wobei er vertraulich und respektvoll sprach. Vetter Albrecht freute sich eilig. Danach, gegen sechs ging Heino durch die Kur- und Mohrenstraße nach dem Gendarmenmarkt vor. In den Geschäften der Mohrenstraße brannte schon Licht. Es war ihm, als käme er von einer weltenweiten Reise zurück. Alles fremd und tief vertraut. Dort — die Ecke, es zog ihn hin, und er zauderte, um diese Ecke zu biegen, als müßte er einer geliebten Gestalt im nächsten Augenblick begegnen, als würde ihm ein Übermaß des Erlebens entgegenwehen. Wie unerträglich vertraut und heimelig die Luft war, grau von der ersten Dämmerung, es hing ein feiner Dunst darin. Er sah in die Toreinfahrt, in den Laden, in dem man mit juwelierhafter Anmut und Zurückhaltung einige feine Kunden bediente; Herr Hannemann, der Teemandarin, einen polierten Federhalter hinterm Ohr, huschte im Hintergrund durch eine Tür und seine Brillengläser gleißten ... was ging das Heino an? Er blickte hinauf. Da oben war noch Tageslicht, die Fenster waren blank und ein wenig rot vom Himmel, eines der Fenster stand offen, sie liebte die Luft - nicht daheim? Vielleicht ging sie eben in diesem Augenblick weg — er sah auf die hübsche alte Haustür mit den blanken Löwenköpfen, die ihn eigentümlich drohend und höhnisch anblickten. Und sein Atem wurde schwer. Wohin sollte sie um diese Stunde gehen? Gab es noch ein Ziel für sie, einen Menschen, einen Ort, der sie um diese Stunde, der sie überhaupt noch angehen konnte? O, sie hatte Pflichten! Er war plötzlich müde und überreizt. Das alles war ungehörig, man hatte stets zu wissen, was man wollte. Er lief zwangsmäßig weiter, und dann machte er sich los.

Da draußen hatte er außerhalb der Welt gelebt, betäubt von Luft und Sonne, Menschen und fluchtartigen Erinnerungen und Eindrücken. Hier ging man wieder auf festem Boden. Doch wenn er an seine Zimmer dachte, zu denen es ihn hintrieb, dann fürchtete er sich vor ihrer Luft, vor dem stummen Leben ihrer starren Unveränderlichkeit; vor dem Stuhl am runden Büchertisch, den Rieke längst wieder gerade gerückt hatte, vor dem Sessel am Kamin, der auch schon lange wieder ausgerichtet war, und in dem sie blaß und stolz wie eine Angeklagte gesessen hatte. Er nahm eine Elektrische, in der Lützowstraße sprang er wieder ab.

Als er vor dem Hause war, kam sie ihm vom Ufer her in der Dämmerung entgegen. Er sah nur ihre Augen, die starr auf ihn gerichtet waren und das blasse geliebte Gesicht. ‚Es ist ja alles nicht wahr, es ist ja alles so grenzenlos falsch und sinnlos und gleichgültig‘, dachte es in ihm. „Anna!“ Er ergriff ihre Hand fast hart. Keine Spur von Verlegenheit war in ihrem Gesicht. Auch sie war hier gegangen in Sehnsucht und Verlangen. Sie verstellte sich nicht, ihr Gesicht war ernst, und um den Mund war ein gequälter Zug. Jetzt zitterten ihre Hände. „Wo warst du?“ O, das war ihre Stimme. War sie öfter hier gegangen? Sie sah elend aus und doch so schön in dem zarten Licht. Er zog sie an der Hand an sich, in das Haus hinein, niemand war da, es war fast dunkel, er umfing sie und stammelte ihren Namen. „Warum muß das sein ... warum mußte das sein ...!“ sagte er böse und küßte hart und inbrünstig ihren Mund. „Anna!“ Sie sah ihn starr an, ganz nahe; ihre Hand lag hilflos an seiner Wange. „Ich habe dich doch lieb — nur dich — was auch ist, was auch kommt — laß mich nicht — jetzt nicht — —!“ Ihn erschütterte die Kraft und Wahrheit und Rücksichtslosigkeit ihrer Worte.



Beim Aufsitzen
Gemälde von Prof. Angelo Jank
(Glaspalastausstellung München 1921)



Er neigte den Kopf auf ihre Brust, auf ihre Hände, die sich bittend und wehrend ihm entgegenhoben, die Luft war heiß und wirbelte. Stimmen und Schritte wurden über ihnen laut. „Komm, Liebling!“ sagte er und zog sie zu der schmalen Fahrstuhltür, das strahlende Licht darin blendete sie, und Anna schloß die Augen.

16.

Anna wollte nun doch in einer nahen Zeit mit Liese Marheinke auf die Fahrt gehen, um da draußen in den wachen kleinen Städten ein wenig klingenden Lärm zu machen und dabei Beifall und Sicherheit zu gewinnen. Sie war es Liese Marheinke auch halbwegs schuldig. Alles in ihr drängte danach, sie konnte nicht mehr stille sitzen und die Hände wartend in den Schoß legen, während das Leben sie verbrannte! sie mußte sich regen, das herzsprengende Leben aus sich herauslassen — — singen! am liebsten in jeder Stunde und mit heißerem Bemühen als je! Die Raff hatte eine Weile kräftig mit dem Kneifer gewackelt, hatte sie scharf ins Gebet genommen und war es schließlich brummend zufrieden gewesen — eine ganz gescheite Lösung; heiraten und Kinder kriegen konnte sie ja nebenbei auch noch! — oder wurde es sobald nichts oder überhaupt nichts mit ihrem Patrizier?! — man hatte das niemals ganz fest in der Hand! Die Lindike war ziemlich wortkarg und reizbar in dem Punkt; sie bat und drängte bloß; — na also, und jedenfalls kam die Marheinke nun nicht mehr zu kurz, die mußte unbedingt jetzt vors Volk — und natürlich auch die Lindike!

Gustel hatte in der Zwischenzeit nicht viel gefragt, denn Anna war auch zu ihr nicht mitteilsam. „Was ist denn los mit euch, habt ihr euch verknurrt?“ — „Jeder muß wohl mal für sich sein. Es — ist doch nicht ganz einfach.“ — „Versteh' ich nicht. Sowas ist immer ganz einfach — sollte es sein. Ist er eifersüchtig auf deine Singerei oder — sonst etwas?“ Anna hatte sie angesehen und dann lächelnd die Achseln gehoben: „Ja, er ist ein bißchen eifersüchtig — und alles das —“ und plötzlich war sie aufgestanden und mit einem perlweißen Gesicht aus dem Zimmer gegangen. Viel mehr war nicht aus ihr herauszubringen gewesen, und Gustel hatte sich ihr Teil gedacht. Seine Mutter? — ach die! Anna war immer ein stiller Teich gewesen — auch früher — — hm—m. Was war denn los mit ihnen?

Anna hatte sich heute morgen von der Dame Gedelius endgültig verabschiedet und hatte von der Sibylle der Brüderstraße einen Kuß auf die Stirn bekommen.

Dann packte sie ihren Koffer fertig. Sie hatte zwar noch bis Mitte des Monats Zeit, ehe sie ‚auf die Walze ging‘, wie Gustel sagte. das Programm saß, sie hatte in den letzten Wochen voll leidenschaftlichen Eifers mit Liese Marheinke hier bei sich, bei der Raff und bei Liese geübt, und Gustel hatte behaglich geschnurrt, wenn die beiden großen Mädchen ein paar Stuben weiter wild und lind mit ihren Stimmen gegeneinander angegangen waren, das hatte ihr gefallen, auch die dunkle, sehr menschlich und unbekümmert gesinnte Liese war nicht übel!

Annas Kofferpacken freilich — es war bloß ein flaches Köfferchen — hatte vorderhand mit diesen Dingen nicht viel zu tun. Es sollte auch nicht weitweggehen. Die wohlbeleibte Fürstin Laura Lövensteyn, der Anna einmal im Hause von Heinos Mama begegnet war und die an dem schönen Mädchen und seinem Gesang ein rasches Wohlgefallen gefunden, hatte sie nach Hohen-Zadden bei Trebbin eingeladen, die Fürstin war vor kurzem in der Marienkirche in dem Abendkonzert gewesen, und hatte ihr gleich darauf vom Hotel aus geschrieben. Es würden, wie Anna wußte, bloß noch wenig andre Gäste dasein; ja, es würde für Anna ganz gut sein, einmal herauszukommen; sie war auch neugierig auf diese Welt und empfand nur geringe Angst vor alten Fürstinnen, Gräfinnen und Pastoren. Gustel brachte ihr noch eine dicke Tafel Schokolade als Wegzehrung ins Zimmer, denn sie konnte sie nicht zur Bahn bringen, Anna wünschte das auch gar nicht; sie wollte nicht länger als acht, höchstens zehn Tage weg bleiben, was Gustel für Hohen-Zadden reichlich fand; acht Tage mit hochfürstlichen Gönnerinnen Tabak schnupfen und Traktätchen lesen — Gustel hatte sehr merkwürdige Vorstellungen! Anna hatte sich für die Schokolade bedankt und war dann eine Weile stumm mit ihren Sachen beschäftigt gewesen, plötzlich aber hatte sie sich aufgerichtet und den Kopf gehoben, sie war blaß.

„Höre, Gustel, du mußt wissen, wo ich bin, falls etwas für mich kommen sollte — ich gehe erst nach Gliezen.“

Da hatte Gustel mit der Faust auf den Tisch geschlagen: „Das tust du nicht!“ Aber Anna hatte ruhig gesagt: „Doch, Gustel, es geht nun nicht anders, es geht vielleicht um mein Glück — jedenfalls um meine Ruhe. Wir müssen da durch, ich muß nun da durch, und nun ist es zu spät.“

Auch die letzten Septembertage waren noch warm, fast schwül, bis in die Nächte; die Rosen trieben neue Knospen, in den Erdbeerbeeten schimmerten weiße junge Blüten, und einmal fanden die Pöhneschen Kinder in

einem dunklen feuchten Winkel frische Veilchen.

Wald und Park waren stürmisch bunt unter dem glashellen blauen Himmel, die Wege lagen voll roter Blätter, die ganz trocken waren von der Sonnenhitze und unter den Füßen raschelten und zu Staub zerbrachen.

Gegen Abend zogen Enten und Gänse in Scharen am Himmel, oft wenn ein lauer Nebel über dem Wasser lag, ganz tief, man hörte dann das plaudernde Schnattern und lärmende Trompeten; die Waldschnepfe flog stumm nach Süden, und der See lag meist still und leer da mit einem weiten silbernen Glanz.

Heino war wieder am Abend vorher in seinem Wagen herausgefahren. Die Potsdamer Dampfer fuhren nicht mehr. Am hellen blanken Sonntagmittag holte er sie von Potsdam ab; er steuerte selbst; sie saß stumm neben ihm, der Wind, der sie in der raschen Fahrt schlug, färbte ihre Wangen, sie sah mit verdunkelten Augen vor sich hin, als führe sie in eine unfaßbare Ferne — zu ihm. Auch er sprach wenig, zuweilen nahm er ihre Hände. Ein alter zottiger Holzknecht grüßte, sie nickten ernst. „Sieh da, Rehe," sagte Heino, und Anna sah der schlanken federnden Flucht des kleinen Rudels nach. „Was wird Frau Pöhne sagen?" fragte Anna nach einer Weile, als der Gliezner Buchenwald begann, um ihre Lippen zuckte ein schwaches Lächeln und ihre Stirn ward röter von dem Wind. „Es ist gleich," antwortete er. „Ja," sagte sie. Sie atmete tiefer, der Wald roch wundervoll nach warmer Erde und welkem heißem Laub, wie nach Nüssen; die Luft war ganz warm zwischen den Bäumen, der Boden dicht bedeckt mit lichtgelben Blättern und der Sonnenschein glomm an den moosgrün gefleckten Stämmen. Auch hier war blanker Sonntag, und überall in der Luft schwebte der goldfarbne Blätterfall.

Von Potsdam her klang ein paarmal tief dröhnender Stundenschlag, aber das Brausen des Wagens, der Luft und vielleicht auch ihres Bluts übertönte den verwehten Laut; und nun senkte sich der Weg, der Wagen flog in sausender Fahrt, da beugte sich Anna plötzlich nieder und küßte hart und inbrünstig Heinos Hand, und dann lehnte sie sich wieder zurück und schloß die Augen, blaß, müde und traurig vor schwerem Glück.

Sie waren allein in der Welt. Alle Türen und Fenster nach dem See hin standen offen, sie lebten immer unter dem blauen Himmel, auch wenn sie im Hause weilten.

Wenn sie des Morgens erwachten, grüßte sie der Glanz. Anna zog behutsam die Vorhänge zurück und staunte über das blaue stürmisch überblitzte Wasser, sie hätte leise singen mögen, sie breitete weit und zitternd die Arme, und dann sanken ihre Arme langsam, zärtlich und müde herab, und ihr Blick wurde weit und starr.

Sie gingen barhäuptig, ohne Mäntel, nur mit Wanderstöcken bewaffnet in den Wald, sie strichen stundenweit darin umher und quer durch Wiesen und Stoppel, über denen weiche Altsommerfäden flatterten; das Gehen machte sie frisch und stark, es war unaussprechlich; mitunter mußten sie stillestehen, einander bei den Händen fassen und tief und stumm in die Augen blicken, bis endlich ihre Lippen mit einem Wehlaut aufeinandersanken. Einmal kamen sie dabei an dem einsamen Krug mit dem neuen weißgetünchten Tanzsaal und dem niedern morschen Zaun hinter dem Gliezner Wald vorüber. Anna sah die blanken, leeren Fenster, ein Hund kläffte wütend, und ein paar dunkle Augen in einem weißen Gesicht sahen ihnen aus der Zimmertiefe nach. „Was ist das?" Er hob die Achsel und ging weiter.

Zu andern Zeiten glitten sie auf dem flinken Motorboot über den See, lagen mitten auf dem Wasser still, lasen auf Decken in der Sonne, während das Wasser leise an den Wänden plätscherte und schwankende Lichtkringel über den Bootsrand streute. Gegen Abend beobachteten sie die Enten und Gänse und die riesigen ziehenden Vogelschwärme, die den Himmel dunkel färbten und Herz und Blick traurig machten. Sie drängten immer wieder ins Freie, sie mochten nicht viel auf der Terrasse oder gar in den Zimmern sitzen; nur mitunter kam eine Stunde köstlicher Müdigkeit, ein fluchtartiges Rasten — fast eine Übersättigung von soviel Glanz und Farbe; dann schlossen sie Fenster und Türen und saßen dicht beieinander, lesend, plaudernd, oder sie ruhten in den breiten Korbstühlen auf der schattenkühlen Terrasse aus und träumten, von Zeitlosigkeit umfangen, während fern auf den Rasenplätzen die Mähmaschinen schnatterten.

Einmal nach Tisch, als Haus und Garten lautlos schliefen und das Sonnenlicht auf dem Kies vor der Terrasse, wo ihre Stühle standen, knisterte, betrachtete sie das schmale, auch im Schlummer eigensinnige und leidenschaftliche Gesicht des geliebten Mannes, um dessen Mund der weiche Zug der Verwöhnung jetzt noch deutlicher war, und da legte sie rasch und lind die Hände auf seine Augen, fast furchtsam, daß er erwachte.

‚Glück ... so bist du,' Anna dachte es mitunter, allein sie dachte es niemals lange, sie lebte dem Augenblick und seiner währenden, unerschöpflichen Fülle.

Nach der Mittagsruhe übte Anna stundenlang; und am Abend bei offener Terrassentür sang sie für Heino. Der Mond stand fast voll über dem See, und sein Licht zog eine breite glitzernde Bahn über das Wasser; Heino lag draußen in seinem Stuhl auf der Terrasse und rauchte, er sah ihr reines kühnes Profil von dem Licht des Flügels bestrahlt, ihr Mund leuchtete, er war schön auch beim Singen, das empfindsame Spiel ihrer dunklen Brauen machte sein Herz elend, und ihre Stimme erschütterte ihn zuweilen bis zu einem linden Schwindelgefühl, dann erfüllte ihn eine zersprengende Sehnsucht, er bewegte sich leise, als ertrüge er es nicht. Anna ...! sie aber wuchs vor ihm licht, rein und köstlich über Begreifen, ihre Gestalt verschwamm, verwehte phantastisch, ein Windhauch vom See her traf ihn und ließ ihn schauern; da hätte er aufspringen und zu ihr eilen, sie in seine warmen Arme nehmen, ihre warme Nähe, ihre süße Gestalt, die in seinem Arm so schmal, so rührend jung und zart schien, fühlen mögen — o sie war stark und stürmisch und war lind und weich wie der nächtliche Fall der Rosenblätter draußen. Sie wurde ihm plötzlich fremd, fremd und fern. Und plötzlich sah er sich und alles und erkannte, daß er noch niemals eine so exaltierte, hingegebene Zeit erlebt hatte, die ihn über ihn selbst hinausstürzte, er fühlte es erstaunt und beglückt — es war so! aber plötzlich und blitzhaft war es ihm auch, als sähe er dem Leben eines andern, eines Fremden zu. Zuletzt hielt er es nicht mehr aus, er ging hinein, löschte das Licht, sie spielte und sang im Dunkeln leise weiter und dann schloß er ihr den Mund mit seinem Munde.

Sie verschob den Brief, der ihr Eintreffen bei der Fürstin anzeigen sollte, und von Gustel hörte sie nichts. Was kümmerten sie die Leute in Hohen-Zadden? sie scheute sich jetzt vor dieser fremden Welt. „Du hast noch Zeit," sagte Heino, „zwei Tage dort sind genug," und sie schob nachdenklich und dann ungeduldig alles weg. Eines Morgens wollte Anna im See baden, das Wasser war warm, in der Mittagsstunde brannte die Sonne wie im heißesten August, sie wollte schwimmen, und sich im Element tummeln. So gingen sie um die elfte Stunde mit Badelaken, Badeanzügen und Mänteln über den Schultern nach dem kleinen Zelt abseits am See.

Heino wartete draußen, dann lagen sie in ihre Mäntel und Tücher gehüllt auf dem Sande, Anna war schweigsam, die schwarze Kappe auf dem Haar gab ihrem Gesicht einen ganz jungen und herbreizenden Ausdruck, Heino wollte es küssen, aber sie duldete es jetzt nicht: „Das Wasser ist fühllos und tief, laß schlafen, was da schlief," sang sie feierlich und dunkel, aber er zwang ihr Gesicht mit sanfter Gewalt zu sich her, die Haut ihrer Wangen war ganz heiß und duftete von der Sonne, aber ihre Lippen waren noch wärmer, das weiße Laken hüllte sie kühl und vestalisch ein. Sie wandte den Kopf zur Seite. „Laß. Kühle Flut, kühle Flut — — kühl sein, kalt sein, still und gut ..." Er lachte. „Anna, was sprichst du da? Unsinn und Tiefsinn. Es sind beinahe Verse." Doch sie schwieg und blieb ernst, sie schien verstimmt und schläfrig, sie blinzelte träge in der Sonne, dann schien sie zu schlafen. Heino lag neben ihr und betrachtete sie, und wieder kam das Glück über ihn, stark wie ein Schmerz. Da stieß sie ihn fort und sprang auf. „Ich gehe zuerst hinein," sie trat hinter ein Weidengebüsch, dann hörte er sie plätschern, dann wurde es still, und nach einer Weile sah er schon ein Stück draußen ihre schwarze Kappe und ihre Arme. Er blieb liegen, nun ebenfalls faul von der Sonne, vom Wasserdunst und von der ersten natürlichen Scheu vor dem kalten Wasser; er war dabei ganz leicht verstimmt, fast verletzt, sie konnte so hinreißend sein, so liebenswürdig, kindlich fessellos, aber es gab auch immer Augenblicke der Verschlossenheit und fast schroffen Abwehr. Eva? Nein — nein. Doch er mochte dem jetzt nicht nachsinnen, er kniff die Augen vor dem scharfen Licht und Glanz zusammen; hier liegen bleiben und fühllos warten, träge und dumpf, dachte er, draußen schwamm Anna immer weiter, immer weiter, und er konnte nichts dagegen tun, diese traumhafte, halbwirkliche Vorstellung beruhigte ihn, ja befriedigte ihn seltsam. Er sah zwischen den fast geschlossenen Lidern das Flimmern ihrer Arme, sie wurde immer kleiner, auch der schwarze Punkt ihrer Kappe; die Erscheinung bekam etwas Männliches für seine Augen, für sein Gefühl, das sie ihm fremd machte ... gut so ...! Er schloß die Augen, wollte eine Weile nichts sehen, so lag er, sehnte sich und litt in dunkeln Gründen. Dann richtete er sich plötzlich auf, hatte er geschlafen? hatte sie gerufen? Nein sie schwamm ganz weit da draußen, stumm, stark und stetig, schon ganz fern und winzig klein. Er stand auf und trat näher an das Wasser. Er rief sie —: „Nicht so weit! Kehre um — ich komme nach — nicht weiter — denke an den Rückweg!"

Doch sie hörte nicht. Da warf er den Mantel ab, ging ins Wasser und schwamm ihr nach; sie sah nicht zurück, schien ihn gar nicht gehört zu haben oder hören zu wollen; sie schwamm mit kräftigen, vielleicht noch kräftigeren Stößen weiter, — o, sie war stark und schwamm prächtig. Er rief wieder, sein

Ruf hallte über dem Wasser; dann hob er den Kopf, sah und lauschte, allein sie antwortete nicht. Er selbst war ein leidlicher Schwimmer, aber er war niemals übermütig in allen diesen Künsten gewesen, nicht eigentlich wagemutig. Jetzt verdoppelte er seine Anstrengung, er mochte nicht zurückbleiben, und dieser Entschluß erfüllte ihn mit Genugtuung und unbekümmerter Daseinslust; aber darunter regte sich jäh, aufsteigend, auch wieder die Sorge um sie — Frauen sind immer tollkühn, gedankenlos, unbedenklich, überschätzen ihre Kraft und den Zauber der Stunde. — Unsinn! — Sie soll verständig sein, das war ein Spiel mit der Gefahr, kein Boot war in der Nähe, kein Mensch außer ihm würde sie hören, sie soll umkehren, sie soll vernünftig sein! Er rief stark: „Anna, kehr' um!" Doch sie antwortete nicht. Sie schien jetzt auf dem Rücken zu schwimmen. War sie müde? Er spürte bald die Anstrengung an sich selbst, er hatte ein etwas nervöses Herz und war lange nicht geschwommen, und er begann auf seinen Atem zu achten, ruhig zu atmen — — es war unsinnig, und er ward fast zornig in seiner Unruhe und Sorge, ein dunkler Verdacht zuckte in ihm auf, er unterdrückte ihn sofort, er übersah in einer blitzhaften Sekunde die unerhört herrlichen Tage, zum Überfließen gefüllt mit Daseinswonne, kaum beschattet und doch unaussprechlich ernst wie nichts auf der Welt! ... Sie zog immer noch von ihm fort, der Mitte des Sees zu, nun scheinbar langsamer und wie müde; sie hatte wieder die Lage gewechselt, und jetzt stand sie im Wasser und schien tief zu atmen und dann zu sinken, doch nun schwamm sie von neuem; nach vorn? Er konnte es nicht erkennen, er war noch weitab, sie wartete vielleicht auf ihn. Er sah einmal rasch zurück, auch er war schon ein großes Stück vom Ufer weg, klein stand das Zelt unter den Weiden, die Tücher und Mäntel waren wie grelle Kleckse im Sand, und Annas Tuch flatterte winzig wie ein keckes Wimpel in den Weiden.

Da regte sich plötzlich auch die Sorge um die eigene Ausdauer und Kraft in ihm. „Was ist, Anna?" rief er. — „Ich bin müde!" kam es zurück, und das Wasser trug die Antwort klar heran. — „Kannst du noch schwimmen?" fragte er wieder. — „Ja. Aber ich bin müde!" — „Ich komme zu dir!" — Da schwamm er ruhig, mit einer zähen Stetigkeit, die der Wille ballte, weiter. Sie zog ihm ganz langsam entgegen, fast zögernd, wohl um zu sparen, dann hielt sie wieder still, stand im Wasser und machte kleine Bewegungen. Was war das für ein Spiel? — Spielte sie wirklich mutwillig mit der Gefahr? Es war unsinnig, er würde sie schelten. Er brauchte noch eine geraume Zeit, eh' er bei ihr war, auch er war schwerer und mühsamer geschwommen und sein Atem war kurz und hart.

„Anna, was tust du?" Als er ihren Körper fühlte, fiel ein Teil der Sorge von ihm ab, er drückte sie eine Sekunde lang an sich, „Liebling, was ist das für ein Unfug! Bist du sehr müde?" — „Ja," sagte sie und sah ihn blaß an. „Fasse mich an — so — sieh nicht nach dem Ufer," er streifte unwillkürlich mit den Lippen ihre Wangen, wie man ein Kind beschwichtigt, sie war sehr weiß, und ihre Lippen waren schmal; „nun ruh' dich einen Augenblick — so — dann wollen wir zusammen schwimmen, das geht gut und leicht; langsam, nicht hastig ...". er hielt sie zärtlich im Wasser, ihr Atem ging tief, aber ruhig, sie umklammerte ihn für einen Augenblick mit einer zitternden Kraft — wollte sie, daß sie beide hier untersänken? Was lag daran nach diesem übermenschlichen, von der Vergänglichkeit beschatteten Glück?... Auch er dachte es; aber plötzlich wehrte er sich ernüchtert und höhnisch dagegen — nein, das nicht — es war zu kurz! „Komm." Und nun schwammen sie langsam, mit Pausen, fast stumm zurück, das letzte Stück war das schwerste.

Er warf ihr sein Tuch um, dann holte er ihren Mantel, sie schwieg und sank in den Sand, auch er atmete wie nach hartem Lauf neben ihr.

„Verzeih," sagte sie. „Ich habe seit Jahren nicht geschwommen; es ging so leicht und schön ... ja, ich hätte an den Rückweg denken sollen," ihre unruhige Hand streichelte ihn — „mit einmal ließ es nach, ich merkte es erst kaum, aber als ich es merkte, wurde es noch schlimmer, es war eigentlich wunderschön und köstlich — man ließ sich fallen ..." Ihre Lippen zuckten, und nun weinte sie, es waren die Nerven oder der Frost der Anstrengung jetzt unter der Sonne, das Erlebnis dieser Tage ... er rieb und wärmte sie und sie schmiegte sich an ihn und legte den Arm um seinen Hals. „Heino ... es ist alles so krampfhaft ..."

„Was wolltest du tun, Anna?"

„Nichts. Es trieb mich nach all dem Seligen — ich war ganz wunschlos."

Da sagte er, in den Augenblick verworren, ehrlich und leidenschaftlich: „Du weißt, es ist alles, wie es war, nichts kann es mehr ändern!"

„Ach Heino ..."

„Du bist so unbesonnen."

„Du bist es nicht ..." sagte sie und lächelte. Und dann ruhten sie still, Hand in Hand,

Annas Brust atmete fester, und eine große wohlige Müdigkeit kam über sie beide; die Sonne lag heiß auf den Tüchern, der feine Seewind kühlte die Gesichter, in denen das Blut jetzt brannte, oben in der Luft krächzten lärmend ein paar Krähen, die schwerfällig seewärts segelten, über Annas Gesicht ging dabei ein kindliches Zucken, dann schlummerte sie ein.

Wie das Leben in der lieben Hand pochte. Sie mußte sich immer verschwenden, sie rechnete niemals, auch nicht für den andern, und war doch Frau genug, um ihrer Kraft und Macht zu vertrauen, kühn — auch für den, den sie mit nie gekannter fatalistischer Gewalt des Herzens liebte, gut und mitleidig, ganz Weib. Er sah sie klar, dann verebbte die Erregung auch in ihm, und ein Gefühl der Erschlaffung kam über ihn, fast der Ungeduld und Langenweile; er möchte, daß sie aufstünden, sich anzögen und zurückgingen. Und er spürte einen quälenden Durst.

So bewachte er grübelnd in Zwiespältigkeit ihren Schlummer und strich sacht immer wieder einmal über die warme, geliebte Hand.

17.

Anna saß im geöffneten grauen Mantel, ohne Hut und Handschuhe, auf der Ofenbank neben Gustel, die mit großen Stichen einen mächtigen Flicken auf eine ihrer Kittelschürzen setzte und erzählte von Hohen-Zadden.

Sie war eben mit ihrem flachen Handköfferchen wieder heimgekehrt, hatte den Hut drüben in ihrem Zimmer abgesetzt und war dann gleich hier hereinspaziert. Anna war sehr eifrig, als gäbe es nichts andres zu berichten.

„Es war sehr hübsch dort, Gustel; natürlich furchtbar vornehm, alt und gediegen bis auf den Kutscher und den Kammerdiener!" Gustel flickte energisch, und Anna sah gerade vor sich hin ins Zimmer.

„Weißt du, die ganze Luft in den Zimmern und Sälen, so gut sie war, es war die Luft von Generationen drin — als ich einmal durch das Dorf ging, roch es überall wundervoll nach Reisigrauch, der aus Essen und Türen kam, es rührte mich, als ginge ich in einem Märchenbuch spazieren, als röche ich in dem Rauch den uralten Geruch des Dorfes, ich war ganz gerührt und beglückt; so ähnlich war es auch mit der Luft im Schloß."

Gustel war mit einem Knötchen in dem Zwirn beschäftigt und riß etwas ungeduldig an dem Faden. Anna sah sie einmal flüchtig von der Seite an.

„Übrigens gar keine Traktätchenatmosphäre, mit der du mich graulich gemacht hast! wenn auch solche Büchelchen herumlagen. Alles mehr derb und nüchtern, gutmütig und herzlich, eben patriarchalisch, die alte Dame ging an jedem Morgen mit Stock, Leinenmütze und groben Stiefeln durch die Ställe und Kammern, schalt und lobte, scherzte und drohte, und der alte Oberinspektor neben ihr durfte nicht viel dazu sagen, brummte bloß in seinen weißen Niklasbart und zog die buschigen Brauen hoch; sie kutschierte an jedem Tag in ihrem kleinen alten Chaischen auf die Felder hinaus, machte auch hier Sonnenschein und Donnerwetter; und überall knicksten die Weiberchen und Mädchen, sie rief sie alle bei Namen, duzte die alten, mit denen sie vertraut und jung gewesen, trat in die Häuser, wo wer krank lag, wußte bei allen Bescheid; sie kommen mehr zu ihr als ins Pfarrhaus, die Schlauen, worüber der alte Pfarrer bloß lacht, was sie wieder ärgert, aber sie hat ihn eigentlich lieb — — hörst du auch zu, Gustel?"

Anna nahm unbekümmert Gustels Hand, Gustel brummte etwas, das wie Zustimmung klang und nähte dann weiter an ihrem Schürzenpflaster.

„Einmal sagte sie zu ihm: ‚Sie sind mir zu lax, lieber Herr Pastor, Sie haben immer Fünfe gerade sein lassen und duzen sich fast mit dem lieben Gott, als hätten Sie Ihre eigne Meinung neben ihm.' ‚Das nicht, Durchlaucht. Aber ich bin ein sehr alter Mann, und duze mich selbst, weiß, wie wenig man über sich selbst und über andre vermag.' ‚Hoho, bin ich ein Jüngling?' Und der Alte lachte: ‚Im besten Mannesalter, Durchlaucht, in dem man noch oft „Sie" zu sich selber sagt.' Ist das nicht hübsch und ehrlich, Gustel?"

„Hm—m—m."

„Er kam jeden Abend mit seinem schwarzen Pudel aufs Schloß. Wer so alt ist, sieht alles tief unten und winzig." Anna schwieg einen Augenblick und schien nachdenklich. „Es war mir alles so neu und erfüllte mich! Die frommen Büchelchen der Fürstin? Ach Wedekindchen, sie ist gar nicht so, auch bei ihr geht alles mehr auf praktisch-tüchtige Seelenhygiene aus mit einem moralischen Schwänzchen, ich habe mit Behagen abends im Bett ihr letztes kleines Oktoberheft ‚Segen der Stille' gelesen, für ein andres — ‚Selbstbeherrschung' — war ich freilich zu müde; sie hat viel Schweres mit ihrem Mann und mit ihren Söhnen durchgemacht; der eine fiel im Duell, der zweite ist entmündigt und der jüngste leidet an bösen Nervenzuständen, muß tagelang im dunkeln Zimmer liegen, er hat mir

fast kindlich offen den Hof gemacht ... Ja, Gustel — es waren auch Gäste im Haus, ein paar alte Gräfinnen, ein Gesandter mit Frau und Töchtern, feine, hochmütige Leute und ein junger Archäologe, der im Schloß nach Gespenstern suchte. Und nachmittags nach dem Tee mußte ich der Fürstin ganz allein ein paar Lieder, die sie auswählte, vorsingen. Weißt du, was sie am liebsten hörte? Ganz Altmodisches und Sentimentales. ‚Auf Flügeln des Gesanges' und solche Sachen."

Auch Gustel war fertig und biß den Faden mit den kleinen Zähnen ab, daß es knackte. Dann schwiegen sie eine Weile. Anna wurde es warm in dem langen Mantel, den sie lässig und ein wenig unstet nach der ersten Begrüßung anbehalten hatte.

„Hat es dich gelangweilt, Gustel? Eine uralte, reiche, auch innerlich reiche Welt — ganz neu und seltsam für mich. Als wäre die Uhr seit Jahrhunderten dort stehen geblieben. O, sie würde auch dir gefallen! Ich habe der Fürstin von dir erzählt, sie will sich deine Sachen ansehen. Ich mußte dir doch davon erzählen," sagte sie plötzlich kleinlaut und saß mit müden Händen im Schoße da. Sie zog den Mantel im Sitzen aus und plötzlich umfing sie die kleine Gustel: „Böse?"

Die sah sie mit dunkelm, fast zornigem Blick an, in dem es seltsam heiß glitzerte. „Warum tust du das?"

Anna lehnte den Kopf an die Wand zurück. „Quäl' mich nicht, Gustel — bitte — —!"

„Ich will es gar nicht wissen!" sagte Gustel heftig. „Du bist mir zu schade dazu. So bist du doch nicht, du solltest — solltest auch klüger sein. Kennst du meinen Vetter Heino so gut? Ich kenn' ihn, glaub' ich, noch besser; ich habe eine gute Nase für meine Leute, er ist bloß feiner, komplizierter ..."

Gustel sah die Schwermut und das Grauen in dem Blick: „Ich weiß nichts; gar nichts. Wir sind alle Egoisten. — Ich verstehe das nicht!"

„Bist du mir nun böse?"

Gustel saß steif und starr auf der Bank, die Verkörperung des selbstgerechten Gewissens, aber ihr rundes Gesicht mit der kleinen stumpfen Nase war merkwürdig rot, fast erhitzt. „Böse ...!" stieß sie heraus und zerrte an dem geflickten Schürzenzipfel, ihr Blick glitzerte noch stärker.

„Ja, Gustel, ich habe mir das auch überlegt. Gerade jetzt wieder auf der Rückfahrt, und als ich die Treppe heraufstieg. Ich mochte deiner Mutter im Kontor nicht gleich guten Tag sagen. Es ist wohl besser, ich gehe jetzt wieder fort von hier. Ich möchte nicht länger hier bei euch bleiben."

Gustel riß mit einemmal wie wütend an der Schürze und aus ihrer Kehle quollen derbe, unbrauchbare Laute. „Warum nicht? — — das — das — ist Quatsch."

„Nein, Gustel, das ist es nicht. Ich kann mir sehr wohl denken, daß du alles das sehr merkwürdig findest. Da ist es doch besser, wenn ich gehe."

„Das ist gar nicht besser," sagte Gustel kindisch und brüsk. „Warum willst du denn gehen? Du weißt doch gar nicht, wie die Dinge auf eurer Tour später verlaufen werden und ob überhaupt —"

„Ach, Gustel. Ich liege in einem tiefen Brunnen. Singen, singen — —! Ach, was weißt du."

„Gott sei Dank nichts von diesen Dingen. Es hat schon sein Gutes, wenn man häßlich wie ein Affe ist," sagte sie mit bissiger Torheit. „Was habt ihr schließlich davon — besser man ist gefeit und verbeißt sich Neid und Übermut."

„Ja, Gustel," sagte Anna demütig. Und sie dachte tiefinnen: nun war es so — und sie hatte sich doch nach den Dämmen der Bürgerlichkeit und ihrem Halt gesehnt, danach verlangt! Aber dann hob sie an der Wand mit schmerzlicher Bewegung die Arme — unbezwinglich, sehnsüchtig, mit dem Fatalismus der leidenschaftlich gebundenen Frau. Gustel sah weg.

„Du solltest auch an dich denken! Du kennst dich selber nicht, du stürmst so hin! Wir haben alle Blut, du besonders, du mußt wohl so sein, und dir macht man es nicht leicht, sie wollen alle was von dir. Darum tust du mir leid. Darum empöre ich mich — ich möchte dich vor dir selbst schützen. Damals vor Jahren —"

„Was meinst du? — Was weißt du denn —?!" fuhr Anna auf, und alles Blut war weg aus ihrem Gesicht.

„Nichts weiß ich, nur was du mir gesagt hast, ich will auch nichts wissen."

„Nein —! Du sollst nicht schlecht von mir denken, nicht schlecht, nicht schlecht!" zischte Anna gequält zwischen den Zähnen hervor.

„Du bist nicht schlecht, Anna. Aber du bist —"

„Was?"

„Zu unbeherrscht und unbefangen, wenn's dich mal faßt — zu sorglos — zu sehr erfüllt von dir und andern, mehr als für dich gut und nützlich ist!"

Anna ließ den Kopf sinken. „Nicht sorglos. Du sollst so nicht denken —"

„Ich denke so leicht nicht schlecht von jemand, von dir am wenigsten. Das weißt du wohl. Wenn ich jemand lieb habe, außer meiner alten Mutter Johanne, dann bist du es."

Anna bewegte sich leise, es war mehr ein Zittern und Geschütteltwerden in ihr. Da streichelte Gustel sie ungeschickt.

„Ich weiß ja nicht, was euch quält. Und was hinter allem steckt. Aber ich habe mich hier schwer um dich gesorgt und hart gebost. Du bleibst hier. Was ist das für dummes Zeug. Was geht es mich denn an? Es ist deine Sache — eure Sache — ihr seid alt genug, um zu wissen, was ihr tut. Und du bist ein ungebärdiges, allzu geradliniges Menschenkind, so klug und brav und schlau du tust — man soll nur nicht zu viel verschwenden, auch der Reichste kann einmal leer und bettelarm dabei werden!"

„Und deine Mutter?" fragte Anna wie eine Gescholtene.

„Mutter? Was weiß denn Mutter. Was kümmert es Mutter. Sie ist eine gute alte und altmodische Frau."

18.

Dann gingen Anna Lindike und Liese Marheinke wirklich gemeinsam „auf die Walze".

Anna hatte es auch Heino gegenüber mit ihrer zähen und geheimnisvollen Entschlossenheit verteidigt und schließlich durchgesetzt; aber es war ihm durchaus nicht sympathisch; diese vagierende Hingabe an die undelikate Menge da draußen würde für sein Gefühl alle Gegenwart fast noch unwahrscheinlicher machen und die Türen und Fenster seines Hauses öffnen — — auch für ihn selbst einmal zu unausdenklicher Freiheit? Dieses Gedankenphantom war störend und verwirrend. Ach, es lockte hinter allem Ernst und aller Nüchternheit auch plötzlich, als machte es sie beide bloß für den Augenblick für einander frei mit heimlichholden Gelegenheiten ...

Zuerst einmal zogen sie in einige Städte nach Pommern. Die Raff, die mit einer allmächtigen Konzertdirektion befreundet war, hatte ihnen diesen Weg erschlossen; man würde ja sehen, wie sie sich da draußen anstellten, im späteren Winter vielleicht konnten sie dann auch einmal in Babylon den Leuten etwas vorzwitschern; die Raff war eine erfahrene und zielbewußte Dame.

Annas Stimme hatte sich in der letzten Zeit erstaunlich vervollkommnet, es war eine kühne, sieghafte Kraft darin aufgeblüht, die die Dame Raff in den letzten Wochen vor der Reise mitunter hatte aufhorchen lassen, und ihr Piano in den hohen Tönen war so glockenrein und süß, daß die Maestra ein paarmal schief durch den großen Kneifer in die Höhe gesehen hatte. Was war denn los mit dem Mädchen, hatte ihr die kurze Ferienzeit in diesem merkwürdigen Hohen-Zadden so gut getan? hatte sie sonst etwas erlebt? sie blühte wie das schöne Leben, und in ihren Augen war ein ruhiges, tiefes Strahlen, als wäre die ganze Woche Sonntagmorgen mit Glockenbimbam und Bienensummen. Los, ihr Kinder, macht eure Sache gut! Sie liebte die beiden Stimmen wie Kunstwerke ihrer Hand, freilich das ‚S' der Lindike ... sie lispelte immer noch, es klang immer noch einmal rührend kindlich.

So zogen sie ab. Sie sahen wunderliche Städtchen mit alten Rathäusern, vor denen dicke Herzöge als halbnackte Cäsaren standen, alles übersponnen von Geschichte und Behäbigkeit; alte Damen mit schwarzen Spitzenhäubchen, weißen Scheiteln und kleinen Lorgnetten, Herren mit langen weißen Bärten und feucht ergriffnen Augen lauschten fromm, die jüngeren Herrschaften waren aufmerksam und beglückt, zum Teil außer sich, sie alle waren hungrig und begierig nach gutem Klingen, feinhörig und dankbar, daß man sie lieb hatte mit ihren hellen Gesichtern; die Herren der Vorstände, Juristen, Ärzte, Fabrikanten und Lehrer sparten nicht mit Blumen, waren galant wie an hohen Festtagen und sprachen so gescheit und begeistert über Musik, wie es kein eiliger Babelkritiker vermocht hätte. Da machte das Singen Freude, man jubelte und klagte aus Herzensgrund und gab und gewann sich selbst dabei; die kennerhaften Mitarbeiter der kleinen Blätter aber schrieben noch in der Nacht lange Abhandlungen, die mitunter ins Metaphysische wuchsen und sicherlich zu einem Teil auf Verliebtheit beruhten, — und nach getaner Arbeit labte man sich an Riesenschnitzeln und prächtigem Münchener Bier, wenn man nicht zu Sekt und Putenbraten eingeladen wurde, und sank um Mitternacht in großen Gastzimmern schwatzend und beglückt in riesige weiche Betten, über denen ein in Stahl gestochener Romeo zu seiner Julia emporkletterte oder Herr Lohengrin in seinem Schwanenboot einherfuhr.

So konnten sie denn mit ihrem ersten Ausflug in die Welt zufrieden sein.

Sie waren es auch; sogar ein Beutelchen mit klingendem Gold heimsten sie ein. Nach etwa vierzehn Tagen kamen sie erquickt, als hätten sie eine Lustfahrt gemacht, zurück und berichteten ihrer Meisterin, fröhlich wie Kinder und ungeduldig, wieder hinauszukommen; wie ein Tag wären die zwei Wochen verrauscht, singen, sich in den Zug setzen, von Stadt zu Stadt ziehen! Die herrliche Zigeunerlust, die seit Weltbeginn jedem Können im Blute steckte, regte sich mit unbezähmbarer Macht auch in ihnen — singen — singen!

Gut, in der nächsten Woche sollte es in die beiden Mecklenburge gehen, auch das war schon geplant; später nach Schlesien, nach Altpreußen hinauf, sie sollten ihre Sache nur weiter brav machen, bis in den hohen Winter hinein, es hing immer bloß von ihnen ab, ob man sie wieder hinausschickte. Oho — an ihnen sollte es bei Gott nicht fehlen!

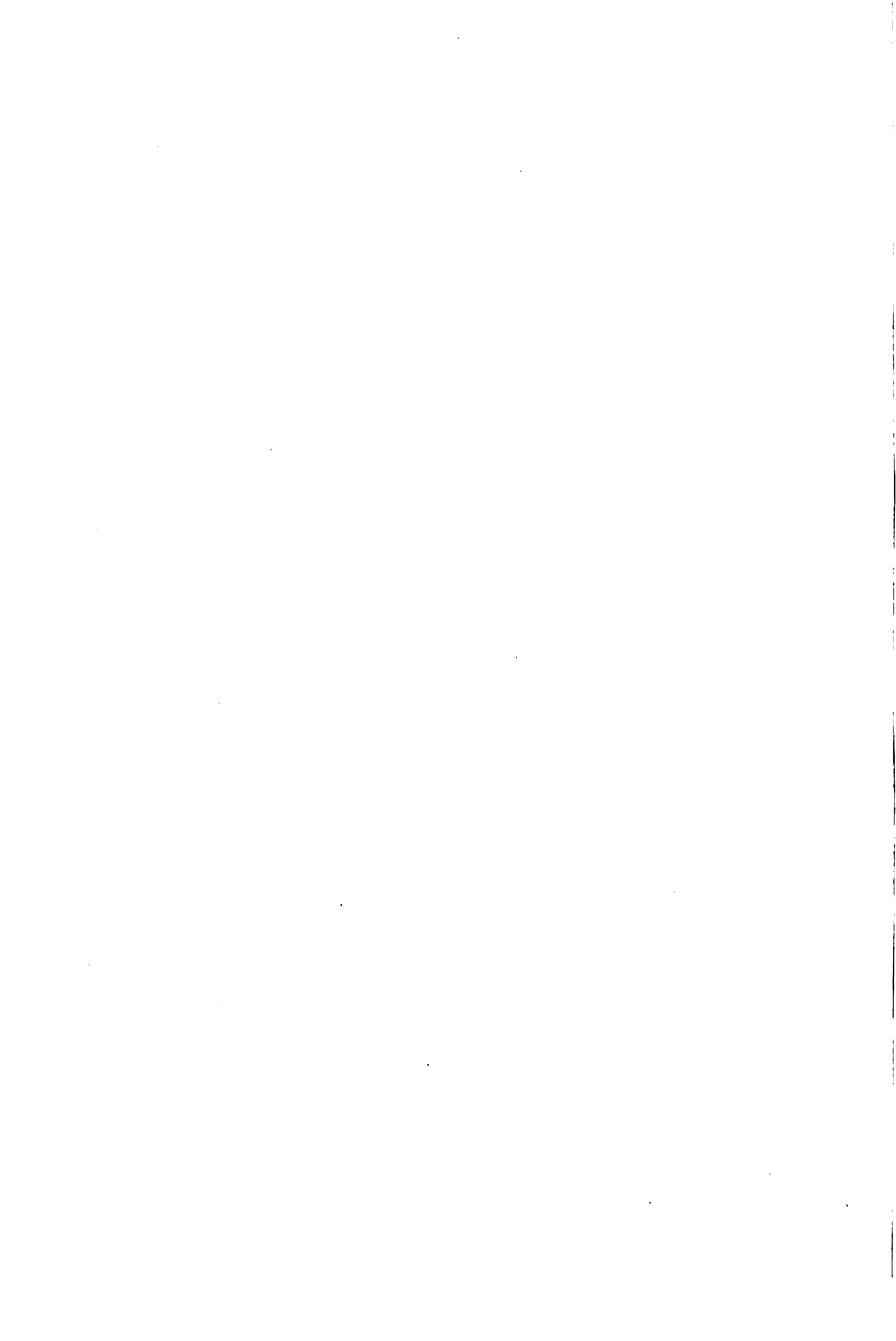
Heino hatte nicht auf dem Bahnhof gestanden, denn Herr Legationsrat von Döllichen pflegte bei solchen Anlässen hinter einem phantastischen Blumenstrauß unvermeidlich zu sein. Am Nachmittag aber erwartete er sie. Sie stand lächelnd vor ihm, als käme sie ermattet von einer Überseereise heim; sie hoben behutsam und lächelnd die Hände zueinander, und dann umkrampften sich beider Hände eine Weile zwischen Brust und Brust. Sie erzählte Heino, war unerschöpflich an kleinen Erlebnissen und Geschichten, sie war ja so empfänglich, erlebte entzückend frisch und hatte einen Sperberblick für Echtes, Spaßiges und Falsches. Heino hörte ihr aufmerksam und behaglich, mitunter nachdenklich und beunruhigt zu, eine fremde Luft war um sie, an ihr, an ihren Lippen, während sie sprach; sie war fast wie eine, die nur zu Gaste eingekehrt war, die aus der Welt kam, um wieder hinauszuziehen — dann lächelte er, eine kleine Welt, eine lächerlich beschränkte Welt! Nein, Anna war hier, und das war betäubend und unabänderlich, die Blicke sprachen es, während die Lippen noch von fremden Dingen erzählten.

Dann ging Anna wieder fort. Diesmal auf mehrere Wochen, bis nach Königsberg hinauf. Als sie zurückkam, lag der erste leichte Schnee auf den Straßen, und die Bäume standen kahl. Sie blieb gute acht Tage daheim, und dann ging es wieder auf die Wanderschaft, nach Westpreußen hinauf. Die beiden Mädchen waren nun schon gewitzte fahrende Leute, aber sie freuten sich unabänderlich auf jede neue Stadt, auf jede neue Begegnung mit dem Publikum, die immer wieder zum Erlebnis und zum Auftrieb für sie wurde. Sie hatten bloß furchtbare Angst vor einer Erkältung, die würde alles verderben; Liese hatte sich bereits einen mittleren Schnupfen geleistet, doch dabei ließ sich immer noch singen, und gegen Nasenröte gab es zartrosigen Puder, nur keine Halsreizungen! Sie härteten ihre schlanken Hälse ab, das übrige von Annas anmutiger Leiblichkeit schützte ein älterer Fehpelz der Mutter Johanne vom Berliner Gendarmenmarkt, den sie aus der Mottenkiste für Anna hervorgesucht hatte, er war ein wenig weit, aber er wärmte, besonders des Nachts überm Bett und auf Wagenfahrten, vortrefflich.

In Danzig konnten sie sich nicht hören lassen, dort wollte man nur große Namen haben; die hochmütige Stadt lag deshalb nicht eigentlich auf ihrem Wege; aber sie hatten in Elbing gezwitschert, und drei, vier Tage später sollte Marienburg seine Freude an ihnen haben; dazwischen lag also eine Pause von mehreren Tagen. Liese hatte in der Nähe von Elbing Verwandte und gedachte auf dem gemütlichen Gute unterzuschlüpfen — Anna aber zog es in der Zwischenzeit merkwürdig stark nach Danzig hinauf. Sie kannte, wie sie sagte, das alte prächtige Patriziat noch nicht, sie hatte überhaupt noch wenig vom bessern Deutschland und der Welt gesehen, und sie war hungrig nach allen schönen, starken und seltnen Eindrücken, diesmal besonders hartnäckig! Liese schien es ihr nicht zu gönnen und hatte beinahe Lust, dem Familienschoß zu entspringen und mitzutun; indes sie würde ihre Leutchen damit kränken und Anna redete auch nicht sehr lebhaft zu... So trennten sie sich. Liese begriff nicht, was die Lindike mutterwindallein in der fremden Stadt anfangen wollte, doch Anna schien keine Sorge zu drücken — sie würde faulenzen, bummeln, schlendern, die Augen aufmachen und gut leben, drei Tage waren gar nichts; und am vierten würde sie in Marienburg sein, sie ließ ihre Adresse ‚postlagernd' zurück. „Sie haben was vor, Lindike!" „Nichts Besonderes," sagte Anna und sah die andere mit ruhigem, treuschimmerndem Blick an. „Sie haben doch etwas vor. Wer so tief zufrieden und so zielbewußt ist, hat immer was vor. Lassen Sie sich's gut gehen!" Anna hatte nur gelacht und eine flüchtige Unruhe ihrer Hände verborgen. Sie hatte am Abend vorher am Telegraphenschalter des Hauptpostamts zu tun gehabt, das war wohl schon mit einiger Bestimmtheit in Berlin besprochen worden. So fuhr sie ab, ging in Danzig eine Weile in Schnee und Nebel spazieren, besah sich die schönen Giebel und Schaufenster, trank Kaffee, lief weiter, summte und war in der Tat tiefzufrieden, ohne Furcht vor Fremdheit und Langerweile, und nur im Herzen unruhig. Als es dämmerte, stand sie wieder auf dem Bahnhof, ein Zug schnob in die Halle und hielt. Anna ging ernsten Blicks an den großen Wagen hin, fast furchtsam, doch plötzlich nickte sie mit einem aufstrahlenden Lächeln; Menschen strömten, drängten, riefen, schwatzten, sie schien ganz ruhig, tat kaum mehr einen Schritt in der quirlenden Menge, ihr Gesicht war rosig überhaucht von der Schneeluft und Erwartung, sie trug keinen Schleier, ihre dunkeln Brauen machten es noch heller — war es für den schlanken Herrn



In der Scheune
Gemälde von Prof. Reinhold Max Eichler



am Fenster zu begreifen, zu ertragen dieses Gesicht in dieser fremden, gleichgültigen Menge? Beider Hände umgriffen sich. „Da bist du, Heino!" „Da bist du, Anna!" Sie lächelten, doch ihre Blicke waren unergründlich ernst.

Und dann gingen sie dichtaneinander Arm in Arm davon, ein Teilchen in der Masse, traten in die Frische der dunkelnden, schneehellen Stadt hinaus, sozusagen in Annas Heimat, denn sie war ein paar Stunden früher hier gewesen. —

⁂

So ging es hin und her bis tief in den Winter hinein und fast über ihn hinaus mit immer wiederkehrenden selig währenden Rastzeiten daheim. Und nicht selten begegneten sie einander auch da draußen für kürzere und längere Frist.

Liese Marheinke forschte niemals mehr.

Es war durch die Trennung immer wieder neu, voll herzspaltenden Aufruhrs und holden Stilleseins. Doch es war ein ziemlich unstetes Leben — auch für Heino Dedekind, besonders für ihn; es zog sie beide wie ein tyrannisch flutendes Meer immer weiter von den schirmenden Gestaden der andern weg; sie empfanden es beide so, am tiefsten Anna, am wachsten vielleicht Heino, der wohl niemals seinen heimlich beobachtenden Blick für alles Geschehen, vor allem für sich selbst so völlig aufzugeben vermochte.

Die alte Dame Raff aber war recht zufrieden mit ihren beiden Vögelchen, in erster Linie mit Anna, die in den Kritiken meist am längsten belobt wurde, was nicht bloß an dem Eindruck der führenden Sopranstimme liegen mochte.

Zwischen Weihnachten und Neujahr, das trübe und schmutzig war, weilten sie daheim; aber schon am Neujahrsmontag glitten sie wieder hinaus. Und nun ging das Leben weiter. —

In dieser späteren Zeit nun, als die Mädchen sich gerade einmal in Preußisch-Sachsen aufhielten, war abermals eine dieser Pausen von einigen Tagen eingetreten, und da holte er Anna von einer der größeren Stationen des Weges ab; Liese Marheinke war schon am Abend vorher durchgefahren, um eine ernstere Verstimmung zwischen sich und dem empfindlichen Döllichen, über die sie sich ärgerte, auszugleichen.

Diesmal nun waren sie am zweiten oder dritten Tage von einigen Bekannten auf der Straße gesehen und begrüßt worden. Das war auch schon früher das eine oder andre Mal mit allerdings gleichgültigerer Bedeutung geschehen; aber er war mit der Zeit wohl empfindlicher in dem Punkt geworden; es ärgerte Heino, mehr als er zeigen mochte, ja, es erbitterte ihn.

‚Ein wenig ungewöhnlich ... unwahrscheinlich alles das!' dachte er.

Und als Heino dieses Mal heimgekehrt war, da war er, noch spürbarer als sonst, in einem Nebenbewußtsein recht unbehaglich gestimmt, ja, gereizt und erregt gewesen, obwohl er das Gefühl auch bei dieser Gelegenheit vor sich selbst zu rechtfertigen trachtete. Nun ja, er kannte das schon — aus mancherlei ähnlichen und andern, unabweislichen Gründen.

Dieses alles war ein bißchen — es war unausdrückbar, es war ... unwahrscheinlich — zigeunerhaft, namentlich im Hinblick auf eine gewisse Zukunft; eine Gesamtkonstellation, die seinen delikaten Sinn mehr und mehr mit einer geheimen Sorge umschattete.

Ja, es kam in manchem Augenblick fast einer versteckten Ernüchterung oder Überspannung gleich oder konnte sie doch einmal herausführen — es war auch bei früheren, leichteren — niemals zu vergleichenden Anlässen immer einmal geschehen, daß er nach kürzerer oder längerer Zeit, ohne Wesentliches dagegen unternehmen zu können, plötzlich ermüdete — nein! davon konnte natürlich hier erst recht keine Rede sein, in gar keinem Betracht, schon der flüchtige Gedanke daran wäre absurd und ein Sakrileg gewesen, niemals gestattete er solchen unkontrollierbaren Gedanken Raum in sich, sie hatten kaum den Sinn und Wert eines Errötens an den Schläfen. Seine Liebe war stark und immer wieder neu und betäubend wie am ersten Tag.

Verwunderlich das alles ... Dieses Gefühl regte sich nun immer häufiger in ihm, als träte er aus seiner Einheit plötzlich einmal heraus und stünde als passiver Zuschauer neben seinem Leben mit ernster Teilnahme und heimlichster oder auch ganz offenbarer Mißbilligung. — —

19.

Draußen schneite es; kleine glitzernde Flöckchen fielen herunter und knisterten gegen die Fensterscheiben.

Heino Dedekind war erkältet; er litt im Winter leicht an den Bronchien, meist nicht schlimm, es war mehr eine gemütliche Sache; er trug in der Regel dazu eine weiße, weiche Binde um den Hals, eine wattierte Seidenjacke, Saffianstiefel, trank eine heilsame Mischung und beschäftigte sich lesend oder ordnend in seinen Sammlungen. Falls er es für nötig hielt oder ihm die Laune danach stand, ließ er seinen Hausarzt Sanitätsrat Hohmeyer kommen und verplauderte eine anregende halbe Stunde mit ihm.

Heino Dedekind hatte heute mancherlei

Geschäfte in der Stadt gehabt; am Morgen, nach kurzem Verweilen in der Fabrik, wo sich die Schwierigkeiten und besonderen Widerstände doch recht unerquicklich häuften, hatten ihn einige Auktionen, später um die Mittagstunde die Vorbesichtigung einer umfangreichen Sammlung bei Lepke und daran anschließend eine wichtige Verhandlung in verschiednen Antiquariaten in Anspruch genommen; im übrigen war er erst gegen Abend von einem längeren, immer wieder aufgeschobenen Besuch im Grunewald heimgekehrt. Unterwegs aber schon hatte er den Reiz im Hals gespürt, ja, ja ... da hatte man die Sache wieder!

So würde er denn daheim bleiben müssen an diesem Abend; er hatte überhaupt diese Absicht gehabt in einem starken Bedürfnis nach Sammlung, die den mancherlei Eindrücken ein breiteres Abklingen gewährte.

Es war warm in den Räumen, die Farben leuchteten mild unter dem Deckenlicht, man hatte das lange nicht so hübsch genossen, hatte seit Wochen, Monaten kaum einen Abend allein hier verbracht.

Heino hüstelte und schob eine Pastille in den Mund.

Er hatte vorhin erwartet, einen Brief von Anna vorzufinden; er hatte sich auf der Heimfahrt in seinem Wagen nach einem Lebenszeichen von ihr gesehnt; nach ihren klaren, bestimmten Schriftzügen und gewissen scharfäugigen, heitern Wendungen, die jedesmal den Raum, wo er sie las, mit dem Hauch ihres Wesens erfüllten; er hatte vorgestern eine Karte von ihr gehabt, also war heute ein Brief fällig; vielleicht hatte die Post gebummelt, oder Anna, Annette, Anita selbst? von der unbekümmerten Liese Marheinke zur Läßlichkeit und klugen Sparsamkeit verführt? Nein, ihre Reisen paßten ihm ganz und gar nicht mehr, paßten am wenigsten zu ihm — — wenn sie auch seit einiger Zeit, nach beider bestimmtem Willen, eine höchst verständige — eine weise trennende Bedeutung für sie gewonnen hatten ... Man mußte und wollte nun doch vor der anspruchsvollen Dedekindwelt mehr und mehr auf seiner Hut sein.

Heino spazierte wieder umher und fühlte sich warm und wohl; um eine Spur zu warm, er würde nachher seine Temperatur messen. Tee mit Zitrone, und danach ein wenig Limonade. Oder hatte ihn bloß der nachmittägliche Besuch da draußen teilweise zu stark beschäftigt? O nein, gewiß nicht! Er lächelte. Es war ein Pflichtbesuch gewesen, den er nicht länger hatte anstehen lassen können ...

„Lieber Rieke, das Fieberthermometer für alle Fälle — wohl ein wenig Temperatur.“ Er würde dann an Anna ein nettes Brieflein verfassen. Das würde ihn angenehm beschäftigen; er wollte ihr von seiner Einsamkeit in seinen Zimmern, die sie liebte, erzählen, von seiner Erkältung, wollte sie mit allem ein wenig quälen, daß sie sich ganz stark sehnte und den Brief mit einer hilflosen Bewegung streichelte; wollte ihr auch von Lily Wichard berichten, bei der er heute gewesen, höchst anschaulich und ausführlich, mit einem Crescendo seiner diskreten Bewunderung ihres Wesens, ihrer Erscheinung und ihres neuen Heims da draußen als Hintergrund, daß die Lektüre beim vorletzen Satz zu einem Schmerz, zu einer Unerträglichkeit für Anna würde, aber dann wollte er sie in den Arm nehmen und piano con espressione beschwichtigen: kleine Anna — kleine dumme Annuschka, und sie ganz taumelig machen.

Aber das Ausbleiben ihres Briefes hatte ihn doch verstimmt; sie sollte niemals vergessen, daß die anspruchsvolle Anhänglichkeit der Frau unerläßlich, dem Manne unentbehrlich war —! doch dieser Gedanke war zu fein, er brach ihn ab. Sollte er sie ebenfalls zur Strafe ein wenig zappeln lassen? ... Nein, heute keine Bemühung mehr, die in dieser stilistischen Form immer einer kleinen künstlichen Erhitzung bedurfte. Passiv sein, ausklingen lassen! Er hatte sonst eine virtuose Neigung für solche reinlichen Einschnitte gehabt. In der letzten Zeit freilich waren sie ihm nur selten geglückt.

Er schritt paschahaft über die Teppiche, hustete vorsichtig einmal, mehr seinen Zustand prüfend als leidend, und verspeiste dann mit gutem Appetit zwei gebratne Täubchen; es war nichts mit dem Fieber, er hatte nicht die leiseste Temperaturerhöhung feststellen können; er würde nachher noch einmal messen.

Dann las er eine Weile.

Doch bald blickte er über das Buch hinaus, das ihn in mancher Hinsicht an dies und jenes gemahnte, das seinem Leben näher lag; denn er war immer geneigt, das, was er las, auf sich selbst zu beziehen in einem unbestimmten Verlangen nach Kritik oder Zuspruch. Diesmal war es ein neues Buch über Hölderlins Freundin Diotima, kostbar gewandet und mit erlesenen Buchstaben gedruckt, daß auch sein Inhalt fast so wirkte. Er hielt grübelnd das Buch im Schoße. Und fast unvermittelt dachte er —: vielleicht gab es gerade für Frauen ein Letztes, Unbeschreibliches, das nicht erworben werden konnte, eine Hochblüte, einen Glanz, einen Höhenduft ...

Lily ... Er blätterte noch eine Weile in dem Buche, dann klappte er es langsam zu.

Heino Dedekind hatte heute, rasch entschlossen, endlich jenen Besuch gemacht, der seit Wochen von ihm hinausgeschoben worden war. Er hatte auch gehofft, daß Anna ihn begleiten könnte, aber es hatte niemals gepaßt.

Lily Wichard hatte zum Beginn des Winters ihre Übersiedlung nach Berlin bewerkstelligt. Den Freunden war nach Weihnachten mitgeteilt worden, daß Frau Lily Wichard an jedem Freitag nachmittag daheim wäre; auch Heino hatte so ein Blättchen bekommen, es war aufmerksam gelesen und beiseite gelegt worden; man war jetzt sehr beschäftigt, stand auch ein wenig außerhalb der üblichen Menschheit: also gelegentlich, gar so intim war man ja nicht, es war mehr eine Freundschaft der Mama. Er war ihr inzwischen noch ein- oder zweimal im Spätherbst begegnet, sie war ganz unbefangen gewesen, von jener warmen, lächelnden Überlegenheit umschimmert, die zu ihrem kostbaren Haar paßte und die immer die Sinne ein wenig erregte, wohl in Verbindung mit diesem Haar und dieser sehr weißen, zarten Haut. Eine aparte, in der Tat ungewöhnlich reizende Frau.

Es waren noch andre Leute dagewesen, ein paar heitre Damen aus dem Rheinland, der blutjunge Sohn einer berühmten Industriefirma, der Heino im Aussehen überraschend an den Vetter Donatus erinnerte, und ein unbeträchtlicher Ministerialrat, der sich hin und wieder aufblies, um sich bemerkbar zu machen, oder wie ein verliebter Kater äugelte, als hätte er Absichten. Lily war überrascht und unverkennbar erfreut, als Heino eintrat, sie ging ihm mit einem ganz schwachen Erröten, was bei ihrer Haut nicht ungewöhnlich war, rasch entgegen, und ihre lichtgrauen Augen weiteten sich, es war ein sensitiver, etwas nervöser Ausdruck in ihrem Gesicht; sie trug ein fließendes Kleid aus ganz matter Seide, das sie größer und gebietender erscheinen ließ und den Reiz ihres kühlen, weißen Körpers, der im Halsausschnitt und an den Ärmeln sichtbar war, noch spürbarer machte.

Lily fragte sofort nach Anna, und Doktor Dedekind brachte seine Erklärungen und Entschuldigungen an. Lily sah dabei sehr aufmerksam mit einem freimütig hellen Ausdruck in sein Gesicht.

Er hatte sich schon im ersten Augenblick in der Halle außerordentlich wohl gefühlt. Er hatte auch sogleich darüber nachgedacht, woran das wohl läge, dann war der Eindruck in Lily Wichards Nähe noch gewachsen, ‚es ist das verwandte Leben und Wesen‘ war es ihm schnell und ungesucht durch den Sinn gegangen; das hier hatte ihre Atmosphäre, sie selbst war noch freier hier, eigentümlicher, stärker; Heino bedauerte zugleich in einem raschen Bewußtsein, daß er sie mitunter ein wenig obenhin behandelt hatte, und ihre Freude, ihr Erröten schmeichelten ihm, blieben wie etwas Hübsches in ihm haften; er hatte vorhin, als er ihre Hand in einem sympathischen Impuls vertraulich küßte, ein Vibrieren in der Haut zu spüren gemeint und eine ähnliche Bewegung auch über ihren Augenspiegel huschen sehen.

Dann hatte Lily Wichard ihm mit einem anmutig betonenden Stolz ihre Zimmer gezeigt, es standen und lagen sehr schöne und kostbare Sachen da; sie hatte auf ihren vielen Reisen klug mit feinnervigen Fingerspitzen gesammelt; besonders Gläser — Hunderte von zarten, herrlichen Gläsern, alt, selten, unschätzbar, in Japan, Indien, Rußland, Schottland, Italien; auch ein kleines Bibliothekszimmer war da, dessen Schränke Heino besonders fesselten, ein kluger, geschmackvoller Sinn waltete auch hier. Gut, gut! Im Musikzimmer hingen prächtige Bilder aus der Giottoschule und eine vortreffliche Kopie nach Terborchs Spinettbild mit der leuchtenden lachsfarbenen Atlasjacke. Man fühlte sich daheim. Heino sah manchmal auf Lily und beobachtete unwillkürlich ihre Art, sie war von Kindheit her an große und größte Verhältnisse gewöhnt, auch vor Älteren sehr sicher, mitunter jedoch merkte sie seinen Blick, und dann wehte — wohl bloß für ihn — der zarte, mädchenhafte Hauch über ihre weiße Haut, und ihr Blick wurde für eine Sekunde starr. Reizend. Ihre Mama, die später eintrat, war eine feine alte Dame, kränklich, schlohweiß und gütig. Heino hatte bloß eine Tasse Tee trinken und dann wieder verschwinden wollen, — nun verweilte er mit einer lässigen, fast herzlichen Laune und Entschlußlosigkeit; er fühlte, daß man ihn gern sah, daß man vor den andern ihm die Schätze des Hauses zeigte und ein wenig auf seinen Beifall rechnete, weil er wohl am meisten von diesen Dingen verstand. Er war hier, so schien es ihm, für jemand, den auch er gern im Auge hatte, der Mittelpunkt des Kreises, — die Hauptperson. Das schmeichelte ihm wieder. Ein oder das andere Mal dachte er dabei plötzlich wie unter einem sehnsüchtigen Zwang an Anna; sie war fern, rüstete sich zu irgendeinem musikalischen Abend; fern, ein wenig fremd: liebe kleine Anna! Er bedauerte sie, sie tat ihm fast leid, er saß hier völlig geborgen, von einer wohltuenden Harmonie umschlossen, in einer ihm höchst genehmen, vollkommen konformen Welt, zwischen Menschen, die reibungslos zu ihm

paßten, denn die Hausfrau wirkte meisterlich ausgleichend, schuf eine Atmosphäre des reinsten Zusammenhangs und Zusammenklangs.

Lily Wichard saß neben ihm, aber allmählich, so dünkte es ihn, wurde ihre Haut blasser, als griffe sie etwas an; und da sprach sie lebhafter, immer mit dieser warmen, lächelnden Sicherheit, zu den andern.

Er schätzte sie und ihre Mutter übrigens auf dreißig bis vierzig Millionen, für späterhin auf noch viel mehr ... er stellte das in einem ungewollten, gleichgültigen Augenblick, aus einer kaum spürbaren Gereiztheit heraus fest ... ‚Kleine süße Annuschka', dachte er gleich darauf wieder, ‚laß die dumme Singerei, komm zurück, wir wollen zu Ende gelangen und auch so ein hübsches Haus aufmachen!' Seine angenehme Benommenheit und Trägheit öffnete sich dabei sacht an einer Stelle und zerriß. Da sah er Lily plötzlich in einem grelleren Lichte, sah durch das kühle Seidengewand hindurch sie selbst, glatt wie eine noch köstlichere Seide, voll empfindsamen, sinnlichen Lebens . . . und über allem ihr raffinierter Geschmack und ihre lächelnde, verhaltne, erlesene Klugheit — entzückend. Ja, derlei wuchs bloß auf der Höhe, ließ sich mit seinem letzten Duft wohl niemals erwerben ...

Kurz darauf, als hätte dieses Ereignis in ihm vorgewirkt, trat seine Mutter ein, hinter ihr ging Martine; ohne Heinrich Türrschmidt, der war mit seiner Geige ebenfalls auf der Walze ... verrückt, dachte Heino, die jüngeren Dedekinds oder was ihnen zugehörte zogen als Wandermusikanten von Dorf zu Dorf!

Die Mama, so imponierend sie auftrat und wirkte — alles verstummte, und Lily trat ihr ehrerbietig wie einer Herrscherin entgegen — zeigte immer noch ihren matten Gesichtsausdruck; sie schien um Augen und Mund welk. Nun sah sie ihn hier wieder plötzlich neben Lily, ach — dies war seine Welt — diese Frau, die so unberührt aus ihrer trüben Ehe gegangen, die zu ihm passende Frau! Es war unverwindlich und unauslöschbar. Sie küßte Lily auf die Stirn und streichelte ihre Hand, ließ sie erst los, als Heino auf die Gruppe zutrat und Mutter und Schwester begrüßte.

„Das trifft sich hübsch, Mama," sagte er artig, mit einem beherrschten Entgegenkommen in der Stimme. Ja — es würde nun wohl auch zwischen ihnen in nächster Zeit alles wieder leidlich in Ordnung geraten — es galt zum mindesten, den Schein zu wahren, auch innerhalb der Familie, und sie litten im Grunde beide darunter; aber man sah sich immer noch selten.

„Wo steckt dein Türrschmidt, kleine Schwester?" er berührte väterlich Martines Wange; sie sah gut aus, ordentlich munter.

„Wo steckt deine Anna?" fragte sie zurück.

Heino lachte. „Sie fiedeln und singen um gutes Geld!"

Die Mama nickte trüb lächelnd und streichelte dem Sohne wie beschwichtigend über den Ärmel: „Wann sehen wir dich, Heino?" Es war eine grollende, fast rührende Bewegung.

„Ich denke — bald einmal zu Tisch, Mama — in diesen Tagen!"

Sie sah ihn an und nickte, o, das wäre hübsch, man würde allein sein!

Gleich danach aber war Heino davon gefahren. Er hatte plötzlich jenen unbehaglichen Reiz in seinen Bronchien gespürt und eine unfreundliche Wärme auf seiner Haut. Er hatte Lily Wichards kleine Hand wieder mit leichter Vertraulichkeit geküßt, nicht bloß auf drei Millimeter an die Lippen geführt, bezaubernd — diesen zierlichen Körper in die Arme zu nehmen, sich ganz geneigt zu machen mit seinem feinen, vibrierenden Jubel, es wäre müheloser, konformer — wie? als was? Torheit, er hatte einige Striche Fieber!

Nun saß er wieder daheim, wärmte seinen Hals mit einer Konsistorialratsbinde und trank das dritte Glas Zitronensaft. Er legte den Kopf zurück und sah diese Bilder. Ja, hier stand ihm Lily wieder ferner, aber die Erinnerung war sehr hübsch. Sie war ihm niemals so reizend erschienen wie heute.

Unnatürlich? Ungehörig? Keineswegs. Man durfte sich wohl einmal gehen lassen, den Kopf prüfend und lächelnd auch einmal nach einer andern Himmelsrichtung wenden: sieh da, es gab noch manches andere Hübsche und Liebliche auf der Welt, wie erquickend und erfreulich! Sollte er sich Scheuklappen wachsen lassen? Anna würde lachen. Na — na — — So durfte man, vom sichern Port aus, rückschweifenden Blickes auch mal die willentlich versäumte Möglichkeit einer andern Kombination vage vergleichend ins Auge fassen ... zu kompliziert, mein Herr! Charmante Frau, mit einem Hauch von Vollkommenheit; man würde lächelnd neben ihr über dem Leben stehen, mit gleichem Schritt gehen, keines würde vom andern mehr verlangen, als was man selbst auf dieser Lebenshöhe über Mühsal und Alltag leicht und willig haben wollte ...

Heino legte die Zigarette ärgerlich fort, die er eben zerstreut angezündet hatte. Er rauchte auch seit einiger Zeit zuviel, unregelmäßig — vieles war wieder unregel-

mäßig in seinem Tagesleben geworden, auf Laune und Einfall gestellt! Nun ja — ja — das war nicht so einfach in der Fabrik!

Da erhob er sich und reckte sich auf.

Man war also am Ziel nach hier und da hastiger Wanderung über Klippen und Schlüfte. Da dehnte man sich beschwichtigt mitunter abenteuerlich träumend wie eben ...

Die Sache mit dem Haus in Dahlem, zu dessen möglichem Ankauf er schon vor längerer Zeit Verhandlungen angeknüpft hatte, hatte sich allerdings wieder zerschlagen; ihm war inzwischen noch besseres angeboten worden: sobald Anna mit ihren Fahrten fertig war, sollte es zum Schluß mit allem kommen und im späteren Frühjahr dann — —

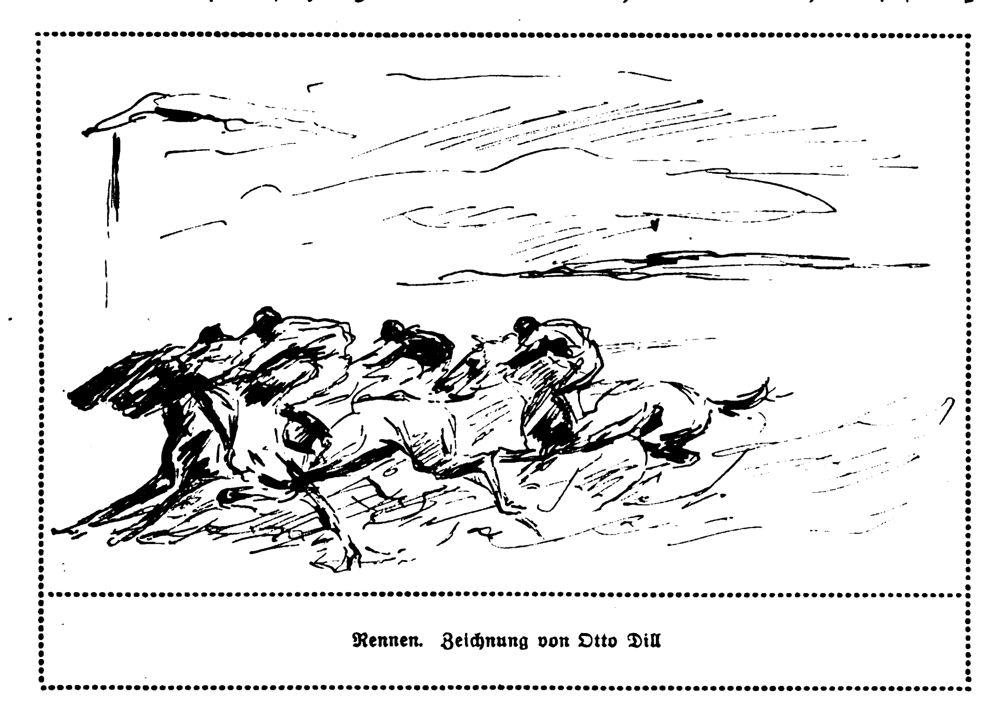
Wenn Heino sie liebevoll und streng gebeten hätte: ‚Bleibe hier, ich mag das nicht, du gehörst nun zu mir, du sollst bloß für mich sein,‘ sie hätte es nicht ganz gern getan, aber sie wäre ihm schon jetzt gefolgt. Doch die Sorge voreinander und auch vor den andern machte ihn duldsamer — man sah einander nicht mehr da draußen und billigte diese Trennungen.

Sie würde nur noch einmal weggehen, Lieses wegen, und natürlich lockte es sie selbst ... sie hatten Glück die Mädchen! und die Welt war ein Spielkasten für sie, die Menschen darin blank lackiert, wie die Menschlein in der Arche Noah; da draußen aber sah sie begierig nach Briefen ‚aus Berlin‘ aus und wenn sie auf ihre Hand niederblickte, wie sie ihm einmal schrieb, dann wurde die Welt noch heller, und des Nachts legte sie die Hand mit dem Ring auf ihre Brust, daß sie ihn fühlte und warm und lebendig machte oder sie schlief mit den Lippen darauf ein ...

Einmal, es war schon eine Weile her, hatte Anna spielerisch, fast launisch gesagt: es sollte zwischen ihnen so bleiben; sie wollte eine große Sängerin werden, und sie wollten für immer Freunde bleiben; natürlich war es' bloß ein Einfall gewesen, ihr Gefühl wußte nichts davon, sie wollte ihn bloß erproben. Er war kein Mensch, der sich einer Verpflichtung leichthin und lässig entzog, war eher auch in diesen Angelegenheiten eigensinnig peinlich ...; es hatte ihm nicht gefallen — es würde zu unruhig, zu schwer werden, voll Sorge und doch voll innerster Bindung sein; sie dachte ja gerade so, ein kindlicher, frivoler Einfall, der störte! Ein andermal hatte sie geklagt: „Ich hätte nicht zu dir kommen sollen — wie? Sag' nein, sag' nein! —“ Er strich sich nervös über die Stirn. Dann gähnte er fröstelnd, daß seine Augen tränten.

Ja, so bildeten sich Assoziationen, lockte man Abenteuerlichkeiten aus sich heraus. Merkwürdiger Tag. Dieser Besuch da draußen — am Freitag wäre Anna hier gewesen; dennoch hatte er sich heute plötzlich entschlossen.

Er drehte das Deckenlicht aus, so daß



Rennen. Zeichnung von Otto Dill

bloß der grüne Schimmer in der Ecke war; der größte Teil des weiten Zimmers war dunkel, hier und dort gleißte eine Farbe, ein Metall, und die Erinnerungen verblichen. Lily — Anna — —

Schlafen, schlafen. Er war müde. Und Rieke sollte ihm für alle Fälle noch einen Umschlag machen.

20.

Ein paar Tage darauf kam Anna heim, einen halben Tag früher, als vorgesehen war. Sie rief Heino sofort von Gustel aus an: „Guten Tag, da bin ich. Wann sehe ich dich?"

„Gleich. Ich komme zu Tisch zu euch."

„Und heute abend? O, die Siritza singt zum zweitenmal — rate was? Die Susanne! O, Heino — ja! ja!"

Eine halbe Stunde später war er zur Stelle.

Sie hatten etliches erlebt da draußen. Liese Marheinke, so berichtete Anna, hatte vor ihrer Stubentür im Hotel einen richtigen ehrlichen Heiratsantrag eines aufgeregten Hofapothekers bekommen, und Anna selbst ein paar lange Gedichte eines verwachsenen Amtsrichters, betitelt: Dolor amicus und Nocturno — vermutlich aus älteren lyrischen Beständen. Sie hatte sie mitgebracht.

Heino lachte und verzog das Gesicht. Tante Johanne hörte behaglich zu: das konnte sie sich vorstellen — aber schließlich in Berlin konnte man die Leute auch nicht anbinden, nicht mal in Posemuckel!

Gustel indes war still, sogar verdrießlich gewesen, natürlich nicht über Annas Bericht: — ihre Ausstellung war ziemlich klanglos verlaufen, der Kunstmakler hatte zugleich einen berühmten Ausländer mit einem Massenaufgebot von Bildern gezeigt — da hatte sich keine Katze von ihr beunruhigen lassen; und die Kritik? Nun ja — nun ja —, weiblich ‚exageriert', unzweifelhaft begabt, nicht frei von Vorbildern, Menzel, Daumier, Käte Kollwitz — sogar Zille — — Gustel hatte wie eine Pferdewespe gebrummt, auch über sich selbst ... hatte sie erwartet, daß man ihr gleich einen goldnen Ring durch die Nase ziehen würde? Und danach hatte sie ihr Handwerkszeug noch fester angepackt, sich noch tiefer über den Tisch geneigt und verschlossen drauflos gearbeitet der eignen unentwegten Stupsnase nach — nun gerade! ...

Nach Tisch zogen sich alle zurück. Das Brautpaar saß auf Tante Johannes grünem Damastsofa in der Wohnstube unter dem Achenbachschen ‚Seesturm', Heino räusperte sich manchmal, sein Hals war noch immer nicht in Ordnung.

„Willst du lieber ruhen?" fragte er.

„Nein," sagte Anna, „so ist es gut. So müde sein neben dir. Wie hab' ich mich gesehnt zuletzt; der Zug fuhr so langsam —"

„Nur zuletzt?"

„Nein. Manchmal mitten im Singen oder wenn die Leute klatschten, ganz plötzlich, es erschütterte mich, daß mir die Tränen nahe waren und daß ich hätte aufschreien können."

„Du sollst nicht wieder fort."

„Nur noch einmal, Heino, ich hab' es Liese versprochen; es ist auch gut für uns und alles ... Und dann — einmal will ich noch in Berlin singen, ganz allein, das muß ich, sonst würde alles ohne Abschluß sein; das mußt du mir noch schenken, hörst du? Sie sollen wissen, was sie an mir verlieren — und wer weiß denn so genau, was aus uns beiden wird?" sie lachte ... „Was hast du inzwischen getrieben? Du hättest ruhig etwas fleißiger schreiben können, mein hoher Herr. Das war jedesmal wie ein dunkles Loch, in das man starrte; ich glaube, ich habe ein oder zweimal schlechter gesungen, weil es mich nervös machte."

„Annuschka. Ich war ein paar Tage erkältet und verstimmt."

„Armes Heinochen. Nur das? Ich habe mir schwärzere Gedanken gemacht. —"

Dann gingen sie zusammen nach der Bendlerstraße. Auch das mußte nun sein. Heino verlangte es. Er hatte alles vorbereitet und es auch mit der Mama besprochen.

Es war kalt draußen, ein klarer Frosttag mit grellblauem Himmelsdach und eiligen Menschen, alle Räder knirschten auf dem Asphalt, als führen sie über dünnes Glas und mitunter schien die Luft zu klirren.

Im ersten Augenblick, als sie draußen zwischen den vielen Mänteln ablegten, hatte Anna gedacht, ob auch Lily — nein, sie war nicht da. Aber Heinrich Türrschmidt saß an einem der Tische und daneben Martine. „Guten Tag, ihr Leute," sagte Heino, Türrschmidt erhob sich und begrüßte ihn familiär, und bald darauf nahm er auch die neue Schwägerin Anna, die er lange nicht gesehen hatte, unter den Arm, um ihr von seiner letzten Geigenfahrt zu erzählen; die Mama sah den beiden Eindringlingen scharf prüfend zu, unverkennbar absichtlich, wie Heino bemerkte.

Die Stunde verging rasch. Martine war schwesterlich zu Anna; sie gestand ihr, daß sie ihre Geige seit kurzem recht und schlecht vernachlässige, um bei Heinrich Türrschmidt auch Kompositionsunterricht zu nehmen, sie tauchte also gescheit und hartnäckig in seiner Welt und seinen Absichten unter.

Es waren natürlich noch andre Leute da, wie meist um diese Stunde, Herren und Damen aus der steilen Höhenwelt. Dann aber, während die Notabeln plauderten, ließ die Generalkonsulin Anna neben sich sitzen.

Annas Gesicht war dabei unbewegt und gerötet wie schon vorhin bei der ersten etwas förmlichen Begrüßung mit kühlem Stirnkuß vor den Blicken der Gäste.

Und im Laufe dieser zwischen Freunden und Fremden geführten Unterhaltung sagte die Mama schließlich mit milder, verhaltener, ein wenig angestrengter Stimme, wie es Anna schien —: „Ich freue mich, daß du jetzt für längere Zeit zu uns zurückgekehrt bist und bei uns bleiben willst, liebe Anna. Wir wollen alle Mißverständnisse nun vergessen sein lassen. Du weißt, ich war leidend und recht unbrauchbar für andre, und du weißt auch, daß es beide Male allzu überraschend für mich gekommen war, auch das mit Martine ... Du wirst es später einmal besser verstehen und gerechter beurteilen. Ja, wir freuen uns, daß du zurückgekehrt bist ... Hattest du mit deiner Partnerin guten Erfolg? Wie war deine Reise, liebe Anna? Ich hoffe, daß du nun bald — ganz bei uns bleibst."

Anna hob ruhig den Blick und berichtete eingehend und artig. Dann stand sie wieder auf.

Die Generalkonsulin sah auch heute, daß Anna allen Leuten, selbst den anspruchsvollsten, wohlgefiel, und daß äußerlich kein Tädelchen an ihr war, Heino legte die Hand für sie ins Feuer — ach, wer wußte denn, wessen ein verliebter und betörter Mann fähig war! Aber war es ihr nicht selbst eben so gegangen, als sie das freie Mädchengesicht so nahe und warm vor sich gesehen hatte und die klaren grauen Augen mit den wachen schwarzen Pupillen sie fest angeblickt hatten — da war trotz unverminderten Widerstrebens — für eine flüchtige Sekunde ihr tiefes grollendes Mißtrauen beinahe unsicher in sie zurückgetreten — auch das, was, außer ihr und Heino kaum die Röhll wußte — mutmaßte. Die da schien ein Geschöpf für sich selbst in einer eignen Welt zu sein. Ach ja, in einer Welt, die niemand zu überschauen und zu ermessen vermochte! —

In der Stunde darauf machten sie sich wieder davon, denn nun stand ihnen noch etwas anderes und Besseres bevor. Sie wollten geradeswegs in die Oper marschieren, worauf Anna, besonders nach dieser Begegnung, erpicht und begierig war.

‚Türrschmidts' brachen mit ihnen auf, sie strebten natürlich in ein Konzert und liefen Arm in Arm, eifrig schwatzend wie Kinder, ein Stück vor ihnen her, Türrschmidt war nicht viel größer als Martine. Dann trennte man sich.

Nun war auch das erledigt; und nun gehörte man wieder einander und sich selbst an.

Flott, Annuschka! O, sie hatte einen ordentlichen Schritt, wenn es sein mußte. Kraftwagen blendeten, knatterten und qualmten. Heinos gingen auf die Tiergartenseite hinüber, da war die Luft sauberer. „Wollen wir einen Wagen nehmen?" — „Nein, gehen — bis ans Ende der Welt!" Da blieb er stehen, denn es war dunkel genug dazu, und das erinnerte wieder an erste Stunden: der Duft des Mantels, des Hutes, der frische Hauch der Luft auf ihren Wangen.

Doch Anna hatte jetzt wenig Zeit. Sie war in einem gelinden Fieber der Erwartung, nur das starke, frische Ausschreiten konnte nach den Erlebnissen in der Bendlerstraße die neue Spannung erträglich machen, dabei sprach sie eifrig oder verfiel plötzlich in ein vor sich hinlauschendes, lächelndes Schweigen, aus dem ihre Augen leuchteten. Nein, sie mochte nicht mehr zurückdenken. Jetzt nicht. So ging es ihr stets, wenn eine große Musik oder so eine erregende Operngaukelei in Aussicht stand; so war es ihr schon als ganz junges Ding gegangen, wenn sie mit ihrer Karte zum vierten Rang in der Hand unten auf der Straße, mitunter in grimmer Kälte, auf Einlaß gewartet hatte.

Und nun die Siritza! Anna, die ihr ja durch die Raff ein ganz klein wenig näher getreten war, sie hatte ihr sogar einmal vorsingen dürfen und war gehörig belobt und zum guten Ende mit einem herzhaften Kuß beglückt worden, Anna hatte ihr ein paar schüchterne Karten von der Reise geschrieben; auch einmal rasch und verschämt einen Zeitungsausschnitt geschickt, und die große Genossin von der andern Fakultät hatte mit ihrer steifen Schrift gutmütig und kameradschaftlich dem flüggen jungen Vogel mit der lichten Stimme gedankt, zuletzt auf einer neuen Bildkarte, die sie als Carmen zeigte; und darauf hatte Anna, noch vor den andern, auch von diesem Gastspiel im Opernhaus erfahren: „Wenn Sie in Berlin sein sollten, sehe ich Sie!" Das hatte sie fast genau so geheimnisvoll erregt und beschwichtigt wie eine Zeile, ein Brief von Heino ...

Plötzlich am Rande des Tiergartens blieb sie stehen: „Wir nehmen doch einen Wagen, Heino. Es wäre schade, wenn wir in Hast die Treppe hinauf müßten."

„Gut. Da drüben stehen ein paar Klapperdroschken," sagte er lächelnd.

Anna bekam das Gesicht eines eifrigen Schulmädchens, während sie die Treppe zu

der Loge hinaufstiegen, ihre Lider waren gesenkt, und ihre Lippen waren rot. Sie war immer einen Schritt voraus, hatte vorn den flauschigen, weiten Mantel gerafft, Damen in kostbaren Abendmänteln stiegen vor und hinter ihnen. Düfte beunruhigten Nasen und Sinne.

„Anna," sagte Heino lächelnd und nahm ihren Arm, da erwachte sie, ja, er war auch da, und sie drückte seine Hand.

Noch eine Sekunde vor dem Spiegel, ein Blick mitten in die Augen hinein, dann überreichte der Logenwächter einen Zettel, über den ein farbiger Streifen geklebt war; Anna las rasch, sank ins Leere, und ein trübes Licht flackerte: Figaro abgesagt; die Gräfin und Fanchette waren plötzlich heiser geworden; — o weh! doch darüber stand, daß die Siritza die Frau Fluth in den Lustigen Weibern sänge. Annas Miene belebte sich wieder zu einem Strahlen, eine glatte Absage wäre hart gewesen.

„Ach, Heino, wie hätte sie die Mozartsche Susanne gesungen!"

„Bist du sehr enttäuscht? Ich habe das deutsche Operchen gern, man sollte es öfter geben."

„Ja, Heino. Aber wie wird sie nun das machen? Sie ist doch sehr schlank; Frau Fluth ist eine Dame aus dem vergnügten fetten England mit sehr starken Reizen und ordentlichen Hüften; ich stelle mir eine pralle, blonde Frau vor, sie ist dunkel."

„Also keltisch. Sie wird es schon herstellen, Annuschka."

Das Rot und Gold stimmte sogleich andächtig; Anna sah in die Menge und betrachtete den bunten Vorhang mit seinen beunruhigenden Figuren, der an die umflitterten Wände herrlicher Kindheitskarussells, an lockende Gauklerbuden erinnerte und die Welt der Geheimnisse verbarg. Anna wurde es fast weh zumut, sie spürte wieder wie so oft jenes unbegreifliche Gemisch von Sehnsucht und Bangen, eine seltsam melancholische, weil vielleicht Unerreichbares atmende Lust. So saß sie still. Einmal sah sie zum Olymp hinauf — runde weiße Gesichter schimmerten da oben, in einer Erinnerung erblickte sie ihr Gesicht, daneben das Gustels oder einer andern, o, lange her, nein, erst gestern! Plötzlich erinnerte sie sich, daß sie ganz am Anfang, als Kind von zehn, elf Jahren einmal fassungslos mit ihrer Mutter da oben gesessen hatte, Mutter bekam manchmal einen Freiplatz geschenkt, noch von Grafens am Pariser Platz her: Anna hatte kein Wort verstanden, der Ouvertüre hatte sie mäuschenstill gelauscht, als dann der Vorhang aufging, saß sie starr vor Staunen, das war lächerlich, das war furchtbar dumm, man verstand kein Wort, sie fuchtelten mit Armen und Beinen, rissen den Mund auf, schrien sich Töne zu, sie war ganz rot geworden vor Scham und Ärger, daß sie nichts verstand und begriff, schließlich hatte sie lachen müssen, aber sie war dem Weinen nahe gewesen in merkwürdiger Gereiztheit — nur als Ännchen und Agathe sangen, da verstand sie, da spitzte sie die Ohren und hätte mitsingen mögen vor Freude und um endlich aus der entsetzlichen Langenweile herauszukommen ... Wie echt, wie kindisch; sie war nur allzubald hinter das Geheimnis gekommen! Wenn man dachte daß das kaum fünfzehn Jahr her war ... ja, reiche Kinder erfaßten das früher, die hatten es besser oder auch nicht, denn wenn endlich der dumpfe Hunger erlöst wird, dann ist es ein ganz großer, unersättlicher, gieriger, jubelnder Heißhunger!

Heino begrüßte einige Bekannte in der Ferne und gab Anna Erklärungen. Die Fagotte und Oboen dudelten wilder, die Bässe grollten, und die Cellos und Geigen schrillten durcheinander. Anna lehnte sich lächelnd, still gefaßt zurück, so, daß sie Heinos Profil sehen konnte, „Liebster", sagte lautlos ihr Mund, als er ihren Blick merkte. Wie hatte sie sich das früher einmal gewünscht, hier unten unter den feinen Leuten zu sitzen, alles das zu haben, genießen zu dürfen von Herzensgrund! Es ist ein Märchen, fast noch unwirklicher als die Welt dort hinter dem wartenden Vorhang. Doch dieser Gedanke beunruhigte und verwirrte sie ganz neu. Sie nahm ihr Glas und sah hinab; in der fünften Reihe stand ein sehr langer, dürrer Herr mit spitzem Blondbart und breitem eigensinnigen Schwabenschädel, er lächelte vertraulich und nickte mit einer Verbeugung gerade in ihr Glas hinein, es war Freyhan, Peter Freyhan; sie zeigte ihn Heino, der die Hand hob und schüttelte. Natürlich, der mußte ebenfalls dabei sein!

Stille. Das war der große Moment, wie wenn zu Weihnachten das Licht durch das Schlüsselloch blitzt und dann plötzlich die Tür vor der himmlischen Pracht aufgeht. Der Dirigent war rasch, mit einem Schwung auf seinen Sitz geklettert, knipste das Licht an, nahm den Stab, sah sich im Hause um, klopfte. Ja — ja, nun war es da, nun durfte man stillhalten und alles Gute über sich herniederrauschen lassen. Annas Augen blickten groß auf die Bühne wie in ein Wunder hinein ...

Da waren sie, Frau Fluth — Frau Reich. Eine dunkle Frau Fluth, mit ordentlichen, üppigen Hüften und spitzenumbuschtem Busen.

Anna neigte sich vor, einmal drückte sie



Fußballspieler
Bildwerk von Rudolf Marcuse
(Große Kunstausstellung Berlin 1921)



verstohlen Heinos Hand, er glaubte zuerst, sie wolle etwas aus der süßen Schachtel, aber sie wollte bloß seine Hand, um sich mitzuteilen oder um sich an ihm und der Wirklichkeit festzuhalten.

„Gut," sagte Heino nach einer Weile.

Das sprühte Leben, lachende Sinnlichkeit, derben, quicken, quirlenden Übermut, der plötzlich in eine entzückend anmutige Linie auslief mit einer bewußt lächelnden, spielerisch wachen Fermate — hinreißend. Anna hätte ihr diese strotzende Fluth nicht zugetraut, erst jetzt, da sie vor der prallen, fertigen Gestalt saß, fühlte sie, daß sie gezweifelt hatte — sie konnte viel und alles! Ein blutheißer, unbändiger Mensch!

Ihr Herz hallte bei jedem lachenden, stürmisch wirbelnden Laut, der von Frau Fluth kam, erbebend wider, eine dumpfe Sehnsucht umspannte sie aufs neue, und mitunter brach plötzlich ein verzauberter heißer Wille in ihr empor, der kindische, ganz phantastische Wunschgedanke, mit und neben jener da vorn zu stehen, ja — dann würde auch sie vielleicht ruhig, sicher, übermütig und unbändig sein können — dort neben ihr, mit ihr singen, zwingen, strömen ... ein unsinniger Gedanke — sie spürte plötzlich den stürmischen Funken in sich, fühlte ihn wachsen, flackern und verlöschen, daß ihre Hände welk und schlaff auf der Brüstung lagen ... war Heino noch da? Ja. Da wachte sie auf und war voll Glücks und sonderbar mutlos.

In der Pause trafen sie Freyhan, er wartete schon in dem Wandelsaal auf sie. „Sie sind blaß, Luise," sagte er mit seinem schwäbischen Landsmann und lachte gedämpft sein unbefangnes Lachen.

Anna nickte. „Wie kann man das alles singen? — Toska, Elisabeth, Fluth — Susanne, sogar den Cherubin! Ich darf morgen früh zu ihr. — — Wissen Sie, daß sie vorher und nachher nie zufrieden ist — unsicher, sich quält, denkt, es ist morgen vorbei mit Stimme und Spiel — es wird nichts mehr — es wird flau und durchschnittlich, o wie ich das verstehe! An die Kritiken glaubt sie ein paar Tage lang — vor allem an die mäkelnden und unbilligen! Ich — —" sie lachte — „ich gehe morgen zu ihr!" Sie wurde flammendrot und nahm Heinos Arm, sie summte das Anfangsrezitativ. Und dann wieder unvermittelt: „Wie sie mit dem Orchester spielte, darüber hinsang, und dann der Übergang zur Arie — — man ist ein Zwerg!!"

Nach der zweiten Stunde aber war das heitre Feuerwerk verloschen, das Licht brannte trübe, und man ging hinaus, um sich die Mäntel umzuhängen. Nun war das Leben wieder nahe und undurchdringlich mit seinen dunkeln Geheimnissen und süßbangen Verheißungen. Heino half Anna in den Mantel, sie fühlte am Haar seine Hand und neigte erschauernd die heiße Wange dagegen. O — würde das alles, das eben noch mit strahlendem Schauer geleuchtet hatte, nun wieder gleichgültiger, nichtiger sein, ein ferner Zauber neben dem Leben? Wenn er sie nur sehr lieb hatte ... Er klappte den Kragen des Pelzes hoch, und sie nahm seinen Arm und zog ihn fest an ihre Brust.

Unten wartete Freyhan in kurzer Pelzjacke. Es war für ihn heute selbstverständlich, daß man selbdritt noch irgendwo einkehrte, er hatte sich das vorhin einfach vorgenommen. Bis vor kurzem hatte er die beiden zusammen vermieden, sie wollten vermieden sein, und er selbst war in einem peinlichen Schaukelzustand zwischen Groll und ungewitztem Verlangen gewesen, aber der dickschädelige Schwabe dachte nicht daran, bis an sein Lebensende kleinlaut und auf den Zehenspitzen in die Ecke zu schleichen und wild auf seinen Daumen zu beißen, es genügte ihm auch nicht, hin und wieder am Tage vor Anna Lindikes schimmernder Marmorbüste und dem Gipsmodell zu stehen, zu schimpfen, daß er niemals damit fertig würde, sich eine Weile davor zu hocken und sie dann wieder hinter den staubigen, schäbigen Rupfenvorhang zu schieben. Das lebendige blutwarme Leben, auch wenn es einen brannte, biß und schlug, war immer noch besser, als gar nichts, man konnte es wenigstens reizen, daß es sich einem in Zorn und hitzigem Widerspruch zuneigte, dann würde er ganz still sitzen und behaglich auf ihre schöne Stimme lauschen. Er schwenkte schon von weitem sein Hütchen. Gott, dieser vornehme Heino Dedekind, er wußte ja gar nicht, was er hatte, konnte es gar nicht wissen mit seiner glatten, niemals von wütenden Hungern umkrallten Seele. Freyhan wußte zwar selbst nicht ganz genau, warum jener es nicht wissen sollte, aber er war um so fester davon überzeugt. Diese Patrizier suchen immer nur sich selbst. Er hatte das einmal bei einem alten Moralisten gelesen.

„Wie wäre es mit einer allgemeinen Nachrede, wie? — ich weiß ein ganz altes feines, verschwiegenes Weinkneipchen nahebei — kennt kein Mensch. Oder störe ich?" fragte Freyhan lächelnd und blickte gemütlich und gewinnend.

Heino wäre lieber allein mit Anna zusammen gewesen, aber als auch sie fragend von einem zum andern sah, nickte er munter. „Los, Freyhan, nehmen wir für alle Fälle ein Wägelchen!" (Schluß folgt)

Berliner Theatergeschichte in der Porzellanmanufaktur

Von Dr. Georg Lenz

em Plan der Verlegung der Berliner Porzellanmanufaktur in eine stille, ländliche Umgebung, der zuweilen erwogen worden ist, hat als stärkstes Beweismittel immer die Erkenntnis entgegengestanden, daß die mannigfachen fruchtbaren Anregungen, die der Künstlerstab der ehrwürdigen Anstalt von jeher aus der engen Fühlung mit dem künstlerischen Leben der Reichshauptstadt gewonnen hat, nicht entbehrt werden können. In der Tat ist die Geschichte der Berliner Porzellanfabrikation mit der Geschichte der Berliner Kunst in den mehr als anderthalb Jahrhunderten des Bestehens der Fabrik unzertrennlich verbunden.

Harlekin

Ein Kapitel für sich, das bisher unbeachtet geblieben ist, bilden die zahlreichen Dokumente zur Theatergeschichte Berlins, die die Geschichte des Berliner Porzellans aufzuweisen hat. Das Wort von den Kränzen, die die Nachwelt dem Mimen versagt, gerät ins Wanken, wenn man aus der Wunderkammer der Vergessenheit diese mannigfachen Gegenstände ans Tageslicht zieht, die die Liebe und Verehrung verkörpern, die unsere Vorfahren ihren großen Bühnenkünstlern entgegengebracht haben.

Zuerst treffen wir — wie in fast allen Porzellanmanufakturen des 18. Jahrhunderts — auch in Berlin eine Folge von sehr lebendig aufgefaßten viereinhalbzölligen Schauspielerfiguren der italienischen Stegreifkomödie. An ihrer Spitze in buntscheckiger Kleidung die Hauptperson und originellste Schöpfung der komischen Muse aller Zeiten: Harlekin mit Colombine, der verschmitzten Kammerjungfer und in deren Gefolge die berühmten anderen Typen: Pantalone, der gutmütige, verliebte und von seinen Angestellten überlistete venezianische Kaufmann; Scapino, der spitzbübische Verführer der Jugend; Scaramuccia, der großmäulige Prahlhans; Gingurgulo, der ungeschliffene kalabresische Bauernlümmel; Pierrot, der leichtfertige Schwerenöter und sein berühmter Kollege Polichinell usw. Zu diesen weltbekannten komischen Masken aus der Commedia dell' arte, deren Auftreten in Berlin freilich vor den Balletten von Scalesi im Oktober 1797 nicht nachzuweisen ist, gesellen sich, von der gleichen unbekannten, aber sehr geschickten Hand modelliert, die Berliner Kollegen des Harlekin und der Colombine, nämlich der Hanswurst und seine Partnerin, die das alte Modellbuch der Manufaktur schlechtweg Hanswurstin getauft hat. Dieses lustige Paar, das einmal durch einen spitzen Hut, den er gegen den Bauch drückt und sie kokett auf dem Kopf balanciert, das andere



Colombine



Hanswurstin Hanswurst
Porzellanmanufaktur, Berlin



Hochzeitstafelaufsatz der Königin Luise: Amor und Psyche von Nymphen umtanzt. Berlin 1793
Im Museum zu Schwerin

Mal durch eine flotte Armgeste bezeichnet ist, hat ja von der Thronbesteigung Friedrichs des Großen bis in das 19. Jahrhundert hinein, zuerst in einer Bretterbude auf dem Dönhoffplatz und später in der Behrenstraße, mit seinen derben Späßen und mannigfachen Kunststücken soviel zur Unterhaltung der Berliner beigetragen, daß das gute Schauspiel auch nach den bedeutenden Erfolgen der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts große Mühe gehabt hat, es von der Bühne zu verdrängen.

Eines der frühesten Dokumente aus dem Berliner Theaterleben ist sodann eine Tasse mit rosa Wurmmuster und goldener Kettenbordüre in der Sammlung von Dallwitz-Berlin. Sie trägt auf der Obertasse in ovalem Medaillon auf blaßgelbem Grund eine männliche Silhouette und zu beiden Seiten entsprechende Medaillons mit farbigen Amoretten und der Inschrift: „Vous l'avez voulu" bzw. mit einem früchtespendenden Füllhorn und der Inschrift: „Je vous la souhaite". Auf der Unterschale, deren Inschrift unsere Abbildung erkennen läßt, ist eine Szene aus dem von Monsigny in Musik gesetzten dreiaktigen Lustspiel von Sedaine „Le Roi et le Fermier" dargestellt. Es handelt sich in dem Stück, über dessen Berliner Inszenierung allerdings nichts ermittelt werden konnte, um einen englischen König, der, auf der Jagd verirrt, bei seinem Jagdpächter Zuflucht findet und diesem aus Dankbarkeit für die ihm erwiesene Gastfreundschaft zur Heirat mit seiner Jenny verhilft, die ein englischer Lord ihm entführt hatte.



Schauspieler Brockmann als Hamlet

An einen Theatererfolg aus friderizianischer Zeit, der noch heute nach 150 Jahren nicht als überlebt gelten kann, erinnert ein Teeservice des Hamburger Museums für Kunst und Kunstgewerbe, das mit Szenen aus Lessings „Minna von Barnhelm" nach den berühmten Radierungen bemalt ist, die Daniel Chodowiecki im „Genealogischen Kalender auf das Jahr 1770" veröffentlicht hatte. Im März 1768 war diese „wahrste Ausgeburt des Siebenjährigen Krieges von vollkommen norddeutschem Charakter", wie Goethe unter dem Eindruck der Leipziger Uraufführung


Scapino


Gingurgulo


Der bezauberte Pirot

die Komödie genannt hatte, zum ersten Male ohne jeden Strich über die Bretter des Schuchschen Theaters in der Behrenstraße gegangen und vom Berliner Publikum mit so ungeheurer Begeisterung aufgenommen, daß es sich am Schluß der Aufführung von den Sitzen erhob und laut die Wiederholung für den nächsten Abend verlangte. Von der nachhaltigen Wirkung dieses Eindrucks, der innerhalb sechs Wochen durch neunzehn weitere Aufführungen bei stets vollem Hause — in der damaligen Zeit ein nie dagewesener Sensationserfolg — befestigt wurde, legt unser kleines Service beredtes Zeugnis ab.

Ein Bühnenereignis, das zehn Jahre später im Winter 1777/78 vielleicht kein geringeres Aufsehen erregte und den Anbruch einer neuen Epoche der Berliner Schauspielkunst bezeichnet, waren die Hamletaufführungen, in denen der berühmte Brockmann durch seine Darstellung des Dänenprinzen die Berliner entzückte. Dieses theatralische Erlebnis rufen zwei kleine Statuetten der Berliner Manufaktur ins Gedächtnis, „der Geist von Hamlets Vater" und der „Hamlet", der unverkennbar die Züge Brockmanns zeigt.



Emil Devrient. Berlin 1844. In der keramischen Sammlung der Berliner Porzellanmanufaktur

Ein Bühnenstern der 1770er Jahre, dessen Gedächtnis in einer Arbeit der Berliner Porzellanfabrik weiterlebt, war die Sängerin Gertrud Elisabeth Mara-Schmehling, die den großen König von seiner Meinung, er wolle lieber ein Pferd wiehern als eine Deutsche singen hören, bekehrt hatte und dann trotz vielem Widerstreben ein Jahrzehnt lang von ihm in Berlin festgehalten wurde. „Ich glaube, es gefiel ihm, wenn er mit mir sprach," meint die Künstlerin in ihren Aufzeichnungen, „daß ich ihm in vollem Vertrauen in die schönen, großen, blauen Augen sah und die meinigen nicht schüchtern niederschlug wie viele andere." Sie war der erklärte Liebling des Publikums.

„Madame Mara," so berichtet ein Zeitgenosse, „übertrifft alle Beschreibungen. Man glaubt, daß man bis in den dritten Himmel versetzt sey, wenn man sie hört. Schleunig hebt sie ihre Stimme, und ebenso schnell und doch anmuthig läßt sie solche wieder fallen. Die Triller, welche sie schlägt, sind bis zum Entzücken".



Das Tänzerpaar Vigano
Aquarellierte Federzeichnung von J. G. Schadow, 1796
In der Bibliothek der Berliner Porzellanmanufaktur

Auch das Andenken ihres Partners, des italienischen Sängers Concialini, der z. B. in der Oper „Semiramis" den Ruhm der großen Sängerin teilen durfte, wird durch eine Berliner Vase gehütet, die in der „Großen Loge von Preußen, genannt ‚Zur Freundschaft'" in der Dorotheenstraße in Berlin aufbewahrt wird.

So ist in den 1790er Jahren vor allem eine Folge von Biskuitfiguren entstanden, die die pantomimischen Darstellungen der von den Almanachen und Tanzkalendern jener Zeit angeschwärmten Lady Hamilton wiedergeben, deren abenteuerliches Liebesleben aus den Schilderungen von Alexander Dumas und anderen Schriftstellern noch heute allgemein bekannt ist. Goethe hat die Schwärmerei für die schöne Lady in seinem Alter als eine der tollsten Verrücktheiten der Gesellschaft vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bespöttelt.

Ein Urteil, das überraschen muß, wenn man in seiner „Italienischen Reise" nachliest, in welchem Maße er selbst als Gast des englischen Gesandten in Neapel Lord Hamilton von der Schönheit der berühmten Kurtisane eingenommen war. Recht ungünstig hat Gottfried Herder in einem Brief an Caroline Flachsland vom 17. Februar 1789 über die Vorführungen der Lady Hamilton geurteilt. „Sie adressierte," so schreibt er, „ihre bacchantischen Attitüden in der Gesellschaft immer an mich. Übrigens ist sie à fonds eine sehr gemeine Person in ihrem Innern, ohne feineres Gefühl, wie ich glaube, für irgend etwas, was



Solitaire mit Szenen aus Lessings ‚Minna von Barnhelm' nach den Radierungen D. Chodowieckis Berlin 1771. Im Museum für Kunst und Kunstgewerbe, Hamburg



Bildnistasse Ifflands in der Rolle des Piccolomini. Berlin 1804
In der Sammlung von Dallwitz, Berlin

erhaben, groß und ewig schön ist. Eine Äffin aber, daß nichts darüber geht. Da alles vorbei war, bin ich über sie recht ergrimmt worden, daß sie mich so gewaltig aus dem Traum geweckt, und einen großen Teil meiner Ideen über die Kunststellungen, die freilich in aller Einfalt etwas übertrieben waren, ziemlich ruiniert hat. Ich sehe nämlich, wie entfernt man vom wahren Sentiment jeder edlen Art doch so ein glücklicher Affe sein könne." Die Biskuitfiguren der Berliner Manufaktur, von denen sich die Originalausformungen zum großen Teil im Besitz des Hohenzollernmuseums befinden, gehen auf eine Anzahl von Umrißzeichnungen zurück, die der im staatlichen Auftrag in Italien weilende Maler Friedrich Rehberg in Kupfer stechen und unter dem Titel „Attitüden der Lady Hamilton" mit einer Widmung an den Lord Hamilton erscheinen ließ.

Für die Theatergeschichte Berlins hat die Schwärmerei für die Hamilton und ihre „Attitüden" eine doppelte Bedeutung gehabt. Einmal hat sie hier die Mode der sogenannten „Tableaux vivants" eingeleitet, die bis in die späte Biedermeierzeit hinein eine bedeutsame Rolle in der Berliner Geselligkeit spielten und bald auch zu den öffentlichen Unterhaltungen zählten. Die größten Erfolge darin hat später wohl die Schauspielerin Elisabeth Händel-Schütz im Berliner Opernhaus errungen, von deren berühmtestem Stück, der „Sphinx", Therese Devrient in ihren Jugenderinnerungen folgende Schilderung gibt: „Sie lag auf einem grauen Theaterstein, ebenso grau eingehüllt, die ägyptische Stirnbinde um den in der Tat edlen Kopf, den Hals und die schönen Schultern, Busen und Arme entblößt. Regungslos hielt sie die Arme gerade vor sich hingestreckt; unbeweglich starrte sie ins Weite, eine eigentümliche Musik des Orchesters begleitete diese Szene — das Publikum raste und tobte vor Entzücken; Madame Händel-Schütz rührte sich nicht; sie blieb unbeweglich, was den Beifall natürlich nur noch steigerte."

Zunächst aber scheint die allgemeine Bewunderung der melischen Künste der Hamilton in Berlin den Boden für die begeisterte Aufnahme bereitet zu haben, die in den Jahren 1796/97 der Tänzerin Maria Medina, der Gattin des berühmten Choreographen der Mailänder Scala Salvatore Vigano in der Berliner „Italienischen Oper" zuteil wurde. Von dem ungewöhnlichen Erfolg und der künstlerischen Eigenart dieses Tänzerpaares gibt vor allem das graphische Hauptwerk des führenden Meisters jener Zeit, des Bildhauers Johann Gottfried Schadow, eine Vorstellung, der in seiner köstlichen Folge von Radierungen nach Attitüden der Vigano ein künstlerisch weit überlegenes Gegenstück zu den Rehbergschen Attitüden der Hamilton schuf.

Vielleicht dankt auch ein Tafelaufsatz der 1790er Jahre, der in anmutigster Form die rührsame Geschichte der Psyche erzählt, und von dem eine ältere Ausformung im Schweriner Museum bewahrt wird, einem theatralischen



Tasse mit Bühnenbild aus dem Lustspiel ‚Le Roi et le Fermier' von Sedaine
Berlin, um 1768. Sammlung von Dallwitz, Berlin



Der Hoffriseur Warnicke. Berlin 1846

Erlebnis seine Entstehung. Wenigstens gehört das Ballett „Psyche“ von Gardell, das im „Neuen Tanz- und Ball-Kalender von 1801“ ausführlich beschrieben ist, und seine Fabel stimmt mit der Hauptgruppe der Porzellanausführung insofern auffallend überein, als sie die Entführung der Psyche durch Zephir auf einen Felsen verlegt, auf den die Eltern, Geschwister und Freunde sie geleitet haben. Eine Berliner Aufführung dieses Balletts konnte allerdings ebenso wenig wie der künstlerische Urheber des ungemein graziösen Porzellanaufsatzes nachgewiesen werden, dessen seitliche Gruppe bereits die Hochzeitstafel der Kronprinzessin Luise schmückten (1793) und in bezaubernder Weise die schlicht vornehme Kultur jener Zeit zum Ausdruck bringt.

Wir nähern uns der Jahrhundertwende. Im Jahre 1799 sendet Schiller dem Direktor Iffland auf sein unablässiges Bitten, der Welt neue Meisterwerke zu schenken, für — sechzig Friedrichsd'or seine Wallensteintrilogie. „Welch eine Darstellung!“ ruft Caroline Bauer in ihren Erinnerungen: „Aus meinem Bühnenleben“ (Berlin 1877) aus, „Fleck in der höchsten Blüthe und Männlichkeit seiner Kunst — Wallenstein! Iffland — Piccolomini! Mattausch — Max! Luise Fleck -- die innig zärtlichste, liebesehnende Thekla!“ Das Gedächtnis dieser denkwürdigen Aufführung feiert in der Sammlung von Dallwitz eine reichgravierte, königsblaue Tasse mit dem Bildnis Ifflands als Piccolomini.

Ein interessantes Gegenstück zu den Ifflandtassen, das in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben darf, bewahrt das Goethe-Nationalmuseum in Weimar. Es ist eine Bildnistasse der Friederike Unzelmann in der Rolle der Iphigenie, für die sich Goethe bei der ihm befreundeten, berühmten Berliner Schauspielerin, deren Sohn Karl damals zu seinen Zöglingen beim Weimarer Theater gehörte, unter dem 14. März 1803 mit den folgenden Zeilen bedankte: „Sie haben mich, liebe kleine Freundin, durch Ihr köstliches Geschenk aufs Angenehmste überrascht, indem Sie mir zugleich einen Beweis Ihrer Neigung und eine musterhafte Arbeit überschicken. Man sieht nicht leicht an Form, Farbe, Verguldung, Behandlung etwas so Vollendetes.

Daß Sie bei Vorstellung der Iphigenia eine satte Farbe an der Kleidung mit gebraucht, erfreut mich sehr. Das schreckliche, leere, melancholische Weiß verfolgt uns vom Augenblick des Negligés bis zur höchsten Repräsentation. Man flieht die Farben, weil es so schwer ist, sich ihrer mit Geschmack und Anmut zu bedienen.“

Nicht viel später ist eine von dem bekannten Manufakturmaler L. Fehr mit seinem Namen signierte Kredenzschale mit einer farbigen Darstellung der dritten Szene des fünften Aktes aus Shakespeares „Wintermärchen“ entstanden, die sich im Schloß Bellevue in Berlin befindet. Das von einer goldenen Palmettenbordüre auf Chamoisgrund umrahmte dramatisch bewegte Bühnenbild, für das ein Stich von Robert Thew nach William Hamilton aus Boydells „Shakespeare Gallery“ benutzt ist, gibt den Moment der



Lady Hamilton als Ariadne nach Friedrich Rehberg. Berlin 1794
Porzellanmanufaktur, Berlin





Links: Moderne Athene. Rechts: Agnes Sorma. Modelle von Hermann Hubatzsch
Porzellanmanufaktur Berlin 1908

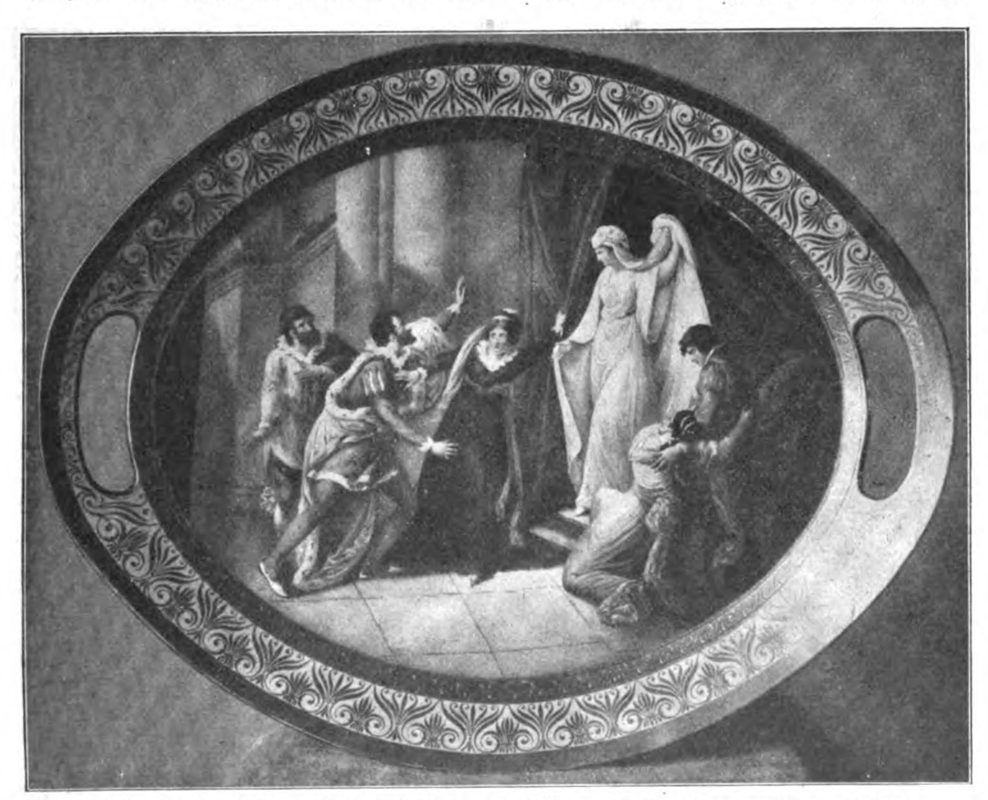
Wiedervereinigung des Leontes mit der Hermione durch Paulina im Beisein von Polyxenes (im Hintergrund), Perdita und Florizel.

Aus der so ungemein theaterfrohen Biedermeierzeit, die ihren Bühnensternen mehr Kränze als irgendeine andere Epoche gewunden hat, sind verhältnismäßig wenig Porzellandokumente auf uns gekommen. Der Eckensteher Nante, dessen Figur im Königstädtischen Theater durch den Komiker Beckmann so glücklich verkörpert wurde, ist leider nicht in den Porzellanhimmel der Berliner Manufaktur gelangt. An Henriette Sonntag, über deren beispiellose Vergötterung seitens des Berliner Publikums man Börnes geistvollen Aufsatz nachlesen muß, erinnert nur der Entwurf einer Vase, der in der Graphischen Sammlung der Manufaktur aufbewahrt wird. Ebenso verschollen ist eine Vase, die dem Schauspieler Ludwig Devrient im Jahre 1844 nach seiner Abschiedsvorstellung bei einem frugalen Male im Hotel de Russie von seinen Freunden überreicht wurde. Wie Fanny an Rebekka Mendelssohn am 3. Juni 1844 schreibt, trug dieses Kunstwerk am Fuße die Namen der Spender. Aber in der langen Reihe von Bildnisbüsten berühmter Zeitgenossen, die den Formenschatz der Fabrik in jener Zeit bereicherten, ist die des großen Künstlers nicht vertreten. Statt seiner finden wir eine kleine Büste von Emil Devrient, der nur vorübergehend in Berlin aufgetreten ist. Er hat sich selbst und seinen mitreißenden Idealismus, der ihn zur Verkörperung Schillerscher Heldengestalten vorherbestimmte, durch die berauschenden Worte gekennzeichnet, die er 1848 in das Album des Schillermuseums eintrug: „Mit Millionen begeistert, entzückt von deinem Feuergenius —, durch dich wachgerufen, erhoben und geleitet zum Künstlerleben, ward mir zuteil, die Gestalten deines großen Geistes, deiner göttlichen Phantasie in Form und Leben zu übertragen ... Die Gebilde deiner idealen Schöpferkraft umfaßte ich in idealer Begeisterung, und was ein redlicher Wille erstrebt, ich trug es, wo deutsche Zunge ertönte. — Doch dein nur ist, was die Nachbildung erreicht, und die Kränze, die dem unwürdigen Verkünder geworden, er legt sie dankbar und demutsvoll vor dir nieder, zu allen jenen unzähligen Kränzen, die Mit- und Nachwelt dir gewunden."

Von Charlotte von Hagn, der witzigen Soubrette der Biedermeierzeit, ist in der Mustersammlung der Porzellanfabrik eine wenig glückliche Biskuitbüste erhalten, der das feine literarische Denkmal durchaus vorzuziehen ist, das F. G. Kühne ihr in seinen „Porträts und Silhouetten" gewidmet hat. Jenny Lind, die große schwedische Sängerin, die, einer Einladung Meyerbeers folgend, im Jahr 1844 ihre Berliner Lorbeeren geerntet hat, begegnet uns (unter Nr. 315) in dem Ver-

zeichnis der transparenten Lichtschirmplatten aus dünnem Biskuitporzellan, die zu den unentbehrlichen Requisiten des Berliner Biedermeierzimmers gehörten. Eine andere Bildnislithophanie (Nr. 320) feiert die Koloratur- und dramatische Sängerin Leopoldine Tuczek-Herrenburg, die der Berliner Hofoper von 1841 bis 1861 angehörte.

Unser Bild wäre unvollständig, wenn eine Figur fehlte, ohne die die Bühnenerfolge jener Tage gar nicht zu denken sind, und deren Bedeutung daher nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. „Schnellfüßigen Schrittes," so zeichnet ein Zeitgenosse diese gewichtige Persönlichkeit, „eilt ein kleiner Mann durch die Straßen der Residenz, hauptsächlich durch die der Friedrichstadt, wo die höhere Gesellschaft sich angesiedelt. Er grüßt rechts und links, mit ehrerbietiger Verbeugung und zierlichem Schwenken des grauen Huts, den er nicht zu ziehen braucht, weil er ihn unter dem linken Arm trägt, die Vorübergehenden und Fahrenden, namentlich vornehmere Personen und empfängt lächelnden Gegengruß. Am Schauspielhause, rückwärts in der Charlottenstraße, wo der Eintritt für die auf der Bühne beschäftigten Künstler sich befindet, macht unser Original halt und tritt unter jene jüngere Männerschar, die in den Vormittagsstunden sich dort zu versammeln pflegt, bevor die Glocke des Inspizienten sie zur Probe ruft. Hier haben wir nun, während der kleine Mann vorläufig einen festen Standpunkt genommen, Gelegenheit, ihn zur Beachtung für unsere Leser schnell mit der Feder zu konterfeien. Am treffendsten geschieht dies von der Rückseite, wie dies auch schon unser berühmter Maler Herr Krüger richtig erkannt, als er, auf ausdrückliches Verlangen S. M. des Kaisers von Rußland, unser Original auf dem großen Bilde einer preußischen Parade, das jetzt den Palast der Eremitage in Petersburg schmückt, unter die gemalten Zuschauer stellte. Ein grauer, kurz- und breitschößiger Frack umsäuselt nachlässig die kleine, nicht magere Gestalt, graue Pantalons fallen in weiter Bauschung auf die blanken Schuhe hinab; auch die Weste trägt diese Farbe; der Hut, der weder bei Sonnenschein noch bei Regen das mit spärlichem, graublondem Haar bedeckte Haupt berührt, sondern perpetuierlich unter dem linken Arm getragen wird, ist ebenfalls grau. In der rechten Hand krümmt sich, zärtlich gequetscht, ein lederner, graugelber Puderbeutel. Aus den weiten Seitentaschen des Fracks schaut das Stahlgrau verschiedener Haarbrennzangen hervor, zwischen denen ein gelber Frisierkamm Platz ge-



Kredenzschale mit Bühnenbild zur 3. Szene des 5. Aktes aus Shakespeares ‚Wintermärchen'
Im Schloß Bellevue zu Berlin

nommen. So von hinten gleicht die ganze Figur einer zu menschlicher Form komprimierten, grauschattierten Puderwolke. Von vorne schauen wir aber in ein freundliches, rotgesundes, altes Antlitz, dessen Züge in angenehmer Mischung Gutmütigkeit und den Ausdruck einer gewissen lebensklugen Pfiffigkeit tragen. Wenn wir nicht irren, trug das behagliche Original in den letzten Jahren seines Lebens auch einen Orden, auf die Achtung hindeutend, die sich das behende Männchen während eines langen Lebens — wir taxierten seine Jahreslast wohl auf achtzig Frühlinge — erworben. — Die Berliner, alt und jung, hatten nicht nötig zu hören, daß der Graue fünfzig Jahre und länger mit Prinzen und Prinzessinnen mittels Kamm und Brenneisen in Berührung gekommen, daß er durch seine lockige Meisterperücke den alten Iffland zum ruhmgekrönten Pygmalion — eine Lieblingsrolle des großen Künstlers, aber nicht des Publikums — gemacht, daß er der Bethmann der ‚schalkhaften Personnage‘, oft den ‚Kopf zurecht gesetzt‘ — daß er der gewesen, der der Crelinger, oder wie er sie traditionell zu nennen pflegte, der ‚Mamsell Düringer‘, den ‚ersten Zopf gemacht‘, den sie bei ihrem Debut als Margaretha in den ‚Hagestolzen‘ getragen — er brauchte nicht zu sagen, daß die ‚erste Kopfbildung‘ — und im Haupte ruht bekanntlich Verstand und Talent — unserer größten dramatischen Künstler sein Werk gewesen, um zu wissen, daß das graue Männlein der Hof- und Hoftheater-Friseur Warnicke war.

In neuerer Zeit scheint die Rückwirkung der Schauspielkunst auf die bildenden und die gewerblichen Künste sich sehr verringert zu haben. Den Reklamedienst versieht jetzt neben der Photographie, der die modernen Reproduktionsverfahren zu einer ungeahnten Verbreitung verhelfen, fast ausschließlich das Plakat, das doch nur selten sich zu wirklich künstlerischer Bedeutung erhebt und, eigenen Gesetzen untertan, auf die Porzellanbildnerei und -malerei keinen Einfluß ausüben kann. Eher könnte heute von einer Rückwirkung der bildenden Künste auf die szenische Ausstattung der Bühne die Rede sein. In der modernen Porzellankunst suchen wir denn auch vergebens nach irgendwelchen Leistungen, die auf theatralische Erlebnisse zurückzuführen sind. Nur die Tanzkunst ist auszunehmen, die von dem großen Zauber, durch den sie von jeher gerade zur Gestaltung in unserm koketten Material verlockte, nichts eingebüßt hat. Von den mannigfachen neueren Bildwerken der Berliner Manufaktur, die durch moderne Bühnentänze angeregt sind, heben wir die Figur der Ruth St. Denis hervor, in der der Manufakturbildhauer Hubatsch den Moment der höchsten Ekstase eines ihrer eigenartigen indischen Tänze festgehalten hat. Und zu den besten Leistungen, die die moderne Porzellanbildnerei überhaupt aufzuweisen hat, rechne ich die entzückenden Tanzfiguren, die der vielseitige Berliner Paul Scheurich unter dem Eindruck der Berliner Vorführungen des Russischen Balletts für die Meißener Manufaktur modelliert hat. Wer vor dem Kriege das Glück gehabt hat, die Gastspiele dieses unerreichten Institutes in Berlin zu bewundern, wird in den kleinen Kunstwerken jene einzigartigen Impressionen, vor allem die unvergeßlich stolze Linie der adlig schlanken Tänzerin Thamara Karssavina, wie die geniale Ausdruckskraft und das hinreißende Temperament ihres Partners Nijinski wiederfinden. Aus der reichen Skala der unbeschreiblich wohllautenden Bewegungsrhythmen dieser Phänomene der Tanzkunst hat Scheurich, inspiriert von dem Ballett „Karneval“ zu Schumanns Musik, mit feinster Einfühlung besonders in die zarte Lieblichkeit und verinnerlichte Intelligenz der gefeierten Tänzerinnen, fünf Attitüden gewählt, die uns die schönsten Momente dieses getanzten Liebesspiels: die stürmische Werbung des Liebhabers, das besinnliche Zögern der Umworbenen, den tollen Liebesschwur, das nachgiebige Gewähren und schließlich die Seligkeit des Sichfindens vor Augen führen. Im Dresdener Johanneum, wo diese Arbeiten Aufstellung gefunden haben, behaupten sie sich durchaus neben den Meisterwerken der



Die Tänzerin Ruth St. Denis. Modell von H. Hubatzsch. Porzellanmanufaktur, Berlin



Werbung. Von Paul Scheurich. Porzellanmanufaktur, Meißen



Seligkeit. Von Paul Scheurich
Porzellanmanufaktur, Meißen

Porzellanbildnerei des Rokoko, mit denen sie, so modern sie empfunden sind, doch eine Verwandtschaft in der stilistischen Auffassung verbindet. Sie bestätigen aufs neue die schon im 18. Jahrhundert erwiesene Eignung des Porzellans für die künstlerische Darstellung des Tanzes. Nicht nur durch die getreue Wiedergabe der Farbenpracht des Kleiderschmucks, behauptet es diesen Vorrang, vor allem kann die Überwindung des Körperlichen, die elfenhafte Leichtigkeit, der Traum des Schwebens, wie der Jubel strömenden Lebensgefühls in keinem Material so überzeugend vorgetäuscht werden wie in dem Porzellan mit seiner Bildsamkeit und Zerbrechlichkeit. Von der Zukunft dürfen wir denn auch erwarten, daß der Berliner Bühnentanz sich weiter in der Plastik der Staatlichen Manufaktur widerspiegeln wird, während sie ihre Rolle als Chronistin unseres Theaterlebens wohl schwerlich wieder aufnehmen wird.

Die Nachtigallenschlucht

Novelle von Wilhelm Schussen

Herr Sprandel trat einen halben Schritt zurück und legte die Zwickschere weg.

Etwas in ihm sträubte sich dagegen, diese Liebesleute dort auf der nahen Lattenbank zu belauschen, auch wenn es durchaus unversehens und unfreiwillig geschah. Es erschien ihm unziemlich, als alter Knabe hier am umbuschten Zaune eines Gartens zu lehnen und Zeuge von Dingen zu sein, die nicht für fremde Augen und Ohren bestimmt waren. Es war unschicklich, hier zu stehen, auch wenn man als rechtmäßiger Eigentümer dieses Gartens nur an den Ort gekommen war, um ein paar wilde Zweige mit der Schere abzuzwicken, Rosenknospen von Blattläusen zu reinigen und den Erdflöhen den Aufenthalt in den Rettichbeeten zu verleiden.

Doch da hätte er ja seine Zwickschere nicht weglegen, sondern vielmehr recht laut weiterzwicken und sich zwischenhinein räuspern und schneuzen, kurz eben bemerkbar machen müssen.

Und nun lehnte er regungslos am grünen Zaun unter einem Jasminstrauch und hielt den Atem an; denn es war ihm rein unmöglich, ein Glück, das er selber im geheimen begünstigte, nun jäh zu stören.

Zartgegliederte, flockige, lichtselige Lämmerwölkchen schliefen ohne jede Bewegung wie hingemalt am hohen Himmel, der in dieser Gegend besonders mild und innig glühte. In der Ferne schwanden die sanften Linien weichgerundeter Keuperhügel mit dämmerdunkeln Wäldern hinweg. Die Sonne goß bereits schräge Strahlen über die Welt. In den Bäumen und Büschen regte sich kein Blatt; sie waren ebenso starr und leblos wie die Garten- und Weinberghäuschen an den Hängen dieser lieblichen Talschlucht oder die hellen Steinmauern zwischen den grünen Feld- und Rasenflächen. In dem runden, vollen, wolkigen Wildrosenstrauch neben der Lattenbank saugten vereinzelte, nachzüglerische Rosen himmlisches Sonnenlicht ein.

„Wie alt ist dein Vater, Liebster?" plauderte Sidonie.

„Fünfzig," gab der junge Auberlen mit glänzenden Augen zur Antwort. Er lächelte nun überhaupt immerfort, gleichviel ob sein Lächeln zu seinen Worten paßte oder nicht.

„Und der deine?" frug er mit blitzenden Zähnen.

„Fünfundvierzig," erzählte Sidonie, „und meine Mutter ist zweiundvierzig." Sie strich mit kosenden Fingerspitzen über den Feldblumenkranz ihres Hutes hin, der auf ihrem Schoße lag. Künstlicher Mohn, Kornblumen, Margeriten bildeten das Gewinde.

„Genau der gleiche Altersunterschied wie zwischen uns," entdeckte der junge Auberlen strahlend.

„Hast du die Photographie deines Vaters mitgebracht?" frug Sidonie. Sie war in diesem Augenblick von holdestem Ernste beseelt und nun eigentlich älter und wissender als ihr Geliebter, für den es außer seiner Liebe keine andere Frage in der Welt mehr zu geben schien. Sidonie neigte ihr schönes Antlitz mit der halbspitzen Nase und den festen, leise geröteten Wangen über die dargereichte Photographie. Ihr Blick war trunken, hingegeben, aber auch nachdenklich und forschend zugleich. Ihr reiches dunkelblondes Haar umspannte streng und doch jugendlich das feste Gesicht. Der junge Auberlen hatte beinahe dieselbe halbspitze, kräftige Nase und dasselbe feste Gesicht. In dieser Hinsicht erschienen die Liebesleute fast wie Geschwister, obwohl von Verwandtschaft weit und breit keine Spur war. Auberlens Haar war um einen Ton dunkler. Er war ebenfalls breit und stämmig, und seine kräftigen Zähne blitzten herrlich in die Luft. Er lehnte die Schläfe an die des Mädchens und beteiligte sich an der Betrachtung der Photographie.

In solcher Haltung verharrte das Paar eine geraume Weile. Es war ein ergreifendes Bild, natürlich, unschuldig und völlig selbstverständlich.

Unwillkürlich dachte Herr Sprandel an seine eigene, nun Gott sei Dank längst verflossene Ehe zurück. Die große Stadt und das Ganze, im Tiefsten sinnlose, von kleinen, unendlich nichtigen Tageskämpfen und vergeblichen täglichen Versuchen, die hier im Grunde alles beherrschende, alleinzige, große Langeweile und im Tiefsten unerhörte Fruchtlosigkeit zu verscheuchen, alles das stand jäh und wie von neuem brennend vor ihm. Er sah an sich hinunter und lächelte sauer. Um seine Beine hingen in drolligen Wurstfalten die nun viel zu weit gewordenen, spiegelnden schwarzen Hosen. Die schwarze Weste und der schwarze Rock waren ebenfalls viel zu weit und erweckten den Eindruck, als hätte er sein Gewand ohne Anprobe vom nächst-

besten Althändler bezogen. Er war nur froh, daß er keinen Spiegel bei sich hatte. Trotzdem war ihm sein kahles, gelbes Antlitz mit dem zahnlosen, klaffenden Mund, sein dünn gewordener, schlaffer, häutiger Hals, aus dem der spitze Adamsapfel scharf, einsam und verlassen hervorsprang, nur allzu deutlich gegenwärtig. Er war natürlich auch heute glattrasiert. Er übte diese Gewohnheit immer noch, so, wie er immer noch kein anderes Gewand besaß als seine ewigen schwarzen Gehrockanzüge. Es war wohl auch das beste, was er tun konnte. Ein alter Knabe, der sich spät noch im Winter mauserte, wäre das Lächerlichste gewesen, was man sich denken konnte.

In der Stadt aber hatte er ein ganzes wertvolles, flüchtiges Leben lang in diesen ewigen schwarzen Gehrockanzügen Erlasse unterzeichnet, Berichte entgegengenommen, Sitzungen geleitet und so fort. Was hatte man in allen diesen zahllosen Berichten und Konferenzen nur eigentlich getan und verhandelt? Es fiel ihm, so sehr er sein Gedächtnis auch anspannte, nun tatsächlich nicht eine einzige Handlung ein, die irgendwie als etwas Wesentliches und in der Tiefe Wertvolles hätte angesprochen werden können; nichts, aber auch rein gar nichts von eigentlicher Bedeutung fiel ihm ein. Und doch hatte er damals, wie übrigens seine ganze Umgebung, alle jene zahllosen schwebenden Fragen blutig ernst genommen; heiße Köpfe hatte es um jene Fragen gegeben und schlaflose Nächte und Verdruß und Ärger die Menge, aber auch Triumph und Siegesräusche. Wenn dieser junge Auberlen dort auf der Lattenbank später einmal zu seiner Frau sagte: „Weißt du es noch, wie wir damals auf der Bank am Rosenbusch in der Nähe des Obstgartens deines alten Vetters Sprandel saßen, dem du zu jener Zeit das Hauswesen führtest?“, wenn er nach fünfzig Jahren diese Frage tat, so war das etwas, woran man sich ganz sicher erinnerte, weil es Wert und Sinn und Schicksal hatte. Aber hatte nicht auch er selber einst seiner damaligen Braut die Bildnisse seiner Eltern gezeigt? Wo war das nur gleich gewesen? Wohl anläßlich eines Besuches? Vielleicht sogar ebenfalls auf einer Lattenbank? Er konnte es bei Gott nicht mehr angeben! Er hätte es eigentlich also gleich damals füglich bleiben lassen können ... Aber war es nicht namentlich auch seine eigene Mutter gewesen, die ihm zu dieser Verbindung geraten hatte? Auch für seine nun längst tote Frau wäre es viel besser gewesen, wenn er ihr nie irgendwelches Bild gezeigt hätte. Er schob seinen schwarzen Strohhut aus der Stirn. Schweiß sickerte ihm durch die tiefen Hautfalten. War es denn so warm? Nun, das war im Grunde nicht so wichtig. — Er hatte sich allerdings noch einen Garten gekauft, um hier in der Einsamkeit Obst und Gemüse und späte Rosen zu züchten, aber das konnte schließlich auch sein Sohn Oskar, oder etwa dieser junge Auberlen an seiner Statt besorgen. Sein Sohn Oskar ... Nun ja, man konnte ihn zur Not in Gottes Namen lassen, wie er nun einmal war, schon darum, weil ja doch nichts mehr an ihm auszubessern war; schließlich hatte der junge Mann die Haut, die ihn umgab, sich ja auch nicht selber ausgewählt. Oskar war seit einigen Tagen auf Besuch im Haus. Wenn er wieder in die Stadt, die zu rühmen er nicht müde wurde, zurückkehrte, hatte man gar nichts dagegen. Er war namentlich Sidonien gegenüber nicht so, wie man es wünschen mußte. Wenn sie ihm gestern abend, als er sie kindisch, dumm, ohne jeglichen Witz belästigte, indem er sich hinter der Küchentür versteckte, wenn sie, anstatt aufzukreischen und zu weinen, ihm ein paar gehörige Maulschellen statt der Küsse, die er haben wollte, verabreicht hätte: so hätte niemand auch nur den leisesten Einspruch dagegen erhoben. Der alberne Mensch bildete sich doch wohl nicht ein, daß er seine blöden Streiche hier im Vorbeigehen um einen weiteren vermehren könne? Wenn er zu allerhand Abenteuern veranlagt war, so hatte er das schließlich wieder nicht gestohlen. Er war nun einmal das Kind seiner Mutter, die wieder ein Kind der ihrigen war, und so fort, die nun aber lange tot waren. Tote aber sollten ihre Ruhe haben. Nur war eben gerade hier keine Luft für derlei Abenteuer. Es gab eben trotz allem immer noch da und auf Erden eine reine, heilige, gotteinzige, unverbrüchliche, ewige Liebe zwischen zwei auserwählten Menschen, die über den Tod und alles Wissen hinausreichte. Und es gab trotz allem auch in unserer Zeit noch Ehen, die von Anfang bis zu Ende in Freud und Leid standhielten. Seine eigenen Eltern, zum Beispiel, waren ein solches Paar gewesen.

Allem nach gehörte auch dieses Liebespaar dort, das nun schon eine ganze Weile Puls an Puls und Wange an Wange das Bildnis des Vaters Auberlen betrachtete, ebenfalls zu jenen Auserwählten. Sein Sohn Oskar hatte ihn noch nie um sein Bildnis gebeten ...

„Hier in dieser Schlucht soll es viele Nachtigallen geben,“ erzählte Sidonie nun.

Auberlen fuhr freudig auf. „Ei was? Ich habe in meinem Leben noch nie eine Nachtigall gehört. Ich hoffe, daß wenigstens

die Dichter, die so unermüdlich deren süßen Schall besingen, ihn in Wirklichkeit gehört haben. Bei einigen Dichtern bin ich allerdings ganz sicher. Ich habe freilich noch nicht so viel gelesen, als ich es gerne wünschte. Seit ich hier bin, habe ich überhaupt kaum mehr Zeit dazu gefunden, weil mir vor allem die Gegend so ganz und gar neu war, daß ich mir vorkam, als befände ich mich auf einem neuen Erdteil, obwohl mein Geburtsort nur ein paar Bahnstunden von hier entfernt liegt. Diese flache, lichte Muschelkalklandschaft ist eben etwas Grundverschiedenes von dem Tale meiner Jugend. Das Wasser in den stillen Bächen ist ein anderes, die Linien der lichten Wälder und Talwände, die Pflanzenwelt, die grellen Straßen zwischen den enggebauten Dörfern und Städten, das alles ist so durchaus anders als bei mir daheim. Wenn mir fortan irgend jemand von irgend woher Nachricht gäbe, daß er im Muschelkalk lebe, dann wüßte ich sofort alles, vom Staub an den Stiefeln angefangen, bis auf die Blumen in seinem Knopfloch. Ich hätte einmal Erdgeschichte studieren müssen, doch schließlich wird auch mein Notbetrieb genügen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß ich dich gefunden habe, Tausendschatz."

Er zog die Geliebte an sich und legte seine Wange an die ihre.

So saßen sie wieder eine lange Weile versunken beieinander.

„Horch! Das ist eine!" behauptete Sidonie plötzlich. Sie behielt ihre hübsche, feste Hand starr in der Luft.

„Ich höre nichts," entgegnete Auberlen lächelnd und bittend zugleich, weil er ihr nun widersprechen mußte.

„Es war nur ein kleiner Anfang, so, wie wenn jemand, der ein Konzert gibt, vorher sein Instrument probiert, und mit den Fingern einmal über die Saiten fährt."

„Du, du," flüsterte der junge Mann mit unterdrücktem Jubel. Er preßte beide Hände des Mädchens in die seinen und küßte sie dann, eine nach der andern. „Es ist wohl noch etwas zu früh am Tag," meinte er alsdann und sah nach der Sonne; „das heißt, nun dürfte allmählich die Möglichkeit nicht mehr so fern liegen."

Die Sonne erglühte weiß hinter einem langen, dunkelgrauen Wolkenfisch. Lange Schatten wehten über die Welt. Kühler Hauch quoll aus der kleinen Schlucht herauf, schon wie aus den ewigen Quellen der Nacht.

Herr Sprandel erhielt von innen heraus einen leisen Lachstoß. ‚Es ist Ende Juni,' dachte er; ‚da ist es mit dem Feuer der Nachtigallen leider zu Ende; diese Leutchen hätten soundsoviele Wochen früher an die Schlucht kommen müssen, womöglich zur Brunstzeit. Herrgott im Himmel, das wäre einmal eine Sache gewesen, wie sie nicht alle Tage passiert!' Es war zu köstlich, was solche Liebesleute da für Sondervorstellungen von Himmel und Erde und den süßen Nachtigallen erwarteten. Doch, wer weiß, vielleicht ward ihnen auch hierin noch Erfüllung. Am Ende standen diese göttlichen Nachtigallen mit solchen Liebesleuten in einem besonderen, geheimen, unergründeten, beiden Teilen selber gleich unbekannten Verhältnisse.

Herr Sprandel kostete diesen lieben Gedanken lange aus.

Da fiel sein träumender Blick plötzlich auf eine sich bewegende Gestalt am gegenüberliegenden Hang der Schlucht. Ein niedergebückter Mensch schlich katzenhaft im Doppelschatten der dichten Obstbäume hin, und überstieg mit vorsichtigen Beinen die zu Mauern aufgeschichteten Feldsteine, hier Steinriegel genannt.

Der Mann trug ein Jagdgewehr, das er heimlich an den Leib preßte. Seine nach außen gebogenen Beine staken in rotbraunen Ledergamaschen. Nun ward, als er eben ein abgeerntetes, fahles, freies, kleines Kleefeld betrat, auch sein eckiges Gesicht mit der stark gekrümmten Nase erkennbar.

‚Ich habe mein Arbeitszimmer doch bestimmt abgeschlossen,' dachte Herr Sprandel sehr unwillig. ‚Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich den Schlüssel zweimal umgedreht habe. Ich bin sogar von der Flurtreppe aus noch einmal eigens zurückgegangen. Ich weiß bestimmt, ich habe abgeschlossen. Wie der Mensch also nur ins Zimmer gekommen ist? Nun ja, er ist eben das Kind seiner Mutter. Doch diesmal bin ich wohl ungerecht. Ich habe selber in meiner Jugend leidenschaftlich gejagt. Ich habe ferner von meinem eigenen Vater eine Flinte geerbt. Ich habe des weiteren neulich bei einer Versteigerung eine zweite Flinte gekauft, weil sie schön und billig war. Ich habe endlich bereits ein Wiesel und ein paar allzukecke Feldspatzen hier in meinem Garten weggeschossen. Ich darf mich also nicht wundern, wenn dem Jungen die Weidmannslust in den Kopf steigt. Nur müßte er nicht gerade verbotene Wege gehen. Das ist eine unglaubliche Frechheit, am hellen Tag mit einem Gewehr, das einem nicht gehört, durch Gärten und Felder, die einem noch viel weniger gehören, hinzuschleichen und zu wildern.'

Aber was war denn das? Eben setzte

der verwegene Mensch den Feldstecher an die Augen.

Herr Sprandel trat unwillkürlich einen Schritt seitwärts in den Schatten seines Jasminstrauches, um Deckung zu haben.

Doch Oskar richtete nun, ohne sich um irgend etwas anderes rundum zu kümmern, sein Glas sofort scharf und zielsicher auf die Lattenbank neben dem wolkigen Rosenbusch, wo die beiden Liebesleute Wange an Wange in den schönen Abend hinausträumten und auf den Schlag der Nachtigallen warteten.

Ein schwarzer Strom zuckte dem alten Herrn durchs Blut. Etwas wie ein schwarze Schlange schien sich ihm vom Herzen in den Hals heraufzuwühlen, um ihm die Kehle abzubeißen.

Dieser unheimliche Oskar aber stand immer noch wie aus Stein geformt an der hellen Mauer eines niedrigen Gerätehäuschens und starrte durch sein unerbittliches Glas auf das Liebespaar am Gegenhang.

Nun setzte der ungeheuerliche Mensch den Feldstecher ab, nickte kurz vor sich hin und schlich die Böschung eines kleinen Weges entlang. Es war fabelhaft, mit welch unheimlicher, katzenhafter Sicherheit er unter den runden Apfelbäumen dahinwehte!

‚Wo er das alles nur gelernt hat?‘ dachte Herr Sprandel, dem ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken lief. Nun aber fiel ihm plötzlich ein, daß er hier im Gartenhaus ebenfalls eine geladene Flinte und einen Feldstecher an der Wand hängen habe. Jäh trat er von seinem Zaune weg. Dann war er in ein paar Sätzen, die ihm kein Mensch mehr zugetraut hätte, in der kleinen Hütte und ebenso schnell wieder am grünen Hag unter dem Jasminstrauch.

Beim dritten Steinriegel, von der Sohle der Schlucht an gerechnet, machte Oskar halt. Hier legte er sich platt auf die Erde und begann behutsam an der Steinmauer zu arbeiten.

Herr Sprandel schob den schwarzen Strohhut so weit zurück, daß dieser nun hintenüber ins Gras fiel, und sein gelber Schädel mit den dünnen, weißen Haaren grell ins Licht stürzte. Er ließ den Hut liegen, wo er lag, und setzte mit zitternden Fingern den Feldstecher an. Oskar schob eben eine Steinplatte beiseite. Er schuf sich offenbar eine Art Schießscharte ...

‚Herrgott im Himmel! Er wird doch nicht —!‘ dachte Herr Sprandel sofort. ‚Jäger hat es in meiner Familie allerdings gegeben, aber keine Wilderer oder gar —!‘ Er bäumte sich mit verzweifelter Kraft gegen ein Wort auf, das ihm nun jählings auf die Lippen sprang. Mörder hat es keine gegeben! Auch in der Familie meiner Frau hat es keine gegeben,‘ setzte er, wie gegen jemand mit Worten kämpfend, hinzu. — Was der entsetzliche Mensch eigentlich wähnte? Er wußte doch, daß Sidonie dem jungen Auberlen sich versprochen hatte. Was wollte er denn nun?

Was Herr Sprandel in dieser Sekunde alles umspannte, waren drei, vier und mehr Menschenschicksale zugleich. Er sah sich selber wie in einem Wetterleuchten vom Knabenalter an bis herauf in die Mannes- und Greisenjahre, sah seine Frau als Braut und als Tote, sah dieses grenzenlose Liebespaar plötzlich von der Bank sinken und im roten Blute zucken, sah etwas wie einen dunkeln Riesengalgen, an dem der größte aller Verbrecher, den es je gegeben, mit dem Kopf nach unten hoch über allen Welten hing ...

Schon hatte er sein Gewehr an die Wange gerissen. Zuerst hielt er mitten auf die Stirn des Mörders. Dann erst kam ihm der Gedanke, auf dessen Hand zu halten, um ihm mit einem Schuß die Finger zu zerschmettern. Doch es war ja alles Wahnsinn, was sich da zutrug. Im nächsten Sekundenteil war alles entschieden. Und nichts mehr hatte dazwischen Raum, weder eine Hoffnung, noch ein Zufall oder sonst irgend etwas.

Oskar hatte das Gewehr auf dem Steinriegel aufgelegt und zielte kalt wie ein geborener Verbrecher.

Das Ziel war klar und sicher ... Quoll nicht schon Blut aus der grünen Schlucht, das nun die grünen Bäume und Hänge, und alles Land in Fluch und Schrecken tauchte?

Aber da tastete nach der Flinte des Herrn Sprandel plötzlich ein letzter Abendsonnenstrahl, der hier groß und grell aufflackernd abprallte. Dem Schützen aber schien es, als spränge ein Blitzstrahl an den Flintenlauf. Und auf dem Korn glitzerte nun etwas wie ein fabelhafter, verrückter Stern mit durcheinanderhüpfenden Stachelstrahlen oder dergleichen ... Wenn der Schuß jetzt nicht geschah, hatte die Hölle das Spiel gewonnen. Das Sperbergesicht des Verbrechers über dem Steinriegel begann bereits in roten Blutwogen wie ein Kork auf und nieder zu schaukeln. ‚Heiliger Gott,‘ dachte Herr Sprandel. Dann hörte er noch ganz deutlich, wie plötzlich eine Amsel zu einer kraftvoll dahinrollenden Strophe ansetzte. „Eine Nachtigall,“ hörte er Sidonie noch aufjubeln ...

Dann war es ihm, als wenn Oskar nun doch sein Ziel änderte, den Verbrecherkopf plötzlich nach der wahnsinnigen Stachelsonne heraufdrehte, die immer noch über seiner

Flinte tanzte und dann jäh den Lauf gegen den seinigen richtete! Nun aber flatterten plötzlich große, schwarze Flecke vor seinen Augen, und Übelkeit durchschnitt ihm den Leib. Und endlich sah er so etwas wie eine zerfetzte, knochige, gelbe, blutige Hand. Er mußte sich nun tatsächlich besinnen, was denn eigentlich geschehen war. Er saß also jetzt nach dem Schußwechsel mit einer zerschossenen Hand auf dem Boden am Gartenzaun. Er war offenbar eine Weile vollkommen bewußtlos gewesen. Richtig, dieser rasch entschlossene teure Oskar hatte ihm offenbar eine Kugel durch den Kopf jagen wollen, aber dann nur die Hand getroffen. Die verrückten Reflexlichter auf dem Flintenlauf hatten wohl die Aufmerksamkeit des Wegelagerers nach dem Gartenzaun gelenkt. Herr Sprandel schüttelte sich die Dunkelheit aus den Lidern. Vor ihm knieten die beiden Liebesleute. Er lächelte krampfhaft.

„Wir wollen den Notverband doch lieber in der Hütte anlegen," sagte er. „Hoffentlich habe ich euch Leutchen mit meiner Schießerei nicht allzusehr erschreckt. Ich habe nach einem Sperber geschossen," fügt der aufatmend hinzu, als er merkte, daß das Paar nicht die geringste Ahnung vom eigentlichen Sachverhalt hatte und die ganze Ursache des Zwischenfalls nur in nächster Nähe gesucht hatte; „ich muß mich dabei allerdings furchtbar ungeschickt benommen haben; ich bin wohl nach dem ersten Schuß entweder am Sperber oder aber am eigenen Mut erschrocken und habe dann wohl in der Aufregung aus eigenem Blut ins eigene Blut geschossen; alte Leute sollten ihre Flinten entschieden lieber an der Wand hängen lassen; von den jungen aber will ich gleich gar nicht reden."

„Wir haben zum guten Glück gerade vorher noch eine Nachtigall gehört," erzählte Sidonie, um etwas Liebes zum Troste des verunglückten alten Herrn Vetters zu sagen, und Auberlen bestätigte die Tatsache mit leuchtenden Augen.

„Das ist zu dieser Zeit immerhin eine gewisse Seltenheit," meinte Herr Sprandel, den Schmerz verbeißend.

Die Liebesleute tauschten einen seligen Blick.

Dann wurde die Hand im Gartenhäuschen mit großer Trauer notdürftig verbunden.

„Wir gehen durchs untere Gartentor; wir kommen von dort bequemer heim. Nachtigallen aber hören wir nach meiner Schießerei ja doch keine mehr. Seid so gut und schließt einstweilen unten auf. Ich habe meine Zwickschere noch oben in einem Winkel liegen."

„Kann ich sie nicht für Sie holen?" bat der junge Auberlen.

„Nein, bleiben Sie nur schön bei Ihrer ... Braut. Man darf das Wort ja doch wohl bald im Munde führen?"

„Ich hoffe," sagte Auberlen verklärt, und legte den Arm um sein Mädchen, das nun plötzlich weinend an der Schulter des stämmigen Burschen lehnte. —

Als Herr Sprandel am Zaun oben die kleine Schlucht überspähte, sah er auf einmal eine seltsam erregte Gestalt eben über einen hohen Steinriegel hinwegspringen. Gott sei Dank, er lebte also noch ... der Unselige! Vielleicht rannte er nun an den Fluß im Tale unten, um die Gewissenslast in irgendeinem bodenlosen Gumpen zu begraben; vielleicht floh er auch in die Welt hinaus, um seinem dunkeln Schicksal, das er ja nicht allein erfunden hatte, zu folgen.

An der zerschmetterten Hand des Herrn Sprandel fraß der Schmerz wie ein toller Wolf. Aus fernen Gärten aber scholl nun schon wieder funkelnder Amselgesang herauf.

‚Das werden die Liebesleute sicher noch einmal für Nachtigallenschlag halten,' dachte Herr Sprandel trotz der Schmerzen und trotz der dahinjagenden unseligen Verbrechergestalt, die sein eigen Fleisch und Blut war, in unsäglicher Ergriffenheit vor sich hin.

Helios und Selene. Von Margarete Sachse

Weil du mich liebst, wie ich dich liebe, Bruder,
Sind wir im immerwachen Suchen eins,
Im Suchen, das uns ruhelos erfüllt
Und vorwärts treibt.
Du bist auf meiner, ich auf deiner Bahn;
Bist du mir Jäger, Jägerin bin ich — —
Durch Himmelshöhen über Wolkenfernen
Bin ich von dir geschieden wie durch Tod.
Nur eine Stunde zwischen Nacht und Tag
Hält uns Umschlungne selig überschattet
Wie eines Vogels rosiges Flügelpaar.

O großer, roter Vogel, dehne du
Die Stunde deiner ahnungsvollen Dämmrung
Zu Ewigkeiten!
— Schmerzvoll entflieht dir strahlendes Gespann,
Das weithin hallende,
Und eine Stimme klingt aus Wolkenfernen:
„Gib mir dein Herz, um daran einzuschlafen,
Ich bin so müde!"



Otto Greiner

Von Fritz Freih. v. Ostini



Am 24. September 1916 starb in München der Maler Otto Greiner an einem Halsleiden, das ihn mit bösartiger Wut überfallen. Der blonde, blauäugige germanische Hüne, unter dessen Händedruck dem Unvorbereiteten die Finger knackten, war im Grunde von zarter Gesundheit gewesen. Er starb im deutschen Vaterlande und im Grunde doch in Verbannung — denn seine künstlerische Heimat war seit langen Jahren Rom geworden und von dort hatte ihn der Krieg vertrieben. Er war nicht Römer, wie etwa die Nazarener und viele Spätere Römer gewesen sind — sein Idealismus, seine Arbeitswut waren deutsch und deutsch war auch sein Streben, die Form bis ins letzte zu ergründen, deutsch die Gegenständlichkeit seiner Kunst, ihr Gedankenreichtum, ihre Eigenwilligkeit. Was ihn an den Süden fesselte, von rein persönlichen Banden abgesehen, war dessen Überfluß an Modellen, an schönen Menschenleibern und dessen Fülle an Licht, an Sonnenschein, die ihm erlaubte, immer, oder doch an den meisten Tagen, seine Modelle ins Freie zu stellen. Wie bitter, wie verzweifelt hat er, des Südens nun einmal gewohnt, in der traurigen Kriegszeit oft den Mangel an Licht, an Wärme, in unserem nordischen Niflheim beklagt! In seinem herrlichen römischen Studio, von dem



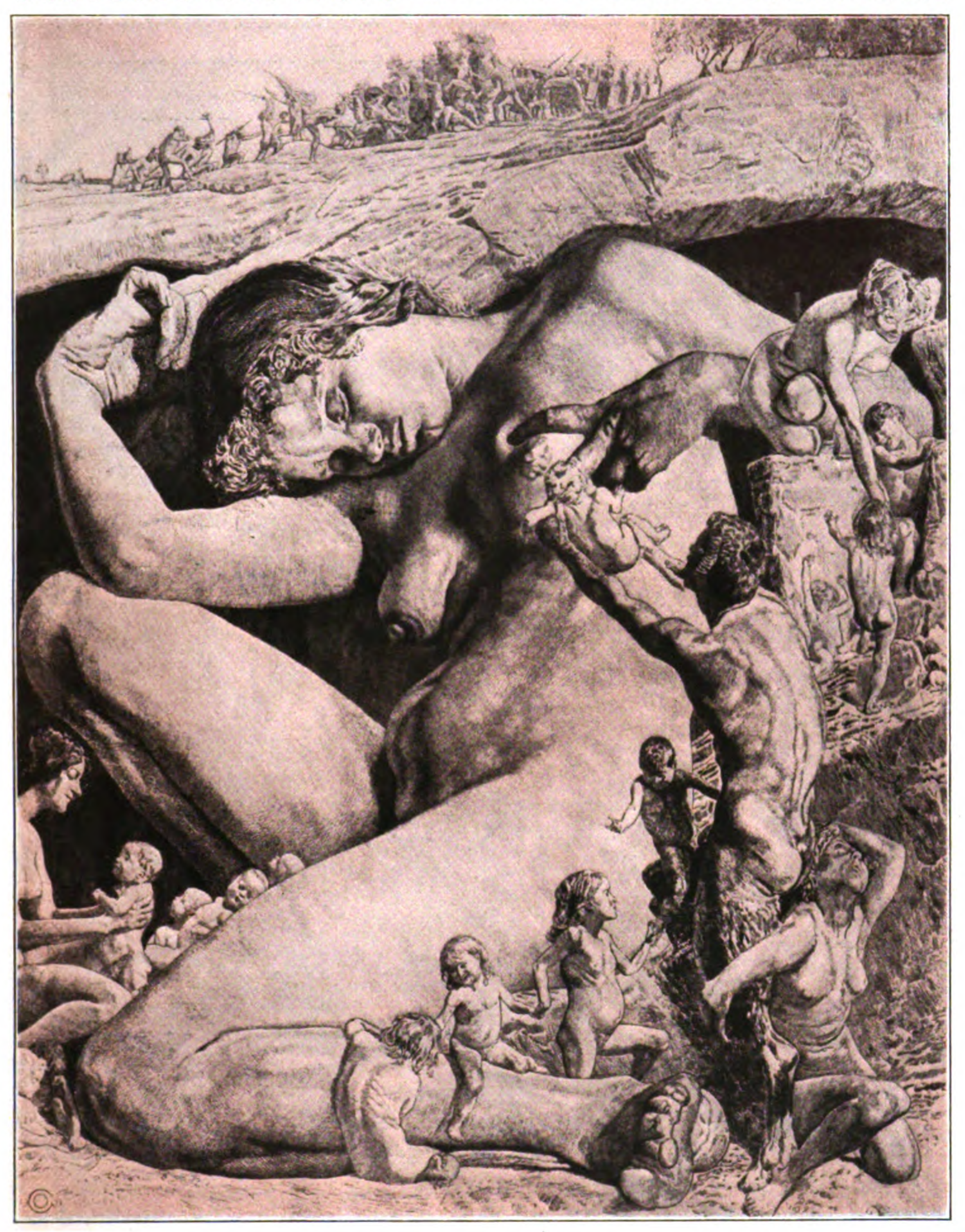
Bildnis der Gattin des Künstlers vor römischer Stadtansicht. Um 1907
Ölgemälde. Oben: Spielende Faune. Federzeichnung

er frei über Colosseum, Forum und Palatin blicken konnte, hatte er ungezählte Studien, Vorarbeiten für ein grandioses Werk, den „Triumph der Venus" stehen, das ihn erst so recht auf voller Höhe seines Könnens zeigen sollte — und nun mußte er, von dem geliebten Werke losgerissen, an das er schon das Unglaubliche an Arbeit gewendet, seine Tage im Norden versitzen, verjagt durch den Sacro egoismo der Romulusenkel, die es für einträglicher gehalten hatten, dem Bundesgenossen in den Rücken zu fallen. Vielleicht starb er gar nicht an jenem Leiden, vielleicht starb er an Heimweh nach seiner Kunst. Denn ob er gleich in den letzten Münchener Jahren starke Fortschritte in malerischem Sinne gemacht — in der römischen Umwelt war er eher farbärmer geworden — ihm fehlte, was ihn in Rom begeistert hatte, die an Farben bescheidenere, an Linien größere Natur, die bunte Auswahl an frei entwickelten, wohlgebauten, unentstellten Menschenleibern; und ihm fehlte das Werk, das ihn seit Jahren bewegte und das nie vollendet werden sollte. Was es ihm bedeutete sagt wohl ein Detail: ich sah in seiner römischen Werkstatt acht lebensgroß gemalte Aktstudien zu einer und derselben Nebenfigur seines „Triumphes der Venus". Das geht doch noch über den Arbeitsfanatismus hinaus, den er auch früher schon oft erwiesen und dann wieder bei der Schöpfung seiner gleichzeitig entstandenen, fabelhaft durchgearbeiteten „Gäa". Es zeigt, daß er aus dem Graphiker, der gelegentlich ein schönes Bild malte, sich mit nie dagewesener Anstrengung zum Maler großen Stils durchringen wollte. Und daß er, schon tief in den Vierzigen steckend, sich jung genug dazu fühlte.



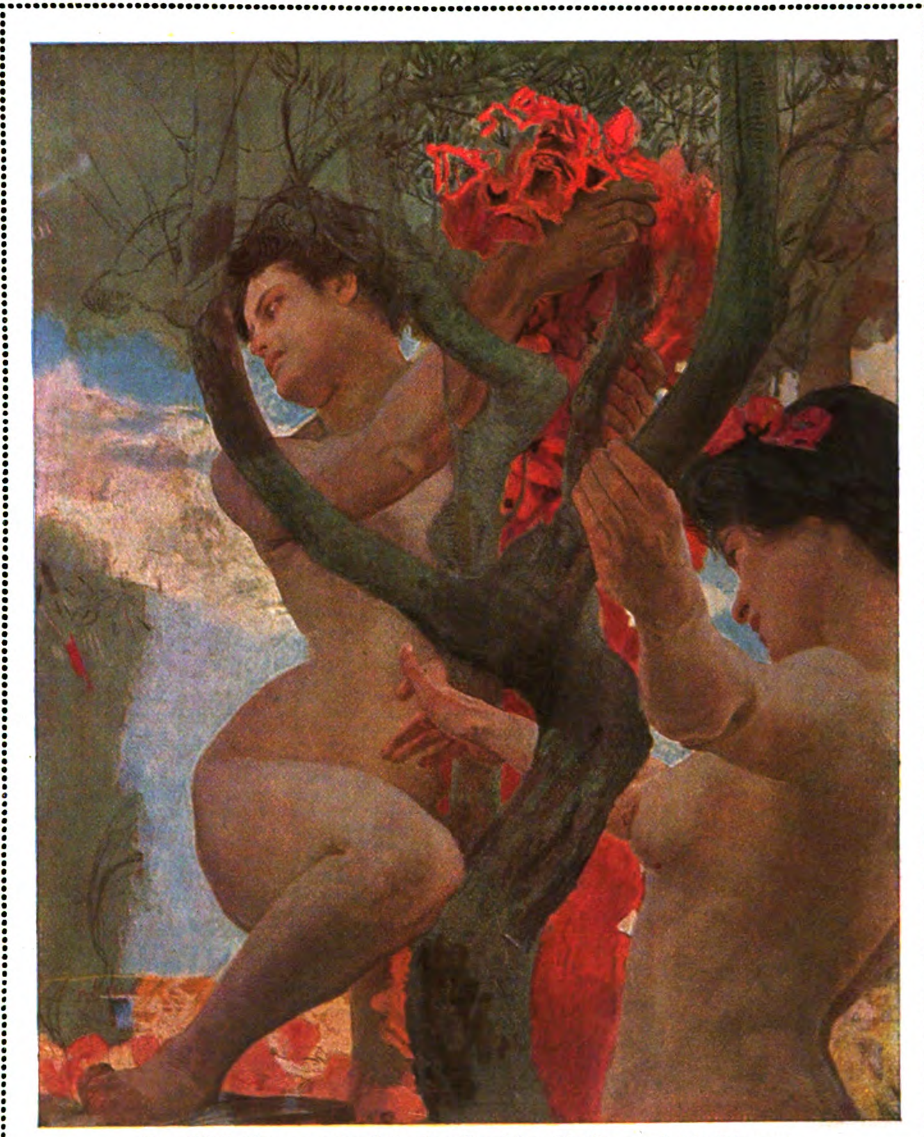
Freilichtstudie zum unvollendeten Gemälde ‚Triumph der Venus'

Was Greiner vor allem kennzeichnet, ist sein eiserner Fleiß, jener Fleiß, der Genie ist. Darin läßt er sich schwer mit einem andern vergleichen. Mit Menzel vielleicht — aber Greiners Interesse galt andern Gegenständen, galt in allererster Linie dem nackten Menschenleibe. Vielleicht mit Klinger in dessen Lernjahren — aber Klinger war nicht der Asket künstlerischen Pflichtgefühls wie Greiner, dem es eine Wollust war, sich zu quälen; er schuf, „innerlich voller Figur", in sprudelnder Fülle, mit einer Phan-



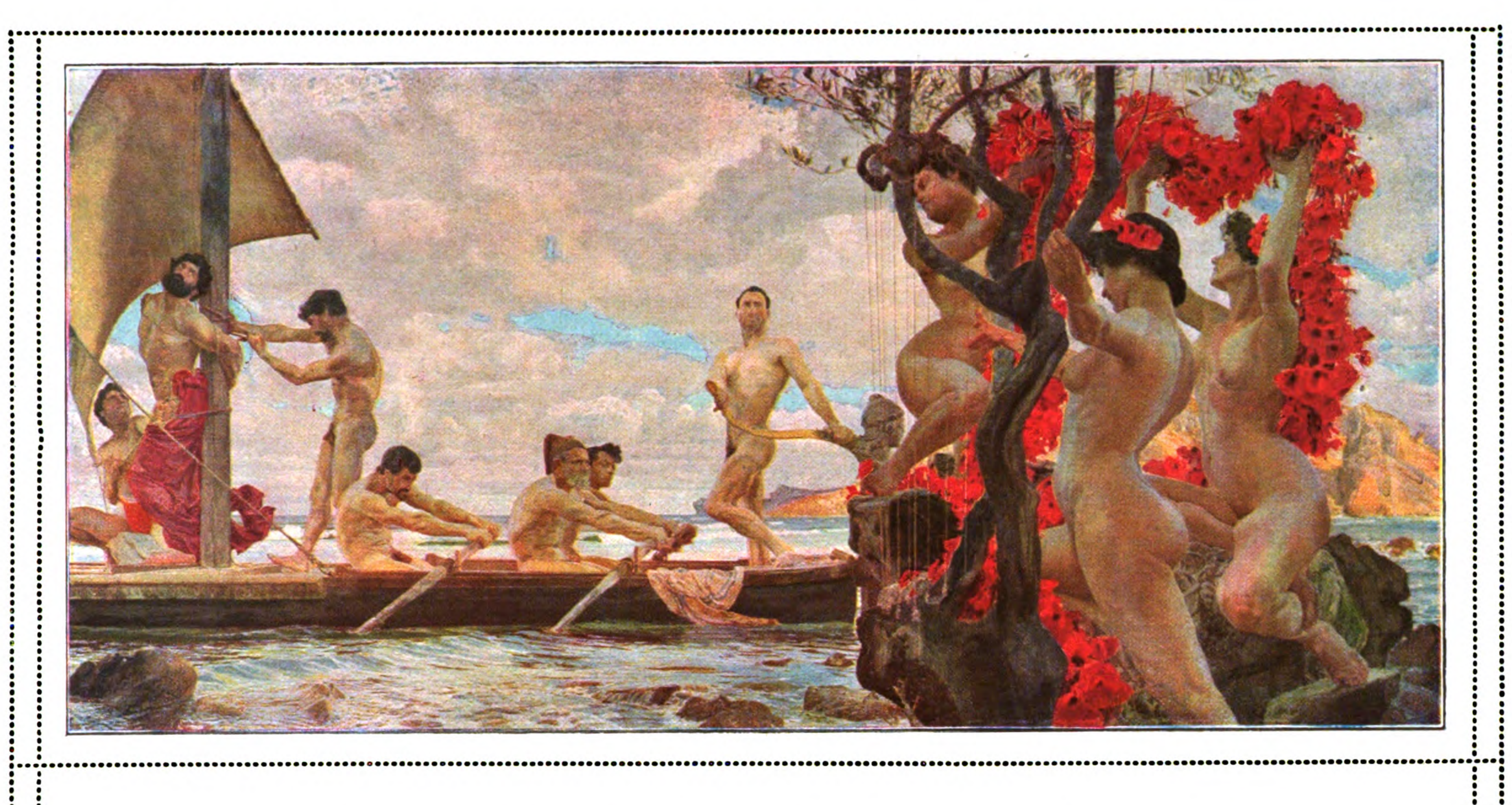
Gäa. 1912. Stich

tasie, die vom Geschauten oft so weit abstrahierte, als Phantasie überhaupt vom Geschauten abstrahieren kann — insofern natürlich das Wirken künstlerisch Ehrlicher in Betracht kommt. Greiners Phantasie war bis zu einem gewissen Grade immer abhängig vom Modell; das war seine Beschränkung, aber in ihr war er Meister; er hat die Form nicht nur gekonnt, sondern auch verstanden, wie kein zweiter seiner Zeit, nicht das Schema der Form, sondern ihr Leben, ihren tieferen Sinn, ihre Gesetzmäßigkeit und Schönheit, die ihm nie kalte Regelmäßigkeit bedeutete. Ihm waren auch die Zufälligkeiten in der Bildung des Modells, richtig erfaßt, schön und wichtig, wie er z. B. mit Vorliebe Frauen mit reichlich langen Oberkörpern darstellte, ohne lange nach den Gesetzen des Goldenen Schnitts zu fragen (z. B. im Parisurteil, in dem lithographierten Tänzerfries usw.). In



Buntstiftstudie zum nebenstehenden Gemälde ‚Odysseus und die Sirenen‘

seiner Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Modell war er von einer grausamen Unerbittlichkeit, die sich nicht nur nicht leicht genug, die gelegentlich auch zu viel tat; wie er bezeichnende Züge fast bis an die Grenze der Karikatur betonen konnte, das erweisen Bildnisse seiner jungen Gattin, wie das hier wiedergegebene von 1907 — in dem das Urbild einer stattlichen und schönen Römerin gewiß nichts weniger als schmeichlerisch dargestellt ist. Da spricht eine wahre Angst davor mit, nicht gewissenhaft genug zu sein, eine übertriebene Ehrfurcht vor der Natur, die unsere, immer naturfremder und willkürlicher werdende Zeitkunst kaum mehr verstehen kann. Wer in Greiner nur die lichtgermanische heitere Baldurnatur sieht, als die er gelegentlich bei guter Laune durch sein Äußeres und seinen, nicht wortreichen, aber schlagfertigen Witz erschien, wird ihm überhaupt nicht gerecht. Sein Wesen hatte seltsame Tiefen, Ecken und Kanten, in ihm war ewiger Kampf und vieles, was er künstlerisch besaß, hat er sich gewiß erst in unermüdlichem Ringen erworben. Man denke nur an den Techniker Greiner, den Zeichner, Lithographen, Stecher und Maler, der sich zuletzt, ehe er starb, auch die Farbe erzwang, die ihm ursprünglich durchaus nicht als ein freies Geschenk in den Schoß gefallen war.



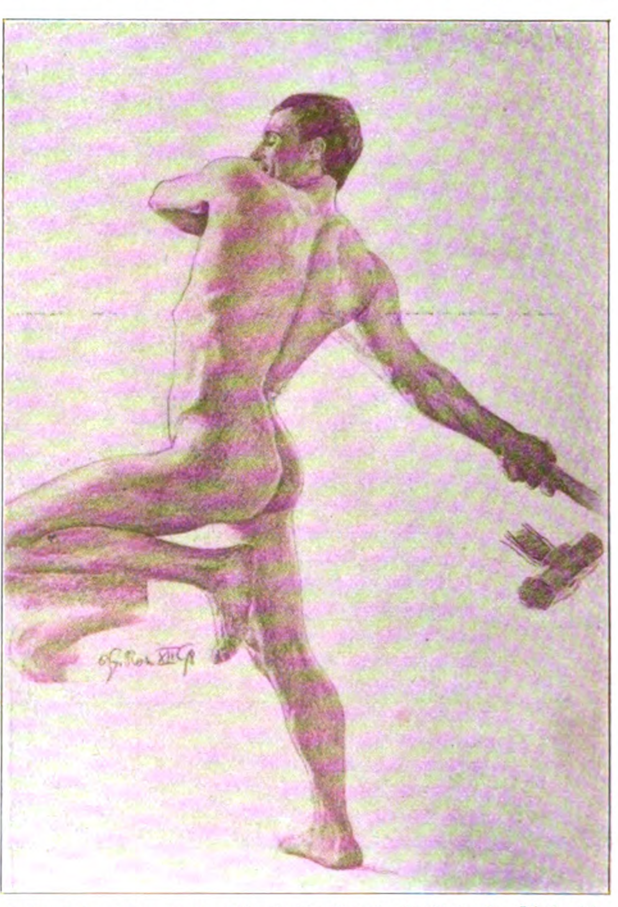
Odysseus und die Sirenen. 1902. Ölgemälde. Leipzig, Museum der bildenden Künste



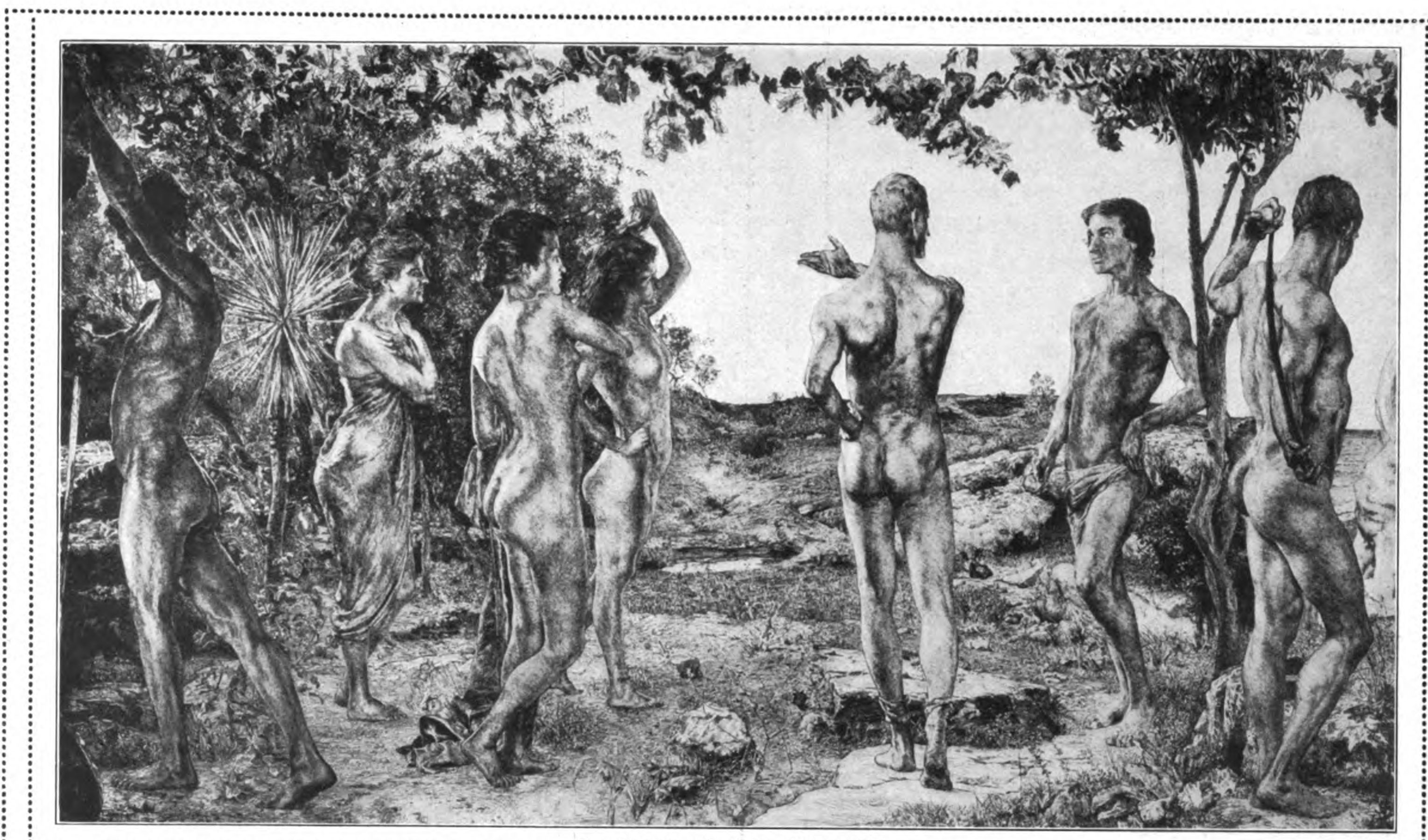
Römisches Mädchen. 1901
Zeichnung

oder hinter seiner Meisterschaft im Kupferstich, in der eine eiserne Formenfestigkeit sich mit unglaublicher Zartheit des Stiches eint, das versteht so ganz wohl nur der Mann vom Fach. Gewiß ist das technische Können nicht die ganze Kunst, gewiß kann unter Umständen einem eine genial verzeichnete, temperamentvolle Skizze sympathischer sein als die eherne Untadelhaftigkeit Greiners, oder etwa eine gleichgültig hingewetterte Radierung Goyas lieber als ein Greinerscher Stich, von dem jede Linie ein Dokument der Wahrheit ist. Aber wer das bei der Wertung des ganzen Künstlers zu sehr in Betracht zieht, der versteht ihn nicht. Otto Greiner mußte so sein, wie er war; in dieser Gestalt fand er seine Gemeinde, fand er seinen Erfolg. Hätte er alles dies nicht gefunden, er wäre durch Not und Verkennung hindurch doch der gleiche geblieben und wäre ihm das, was die Welt verstand, auch um vieles leichter geworden. Das war seine Größe! Noch einmal: sie bestand in der Beschränkung, aber in einer Beschränkung, die an den Künstler die allerhöchsten Anforderungen stellte. Und auch darin war der Römer gewordene Sachse ein echter Deutscher: was er tat, tat er um seiner selbst willen! Wahrlich, unser heranwachsendes Künstlergeschlecht hat von ihm genug zu lernen — ganz abgesehen von der formalen Gewissenhaftigkeit, die es fast verloren, zum Teil sogar absichtlich über Bord geworfen hat. Eine Energie wie die Greiners, ganz selbstlos nur auf große Zwecke gerichtet, durchhaltend in allen Lagen und gegen alle Versuchungen — das allein ist ein Ding, vor dem

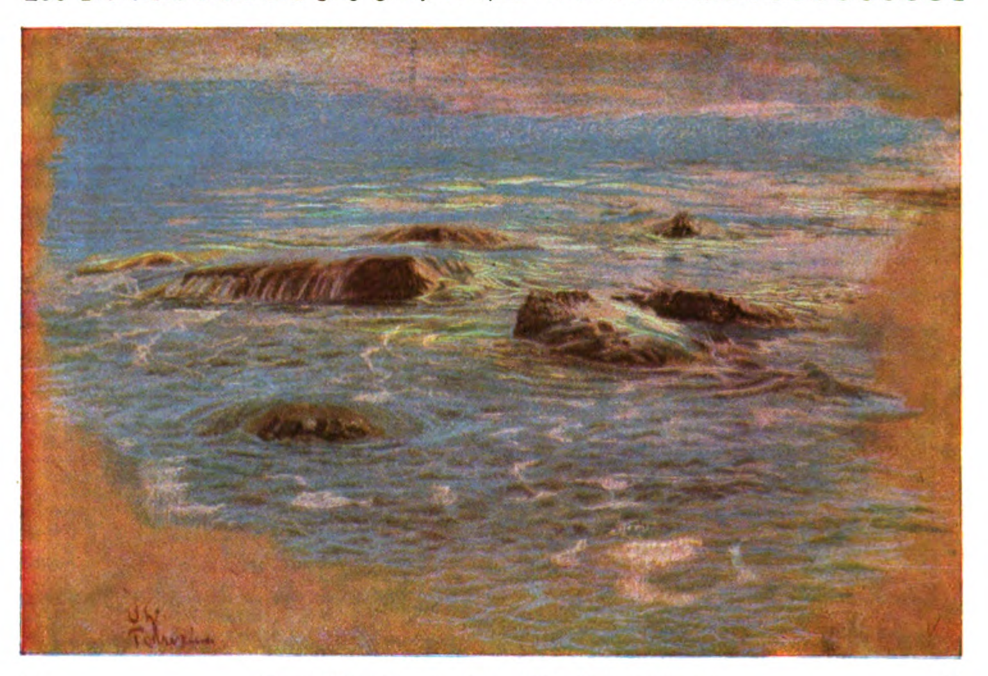
Der Zeichner Greiner plagte sich — und mit Lust! — oft bis zum Grotesken, ehe er mit sich zufrieden war. Die „Gäa“, die hier nach dem Stich wiedergegeben ist, hat er vorher nicht etwa zeichnerisch „entworfen“; er hat sie bis zur Grenze des Möglichen originalgroß in Rötel gezeichnet und da war sie schon so fertig, daß er keinen Strich zu bessern brauchte — das ließ sich leicht kontrollieren; in einer Rötelzeichnung wird die geringste Korrektur durch eine Abänderung des Tons, der dann vom Blauroten ins Gelbliche spielt, verraten. Mit solchen Mitteln zwang er sich zur höchsten Intensität der Arbeit. Man denkt an die Sage vom Rhetor Demosthenes, der durch solche Unerbittlichkeit seiner eigenen Natur Dinge abzwang, die ihm ursprünglich nicht gegeben waren. Was für ein Maß von Arbeit hinter Greiners lithographischer Art steckt, die oft nur ein geübtes Auge oder der greifende Finger von der Radierung weg kennt,



Männlicher Akt. 1898. Rötelstudie für ein Exlibris Dr. Ehrhardt



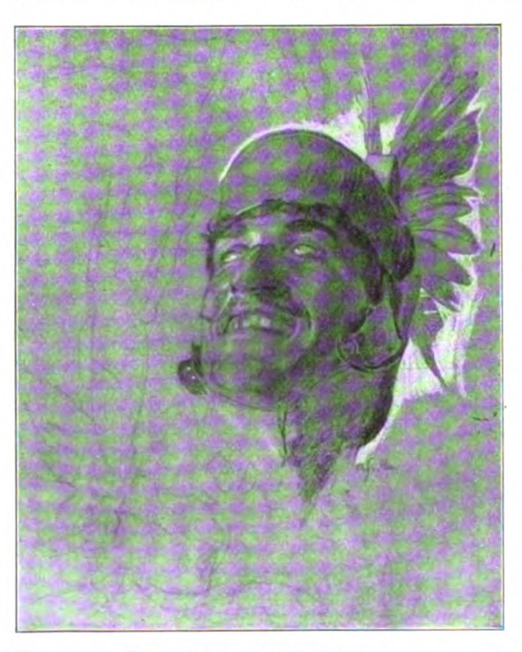
Das Parisurteil. 1892. Lithographie



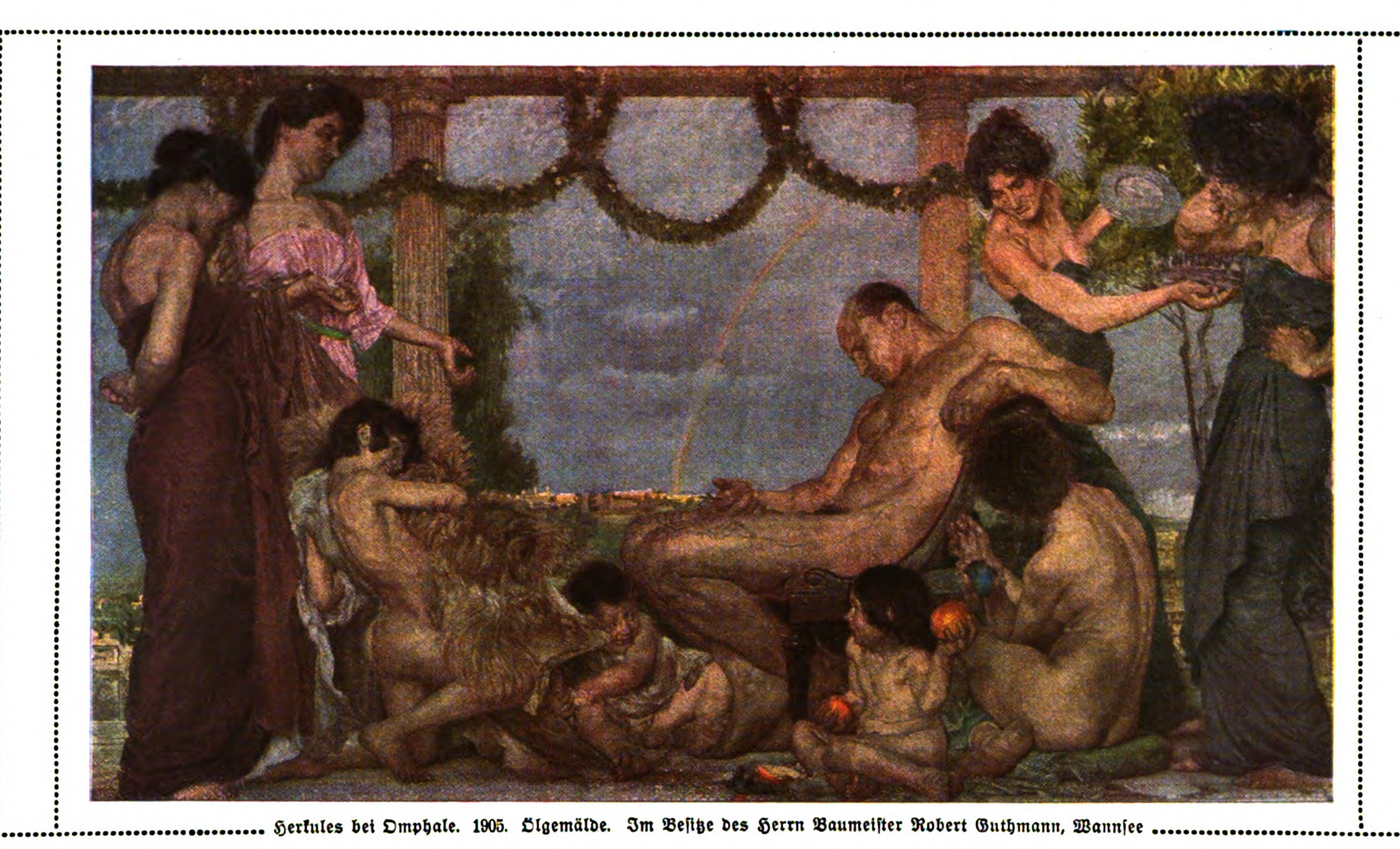
Stranddünen in Terracina. 1898. Kreidezeichnung

wahrhaftig gerade heute alle in Ehrfurcht den Hut ziehen sollten!

Sein Leben? Ganz so, wie es sein mußte, um ihn zu dieser Kunst zu führen! Er stammte, am 16. Dezember 1869 in Leipzig geboren, aus sehr bescheidenen Verhältnissen, was ihn aufwärts hob, konnte nur die eigene Leistung sein. Im vierzehnten Jahre wurde er Lithographenlehrling, bald aber strebte er über das Handwerk hinaus, versuchte Eigenes zu schaffen und es fand sich ein Kunstfreund, der ihn, als er achtzehn Jahre zählte, an die Münchener Akademie brachte. Die Kunsthochschule bedeutete für ihn, wie für alle wahrhaft Begabten, nur eine Gelegenheit, zu lernen; kein Meister gab ihm eine Richtung — die fand er selber. Ende der achtziger Jahre schon trat er im Münchener Kunstverein mit einer Kollektivausstellung hervor, die ob ihrer Besonderheit starkes Aufsehen erregte; er zeigte schwarz-weiße und farbige Bilder, Buntstiftzeichnungen, mit hartem Farbstift auf dunklen Grund gesetzt, alles in Technik und Anschauung neu, kühn, originell. Im Schwarz-weiß arbeitete er damals, wie überhaupt noch lange, mit starken Gegensätzen von Licht und Schatten, im Stofflichen zeigte er noch einen gewissen jugendlichen Übermut, z. B. in den Fliehenden Faunen, in der Form schon eine feste Sicherheit, wie sie bei uns damals, wie immer, selten gewesen ist. Die Lithographie, die er von der üblichen Kreidemanier sich in eine feine und doch überaus kräftige Strichtechnik gewandelt hatte, beherrschte er bereits als Meister. Ungezügelt zeigte sich noch des jungen Malers Temperament in manchen der damals ausgestellten Blätter — in



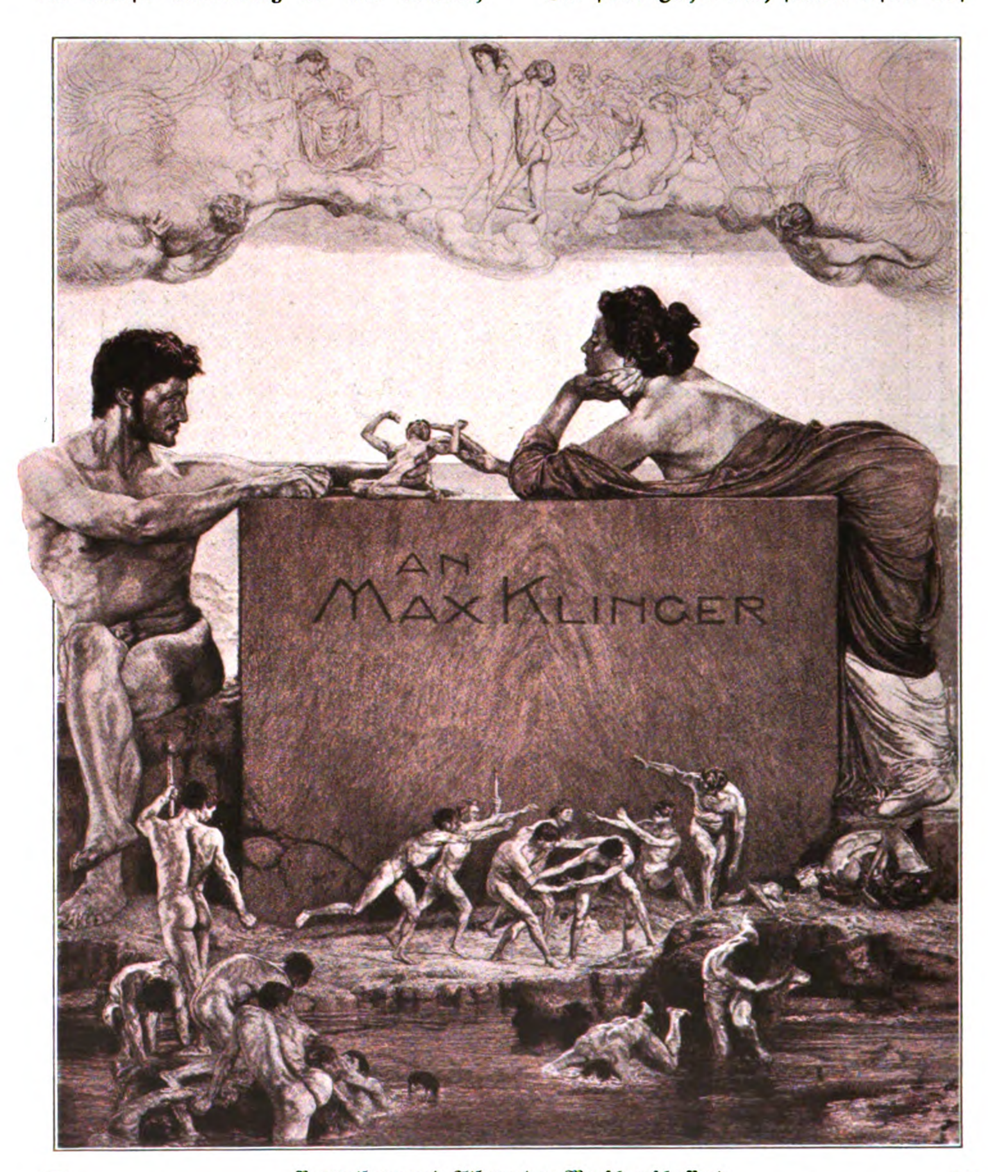
Kriegerkopf. Kreidezeichnung



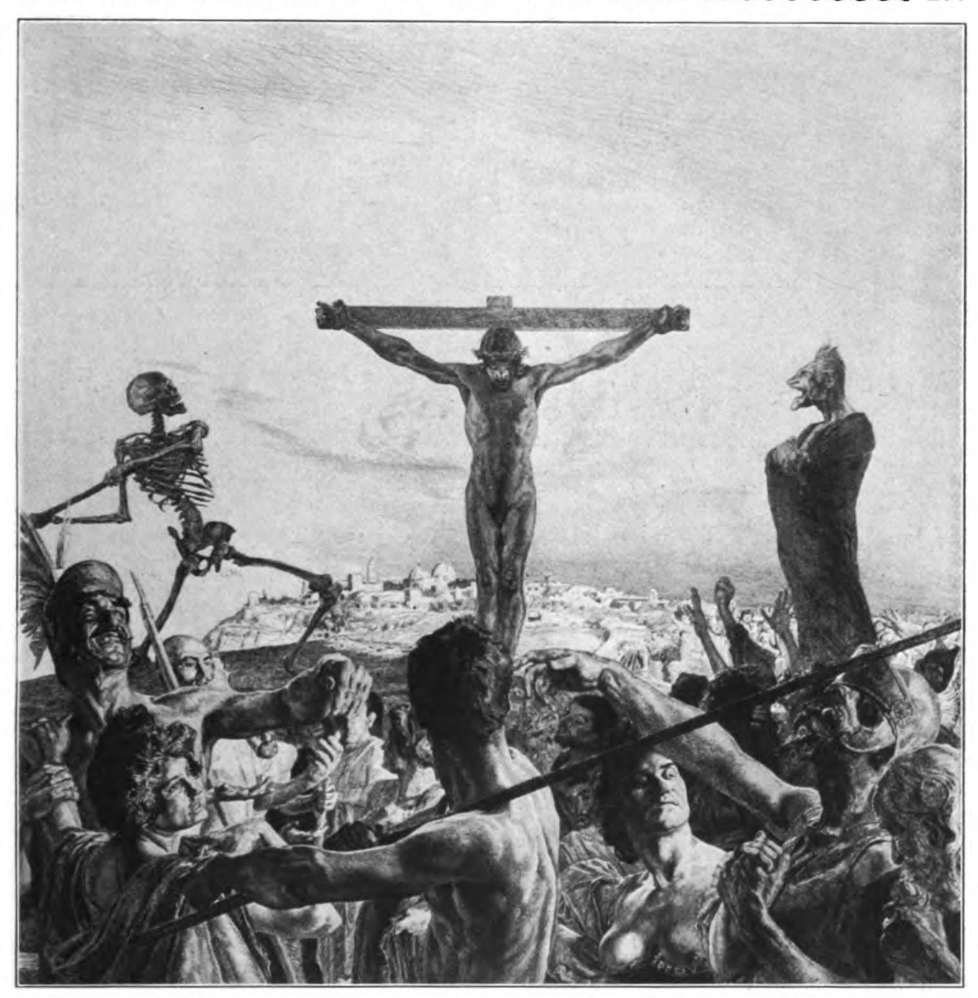
Herkules bei Omphale. 1905. Ölgemälde. Im Besitze des Herrn Baumeister Robert Guthmann, Wannsee

anderen wieder fühlte man schon seine Neigung, die zeichnerische Durchdringung des Gegenstandes bis zur höchsten Akribie zu treiben — ein Rassemerkmal des Sachsen vielleicht. In München fand Greiner jedenfalls die Anregung zu dieser Besonderheit nicht, aber eine Reihe von seinen engeren Landsleuten — ein Richard Müller, ein Unger etwa, pflegt sie noch heute. Bei Greiner wuchs jene bis zum letzten strebende Intensität der Arbeit mit dem Fortschreiten seiner Technik und dieses wuchs mit jedem Werke bis in seine letzten Tage. Ihn interessierte auch das kleinste Nebending an der Wirklichkeit, und er konnte an jenem nie achtlos vorübergehen. Reizvoll als Motiv, wichtig als Objekt seiner Kunst ist ihm eigentlich alles gewesen, was er gesehen, er opferte dem Wahren lieber das Gefällige, dem Zufälligen am Modell die ideale Form. Als gemeingültige Regel für die Kunst kann man solche Neigungen gewiß nicht aufstellen, dem Maler Greiner erwuchsen sie aber aus seiner Natur, und darum hatte er recht und verdient Bewunderung für die Konsequenz, mit der er an jenen Grundsätzen festhielt durch sein ganzes Lebenswerk hindurch.

Ein paar Jahre nach seinem ersten Auf-

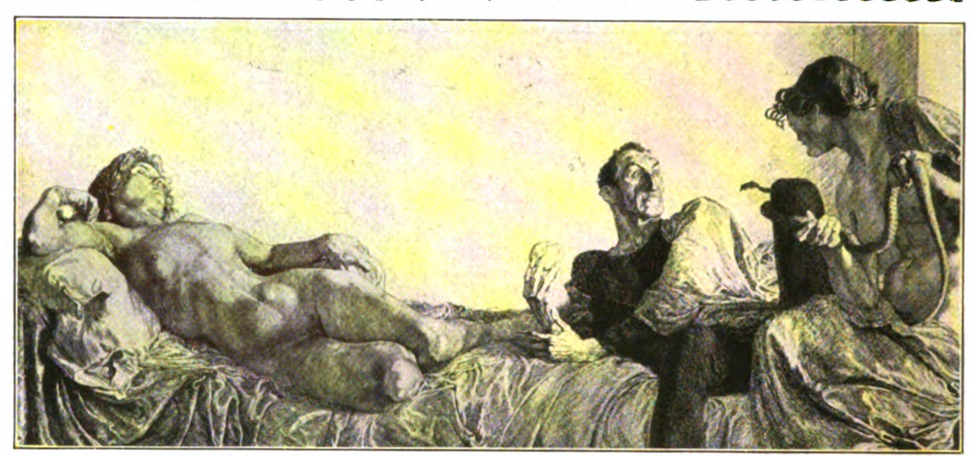


Prometheus und Athena den Mensch erschaffend
Widmung an Max Klinger. (1. Blatt des Zyklus ‚Vom Weibe'.) 1898. Lithographie



Golgatha. (5. Blatt des Zyklus ‚Vom Weibe'.) 1900. Lithographie

treten in München wurde Greiner mit der Kunst Max Klingers bekannt und lernte sie verehren. Ja er ist bald nachher Klingers Freund geworden. Aber ein Schüler Klingers, wie viele meinen, ist er nie gewesen — man muß schon sehr oberflächlich hinsehen, um das zu glauben. Beider Künstler Naturen berühren sich nur da und dort, in ihrer besonderen Art von Idealismus etwa oder darin, daß bei beiden die Malerei aus der Zeichnung hervorging, von der Zeichnung aus erobert wurde. Vielleicht hat Greiner vom anderen, älteren, einmal den Wunsch abgesehen, als Graphiker zyklisch zu arbeiten („Vom Weibe!"), aber daß er diesem auf solchem Gebiet dauernd nachfolgte, daran hinderte ihn allein schon die größere Schwere seiner Natur, die sich im Formalen nie genug tun konnte. Um eine solche Fülle graphischer Zyklen zu vollenden wie Klinger, dazu hätte Greiner ein paar hundert Jahre alt werden müssen, angesichts der Gründlichkeit, mit der er seine Vorarbeiten betrieb. Seine Produktivität war freilich enorm, aber nicht für den, der nur die ausgereiften Werke zählt, sondern nur für den Kenner seiner Studien. In diesen stand er vielleicht über Klinger, und man hat das Gefühl, als ob sie ihm das Wesentliche, das eigentliche Glück des Schaffens bedeuteten. Sie überwogen an Wert in gewissem Sinne auch seine eigenen fertigen Werke, an unanfechtbarer Reinheit der Linie und vor allem an prickelndem Leben. Für ihn muß es eine Lust gewesen sein, die denkbar schwierigste Verkürzung und Überschneidung „restlos zu lösen", das Spiel der Muskeln unter der Haut in voller Blutwärme wiederzugeben. Das Fertigstellen des Werkes war dann für ihn eher eine Art von „Reinschrift" in des Wortes wörtlichstem Sinne, der schon ein bißchen „Kalligraphie" mit umfaßt. Fertig war ja dann für Greiner



Eva. (2. Blatt des Zyklus ‚Vom Weibe'.) 1898. Lithographie

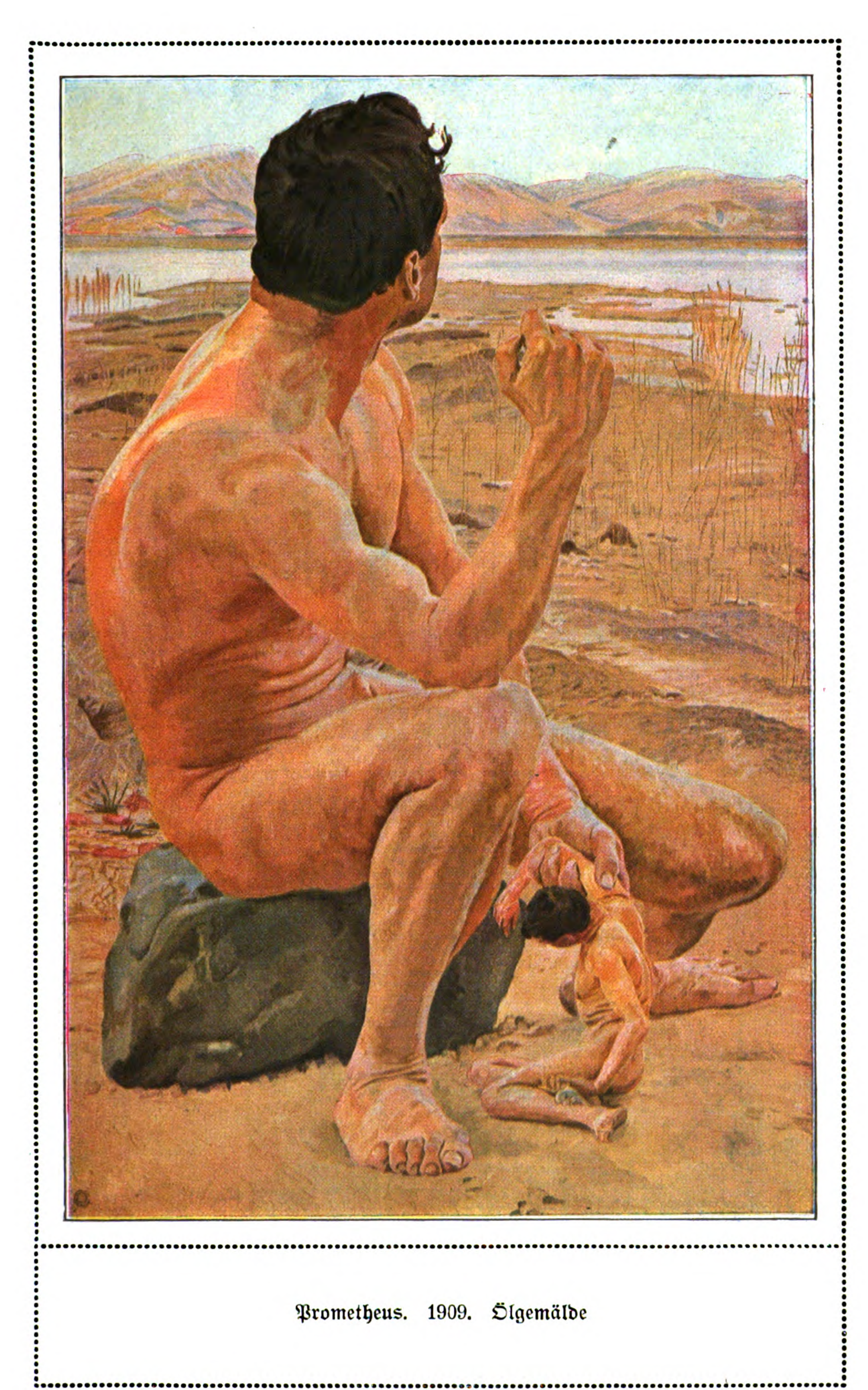
die betreffende Arbeit längst im Geiste gewesen, so fertig, daß die endgültige Fassung ihm nur mehr eine Rekapitulation war; und es gehörte ein unerhörtes Maß von Willenskraft dazu, daß er z. B. seinen „Odysseus und die Sirenen" noch mit vollem Fleiße malen konnte, nachdem er die einzelnen Gestalten in seinen Studien schon bis zur Grenze des Möglichen erschöpft hatte. Studien, wie z. B. die mehrfach wiederholte Zeichnung zu der vordersten Sirene in jenem Bilde, oder der andern Gestalten rechts von ihr, sind von unvergänglichem, nicht auszuschöpfendem Werte. Kein Wunder, daß eine gewisse Gruppe junger Maler und Kunstoffenbarer einen Greiner lieber mit Spott und abschätzigen Schlagworten abtat, statt ihn zu bewundern und ihm nachzufolgen. Denn das Beste, was sie zu sagen hatten, reichte überhaupt nicht an das Geringste heran, was sich im Schutt seiner Werkstatt fand. Und dann war es ja so unbequem, sich einer so wahrhaftigen Künstlerpsyche, für die es keine Phrase und keine billige Fertigkeit gab, gegenüberzusehen. Die bloße Möglichkeit einer guten Greinerschen Aktzeichnung wirft ja den ganzen Expressionismus über den Haufen. —

Im Jahre 1894 vollendete Greiner, der damals im 1. Infanterieregiment zu München sein Jahr abdiente, sein berühmtes „Schießdiplom" für seine Kompagnie, ein großes lithographiertes Blatt mit etwa zwölf Figuren, das eine Gruppe von Soldaten beim Scheibenschießen darstellt. Für eine Freilichtdarstellung hat es etwas zu viel schwarze Tiefen, aber als realistische Darstellung ist es unübertrefflich. An Schilderung soldatischer Typen gibt es eigentlich nur ein Seitenstück zu diesen Soldaten auf dem Schießplatz: Fritz von Uhdes übende Trommler.

An absolutem Wert mögen diese immerhin nicht ganz freie Gelegenheitsarbeit freilich noch einige Bildnisblätter übertreffen, in die Greiner bald darauf seine ganze künstlerische Kraft hineingearbeitet hat und die in seltsamer Weise höchste zeichnerische Vollkommenheit mit kühner Freiheit der Auffassung und des Vortrages vereinigen. Das glänzendste davon ist vielleicht die Zeichnung „Mein Zeichenlehrer" (Maler Haferkorn). Siegfried Wagner, Frau Cosima Wagner, Fräulein Brockhaus hat er im gleichen Sinne mit gleichem Gelingen porträtiert, in etwas veränderter, weniger monumentaler Art den Schriftsteller Wilhelm Weigand und seinen Freund, den Schriftsteller Franz Langheinrich



Studie zur Hexenschule



Prometheus. 1909. Ölgemälde



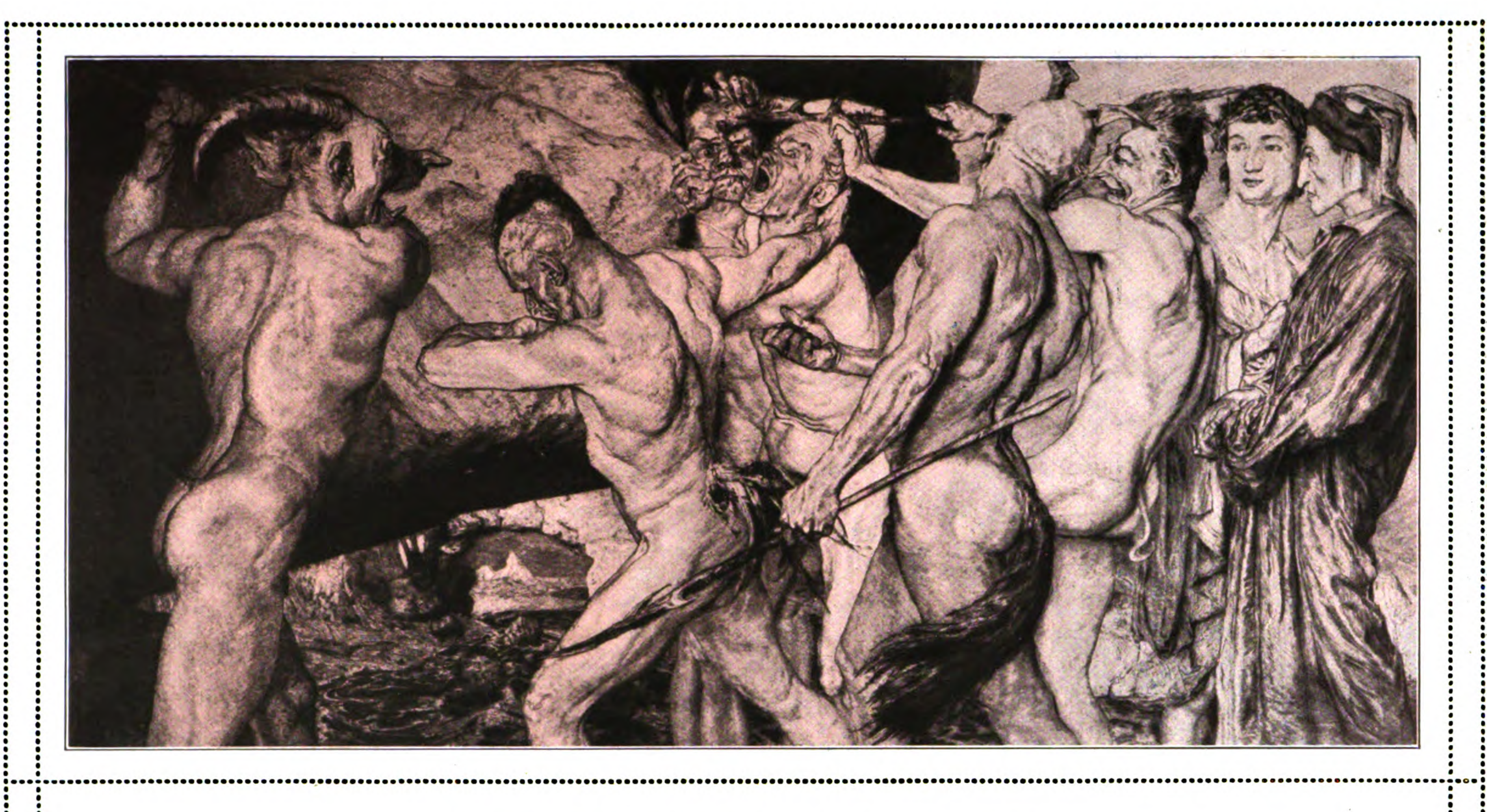
Bacchantenzug. 1892

mit dessen Frau. Er gibt da nicht nur gegenständlich mehr, als den Kopf, er schildert in jedem Zug der Bewegung, in jedem äußerlichen Detail den ganzen Menschen. Auch eine Reihe von Köpfen und ganzen Figuren nach römischen Modellen ist in solcher, in die Tiefe schürfender Art gearbeitet, ja im Grunde kann man das von der ganzen Reihe Greinerscher Aktstudien sagen: es sind nicht beliebige, gleichgültig erfaßte Körper, er stellt individualisierte Menschen dar. Jene in markigem Schwarzweiß auf den Stein gezeichneten Bildnisse sind freilich ein Genre für sich, etwas in seiner Art schlechthin Vollkommenes, etwas, was eben auch nur einer schaffen konnte, ein Greiner, dessen Auge die Form schon besaß, ehe seine Hand sie auf der Fläche festlegte. Das ist das Merkwürdige, schwer zu Erklärende an diesem Meister der Graphik, daß er so naturnahe als nur denkbar bleibt, himmelweit ab von jedem klassizistischen Schema und ebenso weit ab fast von dem, was man sonst einen Naturalisten heißt. Er paßt eben in kein Schubfach eines Kunstregistrators — er ist er selber, ein einziger und eigener!

Jahre gingen hin, bis Otto Greiner, längst in sein geliebtes Rom übergesiedelt, sein großes Odysseusbild als vollendet erklären konnte — so lange Jahre, daß manche unter den Freunden seiner Kunst an eine Vollendung dieses Werkes überhaupt nicht mehr glauben wollten. 1903 wurde es fertig und bald begannen an gleicher Stätte, dem alten Klinger-Atelier östlich vom Kolosseum, die Vorarbeiten zu einem neuen Riesengemälde, dem Triumph der Venus, der vielleicht in noch höherem Grade dartun sollte, wie tief künstlerische Hingabe an ein Werk sich versenken, wie hoch schöpferische Begeisterung sich aufschwingen kann. Das letztere Bild hat nicht vollendet werden sollen und nur wer einen Begriff davon hat, was dazu schon getan war, kann ermessen, welches Leid Otto Greiner die grausame Unterbrechung durch den Krieg bedeutete. Gelegentlich konnte er, der seinem Deutschtum und flammenden Zorn gegen die Feinde auch in mancher graphischen Tat beredten Ausdruck verliehen, in eine wilde Wut über dieses, sein Mißgeschick geraten, in einen ungerechten Haß gegen alle, denen er im Augenblick ohne tieferen Grund auch auf unserer Seite Mit-



Mädchenakt. 1915. Stich



Inferno. (Dante und Virgil in der Hölle.) 1896. Stich



Anbetung der Schönheit. Gemälde

schuld an dieser Weltkatastrophe zuschrieb. Von der Arbeit hielten ihn freilich solche Stimmungen nicht ab. Er hatte sich auch in München, wohin ihn der Krieg wieder verschlagen hatte, ein Dachatelier geschaffen und malte da Freilichtakte und — seltsam genug! — trotz des spärlichen Lichtes, über das er oft genug bitter klagte, solche, die ihn als Koloristen auf höherer Stufe zeigten als frühere, in Rom entstandene und im Grunde immer zuerst formal empfundene Arbeiten. Diese Studien, mit seinem Nachlaß öffentlich im Münchner Glaspalast gezeigt, waren von erstaunlicher, blumiger Frische. Überhaupt ist Greiner in seinen späteren Jahren weicher, malerischer geworden, auch in der Graphik, z. B. in dem köstlichen Stich „Hexenschule", der an feiner Leichtigkeit der Arbeit seine besten früheren graphischen Werke übertraf. Der Stich, die Arbeit mit dem trockenen Stift auf der blanken Platte, wäre, nachdem er die letzten Möglichkeiten des Steindrucks erschöpft hatte, wohl überhaupt zuletzt seine bevorzugte graphische Technik geworden. Er hatte sich der Wirkung dieser Technik ja auch als Lithograph schon soweit genähert, daß z. B. die Blätter seiner Serie „Vom Weibe" — man betrachte nur das Widmungsblatt „An Klinger" — nur mehr der Kenner, oder eigentlich nicht der Kenner mehr, nur mehr der Wissende, von einem Kaltnadelstich unterscheiden konnte.

Von seinen früheren Arbeiten war es das eigenartig überhöhte Blatt „Ganymed" oder die hier wiedergegebene Zeichnung zu Dante, sowie einige überaus delikate Exlibris, die sein Können als Stecher schon auf gewaltiger Höhe zeigten. Es ist kennzeichnend für Greiner, daß er auch als Chalkograph das Verfahren wählte, das an den Zeichner die höchsten Anforderungen stellt, das nicht erlaubt, über eine Schwierigkeit, ein Mißlingen wegzutäuschen oder die unbestechliche Wahrhaftigkeit durch den Reiz raffinierter Mache zu ersetzen. In diesen Stichen Greiners ist eben nichts „gemacht", ist alles gekonnt. Und in den späteren Stichen ist ihm auch das gelungen, was er bei früheren Lithographien nicht immer erreicht hat: trotz eherner Sicherheit der Linie und Modellierung leicht und graziös im Ausdruck zu bleiben. Das hieß für ihn, die höchste Höhe erreichen, die ihm möglich war und auch als Maler wäre er noch auf den angestrebten Gipfel gelangt, hätte ihn ein früher Tod nicht hingerafft.

Ob die kommende Kunstepoche nun nach Greiners Zielen oder ähnlichen hinstrebt — was nicht unmöglich ist! —, ob sie andere Wege geht, drei Dinge wird die Welt an ihm stets zu bewundern haben: die kristallene Reinheit seines Künstlertums, die beispiellose Kraft seines Willens und seinen märchenhaften Fleiß.

Aus dem Leben einer romantischen Frau

(Gräfin Elisa Ahlefeldt 1790–1855)

von Marie von Bunsen



Gräfin Elisa Ahlefeldt gehört nicht zu den berühmtesten Frauen unserer romantischen Zeit; sie verkörpert jedoch wie kaum eine andere den Begriff der romantischen Frau. Sie zeigt die Art in reinster Züchtung, dabei in ansprechendster Gestalt; ihr fehlen die häufigen Begleiterscheinungen: Unordnung, Ungenauigkeit, Vernachlässigung der Form, stets bleibt sie selbstbeherrscht, eine Dame, stets bleibt sie eine gütige, rechtlich empfindende Frau. Die romantische Veranlagung gab ihr Glück und Zauber und Schwungkraft; an der Romantik, an der Unfähigkeit, Alltagswirklichkeit einzuschätzen, hat sie jedoch Schiffbruch gelitten.

Ihre Kindheit gibt den Auftakt, erläutert ihr Wesen, ihr Schicksal. Im meerumspülten, prächtigen Grafenschloß der dänischen Insel Langeland wuchs sie als einziges Kind heran. Ihr Vater, der Graf Ahlefeldt, war reich, angesehen, vielvermögend bei König Friedrich VI. von Dänemark. Oft war dieser auf Schloß Trannkijör zu Gast; der Graf besoldete eine ständige Schloßkapelle, verschrieb sich oft eine Schauspielertruppe, um sich und seinen zahlreichen Gästen vorspielen zu lassen. Elisa, die Erbtochter, wurde von der Familie auf Händen getragen, bei Hof verwöhnt; noch ehe sie erwachsen war, huldigten Männer diesem bezaubernden Geschöpf. Sie war ätherisch und anmutig, von blauäugiger Blondheit, mit den zierlichsten Händen und Füßen; sie war eine kühne Reiterin; ihr Gesang, ihr Tanz wurden allgemein bewundert. Der hamburgischen Erzieherin war es vor allem zu danken, daß die farbiggoldene Oberfläche nicht zum Daseinsinhalt des jungen Mädchens wurde. Elisa erhielt eine ernste Erziehung, versenkte sich in Klopstock, Herder und Schiller, war, trotz des lauten Glanzes der Umwelt, innerlich, versonnen. Der Empfindungsüberschwall jener Zeit kam ihr entgegen, der Schmerz ihrer fein empfindenden Mutter über des Hausherrn offenkundige, wiederholte Untreue ließ Elisa in der „wahren, ewigen Liebe" das einzige Glück ersehen. Im Schloß kam es zum Bruch; die Mutter trennte sich, zog mit der blutjungen Tochter auf ihr holsteinisches Gut.

Achtzehnjährig traf Elisa in Bad Nenndorf den künftigen Gatten. Adolf von Lützow war sechsundzwanzig, hatte ein gewinnendes, offen-männliches Wesen, hatte sich in der Schillschen Freischar, vor allem während der Verteidigung Kolbergs als Held bewährt. Jetzt erholte er sich im Bad von seiner Verwundung. Wie begreiflich verliebte er sich in Elisa, und Elisa ersah in ihm Mut, Kraft, Vaterlandsbegeisterung — das erträumte Ideal. Auch die Mutter wurde vom frischen Draufgängertum des jungen Hauptmanns bestochen; die begreifliche Weigerung des Vaters, sein einziges Kind einem wenn auch altadeligen, doch vermögens- und aussichtslosen Offizier zu geben, bestärkte Elisa in ihrer Neigung; nach Kämpfen setzte sie die Ehe durch.

Die 1813 anbrechende heroische Zeit kam der Ehe zustatten, verhalf hinweg über die Knappheit der Verhältnisse, denn der übermäßige Aufwand des Vaters hatte auch dessen Vermögen unterwühlt. Der König rief; Lützow bildete seine berühmte Freischar, beauftragte in Breslau seine junge Gattin, die sich meldenden Freiwilligen statt seiner zu empfangen und anzuwerben. Dies waren strahlende Glückszeiten in Elisas Leben; trotz ihrer in Dänemark verbrachten Kindheit empfand Elisa leidenschaftlich deutsch. In dieser hochgehenden Zeit des Dranges und der Begeisterung war es ihr beschieden, in ungewöhnlich bedeutungsvoller Weise einzugreifen; ihr Leben wurde ein Heldengedicht. Im überfüllten Breslau hatten sie nur in einer Schenke, „Zum Zepter", Platz gefunden. Während der damals von ihr noch warm geliebte Gatte im Hauptquartier arbeitete, strömte die stürmisch nach dem Befreiungskampf verlangende Jugend zur Werbestelle. Im elenden Raum erwartete sie eine reizvolle, vornehme junge Frau, hochdenkend, begeistert und begeisternd ging sie auf die Jünglinge ein, sorgte weiblich wohlwollend für sie, sprach mit ihnen in Verzückung von Vaterland und von Pflicht. Sie blieb in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes, Lützow wurde mehrere Male schwer verwundet, sie eilte herbei, pflegte ihn mit aufopferndster Hingebung, auch viele der anderen Verwundeten. Hinreißend war ihr Einfluß. Sie verkörperte die „Poesie des Heeres"; Elisas liebliches hohes Bild begleitete die „wilde verwegene Jagd" in den Kampf.

Auf das Heldentum dieser Jahre folgte der Alltag, das Garnisonleben in Münster. Die beiden Gatten entwickelten sich auseinander. Mehr und mehr spielten Pferde die maßgebende Rolle im Leben des wackern Brigadekommandeurs, den die militärischen Zustände jener Zeit oft begreiflich verärgerten; eine Genugtuung war ihm die Reitkunst seiner Gemahlin, er behauptete, die letzten Feinheiten erst von ihr erlernt zu haben. Immer stärker wuchs bei ihr dagegen das Verlangen nach den Seelengütern, nach der Geistesnahrung; sie empfand die ultramontane Enge der Stadt als Alpdruck, sammelte die zerstreuten „schönen Seelen", übte sich in der zur Geselligkeit grundlegenden Fähigkeit, unmerklich, sanft aber bestimmend auf andere Menschen und andere Interessen einzugehen. Im Gespräch war

sie nicht blendend, aber sie verstand zuzuhören; sie hatte Schönheitssinn, Feinheit und Schärfe der Auffassung, so war dem Kreis ihr oft nur durch einen Blick, durch ein Lächeln, durch ein leises Wort kundwerdendes Urteil bestimmend.

Zum mindesten entsprach der Rahmen des Lebens ihrem Geschmack; er gestattete die Illusionen eines Ritterromans. Sie bewohnten ein ehemaliges Kloster mit feierlich ernsten Räumen und hohen Fenstern; eine liebevolle Gärtnerin, umgab Elisa sich mit Blumen, lebte unter Bildern und Büchern; Pferde und Hunde waren ihre Gefährten.

Dann nahte sich ihr Geschick. Als Ratgeber in ihren verworrenen dänischen Vermögensangelegenheiten wurde ihr der junge Gerichtsauditeur Karl Immermann empfohlen. In ihrer malerisch phantastischen Umgebung trat dem schönheitsdurstigen Dichter die anziehende, feinsinnige Dame entgegen. Er war in gut bürgerlichen, aber doch beschränkten Verhältnissen aufgewachsen; ein solches Wesen erschien ihm unwahrscheinlich, neuartig, bestrickend. Er hatte noch nie geliebt; sie war ihm die Erfüllung aller Dichterträume. In grenzenloser Bewunderung lag er ihr zu Füßen; er stand im dreiundzwanzigsten, sie im neunundzwanzigsten Jahre. Wie wenig der Gatte diese seltene Frau zu verstehen, auf sie einzugehen vermochte, lag offen zutage. Häufig hatte bereits der schöngeistige Freundeskreis Elisa mit der ferraresischen Prinzessin Leonora verglichen; bei beiden das Mondscheinhafte, der Adel, die zurückhaltende Verträumtheit. Und Karl Immermann durfte der Dichter-, der Tassoart entsprechen, hatte eine hohe Stirn, streng geschnittene Züge, geistvolle Augen. Daß sie sich aneinanderschlossen, ineinander aufgingen, war eigentlich selbstverständlich. Scheidungen lagen in der Luft, ringsumher im Freundeskreis wurden Ehen getrennt, und doch hätte in ihrer Lauterkeit Elisa gewiß vor dem Treubruch zurückgeschreckt, wäre sie nicht an der Liebe des Gatten irregeworden.

Für beide Teile bezeichnend war der jetzt eintretende Wendepunkt der Ehe. Im Garten sitzend, plauderte der General von Lützow in Gegenwart seiner Frau mit einem alten Kriegskameraden. Harmlos schmunzelnd erwähnte er die ehemaligen Hoffnungen ihrer grünen Leutnantszeit. Er und der Jugendfreund und noch zwei andere Kameraden hätten sich fest vorgenommen, reiche Frauen zu heiraten — aber leider Gottes sei das keinem geglückt, denn auch Elisas anscheinend glänzendes Erbe sei ja nur Vorspiegelung gewesen. Eine weltkluge, gelassene, überlegene Frau hätte mitgelächelt; der schwärmerischen Romantikerin kam diese „Enthüllung“ wie ein Donnerschlag. Sie glaubte in einen Abgrund der niedrigsten Gesinnung zu sehen. Im Glauben an leidenschaftlichste ewige Liebe hatte sie, die Gefeierte, Umworbene, die Ehe erkämpft. Und es hatte sich um eine Geldheirat gehandelt!

Von diesem Augenblick an war die seelische Trennungswand gezogen; es kam noch eine Verschärfung hinzu. Lützow, dem sehr wahrscheinlich die Schöngeistigkeit, die mimosenhafte Zartheit der Gattin oft auf die robusten Nerven ging, verliebte sich wieder einmal und zwar in eine hübsche junge Erbin. Wäre er nur frei, so äußerte er sich, könne er sich kein größeres Glück als in der Verbindung mit diesem jungen Mädchen erträumen. Elisa, auf das tiefste gekränkt, erklärte sich sofort bereit, seinen Wünschen nicht im Weg zu stehen, und schlug die Scheidung vor.

Man müßte die Einzelheiten der Ehe genau übersehen, um Lützow gerecht zu werden; Ludmilla Assing, die Biographin und Freundin der Elisa Ahlefeldt, ist parteiisch, gibt aber selber zu, daß diese Verhandlungen seitens des Generals in den rücksichtsvollsten und freundschaftlichsten Formen vor sich gingen. Lützows schlichter, unverwickelter, aber ehrenwerter Charakter wurde von allen Zeitgenossen hochgehalten.

Wer wird auch bezweifeln, daß der Gedanke an Karl Immermann den Verzicht der Gattin erleichterte. Vor kurzem war dieser nach Magdeburg versetzt worden; sie blieben in regelmäßigem Briefverkehr. Elisa sehnte sich nach ihm und ließ sich nun in Magdeburg nieder.

Der verliebte Dichter wünschte, die jetzt Freigewordene zu heiraten. Elisa weigerte sich, sie hielt ihm die Ungunst des sechsjährigen Altersunterschiedes vor und ihre Abneigung, zum zweiten Male eine Ehe einzugehen. Beweisen läßt es sich nicht — meiner Überzeugung nach, widerstrebte ihr außerdem noch die alltägliche Bürgerlichkeit der kleinen Beamtenehe. Es ist wohlfeil, hierin seichte Oberflächlichkeit zu erkennen, man muß tiefer graben. Die Erbtochter des prächtigen Grafenschlosses am Meer, die Gattin des altadeligen gefeierten Generals hatte bisher in ihrem Leben eine ihrer ungewöhnlichen Persönlichkeit entsprechende poetisch-vornehme Umwelt genossen. Sie empfand ihr Dasein als ein erlesenes Kunstwerk, als ein Gedicht; es sollte nicht in farblos nüchternen Verhältnissen enden. Das Höchste war ihr die Liebe; der wollte sie leben, aber auf ihre Art. Sie opferte ihren Ruf, denn als Immermann nach Düsseldorf versetzt wurde, folgte sie ihm und wohnte offen vor aller Welt mit ihm zusammen. Und in diesem höchsten Liebesopfer ersah sie gewiß Größe und Tiefe, stilvoll tragische Schönheit, die erhabene Geste.

Es begann der neue Lebensabschnitt. Sie nannte sich mit ihrem Mädchennamen wieder Gräfin Ahlefeldt, bewohnte von 1827 an mit Immermann ein außerhalb der Stadt Düsseldorf gelegenes freundliches, persönlich und geschmackvoll eingerichtetes Gartenhaus. Sie war eine Siebenunddreißigjährige, aber

noch immer reizvoll und nach wie vor romantisch; Lebensklugheit, Menschenerfahrung lagen ihr noch immer fern. Die beiden gaben sich das Wort, nie eine andere Heirat einzugehen; ihr erschien das gewiß ein immerwährendes Gelöbnis, ihm vermutlich auch. Dem Anschein nach verlief das Leben dieses Ausnahmepaares ungewöhnlich anregend und harmonisch. Es spricht für Elisas seltenen Wert, daß auch die gediegensten Frauen bei diesem außerhalb der Ehe lebenden Paare verkehrten. Anscheinend verlor Elisa keine ihrer früheren Freunde durch ihren auffallenden Schritt. Ihre Verwandten, selbst die des Gatten, hielten zu ihr. Auf das günstigste beeinflußte sie mit ihrem feinen Verständnis, ihrer Liebe zur Literatur Immermanns dichterisches Schaffen. Es kam der dichterische Erfolg; seine bedeutende Persönlichkeit, sein geistreiches Gespräch, seine breite Bildung wurden allgemein geschätzt; eine entzückendere Wirtin als diese feine, sanft verblassende Gräfin konnte man sich nicht denken. Mit Schadow bestand enger Verkehr. Die frischblühende Düsseldorfer Malerschule bot Anregung. Immermann gründete seinen Theaterverein, dann sein Theater, und mit Begeisterung unterstützte Elisa ihn im stillen — sie liebte es, im Dämmerschatten zu verharren. Das Paar nahm sich des unseligen Grabbe an, versuchte, ihn über Wasser zu halten. Oft wurde gereist; Tieck und andere wertvolle Menschen wurden besucht. Nach dem Tode des Vaters erhielt Elisa endlich eine regelmäßige genügende Rente.

Anscheinend war es ein ungewöhnlich anziehendes Dasein, hätte jedoch Elisa lesen können, was der Geliebte wenige Jahre später niederschrieb, was er zu seiner Qual in sich herumtrug, ihr wäre das Herz gebrochen. Gustav zu Putlitz, Immermanns Biograph, sieht in Elisa Ahlefeldt, vielleicht nicht ohne Einseitigkeit, geradezu das Unglück im Leben dieses Dichters, und er kann sich hierbei auf dessen schriftliche Bekenntnisse stützen. Putlitz spricht von der „unheilvollen Leidenschaft“, Elisa ist das „tragische Geschick“, welches einen Schatten auf Immermanns Leben warf. Er erwähnt Elisas „abenteuerliche Phantastik, ihre Neigung zur Heimlichkeit, ihre Unbefriedigtheit, ihre Melancholie“. Wenn sie dem Geliebten auch tausend Opfer brachte, verletzte sie ihn oft. Leidenschaft, nicht Liebe habe zwischen den beiden bestanden, so hätten sie sich nach einigen leidenschaftlichen Jahren innerlich weit voneinander entfernt. Immer wieder schlug Immermann die Verehelichung vor, immer wieder umsonst. Er litt schwer unter dem schiefen, zweideutigen Verhältnis, auch kränkte die Weigerung seinen Männerstolz. „Sie stellte sich sehr wunderlich quer gegen mich,“ schreibt er in seinen Bekenntnissen, „daß ich die reine, echte, dauernde Freude nie an dieser Liebe haben könnte ... Eher ein schöner, leuchtender Komet als liebewarme Gottessonne.“ Immer betont er jedoch, wie „tief und innig“ er sie liebte; auch als die Jugend vorüber, hätte Elisa eine „unbeschreibliche Anmut“ gehabt, sei „jedem poetischen Eindruck hingegeben, von einer seltenen Liebenswürdigkeit, auch als Matrone fesselnd“. Er vergaß nicht, was er ihr verdankte, in endlosen Beziehungen habe sie ihm die reichste Förderung gegeben, ihn überhaupt erst zum Mann gemacht.

Wäre Elisa einsichtiger und weniger gefühlvoll gewesen, wäre ein ruhiges Glück vielleicht trotz der Schiefstellung möglich gewesen. Sie hätte dem jungen Mann die alles verstehende, sorgende, helfende, aufheiternde Freundin sein können. Wieviel gerade ihm an weiblicher Freundschaft lag, zeigt sein Verhältnis zu der Freundin Amalie von Sydow; während das Verhältnis zu Elisa sich lockerte, hat diese hochzuverehrende Frau viel in seinem Leben bedeutet. Die Beziehungen von Elisa und Immermann waren romantisch, und die Romantik ist schwankender, wenn auch blumenbedeckter Boden; er vermag kein dauerhaftes Glücksgebäude zu tragen. Auch die naive Verliebtheit des Generals von Lützow war zu seinem Unsegen ausgeschlagen. Die erhoffte reiche junge Dame hatte ihm schlankweg einen Korb gegeben. Im Grunde hing er mit allen Fasern seiner braven Seele an Elisa, schrieb ihr auch nach der Trennung bis an sein Ende reuerfüllte zärtliche Briefe ... Aber er heiratete seine verwitwete Schwägerin, eine seiner unwürdige Person. Enttäuscht, unglücklich starb er, von dieser getrennt, mit 52 Jahren.

Das so ideal gedachte Liebesverhältnis in Düsseldorf nahm dann ein jähes Ende. Als Immermann in der Vaterstadt Magdeburg seine Angehörigen besuchte, traf er dort das Mündel seines Bruders, die achtzehnjährige Marianne Niemeyer. Er verliebte sich in dieses reizvolle, seelisch reich veranlagte Geschöpf. Marianne geriet leicht in den Bann des fesselnden Mannes; ohne daß Elisa etwas ahnte, hielt er schriftlich bei Marianne an und gewann sie. Hier fällt ein Feigheitsschatten auf Immermann; mit Elisa unter einem Dach wohnend, wagte er es nicht, ihr den Verrat einzugestehen. Sie merkte die Änderung seines Wesens, wußte nicht, was sich zwischen ihr und dem Geliebten auftürmte. Von fremder Seite erfuhr sie die Verlobung und wollte nicht daran glauben; endlich teilte Immermann ihr die Tatsache brieflich mit.

Es war der Zusammenbruch ihres Lebens; sie faßte sofort den Entschluß, die Beziehungen auf immer zu lösen, ihn zu verlassen. Unbegreiflicherweise war er bestürzt, unglücklich bei diesem Gedanken; vielleicht glaubte er, seine inneren Vorwürfe zum Schweigen zu bringen, indem er sie anflehte, als Freundin mit ihm und seiner Frau dort wohnen zu bleiben. Ja, im Düsseldorfer Freundeskreis wurde dieses gehofft, wurde dieses ihr auf das wärmste angeraten. Mit vollendeter Sanftmut und Würde trennte sie die Beziehungen; sie klagte nicht, nur die nächste

Freundin, Johanna Motherby-Dieffenbach, wußte um ihren Gram. Immermann litt kaum weniger; er vertraute einem Freund: hätte er sich vorher das alles vorgestellt, hätte er sich niemals zu der Heirat entschlossen. Mit ihrer herbeigeeilten Freundin verließ sie 1839 das blumenumgebene Landhaus, in dem sie zwölf Jahre mit dem Geliebten verlebt hatte. Immermann begleitete sie nach Köln, dort wurde der alles in ihnen aufwühlende Abschied durchlitten. Beide waren tief veranlagte Empfindungsmenschen; es überwältigte sie die Erinnerung an die toten Hoffnungen, an das einstige Glück.

Die Biographin der Elisa behauptet, daß Immermann beständig seine Geliebte entbehrt hätte. Das ist wohl voreingenommen. Ihm wurde ein gesundes Glück an der Seite dieser ungewöhnlichen jungen Frau. Die Geburt eines Kindes war eine Krönung der Ehe; unerwartet erreichte ihn jedoch gleich darauf das Ende.

Ebenso wie der General von Lützow hatte auch Immermann in wärmster Zuneigung nach der Trennung an Elisa gehangen. Jetzt begab sich Seltenes und Schönes: Elisa und Marianne fanden sich in der gemeinsamen Liebe, traten sich nahe; hilfreich hat Elisa der jungen Witwe und der kleinen Tochter des einstigen Geliebten beigestanden.

In diesem Kreis ungewöhnlicher Menschen behauptet Marianne ihren Platz. Als Marianne Wolff später in Hamburg lebend, war sie mit Brahms, mit Hans v. Bülow befreundet, wurde von all ihren Bekannten sehr hochgeschätzt. Johanna Motherby, spätere Dieffenbach, wurde die nächste Freundin der Elisa; eine kräftige, geistvolle, lebensprühende Natur, ergänzte sie auf das glücklichste die Zartheit der Elisa, die beiden Frauen bilden ein erfreuliches Beispiel der zu Unrecht oft geleugneten Freundschaft unter Frauen.

Im Jahre 1840 kehrten die Freundinnen von schönen Reisen zurück, gründeten sich eine Häuslichkeit im damals äußersten Berlin. Sie lag in der Potsdamer Chaussee, unweit vom Botanischen Garten. Von dem Balkon blickte man auf den Kreuzberg, von den hinteren Zimmern auf den Tiergarten, auf den Grunewald und in der Ferne erhoben sich gerade noch sichtbar die Pichelsberge!

Beide Frauen waren gesellig veranlagt. Es gelang ihnen, einen ungewöhnlichen Kreis um sich zu versammeln. So verkehrten bei ihnen Cornelius, Rauch, W. v. Humboldt, Tieck, Henrik Steffens, Fr. v. Raumer, eine Reihe erlauchter Namen.

Auch nach dem Tod der Johanna Dieffenbach führte Elisa diese vornehme Geselligkeit weiter. Auf das eindrucksvollste zeugt ihr Lebensabend von dem seltenen Adel dieser Frau. Die wärmste Anhänglichkeit und Bewunderung wurde der Ergrauten zuteil, wenige Frauen sind aber auch mit gleicher Anmut gealtert.

1851 bezog sie als Einundsechzigerin das Haus Dessauer Straße 7, in dem sie später starb. Im selben Haus fand sich eine Wohnung für einen alten Jugendfreund, den General Leo Palm. Mit teilnehmender Ritterlichkeit hat er sich ihr gewidmet, ging mit ihr spazieren, las ihr vor, pflegte mit ihr die gemeinsamen Schätze vergangener Zeiten. Der Verkehr in ihrem Haus wurde sehr geschätzt. Adolf Stahr und Fanny Lewald, Julius Rodenberg, Heinrich Laube, Rudolf Gottschall, Therese v. Bacharacht, der Kunstforscher Schnaase, der Kanzelredner Krummacher gehörten zu ihrem Kreis, und es galt für eine besondere Auszeichnung, zu ihren Sonntagabenden eingeladen zu werden.

Anschaulich schildert uns die letzten Lebensjahre der Elisa, die Lebensluft ihrer Geselligkeit der junge Feodor Wehl: „Allem Edlen und Schönen schwärmerisch zugewendet, und stets in einem rührenden Kultus für die Größe in menschlichen Herzen, sowohl wie in dem Bereiche der Literatur und bildenden Künste begriffen, erhob dieselbe durch ihren Einfluß eine Gesellschaft von Künstlern, Literaten, Staatsmännern, Militärs und selbst recht geistig untergeordneten Menschen zu einer Höhe der Unterhaltung, zu einem Aufschwung der Welt- und Kunstanschauung, wie das wohl nur selten wieder nach ihr der Fall sein wird. Sonderbar und eigentümlich an dieser außerordentlichen, nicht genug zu würdigenden Frau war, daß sie ihre Gesellschaften nur mit anfeuernden Blicken, zustimmendem Lächeln oder abweisenden Mienen dirigierte. Ihr helles schönes blaues Auge, ihre hohe schlanke, bis zum Tode jugendlich anmutige Gestalt, ihre lang und edel geschnittene Hand mit dem unvergleichlichen Pfirsichduft über der zarten Haut, ihre Milde, Güte und Resignation erschienen wahrhaft bezaubernd."

So schildert er ihren Gruß: „Ein Gruß, in dem ein Hauch der schönen und edlen Seele lag, sie grüßte mit dem vollen und bezaubernden Ausdruck der Freude auf der Straße, in der Gesellschaft oder im Theater unter fremden Menschen einen Freund gefunden zu haben. Ihr Gruß war eine Verpflichtung, stets nur lieb und gut gegen sie zu sein ... sie grüßte in jeder Frau eine gleichgestimmte feine Seele, in jedem Mann ein ritterliches Wesen."

1855 ist sie entschlummert, an ihrem Sterbelager wachte der Freund.

Bald ist die Erinnerung an sie verblaßt, den meisten ist sie nur ein mit der Literaturgeschichte verknüpfter Name. Doch verkörpert sie in einer gewinnenden Persönlichkeit wertvolle Reize jener entschwundenen Zeit. Nur wenig stört hier und da eine gewisse „imitierte Gotik" des Rahmens die Ritterromantik des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Gefühlsüberschwang baute sie Altäre, dieser Tempeldienst hat ihr Herzeleid gebracht. Das Wesentliche an ihr war echt und rein und edel, ein verfeinerter Duft innerlicher und vornehmer Kultur umgibt ihre Gestalt.

Vom Schreibtisch und aus der Werkstatt

Carl Bulcke: Als ich Kind war in Königsberg



Stürmisch jagende Wolken, grau und hochgeballt, schwefelgelb und blutrot beleuchtet von der untergehenden Sonne; heulender, johlender Nordostwind im Hafenviertel, auf und ab geschaukelte Schiffe; Eisgang auf dem Pregel, in Gischt und Schaum an die Pfeiler der Grünen Brücke sich auftürmende Eisschollen, — das Herz klopft und die Brücke bebt; regenüberströmte Straßen, die ganze Stadt voll grauer rieselnder Regenschwaden, die auf den Lippen nach Salz schmecken: Es regnet so, als wollte die Welt untergehen; gewaltige Gewitter, stundenlang krachender Zorn des Himmels über verängstigten Menschen ...: das sind die ersten Erschütterungen meiner Kinderzeit.

Im Frühjahr tritt der Pregelstrom über die Ufer, die untere Stadt ist überschwemmt, man verkehrt auf den Straßen der Vorstadt in Booten, es werden aus Holz Notbrücken geschlagen und Laufgänge an den Straßenmauern gebaut. Das ist das erste Zeichen, daß der Winter zu Ende ist. Denn der Winter ist lang, der Winter ist barbarisch kalt, wir Kinder sind so gekleidet, daß nur Augen und Nasenspitze frei bleiben, und wir frieren erbärmlich, wir Königsberger Kinder. Auf dem Pregel vor der Grünen Brücke ist der Schlittenstand. Anfang März, zum Geburtstag meiner Mutter, stehen dort die Schlitten immer noch. Es ist schade, daß ihr niemals mit dem Schimmel Hektor auf dem gefrorenen Pregel in solch einem dieser Winter nach Holstein gefahren seid. Ein Ereignis ist das; spiegelblank und flaschengrün liegt der Pregel; aber mein Schimmel Hektor hat nicht Angst vor der Glätte und der spiegelnden Tiefe; er schnauft mit gesenktem Kopf, und es sieht aus, als trüge er langgedrehte weiße Papiertüten in seinen Nüstern; und dann sitzen wir vermummt im Schlitten, die geschärften Eisen des Schimmels krachen in das Eis und das göttliche Sausen beginnt. Endlos sind diese Winter. Der Schnee liegt in den Straßen so hoch, daß auf der Kneiphöfischen Langgasse der zur Schule hastende Sextaner wie in einem Schützengraben aus Schnee geht und er auf der anderen Seite der Straße nur die Köpfe der Vorübergehenden sehen kann. Es gibt wochenlang 20 Grad Kälte und mehr. Die Schulstuben sind dunkel, wenn der Unterricht beginnt. Deshalb gibt es in den Vorklassen mit Vorliebe als erste Stunde Singen oder Religionsunterricht; dazu braucht man kein Licht. Auf dem Katheder (es heißt: d i e Katheder, ich weiß) steht vor einer einsamen Unschlittkerze der uralte Vorschullehrer Riechert, kratzt seine Geige und singt mit uns, während oben um den Turm der Schloßkirche die Sperber und Taubenhabichte krächzen: „Üb' immer Treu und Redlichkeit." Die Schulbänke, vor denen wir hocken, sind aus schwerem Eichenholz, die Tausende von Ellenbogen durch wer weiß wieviel Jahrzehnte blankpoliert haben. Geschützt durch den Rücken des Vordermanns graben in mühseliger wochenlanger Arbeit die Achtjährigen ihre Namen in die Tische ein, da, wo noch gerade ein Plätzchen frei ist; so tut man das mit gesteigerter Übung von Klasse zu Klasse zehn Jahre lang. Die eingekerbten Buchstaben werden mit Tinte geschwärzt. So verlangt es die Sitte.

Im Mai beginnt glühende Hitze; Frühling gibt es nicht. Gleich ist der Sommer da. Im August beginnt schon wieder der Herbst mit Sturm und Ungemach. Dazwischen liegen vier Wochen Freude: Man fährt in Journalièren, planüberspannten Wagen, hinaus an den Strand, nach Kuhren, nach Cranz oder nach Neuhäuser. Dort stehen seit Urgroßvaterzeiten her in blumenumrahmten, nachtigallenumsungenen, tiefeingewachsenen Gärten holzgebaute Strandhäuser, vererbtes, geliebtes Familiengut, das gelegentlich auch an gute Freunde vermietet wird, fix und fertig für diese Sommerwochen mit allem Mobiliar und allem Porzellan. Man geht am Morgen in wütender Hitze auf langen weißen Bohlen über knietiefen Sand zur Düne

hinan, jagt durch Strandtiefen und Disteln hinab zum Bad: Die See liegt blaßgrün, blaugrau; der Rücken des Meeres ist weithin ruhig übersonnte Fläche, die Brandung hat mannshoch getürmte, krachend zusammenstürzende Wellen, die unsere Rücken krebsrot peitschen.

Diese Brandung ist aber nicht das Wesentliche. Etwas, das tiefsinnig macht, grüblerisch, wie schmerzhaft bewegt, sind jene Wellen, die durch die Brandung lang, gierig und flach, kraftlos hastend auf das Sandufer des Strandes zu laufen; es ist ein tausendjähriger Ehrgeiz in diesen Wellen, immer ein klein wenig weiter dies Sandufer hinaufzulaufen, als die vorhergehende Welle, durch eine letzte Kraftleistung zu überraschen und etwa gar den aufkreischenden Damen die Tanzschuhe naßzumachen. Sie rillen auf, diese Wellen, sie versickern sofort in dem leichten Sand, und ihres Lebens Spur bleibt für Augenblicke noch unter den vielen sich überschneidenden Linien in deren leichten Schaumstreifen erkennbar, der, wenn man zusieht, winzige Bernsteinstückchen auf den Sand gelegt hat.

Aber die Strandgäste stehen vor diesen Wellen und treiben ein nachdenkliches Spiel. Sie malen mit ihren Handstöcken und Schirmspitzen Worte und Zeichen in den Sand. Dann kommt die Welle und nimmt Worte und Zeichen fort. Der Dreizehnjährige schreibt heimlich viele Worte, die ihm nahe sind: Worte wie Ewigkeit, Ruhm und Kunst. Die Welle löscht alles aus. Der Fünfzehnjährige schreibt verzweifelt den Namen seiner unsterblichen Liebe und kaum steht der Name da, so hat die gierige Welle ihn vernichtet. Der Siebzehnjährige stellt sich abseits und schreibt: Cor nostrum inquietum est. Es muß eine ganz große Welle sein, die seine Erkenntnis zerstören wird. O ja, sie kommt.

Das ist der Umriß ... Ich habe das alles, und was dazwischen lag, einmal vor Jahren in einem ernsthaften Buch aufgeschrieben. Es beliebte nur ganz wenig Menschen, das Buch zu lesen. „Die Reise nach Italien" heißt das Buch.

⁂ ⁂ ⁂

Der Zehnjährige hat außer vor dem Leberthran noch keinen anderen Ekel. Da er ein merkwürdiges Leiden hat, — tägliche, unerträgliche Kopfschmerzen, — so gibt es für ihn viel Ferien. Noch sind die großen Rittergüter der Verwandten da, zu denen er auf die Weide geschickt wird, noch sind alte liebe Menschen da, die freundlich zu dem Kinde sind.

Der Zehnjährige spinnt sich eine traumhafte Geschichte aus, der Vierzigjährige denkt immer noch an diese traumhafte Geschichte: In dem alten Hause am Münzplatz, im Saale, bei Kerzenbeleuchtung und festlich gekleidet sitzen fünfzehn jugendliche Frauen und führen traumhafte Gespräche, nicken sich zu und lächeln und weinen, schauen sich an und schauen beglückt. Und der Zehnjährige steht an der Tür und eine der Fünfzehn streckt nach ihm die Arme aus, und alle anderen Vierzehn sehen ihn nicht. Fünfzehn müssen es sein: die eine ist seine Mutter, zwei Großmütter, vier Urgroßmütter, acht Ururgroßmütter. Rechnet nach, es sind fünfzehn.

Der Zehnjährige weiß nichts von Schmerz; alles ist gut, wie es ist. Der Kaufmannsjunge, er ist der erste von vielen Geschwister, hat die Gewohnheit eingeführt, nach der Schule, solange es irgend geht, eine Stunde und länger in der Stadt umherzutrödeln. Am Hafen stehen in langer Fläche Wittinnen, auch im heißesten Sommer in Pelze gekleidet, die Dschunken und handeln lange Angelruten, kunstvoll gekerbt, gegen blanke Soldatenknöpfe; vor der Börse stehen, schwarzbärtig in schwarzem Kaftan, geringelte Locken an den Schläfen die Juden, und es ist wichtig zu beobachten, wie komisch ehrfürchtig die christlichen Kaufleute von ihnen begrüßt werden. Der Zehnjährige wartet in seinem Versteck, bis auch sein Vater auf den Stufen der Börse an den Juden vorbeigeht und begrüßt wird. Vor den Schiffen ist immer Geschrei, wenn die Ladung gelöscht wird. Es ist großes Vergnügen, mit geschlossenen Augen festzustellen, welche Waren in die Speicher getragen werden, Korn, Teer, Hanf, Kolophonium, Tee, Sprit und leider auch Felle. Denn der Gestank dieser Felle ist bestialisch.

Es wird Gewohnheit, nicht bloß durch die Speicher sondern spaßeshalber auch in der Stadt mit geschlossenen Augen zu gehen: Der Zehnjährige kennt ja jedes Haus. Hier ist die Seife-, hier die Tabak-

fabrik, hier wohnt der Apotheker, dies hier ist die Eisenhandlung ...

In dem Zwölfjährigen dämmert etwas: Weshalb stehe ich eigentlich immer beiseite? Die anderen Jungen lachen plötzlich schallend, wie kommt das? Sie haben alle viel stärkere Gliedmaßen, runde, breite Gesichter, weshalb sehe ich anders aus? Weinen die anderen nachts auch immer, bevor sie einschlafen? Weshalb habe ich allein immer die Kopfschmerzen? Im Unterbewußtsein beginnt etwas zu klagen.

Die mütterliche Familie des Zwölfjährigen ist aus Frankreich eingewandert. Der Großvater war französischer Konsul. Der Vater des Zwölfjährigen hat als Deutscher in Frankreich gelebt, er hat einen großen Mann in seinem Leben verehrt, das ist Viktor Hugo, er ist bei Beginn des Krieges in das Haus dieses französischen Konsuls geflüchtet. Bismarck, dieser Narr, Preußen, dieser Unfug.

Der Junge weiß nicht, wie es kommt, daß ihn sein Alleinsein quält.

Und damit beginnt die Leidensgeschichte eines armen, unglückseligen Jungen aus reichem Hause. Sie dauerte fast volle acht Jahre. Das ist alles schon einmal anderswo von mir aufgeschrieben worden.

Es hat mich oft in späteren Jahren gewundert, daß erwachsene Menschen rot werden konnten vor Wut, weiß werden vor Haß, feige werden vor Todesfurcht. Ich habe in späteren Jahren unberührt beiseite gesehen, wenn in meinem Dienst mit Gefängnis oder Zuchthaus bestrafte Menschen über die Fürchterlichkeit der Strafe jammerten. Ich bin nach Qual und Haß — o, wie habe ich gehaßt — ein ziemlich freier Mensch geworden.

⌘ ⌘ ⌘

Es waren damals ein paar dünne Fäden, die mich von dem Tag um Tag gehegten Plan abhielten. Es gab ein Theater in Königsberg, und der billigste Platz kostete fünfzig Pfennig. Auf der Durchreise nach Rußland erschienen alle unsere großen Schauspieler und Sänger und gaben bei uns Gastspiele. Ich habe sie alle gesehen, Sonnenthal und Matkowski, Kainz und die Duse, Franz Liszt und Hans v. Bülow. Engelbrecht und ich stehen auf der Galerie. Engelbrecht hat einen Theaterzettel, Sonnenthal spielt den Macbeth, und nach jedem Aktschluß rast das Publikum. Nach jedem Aktschluß aber zieht Engelbrecht seinen Bleistift aus der Tasche und streicht Helden und Darsteller, die eben vorher ums Leben gekommen sind, auf den Theaterzettel aus, denn Ordnung muß sein.

Das zweite war Freude an der Dichtkunst. Diese Freude fing damit an, daß jemand Gleichgültiges in einem Konzert den Archibald Douglas sang. Dies Gedicht ist entscheidend für mich gewesen.

Das dritte war die Holdseligkeit eines Mädchengesichtes und das vierte war ... das vierte war die bei Strafe sofortiger Entlassung verbotene Schülerkneipe. In einem Kellerraum sitzen im Zigarettenqualm und bei Flaschenbier zwanzig, dreißig blasse Jungen. Ein Siebzehnjähriger, breit in den Schultern, strotzend in Mut und Kraft, agiert den zweiten Akt aus dem Romeo. Der Areopag von dreißig blassen Jungen entscheidet, daß diese Leistung genial sei. Er hieß, wie er heute noch heißt: Paul Wegener.

⌘ ⌘ ⌘

Ich war fast zwanzig Jahre alt, als der Befreiungstag kam. Es gab kaum Zeit, Abschied zu nehmen. Es kam der Wind, hob mich auf seine Flügel, und ich flog davon.

Wohl zwanzig Jahre hat es gedauert, bis ich es über mich vermochte, meine Vaterstadt wiederzusehen.

Klage. Von Paul Wolf

Mit rotem Gold kam der Freier mein,
Umhing mir den Nacken mit Edelgestein —
So ward ich ihm versprochen ....
Wie ich in Schmerzen mich aufgebäumt,
O sag's ihm, Fluß, der so zornig schäumt,
Sag's ihm, dem Knaben, dem feinen —
Dem meinen. —
Und sag' ihm, Berg, der so klagend klingt,
Schwarzvöglein du, das so zagend singt,
Wie mir das Herz gebrochen ...

Das Riesenspielzeug

Eine Geschichte von Max Dreyer

Hinter der Düne stehen zwei Häuser, ein größeres, ein kleineres, sich ähnlich wie Geschwister, die letzten des Dorfs. Die ersten vielmehr, denn keines sonst hat sich so mutig wie diese beiden an die See herangetraut.

So stehen sie als Wärter und Wächter, lauernd und achtsam, ihre struppigen Strohköpfe lugen über den hohen Kamm hinaus auf das Meer. Dabei werfen sie sich selber aus den verschmitzten kleinen Fensteraugen ihrer Giebel zwinkernde Seitenblicke zu, denn sie kennen einander gut aus der langen Zeit ihres Lebens, mancherlei ist zwischen ihnen geschehen, und keines traut dem andern so recht über den Weg.

Gut, daß dieser Weg breit genug ist, gut, daß ein beträchtlicher Streif von Heide und Weideland zwischen ihnen sich reckt.

Unter dem größeren Strohdach haust der Fischer Jakob Kloband.

Dieser Jakob hat zwei Söhne — nur zwei, aber sie sind danach; sie haben von ihrem Vater das Gebäude, und ihre Knochen hätten es mit Ruben, Simeon, Levi, Juda — ob dieser gleich ein junger Löwe war —, hätten es mit dem ganzen Dutzend der andern Jakobssöhne getrost und gottesfürchtig aufgenommen.

Neben diesen beiden, nach dem Vater zugeschnittenen Schlagetots ist aber in dem Kobandschen Fischerhause noch ein Zarteres aufgewachsen, eine Tochter, die der weichen und rundlichen Mutter nachartet.

Alice — sprich Alietze — ist jenen Knochenmenschen gegenüber das geistige Element in der Familie und offenbar zu Höherem geboren. Dies zeigt schon, daß sie allen Werbungen der jungen Fischer widerstanden und ihre erste Liebe einem braunlockigen Friseurgehilfen in dem benachbarten Badeort geschenkt hat. Neuerdings aber ist sie von der Haarkunst zur Musik abgebogen. Die Jünglinge der Kurkapelle stechen ihr in die Augen.

Und nun geschieht es, daß ihr Vater, für den Geld nach den fabelhaften Frühjahrsfängen keine Rolle spielt, sich die Wohnung neu einrichtet. „Lietzing“ möcht' „zu und zu gern“ ein Klavier haben. „Dat sast du, mien Diern!“ erklärt der Alte, der es sich leisten kann, mit Breite und Haltung. Und sie kriegt ihr Klavier, und den Klavierlehrer, der dazu gehört, kriegt sie auch.

Gust Bötefüer ist der Lehrer.

Über die Heide wandert ein Mensch, in eckigem Schlenkern, ein langer Junge. Nein, das ist kein Wandern, jetzt bleibt er alle Naslang stehn und reckt die Arme und spreitet die Finger — und dann stürmt er vorwärts mit Gejohl und Gebrüll und greift in die Luft machtvoll und hat was gepackt und schüttelt es, schüttelt es. Bleibt plötzlich stehn wie erstarrt — die Arme fallen — und schreitet dann langsam im Takt, singt leise dazu. Und geht wie auf Wolken eine lange Wegstrecke. Nun aber ist er wieder auf der Heide und wirft sich ins Kraut, greift hinein mit beiden Händen und will die Welt an sich drücken, an sein Herz. Dreht sich dann um, wälzt sich und rollt sich auf dem Rücken wie ein Fohlen, und streckt alle viere gen Himmel. Eine Lerche flattert auf — er horcht ihrem Jubel zu und pfeift ihn ihr nach. Haargenau. Und die See, durch die Dünenhügel, braust ihre Akkorde her zu dem Lerchentriller. Sie stimmen — Fis-Dur. Der Mann nickt. Die Welt ist richtig und darf so bleiben. Gewährend hebt er den Zeigefinger.

Ist all dies noch eines vernunftbegnadeten Wesens Gehabe? Wer ist dieser Mensch? Gust Bötefüer.

In dem kleinen Musikpavillon am Strande sitzt die Kurkapelle. Streitlustig stimmen sie die Instrumente. „Was die jungen Mädchen träumen“ wird den Hörern zu Gemüte geführt. Zornig dirigiert der Kapellmeister Herr Rütebusch. Hart und straff ist alles an ihm, nach oben stehen Schnurrbart, Brauen, Kopfhaare, und er dirigiert, wie seine Haare stehn, spitz und stachelig nach oben. Er holt nichts herauf und heraus, er schreckt bloß, so sagen sie, und macht stutzig. Gefahrvoll wird es, so oft die Wut seines Ehrgeizes mit ihm durchgeht und er Wagner, Brahms, Grieg, Puccini das Wort erteilt. Hilft ihm der Konzertmeister die Bande zusammenhalten und leiten? Das ist ein matter Weißbart, sehr still und sehr resigniert. Aber der junge neben ihm, die erste Geige? Der sieht nach etwas aus, nur daß man erst nicht so recht klug aus ihm wird. Weltenfern können die Augen sein, als ob ihn der ganze Kram hier ganz und gar nichts kümmere. Dann, wenn der Konflikt zwischen Führer und Mannschaft sich verschärft, flackert es ganz schlingelhaft in seinen Blicken — so wie Straßenjungen sich freuen, wenn Hunde sich



Altes Eifelnest. Gemälde von Albert Holz
(Düsseldorf, Sammlung Ambart)



beißen. Plötzlich aber, da die Sache ganz schief zu gehen droht, zuckt und ruckt es in ihm, dem Klarinettisten nickt er zu, der ihm gegenübersitzt — dieser plinkt zurück mit seinen durch das viele Blasen hervorgequollenen, melancholischen Seehundsaugen, und die beiden Wackern ziehen gemeinsam die verfahrene Karre auf die rechte Bahn.

Wer ist's, der so führend sieghaft violino primo spielt? Gust Bötefüer.

⁂ ⁂ ⁂

Gust hatte sein Quartier in dem kleineren der beiden Dünenhäuser, das der Witwe Drews gehörte. Deren Hausgenosse war ihr gleichfalls verwitweter Schwager, der alte Fischer Peter Willich. Das waren zwei stille Menschen, die ihre eigenen Wege gingen, vom Dasein hart angefaßt und doch nicht verbittert. Und gut anzusehn, er wie sie, beide schneeweiß, obwohl sie noch in den Sechzigern standen. Aber beileibe nicht ausgelaugt von der Lake des Lebens, gar nicht blaß, gar nicht verwaschen. Von gesunden Neigungen und Abneigungen, von Lust an der Arbeit und freudig versunken in ihre Feierstunden. Agathe Drews hatte ihre Blumen, Peter Willich hatte seine Sterne.

Peter war als Seefahrer um die ganze Welt gekommen, und in der Südsee hatte es ihn gepackt. Nicht von dem berühmten Kreuz des Südens war er so überwältigt worden — nein, da ist am südlichen Himmel so eine leere, ganz sternlose Stelle, die Amerikaner nennen sie den Kohlensack — Windstille war seit Tagen — an Bord des Dreimasters eine Stimmung, in der man mordet, andre oder sich — verdüstert lag er auf Deck, allein für sich und starrte nach oben — da trafen seine Blicke diesen furchtbar traurigen, von Gott völlig verlassenen Himmelsraum, und seine Augen wollten mit ihm ganz und gar hinein in den grauenhaft unergründlichen Schlund — er mußte, wie er selbst erzählt, seine Seele aus Leibeskräften festhalten, daß sie mit ihm nicht hineinflog in dieses unentrinnbare, grausige Loch, in die Finsternis, das Nachtland der ewig Verlorenen. Und da rettete er sich mit Gewalt zu den leuchtenden Sternen, betete zu ihrem Licht und wurde ihr Gläubiger, schloß einen Herzensbund mit ihnen und suchte ihrem Wesen näher zu kommen, nach seinem Vermögen. So war er ein Sterngucker geworden, von den Klobands verlacht — aber das war ihm ein Ruhm.

Überflüssig zu bemerken, daß diese Freunde von Blumen und Sternen die Musik liebten.

Heute saßen sie nach schwülem Frühlingstag im Abenddämmer vor der Tür. Gust hatte ihnen Volkslieder gespielt, sie hier und da mit eigenen Arabesken umschlungen. Im Osten wetterleuchtete es. Wolkengespenster zogen am Himmel. Kobolde drängten sich um die Mondsichel, hängten sich an ihre Zacken und schnitten ihre Fratzen. Da prickelte es Gust in den Fingern, er spielte ihnen die B-Dur-Caprice von Paganini.

Er war noch nicht zu Ende, als Jakob Kloband, der gerade des Weges kam, sich zu ihnen gesellte. Dem machte es nichts, daß er im Kreise dieses Hauses nicht wohlgelitten war — im Gegenteil, sein Selbstgefühl steigerte sich an allem, was ihm Widerstand bot.

„Junge, Junge," erklärte er in ehrlicher Bewunderung, als Gust den Schlußstrich zog, „könen Se öwer fix!"

Dann begrüßte er alle drei mit ungestört zugreifender Tatze, sprach vom Wetter und fragte nun Gust wie nebenher, ob er nicht einen Klavierlehrer wüßte für seine Tochter.

„Nee," antwortete Gust kurz und von oben.

Den Schulmeister wollte sie nicht, der sei ihr zu „transtäwelig". Ob er, Gust Bötefüer, nicht könne.

Könne — vielleicht. Aber er habe nicht die geringste Lust dazu.

„Na, denn nich," sagte Vater Kloband, und er ging in derselben hohen Gelassenheit, in der er gekommen war.

Dieses infam breitspurige Wesen. Fehlte bloß noch, daß er mit dem Geld um sich warf! Geld! Gust Bötefüer hat, was er braucht, und braucht, was er hat, und mehr will er nicht. Ein Musikant ist er und was verträgt sich weniger miteinander als Musik und Mammon! Mozart, Beethoven, Schubert, nicht wahr, die sagen's einem! Wie sie ihm, als jungen Konservatoristen, erzählten, daß größte Tonsetzer unsrer Tage die größten Finanzkünstler seien, lief er Sturm wie gegen unerhörte Verleumdung.

Auch sonstige Gelegenheiten, als Junge ausgelacht zu werden, vermied er nicht. Aber seine Meinung blieb, nachdem er die spanischen Stiefel des Konservatoriums ausgezogen hatte, im Einklang mit seinem Leben: sein eigener Aufstieg behängte sich nicht mit metallischer Last.

Er zigeunerte herum, in Berlin zumeist, spielte in Cafés, in Kinos, in kleinen Theaterkapellen — dann aber, doch wohlzumerken nur, wenn er etwas Geld beisammen hatte, warf er die „Lohnfiedelei" hin, lief in Konzerte — das kannst du auch, das kannst du besser, das wirst du lernen! — und übte und hatte Gedanken — genoß, arbeitete und schuf.

Aber das hatte natürlich seine Weile. Dann mußte er doch wieder Lohnfiedler

werden; so kam er aus der Halbheit nicht heraus und wurde vollends unstet.

Eine Ruhepause wollte das Schicksal ihm gönnen — wär' sie größer gewesen, er hätte festen Boden gewonnen, Siedlung und Heimat. Nun aber bekam er in Stücken, was als Ganzes ihm hätte helfen können.

Ihm fiel eine kleine Erbschaft zu. Der Erblasser — der ihn zu kennen glaubte und der es gut meinte — hatte bestimmt, daß sie ihm in Raten ausgezahlt werden sollte.

Machte das im Grunde nicht alles sehr viel schlimmer, die Rastlosigkeit, das Haschende seines Wesens, das Hin und Her, das Auf und Ab seines Lebens?

Und zornig fragte er immer wieder: Was soll ich mit solchem Labsal, alle dreiviertel Jahr einen Teelöffel voll!

Warum hatte er diese heimtückische Erbschaft überhaupt angetreten! Hat er nicht immer gepredigt, das Geld ist verflucht! Und läßt sich nun selbst, nun selbst vergiften!

Dann verfiel er in tiefsinnige Niedertracht. Und baute eine Nänie an den „Paten in Raten". Die einführenden Worte sang er so:

Wir leben in Raten,
Wir sterben in Raten,
Wir geben in Raten,
Wir erben in Raten,
Wir lieben in Raten
Und sieben die Saaten
Und danken den Paten
In Jubelkantaten.

Und jetzt kam es, eine Dachkatzenmusik, ein Hexenritt, ein Höllensabbat.

Von Berlin aber, da mal wieder eine Rate aufgebraucht war, hatte er vorderhand genug, sein niederdeutsches Gemüt sehnte sich nach der See, und so nahm er die Stelle hier in der Kurkapelle an.

Er hatte viel von seinem Ehrgeiz und das meiste seines Hochmuts draußen gelassen, er erhob sich nicht über die Kollegen, diese scheckige gesprenkelte Schar, in der er als wirklichen Künstler nur den alten Klarinettisten fand.

Der schlug denselben Ton an, nur noch milder und müder. „Diese lieben Kunstfreunde" — so nannte er sie — „für mich haben sie was Rührendes. Möchten alle so gern, aber es wird nun einmal nicht mehr." Doch wie er den Gust sich vorknöpfte, wurde er heller und härter. „Sie gehören nicht hierher, und Sie dürfen so was nicht wieder tun. Denn schließlich färbt es ab."

„Und Sie selbst?"

„Du lieber Gott, was liegt an mir. Und in viel Tinten bin ich schon geraten. Mir tut keine Farbe mehr was zuleide." Sein Asthma wurde wehmütig, aber dann schämte es sich und wetterte nun los gegen Gust.

„Von Ihnen ist die Rede! Und Sie — was wollen Sie hier! Hier der erste! Rein mit Ihnen in ein Orchester, wo Sie der letzte sind! Primgeiger! Primgeiger in Kakeldütt und Stiefelknechtshagen!" Die Augen rollten, und der Schnurrbart schnob.

Gust Bötefüer neigte das Gesicht; er wehrte sich, ein Stolz kam in ihm auf, ein Bewußtes; er wollte etwas sagen, hielt dann aber lieber doch den Mund.

Und nun das Schlußwort des Alten. „Ich weiß, was Sie sich jetzt da erzählen. Mit innerer Genugtuung und so was. Daß Sie komponieren! Du lieber Gott — ein Musikant, und nicht komponieren! Wie spricht der Hund? Und der Hund bellt. Aber das eine lassen Sie sich von mir sagen: es wird viel zu viel gebellt in der Welt und zu wenig gelernt!"

Recht hat er, dreimal recht, dieser widerwärtige, wildgewordene Melancholikus. Und Gust hatte seinen Dämpfer, der ihm not tat trotz des abgewiegelten Größenwahns.

Setzte er sich nicht immer noch gern aufs hohe Pferd? Die Sache mit der Klavierstunde kann es bezeugen.

Aber schon wurde sein Konflikt mit Vater Kloband gelöst und die lösende war eine weibliche Hand.

⌘ ⌘ ⌘

Alice Kloband erschien auf dem Plan.

Gust hatte sie bisher nur von ferne gesehn und keinen besonderen Begriff mit ihr verbunden. Nun schritt sie mit wiegenden Hüften, in einer pomadigen Entschlossenheit auf das Nachbarhaus zu, begrüßte in der Tür Tante Agathe und fragte in dem bedächtigten Tonfall ihrer singenden Stimme nach dem Musiker — sie hob in diesem Wort wie alle Leute hier die zweite Silbe hervor.

Gust war in seinem Giebel. Ihm gefiel der volle, sinnlich runde Klang ihres Organs. Die müssen wir uns näher besehen — der Gedanke hätte ihn hinuntergeführt, auch wäre er nicht der Gesuchte gewesen.

Ungezwungen trat sie ihm entgegen. „Ach Herr Musiker, wir haben ehgestern unser Klavier gekriegt, und da möchten wir Sie bitten, daß Sie es mal probieren. Ob es so in Ordnung is oder ob es noch gestimmt werden muß. Bei uns zu Haus versteht keiner was davon." Dazu blinkten lachende Zähne.

Gust war gleich bereit, mit ihr zu gehn.

Dieses Klobanderzeugnis — so sagte er sich — hast du dir eigentlich anders vorgestellt. Sie war nett angezogen, städtisch, mit leidlichem Geschmack. Ihr dunkelblondes Haar, das Sonne und Seeluft in den Enden fuchsig gebleicht hatten, war kleidsam aufgesteckt. Die Stupsnase nahm einen Aufschwung zu

krauser Fröhlichkeit, schwer war der Mund, dunkelrot und naschhaft bereit, schwerer noch die Lider, die aber so das Fischartige im Ausdruck der runden, großen, blaugrauen Augen wesentlich schmälerten. Das Schönste war ihre flaumige Haut, das leuchtende Weiß und Rot ihrer Farben.

Zu Hause fanden sie nur die Mutter, die den Besuch stumm mit lächelndem, zahnlosem Wohlwollen begrüßte und weiter keine Rolle spielte.

Gust trat schaudernd in die gute Stube und setzte sich gleich an das Instrument. Ein paar Harpeggien, dann eine Tonleiter und noch eine, ein kurzes Phantasieren über die ganze Klaviatur — er nickte kurz. Reichlich seelenlos war der Kasten, aber sachgemäß tüchtig und hielt den Ton.

„Ich glaube, es ist alles gut," sagte er, stand auf und machte den Deckel zu.

„Ach nee," sagte sie enttäuscht. „Wollen Sie mir nicht noch 'n bischen was vorspielen?"

Darin war ein erfrischend Vertrautes und ein so natürlich Begehrliches, daß er sie lächelnd ansah. Gleichwohl lehnte er ab. „Ich bin auf dem Klavier nicht richtig zu Hause."

Ihr Spürsinn aber witterte, daß sie Oberwasser bei ihm bekam. Sie rückte ihm einen Schritt näher.

„Aber doch so, daß ich von Ihnen lernen kann. Un ich möcht' Sie gern zum Klavierlehrer haben."

Wieder sah er sie an — es lief etwas über ihn hin, ein Lockendes, ein Warnendes.

Dieses unbefangene triebhafte Habenwollen ihrer ganzen Art, es ging ihm ins Blut.

Er wollte sie sich verleiden, wollte sie häßlich finden — ihren Mund, ihre Augen — aber gerade, in denen war dieses lässig Animalische, dieses betörend Dürstende und Schlürfende — alle Wetter — ging das ins Blut!

Da entdeckt er etwas! — Ihre Ohren — ja doch, ja — sie sind ungleich — das linke ist größer als das rechte — auffallend! Und mit solchen Ohren will sie Gehör haben für Musik —! —

Das freilich kann man nicht wissen — da gibt es die unmöglichsten Möglichkeiten — aber der Unterschied — lächerlich groß ist er — das Mädel ist ja eine Mißgeburt —!

Und jetzt ist er gerettet. Nun hat er die richtige Operationsbasis, von hier aus kann er sie sich zu Gemüte führen mit all ihren Unzulänglichkeiten.

Diese Fehlfarben in ihrem Haar! Und hat sie nicht einen Lappländermund — ja, ja, ja! Und Fischaugen, wenn sie auch manchmal halb zugeklappt sind, Fischaugen, Fischaugen! O, eine ganze Symphonie von Kakophonien bringt er aus ihr zustande.

Und diese Umgebung, diese gute Stube, zum Purzeln!

Sirene, wo bist du geblieben!

Und dann die Familie. Diese stupide Mutter. Und die Mannsleut, diese drei Schlakse und Schlote! Einer immer länger und dümmer als der andere!

Freilich, daß drei solche Giganten dieses Kleinod behüteten, das hatte nun doch seinen Reiz, das machte Spaß! Ja, weiß Gott, das konnte der ganzen Geschichte so etwas wie Schwung und Schmiß geben. Und auf die Geschmähte fiel eine Art Glanz.

Wie sie dann aber seinen aufs neue forschenden Augen ihr Gesicht näher brachte — bitte, bedienen Sie sich! — und mit leuchtendem Gleichmut ihn ertappte: „Sie kucken sich wohl meine Ohren an — sind ulkig, nich?" — da war er wehrlos, da war es um ihn geschehen, da brach seine Überhebung in die Knie, beschämt, belustigt, verlegen, bezwungen wurde er. Und er stammelte ihr lächelnd sein Gewähren. „Ja — wenn Sie also meinen — dann können wir es ja miteinander versuchen — ja!"

⁂ ⁂ ⁂

Als Lietzchen sich ihren Klavierlehrer geholt hatte, war eine Zeitlang Ruhe in der Natur.

Gust tat seinen Dienst, schlenderte über die Heide, wandelte auf Wolken, führte wöchentlich zweimal seine Schülerin in die Geheimnisse des Notensystems, ganz Lehrer, ernst, gehalten und gestärkt von jedem kleinen Erfolg.

Alice hatte das Schwergewicht ihres gelassenen, wuchtenden Willens an ihre Aufgabe gesetzt und sie drang allmählich durch; die Mutter schmunzelte und mummelte mit ihrem wunschlos zufriedenen Munde; Vater Kloband und seine Jungen fischten, verdienten nach wie vor viel Geld, lümmelten sich und rauchten. In dem kleinen Haus aber wurden die Blumen und Sterne bedacht.

Sie waren in den letzten Maitagen. Der erste Frühlingsansturm war vorüber. Aus dem Sprühen und Flimmern war ein Blühen und Leuchten geworden. Die Welt atmete sich wohlig aus in Farbe und Licht. Eine zeitlose, gedankenlose Glückseligkeit war aufgegangen. Gust liegt am Strande und läßt sich die Sonne in den Hals scheinen. Seine Finger spielen im Sande. Er ist der liebe Gott — die Sandkörner, die durch seine Hände rieseln, sind Stunden, sind Schicksale, sind Menschenleben. Er ist

über den Dingen, über den Zeiten, über den Räumen.

Gott ist er, und Gott ist der Rhythmus der Dinge. Ist die Musik der Welt.

Er ist die Musik. Die Musik — kann die Musik Musik machen? In einem kleinen verwunschenen Kurorchester an der Ostsee die „Rosen aus dem Süden" spielen? Mit Hans Baguhn als Trompeter, der sich meist verzählt und selten die Einsätze richtig bringt!

Wie wohl lächelte es sich hier oben über der Welt. Ja, als lieber Gott hat man's gut.

Und Klavierstunde braucht man auch nicht zu geben.

Obwohl — er es hat sich eigentlich schlimmer gedacht. Begabt ist sie ja nicht, aber sie hat immerhin Gehör, wennschon ihre beiden Ohren — nein, nein, nicht wieder davon anfangen! Warum der kleinen Lietze was zuleide tun? Ist sie nicht ein resolutes Mädel? Mit Energie im Leibe, mit eigenem Willen und eigenem Weg! Wenn man so ihre Brüder, die Stumpfböcke, neben sie hält! — Nichts gegen die kleine Lietze!

Morgen will er ihr eine kleine Etüde bringen, die er selbst für sie gesetzt hat. Ganz leicht ist sie und bleibt natürlich ganz obenauf, aber sie klingt gefällig und geht ihr vielleicht ins Ohr.

Eigentümlich ist es: erst schien es ihm so, als möchte sie ihn leiden — als wäre sie gar ein wenig verliebt in ihn. Aber jetzt fühlt er nichts mehr in ihr schwingen, alles Zärtliche hat die Sachlichkeit verschlungen, der Fleiß, die Lernbegier.

Achtungswert — ja — und etwas kränkend. Ein gewisser Stachel ist da, der seine Sinne prickelt.

Wenn er sich nun in sie verliebt? Er lacht dazu. In Alice Kloband! Doch gleich schlägt er seinem Hochmut zwischen die Hörner. Möglich ist auch dies. Doch man male sich die Folgen aus. Dabei stellen sich allerlei peinliche Gesichte ein.

Nein, nein — er rettet sich in Sonne und kehrt lieber in sein Gottesdasein zurück.

Bis die Uhr kräftig mit der Zeitlosigkeit umspringt und ihn in den Pavillon ruft. Hier geigt er seinen Striemel, oft ein wenig abwesend, oft ein wenig boshaft und verschlagen, aber im ganzen brav.

Mehr als sonst beschäftigt er sich mit dem, was da unten auf der Strandpromenade vorbeiflaniert. All dies Affige und Gespreizte, dies sich Ausstellen und Ausbieten, dies Geschnalze und Gebalze, verstohlen und verlogen — übel, übel, übel! Und was bildet ihr euch ein, ihr Puten! Wir wären für euch da, wir zu eurem Ergötzen! Ihr gebt uns eine Vorstellung, ihr uns! Ein Affentheater seid ihr!

So schilt heute sein Zorn. Und auf dem Heimweg bekommt sein Begleiter, der Klarinettist, noch einen Nachhall zu hören.

Der lächelt wehmütig: „Mummenschanz — Maskenspiel — hier wie überall. Und was steckt dahinter? Überall und auch hier? Gequälte Kreatur."

Mit solchen asthmatischen Allgemeinheiten gibt Gust sich nicht zufrieden. Er reitet weiter seine Attacken gegen die „Abgeschmacktheiten der Zivilisation" und schimpft auf die Städte und plätschert — schließlich auch in Verallgemeinerungen herum.

Dann sagt er: „Was gäb' ich, wenn ich nicht in die Stadt zurückbrauchte!"

Die Seehundsaugen blicken hell. „Das ist ein Gedanke, Mann! Ja, ja, — Sie müssen sich mal gründlich auslüften — von den Cafés — von dem ‚schweren exotischen Duft'. Es muß sich mal was setzen von all dem, was in Ihnen rumort."

„Ja, ja — das redet sich so leicht —"

„Werden Sie mal 'n paar Monate Landarbeiter — Himmel noch mal! Im Freien sein und die Knochen mal rühren. Und mit unparfümierten Menschen zusammen. Tagelöhnern Sie in der Stadt nicht auch? Nur in schlechter Luft. Und haben außerdem das ekelhafte Gefühl, daß Sie Ihre Kunst dazu hergeben! Herrgott, wenn ich jung wäre!"

„Das klingt ja nach was!"

„Lassen sie die Fiedel mal 'ne Zeitlang Ihre Feierstunde sein — Ihren Sonn- und Festtag. Sollen mal sehen, was dann aus ihr herauskommt! Wenn es überhaupt was wird, dann nur so!"

Die Worte des Alten gingen mit ihm, weil Gedanken und eigene Wünsche in ihnen wirkten.

Und er sann nach. Im Herbst war wieder eine Rate fällig — die letzte, leider oder auch Gott sei Dank! Für die nächsten Monate brauchte er sich nicht zu sorgen. Nicht mal als Knecht braucht' er sich zu verdingen er war ein freier Mann und konnte singen.

Und singen wollte er — endlich einmal in Tönen sich ausschwingen lassen, was in ihm lebendig war. Hier würde es ihm gelingen.

Er liebt dieses Land. Wieder sah er aus seinem Giebelfenster, wie dort hinter dem Buchengehölz auf der Uferhöhe die Sonne versank. Ihre Feuer harften durch die Stämme und zogen Flammenstreifen über die violetten Wasser, Boote mit rostbraunen Segeln glitten tönend durch Schatten und Licht. Wie melodisch das alles lebte!

Er dachte all der klingenden Bilder, die

das Ufer ihm schenkte — dachte, wie das Mondlicht die Wellen meistert, und an die Zwiesprache zwischen Meer und Sternen.

Und wie er sich auf die Herbststürme freute! Ja, auf die Herbststürme — denn nun war es beschlossen, daß er blieb.

Immer freundschaftlicher gedachte er auch der Bewohner dieses Gestades; selbst die, die ihm fremd waren, peinlich oder unangenehm, rückte er sich in ein anderes Licht.

Da gingen die beiden Klobandjungen auf ihr Haus zu. Man mochte gegen sie sagen was man wollte — hatten sie nicht ihre Linie? War das nicht Kraft, Haltung, Charakter — und was gibt es Besseres! Und in ihrem klobigen, wuchtigen Schreiten, so ungefüge es schien — war darin nicht ein besonderer wiegender Rhythmus? Nur die Augen offen halten — und das Ohr! —

Gust Bötefüer setzt sich auf die Hausbank zu Peter Willich. Ein Stern, ein einziger an dem noch dämmerungsmatten Himmel, tief im Süden über dem Horizont.

„Der Mars," gibt Vater Willich zu wissen.

„Ist das nun was mit den Kanälen oder nicht?" fragt Gust den Kundigen. „Leben da nun Wesen ähnlich wie wir?"

Auf dem Gesicht des Alten liegt der Kummer der Wissenschaft.

„Das is ümmer noch nich raus," antwortet er sorgenvoll. „Ob da die nötige Luft is zum Atmen oder nich. Neuerdings wollen sie auf dem Mars Schneelager entdeckt haben. Dann hat es seine Richtigkeit mit der Atmosphäre, dann kann man da leben. Aber da haben wir nu wieder das Spektroskop, und das weist nu nach, daß da nich genug Wasserdampf is fürs Luftholen. Un danach is es wieder nicks mit den Lebewesen. Ja, so is es nu leider."

Damit, so erklärt Gust entschlossen, bekomme die ganze Weltenordnung ein anderes Gesicht! Dann seien die Erdbewohner, die Menschen vielleicht doch die einzigen Lebewesen im Kosmos, und die Erde sei und bleibe der Mittelpunkt der Welt. Dann dürfe man auch nicht mehr lächeln über das bißchen Menschenleid und das bißchen Menschenerlösung und über den kleinen Christus, der bloß für die Erde sich opferte! Dann ist Gott wirklich der Menschengott und der Mensch, der Erdenmensch Gottes Ebenbild!

Stolzer, gehobener von Lebenswert und eigener Schöpferkraft blickt Gust zum Himmel auf, an dem der Abend jetzt Stern um Stern heraufführt, der Erde zum Dienst, den Menschen zur Freude. Ein Reigen ihren Augen, eine Musik ihrem Ohr.

Auf die Banklehne legte er die gereckten Arme und atmet tief. Und es ist ein Tönen in ihm.

Dann sinkt er zurück, in die Dinge um ihn, wird hausbacken und nachbarlich und hat seinen Scherz. ‚Jetzt weiß ich auch, woher die Klobands ihr Selbstgefühl beziehn,' denkt er schmunzelnd — auch Alice, sein Klaviersäugling, die nicht das wenigste davon abbekommt.

Morgen wird er ihr die Etüde bringen. Wird sie diese Gabe würdigen?

Sie hat sie gewürdigt. Als Gust ihr am andern Vormittag die geschriebenen Noten bringt, nimmt sie sie erst gedankenlos in die Hand. Dann aber geht ihr ein Licht auf.

„Haben Sie das geschrieben?"

„Ja."

„Und selbst gemacht?"

„Ja."

„Oh. Und für mich?"

„Ja, Fräulein Alice!"

Da legt sie die Noten hin und tritt ganz dicht an ihn heran und faßt seine beiden Hände.

In ihren Augen ist ein schwimmender Schein. Und durch Gust flirrt es. Hat sie sich durch die Askese des Lernens durchgemausert? Ist sie wieder Mensch und Mädchen geworden?

Die Mutter kommt herein, die Küche läßt ihr einen Augenblick Zeit, da will sie ein Ohr voll mitnehmen. Niemand im Hause begeistert sich wie sie an dem, was die fleißigen Finger jetzt schon immerhin hörbar aus den Tasten hervorstolpern.

Aber Lietze hat Wichtiges vor. „Mudding, hüet stüerst du uns," sagt sie zärtlich und bestimmt, legt den Arm um ihre Schulter und führt sie hinaus.

Dann tritt sie wieder dicht vor Gust hin und nimmt wieder seine beiden Hände.

Und der — er hat sich gestern nicht umsonst so voll getrunken von irdischem Kraftgefühl — er zieht sie an sich und gibt ihr einen Kuß.

Wie ein Schreck zieht es durch sie hin, so zuckt sie in Wellen. Ihr Rücken krümmt sich — sie sträubt sich von ihm und zu ihm und wieder von ihm —

Da fragt er zagend: „Bist du böse?"

„Nein, nein!" Und sie preßt ihm die Worte ins Ohr in halb verschämter, halb dreist lachender Glut: „Klavierstunde — und nicht küssen — dat wier noch beder!"

Er lacht zurück und sein Mund nimmt ihre Lippen. Und sie lehren sich, die beiden, mit versunkenen Augen, was küssen heißt.

✠ ✠ ✠

Für Gust Bötefüer gab es eine selige Sommerzeit — voll Zärtlichkeiten und in diese

lächelnde Heimlichkeit geborgen. Ein Glück, das die andern auslachen dürfte aus Herzensgrund — all die Dummen, die nichts wußten und nichts ahnten. Ein vergnügter Schalk war sein Glück und schuf sich immer neue Schelmenspiele.

Freilich, für solche mehr spirituellen Regungen war Lietze weniger zu haben. Und auch da, wo er in der Musik als Lehrer versuchte, sie allmählich für feinere Genüsse zu werben, weigerte sie ihm die Gefolgschaft. Sie lobte sich nun mal die Freuden eines derben, knalligen Ohrenschmauses.

Aber noch fand er sich fröhlich damit ab, das gehörte zu ihr, so mußte sie sein — sie konnte, sie durfte ja gar nicht anders. Was verlangte er denn alles von ihr! Wer auf der weiten Welt kann so küssen wie sie — in so durstig dummeligem Trinken?

Gust Bötefüer fühlt sich. Er ist jetzt hier verankert, sein Heimrecht hat er hier.

Er holte sein Plattdeutsch hervor, sprach mit den Fischern, ganz unbeschwert und um so munterer, über Navigation und Heringsfang, legte sich aufs Priemen und spuckte bogenweise ins Gelände.

Er hatte als Junge auf Fluß und Haff mit Segeln hantiert und kam sich selber annähernd seebefahren vor.

Peter Willich mußte ihn zum Fischen mit hinausnehmen. Der hatte mit dem Steuern und der Segelführung zu tun, sein Bootsgenosse, der lange, trockene Kieljast, war beileibe kein Redner — kein Erdensohn konnte sich rühmen, je einen zusammenhängenden Satz aus seinem Munde vernommen zu haben; wenn er mal das Gehege der starken, braunen Zähne auftat, biß er mit ihnen ein paar Substantive ab. So konnte Gust ungeschmälert das große Wort führen.

Er faßte auch mit an, als die Segel umgelegt, als die Netze aufgenommen wurden, und kam sich tüchtig vor. Pries den Beruf des Fischers in allen Tönen, als frei und stolz, als mutvoll und männerwürdig.

Da er an Land ging, schritt er gewaltig, wiegte sich in den Hüftknochen — Vorbild wogendes Meer — und näherte sich dem Klobandschen Rhythmus.

Was hatte der alte Klarinettist gesagt? Landarbeiter? Dummes Zeug! Seearbeiter, das ist für ihn das Wahre! Fischer! Auf dem Wasser leben und schaffen. Ist das Wasser nicht das Leben selbst, die Seele alles Gewordenen? Hat nicht das Wasser erst das Land geboren? Und sind in dem Wasser nicht alle Kräfte, alle Töne, alle Melodien? Gibt es für ihn, gerade für ihn, die Knochen zu rühren, die Muskeln zu kräftigen, sich auszuatmen und innerlich zu reinigen, ein anderes Arbeitsfeld als die See?

Fischer und Tonkünstler — Tonkünstler und Fischer — was auf Erden ergänzt sich dermaßen, gehört so natürlich zusammen, befruchtet sich und hilft sich gegenseitig wie dies beides?

Und — nun ja — die bewußten praktischen Erwägungen. Mit der Liebe wächst man nun einmal mehr ins Leben hinein. Die wirtschaftliche Seite der Sache. Fischen ist hierzulande ein einträgliches Geschäft. Unabhängig sein — erlöst von dem Spielenmüssen — in diesen kleinen Bierorchestern, die einen mit ihrer rührenden Hilflosigkeit entwaffnen und der Apathie überliefern — in diesen falschen Künstlerkapellen der Cafékaschemmen, der fürnehmen, die gerade deshalb die üblen sind, Künstlerkapellen, für die es keine Kunst gibt, die nicht Schmalz ist, und die einem mit solcher Schmiere das Gewissen verkleben.

Er schüttelte sich und schritt weiter im Klobandtakt.

Sturmtage kamen. Himmel und Erde und See brüllten um die Wette und wollten sich zu dem großen Urbrei zusammenrühren. O die unsäglichen Akkorde!

Gust irrte und flatterte herum zwischen den Elementen, jauchzte in den Tönen und freute sich, wenn Ohren und Haare sich ihm sträubten in dem Graus.

Dann, in der Nacht, war der Sturm wie weggeweht. Aber am Morgen ging die See noch höher, als hätte sie nun allein das Wort. Und den kümmerlichen Zweibeinern, die da am Strande herumstakten, nach den Reusen hinausblickten, ob sie noch ständen, und überlegten, wann sie wohl durch die Brandung hindurchkönnten, bölkte sie ins Ohr: Kommt ihr mir man aufs Wasser, ihr Jammergestelle — kommt ihr mir!

Am Nachmittag aber wagten sie's doch. Und die Klobandjungen waren unter den ersten.

Auch der Wind hatte sich wieder eingefunden, aus Osten kam er, frisch, aber gemäßigt, und die Fischer begrüßten ihn, denn nun konnten sie die Segel brauchen.

Gust wanderte durch die Dünen, berauscht von der kochenden See. Er sah die Klobandbrut, Korl und Emil, das Boot fertigmachen. Da ging er zu ihnen.

Es war längst keine Vertraulichkeit zwischen ihm und den Enaksöhnen. Doch waren die beiden Teile allmählich über den Abstand gegenseitiger Mißachtung vorsichtig, argwöhnisch wie wildfremde Völkerschaften, hinweggekommen und hatten sich in letzter Zeit nicht unfreundlich berochen.

Korl, der Ältere und Bedachtsamere, war sogar der anfangs verhöhnten Kunstübung seiner Schwester nähergerückt, fand sich dann und wann in der gnädigen Stimmung, ihr zuzuhören, bestätigte mit seinem runden, kurzgeschorenen Schädel den Takt, kniff in der Höhe des Gefühls auch das zweite Auge zu — das erste, von einer Segelstange getroffen, lag immer dreiviertel unter Dach — und reckte sich so wohlig aus, daß die langen Beine durchs ganze Zimmer wuchsen.

Emil freilich, ungestümer, rauher, heftiger, blieb von Musik, die nicht das Trommelfell einschlug, unberührt, und sein Gemüt erlag keinem Zauber. Doch galt ihm der Musikant nach und nach als ein unschuldiges Tier, und er tat ihm nichts zuleide.

Sie wuchteten und schoben das Boot zum Wasser hin, warfen die Heringsnetze hinein, wollten das Fahrzeug der See überantworten.

Gust stand bei ihnen. „Kann ick nich mitführen?"

Sie sahen ihn kaum, sie hörten ihn kaum. Korl zog sich die Seestiefel höher, das Boot vom Land aus festen Fußes durch die ersten Brecher zu geleiten. Emil machte für sich den Platz auf der Ruderbank frei.

Aber so viel Selbstgefühl und Menschenkenntnis hatte Gust Bötefüer denn doch, daß er sich von dieser maritimen schalentierartigen Schweigsamkeit nicht verblüffen ließ.

Keine Antwort heißt ja — und als Emil ins Boot springt, klettert er ihm nach. Das Wasser ist ihm über die Füße gegangen, die Stiefel saugen wie die Schwämme — wer achtet auf so was!

Er weiß, worauf es ankommt, nimmt den zweiten Riemen und rudert mit — rudern hatte er als Junge gelernt — kräftig und sachgemäß. Ein schräger, prüfender Seitenblick aus den grauen, harten Augen Emils — dann wischt der ihn *nicht* von der Bank, wozu er erst Miene gemacht hat, und läßt ihn gewähren.

Schwer stößt das Boot und schlägt sich mit der Brandung, schüttelt sich und stöhnt. Die wütenden Pranken schlagen ihm die Wellen in Schnauze und Rippen. Es bäumt sich und stöhnt und stößt, und würgt und beißt sich hinein in die Hunde, die es in Stücke reißen wollen.

Korl der Gewaltige gibt ihm die Kraft seines letzten Stoßes, wirft sich jetzt auch hinein, greift den dritten Riemen, bohrt ihn in den Sand und schiebt mit ihm, übermächtig, daß die Planken in dem Druck und Schwall sich biegen.

Sturzseen brechen über sie ein — die Fischer sind durch Ölzeug geschützt, Gust wird nun ganz und gar ein Schwamm; er schüttelt sich, aber noch denkt er forsch und fröhlich, es geht in einem hin.

Eine ganze Weile stampft und steigt das Boot auf einem Fleck, wie von riesigen Polypenarmen gehalten — dann gibt es einen unbändigen Ruck — vorwärts fliegt es — zerbricht den nächsten Wellenhunden die Kiefern — Korl rudert jetzt mit und steuert zugleich — immer den zähnefletschenden Bestien gerade in den Rachen.

Und jetzt liegt das Schlimmste hinter ihnen. Wenn sie nun die Segel hoch haben, ist das Boot frei und Herr über die See.

Gust ist anstellig. Er kriecht nach vorn, den Klüver zu bedienen. Die Segel steigen, sind fest, der Wind legt sich hinein, das Boot hat seine Fahrt, sein Leben und kümmert sich jetzt noch den Teufel um die Meute.

Gust verschnauft sich. Er darf mit sich zufrieden sein, er hat seinen Mann gestanden. Er ist nicht mehr Luft für die beiden, sie sehen nicht mehr über ihn hinweg, das eine Auge von Korl hat ihm sogar zugeblinzelt. Vorläufig gibt es nichts für ihn zu tun. Heillos naß ist er geworden, eimervoll ist es ihm über Kopf und Hals in den Kragen geschüttet und aus den Hosen hinausgelaufen. Und daß er nicht trocken wird, dafür sorgen die Spritzer, die ihm immer wieder um Nase und Ohren klatschen.

Es friert ihn. Der Ost ist steif geworden und bläst ihm bis ins Mark. Die See geht hoch, der tagelange Sturm wuchtet noch in ihr nach.

Hätte er nur Arbeit gehabt. Dies Stillsitzen in der Nässe! Die beiden haben es gut, sind danach angezogen und haben zu tun. Der eine, Korl, sitzt am Steuer, der andere, der die Segel zu versorgen hat, beschäftigt sich in der Zwischenzeit mit den Netzen.

Zu dem könnte man hinrücken — und mit ihm plaudern — wenn es bloß der Emil nicht wäre — mit diesen kalten, stechenden Augen — und plaudern — mit den Klobandmännern plaudern! —

Lietze — wenn seine Lietze ihn so sähe! Ganz gewiß würde ihr das gefallen. Daß er hierhergehört, daß er auf See zu gebrauchen ist, er glaubt denn doch einen kleinen Beweis dafür beigebracht zu haben. Das tut wohl — und so was kann er brauchen.

Lietze — dich hier haben — mich an dir wärmen — Wärme ist, was mir not tut! —

Nun macht er doch die Bewegung zu Emil hin — der doch immer ihr Bruder ist — und sind sie jetzt nicht zusammen gewesen bei einer Arbeit, die Männer verlangt, und

hat er ihnen nicht immerhin geholfen — er will ja nicht viel, nur die Regung eines leisen, losen Miteinander —

Emil blickt auf — immer dasselbe in den Augen — dies Niederträchtig-Kalte und Gleichgültige — das schlimmer ist als Feindschaft und Haß.

Wie es ihn friert. In den Adern sticht es wie von Eisnadeln. Übel wird ihm zumute. Er muß schlucken und würgen.

Und wie das Boot mit einem Male rollt. Kopfüber wirft es ihn, kopfunter.

Hat er den Kopf nicht zwischen den Knien? Ist die Welt nicht umgekehrt? Oder ist das die Achsendrehung der Erde? fragt sein Galgenhumor.

Und alles kreist nun wieder um ihn her. Was saust ihm so in den Ohren? Wie ein Wirbelsturm fegt es herum in seinen Schädelwänden. Die Glieder klappern vor Frost, und im Gehirn glüht es und brandet und siedet, auf der Stirne tropft ihm der Schweiß.

Warum taumelt die Welt nur so? Was ist oben, was ist unten? Was wühlt ihm so im Gekröse? Was würgt ihm so im Schlund?

Seekrank — entsetzt von solcher Schmach fährt er in die Höhe — er — nein — er ist seefest — immer gewesen — er wird nicht seekrank — das ist nur die Kälte — wenn er nur einen Schnaps hätte — o — ja — schon der Gedanke hilft ihm wieder auf die Beine — das wäre noch besser — er — und hier vor den Klobands —

Nein — nein — ich will nicht — ich —

Da wirft es ihn schon an den Rand und über Bord hängt sein Kopf und er spuckt — unergründlich — spuckt sich und seine Seele ins Meer. Und liegt ohne Leben.

Emil hat es bemerkt. Dafür gibt es beim Seemann nur ein Achselzucken. Wer die See nicht verträgt, soll an Land bleiben. Auf einen fragenden Blick aus Korls Auge deutet er, ohne sich weiter umzusehn, mit dem Daumen hinter sich.

Korl aber hat eine Art Mitleid mit diesem zusammengesunkenen Bündel Kümmernis. Er wirft dem Bruder ein aufgerolltes Tau zu. „Leg em dat unner'n Kopp." Der tut's und verstaut dabei den Regungslosen so, daß er beim Segelumlegen und Netzeaussetzen nicht stört. Dann kümmert sich keiner weiter um ihn.

Als sie nach getaner Arbeit dem Lande sich wieder nähern — es ist wie eine Heilwirkung der Mutter Erde — wird es langsam besser mit ihm. Er hat den Kopf gehoben, die Glieder gerührt, und als es zum Landen geht, als es die immer noch bösartige Brandung zu überwinden gilt, da ist er wieder nach seiner Art auf dem Posten. Hilft dann auch das Boot bergen und auf den Strand ziehn — doch dies alles, unter dem dumpfen Druck seines jämmerlichen Zustandes, des zertrümmerten Stolzes und Selbstvertrauens, geschieht gezwungen, gewaltsam, wie aufgepeitscht.

So tun, als ob nichts gewesen wäre — gar nichts — höchstens eine scherzhafte Episode!

Dann aber wird ihm selbst solche Komödie zuwider, und er bekennt sich, wenn auch mit Schonung.

„Das Richtige war das ja nun eigentlich nicht," sagt er zum Abschied. „Für diesmal noch nicht," fügt er hinzu und läßt sich eine Zukunft.

Emil hüllt sich in schweigsame Geringschätzung. Korl aber ist trostreicher gesinnt, und er meint, an breitem Behagen kauend: „Na — ick kann jo ook nich Klavier speelen."

⁂ ⁂ ⁂

Gust eilt auf Umwegen heim, zieht sich trocken an, beschwichtigt den Schreck der sorgenden Frau Agathe und ist pünktlich zum Nachmittagskonzert im Pavillon.

Hundeelend ist ihm zumute, aber er hält tapfer aus. Er wird nicht wieder seekrank, trotz des Programms, das er heute herunterfiedeln muß. Seine Widerstandsfähigkeit flößt ihm Achtung ein. Und er gewinnt einen Teil seines Selbstgefühls zurück.

Mit ehrlicher Munterkeit tritt er Lieze heut abend entgegen. Erzählt ihr gleich von seinem Mißgeschick, macht seine Scherze darüber und erwartet, sie soll mit ihm lachen. Sie aber lacht nicht, ihr ist die Sache auch gar nicht scherzhaft, nur höchst gleichgültig. „Du wirst woll nich seefest sein," sagt sie. „Aber wenn du man landfest bist!" Und damit wird sie fröhlich und nimmt ihn bei den Ohren. —

Es ging zu Ende mit der Saison. Die Tage der Kurkapelle waren gezählt, die Orchestermitglieder sprachen von nichts als von Winterengagements. Über Gust Bötefüer, der mir nichts dir nichts hierbleiben wollte, wurden die Köpfe geschüttelt.

Es focht ihn nicht an. Er war mit der Niederlage im Klobandschen Boote fertig geworden, er traute sich allmählich zu, sie wieder wett zu machen. Und die Klarinette stärkte seine Zuversicht.

„Sie sollen mal sehen," sagte der alte Berater, „wenn die liebe Rasselbande hier ausgerasselt hat — wenn die Luft hier erst wieder rein geworden ist — dann kommt Ihre Zeit — dann horchen Sie in sich und um sich — und dann, dann wollen wir was erleben!"



Bildnisgruppe
Gemälde von Prof. Philipp Franck



Bald hatte Gust sein Reich für sich allein, und es gab so unendlich viel zu belauschen, vor lauter Horchen kam er nicht zum Hören, nicht zum Erfassen, viel weniger zum Gestalten.

Gleich in den ersten Tagen dieses Nebelheer, dieser Geisterzug, der aus dem Meere auffsteigt und über die Heide hinwallt — die Seelen der Wikingerhelden, die die See verschlungen hat, schweben über die Erde gen Walhall empor. Ein sagenhaft dumpf-leises Klingen ist in der Luft wie von den fernen Totenglocken ferner Zeiten. Und dann hüllt sich alles, Wasser und Flur und Wald in Trauerschleier ein — der Raum ist geschwunden, die Stunde steht still — nichts mehr ist auf der Welt als die Klage — — —

Wird ihm dies alles nicht gezeigt und offenbart? Ihm das nicht gegeben? Ist das nicht wie ein Geschenk für ihn?

Er zittert in seiner Andacht und zagt. Dies Erhabene — darf er es zu sich herabziehn mit seinen Händen, für seiner Hände Werk? Noch hat er nicht die Weihen für so großes eigenes Wagnis. Würde es nicht schließlich nur so etwas von dem vielen werden, was dem Meister von Walhall nachstammelt —! — Nur das nicht!

Dafür ward ihm im kleinen ein Wurf beschieden, der ihm Freude machte und andern auch. Und der den Reiz des Beruflichen hatte. Ein Fischerlied war es, zum Tanz zu singen.

Früher als sonst fanden sich Seehunde in größerer Menge ein, die das Eis aus den nordischen Gewässern zu vertreiben pflegt — woraus Wetterkundige schlossen, daß der Winter bald auch in diese Breiten nachrücken würde.

Die Fischer schimpften weidlich auf das „Ungeziefer“, das ihnen die Heringe aus den Netzen fraß und das Fangzeug zerriß. Alle Welt sprach von nichts anderem als von den Hunden, und Gust war mit hellen Ohren dabei.

Agathe Drews fielen aus ihren Kindertagen ein paar alte Verse ein, nach denen die Fischer ihres Heimatdorfes im Tanze sich drehten. Sie gingen so:

„Hal mi den Salhund, den Salhund to Lann!
He hät uns Nett terreten,
He hät uns Fisch upfreten,
He hät uns Schaden dhan,
Wi will'n em dod slahn!“

Bewegung und Temperament kommt über die Fischer erst, wenn ihnen Schaden geschieht.

Gust griffen die Reime ins Ohr, in den Sinn — sie lösten Musik in ihm aus und schufen sich ihre Weise. Er zeichnete sie auf und fühlte, sie war geworden, war gewachsen. Und sie ging ins Blut. Als sie unter die Leute kam, wurde sie bald volkstümlich. Selbst diesen schweren Strandmenschen pulsten davon die trägen Adern. Gust aber bekräftigte sich, es war ihm nur deshalb so gelungen, weil die Fischerei als ein Seelenverwandtes ihm am Herzen lag, und er fühlte sich wieder auf der Höhe, sozusagen als Zunftgenosse.

Alice bekam natürlich das kleine Tonstück zuerst vorgesetzt, in einer Fassung, die sie spielen konnte. Sie war Feuer und Flamme dafür. Und hat es ihm mit Feuer und Flamme gelohnt.

Sie hat es auch zum erstenmal gesungen. Auf ihrem Geburtstag war es, die Gäste — auch Gust war darunter — sangen es nach. Und von hier aus ging es dann ins Land.

Vater Kloband war nicht wenig stolz auf sein Döchding, das hier so den Ton angab und dirigierte. Er lehnte sich zurück, reckte die Glieder — die Stubenwände bogen sich entsetzt auseinander. Seinem Nebenmann Martin Dunker schlug er auf die Schulter, daß der wochenlang mit verschobenem Knochenbau herumlief, und versicherte ihm dröhnend: „Ja mien Lietzing — mien Lietzing, de gehüert in de Welt! De Diern, kann ick di seggen, de Diern is 'n Lebemann!“

⁂ ⁂ ⁂

Es war ein Septembertag von einer schlechthin verklärten Stille. Niemals war so viel rieselndes Licht in der Luft. Gust meinte, es tropfe ihm das lautere Gold in die Saiten.

Fast den ganzen Tag spielte er in seinem Giebel. Erst kamen Übungen, dann stellte wie von selber Mozart sich ein, dem recht eigentlich diese Feststunden der Sonne gehörten. Trägt nicht die ganze Welt von Lichtperlen ein Geschmeide?

Von so viel Glanz überströmt findet er in der Freude den Glauben und die Kraft zu eigenem Schaffen. Aber seine Phantasien — wie bald ersterben sie in ihrem Nichts. Nein, nein — dieser Tag gehört dem Gottesdienst.

Und er atmet sich aus in der seligsüßen Fülle des Adagios aus dem Bachschen D-moll-Konzert.

Wächst nicht seine Kunstfertigkeit in solcher Andacht? Wieder einmal findet er den Mut, sich an die D-moll-Sonate von Schumann zu wagen. Wird er heute den großen Ton haben, den die tiefen Saiten fordern?

Ja, ja, sein Ton ist gewachsen! Er fühlt es glückhaft und stark! Wenn er nun noch das rechte Instrument hätte, dann könnte es werden.

Er wird es haben! Jetzt nimmt sein

Leben die Wendung. Hier, an diesem Gestade wird sein Glück aufblühen.

Die ganze volle Gabe dieses Tages will er nun am Abend zu seinem Mädchen bringen. Will sie damit beschenken, will sie sich damit erhöhen.

Unter dem Rotdorn auf der Heide soll er sie treffen. Wie federn seine Schritte, wie singt er dazu!

Der Platz ist leer. Noch — sie wird ja kommen. Er summt sich die Minuten fort. Dann kreist er ungeduldig um den Baum. Noch nie hat sie ihn warten lassen.

Er blickt nach ihrem Haus über die dämmernde Heide. Nichts ist zu sehen. Und das Dunkel wird schwerer.

Jetzt versteckt sich auch das Haus. Er geht die Wegrichtung, die sie herführen mußte. Er wird ihr begegnen. Er begegnet ihr nicht.

Und er kehrt wieder um. Sie ist von andrer Seite gekommen! Wieder steht er unter dem Baum. Der Platz ist und bleibt leer.

Da geht er betrübt heim. Wie kann ein solcher Sonnentag so schmerzlich trügen!

An ihrem Hause bleibt er stehen. Im Wohnzimmer ist Licht. Da sieht er sie — mit der Mutter sitzt sie da — ihr Gesicht ist nachdenklich und ernst, versunken, verschlossen —

Schritte kommen, er will hier nicht herumlungern. Warum ist sie heute nicht bei ihm gewesen? Vergessen — nein, vergessen kann sie es nicht haben. Was nur hat sie zurückgehalten?

Grau und dumpf lag es ihm im Schädel. Er war sich selber verleidet und zur Last. Wie halb war doch alles, sein Wollen, sein Können, sein ganzes Leben.

Er trug seine Not zu Peter Willich, der mit seinen Sternen war. Daß es nichts Rechtes mit ihm sei und nichts Rechtes mit ihm werden wolle, so klagte er dem Weißhaarigen sich aus. Wenn er bedächte, wie viel die andern könnten und wie wenig er selbst! Wie es bei denen sprieße und blühe, und in ihm sei dürre Saat.

Der Alte sieht ihm ins Auge und nickt still vor sich hin. „Hm" — sagt er bedachtsam — „Sie haben noch nich in den Kohlensack gekuckt. Und eh Sie das nich haben — —"

⁂

Der Regen schlug die Scheiben, seit zwei Tagen und zwei Nächten. Die Sonne war eine Lüge geworden.

Heute ging Gust wieder als Lehrer zu Lietze. „Warum bist du Montag nicht gekommen?" fragte er sie.

„Montag" — antwortete sie ziemlich gedankenlos — „ach ja — ich mochte nich."

Mochte nicht!? Groß sah er sie an. Was sie da sagte — und ihr Gesicht — ihr ganzes Wesen — ein fremder Klang war in dem allen.

Sie ist von ihm abgerückt. Was ist's, das sie so von ihm entfernt?

Aber schon wird es lebhafter in ihrem Auge, heller und wärmer. Sie legt die Hand auf seine Schulter.

„Gust, soll ich dir mal was sagen?" Und nun tanzt ein richtiger derbvergnügter Kobold in ihren Blicken. „Weißt du, daß wir Familie kriegen?"

„Wir — kriegen —?"

„Ja, wir kriegen! Wat segst du nu?"

Er gab sich alle Mühe, das als Scherz zu nehmen, aber er fühlte deutlich, daß sie nicht spaßte. Nur daß sie es vorläufig nicht eben tragisch nahm. Er aber dachte weiter als sie, ihm wurde es dunkel im Gemüt, er faßte ihre Hand und faßte sehr nachdenklich den Kopf.

Da hatte der Kobold ausgetanzt. „Viel Trost hab' ich woll von dir nich zu erwarten," sagte sie fremd, ablehnend und wehrhaft.

„Lietze —"

Nun regte sich eine Grausamkeit in ihr. „Ja, mein Jünging, so is es nu. Un für groß Versteckspielen bin ich nich."

Er hielt den Atem an. Das reizte sie. Sie forschte in ihn hinein, spürte nach Schwäche und Kleinheit und feigem Sinn. Etwas Feindseliges stand in ihr auf. Sie war ganz das Weibchen, dessen Beruf erfüllt ist, und das sich jetzt das Männchen als überflüssig oder gar schädlich störend vom Leibe hält. Und ihre Grausamkeit flackerte weiter.

„Wir werden es jetzt Vater sagen," erklärte sie, und ihre Augen forschten.

Der Gedanke gab ihm einen Stoß, sie spürte, wie es ihn warf.

„Soll ich oder willst du?" fragte sie.

Er antwortete nicht gleich. Da fuhr der Zorn in ihr auf. „Bücksenschieter!" rief sie. „So werd' ich es ihm also sagen!"

Er hatte sich gleich beisammen, sein Stolz flammte empor, erregt wies er sie zurecht. „Was redest du! Was fällt dir ein! Ich weiß, was ich zu tun hab'! Wann kommt dein Vater vom Strand?"

„Zu Mittag."

„Nach Tisch sprech' ich dann also mit ihm."

Nach Tisch — gesättigt sind die Bestien am zahmsten, fuhr es ihm durch den Sinn. Weiter aber drang es wieder drohend auf ihn ein: da ist nicht bloß der Vater, da sind auch die Brüder noch — — —

Er hatte noch ein paar Stunden vor sich,

um mit sich ins reine zu kommen. Das Schicksal hatte ihn überrumpelt — nur den Kopf oben behalten. Zu früh war diese Wendung eingetreten, er war noch nicht fertig mit dem Leben, hatte den rechten Weg in die Zukunft noch nicht unter den Füßen.

Ja, ja, zu früh brach es über ihn herein. Aber es gibt nur das eine. Und Lietzens Schimpfwort schlägt ihn mit Nesseln, bis in die Seele brennt es ihm. Nur das eine! Frank und frei tritt er vor Vater Kloband: Lietze und ich haben uns lieb, und ich bitte um ihre Hand!

Was geschehen ist — wahrlich, etwas Landfremdes ist es nicht. Und die Fischersleute hier sind nicht so zimperlich genau. Knurren wird der Alte ja wohl. Aber dann wird er seinen Segen geben — was bleibt ihm auch anderes übrig?

Und ihm — Gust Bötefüer — wenn von ihm auch noch ein wenig die Rede sein darf — ja, was anderes übrig bleibt auch ihm nicht. Heiraten. Alice Kloband.

Wie? Möchtest du dir dein Mädel schon wieder herabziehn? Wie fest und aufrecht steht sie doch in ihren Schuhen! Wie frei trägt sie den Kopf, wie mutig! Hat sie sich in dieser Bedrängnis nicht ihm überlegen gezeigt? Ihm, dem Schwankenden, dem Beirrten und Unsicheren? Dem Tastenden, der erst durch ihren geraden Zorn auf das Ziel hingestoßen ist?

Keine Überhebung, Gust Bötefüer, — jetzt weniger davon als je!

Kann nicht Lietze, entwicklungsfähig wie sie ist, gerade die richtige Ergänzung für ihn werden? Wie er Geist und Wesen dieser Küste als Folie seiner Kunst begriffen hat! Vielleicht öffnet sich ihm gerade so das Tor zur Erfüllung, zur Vollendung seines Lebens.

Und in der kleinen gemeinen Ecke der Menschenseele kichert etwas: ist nicht Alice Kloband das, was man eine gute Partie nennt? Also auch die „praktischen Erwägungen" dürfen beruhigt sein.

So innerlich gerüstet zieht Gust seinen Gehrock an. Ohne wesentliche Stockungen und im ganzen kühn legt er den schweren Weg zum Hause Kloband zurück.

Die Mutter empfängt ihn wie immer, mit dem zahnlosen Schmunzeln ihrer unbekümmerten Güte. Sie führt ihn ins Wohnzimmer, wo der Vater nach dem Mittagessen auf dem Sofa liegt, zu zwei Dritteilen, der untere Rest nimmt mit den Dielen vorlieb.

Er hat ausgeschlafen, döst aber noch vor sich hin; der Schopf ist wirr geworden und struppt sich bis in die harmlos glotzenden Augen. Wie ein ganz gemütliches Ungeheuer, dem man den Kopf krauen könnte, sieht er aus.

Gleichwohl tritt Gust behutsam auf den Plan und muß sich erst in Positur bringen.

Da hört er ein Geräusch im Nebenzimmer — das ist Lietze, fährt es ihm durch den Kopf. Sie ist an der Tür! Sie will ein Schauspiel haben! Sie lebt in Spannungen — wie alle Weiber — so sind sie nun einmal! Zu solch fertig überlegenem Urteil berechtigt ihn seine durch die Vaterschaft beglaubigte Männlichkeit.

Aber erbost ist er über die Lauscherin — möchte sie ihn auf Angst und Zähneklappern ertappen? — geradezu brüsk rüttelt er nun an dieser ins Maßlose ausgereckten verschlafenen Ahnungslosigkeit, die da vor ihm überm Sofa liegt.

Und ihn selbst befällt dabei eine Spannung, voll grausigen Vergnügens und lustigen Entsetzens, wie nun wohl das plötzliche Erwachen der Großvaterschaft mit diesen Gebeinen herumfuhrwerken würde.

Patzig spricht Gust die Worte: „Herr Kloband — ich habe in einer wichtigen Angelegenheit mit Ihnen zu reden."

„Nanu?" Die Zweidrittel bleiben ungestört liegen, aber das eine Bein macht eine Bewegung, die immerhin auf eine gewisse Bereitwilligkeit schließen läßt.

Doch über Gust schlagen Erregung und Unmut vollends zusammen, er macht weiter keine Einleitung, keine Vorbereitungen, von denen er selber fürchten muß, daß sie ihn ins Wanken bringen könnten, er stellt glatt und bündig die Lebensfrage. „Alice und ich, wir haben uns lieb, und ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter."

Nun sitzt Vater Kloband doch aufrecht, in voller Lebensgröße, sein Mund stößt gähnend die letzte Schläfrigkeit heraus und sagt dann breit fletschend: „Ach nee," doch ohne daß der Sprechende sich der Mühe einer besonderen Gemütswallung unterzöge.

So etwas von roher und hohnvoller Gleichgültigkeit — und ein Unheimliches ist darin wie Stille vor dem Sturm — Gust fühlt sich durcheinander verletzt und bedroht — und er fängt nun doch an, etwas hin und her zu flackern.

Dann aber wirft er sich wieder in die Brust und sagt mit einer Bestimmtheit, die suggestiv wirken möchte: „Ich darf doch wohl auf Ihr Jawort rechnen!"

Jetzt hat Vater Kloband sich denn doch erhoben, sein Schopf fegt die Decke, und mit allen Suggestionen ist es vorbei.

„Nu will ick Se mal wat seggen, Fründting," so spricht Herr Kloband, „gahn Se ruhig nah Hus un hängen Se Ehren swarten Kittel werrer int Schapp. Ut dat Geschäft kann nicks warn."

Gust flüchtet sich zu moralischer Entrüstung. „Geschäft — ist eine Herzenssache Geschäft?“

„Jerst recht,“ erklärt Herr Kloband und tritt unverzagt alles Seelische tot. Dann gibt er seinem Wunsch, weiteren Verhandlungen überhoben zu werden, menschenfreundlichen Ausdruck: „Wi will's so dhon, as harrn Se nicks segt, un as har ick nicks hüert.“

Aber so geht es nicht los! Das Schwerste hat ja Gust noch auf dem Herzen. Bisher war es schieres Holz, jetzt kommt erst der Knubben, und was für einer!

Gust muß neuen Atem holen, muß aufs neue und ganz anders ins Zeug sich legen.

Ist da nicht wieder ein Geräusch an der Tür?

Das möchtest du wohl, daß Gust Bötefüer jetzt versagte! Was denkst du eigentlich von mir! Was bildet ihr euch eigentlich ein, ihr Klobands alle!

Und er reitet tollkühn die Attacke auf Leben und Tod.

„Ich glaube, Sie sind nicht ganz im Bilde, Herr Kloband. Alice und ich — wir sind nämlich schon so gut wie verheiratet —“

Der Riese macht sein dümmstes Gesicht, dann aber gibt es einen Ruck in ihm, den die Dachbalken spüren — ‚jetzt bricht er dir das Genick,‘ denkt Gust. Aber nach dem Ruck ist eisige Stille.

Dann kommt ein scharf abgebissenes Lachen: „So'n Mus'kant!“ Und was nachrollt, ist ein schmerzlicher, ein unversöhnlicher, aber gebändigter Groll.

Noch findet er keine Worte, und Gust weiß immer noch nicht, ob die Fäuste nicht sprechen werden. Vielleicht die letzten Worte für sein Gebein.

Dann kommt es in Fluten, in Wellen und in Brechern.

Dazu hätte er also die Klavierstunden benutzt, darauf hätte er es angelegt! Ja, das könnte ihm so passen! Ihm, dem Vagabondierer, sich hier ins warme Nest zu setzen! Und wenn er auch alle Anstalten dafür getroffen hätte, jetzt würde es gerade nichts! Gerade jetzt nicht! So ließen die Klobands nicht von einem Musikantenbengel mit sich umspringen! Wenn er sich einbildete, jetzt müßten sie, wie er wollte — gerade das Gegenteil hätte er damit erreicht! Gerade jetzt, und so wären sie geschiedene Leute! Alietze bliebe wer sie wär' und wo sie wär' — und er, der Vater, sorgte jetzt erst recht für sie, der Mus'kant aber flöge aus dem Haus! Und nicht bloß aus dem Haus! Heut noch hätte er sein Bündel zu schnüren! Heut noch würde er über die Grenze gebracht. Und das — jetzt kommt in das ehrlich erboste Gesicht von Vater Kloband doch ein niederträchtig lauernder und hämischer Zug — das würden seine Jungen besorgen! Die würden ihn mit dem Segelboot rüberschaffen nach dem Festland, „nach Europa“, und Gnade ihm Gott, wenn er nicht dabliebe, wo er hingehörte! Sollte aber unterwegs noch 'n bißchen was passieren — den Jungen säßen die Gelenke nun mal etwas lose — so fühlte er, Vater Kloband, sich dafür nicht weiter verantwortlich!

Damit öffnet er die Tür. Gust will sich nicht so entfernen, er will noch etwas sagen, aber da sieht er einen so bösen Schein in den aufgerissenen blutunterlaufenen Augen und sieht in den Flossen ein Zittern — langsam verläßt er Zimmer und Haus.

‚Wo bleibt Lietze?‘ denkt er. Ist sie nicht zufrieden mit ihm? Wenn er jetzt auch das Feld räumt — hat er nicht frank und frei von der Leber gesprochen? Oder hat sie erwartet, er würde ihr Ungeheuer von Vater, das zehnpferdekräftige, im Boxkampf niederstrecken?

Er ist voll Bitterkeit und voll Zorn. Rausgeschmissen — ja, nun ja, das Haus verbieten kann ihm ja wohl der Alte. Aber ihn des Landes verweisen — wer ist dieser Schlaks und was bildet er sich ein!

Und sich von den beiden jungen Lümmeln „über die Grenze“ geleiten lassen — lächerlich! Wie kommt er dazu! Wenn er schon geht, zieht er, sobald es ihm paßt, allein seines Weges.

Aber er geht eben nicht, er bleibt. So viel Ehrgefühl hat er denn doch im Leibe. Und sich von Lietze hinterher auslachen lassen!

Er muß sie sprechen. Was wird überhaupt mit ihr? Nach den Worten und dem Gehaben des Alten droht ihr nichts Böses. Aber — hätte er sie nicht hinzuziehn und ihr zur Seite bleiben müssen — als ihr natürlicher Beschützer — ja, ja, — er hatte seine Gedanken nun doch nicht ganz beisammen behalten! —

Im übrigen aber, sie hat doch auf alle Fälle auch noch ein Wort mitzureden. Nicht in die Tatzen des Alten, in ihre Hand ist es gelegt, ob er bleibt oder geht — vielleicht — daß sie beide zusammengehn — ? —

Dieser Gedanke, so sehr er seinen Stolz beschwingen mag, hat doch für ihn auch seine Schatten. Losgelöst von ihrer Heimstätte, da draußen in der Fremde, in der Welt der Sorgen und äußerlicher Forderungen — wie wird sie da bestehn als seine Gefährtin? Und wird dort draußen sein Leben stark genug sein ihres mitzutragen?

Kopfüber, kopfunter geht es mit ihm diesen

Nachmittag. Niemanden hat er, mit dem er sich aussprechen kann. Seine Hausgenossen sind heute über Land gegangen, zu einem Familienfest — aber hätte er ihnen sein Los auch so ganz offenbaren können? Eher noch dem alten Klarinettisten, der so gut mit der Welt Bescheid weiß, so gut auch mit der Musikantenseele —

Hat er nicht einen Freund, seine Geige, für alle Not? Seinen Trotz will er ausklingen lassen, hinüber zu der Klobandfeste. Und locken sollen die Saiten, locken sein Liebchen!

Aber der Wind wirft ihm das Fenster zu. Ein streitbarer Ost hat sich in Böen aufgemacht, da wächst er noch bis zur Nacht. Und er, Gust, soll sich heut abend bei dem Wetter von den beiden racheschnaubenden Klobanditen „nach Europa" hinübersegeln lassen! Nein, nein, ich danke schön! — Und er lacht laut — ich bin nicht vergnügungssüchtig. Aber sauersüß ist das Lachen.

Und ein Unbehagen steigt ihm in die Kehle. Was sitzt er hier eigentlich noch? Warum ist er nicht längst über alle Berge? Es ist ihm ja so leicht gemacht — die da drüben, die wollen es ja gar nicht anders! Was geht ihn also die ganze Geschichte noch an? Ein Spielmannserlebnis — Schaum — und verweht —! Um so besser für ihn! Was ist er nicht leicht und lustig!

Heftiger rüttelt der Wind an dem Giebelfenster. Aber als die Dämmerung einfällt, klopft es an die Tür, und Lietze tritt ins Zimmer.

Hoch schlägt sein Herz. Er wußte es ja, daß sie kommen würde.

„Ja, Gust — denn wird es nu woll nich anders," sagt sie sehr ruhig und sehr bestimmt in ihrem singenden Ton.

„Was, Lietze —?"

„Daß wir uns trennen, mein Jünging."

„Das sagst du so leicht —"

„Nee, gar nich leicht. Aber den Skandal zu Haus, dafür dank' ich. Und was Vater darin leistet —! — Un wenn er sich mal was in den Kopf gesetzt hat —! — Also müssen wir schon."

„Ja, wenn du meinst —"

„Du meinst ja auch. Kiek, so haben kann ich mich nich. Un das mit Liebe bis in den Tod, das is ja doch bloß Geschwöge."

„Und an das eine denkst du nicht —?"

„An das Kind — na ja doch! Und ich kann mir das ganz schön denken, und ich bin da eigentlich bannig neugierig auf!"

Ziemlich ratlos blickt Gust sie an. Da packt sie ihn an beiden Schultern. „Nu steh da nich wie so'n Pfahl! Wir wollen uns schön Adjö sagen."

Und sie küßt ihn — was kann Alice Kloband küssen!

⌘ ⌘ ⌘

Sie haben Abschied genommen, Gust ist allein. Noch zittern ihm Lietzes Zärtlichkeiten im Blut, und er lacht, lacht über Vater Kloband, als habe er dem einen neuen Streich gespielt. Ist er nun nicht doch der Sieger? Hat er nicht das letzte Wort behalten? Und so darf er getrost seinen Koffer packen.

Aber der Triumph dauert nicht lange. Ist er nicht abgefunden — abgefunden von Alice? Die sich höchst unverzagt noch einen „schönen Abschied" von ihm holt und ihm dann und damit den Laufpaß gibt!

Was ist das für ein Mädel! Wie spricht sie! Wie empfindet sie! Geht es bei ihr nicht auch ins Ungewöhnliche? Hat sie nicht auch ein überlebensgroßes Format? Wie springen diese Menschen mit ihm um! Und wie läßt er mit sich umspringen!

Nein, sein Abgang hat nichts Erhebendes. Wütend stopft er seine Sachen in den Koffer.

Und ihn hat hier so etwas wie ein Heimatgefühl gebunden, ihn — hier! Nein, weiß Gott, er gehört nicht an dies Gestade. Ergebenst will er es denen lassen, die es bevölkern. Wenn er selbst zu dessen Bevölkerung ein wenig mitgewirkt hat, diesen kleinen Witz, den das Schicksal mit ihm gemacht, kann es zu seiner Erheiterung ihm gönnen.

Nun den Kofferschlüssel zugedreht, den Geigenkasten genommen, und dann leb' wohl, du Land der Klobänder!

Von euch, ihr beiden lieben Weißhaarigen, die ihr in anderen Gefilden lebt, muß ich nun schon brieflich Abschied nehmen.

Er hört Geräusch auf der Hausdiele. Seid ihr schon da?

Wie er die Treppe hinuntergeht — was steht da in dem dunklen Flur — kaum beleuchtet von dem Dämmer, der durch die halboffene Tür eindrängt — die Haare sträuben sich ihm — zwei mächtige, starre, drohende Gestalten — zwei Henkersknechte — die beiden Klobandbrüder — —

„Na? Sünd Se parat?" empfängt ihn eine dumpfheisere Stimme.

Gust rafft sich zusammen und setzt sich auf die Hinterfüße. „Ich — finde allein meinen Weg," stößt er heraus. „Ich brauche Sie nicht."

„Dat glöw ick," er hört Korls breites, zähnefletschendes Lachen. „Ower wi bruken Se!" sticht es auf ihn ein. Emil spricht, und spricht ihm sein Urteil.

Und nun nehmen die beiden ihn einfach, ohne weiter noch ein Wort zu verschwenden, zwischen sich. Er will ausbrechen, aber seine

Kraft ist hin. Wie ein Holundermännchen taumelt er, zur Rechten, zur Linken zwischen den stählernen, mächtigen Magneten und kann nicht aus dem Bann —

Er hat Angst, schlotternde Angst, die elendeste, gemeinste Todesangst — er will sich beschimpfen deswegen, aber auch dazu langt es nicht mehr —

Er kann nicht sprechen, nicht atmen — haben die Hunde ihm einen Strick um den Hals gelegt? Haben Sie ihn schon aufgehängt? Baumeln seine Beine schon in der Luft? Klappern sie im Winde? So leblos sind sie, so welk und ohne Willen —

Haben Sie ihm den Schädel eingeschlagen? Wo ist sein Gehirn? Ausgelaufen ist sein Gehirn. Nichts ist mehr in seinem Kopf. Nur der Wind rumort in dem hohlen Raum —

Der Wind — der kalte Wind — frierend zuckt es ihm durch das ganze Gebein —

Sprechen die beiden nicht jetzt vom Wind?

„Wad stiewer," sagt der eine. Und der andere: „Wenn dorbi wat öwer Burd geiht —" Und der erste wieder: „Könen wi nich dorför."

Warum überläuft es ihn so? Was kann ihm noch geschehen? Was ist an ihm noch zu verderben, wenn er über Bord geworfen wird — er, der schon erwürgt und totgeschlagen ist — was kann ihm noch geschehen?

Wohin schleppen sie denn nur seinen Leichnam? Ja — richtig — der Wind der starke Ost — darum liegt das Boot, in das sie ihn schaffen wollen, hinter dem kleinen Vorsprung. Da haben sie noch eine Strecke vor sich. Das Dorf müssen sie berühren. Das Dorf, wo Menschen sind.

Menschen — die können ihm helfen. Ihm — wer hilft ihm — und gegen die Klobandriesen, die ebenso stark wie tückisch sind? —

Helfen — ist ihm noch zu helfen — was ist von ihm zu retten —

Was tönt da? Musik? Etwas Ähnliches — ja. Aus dem Dorfkrug kommt es — Handharmonikaklänge.

Entsetzlich — falsch und stümperig — aber das Leben ist darin — das Leben. Man ist ja nicht tot — man ist ja nicht verloren und verdorben — die Hoffnung ist darin — ein Aufatmen — ein Lufthholen — ein Spüren des Herzschlages — im Takt dieser wundervollen, entsetzlichen Töne!

Und die beiden Büttel — sie halten ihn nicht mehr so fest zwischen sich — sie treten an die Fensterscheiben. „Dar danzen se jo!" — „Ja — kiek, Stine is ook dor" — „Ja — un dor is ook Rieke."

Damit ist beschlossen, daß sie hineingehn. „Kümmst mit," wendete sie sich an den Delinquenten, „för di is ümmer noch Tied."

So ziehn sie mit ihm in den Tanzsaal. In Wirbeln von Dunst, in Trichterhosen von Rauch kreisen die Paare. Auf der Bühne sitzt Alle Bolljahn und bearbeitet sein Instrument. Will es nicht wie er will, schlägt er mit dem Holzbein auf die Dielen und bringt es so in Takt und zur Raison. Wo ihn die Süße des eigenen Spiels in Ekstase versetzt, wirft er den krausen Graukopf, daß die großen silbernen Ohrringe klirren.

Jubel begrüßt die Eintretenden. „Korl — Emil — bringen gliek 'n Fiedelmann mit!" — „Ja, de sall Vadder Bolljahn aflösen!" — „Vadder Bolljahn hät to veel Nebenluft!"

Sie heben Gust aufs Podium. Er nimmt die Geige heraus — betäubt, schlafwandelnd — er spielt — er holt tief Atem und spielt.

Er spielt für sich — spielt sich selbst seine Erlösung und Befreiung — frei — jetzt ist er frei und ist sein Herr — ist ein Herr auch über die andern — ja wohl — ihr werdet's spüren — versunken ist, was war — und das, was kommen kann, wie versinkt es in nichts — er hat seine Geige in der Hand — er hat seinen Halt, seine Kraft — er hat sein Leben —! —

Ja, ja, ich komme euch schon! Ihr sollt tanzen. So tanzen, wie ihr nie getanzt habt in euren Lebenstagen.

In schmelzenden Sexten nimmt er sie gefangen. Wie die plumpen Gestalten aufstreben, aufschweben, wie das Schwere sich löst, wie in feine, zitternde Schwingungen das Träge sich erregt.

O ihr sollt tanzen! So viel Zärtlichkeit geig' ich euch ins Blut, so viel Sehnsucht, so viel flackerndes Feuer in eure Sinne — mein Wille soll euch treiben, meine Macht soll euch peitschen, ja peitschen! O, ihr sollt mir tanzen!

Da, die beiden Quälgeister, die Schlagetots, die Henker, sie drehen sich auch! Nun bin ich über euch, nun halte ich euch im Bann, nun müßt ihr taumeln, taumeln in meinem Zauberkreis.

O euch wisch' ich jetzt noch ein Besonderes aus! Lachen will noch mal über euch — gründlich lachen —! — Seid ihr nicht — ihr nicht die Angeführten? War eure Schwester nicht mein Liebchen — in vielen tollen heimlichen Stunden — hört ihr, in vielen, vielen seligen Nächten — was haben wir euch alle genasführt — eure Dummheit würzte uns die Lust — O ihr Schlakse, ihr dummen — ihr dummen —! — Eben noch hat sie mich umschlungen — bin ich nicht noch heiß von ihren Küssen?

Terzen, kichernde Terzen, ein Koboldsgelächter über die Blamierten!

Alle sollt ihr mit mir lachen, alle die ich euch da herumwirble — bis in alle Fasern soll es euch prickeln und kitzeln —

Lachen — seht ihr, wie es euch schüttelt — über die beiden Labans lachen wir mich wollten sie quälen — ihr Spielzeug war ich – nun spiel' ich mit ihnen —

So spiel ich ihnen auf! So — seht ihr — so —! —

Wie? Was? Das reißt an den Nerven! Das schäumt in den Adern! Könnt ihr denn noch? Ihr müßt, ihr müßt.

Müde — am ersten die längsten Knochen — du, der da über die eigenen Füße fallen will — Emil — nein, dich, dich lass' ich nicht aus! Dich am allerwenigsten! Dich zu allerletzt!

Weiter, weiter. Tanzen sollst du, bis du umfällst! Tanzen, bis dir die Zunge zum Munde heraushängt, dem flapsigen! Geht es nicht um mich oder dich? Ist dies nicht wie ein Totentanz?

O, mir dienen noch andre Gewalten! Wie sagt Peter Willich, der Freund? Ehe Sie nicht in den Kohlensack geblickt haben — Hab' ich nicht hineingeblickt — war ich nicht in das Grauen verloren —? In Todesnot? War ich nicht tot? Am andern Gestade?

Daher ist es mir zugeströmt! Daher habe ich sie nun, die dunkle Gewalt — die Macht über die Geister —

Dank' ich sie nicht euch? So sollt ihr daran glauben!

Da — es gleitet einer aus und fällt nieder. Emil — er ist nicht mehr fest auf den Beinen — lange Knochen und so kurzer Atem — es stolpern noch mehr — es stutzen die Paare —

Jetzt nicht nachlassen, Gust. O, er hat noch süßere Sexten, noch lockendere — und er bezwingt die Sinne, die Glieder aufs neue —

Rieke, die rote Rieke, Emils Tänzerin, steht allein — da nimmt sie ein spät gekommener Gast, Macke Wullkopp, ein wilder Geselle, ein früherer Matrose, der sich vorm Teufel nicht fürchtet, auch nicht vor den Klobands. Gust hat von ihm gehört, von seinen Schlägereien, die ihm ein Auge gekostet haben, und nun, wie einen Freund begrüßt ihn jauchzend seine Fiedel.

Und jauchzend geht der Tanz weiter. Nur Emil steht abseits. Wütend und spitz stechen seine Augen zu Rieke und ihrem Tänzer.

O diese Wut — gesegnet soll sie sein! Die Geige frohlockt und ihre Leidenschaft wächst — ins Rasen gerät sie und sprüht Funken. Die Luft brennt. Die Liebesfeuer flammen. Und die Eifersucht tobt.

So — so will ich dich haben! Blut glühen die Augen des Einsamen, Verlassenen! Und die Geige spielt Blut, und die Geige will Blut! Jäh stürmt der Eifersüchtige in die Kreise der Tanzenden — wie die Geige ihn peitscht! — und packt den Nebenbuhler beim Kragen. Der läßt seine Tänzerin los — tritt zurück — und rennt wie ein Stier mit dem Schädel in Emils Bauchhöhle, daß dieser aufs neue mit seinem langen Gebein hinschlägt. Aber schon ist er wieder auf den Füßen — die Weiber kreischen laut auf und flüchten zur Seite — die Geige wird nicht mehr gehört — aber ihre Macht ist in dem, was jetzt geschieht —! —

Macke hat sein Glasauge herausgedrückt und einem Freund zur Verwahrung in die Hand gegeben, jetzt geht er mit den Fäusten dem Gegner zu Leibe. Ein wilder Boxkampf — Korl will sich einmischen — andre treten ihm entgegen — ein neues Kämpferpaar — immer mehr werden miteinander handgemein — bald wogt ein tosendes Meer von Ringern und Boxern, von geschlagenen und geworfenen Menschenleibern durch den Saal. Die Frauen sind in die Nebenräume gestoben.

Gust blickt in den brausenden Orkan, den seine Schöpferhand entfesselt, fast mit selig überlegenem Gleichmut, packt seine Geige ein, nimmt Kasten und Koffer und geht durch den besonderen Ausgang vom Podium ins Freie.

Es ist keine Flucht. Er fühlt und weiß, daß er nichts mehr zu fürchten hat. Daß dieses Chaos seine Opfer nicht so bald losläßt und wenn — daß er und sein Los nach dieser Gigantomachie für die heilbedürftigen Giganten keine Rolle mehr spielen wird.

Noch zucken seine Fiber im Rausch — aber alles, was in ihm zittert, es ist kein schlotternder Nachhall des Geschehenen, ein Sprühen ist es ins Leben hinein, ein Drängen und Fliegen in die Zukunft hinein.

Er hat es jetzt, das, worauf es ankommt: das große Erleben, das Erleben des Schaffenden. Er fühlt es und fühlt sich. Und ist über den Dingen.

Glückselig schreitet er durch die nächtige Heide, vom Ostwind umbraust, durch Mondlicht und Wolkenschatten — er jauchzt in die klingende Nacht.

Dort auf der Höhe vor ihm stehen die Lichter der kleinen Stadt. Sie ist sein Ziel, dort wird der Nachtzug ihn aufnehmen.

Vor ihm liegt sie, die ihm gehört, die ganze große Welt.

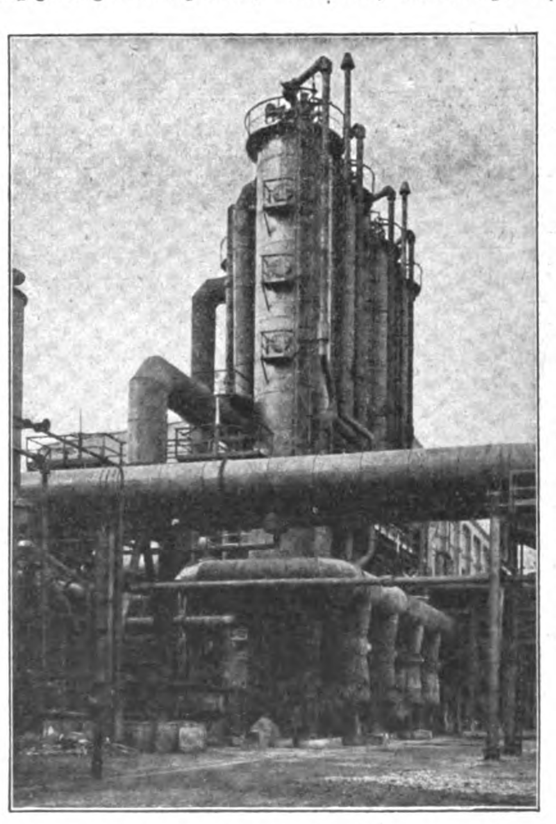


Brücke über den Hoangho der Tientsienbahn. Einfach und zweckmäßig konstruiert
Erbaut 1909—1912 von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., Werk Gustavsburg

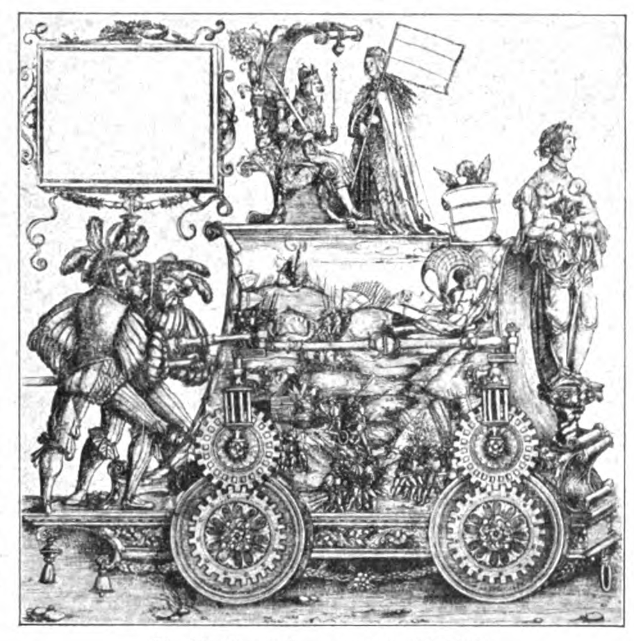
Technik und Schönheit

Von Dr. Albert Neuburger

Während bis vor kurzem der Bau der Maschinen und ihre Aufstellung einzig und allein dem Ingenieur oblagen, der, von reinen Zweckmäßigkeitsgründen geleitet, hinter dem Reißbrett in nüchternster Weise mit Zirkel, Ausziehfeder und Rechenschieber wirtschaftete, mehren sich in neuerer Zeit die Fälle, in denen Künstler zur Mitarbeit an den Konstruktionen und an der Aufstellung verpflichtet werden. Es sei in dieser Hinsicht an die Beziehungen von Peter Behrens zur Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft, an die von Muthesius zur Gesellschaft für drahtlose Telegraphie usw. erinnert. Nur allzu leicht wird man zunächst geneigt sein, dabei an eine Vernunftehe zu denken. Und doch liegt vielleicht in viel höherem Maße, als der Fernerstehende annimmt, gerade von seiten der Künstler eine Neigungsehe vor, haben sich doch von jeher die besten unter ihnen gerne mit technischen Problemen beschäftigt. Die Psychologie dieser Vorgänge ist noch nicht geschrieben und auch keineswegs restlos geklärt. Sie läßt sich aber durch zahlreiche Beispiele belegen. Volle 35 Jahre lang, von 1483 bis 1518, hat Leonardo da Vinci an seinem Tagebuch geschrieben, das später den Namen „Codex atlanticus" erhielt und von 1899 bis 1904 in vorzüglicher Reproduktion wieder herausgegeben wurde. Durchblättert man die 402 Großfolioseiten dieses Werkes mit ihren 1700 Zeichnungen, so fällt auch dem oberflächlichen Betrachter zunächst eines auf: Neben Bildern, die von wunderbarer künstlerischer Empfindung zeugen, finden sich solche von unglaublicher Einfachheit und Nüchternheit, bei denen der Künstler Leonardo voll-



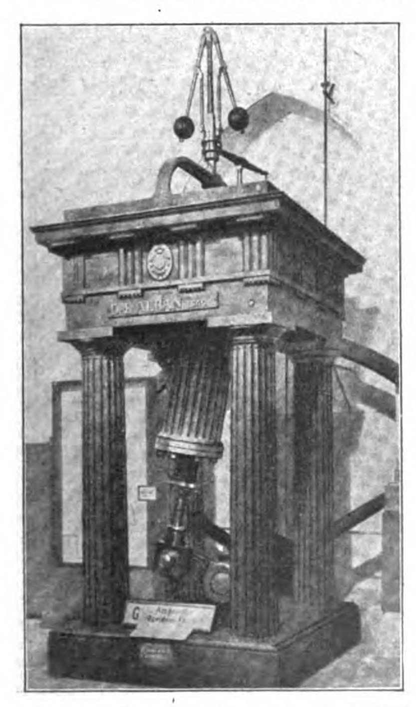
Ammoniakwerk Merseburg der Bad. Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen, eine Fabrikanlage, bei der die künstlerische Wirkung des Monumentalen erreicht ist



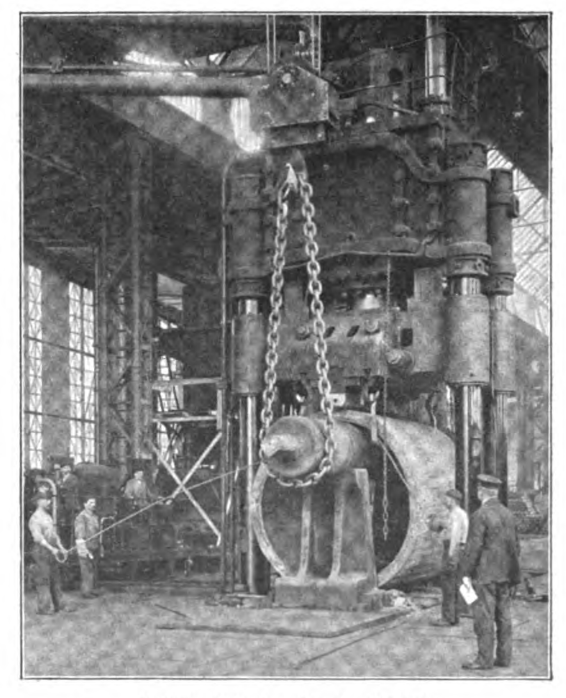
Ausschnitt aus dem großen Holzschnitt ‚Triumphwagen Kaiser Maximilians‘ von Albrecht Dürer

kommen ausgeschaltet erscheint: es sind die technischen Zeichnungen Leonardos, bei denen nur hier und da eine Schraffierung oder eine Linie verraten, von wem sie herrühren: Ex ungue leonem!

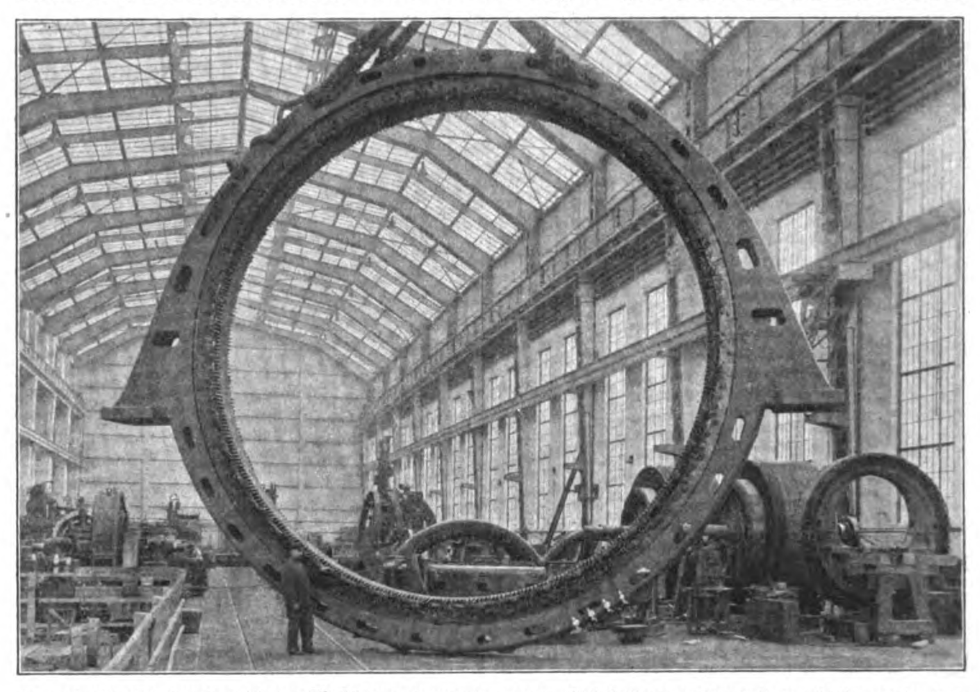
Wir wissen heute, daß Leonardo da Vinci eines der größten technischen Genies war, die jemals auf Erden wandelten. Vielleicht war er in seinem Herzen sogar mehr Techniker als Maler. Welche von den beiden Seelen, die in seiner Brust wohnten, seine ureigenste war — diese Frage wird sich auch beim tiefsten Eingehen auf seine Eigenart wohl niemals lösen lassen. Minder schwierig ist ihre Beantwortung bei Albrecht Dürer. Man darf nur den Triumphwagen ansehen, den er für Kaiser Maximilian entwarf und man wird sofort fühlen, daß es hier bei aller Vorliebe für die Technik doch in erster Linie künstlerische Eingebungen waren, die ihn leiteten und hinter die die scharfe Verfolgung des technischen Grund-



Albansche Dampfmaschine aus dem Jahre 1840 in Form eines griechischen Tempels Im Deutschen Museum, München

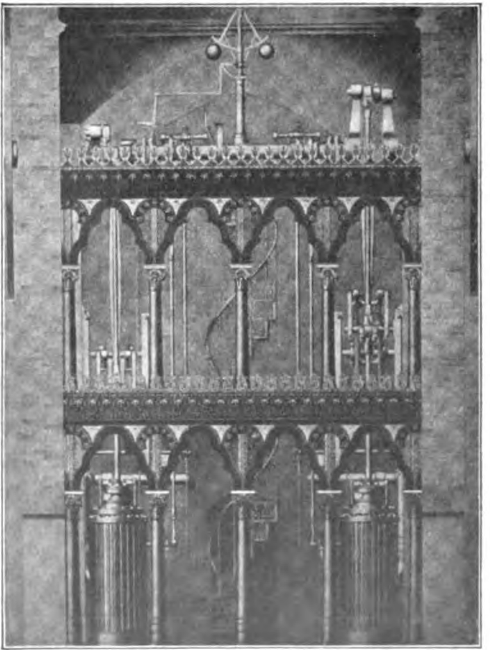


Schönheit in der Zweckmäßigkeit: Eine kraftvoll wirkende große Schmiedepresse der Borsigwerke, Tegel



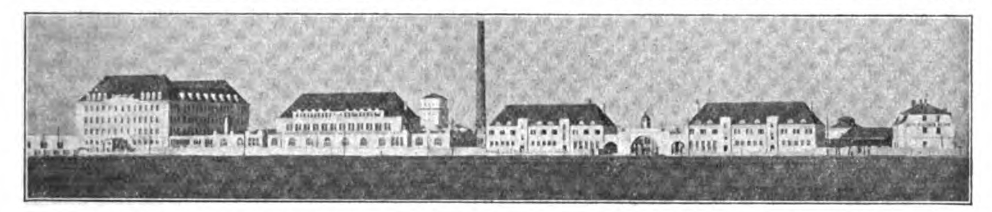
Ein künstlerisch durchgebildeter Maschinenraum mit großer Lichtfülle von Prof. Peter Behrens in der Großmaschinenfabrik der A.-E.-G. mit einem Riesen-Drehstromgenerator

gedankens bis in ihre letzten Einzelheiten zurücktreten mußte. Und so ist es fast immer gewesen, wenn in der Folgezeit Künstler technische Probleme bearbeiteten. Der Jesuitenpater Kaspar Schott, der bekannte Biograph Otto von Guerickes, gab im Jahre 1687 seine „Technica curiosa" heraus, die mit prachtvollen Zeichnungen ausgestattet sind. Man sieht aber deutlich, daß der Zeichner mehr Künstler als Techniker war, legte er doch großen Wert darauf, in schönen Staffagen, in prachtvollen Hintergründen und originellen Ideen sein ganzes künstlerisches Können zu zeigen. Alle Maschinen und Apparate sind auf das reichste verziert. Ihre Vorführung findet stets in herrlichen Gärten, auf Terrassen oder vor malerischen Ruinen statt. Auch da, wo sich nichts derartiges mehr anbringen läßt, wo eine genaue Konstruktionszeichnung gegeben werden muß, wird wenigstens in die Ecke noch ein flotter Schnörkel oder es wird ein hübscher Rahmen mit Inschrift hingesetzt. Und als fast zwei Jahrhunderte später Arnold Böcklin unter die Flugzeugerfinder geht, da gelingt es auch ihm nicht, bei seinen Entwürfen den Künstler ganz beiseite zu lassen.



„Künstlerische" Maskerade eines Wasserwerkes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. (Pumpstation für die große Fontaine in Sans-Souci bei Potsdam)

Aber Böcklin bildet bereits eine Ausnahme, hat sich doch schon vorher ein Umschwung vollzogen. Die fröhlichen Putten und die lustigen Englein, die bis zum Ausgang der Barockzeit so gerne technisch vorzüglich durchgebildete Pum-

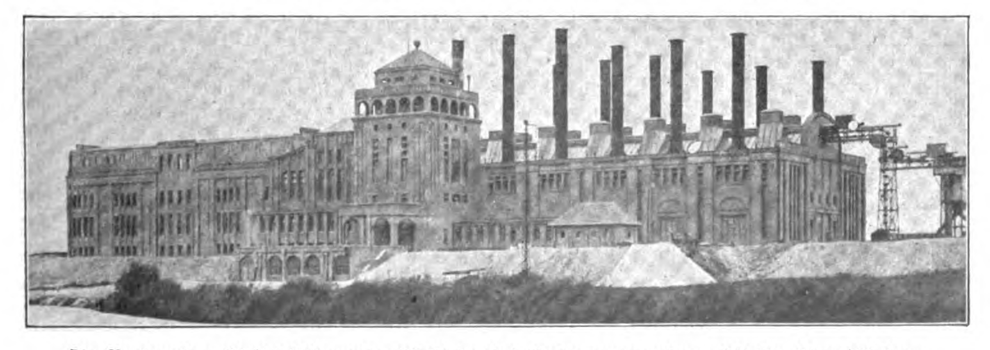


Frontansicht der Bayrischen Motorenwerke bei München. Beispiel für die gute Gesamtanlage einer Maschinenfabrik

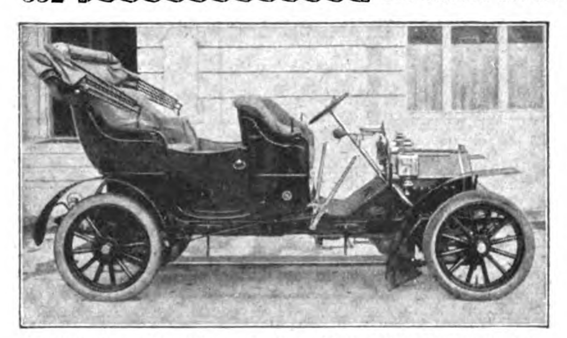
pen oder sonstige Maschinen in Bewegung setzten, mußten verschwinden, als gegen Ende des 18. und am Beginn des 19. Jahrhunderts die Dampfmaschine ihren Siegeszug durch die Welt antrat. Nun vollzieht sich ein Wandel im Empfindungsleben der Menschheit: das Schönheitsgefühl, das von alters her in ihr schlummert, findet zunächst keine Befriedigung. Die Maschinen von früher waren rein und sauber. Nun aber entqualmte den Schornsteinen dicker Ruß. Häßliche Balken bewegten sich auf und nieder, Ketten klirrten und rasselten, schmutzige Heizer wirtschafteten am Kessel und das Gebäude, in dem die Maschine arbeitete, glich einem unsauberen Stall. Im Anfang hatte die „Feuermaschine“, wie man die alten Dampfmaschinen nannte, noch Interesse erregt. Ja sogar ein Hauch von Poesie

Fabrikschornstein eines alten Eisenwerks in Formen, die man einst für künstlerisch hielt. Der Schornstein hat die Gestalt eines griechischen Kandelabers

rankte sich um die erste dieser Maschinen, die in Deutschland aufgestellt wurde. Unter dem Vorwand, sie besichtigen zu wollen, hatten sich hier Wilhelm von Humboldt und Caroline von Dacheröden zum ersten Male getroffen und dabei jenes Wohlgefallen aneinander gefunden, das die Grundlage für ihre spätere so harmonische Ehe wurde. Aber bald verschwand dieses anfängliche Interesse an der „Feuermaschine“. Wo sie keuchte, schnaufte, arbeitete und stampfte, da wendete sich der Gast mit Grausen. Man war stolz auf die Fortschritte der Technik, aber die persönliche Berührung mit ihr mied man lieber, fehlte ihr doch gerade jenes Moment, das für den Menschen vielleicht nicht weniger ein Lebensbedürfnis ist als Licht und Luft, fehlte ihr doch, wie man glaubte — die Schönheit!



Ein Neubau des Elektrizitätswerkes Westfalen bei Bochum von guter architektonischer Wirkung (Architekten Dr. W. Klingenberg und W. Issel)

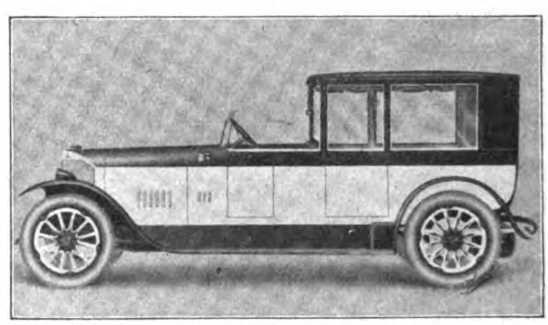


Kraftwagen alter Bauart ohne Einheitlichkeit im Aufbau
Der Motor ist an den Typ des Pferdewagens angesetzt

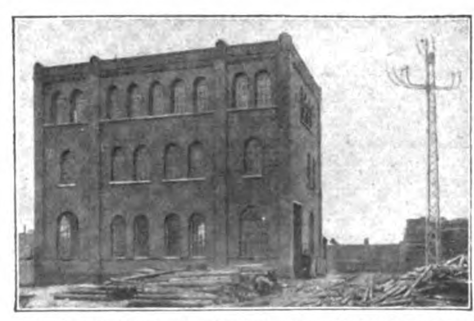
Berlin" gar trefflich geschildert, wie rastlos man damals, in dieser scheinbar so behaglichen „guten alten" Zeit in den Maschinenfabriken arbeitete. Aber mitten heraus aus diesem Gewühl von surrenden Rädern, von blasenden Dampfzylindern und ächzenden Gelenken brach sich auch beim Techniker die Sehnsucht nach Schönheit Bahn: ein neuer Maschinentyp entstand, der Typ der „schönen" Maschine, der Typ jener Maschine, über die man getrost das Wort „Biedermeier" schreiben kann.

Da die Maschine nach den damaligen Begriffen an und für sich nicht schön war, so begann man sie

Und weil man nun diese Schönheit so sehr entbehrte, so fing man an, sie zielbewußt in die Technik hineinzutragen. Die plumpen Eisenkolosse, die häßlichen Schornsteine mußten verschönert werden! Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt! Biedermeier konnte es in seinem empfindsamen Gemüt nicht länger mitansehen, daß das „Dampfroß", wie er die Lokomotive mit einem Untertone zärtlichen Stolzes zu benennen beliebte, so gar so schwarz war und daß seine Linien so gar keinen „edlen" Schwung aufwiesen. Er, der an seinen einfachen Möbeln schöne Beschläge, der an



Das Auto von heute



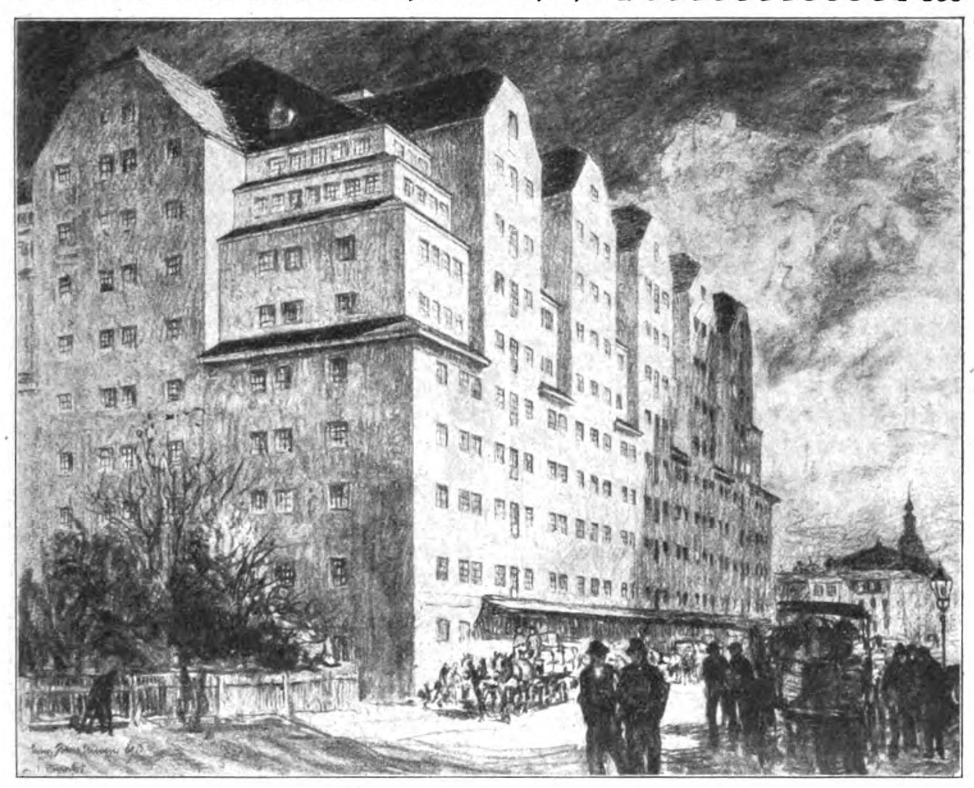
Alte Transformatorenstation. Das Gebäude wirkt unschön und nüchtern

seiner „Schreibkommode" zierliche Säulchen mit hübschen in guter Bronze gegossenen Kapitellchen zu sehen gewohnt war, vermochte es nicht zu verwinden, daß sich die ganze Technik mit allem, was sie schuf, so gar nicht dem übrigen Milieu der Zeit anpassen wollte. Und schließlich war es der Techniker selbst, der dem Zuge seiner Zeit nicht länger widerstehen konnte. Jahre beispielloser Entwicklung hatten ihn nicht weiter darüber nachdenken lassen, ob das, was er da zusammenkonstruierte, auch schön war. Er hatte alle Hände voll zu tun, und Kalisch hat in seiner Posse „Die Maschinenbauer von

schön zu machen, zu verzieren, künstlich aufzufrisieren. So entstanden gar merkwürdige Gebilde! Die Pleuelstange der Dampfmaschine, vorher weiter nichts als ein runder Eisenstab, wird zur dorischen oder gar zur korinthischen Säule mit mehr oder minder reich verziertem Kapitell. Der Balancier erhält Friese, zu denen die Motive

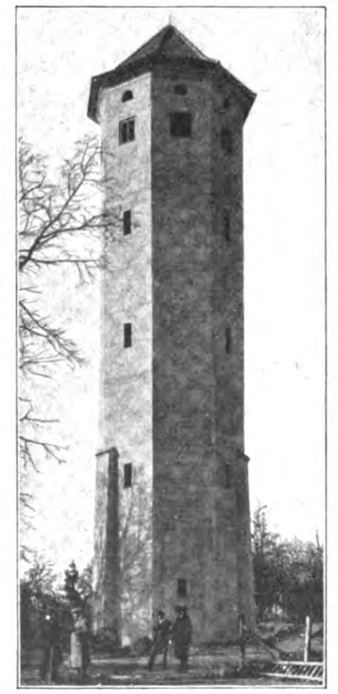


Eine neue Transformatorenstation in Blauental im Erzgebirge. Das rein technischen Zwecken dienende Gebäude ist seiner Umgebung glücklich angepaßt



Neuer Speicher in Dresden — Entwurf von Prof. Hans Erlwein †

gleichfalls aus Kunstwerken des klassischen Altertums entnommen sind. Die tragenden Stützen eiserner Ungetüme werden zu Karyatiden. Von überall her holt man seine Motive. Die Dampfmaschine findet ihre künstlerischen Vorbilder in den Tempeln von Paestum oder auf der Akropolis. An den Schornsteinen grüßen uns alte Bekannte vom Forum romanum wieder, ja man hat sogar die Mosaikfußböden Pompejis einfach zu Zylindern oder Kegeln zusammengerollt und so Fabrikschlöte geschaffen, auf denen, würde man ihre Zylinder- oder Kegelmäntel wieder aufrollen, die Gäste des Trimalchio zum festlichen Mahle schreiten könnten. Aber die Technik ist eine ernste Sache, und so läßt man auch in der Wahl der Motive den nötigen Ernst walten. Nicht der weinselige Gott Bacchus und lustige Faune sind es, die da von den Wellenlagern der Maschinen auf uns herunterblicken, sondern der gewaltige Zeus und die weise Pallas Athene allein scheinen würdig genug zu sein, um hier aufgeschraubt zu werden oder als Krönung des Ganzen es nach obenhin abzuschließen. Nimmt man aber den Helm der Pallas Athene ab oder dreht man die trepanierte Hirnschale des Gottes samt den olympischen Locken zur Seite, so öffnet sich das hohle Innere der Figur. Da hinein gießt der Maschinenwärter das Schmieröl, auf daß es durch den Hals in das Lager laufe und hier die Reibung vermindere! Aber nicht nur das klassische Altertum liefert Motive, man nimmt sie, wo man sie gerade findet und bringt sie überall da an, wo man glaubt, daß sie schön

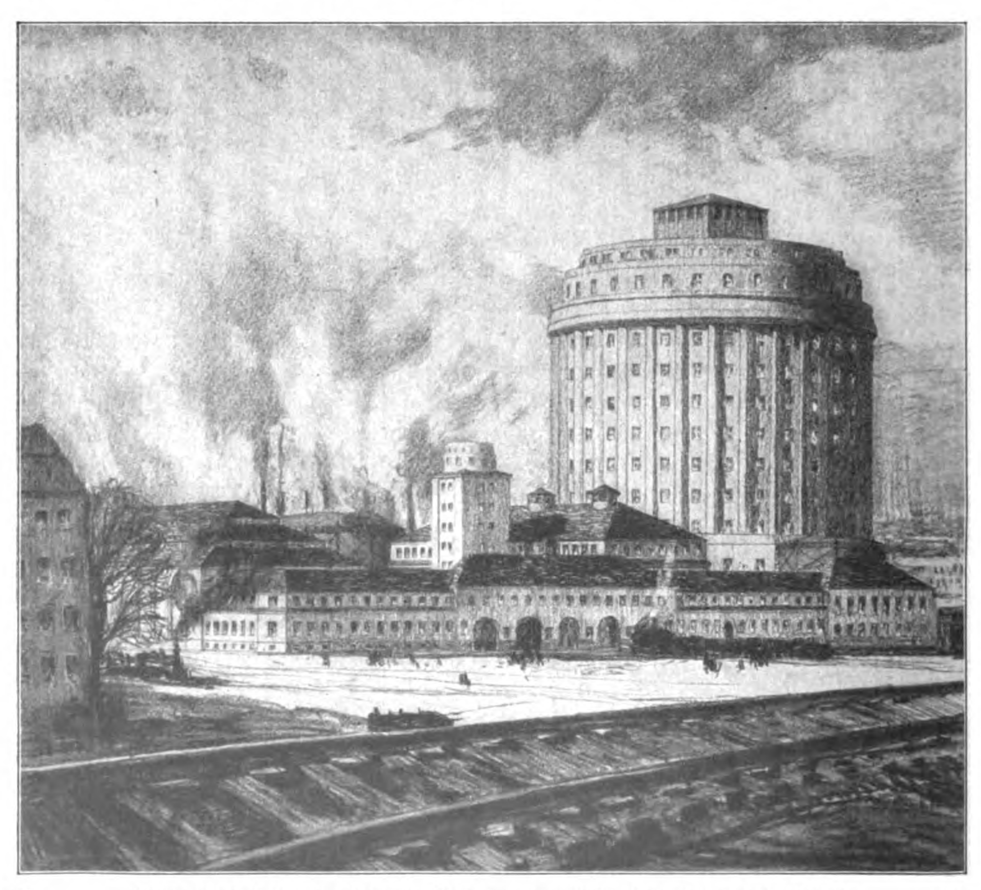


Ein neuer Wasserturm in Gerdauen mit guter architektonischer Lösung (Von Wayß & Freytag, Neustadt a/H.)

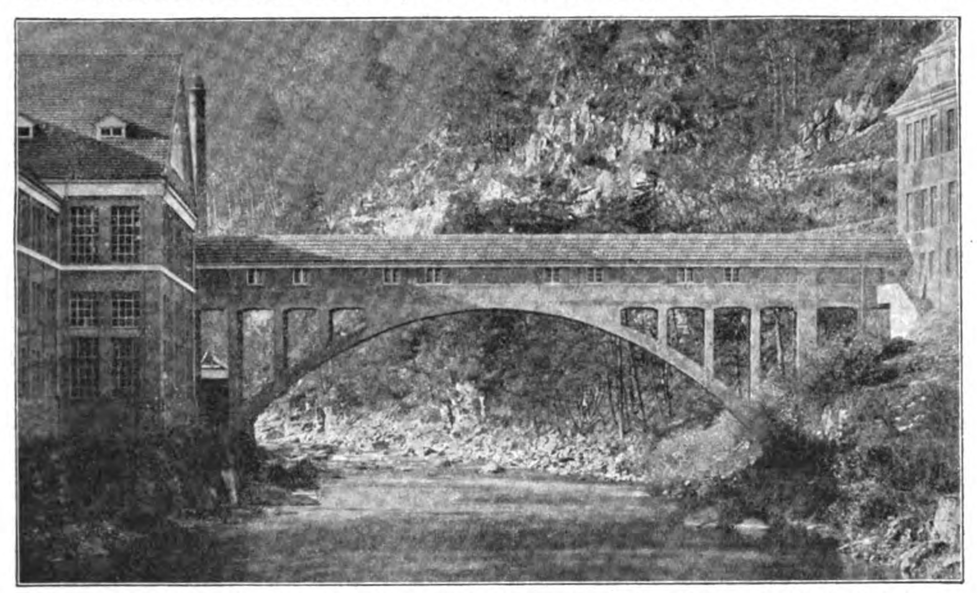
wirken. Warum soll man die Pumpstation für ein Wasserwerk nicht in ähnlicher Weise ausstatten wie die Hagia Sophia? Warum soll man das Trittblech vor dem Feuerloch nicht nach Art eines persischen Teppichs ausschneiden? Und so stattet man aus und schneidet man aus: Technik und Schönheit oder „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst!"

Diese Art der Verquickung von Technik und Kunst ging, so lange es eben ging und gehen konnte. Vielleicht mochte doch allmählich ganz von selbst das Gefühl aufgedämmert sein, daß diese Maschinen keine Kunstwerke, sondern daß sie Karikaturen und weiter nichts als Karikaturen waren. Karikaturen in doppelter Gestalt: sowohl als Maschinen wie als Kunstwerke. Man hatte dem Erzeugnis der Technik wesensfremde Momente gewaltsam aufgepfropft, man hatte ihm eine Maske vorgebunden, die nicht zu seiner Art paßte. Bis zu welchem Grade man das fühlte, mag dahingestellt bleiben. Sicher haben die in künstlerische Formen gepreßten Dampfdome der Lokomotiven, haben ihre an die Säulchen von Treppengeländern erinnernden Dampfpfeifen usw. noch lange Zeit hindurch so manches Menschen Auge erfreut.

Aber eines Tages mußte doch die große Umstellung beginnen! Durch einen äußeren Anlaß von elementarer, zwingender Gewalt wurde sie eingeleitet. Robert Mayer hatte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, hatte jenes Gesetz entdeckt, das von vielen als das wichtigste unter allen Naturgesetzen bezeichnet worden ist. Man begann die neue Erkenntnis mathematisch auszubauen. Die Mathematik, nunmehr die Grundlage jeder Konstruktion geworden, zeigte mit unumstößlicher Gewißheit, daß man mit der unnützen Verzierung der Maschinen auf einen bösen Holzweg geraten war. Um eine Bewegung hervorzubringen, muß eine bestimmte Kraft aufgewendet werden. Diese Kraft steht mit dem Gewicht der bewegten Masse im engsten Zusammenhang. Je größer dieses Gewicht wird, desto mehr muß auch die für die Bewegung aufzuwendende Kraft anwachsen. Die schönen Kapitelle an den Pleuelstangen, die herrlichen Köpfe des Zeus und der Pallas Athene, die Hermen, die Karyatiden — sie alle hatten ja ein Gewicht. Um sie hin-

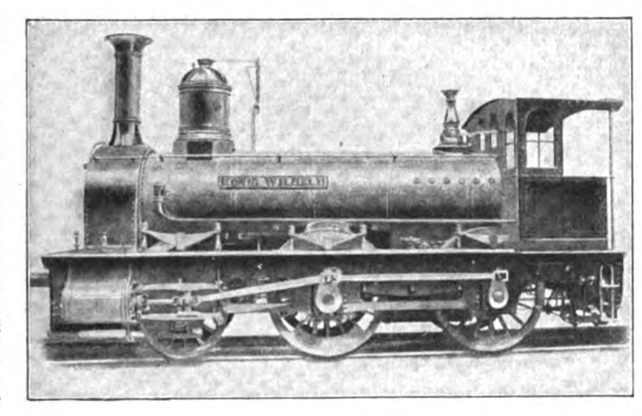


Neuer Gasbehälter in Dresden-Neustadt. Entwurf von Prof. Hans Erlwein †

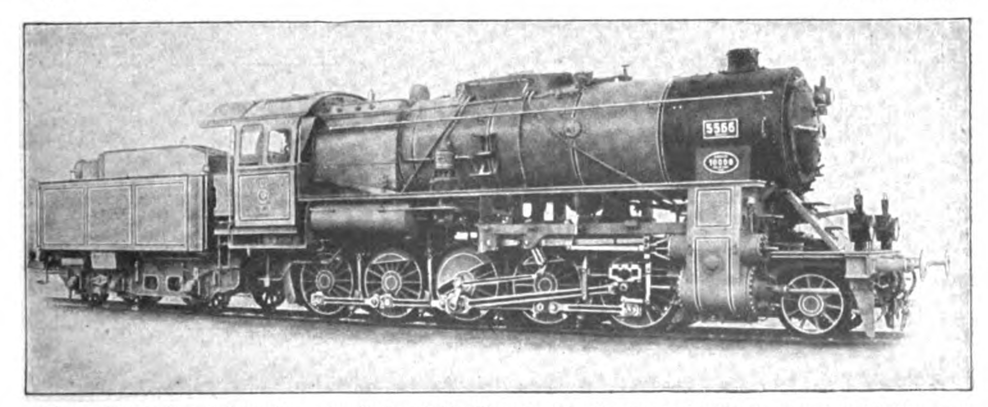


Moderner Verbindungssteg einer Fabrik mit guter Wirkung des Brückenbogens. Architekt Prof. Henes, Stuttgart. (Wayß & Freytag, Neustadt a/H.)

und herzuführen, auf- und niederzuschwingen, kreisen und pendeln zu lassen, brauchte man also Kraft. Kraft aber kostete Geld, denn je mehr Kraft man benötigte, desto mehr Dampf mußte man erzeugen, und desto mehr



Kohle mußte man auf die Roste der Feuerungen werfen. Sollte daher eine Maschine mit geringstem Kraftaufwand, sollte sie wirtschaftlich arbeiten, so mußte alles unnötige, mußte alles zusätzliche Gewicht verschwinden. Je



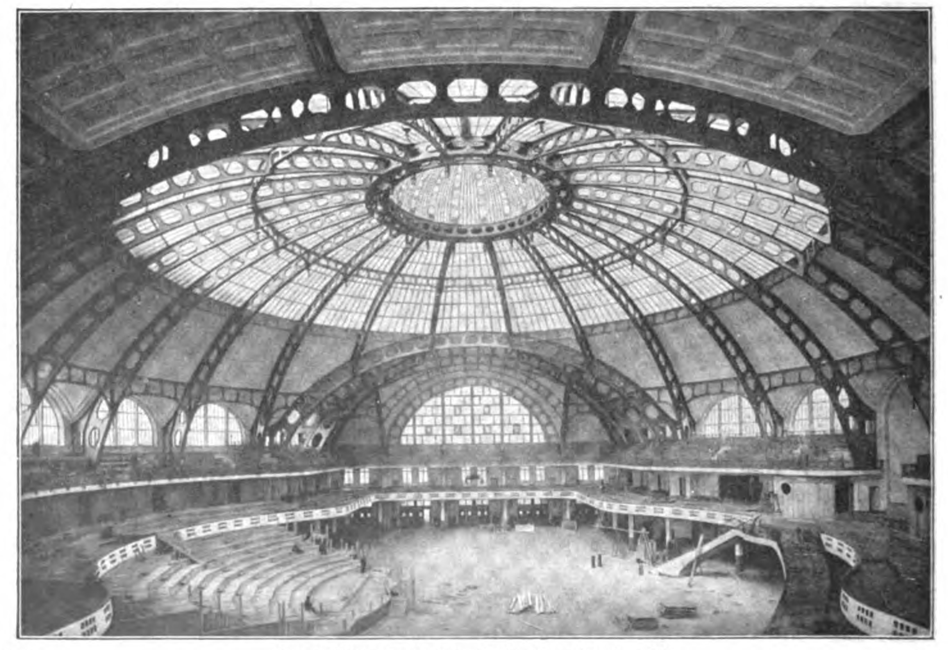
Oben: Die schöne Lokomotive vom Jahre 1867. Man beachte die verzierten Aufbauten, den Messingdom, die Messingleisten am Schornstein und die Form der Dampfpfeife. Unten: Die schöne Lokomotive von heute. (Die 10000. Lokomotive der Borsigwerke, Tegel.) Einfach in der Form und kräftig

mehr unnützer Schnickschnack an einer Dampfmaschine vorhanden war, desto mehr kostete der Betrieb. Wollte man die Betriebskosten verringern, so blieb, da sich in dem Produkt: Masse × Weg der Weg nicht verringern ließ, nichts übrig, als die Masse zu verringern.

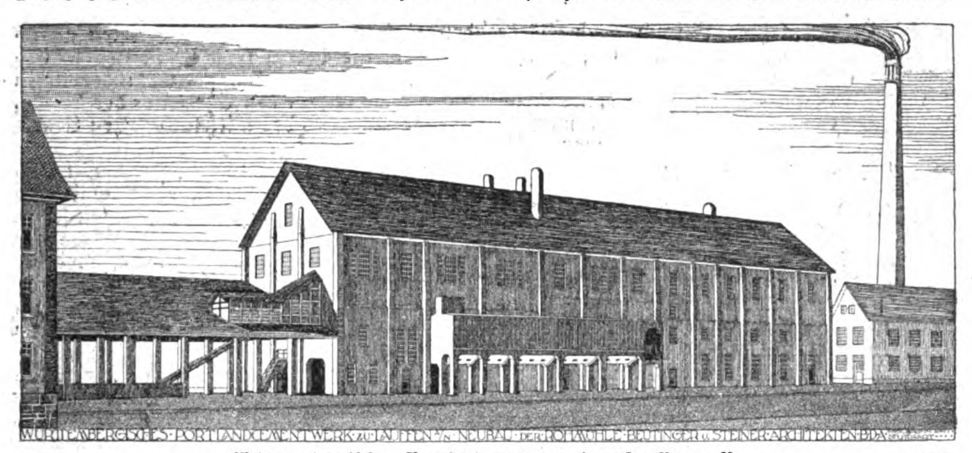
Durch diese aus dem Robert Mayerschen Gesetz von der Erhaltung der Kraft abgeleitete Erkenntnis war den Olympiern das Todesurteil gesprochen. Götterdämmerung im Maschinenbau! Mit den Göttern verschwanden aber auch die Mosaiken und die persischen Teppiche. Ingenieur und Künstler gingen wieder ihre getrennten Wege. Der Künstler hatte nichts mehr in der Technik zu suchen, der Ingenieur arbeitete wieder für sich, und zwar genau so, wie es ihm seine Berechnungen vorschrieben. Kein Eisenteilchen, kein Gramm zu viel: die Technik wird abermals nüchtern. Das Rad bekommt glatte, unverzierte Speichen, die Kolbenstangen sind wieder richtige Stangen, deren Querschnitt einzig und allein durch rechnerische Momente bestimmt wird, das Fundament stellt sich als ein roher Steinklotz dar, und das Trittblech ist kein persischer Teppich aus Eisen mehr, sondern wirklich ein Stück Blech, dessen Oberfläche etwas aufgerauht ist, damit der Fuß nicht ausgleitet.

Von der Maschine aber greift diese Bewegung auf immer weitere Zweige der Technik über. Die Steinbrücke weicht immer mehr der eisernen Brücke und diese erhält häufig die nüchternste aller überhaupt denkbaren Formen, sie wird zur Röhre. Die Schornsteine erhalten eine ebene Außenseite, nicht einmal am oberen Rand wird mehr ein Kranz angebracht. Von den Fassaden der Fabriken verschwinden die Embleme und die allegorischen Friese. Häßliche Mauern umschließen den Innenraum, der mit einem weißen Anstrich versehen wird, so daß nicht einmal ein glättender Verputz vorhanden ist. Die Fugen der Steinlagen sind deutlich zu erkennen, in denen sich Ruß und Schmutz einlagern. Ein nüchternes, ein häßliches, ein freudloses Bild — jeder Schönheit bar!

Und doch erwächst gerade aus diesem Bilde ein neuer technischer Schönheitsbegriff! Man beginnt in der Zweckmäßigkeit auch die Schönheit zu erkennen. Die Einfachheit und Nüchternheit der Technik erscheint nicht mehr unschön, sobald sie sich mit der Zweckmäßigkeit paart. Eine an das Wunderbare grenzende Umwandlung geht vor sich, die uns vielleicht nicht mehr so wunderbar erscheint, sobald wir uns vor Augen halten, daß zwar das Gefühl für Schönheit als ein dem Menschen angeborenes angesehen werden muß, daß aber der Schönheitsbegriff selbst einem ständigen Wechsel unterworfen ist. Ob sich bei dieser als Folge des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft nunmehr einsetzenden Umgestaltung das Auge mit der Zeit an gewisse durch die Technik geschaffene Formen und Linien gewöhnt hat oder ob hier das ewige Gesetz der Harmonie seinen Einfluß geltend machte, ist bis heute psychologisch noch nicht ergründet worden. Es erscheint aber in höchstem Grade wahrschein-



Ausstellungshalle der Stadt Frankfurt a. M.
Die Kuppel, nur aus Glas und Eisen bestehend, wirkt in hohem Maße künstlerisch



Württembergisches Portlandzementwerk zu Lauffen a. N.
Ein einfacher aber schöner Zweckbau. Entwurf von Beutinger & Steiner, Heilbronn a. N.

lich, daß wir die Ursache der Umstellung unseres Empfindens gegenüber der Technik gerade diesem Einfluß zuzuschreiben haben. Wie die Harmoniegesetze die Grundlage der Musik und der sonstigen schönen Künste bilden, so baut sich auch die zweckmäßige moderne Konstruktion auf Gesetzmäßigkeiten auf, deren Vorhandensein sich mathematisch erweisen und berechnen läßt. Es sei anstatt vieler Beispiele nur an die Lehre vom goldenen Schnitt erinnert, die in zahlreichen technischen Schöpfungen ihren praktischen Ausdruck findet. So kann man wohl behaupten, daß die durch die Technik geschaffene Harmonie der Konstruktion auch in unserem Empfinden das Gefühl der Harmonie auslöst. Jedenfalls hat man schon längst begonnen, die verschiedenen einst als so häßlich empfundenen Eisenkonstruktionen nicht mehr als unschön anzusehen, ja einzelne von ihnen gelten geradezu als Offenbarungen technischer Schönheit. Wer jemals vor den 250 m hohen eisernen Gittertürmen der drahtlosen Großstation zu Nauen gestanden und den Blick an ihnen hat emporgleiten lassen, der wird sich eines Gefühls andächtigen Staunens wohl nicht haben enthalten können, das nicht nur der Kühnheit dieser Bauten, sondern auch ihrer Schönheit galt. Dabei handelt es sich durchweg um gerade Linien, um ein Kreuz und Quer von eisernen Trägern. Und dann die vielen, vielen Brücken aus Eisen oder gar aus Beton, auf denen das Auge immer wieder mit Wohlgefallen ruht. Oder die mächtige Einfahrtshalle des Anhalter Bahnhofs zu Berlin, deren Konstrukteur ein Mann war, in dessen Brust das Gefühl für Schönheit in hohem Maße schlummerte, ein Gefühl, dem er auch nach außen hin durch diesen Eisenbau Ausdruck zu geben verstand. Heinrich Seidel ist es, der Dichter des „Leberecht Hühnchen", der — im privaten Leben Ingenieur — diese Halle schuf. Immer mehr lernte man es, auch eiserne Konstruktionen dem Bilde der Landschaft anzupassen, das Wort „Kunst und Natur sei eines nur" gibt auch dem technischen Streben immer mehr Richtung und Ziel.

Und noch ein Weiteres kommt hinzu! Wie oft hört man nicht die Behauptung, der sicherlich eine weitgehende Berechtigung nicht abzusprechen ist, daß die Maler des vorigen Jahrhunderts mehr Zeichner als Kenner der Farbenwirkung waren. Kaulbach, Moritz von Schwind und noch viele, viele ihrer Zeit haben mehr mit dem Zeichenstift als mit Farbe und Pinsel ihre Wirkungen erzielt. Erst als ein erhöhtes Gefühl für die Farbwirkung sich durchsetzte, erkannte man auch in der Technik selbst da neue Momente der Schönheit, wo dem oberflächlichen Beobachter nur Rauch, Staub, Ruß und Schmutz vorzuherrschen schienen. Im Qualm der Hüttenindustrie malte Menzel sein Walzwerk, in dem aus kaltem Blau das rotglühende Eisen hervorleuchtet. Dieses Blau der dampferfüllten Werkstätte aber enthält, wie er selbst erzählte, nicht weniger als über 80 „verschiedene Blaus". So verstand sein farbenfreudiger Blick den Dunst, der anderen vielleicht ein einziges Grau gewesen wäre, in jene Unzahl farbiger Abstufungen aufzulösen, die sich aus der Mischung mit den Strahlungen der Glut und mit dem Hereinfluten des Tageslichtes ergaben. Noch andere Künstler kamen, die die verborgenen Schönheiten der Technik erkannten und sie der Mitwelt offenbarten: Meyerheim malte den „Zyklus der Lokomotive", Dettmann fand auf der Vulkanwerft dankbare Motive, Biese hielt den Feuerregen der Bessemerbirne und sein Farbenspiel auf der Backsteinmauer fest, Baluschek setzte sich an die Bahnstrecken und gab die feurigen Glotzaugen der Signallichter und ihren Schein auf den Schienen wieder. Wie die Maler, so erkannten bald auch die Bildhauer, welche unendliche Fülle von Anregungen die Technik darbietet: Meunier formte seine Arbeitergestalten, und seinen Spuren folgten noch gar viele. In

diesen Arbeitergestalten fand auch Käthe Kollwitz zahlreiche Anregungen für ihre Schwarzweißkunst.

Damit war in der Technik ein neues Reich der Schönheit erschlossen, an dem man so lange achtlos vorübergegangen war. Die Schönheit aber, die man in ihr selbst gefunden hatte, mußte rückwirkend wieder dazu führen, daß sie selbst Schönes zu schaffen sich bestrebte. Ein neues Zusammenarbeiten zwischen Techniker und Künstler hebt an, freilich in anderem Sinne als früher, als in der seligen Biedermeierzeit. Jetzt handelt es sich nicht mehr darum, hier ein paar Kanneluren anzubringen und dort schnell noch einen Eierstab oder eine mäandrische Linie aufzusetzen, sondern vielmehr darum, unter Rücksicht auf die Erkenntnis, daß sich unser Auge daran gewöhnt hat, in der Zweckmäßigkeit auch die Schönheit zu sehen, Erzeugnisse zu schaffen, die schön sind, weil sie zweckmäßig sind.

Die Bogenlampe hat über ihrer Milchglasglocke eine lange metallene Hülle, die den Reguliermechanismus umschließt. Lange Zeit hindurch glaubte man diese Hülle dadurch verschönern zu können, daß man ihr eine reiche Ornamentik gab. Peter Behrens blieb es vorbehalten, die Bogenlampe auf eine besonders einfache und zweckmäßige Form zurückzuführen und so eine wirklich schöne Lampe zu schaffen. Aber die Zweckmäßigkeit kann restlos nur dann erzielt werden, wenn Künstler und Ingenieur auf das innigste zusammenarbeiten. Nehmen wir auch hier wieder als Beispiel irgendeine beliebige Lampe! Der Künstler kann und darf heutzutage nichts entwerfen, was nicht zweckmäßig wäre, denn alles Unzweckmäßige bedeutet, wie wir gesehen haben, Vergeudung von Masse und damit von Kraft. Zeichnet er eine Lampenfassung, die zu ihrer Herstellung zweimal durch die Stanzmaschine gehen und die dreimal gezogen oder gedrückt und vielleicht an zwei Nähten verlötet werden muß, so wird sich der Ingenieur mit einer derartigen Kraftvergeudung nicht mehr einverstanden erklären. Es wird dem Künstler so lange beratend und mahnend zur Seite stehen, bis dieser die gewünschte Lösung gefunden hat, bis eine Form entstanden ist, die nur einmal gestanzt, nur einmal gedrückt und nur einmal gelötet werden muß, die also in sich selbst die höchste Kräftekonzentration darstellt, die zweckmäßig und eben deshalb auch schön ist. Ein derart verständnisinniges Zusammenarbeiten zwischen Künstler und Konstrukteur finden wir heute auf vielen Gebieten der Technik: In der Elektrotechnik ist es nicht nur die einfache Glühlampe, in der wir das Walten des Künstler erkennen, wir finden den Hauch seines Odems auch in der mächtigen Dynamomaschine. Die Transformatoren, die den aus der Überlandzentrale kommenden Strom vor den Dörfern und Ortschaften in sogenannten „Gebrauchsstrom" umwandeln, wurden einst auf häßlichen Holzgerüsten aufgestellt. Heute bringt man sie in kleinen Gebäuden unter, die sich ganz wunderbar in die Landschaft, in den Charakter des Dorfes oder in das Bild des mittelalterlichen Städtchens einfügen.

Was von der Elektrotechnik gilt, gilt auch von allen anderen Zweigen der Technik und gilt insbesondere von den Werkstätten selbst, in denen die Technik von heute ihr Heim aufgeschlagen hat. Immer mehr verschwindet der häßliche Fabrikbau, um einem Gebäude Platz zu machen, das Einfachheit der Form mit Zweckmäßigkeit und damit Schönheit vereinigt. Auch das Innere trägt diesen Anforderungen Rechnung. Die Arbeitssäle sind von Licht durchflutet, die Maschinenaggregate fügen sich mit den Räumen, in denen sie stehen, zu einem harmonischen Ganzen zusammen. Wohin wir auch blicken, allüberall gehen die Bestrebungen in der gleichen Richtung, gehen sie dahin, in der Zweckmäßigkeit die Schönheit zu suchen. Das Automobil, das noch vor wenigen Jahren Formen aufwies, die an die alte Postkutsche oder den Landauer erinnerten, hat heute jene lange, vorne zugespitzte Gestalt mit schwach geschweiften Wänden, die es ihm einzig und allein ermöglicht, den Luftwiderstand am besten zu überwinden und gleich einem Keil das mit wachsender Geschwindigkeit immer dichter werdende Luftpolster zu durchschneiden. Wie schön ist es doch! Und erst das Flugzeug! Wenn einst Justinus Kerner, im Jahre 1845 den einstigen Luftverkehr vorausahnend, dichtet, daß „wie vom Erdball so vom Himmel die Poesie still trauernd geht", so konnte ihm schon damals Gottfried Keller mit Bezug auf den „Feuerdrachen" erwidern: „Wer möchte da nicht Fährmann sein?" Betrachtet man sich die schönen, so zweckmäßigen Formen der heutigen Luftschiffe und Flugzeuge — wirkt nicht gerade ihre Schönheit einladend im Sinne des Dichters: „Wer möchte da nicht Fährmann sein?" Aber immer wollen wir uns erinnern, daß alle diese Formen nur durch Zusammenarbeiten von Konstrukteur und Künstler gefunden werden konnten!

Eine neue Entwicklung hat eingesetzt! Noch gibt es freilich verschiedene Zweige der Technik, die sich frei von ihr, die sich gegen sie immun verhalten haben. Aber der Stein ist ins Rollen gebracht, und über die Grundlagen, auf denen sich diese Entwicklung weiter aufbauen wird, kann kein Zweifel mehr sein. Wir haben sie in den vorstehenden Ausführungen gekennzeichnet. Man darf hoffen, daß das Band, das Techniker und Künstler umschlingt, ein immer innigeres werden wird. Wie man einst in der Technik die Quelle alles Unschönen sah, so wird, in Bälde vielleicht, ein Geschlecht erstehen, für das die Begriffe Technik und Schönheit untrennbare, für das sie geradezu identische geworden sind.

Aeschylus

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Theodor Birt

as war die Voraussetzung der Leistungen des Äschylus? Einen tragischen Stoff verlangte das Dionysosfest; auch der Chor konnte als Urbestand der Feier nicht aufgegeben werden, und es galt ihn auszunutzen. Äschylus aber stellte zwei Solisten neben den Chor, und ein Zwiegespräch entstand; die Solisten wurden zu Schauspielern; denn das Gespräch bringt Konflikt, der Konflikt bringt Handlung. Die homerische Sagen-Erzählung wird zum Drama, das Geschehen zum Erleben, das Vergangne zur Gegenwart. Aber noch mehr. Die Mischung von Ernst und grobem Scherz wird jetzt aufgehoben, und die Tragödie erhabenen Stils löst sich streng und endgültig vom Spiel der Satyrn, die bisher den Chor gebildet hatten. Wer den Prometheus dichtet, kann keine Falstaffiaden brauchen. Vielmehr wird jetzt das verzweifelte Ringen des Menschen um sein bißchen Erdenglück zum erschütternden Gegenstand der Dichtung erhoben. Das alles war des Äschylus Werk.

An dem steilen Südabhang der Akropolis lehnte der weite, aber schmucklose Zuschauerraum. Das Wort „Theater" heißt nur Zuschauerraum, nicht Spielraum auf deutsch. 20000 Menschen konnten auf den bescheidenen Holzbänken Platz finden, die hoch aufgestützt den kreisrunden Tanzboden, die Orchestra, umspannten. Dieser runde Tanzboden war aber durchaus nicht für das Drama hergestellt; er diente vielmehr nur den Rundtänzen der sonstigen zahlreichen Musikaufführungen, wie sie z. B. an den Panathenäen stattfanden. Äschylus verringerte nun das Chorpersonal von fünfzig auf zwölf erlesene Sänger, die in ihrer geringen Zahl in der Orchestra sich lächerlich ausgenommen hätten; vielmehr sollten sie auf der Bühne mit Platz finden können. Denn auch noch ein hölzernes Bühnengebäude, das Skene hieß (wir sagen Szene) und außer dem Vorbau der Sprechbühne Garderobenräume und Maschinenräume enthielt, wurde am Rand des Tanzkreises aufgebaut. Wie man eine Statue nicht auf den Erdboden stellt, so auch nicht die Schauspieler; sie kamen nur auf einem Podium zur Geltung. Dort oben spielten sie; die Chorleute aber umstanden während der Handlung die zwei Schauspieler rechts und links zu je sechsen auf der Bühne, und nur in den Zwischenakten traten sie auf ein niedrigeres Podium, um dort in viereckiger Aufstellung mit feierlichem Gesang ihre Zwischengesänge aufzuführen.

Es ist Morgenstunde, im ersten Frühling. Die Winterstürme schweigen, und die Seele des Zuhörers ist in der Frühstunde für alle Seeleneindrücke am offensten. Auch unser Kirchengottesdienst liebt die Frühstunde als Stunde der Weihe.

Und in der Tat: dem Gottesdienst gleichen diese Theaterspiele. Denn die Ohnmacht der Menschen, die Allmacht des Göttlichen ist's, was sie vorführen in hundertfach neuen Bildern. Das Altertum entbehrte sonst der Predigt, der Kanzelrede, die bei uns allwöchentlich Erziehung und Erbauung der christlichen Gemeinde auf sich nimmt. Man mache sich klar, welch wichtiges Element der Volkserziehung dem Griechenvolk fehlte. Nur das Vorlesen aus dem Homer bot Ersatz. Aber Äschylus wollte mehr geben, als Homer gab. Homers Zweck war vor allem Unterhaltung, des Äschylus Zweck Erziehung, Stärkung der Charaktere sein Programm. Es blieb das Programm auch seiner Nachfolger.

Und er begann eine angespannte Schriftstellerei. Man möchte ihm dabei über die Schulter sehen — er dichtete nur im Rausch —, wie seine Hand übers Papier fegte, wenn er, der Titan, seine Strophen wie Blöcke, seine langdröhnenden Worte wie Donnerkeile schleuderte. 80 bis 90 Dramen hatte man von ihm, mit Musiksatz: an drei Tagen hintereinander wurde gespielt. Andere Dichter konkurrierten. Wettkampf war alles, so auch das Dichten der Tragiker. Jeder Dichter lieferte vier Dramen, die er für die nächste Konkurrenz fertigstellte (vielfach gewiß Schnellproduktion) und die an einem Tag hintereinander gespielt wurden. Man erschrecke nicht; denn die vier Dramen waren nicht so lang wie Richard Wagners Meistersinger; Wagners Meistersinger ein Lustspiel, in Musik durchkomponiert: für die Griechen wäre das etwas Entsetzliches, ja, etwas Sinnloses gewesen.

Die Tragödie ist zwar aus der Musik geboren, aber nur in dem Sinne, daß sie sich aus ihr loszumachen suchte. Denn das Singen ist auf alle Fälle undramatischer als das Sprechen. Aus dem Gegensatz zur Musik ist also das Drama der Alten geworden; es konnte die Eierschalen nur nicht ganz loswerden.

Doch zur Sache. Homer hatte alle Familiengreuel, alles unheimlich Problematische zu erzählen vermieden. Äschylus sucht es auf. Die Tragödie ergänzt also Homer. Die großen, unlösbaren Probleme werden jetzt aufgeworfen, als da sind: Schicksal und Willensfreiheit, Schuld und Sühne, Vererbung der Blutrache, Unentrinnbarkeit des Fluches, den ein Gott vernahm. In Angst, Schrecken und Entsetzen wirft Äschylus die Seelen seiner Mitbürger, um weit ausholend die Lösung zu bringen, die das Herz beruhigt. Wie wunderbar, daß diese hochernste Dichtung (denn es gibt keine, die es in Wahr-

heit so bitter-ernst meinte und so an die innersten Nerven risse wie die griechischen Tragödien), wie wunderbar, daß diese Dichtung aufkam und durch annähernd hundert Jahre blühte just in der Zeit, wo Athen, aus allen Gefahren errettet, der hellsten Gegenwart sich freute und vorherrschend dastand, als überall der Reichtum, der flotte Geist wuchs und ein genial-kühnes Sichgehenlassen herrschte. Aus Pindar sehen wir, wie damals das Volk in der Freude am Reichtum, in Behagen und Selbstzufriedenheit dahinlebte. Es ist, als ob Äschylus, der Dichter-Erzieher, sein so leichtlebiges Volk am Haarschopf fassen wollte mit der finsteren Mahnung: Hier ist Größe; recke dich der Größe entgegen; in der Schmiede der Schmerzen festige dein Wesen, lerne dein loses Herz bändigen im Anblick des Schicksals, das uns erhebt, wenn es uns zermalmt. Dies war die Mission der äschyleischen Tragödie.

Leider liegen von ihr wie von einem niedergeworfenen Tempel nur noch Bruchteile zerstreut. Trotzdem läßt sich ein Bild gewinnen.

Die Vorstellung beginnt. Fünfzig junge Weiber stürzen kreischend herein; sie sind auf der Flucht aus Ägypten. Es sind die Danaïden, die 50 Töchter des Danaos, der sie begleitet. Sie fliehen vor ihren 50 ägyptischen Vettern, der garstigen, dunkelhäutigen, niederen Rasse, die sie freien wollten, um sie als Sklavinnen zu halten. Beim König in Argos, auf griechischem Boden, suchen sie Zuflucht; denn in Argos haben sie Heimatsrecht. Und der König der Stadt verspricht Unterkunft und Schutz. Schon aber nahen die bösen Vettern aus Ägypten selbst; ihr Herold droht. Die Mädchen stürzen an den gewaltigen Altar mit den hölzernen Götterbildern und wollen sich vor Angst und Wut an ihnen erhängen. Nur mit Mühe gelingt es dem Vater Danaos, sie zu beruhigen.

Soweit der erste Akt (oder die erste Tragödie in der Trilogie). Im folgenden wird trotzdem die Hochzeit bereitet; der erwähnte König, der den Schutz gewährte, ist gestorben. Danaos, der Vater der Mädchen, herrscht jetzt selbst in der Stadt Argos; die Ägypter aber haben im Kampf gesiegt, und Danaos muß seine Töchter nun doch zur Ehe verpflichten. Er tut es unter der Bedingung, daß die Mädchen nicht nach Ägypten verschleppt werden, sondern daß die Hochzeit sofort in Argos stattfindet. Seine Töchter sind im Palast verborgen; die Hochzeitsbettbereiter bilden jetzt den Chor des Dramas; sie singen unheimliche Hochzeitslieder. Danaos aber hat seinen Töchtern Dolche gegeben. Sollen die Mädchen sich selber töten? Nein, es war anders gemeint. Da es Abend geworden, kommt die furchtbare Meldung: Die Danaïden haben ihre verhaßten Gatten, da sie schliefen, einmütig ermordet, eine wahre Bluthochzeit. Die Judith, die den Holofernes schlachtete, ist nichts dagegen. Und ein Hymenäus des Grauens ist das Finale. Aber das ist noch nicht der Schluß des Ganzen. Im letzten Akt treten die ägyptischen Gefolgsleute auf; sie bilden den Chor und klagen über das Schreckliche, das geschehen. Danaos dagegen berühmt sich der Tat, siegreich und stolz. Aber siehe, eines der Mädchen, Hypermestra, hat ihren Gatten verschont. Welch Wunder! Die ägyptischen Leute preisen sie; Danaos dagegen, der Vater, will sie sogleich im Jähzorn strafen, in den Kerker werfen, da sie den Feind verschonte, ja, ihm zur Flucht verhalf. Lynkeus heißt ihr Geliebter. Hat sie ihn umsonst gerettet? Die Sache der Liebenden scheint verloren. Da tritt die Gottheit selbst dazwischen, und der Dichter spricht aus ihr: Aphrodite selbst erscheint und preist die Rechte der Liebe. In Hypermestra hat sie selbst, die Göttin, gewirkt.

Ein Frühwerk des Dichters. Haß. Rassenhaß, das treibende Motiv; aber die Liebe siegt über den Haß. Das Recht des Individuums, das Recht auf freie Entscheidung des Herzens wird gewahrt und von der Göttin selbst sanktioniert, die Freiheit der großdenkenden Natur gegenüber dem dumpfen Instinkt der Masse. Das Ganze kein Trauerspiel, sondern ein Schauspiel, nach allem Schrecken ausklingend in Jubeltönen. Warum hat kein moderner Dichter diesen wundervollen Stoff neu zu behandeln unternommen? Man gebe uns einen neuen Äschylus in freier Behandlung.

Wie anders Niobe, das Trauerspiel, und zwar ein Trauerspiel der Schuld: Niobe, die in rasender Überhebung sich gegen die Gottheit auflehnt, das große Vorbild für Schillers Isabella in der Braut von Messina. Ein Stück des Todes. Der Tod, hören wir, ist ein Gott, anders als alle anderen: „Der einzige Gott, der Gaben ablehnt, ist der Tod. Man baut ihm nicht Altäre, wagt kein Opfer ihm zu bringen, singt ihm heil'ge Festgesänge nie, und das Gebet verstummt vor diesem Gott allein."

Lydische Königin, Tochter des Tantalus, ist Niobe, und göttliches Blut fließt in ihren Adern. Vierzehnmal hat sie geboren, sieben untadlige Söhne, sieben Töchter sind ihr Stolz. Kein Erdenweib, keine Göttin kam ihr gleich. „Ich ehre dich nicht," hatte sie zu Leto, der Göttin, hochfahrend gesprochen, „du Armselige, die du nichts als zwei Kinder, Apoll und Artemis, gebarst." Apoll und Artemis aber hörten es und nahmen Rache und schossen mit ihren sicheren Pfeilen alle Söhne, alle Töchter nieder, bis auf die letzten, erbarmungslos. Nun hockt Niobe auf ihrer Kinder Grabbau, in sich gekauert, eine vernichtete Größe, und damit erst beginnt das Stück. Das Schreckliche ist schon geschehen; das Ganze eine Kantate fast ohne Handlung. Der Chor singt von Niobes Trauer, der Vater Tantalos sucht umsonst zu trösten; in wechselnder Fülle folgen sich Reden und Gesänge; sie aber, die Hauptperson, bleibt wortlos stumm und starr, zur Statue entgeistert, und redet nichts durch zwei Drittel des Dramas, mit großen leeren Augen ins

Publikum starrend, ein gespenstischer Anblick. Der Zuschauer ahnte schon, wenn der letzte Klageton verhallt war, welches Ende ihrer harrte. Als steinerne Frau wird Niobe weiterleben, in einen Felsgrat verwandelt, der da seelenlos nichts fühlt, ob Sonnenglut ihn sengt, ob Wintersturm über ihn hinfährt. Es ist der Sipylusfelsen in Kleinasien gemeint, damals allen Reisenden wohlbekannt, aus dem als Gießbäche in Ewigkeit Niobes Muttertränen fließen, die nie versiegen.

Gewiß ist es echteste Tragik, wenn die Leidenschaft starke Naturen in Verschuldung reißt und sie unter den Folgen zugrunde gehen. Die tragische Schuld ist daher späterhin eine Forderung der Theoretiker geworden; schon Aristoteles redet von ihr. Äschylus aber bewegte sich frei und ohne Schablone, und jeder gewaltsame Stoff war ihm recht. Opernhaft sind solche Stücke. Hören wir vom Memnon. Memnon soll mit Achill vor Troja kämpfen, die zwei gewaltigsten jungen Helden: Memnon der Sohn der Morgenröte, der Göttin Eos, Achill der Sohn der Thetis, der Meeresgöttin, beide untadlig, beide der Liebe und Bewunderung wert. Wer von beiden soll fallen? Zeus selbst tritt hier auf die Theaterbühne; Zeus selbst liebt beide, Memnon und Achill, mit gleicher Liebe. Beide Mütter, Thetis und Eos, knien rechts und links zu seinen Füßen und flehen in Liedern für ihre Söhne. Zeus greift ratlos zur Wage und hält sie hoch, legt die Lose der Helden in die Schalen, und siehe, die Schale des Memnon sinkt. Es tönt schon der Ruf, daß Memnon im Kampfe gefallen sei. Die Morgenröte trägt seine Leiche hinweg. Dabei halfen Theatermaschinen. Auf hohem Unterbau wie auf dem Olymp spielte sich die Szene ab, und ein Kran war nötig, an dem sich die Göttin herunterließ, um die Leiche zu bergen. Den Zeus selbst aber wagte Äschylus hier auf der Bühne zu zeigen. Ähnliches hat Goethe im Vorspiel des Faust nicht gewagt. Das ist michelangelesk, wie so vieles bei ihm. Der Grieche sah hier den höchsten Gott einmal leibhaftig; der Schauspieler trug des Gottes Maske. Phidias, der Bildmeister, hatte für seinen Zeuskopf schon hier ein Vorbild.

Und der Zuschauer? Mit welchem Gefühl verließ er das Stück? Die Tugend umsonst, selbst des Gottes Gnade umsonst! Ein blindes Schicksal gibt es, das über allen steht und unentrinnbar den Schlag führt, wenn Gott selbst zaudert und schonen möchte.

Es ist der Michelangelo der Dichtkunst, von dem ich handle, und er holt nun weiter aus und greift ins Ungeheuere und schafft den Prometheus. Mit den Jahrtausenden wirft er um sich, und es handelt sich jetzt um Gott selbst und den ewigen Bestand seiner Herrschaft; es handelt sich zugleich um das Heil der armen, hilflosen Erdenmenschen. Also Theologie, die gleichsam die Ewigkeit umspannt und von der Urzeit des Vergangenen bis in die unendliche Zukunft reicht. Leider ist auch dieser Prometheus nur Bruchstück. Nur das erste Drama der Trilogie ist uns erhalten. Es läßt sich jedoch bei gutem Willen erkennen, wie die Handlung weiterging.

Sie ist für uns fremdartig genug, aber es lohnt sich, sie aufzudecken. Absehen muß man dabei natürlich von der Auffassung unserer modernen Dichtung, wonach Prometheus nichts als den Trotz menschlicher Intelligenz bedeutet, der sich gegen die Götter auflehnt. Die Sache liegt anders.

Zu Anfang war das Chaos. Dann herrschten die Titanen im Weltall, die wild vulkanischen Mächte, die Mächte des Gesetzlosen. Zeus erhob sich zum Kampfe gegen sie als Gott der Ordnung, des Kosmos, und bezwang sie. Auch Prometheus war Titane, aber er war zugleich die Klugheit selbst, wie schon sein Name besagt; er sah der Titanen Niederlage voraus und versuchte einen Ausgleich; als seine Brüder trotzten, stellte er sich im Kampf auf die Seite des Zeus, und Zeus siegte durch ihn. Zeus aber gedachte auch das elende Menschengeschlecht zu vernichten, die Menschen, die damals stumpf wie die Tiere dahinlebten; er wollte ein anderes schaffen. Da erbarmte Prometheus sich ihrer, stahl heimlich das Feuer, das er aus einem Vulkane holte, und brachte es im glimmenden Holzstab den Menschen, lehrte die Menschen Herd und Herdflamme, die Schmiedekunst und tausend Künste und Segnungen, die die lebendige Flamme, die Wunderkünstlerin, schafft, und der Kulturmensch entstand. Aber Prometheus tat mehr: er raubte den Menschen das lähmende Vorwissen der Zukunft und pflanzte ihnen vielmehr das Hoffen ins Herz, d. i. den Optimismus, den treibenden Glauben an das Bessere. Durch alles das entstand in uns die Freiheit, die Willensfreiheit in der Menschenbrust. Freiheit ist nun aber das Gesetzlose; im ganzen All gibt es sie nicht außer im Menschengeist, der durch Prometheus frei oder autonom wurde. Zeus aber ist Vertreter des Gesetzes, das allein, unerbittlich durchgeführt, den Kosmos sichert, und wirft darum seinen Haß auf den Befreier. An den Felsen im fabelhaften Gebirge des Kaukasus wird Prometheus mit diamantnen Fesseln geschmiedet, durch die Brust ihm der Keil getrieben, eine furchtbare Qual; denn er ist unsterblich und lebt so weiter und lebt und leidet nun; er leidet, aber er trotzt. So sehen wir den Riesen auf der Bühne. Den heiligen Äther, die bewegten Winde und Erdströme, das lachende Meer ruft er als Zeugen seiner Vergewaltigung an; umsonst. An Mitleid fehlt es nicht; auf vogelbespannten Wagen fliegen die göttlichen Okeaniden heran und forschen: warum, Edler, leidest du? Auch der uralte Okeanos selber kommt von den Grenzen der Welt, auf beschwingtem Greifen kommt er durch die Luft geritten; er will helfen; Prometheus lehnt ab; es ist alles umsonst. Der Kluge aber ist im Besitz eines Geheimnisses, das Zeus nicht kennt: Zeus wird von seinem

eigenen Sohne vom Weltenthrone gestürzt werden, und dieser neue Gott wird statt seiner herrschen, wenn Zeus diesen Sohn nicht ungezeugt läßt. Götterdämmerung? Es mutet uns wie eine Revolution des Glaubens an. Gott selbst muß einmal sich verjüngen und ein Gott der Menschenliebe werden. Zeus sendet zum Prometheus seinen Boten: „Eröffne mir das Geheimnis und sei deiner Bande ledig." Prometheus aber trotzt und schweigt voll Hohn, und unter Blitz und Donner stürzt der Felsen mit ihm in den Abgrund des Tartarus.

Ungemessene Zeiten vergehn, da spielt der zweite Akt. Prometheus wußte voraus, was kommen würde. Wieder sehen wir ihn an den Felsen gefesselt, und der Adler kommt nun gar und hackt ihm die Leber aus dem Leibe zur Verdoppelung des Leidens, und er sehnt sich jetzt nach dem Tod, den kein Gott stirbt. Zeus aber ist jetzt endlich zum Ausgleich geneigt, und die Überraschungen folgen sich. Er läßt zunächst die Titanen frei, daß sie ausziehen können und im Chor den Gefesselten trösten. Dann sendet Zeus seinen eignen Sohn Herakles, daß er den Adler mit dem Pfeil erlege, und Prometheus öffnet nun wirklich endlich den starren Mund und verrät dem Zeusboten Hermes das Geheimnis, das dem Zeus die Herrschaft sichert. Es ist vollbracht, die Fesseln fallen von ihm. Prometheus aber befiehlt, daß die Menschen, die Sterblichen, hinfort sich mit Kränzen schmücken sollen, wenn sie in Festfeiern fröhlich sich ergehen; denn der Kranz ist Ring, ist Umschlingung, ist also Fesselung und soll die Sterblichen in Lieblichkeit an die Fesseln erinnern, die Prometheus einst für sie getragen.

Wie aber steht nun Zeus zu der befreiten Menschheit, der er das Feuer nicht gönnte? Dem Dichter kommt es denn doch nicht nur auf die Götter an; wir müssen noch hören, was aus der Menschheit wird. Auch Zeus ist jetzt zum Menschenfreund bekehrt, und die Menschenliebe wird zur Tugend der Götter. Das darzutun, war das dritte Schauspiel nötig; sein Inhalt ein Vertrag der Menschheit mit Gott. Der brennende Funke ist nicht umsonst in die Menschheit geworfen; alle Gaben der Kultur dürfen sich nunmehr entfalten und der Geist der Staubgeborenen im Wuchs sich frei über das Tierdasein erheben. Aber Zeus fordert dafür Frömmigkeit; er nimmt hinfort die Opfer von brennenden Altären an, die er bisher verschmähte; der brennende Herd selbst wird jetzt geheiligt in jedem Bürgerhause und Hestia, die Göttin des Herdes, bestellt, ihn zu hüten. Vor allem Prometheus selbst, der Feuerbringer, der für uns litt, wird zu den Tischen der Olympier erhoben, um in Frieden mit ihnen zu tafeln, und die Erdenmenschen feiern in Athen ihm zu Dank und Ehren fortan das Prometheusfest mit dem Fackellauf, der durch die Straßen rennt und im flackernbenden Feuerbrand alljährlich an die Wundergabe erinnert, die einst der Titan gegeben. Er gab uns mit dem Feuer zugleich einen Funken Titanentrotz ins Herz; und wir dürfen uns dessen freuen: Zeus duldet es.

Goethes Faust, Dantes Göttliche Komödie, Äschylus' Prometheus, welches Werk ist allumspannend großartiger ersonnen?

Kehren wir denn noch einmal zur Menschheit zurück. Man redet so viel von der Schicksalstragödie der Alten, und in der Tat nimmt Äschylus das Wort Schicksal oft genug in den Mund. Den Ausdruck Schicksalstragödie aber kennt das Altertum nicht. Unsere nächste Gegenwart ist es, die neuerdings in ihrer Weise etwas derartiges hervorbrachte; das sind die widrigen Stücke mit den vererbten Krankheiten, wofür Ibsens „Gespenster" das Muster gaben; deutsche Theaterstückfabrikanten haben es dann nachgeahmt: der Vater starb an Gehirnerweichung; also droht auch seinem Sohn Oswald dasselbe Ende und anderes mehr. Das ist in der Tat blindestes Schicksal. Anders Äschylus; auch bei ihm spielt die Vererbung eine Rolle, indem er weitsichtig ganze Generationen vorführt, aber was sich da vererbt, ist die Verstrickung in die Übertretung. „Die gottlose Tat erzeugt ein Geschlecht böser Taten." So vor allem in jener düsteren Trilogie, die drei Geschlechter umfaßt, vom Vater des Ödipus, der sich sodomitisch verging, vom Ödipus selbst, der dann seine Mutter freit, und von Ödipus' Söhnen, die im Wechselmord enden: ein tragischer Niedergang, aber ohne physische Degeneration. Es sind starke Charaktere, die im Jähzorn gegen ihr Los kämpfen; aber eine höhere Notwendigkeit wirkt in ihnen.

Das einzige Äschylusstück endlich, das noch heut, freilich in mangelhafter Übersetzung, über die Bühne geht, ist der Agamemnon; in Reinhardtscher Aufmachung hat man es im Zirkus gespielt, galvanisiert, mit Statisten, modernstem Theaterfirnis und Lichteffekten. Es fehlte nur noch, daß man das Stück aufs Kino brächte. Warum nicht? Kino ist ja schließlich auch ein griechisches Wort.

Klytämnestra, das Schreckbild, tritt uns hier entgegen. Das weibliche Gegenbild zu Richard III. Es handelt sich hier um die Pflicht der Blutrache, dieselbe heimtückische Blutrache, die in Griechenland noch heut gilt und voll lebendig ist; sie ist ein Krebsschaden im Volksleben, und der Rechtsstaat kann sie nicht dulden. Agamemnon und Ägisth sind Vettern; die gräßliche Fehde ihrer Väter geht auf sie über. Ägisth haust als Buhle Klytämnestras auf der Burg in Argos, und so ermorden die zwei den Agamemnon, da er eben zu seiner Königin als Sieger aus Troja heimkehrt, im Bade. Klytämnestra selber schwingt die Axt. Dies ist der Inhalt. Es ist wunderbar, wie Äschylus hieraus ein durchaus selbständiges Drama formt, das doch in Wirklichkeit für seine Zwecke viel zu eng und weiter nichts als der erste Teil einer Trilogie ist. Der Dichter will lehren, daß es

mit solcher Blutrache endlich einmal ein Ende haben muß; daher muß zunächst im zweiten Drama der Sohn Orest noch für den Vater die Rache an Klytämnestra vollziehen; er ersticht sie; die Rachehunde der Erschlagenen, die Erinnyen, kommen dann über ihn, und er flieht vor ihnen zum Apollinischen Tempel, das Mutterblut noch an den Händen, da die Erinnyen nicht ruhen, bis auch an Orest ein Rächer die Rache vollzog.

Aber das dritte Stück rettet ihn und bringt zugleich die Lösung der Prinzipienfrage, im seltsamsten aller Theatervorgänge. Wir erleben eine nüchterne Prozeßverhandlung. Orest steht vor Gericht. Die Göttin Athene führt den Vorsitz; athenische Bürger stimmen auf dem Areopag. Die Erinnyen treten auf, belangen Orest; Apoll verteidigt ihn, ein Wortgefecht nach Art der Advokaten. Die Abstimmung entscheidet zugunsten Apolls, Orest ist freigesprochen; denn dem Blute nach, so hören wir, und durch den Akt der Zeugung steht der Sohn dem Vater näher als der Mutter. Im übrigen aber soll hinfort kein Mord mehr durch Mord gesühnt, sondern durch ein Bürgergericht auf dem Areopag Athens abgeurteilt werden; d. h. der Staat vollzieht von nun an die Sühne. Die bösen Erinnyen werden endlich von Athene besänftigt; sie heißen hinfort die Eumeniden, d. h. die Gutgesonnenen, und in feierlicher Schlußprozession werden sie in ihr neugestiftetes Heiligtum abgeführt.

Programmatisch wird die Idee natürlich nicht ausgesprochen, die der Dichter seinen Werken zugrunde legt; aber wie man aus jedem gothischen Bau die Idee des Hochstrebens oder die der Himmelssehnsucht herausfühlt, so auch die latenten Grundgedanken aus jenen Trilogien. Sie sind Ideendichtung. Trotzdem leben die Menschen in ihnen doch aber als Vollmenschen sich aus; am wuchtigsten jene Klytämnestra, die lauernde Natter, das dämonische Weib, ein Übermensch, wie aus Stahl geschmiedet, entschlossen und frech, die energischste Sünderin ohne Skrupel und ohne Reue. Nach dem Mord tritt sie mit dem blutigen Beil frohlockend aus der Palasttür: „Ich hab's vollendet; da liegt er, mein Gatte, ein Werk meiner Meisterhand, die ihn geschlachtet.“ Wie ein böser Rabe steht sie über der Leiche. Das Wehe aber durchhallt das Stück.

Man muß staunen, daß das Publikum, das im Theater zusammenlief, Verständnis hatte für diese schwere Dichtkunst, Verständnis hatte für das phantastische Unwirkliche, Überwirkliche, das sie vorführt. So auch die Sprache des Äschylus; der Gipfel des Pathetischen, eine Spreizung der Wörter; büffelmäßig nannte man zum Scherz diese Sprache. Der Bilderreichtum ist oft verwirrend; so heißt es: das Weib bangt vor der Zukunft wie der Vogel vor dem Vogelnetz. Alte Männer, die nicht mehr in den Krieg ziehen können, wandeln verdorrten Leibes dreifüßig einher (dreifüßig, weil sie den Stock brauchen), und sie sind wie ein eintägiges Traumbild. Das Feuer auf dem Altar heißt der wohlriechende Weihrauchzehrer, der Winter der Vogeltöter, der Kriegsgott Ares gar der Leichengeldwechsler, weil er mit den Leichen umgeht wie der Geldmann mit den Goldstücken. Unheimlich andeutend der Chorgesang: zwei Adler flogen aus, der schwarze und der weiße, die die trächtige Häsin jagen und fangen: eine üble Vorbedeutung für Agamemnon. Kalchas weissagt: ein Opfer wird daheim gerüstet, gesetzlos, ruchlos; welches Opfer? Der Chor ahnt schon Übles und wimmert angstvoll den Refrain: „Ailinon, ailinon! dennoch möge das Gute siegen.“ Dann tritt zu Wagen Agamemnon auf, als Siegerkönig; über blutfarbige Purpurdecken heißt Klytämnestra gleißnerisch ihn eintreten in seinen Palast, und heuchelnd spricht sie zu ihm, bilderreich: „Du bist uns nun wieder wie ein Wächterhund im Hofe, wie ein Schiffstau, das den Mastbaum hochhält, wie ein fußfester Pfeiler für das Dach des Hauses, wie ein schöner Frühlingstag nach dem Wintersturm.“ „Zu viel Worte,“ erwidert darauf tadelnd Agamemnon; „nach Orientalenart gähnst du mir knierutschenden Redeschwall entgegen.“ Die Ahnung des Bösen aber wächst, die Männer im Chor raunen sich zu: „mein Gesang weissagt mir wider willen: umsonst wehrt sich der Verstand; die Furcht täuscht nicht; im Strudel nahender Erfüllung kreist mein Herz.“ Erregter noch, ekstatischer die Sprache der Seherin Kassandra, die zugegen; anfangs ist, was sie sagt, noch undeutlich verschleiert wie das Antlitz der verschleierten Braut; aber sie reißt den Schleier herunter und verkündet von Menschenblut ein Trinkgelage, das drinnen im Palast beginnt; der Erinnyen blutgewohnter Schwarm (niemand kann ihn verscheuchen) kauert im Haus, und „sie kläffen da wie Hunde, ihren Singsang heulend, vom ersten Ursprung alles Unheils, und speien Hohn, wenn sie der Schuld, der altererbten Schuld gedenken“. Kalter Schauder erfaßt den Chor und das Publikum mit ihm. Im raschen Zug folgt dann die Tat; an das Ohr des Zuschauers aber schlagen dann Weisheitssprüche wie diese: O Lose der Sterblichen! Beklagenswert der Glückliche; ein Schatten huscht über sein helles Glück, und er ist nicht mehr. Beklagenswerter der Unglückliche; der nasse Schwamm des Vergessens wischt wie eine geschriebene Schrift alle Erinnerung an ihn weg, und niemand will mehr seiner gedenken.“

Der Zuschauer aber, der geduldig aushielt, hatte nicht nur zu hören, sondern auch zu sehen. Am erstaunlichsten vielleicht der Anblick der vielerwähnten Erinnyen, die, unmittelbar aus der Hölle gekommen, zunächst auf der Bühne lautschnarchend schlafen, schwarz wie die Teufel, mit ekeltriefenden Augen, dann hinter Orest her ihr Hetz hetz! rufen und ihren Chortanz aufführen, nicht etwa in des Theaters Rund, wie

Schiller es sich dachte, sondern im Viereck. Jeder Chortanz war allemal Quadrille. Äschylus, der Dichterkomponist, erfand dafür selbst allerlei neue Tanzverschlingungen oder Touren und war stolz darauf. Der vielseitige Mann sorgte aber auch für Kulissenmalerei, er sorgte für Theatermaschinen, Unter- und Oberbühne, optische Überraschungen jeder Art. Und wo steckte er selbst, der Dichter? Denn er spielte auch selbst regelmäßig in seinen Dramen mit; er war sein eigener Devrient oder Talma. Ob er nicht gar die Effektrolle der Klytämnestra spielte? Nur an der Stimme ließ sich das erkennen; denn sein Gesicht steckte in der Maske. Es wurde nur in Masken gespielt, Schauspielerinnen gab es nicht, und Männer maskierten sich also auch als Frauen. Solche Maske wechselte nie den Ausdruck; sie errötete nicht, sie lächelte nicht. Dazu die hohen Perücken mit Haarmähnen und die Auspolsterung. Um größer zu erscheinen, wurden die Spieler mit Polstern unter ihren Prachtgewändern ausgestopft, und auch durch den Kothurn endlich wurden die Figuren vergrößert, einen Jagdstiefel mit hohen Sohlen, der in späteren Zeiten sogar zur hohen Stelze sich auswuchs.

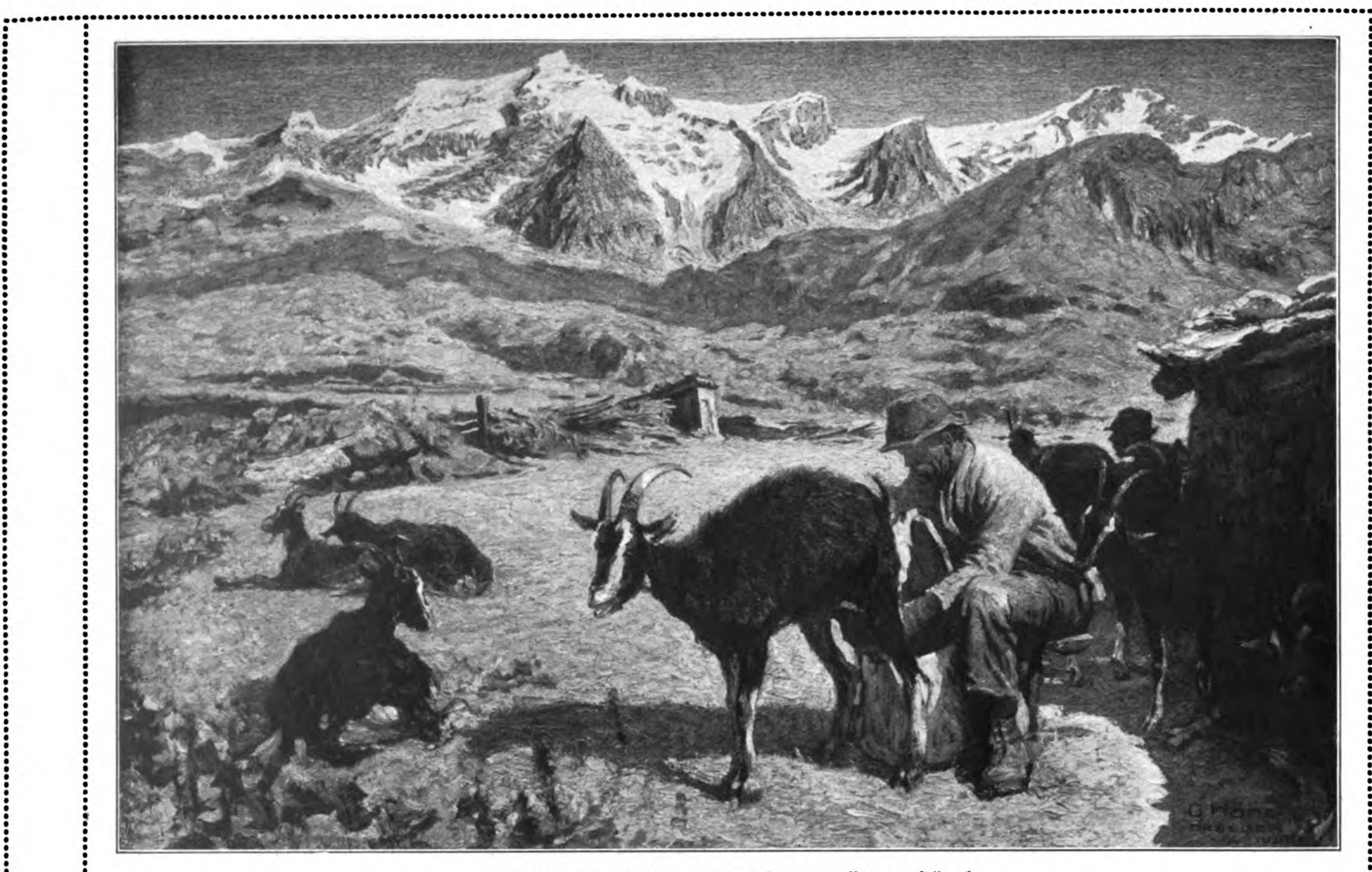
Hätten die Zuschauer Operngläser gehabt, so hätten sie über solche Aufmachung gelacht. Aber all das war auf Fernsicht berechnet, zur Steigerung der Deutlichkeit; denn die Bühne lag weit ab von den Zuschauern an der Tangente des Orchesterkreises, welcher Orchesterkreis selbst ja, wie erwähnt, ganz anderen Zwecken diente. Die Akustik war in eben jenen Theatern wunderbar; wir können das an den Ruinen noch heute erproben. Alles Optische aber war auf Fernsicht, also auf Verkleinerung berechnet. Natürlich litt die Illusion; aber auf sie war es nicht abgesehen.

Klar ist aber auch, daß die Schauspieler sich in ihrer Tracht immer nur langsam und mit Vorsicht bewegen konnten. Alle Tötungen geschahen deshalb nur hinter der Szene, und der Bote mußte von ihnen berichten. Auch gesessen wird selten, gespeist und getrunken nie. Die Maske hinderte. Das Bühnenbild zu zwei, höchstens drei Personen wirkte zumeist so ruhig wie ein edles attisches Relief, das mit seinen stillen Figuren die erregte Handlung nur andeutet. Über all dies Unrealistische der Inszenierung mußte schließlich die Dichtung selbst durch ihre packende Sprache hinweghelfen.

Die drei Dramen sind aus. Sollte das Volk nun nach Hause gehen? Gut drei Stunden lang (sagen wir, von 8—11 Uhr vormittags) hat es geduldig alle Schauer des Tragischen ertragen. Aber das Dionysosfest war doch auch ein Fest der Freude, und Äschylus fügte deshalb zum Schluß noch eine ausgelassene Posse, die sich rasch abspielte, hinzu; ein Satyrspiel; die meckernden Satyrn waren darin die Hauptpersonen. Bald ist es eine edle Jungfrau, die die Naturburschen am Quell beschleichen (Amymone), bald tritt Kirke auf, die des Odysseus Gefährten in Schweine verwandelte; bald gibt die Sphinx ihr berühmtes Rätsel auf, und die Satyrn freuen sich, wenn der junge Wandersmann Ödipus kommt und das Rätsel errät und das Ungetüm sich in den Abgrund stürzt. Lachen tut wohl; erleichtert strömt das Volk endlich aus dem Theater, um den Rest des Tages beim Humpen Wein und im Kommersieren zu des Bacchus Ehren zu verjubeln.

Wir können leider nicht mittun und stellen statt dessen in aller Nüchternheit nur noch folgendes fest. Das Theater war die Schöpfung des Äschylus, des Atheners; aber diese Schöpfung war zum Glück nicht nur für Athen gemacht, sondern für alles, was Griechisch sprach. Das stellte sich bald heraus, und das ist das Wichtigste für den, der auf die Entwicklung des Griechentums acht gibt. Die Bretter, die die Welt bedeuten, eroberten sich auch die Welt für alle Zukunft. Äschylus dichtete nicht etwa in dem Dialekt, den man nur in Athen sprach, sondern in einer planvoll wechselnden Sprachbehandlung, die man in Kleinasien so gut wie in Theben und Sparta verstand, und bald genug strömten zu diesen dramatischen Dionysien von weit her wirklich die Auswärtigen heran. Aber auch er selbst, der stolze Mann, blieb nicht in Athen; um für seine Sache Propaganda zu machen, reiste er wiederholt, dreimal persönlich nach Sizilien. Denn nicht in Sparta, Korinth oder Theben, wohl aber in Sizilien, vor allem in der Großstadt Syrakus, gab es, wie in Athen, ein selbständiges literarisches Leben von Bedeutung, das von Dichtern wie Stesichorus und Empedokles getragen wurde; vor allem brachte Epicharm eben damals in Syrakus die ersten Versuche eines Lustspiels, also auch das ein Bühnenbetrieb. So hat Äschylus als Dichter, Schauspieler und Regisseur auch dort gewirkt, hat sich durch seine Aufführungen auch das dortige literarisch interessierte Publikum planvoll gewonnen; und der unmittelbare Effekt war, daß die Theaterdichtung fortan alle andere Dichtung totmachte.

So wirkte der Unermüdliche, ein Willensmensch voll herber Überlegenheit, kurz angebunden und streng, und doch von Erfolg gekrönt, von der Sympathie getragen bis in sein hohes Alter („der Lieder Überredungskunst, sie blieb mir durch der Götter Gunst voll Kraft im Herzen," sagt der Altgewordene von sich), bis der Tod ihn in Sizilien fern von Athen, überraschte. Ob ihn ein Schlag getroffen? Die Anekdote erzählt es anders: ein Adler hatte eine Schildkröte gegriffen, stieg hoch und ließ das Tier aus seinen Klauen fallen, und das Fallende zerschlug des Äschylus kahlen Schädel. Gewiß eine sinnreiche Fabel; denn aus der toten Schildkröte wurde ja die Leier hergestellt; nun rächte sich die Schildkröte an dem, den die Leier groß gemacht.



Auf der Ziegenalm. Gemälde von Georg Hänel
(Große Kunstausstellung Berlin 1921)

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Robert Hohlbaum: Der wilde Christian (Wien, Nikola-Verlag) — **Hermann Horn: Tage um ein Schloß** (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — **Derselbe: Der heilige Xaver** (Ebenda) — **Siegfried Trebitsch: Die Last des Blutes** (Berlin, S. Fischer) — **Ludwig Finckh: Ahnenbüchlein** (Stuttgart, Strecker & Schröder) — **Hugo Wolfgang Philipp: Die Welt im Blickpunkt** (Berlin, Spitzbogen-Verlag)



Der Dichter Christian Günther gehört zu jenen tragischen Gestalten der deutschen Dichtung, die in ihres Schaffens reichem Frühling schon der Frost des Lebens zerstörte —; zu den Lenz, Kleist, Büchner, Grabbe, deren Schicksal uns das Herz schwer macht, deren Dichtung aber frisch und feurig ist wie junger Edelmost. Wer sich die Aufgabe stellt, einen Menschen ihres Schlages episch zu erfassen, der muß schon ein wenig selber Dichter sein, die Oberflächlichkeit würde sich unfehlbar lächerlich machen an solcher Aufgabe. Als ich den ersten Satz in Robert Hohlbaums Günther-Roman **Der wilde Christian** las, befürchtete ich schon, daß Unzulänglichkeit sich an einen großen Vorwurf gewagt habe, denn dieser Satz lautet: „Der Stadtarzt Dr. Magnus Günther hatte seinen letzten Patienten besucht, der im entlegensten Hause wohnte, das schon in der Nähe des kleinen Föhrenwaldes lag, in dem die Striegauer Bürger am Sonntage sich zu ergehen pflegten." Mit solchem Schachtelsatz, mit solcher stilistischen „Relativität" ein Werk zu beginnen, deutet nicht auf die Gründlichkeit, nicht auf den künstlerischen Ernst, der zu solchem Vorhaben wünschenswert ist. Aber dieser erste Eindruck trügt, das Werk zeugt gegen seinen Anfang, Hohlbaum hat den unglücklichen Dichter mit Verständnis und Liebe erfaßt.

Mit jener Einführung des Vaters beginnt sogleich die tragische Drohung, die wie eine Gewitterwolke über dem Schicksal des Genies hängt. An der Härte des strengen Medikus, der nichts von brotlosen Künsten wissen will, ist Christian Günther in allen seinen Schiffbrüchen letzten Endes wie an einem Felsen gescheitert, wenn auch die Frage offen bleibt, ob er sich ohne diese Klippe erheblich länger „über Wasser gehalten" hätte. Hohlbaums Darstellung bejaht in ihrem Tenor diese Frage, er entschuldigt Christian durchweg, er macht die Umstände, macht Verführer, Intriganten und den Unmenschen von Vater für des Dichters Untergang verantwortlich. Im Anfang wird sehr glaublich der Abscheu des jungen Mulus, der auf der Schule zu Schweidnitz gerade seine Prüfung bestanden hat, vor dem Beruf des Arztes und seine Flucht aus dem Elternhause geschildert. Es folgt das wüste Treiben in Wittenberg, aus dem aber, wie märchenhaft leuchtende Sumpfblumen, einige der schönsten Gedichte Günthers emporsprießen. Sein Dichtertalent, das übrigens schon auf der Schule zu Schweidnitz von Lehrern und Mitschülern bewundert wurde, macht ihn bald stadtbekannt, und nach Sitte der Zeit wird er überlaufen mit Bitten um Gelegenheitsgedichte, die freilich auch soviel einbringen, daß er — nicht studieren, aber in schlechten Weiberkneipen ein wüstes Leben führen kann. Sein Dichtertalent droht schon ruiniert zu werden, da flüchtet er rechtzeitig nach Leipzig, wo er an Professor Menck einen neidlosen Bewunderer und treuen Förderer findet. Die bekannte Szene, wo Christian Günther von Menck dem Könige von Polen und Kurfürsten von Sachsen als Hofdichter vorgeschlagen, bei der Audienz betrunken erscheint und so sein Lebensglück verscherzt, wird von Hohlbaum auf eine niederträchtige Hinterlist zurückgeführt: die Liebste seines Nebenbuhlers kneipt vorher mit ihm und mischt ihm ein Schlafpulver in den Wein. Ich kann im Augenblick nicht nachprüfen, ob das beglaubigt ist, wenn ich mich recht erinnere, war der Vorgang einfacher und natürlicher ... Leichter wird die Leidenschaft Christian Günthers zu Leonore (die in seinen Gedichten oft vorkommt) behandelt, die doch zu seiner Zerrüttung wesentlich beitrug, aber diese Liebesepisoden gehören zum Schönsten des mit starkem Poetenempfinden geschriebenen Buchs. Der Versuch Hohlbaums, Christian rein zu waschen, ehrt ihn und findet seine Begründung in den verbürgt ernsten Versuchen des Dichters, wieder festen Boden zu gewinnen. Er kehrt nach Hause zurück, sucht Aussöhnung mit seinem Vater, der aber stößt ihn schroff zurück. Nach wüstem Umhertreiben und wilden Ausschweifungen mit seinem Wittenberger Kneipbruder Hans Brandenburg sucht Günther noch einmal die Universität auf, um nun doch seine ärztlichen Studien abzuschließen, aber die Folgen innerer Zerrüttungen und seines ausschweifenden Lebens raffen ihn schon mit 28 Jahren dahin. Diesen Ausgang hat Hohlbaum dichterisch frei und schön behandelt: er läßt ihn als Verstoßenen vom Vaterhause fortwanken und im Schnee, wie in weiche Daunen gebettet, mit einem letzten seligen Traum dahinschwinden. Wer das wertvolle Buch liest, möge nicht versäumen, Christian Günthers Gedichte als Beikost

zu genießen, er wird mancherlei Aufschlüsse durch sie empfangen (denn sie enthalten eigentlich sein ganzes Lebensschicksal) und außerdem sich um einen hohen Genuß bereichern. Günther war der erste bodenständige Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts, er eilte den falschen Theorien der damaligen gelehrten Dichtung weit voraus, durch Natürlichkeit, starke Empfindung, echtes Gefühl und Lebenswahrheit ausgezeichnet, so daß der damalige Literaturpapst Gottsched erklärlicherweise gar kein Verständnis für ihn hatte. Dieser Punkt, daß nämlich Günther künstlerisch zu hoch stand, um gerade von den Kunstgelehrten seiner Zeit, die den Ton angaben, verstanden zu werden, hätte als tragikomisches Motiv sichtbarer herausgehoben sein können, auch fehlt eine, sei es auch nur knappe Erklärung: wie der Vater zu seiner unmenschlichen Härte, namentlich im Anfang kam. Daß er wirklich so war, genügt nicht; behandelt man ein geschichtlich Bekanntes und Feststehendes im Roman, so darf darum doch die psychologische Erklärung und Begründung nicht fehlen. „Der wilde Christian" gehört zu den besseren Romanen unsrer Zeit, für „höhere Töchter" ist er freilich nicht geschrieben. Daran ist Christian Günther schuld, der nicht immer so anständige Lieder singt wie:

„Brüder, laßt uns lustig sein,
weil der Frühling währet
und der Jugend Sonnenschein
unser Laub verkläret."

Ein einsam Überragender im Gegensatz zu den vielen wird auch in Hermann Horns Erzählung Tage um ein Schloß dargestellt. Hohlbaum wie Horn sind Schriftsteller, bei denen man um ihrer selbst willen gern verweilt, sie haben Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und sie können etwas. Aber mir scheint, Horn macht es sich schon ein wenig leicht, auch ein Anerkannter soll sich rühren, damit er sich entwickele. Der Roman, Tage um ein Schloß, ist anheimelnd durch die reine und feine Menschlichkeit, die hinter den Zeilen wie ein warmes Licht glüht, durch resigniert-humorvolles Lächeln über die Kleinlichkeit der Durchschnittsmenschheit, vor allem aber durch ein gesundes Weltgefühl, das auf einem überaus innigen Verhältnis zur Natur und zu der höheren Vernunft, die darin waltet, beruht. Das sind Vorzüge, die nicht viele Erzähler haben, sie umschließen die Hauptsache, das eine, was not tut, um zu den Großen gerechnet zu werden. Auch kann Hermann Horn erzählen, wenn er will, kann knapp, charakteristisch, ungesucht ein Bild vor uns hinstellen, oder ein Geschehen vor uns abrollen, so daß wir mitten im Leben zu stehen glauben. Trotzdem ist die Erzählung kein Meisterwerk, schon um die Mitte wird man ungeduldig und zerstreut; hat man sie ausgelesen, klappt man das Buch unbefriedigt zu. Suchen wir nach den Gründen.

Der Held des Romans ist ein Maler, wie es scheint, ein geistiger Zwillingsbruder des Dichters. Einen Erholungsurlaub im Kriege benutzt er dazu, sich in einen stillen, schönen Erdenwinkel zurückzuziehen, wo er ungestört mit der Natur allein ist und zwischendurch seinen Rehbock und ein paar Rebhühner schießt. Er muß erkennen, wie alles, was Mensch heißt, sich gegen die große Vernunft der stillen, ungeheuren Natur wehrt: mit Betulichkeit, Lärmen und selbstsüchtigem Hasten. Ein Schloß steht billig zum Verkauf. Da gibt es etwas zu verdienen. Und ringsum spitzen sich habgierig die Ohren, stielen sich die Augen auf und um dies so reichnahe Wertobjekt. Keiner gönnt es dem andern, jeder möchte daran verdienen. Alle schlechten Instinkte werden dadurch entfesselt, jeder wird der Feind des anderen, alte Freundschaften, glückliche Ehen gehen in die Brüche, Anstand und Frieden verschwinden. Der Maler sieht es mit kopfschüttelndem Lächeln. Er redet zum Guten, er rät ihnen: laßt die, die es brauchen, ein wenig daran verdienen, teilt und vertragt euch. Aber jeder will alles haben. Horn hätte ein Wort Jonathan Swifts als Motto über seine Geschichte setzen können: „Wenn du fünf Pferden einen großen Haufen Futter hinschüttest, wird jedes ruhig zu fressen beginnen, fünf Menschen aber würden sich zunächst einmal um das Ganze blutige Köpfe schlagen." (Ich zitiere aus dem Kopf, Swift hat es wahrscheinlich besser geformt.) Durchaus folgerichtig wendet sich nun die gemeinsame Wut dieser Raffgierigen gegen den, der zum Teilen rät und jedem etwas gönnen möchte. Anfangs waren die meisten freundlich gegen ihn gewesen, jetzt werden sie mißtrauisch und verfolgen ihn mit Verleumdung, Hohn und Haß. Schließlich, als er schon diese „vier Täler" verlassen will, kracht auch noch ein Schuß und er fühlt, daß er zu Tode getroffen ist. „Nur daß du den Himmel siehst," ist sein letzter Gedanke, und er dreht sich so, daß er auf den Rücken fällt und mit dem leisen Lächeln, das er gegenüber den Menschen immer gehabt hat, verscheidet.

Dieser Schuß, von einem Irren und vermutlich ohne die Absicht, töten zu wollen, abgegeben, wirkt gewaltsam und stört die Harmonie des Buchs, das auf einen so tragischen Abschluß nicht abgestimmt ist. Natürlich kann man die Möglichkeit eines solchen Ausganges nicht bestreiten, aber es ist Sache des Künstlers, zwischen den Möglichkeiten, die sich ihm bieten, die zu wählen, die am besten hineinpaßt in das Mosaik seiner Komposition. Horn ist sehr stark als Menschengestalter; es wimmelt in seinen Büchern von den verschiedenartigsten Figuren, die alle mit wenigen Strichen sicher hingesetzt sind. Aber die Freude am Ausüben dieser Fähigkeit trübt wenigstens hier, in dem steten Umkreisen des Schlosses, die Klarheit; die vielen Gestalten schieben sich vor-

einander, es ist schwer, sie auseinanderzuhalten. Ich darf von mir behaupten, kein flüchtiger Leser zu sein (das wäre pflichtwidrig), aber ich habe doch beim Lesen des Hornschen Romans vier- oder fünfmal zurückblättern müssen, um mich zu vergewissern: „Wer ist das nun eigentlich?“ Vater Homer wußte sehr gut, warum er seinen Hörern die einzelnen Gestalten bekannt und vertraut machte, indem er gewisse Eigenschaften an ihnen immer wiederholte; das ist ein urtümlich-veraltetes Mittel, heute nicht mehr anwendbar, aber das epische Kunstgesetz, das ihm zugrunde liegt, ist richtig; wie klar sehen wir bei Gottfried Keller jede einzelne Gestalt von Sonnenlicht umspielt!

Horn scheint sehr schnell zu arbeiten; kurz vor dieser Erzählung ist sein Roman Der heilige Xaver erschienen, der seine Eigenart bestätigt. Als Jagdliebhaber und sicherlich praktischer Jäger — denn alles, was mit dem edlen Weidwerk zusammenhängt, ist bei Horn mit besonderer Anschaulichkeit und Naturtreue gezeichnet — hat er sich hier einen bayrischen Wildschützen und Bildschnitzer zum Helden gewählt, der auch ein Einsamer ist, wennschon mehr durch allerhand buntscheckige Zufälle als durch seelische Eigenschaften, die ihm freilich nicht fehlen. In schlichtem Chronikenstil wird das Schicksal dieses Bauern erzählt, der geringe Schuld und schwere Sühne als eine notwendige, von Gott ihm auferlegte Last trägt, und durch Buße seine Versöhnung mit dem Leben zu finden hofft. Aber so leicht oder vielmehr so früh, ist das Leben nicht zu versöhnen. Xaver wird ein zweites Mal von irdischen Richtern, diesmal ohne Schuld, vor ihre Schranken gezogen, er aber erkennt jetzt noch höhere Schranken zwischen diesen Menschen und seinem Gottesbewußtsein, er legt den heiligen Rock ab, er bezwingt die Welt, wie sie wirklich ist und wie sie sich gegen ihn verschworen hat, dadurch daß er, in sich gefestigt, die Verworrenheit der Menschengesetze nicht mehr achtet, sondern mitgeht mit den Unheiligen und Bodenständigen, daß er mit Betrügern zum Betrüger wird. In seiner knappen und charakteristischen Art, die freilich in allen Nebenumständen Fertiges, nicht Werdendes gibt, weiß Horn diese Studie aus einer kleinen Welt klar und fesselnd hinzuwerfen und — das gibt dem Roman seinen Wert — darüber hinaus die Fäden aufzudecken, die das einfache Geschehen mit dem Weltganzen, mit der ungeheuren und gleichgültigen Natur verknüpfen. Die große, erkämpfte Weltsicherheit seiner Helden macht sie zu großen Einsamen, aber darum nicht Verbitterten, ein leises, verstehendes Lächeln ist ihnen eigen, jenes Lächeln, mit dem sich jener Maler noch sterbend zum Himmel wendet. Man könnte über Hermann Horns Erzählungen eine Tafel mit den Hebbelschen Versen als Kennspruch setzen:

Den bängsten Traum begleitet
Ein heimliches Gefühl,
Daß alles nichts bedeutet
Und wär' uns noch so schwül.
Da spielt in unser Weinen
Ein Lächeln hold hinein,
Ich aber möchte meinen,
So sollt' es immer sein.

Eine merkwürdige Parallele zu den inneren Wirren und Wandlungen des heiligen Xaver findet sich in der längsten und bedeutendsten Erzählung des Novellenbuches Die Last des Blutes von Siegfried Trebitsch. Sie heißt „Die Rache ist mein ...“ und erzählt die Geschichte eines armen Knaben der, ein wenig mißgestaltet und scheu, schon auf der Schule zum Prügeljungen seiner Kameraden wird. Man kennt diese Geschichten nachgerade zur Genüge und fürchtet schon, daß eine sentimentale Bettelsuppe daraus gekocht wird. Aber Trebitsch nimmt den Fall ernster, er verfolgt dieselbe Linie weiter in die Beamtenlaufbahn des empfindsamen und leichtverletzten Franz Ramsauer; auch dort scheinen sich alle zum gemeinsamen Kampf gegen ihn verschworen zu haben, und er setzt sich lautlos zur Wehr, mit einer in sich gekehrten Erbitterung. Bis endlich ein kluger Vorgesetzter, der die Sache durchschaut, ihm Trost und Rat gibt. „Sie sind nicht wehrlos,“ meint er, „wer Ihnen Böses tut, merken Sie wohl auf, dem wünschen Sie Böses, aber wirklich intensiv, denkend, empfindend und kalt dabei. Sie werden schon sehen, was so ein böser Wunsch fertig kriegt.“ Franz befolgt dieses Rezept, und wirklich: er erreicht wenigstens das eine, daß er selber eine gewisse Sicherheit und Zuversicht bekommt, daß die anderen ihn fürchten. Als er zufällig von einem Verhältnis seines am meisten gehaßten Vorgesetzten erfährt, sucht er ihm die Liebste abspenstig zu machen, es gelingt ihm auch, mit ihr zusammen zu kommen, aber in derselben Nacht, in der er sie verläßt, ohne sie übrigens berührt zu haben, wird das Mädchen ermordet und beraubt aufgefunden. Der Verdacht lenkt sich auf Franz, und der — gesteht, den Mord begangen zu haben. Dieser Zug scheint mir seelisch nicht ganz begründet. Es spielt da wohl, wie sooft in unserer Erzählungsliteratur, ein wenig Raskolnikow hinein (vielleicht Trebitsch ganz unbewußt), den es auch zuletzt zum Geständnis drängte, aber bei Dostojewskys Mörder ist die Schuld doch wirklich vorhanden, hier nicht. Hier ist nur eine Gedankensünde; man versteht den Dichter schon, wenn er den brennenden Wunsch Ramsauers, von sich selbst und seinen bösen Wünschen befreit zu werden, zu sühnen für das Böse, das er andern in Gedanken zugefügt hat, hinausgipfeln will zu dem Verlangen, als Mörder bestraft zu werden, aber dazu hätte dieser Charakter anders angelegt sein müssen, zu solcher Größe und gleichzeitig zu solcher inneren Zerstörtheit findet der Mensch, den Trebitsch gezeichnet hat, schwerlich den Weg.

Auch daß der blinde Zufall als deus ex machina im entscheidenden Augenblick herausspringt, ist zwar in der neueren Epik Brauch, aber ein Brauch, den zu vermeiden mehr ehrt als ihm zu folgen. Die Geschichte endet damit, daß die Nichtschuld Ramsauers doch ans Licht kommt und er nun, aus seiner Beamtenlaufbahn scheidend, nach Hause zurückkehrt, um dort das kleine Anwesen seiner Eltern zu übernehmen, da sein Vater bei der Nachricht, daß sein Sohn als Mörder verhaftet sei, an gebrochenem Herzen gestorben ist. Das Final klingt voll und schön aus: in der Heimat, bei der alten Mutter, findet Franz verspätet Zweck und Ziel seines Lebens, knüpft er den Faden an vernünftiges Weltgeschehen wieder an: „Keine Inbrunst zum Guten ist größer als die Inbrunst heimgekehrter verlorener Söhne," heißt es da. Fern der Großstadt, die ihn beinahe vernichtet hatte, in der Heimat, bei geordneter Tätigkeit, zur Seite der Mutter findet er ein, wenn auch begrenztes, verspätetes Glück.

Trebitsch bewährt sich auch hier als geschickter Erzähler, der in gepflegter, aber glücklicherweise nicht in modern-gesuchter Sprache schreibt. Im Grunde genommen sind es weniger Erzählungen, die er bietet, als seltsame Experimente im Bereich der Seelenkunde. Das bezeugt auch die zweitlängste Geschichte dieses Buchs: Das zweite Gesicht. Anton Bollinger, ein ehemaliger Offizier, hat die Gabe, aus der Hand eines Menschen dessen Schicksal zu lesen, er kostet den ganzen Fluch dieser Veranlagung aus, bis er die Hand eines Mädchens findet, aus der er nichts zu lesen vermag. Er deutet es so, daß er ihre Zukunft erleben, nicht erraten soll, wie die der anderen, ihm gleichgültigen Menschen. Beide schließen den Lebensbund, und Bollinger macht aus seiner Veranlagung ein Gewerbe: er läßt sich in London mit Erfolg als Wahrsager nieder. Es werden noch einige sehr willkürliche Erlebnisse, Variationen des Themas, an dies Wesentliche der Erzählung angefügt, die mehr auf Absonderlichkeit als auf Wahrscheinlichkeit eingestellt sind. Immerhin bleibt man bis zum Schluß gefesselt, wie auch in der Erzählung, die dem Buch seinen Namen gibt: Die Last des Blutes. Sie besteht aus Tagebuchaufzeichnungen eines Fähnrichs, der im Kriege unter der Last des Blutes, unter der Entbehrung des Weibes furchtbare Qualen leidet, bis endlich eine schwere Wunde ihn von dieser Last erlöst, aber zugleich auch vom Leben. Das äußere Vorbild von Werthers Leiden ist in diesem Tagebuch nicht zu verkennen, aber der innere Abstand ist denn doch, schon um des veränderten Vorwurfs willen, ziemlich groß. Das Ganze bleibt ein lesenswertes Buch.

Gar nicht anspruchsvoll, keineswegs verzwickt und auf psychologische Spitzfindigkeiten erpicht, kommt unser wohlbekannter **Ludwig Finckh** mit seinem **Ahnenbüchlein** daher. Offengestanden: das schmale Bändchen von nur 76 Seiten enttäuscht diesmal etwas, wenigstens bis zu den letzten beiden Stücken. Es besteht eigentlich nur in einer Anzahl kleiner Chroniken aus der Finckhschen Familiengeschichte. Wir sehen daraus, daß der Dichter von Vater und Mutter her Schwabe ist, woran sicher niemand gezweifelt hat. Die Begründung dieser Ahnensuche ist freilich sehr triftig: „Man würde vieles verstehen, was im anderen Menschen vorgeht, wenn man von seinen Vorfahren wüßte. Man würde vieles in sich selber besser verstehen, wenn man seine eigenen Ahnen kennte. Man würde gerechter sein, weniger Steine werfen, weniger Haß haben, verständnisvoller, brüderlicher denken." Auf den letzten Seiten seiner Ahnenforschung kommt Finckh wieder ganz zu dem, was seine Bedeutung ausmacht. Er seufzt auf: „Ich weiß nicht, was das mit der Welt ist. Überall sind die rohen Fäuste obenan, und die Anständigen müssen sich ducken." Da kehrt er denn bei sich selber ein, Trost und Freude in seinem Heim, zwischen Kind und Weib zu finden, und plötzlich ist um ihn, ist in ihm, ist beim Leser selbst die ganze Innigkeit seines tiefdeutschen Empfindens; alles Behagliche, Humorvolle, Sinnende, Wurzelhafte, was wir an ihm lieben, zwei ganz kleine aber köstliche Gaben seiner dichterischen Besonderheit, um die es sich schon lohnt, die sonst anspruchlose Gabe zur Hand zu nehmen.

Ein merkwürdiges Buch, das viele Anregungen gibt, aber auch vielfach zum Widerspruch reizt, ist Hugo Wolfgang **Philipps: Die Welt im Blickpunkte. Versuch einer Kosmosophie.** Manches Bekannte wird da neu gewendet, manche Spur verfolgt — so z. B. ist die Untersuchung über die Linksseitigkeit des Herzens nebst den daraus zu ziehenden Folgerungen schon ein Verdienst Ludwig Schleichs. Der Nachweis des Wachstumsgesetzes im Wesen des Zufalls ist für mich nichts weniger als überzeugend, die Trennung zwischen Vernunft und Verstand, zwischen Zivilisation und Kultur nicht neu. Aber man folgt dem Verfasser trotzdem auf seinen oft gewagten Gedankengängen, die nicht ohne Reiz eigentlich alles umkreisen, was uns im Kosmos und in der Erscheinung des Menschen rätselhaft ist, in vieles auch eindringen. Das Rassegesetz, die Probleme der Kunst werden hier mit der gleichen Sicherheit „erledigt", wie die Frage nach dem Paradies und der Sintflut. Es ist unmöglich und liegt auch außerhalb des Zwecks dieser Spalten, auf einzelne Fragen näher einzugehen, man kann zur Empfehlung des Buchs aber sagen, daß es anregt, geistig stark beschäftigt und mancherlei neue „Blickpunkte" bringt.

Illustrierte Rundschau

Der Bildhauer Ernst Paul Hinckeldey — Raumkunst von Georg Honold — Neue Moden — Silberarbeiten von Adolf von Mayrhofer — Münchner Malerei unter Ludwig I. — Zu unsern Bildern

Die auf dieser Seite abgebildete Holzschnitzerei wird manchen zunächst ein wenig befremden. Der Sebastian freilich — das sieht man sofort — ist eine seelisch inkräftige Gestalt. Hier ist der Heilige nicht nach italienischer Weise als der schöne nackte Mensch dargestellt, sondern nach deutscher Art als der arme mißhandelte Gotteszeuge, dem die Krone des Lebens im Jenseits winkt. Aber was soll der Grund bedeuten, von dem sich der Gemarterte abhebt? Uns will scheinen, als habe der Künstler mit dieser zackig zerrissenen und eintönig öden Landschaft den wirrsäligen Jammer eines Daseins darstellen wollen, das mit unzähligen Spitzen und Widerhaken in die Seele des gotterfüllten Heiligen dringt, bis er den Aufstieg in die Ordnung und den Glanz des Himmels findet, der ihm seine tröstenden Lichtstrahlen aus den Wolken entgegenschickt. Hinckeldey, geboren 1893 in Arnstadt in Thüringen, ist ein Schüler der Berliner Akademie. Er wohnt in Rothenburg, dem romantischen Herzen Deutschlands, und das mag der rechte Platz für diesen beschaulichen Gotiker sein.

⌘ ⌘ ⌘

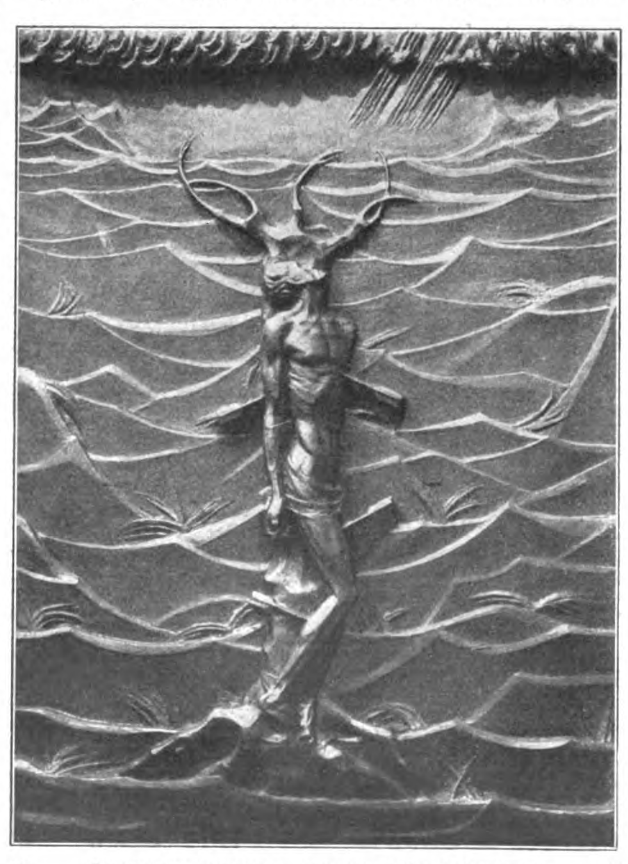
Proben von Georg Honolds meisterhafter Raumkunst zu bewundern haben die Leser dieser Hefte häufig Gelegenheit gehabt. Nach langer Pause zeigen wir wieder etwas von dem Berliner Innenarchitekten, der mit sicherem Geschmack und feinem Gefühl gute Überlieferung und moderne Anregung gegeneinander abzuwägen versteht.

⌘ ⌘ ⌘

Was die neuen Moden angeht, von denen wir einige besonders bezeichnende Beispiele auf S. 351 abbilden, so befolgen wir den löblichen und bewährten Brauch, die Kritik daran den Frauen selber zu überlassen. Denn wenn es schon auf den meisten Gebieten nur fragwürdigen Nutzen bringt, die anderen von der Güte oder Mangelhaftigkeit einer Leistung überzeugen zu wollen, um wieviel verführerischer ist es, sich die Enthaltsamkeit des Urteils Schöpfungen gegenüber aufzuerlegen, welche zu allen Zeiten höchst selbständig und unbekümmert ihren Weg gefunden und eingeschlagen haben.

⌘ ⌘ ⌘

Des Münchners Adolf von Mayrhofer neue Silberarbeiten sind wie alle Schöpfungen dieses Gold- und Silberschmieds von ihm selbst entworfen und als reine Handarbeit hergestellt worden. Der Meister — er ist es im besten Sinne altdeutschen Handwerks, und es fehlt ihm auch nicht der wohlbegründete Stolz auf die Meisterschaft seines Auges und seiner Hände — hat seine Münchner Werkstätte aus kleinen Anfängen aufgebaut und ist der bayrischen Hauptstadt treu geblieben, obgleich ihm ehrenvolle Professuren in Cöln und Darmstadt angeboten worden sind. Sein technisches Meisterstück hat er mit der Kopie des berühmten Tafelaufsatzes von Wenzel Jamnitzer, dem „deut-



Der heilige Sebastian. Von Ernst Paul Hinckeldey



Speisezimmer. Von Innenarchitekt Georg Honold, Berlin

schen Cellini", geliefert, und er erinnert sich noch heute, als 57jähriger, gern dieser Arbeit, die er als Geselle in der Wollenweberschen Werkstatt zu München ausführte. Die hier wiedergegebenen Silberarbeiten zeichnen sich durch edle Schlichtheit und schöne Formgebung aus.

Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle von einer Ausstellung „Münchner Malerei um 1800" berichtet worden. Die verdienstvolle Galerie Heinemann in München hat ihr eine zweite folgen lassen: „Münchner Malerei unter Ludwig I.", also etwa die Jahre 1825 bis 1850 umfassend. Neben den großen Namen Cornelius, Schnorr, Kaulbach, Heß, Schwind, Spitzweg, Rottmann, von denen jeder weiß, stellt sich hier eine große Anzahl tüchtiger Maler, namentlich Landschafter und Porträtisten, vor, die weit über örtliche



Bedeutung hinausragen. Die Ausstellung gibt einen guten Überblick über die Naturalisten jener Zeit, die von den Romantikern und Klassizisten in den Hintergrund geschoben wurden und dennoch für die Vorbereitung der modernen Malerei wichtig gewesen sind. Aus den Schätzen dieser Ausstellung zeigen wir als Kunstblatt (zw. S. 240 u. 241) ein sehr anmutiges Frauenbildnis von Albert Gräfle (geb. 1809), einem Schüler Winterhalters. — Seit etwa zwanzig Jahren steht Albin Egger-Lienz in der ersten Reihe unserer monumentalen Maler, und er hat, was er darunter versteht, auch mit der Feder in der Hand streitbar verfochten, gegen Andersgerichtete wie Klinger, gegen Strebensverwandte wie Hodler. Im Bewußtsein der Kunstfreunde und wohl auch schon des Volkes lebt der Künstler so, wie ihn der Sämann zeigt: einfach bis zur Kargheit, kräftig bis zur Derbheit, ernst bis zu finsterem Tiefsinn. Es hat seinen Reiz, sich gelegentlich daran zu erinnern, daß der 1868 geborene Tiroler zu den Schülern Defreggers zählte und seinem berühmten Landsmann lange Zeit nicht bloß in der Wahl vaterländischer Stoffe, sondern auch in der Art ihrer Behandlung gefolgt ist, bis er, gefördert durch das mächtige Erleben Millets, um die Wende des Jahrhunderts die große Wandlung von einer festlich geputzten Realistik zur symbolischen Stilkunst durchmachte Was ihn heute noch mit dem Meister seiner Jugend verbindet, ist die starke und gemütvolle Liebe zur engeren Heimat, die ihn auch aus seiner weimarischen Professur mit unwiderstehlicher Kraft zurück in seine Berge trieb. — Der Münchner Theodor Alt, dessen „Lichtung" wir aus der Berliner Sammlung Hermann Nabel in farbiger Wiedergabe bringen (zw. S. 248 u. 249), gehört, ein Zeitgenosse Wilhelm Leibls, zu dem Kreise, der sich kameradschaftlich zu dem Großen gesellte und die Namen Karl Schuch, Otto Scholderer, Louis Eysen, Johann Sperl, Rudolf Hirth du Fresnes aufweist. Den Letztgenannten hat Alt mit einer Dame im Atelier gemalt, ein herrliches Bild, dessen sich die Berliner Nationalgalerie erfreut. Auch unsere Landschaft zeigt den Künstler in dem glücklichen Streben, gute Malerei zu liefern, wie man sich nach Leiblschem Handwerksbrauch ausdrückte. — Man freut sich immer wieder, wenn man den Leuten der alten Münchner Scholle begegnet. Auch denen kam und kommt es vor allem aufs Malen können an, und weil sie das verstehen und außerdem temperamentvolle Menschen sind, haben sie nicht sich, sondern allerlei neuere Strömungen



Neue Wintermoden. Aufnahmen von A. Binder

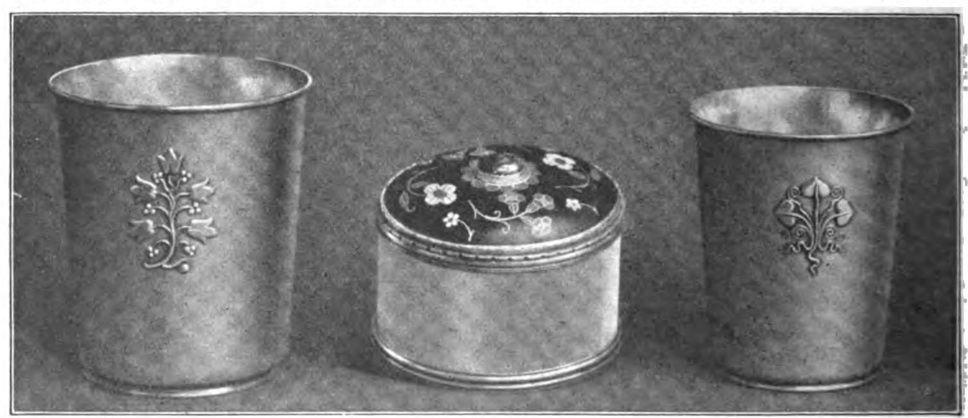




überlebt und sind merkwürdig jung geblieben. Ja, man kennt den Angelo Jank (zw. S. 256 u. 257) und den Reinhold Max Eichler (zw. S. 264 u. 265), und mögen sie im einzelnen auch immer wieder Neues bieten: sie haben seit geraumer Zeit ihr unzerstörbares Gepräge. Aber dieses Gepräge wird mit den Jahren nicht abgegriffen; es bleibt deutlich und blank und erfreut des Menschen Herz. — In Rudolf Marcuse lernen die Leser einen jungen Bildhauer kennen, dessen frischer „Fußballspieler" (zw. S. 272 u. 273) auf der Großen Berliner Kunstausstellung des verflossenen Sommers viel Beifall gefunden hat. — Ebenfalls aus dem Glaspalast am Lehrter Bahnhof stammt die „Ziegenalm" von Georg Hänel (zw. S. 344 u. 345), die tüchtige Arbeit eines in Dresden schaffenden Malers. — Auch Albert Holz, der Düsseldorfer, gehört zu den jüngeren Künstlern, die in diesen Heften zum erstenmal auftreten. Sein farbig ungemein reizvolles „Eifelnest" wird sich leicht einprägen (zw. S. 312 u. 313). — Von Philipp Franck, dessen Schaffen erst vor kurzem Hans Rosenhagen in diesen Heften ausführlich geschildert hat, braucht man den Lesern nichts zu sagen; daher nur der Hinweis auf seine glücklich angeordnete Bildnisgruppe (zw. S. 320 u. 321). — Die prachtvoll bewegte Zeichnung auf S. 269 stammt von Otto Dill in München. Wer erinnert sich nicht des Königstigers, der das Maiheft dieses Jahres eröffnete? P. W.

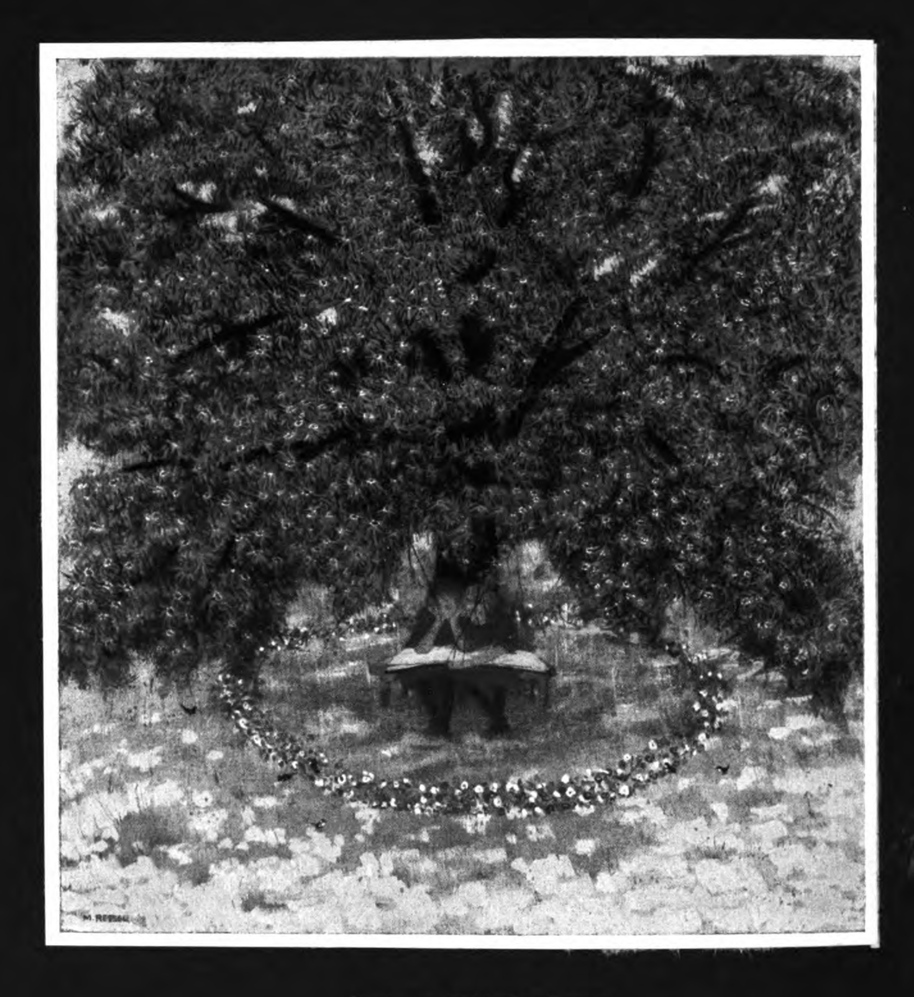


Silberarbeiten von Adolf v. Mayrhofer, München



Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Unterm Märchenbaum
Gemälde von Maria Ressel
(Kunstausstellung J. Littauer, München)



Maler als Märchendichter

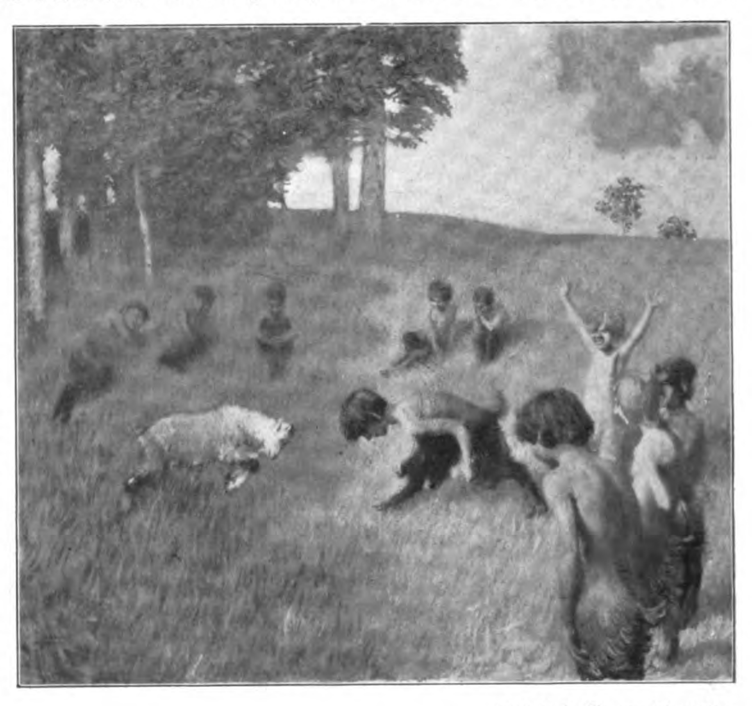
Von Dr. Georg Giesecke

Kündet die Überschrift ein ästhetisches Verbrechen an? Ist es nicht höchst verdächtig, wenn der Maler zu dichten beginnt? Hat nicht schon der die Grenzen der Malerei und Poesie so scharfsinnig bestimmende Verfasser des „Laokoon" geseufzt: „Daß doch der gute bildende Künstler mit dem Poeten wetteifern will, da er doch eigentlich durch das, was er allein machen kann und zu machen hätte, den Dichter zur Verzweiflung bringen könnte"? In der Tat, das von Lessing angezogene Gleichnis des Plutarch warnt einleuchtend genug vor einer Vermischung der



Der Märchenerzähler vor den Toren einer marokkanischen Stadt. Gemälde von Amandus Faure

Künste: „Wer mit einem Schlüssel Holz spalten und mit der Axt die Tür öffnen will, verdirbt nicht sowohl beide Werkzeuge als daß er sich selbst des Nutzens beider Werkzeuge beraubt.“ Aber das Leben ist stärker als jede noch so gut begründete Ästhetik. Selbst Lessings Meisterwerke sind von Chodowieckis geschickter Hand illustriert worden, und wenn der Dichter diese Art bildender Kunst nur als Kunstgewerbe einschätzte: wir blicken mit Stolz auf die lange Reihe deutscher Illustratoren und freuen uns,



Spielende Faune. Gemälde von Prof. Franz v. Stuck

daß hervorragende Meister wie Slevogt, Klemm, Kalckreuth sich in den Dienst der Dichtung stellen. Einen Schritt weiter gehen die hier vereinigten Maler und Zeichner. Sie werden selber zu Dichtern und wagen den Ritt ins alte romantische Land, und es wäre engherzig und zopfig, ihnen scheltend nachzusehen, wie sie durch die Wolken jagen. Denn mögen die Ausdrucksmittel der Künste sich scharf und vorteilhaft trennen lassen: das Grundgefühl, das zum Schaffen treibt, ist das gleiche, und es hat wenig zu sagen, ob es sich in Dichtung oder Malerei, in Musik oder Tanz offenbart.

In der Geschichte der Malerei hat es freilich Zeiten gegeben, die daran nicht glaubten. Man war bescheiden und begnügte



Der Abend streut rosige Flocken. Zeichnung von Josua L. Gampp

sich damit, ein Stück Natur möglichst treu nachzubilden. Die Phantasie war in Fesseln geschlagen. Aber sie wirkte wider den Willen ihrer Kerkermeister genau so, wie sich der liebe Gott von den Materialisten nur scheinbar durch Trugschlüsse wegdisputieren ließ. Wenn so ein naturalistischer Maler einen öden Bauplatz in der Vorstadt gemalt hatte, angeblich ganz treu und ohne jede Verschönerung: das künstlerische Leben, das in dem Bilde steckte, war ein Wunder, war Romantik. Jedem Bilde, das mehr ist als eine geistverlassene Geschicklichkeitsprobe des Auges und der Hand, geht ein Gesicht voran. Davon ist unsere Jugend wieder so fest wie die vor hundert Jahren überzeugt, wie Kaspar David Friedrich schrieb: „Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht."

Das geheimnisvolle Dunkel, das den Keim eines Kunstwerks umschließt, ist das gleiche beim Maler wie beim Dichter. Die unzähligen Zeugnisse vom Wesen der poetischen Inspiration sind darin einig, daß ohne Willen eine beseligende oder auch peinigende Steigerung des Gefühls eintritt, in deren Verlauf sich Wunder über Wunder bilden. Damit stimmt, was Hans Thoma, der Maler, schreibt: „Plötzlich taucht oft ein Gedanke in mir auf, oft durch die unbedeutendsten Gegenstände erweckt. Ich gerate in einen Zustand der Verlorenheit, ich weiß nicht, wie mir ist. Es packt mich wie eine Erinnerung aus uralter Zeit. Ich meine dann, ich müsse es zeichnen können oder dichten — aber ich weiß nicht wie und was." Zeichnen oder Dichten — das ist dasselbe in diesem frühen Zustand der Ratlosigkeit, die dem bewußten Schaffen vorangeht.

Vielleicht wäre es noch vor zehn Jahren gewagt gewesen, Märchenbilder zeitgenössischer Künstler zu sammeln, wie es auf diesen Blättern geschehen ist. Man wäre vermutlich gefragt worden, ob denn das noch als Malerei zu betrachten sei. Inzwischen hat sich unsrer Herzen eine tiefe und schmerzliche Sehnsucht nach dem Romantischen bemächtigt. In der Gegenwart halten es die wenigsten aus, und die Vergangenheit ist die sicherste Zufluchtstätte. Aber damit ist der in vielen Farben schillernde Begriff der Romantik nicht erschöpft. Wohl verstehen wir den jungen Feuerbach, wenn er klagt und rät: „Träume, Phantasien, ich fürchte mich vor der Nüchternheit und Hohlheit, die die jetzige Welt regiert, man muß sich zurückflüchten zu den alten Göttern, die in seliger, kräftiger, naturwahrer Poesie den Menschen darstellen, wie er sein sollte." Aber wir wollen tiefer erleben. „Das mystische Erscheinen unseres tiefsten Gemüts im Bilde, das Hervortreten des Weltgeistes, die Menschwerdung des Göttlichen, mit einem Wort: das Ahnen des Unendlichen in den Anschauungen ist das Romantische." So Ludwig Uhland. Oder wie das der Ham-



Das Märchen von der verbannten Königstochter
Aquarell von Oswald Pötzelberger

burger Philipp Otto Runge ausdrückt: „Gott kannst du hinter diesen goldenen Bergen nur ahnen, aber deiner selbst bist du gewiß, und was du in deiner ewigen Seele empfunden, das ist auch ewig; was du aus ihr geschöpft, das ist unvergänglich, hier muß die Kunst entspringen, wenn sie ewig sein soll."

Wankende Zeiten suchen Ewigkeit. Auf dem Trümmerfeld unseres Reichs wuchs die blaue Blume. Tausendjähriger Glanz erlosch. Um so inbrünstiger ergab sich der Mensch dem Glauben, daß es jenseits und über der irdischen Vergänglichkeit noch ein ewiges Reich der Ideen geben müsse. Es ist heut nicht anders. Not lehrt beten, nicht nur in jenem dürftigen Sinn, daß sich der Geschlagene helfender höherer Mächte demütig erinnert, sondern in der erhabenen Bedeutung des Wortes, wonach das Gebet eine Gemeinschaft mit Gott ist und die Seele ihrer Ewigkeit bewußt wird. Und aus dieser Gottinnigkeit erblüht die Freude an den Kinderspielen menschlicher Phantasie, wie sie im Märchen aller Zeiten und Völker ihr Wesen getrieben hat, unterschiedlich nach Jahrhunderten und Sitten, aber doch immer urverwandt.

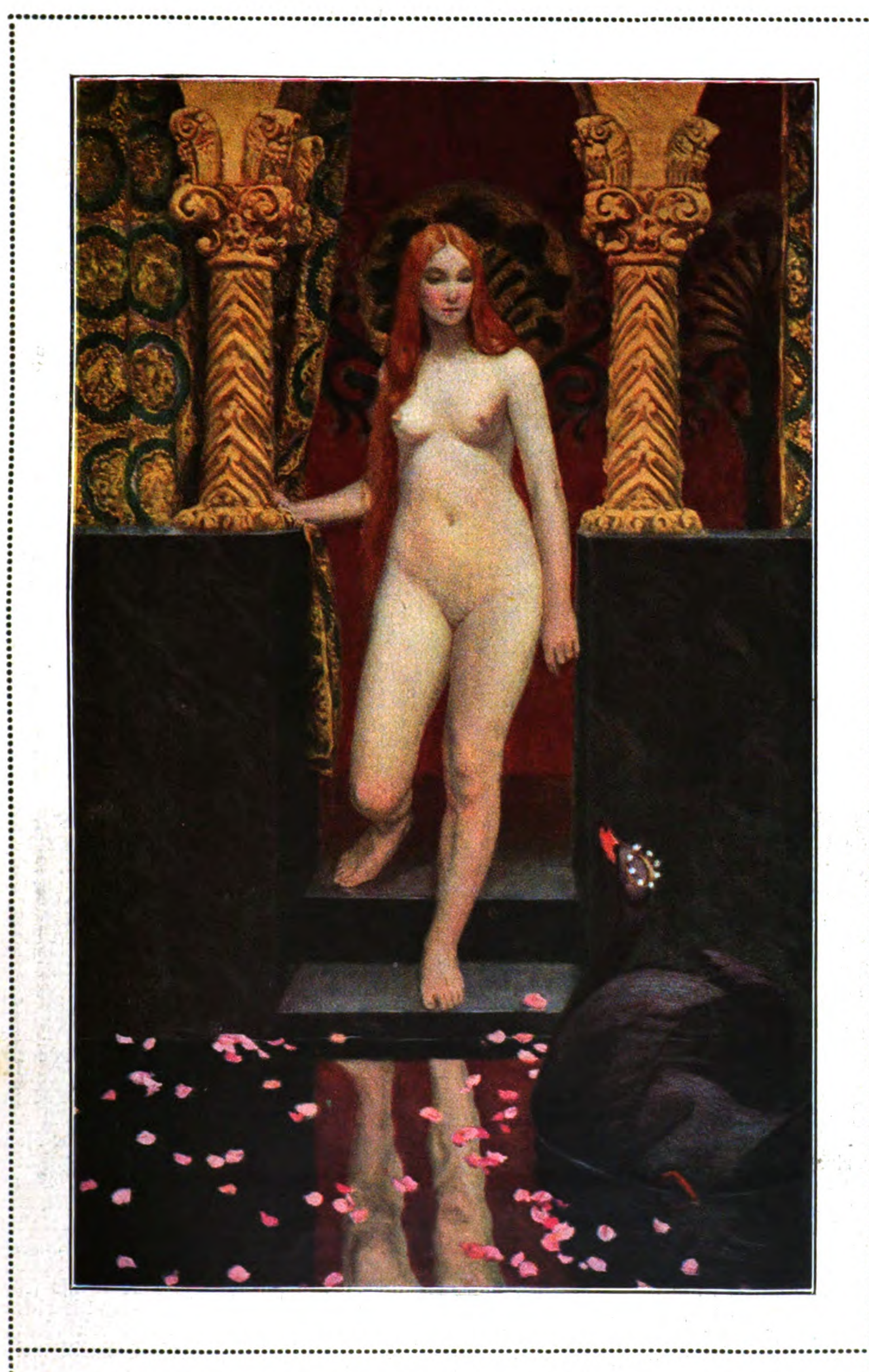


Erklärung. Gemälde von Prof. Julius Diez

Der Märchenforscher wird an den Bildern unsrer Künstler leicht nachweisen können, wie sich Märchenmotive eingestellt haben, ohne daß es die Absicht gewesen wäre, ein bestimmtes Märchen zu illustrieren. Die Zahl der Motive ist eben verhältnismäßig klein; nur der Gestalten und Gewänder, in die sie schlüpfen, ist Legion. Der Märchenbaum, wie ihn sich Maria Rössel auf ihrem anmutigen und liebenswürdigen Bilde denkt,



Die Himmelsschlüssel. Gemälde von Franz Müller-Münster



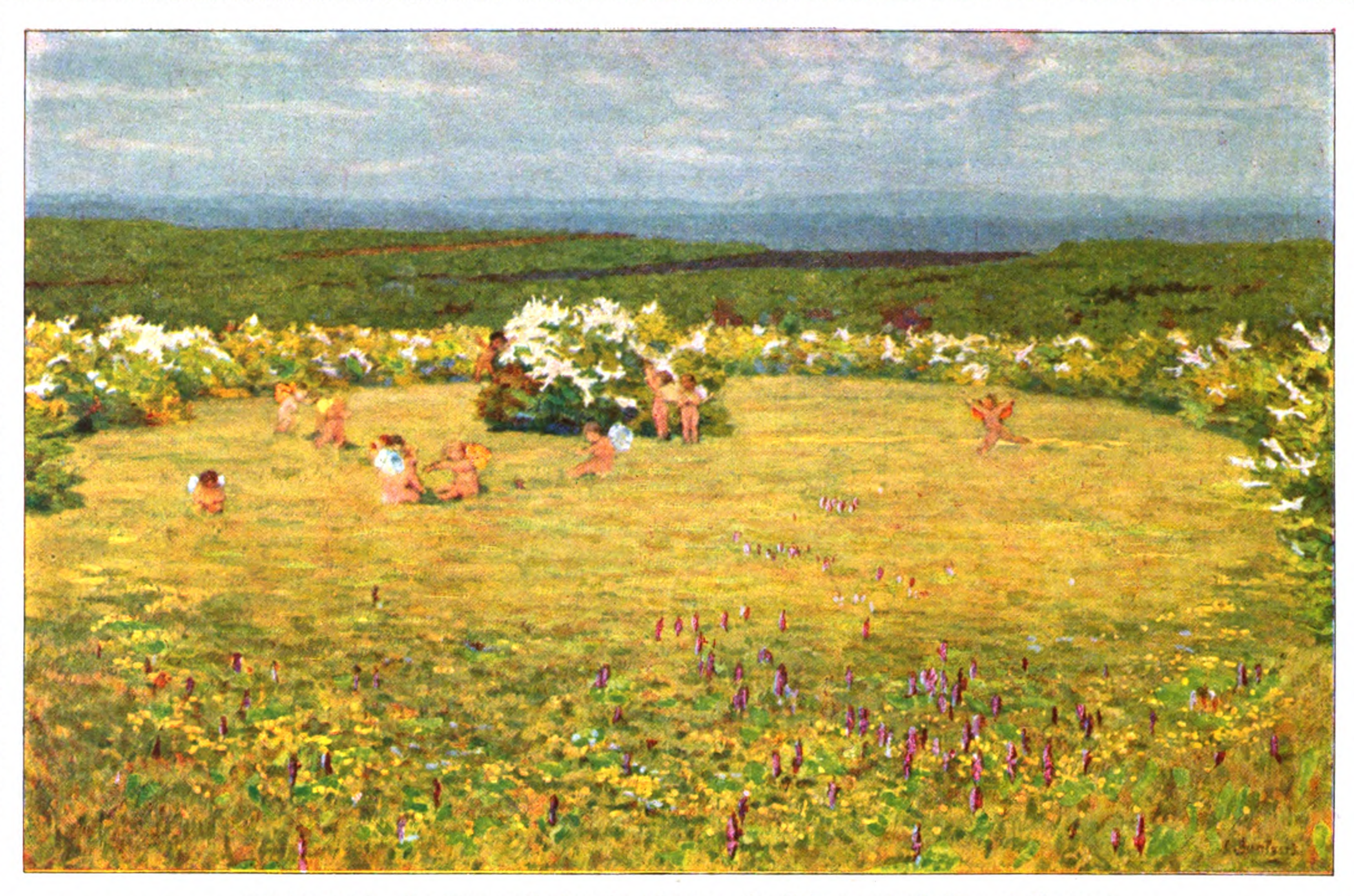
Fee und Schwan. Gemälde von Prof. Franz Hein

hat unzählige Blätter und Blüten, und wer sich in seinen Schatten setzt, gläubig und eifrig nach Kinderart, der ist durch einen Zauberkreis von bunten Blumen wie durch eine ellendicke Mauer von der Welt und ihrem vergänglichen Lärm geschieden.

Im Dämmern des Waldes, in der Traulichkeit der Stube wacht das deutsche Märchen auf. Es ist keine Unterhaltung für eine bunt und fremd zusammengewürfelte Menge, und die Märchenerzähler, die sich in unsern Vortragssälen hören lassen, meistern vielleicht ihre Vortragskunst, aber nicht den Zauber, den die Mutter um ihre Kinder schlingt, wenn sie ihnen von Dornröschen und Rotkäppchen erzählt. Anders bei den Völkern der tausendundeinen Nacht. Dort traut sich das Märchen auf die Straße und unter die Leute, und es erscheint uns wie ein Stück wunderseltsamer Unwirklichkeit, wenn wir mit Amandus Faure einen arabischen Märchenerzähler belauschen, wie er den Faden Scheherezades spinnt und mit seinen Hörern und seiner Landschaft uns selber zum Märchen wird. Diese märchenhafte Wirkung des Bildes hat ihm einen Platz in dieser Reihe verschafft. — In der von Feuerbach ersehnten Welt der Götter Griechenlands ist unter den Heutigen Franz von Stuck zu Hause. Auf unserm Bilde hat er sich freilich unter das kleine Göttergesindel gemischt. Der Bockskampf der kleinen Waldteufel erheitert uns wie ein Märchen aus spätgriechischer Zeit. Die großen Götter sind gestorben. Aber in Bergen und Bäumen, Blumen und Quellen lebt ein fröhliches und unvergängliches Völkchen. Der Waldschrat ist älter als Zeus und überdauert ihn.

Der Gespensterreiter
Farbige Zeichnung von Adolf Uzarski

Ist das Stucksche Bild ein märchenhafter Scherz, so ist das Blatt von Josua L. Gampp gesättigt von dem romantischen Weltgefühl, für das die irdische Erscheinung nur einen trüben Spiegel eines höheren und reineren Daseins bildet. Über eine einfache und stille Landschaft zieht der Abend mit leichten Wolken und streut seine rosigen Flocken. Aber in den Wolken sieht der Malerpoet selige Gestalten, die frei sind von jeder irdischen Schwere. Eine derartige visionäre Kraft hatte Gottfried Keller im Sinn, als er vom Maler schrieb: „Ich fordere von ihm die Gabe, aus jeder Wolke einen Traum ziehen und der sinkenden Sonne, wenn sie ihr Feuer über den See wirft, einen Heldengedanken entlocken zu können; aber der kleinliche, spekulierende, kratzende, spottende, schikanierende, schmutzige Zeitgeist sei ferne von ihm, der keinen Menschen in Ruhe lassen und keines Menschen Würde erkennen kann, und ferne sei von ihm die Naseweisheit und die Frechheit des Jahrhunderts." Und wiederum meldet sich Philipp Otto Runge zum Wort, der wie kein zweiter Maler von dem romantischen Geist seiner Zeit besessen war: „Wer sieht nicht Geister auf den Wolken beim Untergang der Sonne? Wem schweben nicht die deutlichsten Gedanken vor die Seele? Entsteht nicht ein Kunstwerk nur in dem Moment, wenn ich deutlich einen Zusammenhang mit dem Universum vernehme? Kann ich den fliehenden Mond ebenso festhalten wie eine fliehende Gestalt, die einen Gedanken bei mir erweckt, und wird jenes nicht ebenso ein Kunstwerk? Ich will mein Leben in einer Reihe von Kunstwerken darstellen; wenn die Sonne sinkt und der Mond die Wolken vergoldet, will ich die fliehenden Geister festhalten ... Kinder müssen wir werden, wenn wir das Beste erreichen wollen."



Die Engelwiese. Gemälde von Prof. Dr. Karl Bantzer. (Im Besitze von Dr. C. Hitzeroth, Marburg)

Uralte Weisheit dringt immer von neuem ans Licht: „So ihr nicht werdet wie die Kinder ...“ Wir wissen wohl, wie wir ins Himmelreich kommen, aber wir verfehlen doch den Weg, weil uns unsere Torheit auf Holzwege führt. Die Weisheit gleicht der verbannten Königstochter, von der das Bild Oswald Pötzelbergers, des schwäbischen Malers, erzählt. Die alte Muhme Verstand geleitet sie mit arglistiger Vorsicht in das Boot des Meisters Klügel, und ihr Palast bleibt öde und freudenleer zurück. Es ist nicht wahrscheinlich, daß der Künstler an diese symbolische Deutung seines Märchentraums gedacht hat. Die Königstochter, die ins Elend ziehen muß, wandert durch viele Märchen. Aber es ist nicht nötig, das Bild auf ein einzelnes festzulegen. Schönheit und Reinheit hat immer flüchten müssen, und das war für den dichtenden Künstler Anregung genug.

Ein bloßer Scherz scheint die „Erklärung“ von Julius Diez zu sein: ein prachtvoller Schmetterling, der die Rose zur Königin seines Herzens erkoren hat. Der Münchner Meister ist einer der fruchtbarsten Märchenmaler unsrer Zeit. Seine phantastische Laune schlingt übermütige Ranken, und auch aus diesem Gemälde spricht ein fröhlicher Sinn, der unbekümmert schafft und dem alles Problematische als unfruchtbare Grübelei verhaßt ist. Auch solche Naturen gehören zu den Romantikern im Rungeschen Sinne, der in einer glücklichen Stunde einmal von sich bekannte: „Ich fühle, wie alles bis in die innerste Tiefe in mir auflebt, so ist die Erde in sich lebend, und wie Blumen hüpfen die lustigen Töne aus der Tiefe: so das lustige Leben aus den Fingern eines Künstlers.“

Die Legendengemütlichkeit des Hans Sachs spricht aus den „Himmelsschlüsseln“ von Franz Müller-Münster. Es ist eher ein Schwank als ein Märchen, was dem Maler



Die Traumlinde. Zeichnung von Prof. Carl von Marr



Aus der Märchenbilderreihe: „Der Froschtümpel“
Von Rudolf Siegmund

vorgeschwebt hat, ein kleiner lustiger Einfall, der aber doch stark genug ist, uns ein Stück Himmel auf die Erde zu zaubern. Der Himmel ist so, wie wir ihn uns als Kinder vorgestellt haben und wie ihn Luther seinem Söhnlein Hänsigen geschildert hat: „Ich weiß einen schönen lustigen Garten, da gehen viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich."

Märchen schlechthin möchte man das Heinsche Gemälde „Fee und Schwan" nennen. Diese keusche Mädchengestalt, die dem dunkeln Wunder, das sich ihr naht, fragend und gleichzeitig beherrschend gegenübersteht — gleicht sie nicht dem Märchen selber, das den Gesetzen des wirklichen Lebens zu widersprechen scheint und trotzdem von seinem Wesen mehr zu künden weiß, als der Verstand der Verständigen ahnt?

Auch das Gruseln gehört zum Märchen. Adolf Uzarski zaubert uns mit einer farbigen Zeichnung einen unheimlich-drolligen Gespensterreiter, der sein Gerippe auf einen Riesenpelikan gesetzt hat und, gefolgt von Fledermäusen, begleitet von einem Rattenschwarm und einem paukenschlagenden Klepperbein, hinter einem armen Teufel herjagt. Dieses Märchenbild ist von einem tollen Humor.

Um so lieblicher wirkt in unmittelbarer Nachbarschaft die „Engelwiese" von Karl Bantzer. Mancher wird erstaunt sein, diesen erdgebundenen Meister auf den luftigen Gefilden einer romantischen Phantasie zu treffen.



Im Märchenwald. Gemälde von Edmund Steppes

Aber abgesehen davon, daß diese goldige Wiese mit dem grünen Hintergrund und dem dunkeln Himmel ein koloristisches Meisterstück ist: Bantzer müßte nicht so deutsch empfinden, wie er es tut, um nicht gelegentlich nach Thomas Rat ein luftiges Gespinst zu bauen, an das sich die arme Seele klammert. Man kann nicht immer bloß sehen. Man muß auch die Augen schließen und träumen.

Einen Zauberwald, durch dessen Fährnisse irrende Ritter reiten, hat uns Steppes mit seiner „Märchenhaften Hochwaldwildnis" vor Augen geführt. Vermutlich hat der Künstler irgendwo in den Bergen einen derartigen romantischen Winkel gefunden. Aber er nennt ihn nicht, das Märchen erwähnt ja auch weder Ort noch Zeit, sondern lebt im Irgendwann und Irgendwo, heimatlos wie die Wolken, die über alle Lande ziehen.

Ein dichterisch bedeutendes Bild ist die „Traumlinde" von Carl von Marr. Hier hat der Künstler zartsinnig und reizvoll dargestellt, wie der Traum den Armen und Müden erquickt, wie ihn holde Geister umschweben, wie ihm die Linde Trost zurauscht und die Welt fern liegt und in einem silbernen Glanz.

Rudolf Siegmund ist den Lesern dieser Hefte vor einem Jahr als ein eigentümlich phantasievoller Kalendermacher vorgestellt worden. Schon damals wurde erwähnt, daß der Maler zu den Dichtern gehört, und das Märchenbild, das wir hier zeigen, ist eigentlich eine Illustration zu einer Dichtung des Künstlers. Aber er ist ein größerer Meister mit dem Pinsel als mit der Feder, und es bedarf keiner Worte, um das schlimme Treiben boshafter Geister nachzuerzählen, die den Frieden einer schönen Frau nach Kräften zu schädigen bemüht sind. Dieses farbig sehr ursprünglich empfundene Bild erzählt ungemein beredt und lebendig. Siegmunds Phantasie ist außerordentlich reich und ist in ihrer romantischen Freude an allerlei literarischen Beziehungen mit der Rungeschen verwandt.

Gleich einer nordischen Ballade wirkt Fritz Erlers „Begegnung", und Fritz Teschners „Musik" öffnet gleichsam den geheimnisvollen romantischen Dom, in dem sich alle Künste zum Lobe des Höchsten vereinigen und das Schaffen des einzelnen als unvollkommenes Bruchstück verstummen muß. —

Sechzehn zeitgenössische Maler sind hier als Märchendichter zusammengestellt worden. Es soll ihnen damit selbstverständlich kein Namenschild angehängt werden. Worauf es ankam, war nur, zu zeigen, wie sich bei den verschiedensten Naturen das Bedürfnis regt, sich die Welt zum Märchen zu gestalten. Das ist nichts andres



Die Musik. Gemälde von Prof. Richard Teschner

als ein Ausweg aus der tiefen Unruhe der Bestürzung, in die uns unser Dasein immer von neuem versetzt. Nur in selbstklugen Jahrzehnten bildet sich die Menschheit ein, in einer Welt zu sitzen, die durchsichtig ist wie Glas, aber fest wie Eisen. Wir haben erfahren, daß sie leicht zerbricht und daß ihre Klarheit trügt. Wir suchen hinter den Dingen das eigentliche Leben. Wir glauben im Märchen, an dem die Phantasie von Jahrtausenden gearbeitet hat, mehr von den Geheimnissen der Natur und des menschlichen Herzens zu ahnen als in den Geschichtsbüchern, die doch immer nur den Geist ihrer Herren spiegeln.

Es geht ein grüblerischer Zug durch unser Volk, und es ist schade, daß er sich so schnell lächerlich macht. Nicht nur durch die Tollheiten der jungen Kunst, sondern auch durch den unglücklichen Herdentrieb der Gebildeten, die Weisheit lernen wollen wie Jimmy und Jazz, die sich heute einem indisch ausstaffierten Mystagogen anvertrauen, wie sie morgen einem platten Materialisten zujubeln würden, falls er seinen Laden richtig aufmacht. An sich wäre es schon ein Glück,



Begegnung. Gemälde von Prof. Fritz Erler

wenn wir zu manchem andern auch wieder denken und dichten lernten, und mit herzlicherer Dankbarkeit grüßen wir Künstler, die den Schatz der deutschen Dichtung mehren. Moritz von Schwind schreibt einmal: „Man wird einsehen, daß es in jetziger Zeit keine Kleinigkeit ist, an den deutschen Elementen festzuhalten.“ Und was sind diese Elemente anders als der Sinn für die Wunderwelt des Märchens, das Rauschen der Bäume, das Murmeln der Quellen, das Leben in Tier und Pflanze, und alles mit dem Menschen eingeschlossen in einem demütig-stolzen Gottgefühl.

Freilich, malen läßt sich das immer nur in Andeutungen, wie es auch eher zu fühlen als auszusprechen ist, und schließlich wird es jedem gehen wie einer Huysmanschen Novellenfigur, die van Gogh erwähnt, der Impressionist, der von der Phantasie und ihren Zauberkünsten nicht viel hören wollte: „Die schönsten Bilder sind die, die man träumt, wenn man im Bett seine Pfeife raucht, die man aber nie malt.“

Wedekind der Spätere

Roman von Viktor v. Kohlenegg

Schluß

21.

In der letzten Woche hatte es unablässig geschneit.

Heino war am Morgen früher als sonst ins Geschäft gefahren. Der Schnee hatte ihn heiter gestimmt, und es gab späterhin für ihn wieder einiges in der Stadt zu besorgen; gegen Mittag aber hatte er die jüngeren Dedekinds und etliche seiner Bekannten zu einer Schlittenfahrt nach Gliezen gebeten. Um zwei wollte man sich in Potsdam treffen.

In der Fabrik war nicht sonderlich viel zu tun. Herr Grütz brachte gewisse Unterlagen juridischer Art und wünschte einige Unterschriften — ein wenig das übliche, so wie früher. Dies geschah seit einiger Zeit wieder häufiger so in der Negeleinstraße. Es hing wohl mit bestimmten Konjunkturen und mit — manchem andern, was weniger offen zutage lag, zusammen.

Dann trat Heino bei Albrecht ein, für den Fall, daß etwas zu besprechen wäre. Es war nichts zu besprechen, nichts von Belang, man rauchte wie sonst ein wenig, Albrecht war recht gemütlich und wie immer gesprächig, sichtlich zufrieden mit dem Vetter; der hatte ja nun, nach Vetter Albrechts Meinung, den besten Ausweg gefunden, die richtige Ablenkung, diese Anna Lindike würde ihm schon warm und heiß machen und seinem Leben wieder Gewicht, Stetigkeit und Ziel geben!

Albrecht bedauerte, daß er nicht mit dahinaus schlitteln könne. „Ich habe um zwölf eine Sitzung —“ er sah nach der Uhr; „und meine Frau hat einen Kolossal-Schnupfen, sie verwöhnt sich zu unvernünftig, immer achtzehn Grad im Zimmer und möglichst nahe an der Heizung — aber da ist nichts zu machen. Wirst du auch mal erleben! Wer tut denn alles mit?“

Heino erzählte. Donatus habe Fräulein Alix Lüdeking gebeten.

Albrecht pfiff. „Machen die Damen ein bißchen Berliner Wintersaison mit? Sehr hübsches Mädchen — und Lüdeking — gut, sehr gut.“ Die Herren Peter Freyhan und Tüllcke kannte Albrecht bloß flüchtig. Und Frau Lily Wichard würde mit Arthur und Philp fahren? „Wichard? Ist die etwa was für unsern Arthur?“ fragte Albrecht zerstreut, im Grunde ohne lebhafteres Interesse, denn er schob schon wieder an dem Brief auf dem Schreibtisch.

„Arthur? Glaub' ich nicht,“ antwortete Heino nicht ohne Unbehagen, „sie ist in jeder Hinsicht außerordentlich anspruchsvoll.“

„Gott ja, Frau ist Frau, das entscheidet nicht immer. Tut mir leid, Vetter, wäre nett gewesen, auch ich könnte so'n bisken starke, frische Schneeluft um die Nase brauchen, ich rieche sie förmlich, man steckt zuviel im Bau — nicht zu ändern; na denn adjüs und viel Vergnügen.“ Er stand auf, gab dem Vetter flach die Hand, und Heino zog die Braue hoch.

⌘ ⌘ ⌘

Um die Mittagsstunde zerteilte sich das Gewölk, und als man in Potsdam aus der Bahn kletterte, zeigte der Himmel große kobaltblaue Löcher. Es war ganz programmäßig.

Aber Heino Dedekind war doch betreten, als er die Schlitten sah, so üppig hatte er sich das nicht vorgestellt. Es waren vier Schlitten zur Stelle, Herr Pöhne hatte sie in Potsdam aufgetrieben; es waren zum Teil prächtige Schlitten, die Pferde trugen merkwürdige Zirkuspuscheln über der Stirn, rasselten mit Klingelriemen, gestreifte Schneedecken blähten sich hinter ihnen, und in den blau, grün und rot lackierten Kästen lagen zottige Felldecken, die sich staubig anfaßten. Die Potsdamer grienten, und das Glockenspiel auf dem Garnisonkirchenturm pinkte vergnügt ein paar greulich falsche Töne in seinem braven Stundenchoral.

An der Spitze fuhr Heino mit zwei schwarzen Pferdchen, denen das Winterhaar in dicken Büscheln vor den Gelenken stand, er hatte Anna, Gustel, den dyonisisch schmunzelnden Tüllcke aufgeladen, und hinten auf der willkürlich angeklebten Pritsche hockte breitbeinig in Pelzjacke und spitzer Astrachanmütze Herr Peter Freyhan und wachte, daß Gustel und Anna nicht herausfielen.

Der zweite Schlitten war ein etwas bäurisches Gefährt von himmelblauer Farbe — Donatus, immer praktisch, hatte flink Alix Lüdeking in langer Fehjacke hineinbugsiert. „Bitte dahinein, rasch, rasch, damit sich kein andrer dazwischen heddert!“ er fand dieses grelle Gefährt mit dem Zitronenschimmel abscheulich, aber für seine Zweisamkeitszwecke unbezahlbar. Alix Lüdeking huschte denn

auch hinein und blickte mit strahlenden Augen zu ihm auf. Kein Mensch dachte daran, die beiden zu stören.

Als dritter in der Reihe rasselte mit hellem Gebimmel der nobelste Schlitten, tiefrot und blank, von dicken Füchsen gezogen, Philp hatte ihn mit unbeirrbarer Pupille für Lily Wichard, sich und Vetter Arthur gewählt. Und den Beschluß machte ein zeisiggrünes Schlittchen mit einem versilberten Schwanenhals aus Gußeisen. Darin saßen vergnügt und verständig Martine und Türrschmidt.

Die stillen Straßen der Havelstadt schraken aus ihrem Mittagsschlummer, alte Hofdamen erbebten auf ihren seidnen Pfühlen, cholerische Majore stürmten an die Fenster, und die lieben Straßenbengel warfen dicke Schneebälle hinterdrein.

Dann war man draußen, Landkaten rechts und links mit toten Gärten und kläffenden Kötern, alles in dicke Schneewatte gehüllt. Philps feiste Füchse wieherten steil in die Luft, der vergilbte Zirkusschimmel vor dem Donatusschlitten warf die schlappen Ohren, zeigte seine Raffzähne und sang heiser vor sich hin. Eine offne Schmiede pinkte und lohte hinter grauen Rauchschwaden. Wald kam, weiß und still, die roten Kiefernstämme waren gefleckt, Brombeerbüsche und Wacholdersträuche standen wie dicke bleiche Gespenster da, wirr und phantastisch, kahl, löcherig, vereist und verschneit.

Tüllckes Augen hinter den blanken Gläsern glänzten heller als der Schnee, Gustel, ihrer Arbeitswut enthaftet, saß fast verdrossen vor Behagen neben Anna, und Freyhan auf seiner luftigen Pritsche, sonst gesprächig, sagte eine Weile gar nichts.

Philp, weiter hinten, dachte mit ruhigem Blick: ‚Das ist recht nett und angenehm,‘ er war aber nach seiner Art mehr mit Lily beschäftigt —: zu gebrechlich für ihn, keine Pächterstochter, vermutlich, flüsternd zärtlich‘, ja, auch den langen Philp, den wohlwollenden Kostgänger des Lebens, stimmte die Winterfahrt poetisch. Vetter Arthur indes, der eben erst von einer langen erholsamen und zerstreuenden Reise durch südliche Gefilde vor einigen Wochen heimgekehrt war und dessen Haut leicht durch jede Frauennähe beunruhigt wurde, ging schärfer vor — diese kleine Wichard war klotzig reich, und man selbst war wieder frei, das war andrerseits riesig angenehm zum T.....! aber man konnte doch mal anpicken, sie würde nach ihrem ehelichen Pech etliche Mannestugenden zu schätzen wissen. Der gute Arthur hatte seine eigne Psychologie, Philp allerdings dachte: ‚Zwecklos, mein Jungchen, bitte leiser; die noch weniger als deine verflossene Emmi! Nitschewo.‘

Donatus saß ernst neben der blonden Alix und sprach leise.

Auch er sah nicht viel vom Winter ringsum; sehr hübsch und wohltuend; das alles erinnerte ihn, soweit er es bemerkte, an seine Sportfahrten im Engadin und in Oberhof, von denen er gern mit Hingabe sprach. Was ihn mehr beschäftigte — er war in diesen letzten Wochen viel mit Alix, die mit ihrer Mutter in der Stadt ein Winterquartier bezogen hatte, zusammengekommen. Er war übrigens inzwischen auch, wie man es liebenswürdig seiner Zeit in Ems besprochen hatte, einmal auf der ‚Durchreise‘ da unten in der Niederlausitz aufgetaucht, hatte mit starkem Interesse und gewandter Rhetorik die großen Betriebe besichtigt und war ein paar Tage zur Jagd bei dem weidfrohen Oheim gewesen — dem Herrenhauspair, der mehr ‚repräsentativen Spitze‘ des Lüdekingwerks — prächtiger, lebensfreudiger und vorurteilsloser alter Herr! — er hatte von all dem einen nicht üblen, einen erfreulichen und bedeutenden Eindruck gewonnen. Und danach waren einige artige Karten und auch Briefchen, in denen er seinerseits mit seiner verwöhnten schrägen Knabenschrift gelegentlich aufsteigende ernste Fragen weise erörterte — denn er schrieb ebenso gern und flüssig wie er sprach — hin- und hergegangen.

„Ist Ihnen warm?“ fragte er jetzt und schob sorglich das trübweiße Ziegenfell höher.

„Ich glühe.“

Er streifte zufällig ihre Hand unter der Decke, und sie lächelte strahlend. „Wie gefällt Ihnen übrigens Anna Lindike?“

„Sehr gut.“

„So so ... Und Panje Türrschmidt?“

Alix lachte. „Putzig. Aber vor seinen Augen hat man plötzlich Angst!“

„Gott ja ... Wissen Sie, ich glaube, Ihre Mama macht sich doch so ihre Gedanken darüber, ich fände es sehr natürlich — ich tippte neulich einmal an.“

„Mutter? Sie findet es ein bißchen ungewöhnlich. Aber es geht sie doch nichts an.“

„Meinen Sie?“ fragte Donatus sorgenvoll.

„Ach wo. Sie können doch nichts dafür. Und ich auch nicht.“ Sie lachte mit ihren schönen, weißen Zähnen zwischen den roten Lippen, die sich mitunter weit öffneten. „Das wäre ja noch schöner!“ Sie war gelegentlich noch ein wenig unbeherrscht in ihrem Wort und ihrer Gebärde, wie er sich bekennen mußte. Aber dies eben hatte ihm nicht eigentlich unlieblich geklungen und ihn nicht verstimmend berührt. Sie war ent-

zückend, bestes Material —: so blond sie war, sie war in keiner Lebenslage kühl und gleichmütig; bloß hier und da noch einer kleinen Erziehung bedürftig.

Nun fuhren die Schlitten mit lauterem Hall klingelnd und rasselnd durch den weißen Park, rechts und links lagen dicke Schneemauern, am Ende des breiten Wegs aber stand das graugelbe Haus, alt, behaglich, warm wie ein guter Ofen, und auf seinem Dach schmauchten zwei behäbige Schornsteine, so daß zwei weiße Rauchfahnen in dem blassen Himmel standen.

Herr und Frau Pöhne halfen an den Schlitten. Anna sprang mit rot überhauchter Stirn heraus und sah sich um. Da war das Haus, der Garten, der See; — dort hatten die dicken Dahlien und Begonien gestanden; sie waren jetzt unter dem Schnee begraben. Sie lief ein Stück an dem Hause hin und bog um seine Ecke; die Stufen waren gefegt, es würde warm hinter der Glastür sein, süß nach Hyazinthen duften und nach Erinnerungen; sie sah zu den blanken Fenstern des Oberstocks hinauf, hinter denen die schweren seidnen Vorhänge zu lauschen schienen, und ihre Nasenflügel zitterten; sie hätte allein durch die breite Terrassentür treten mögen, sie hörte schon den eigentümlichen Ton der Bronzeklinke, das schwache Klingen der Scheiben, und der geahnte Ton machte sie seltsam eifersüchtig auf den Augenblick und gehässig gegen alle diese lauten, unbesorgten, von nichts in der Welt beschwerten Leute — o, wie waren sie ihr fremd — fast auch Heino —

Als Heino und einige der andern ihr nachkamen, sagte sie rasch: „Sieh, den See!" Der lag mit scharfem Glanz, soweit der Blick reichte, vor ihnen und verdämmerte blitzend und dunstig in der Ferne.

In den Stuben wärmten alte weiße Kachelöfen, manche waren dick und rund, Holz knackte und duftete, und dazu gab es Kuchen und andre Sachen aus Frau Pöhnes ehrgeiziger Backstube.

Es wurde den meisten nicht leicht, sich wieder in die beißende Kälte hinauszubegeben. Aber es mußte sein, dazu war man hier. Im Park gab es einen Abhang, in den ein Weg geschaufelt war, zuletzt bog er in scharfer Kurve aus; dorthin pilgerte man. Donatus, in höchstem Maße sachverständig, glitt als erster unter starker Spannung der andern hinab, um die Bahn zu prüfen und ihnen Mut zu machen, er nahm mit gewaltigem Schwung und leichtem Kippeln der Pritsche die Kurve; Philp und Freyhan folgten sogleich in sauberer Fahrt, auch Tüllcke entschloß sich, blaß vor Erregung, aber lebensfreudig.

„Na, Türrschmidt, nun sind wir dran," sagte Heino.

„Nein, Kinder, das geht mir zu rasch, wer soll für meine Geige sorgen, wenn ich mir was breche? Ihr macht das wunderschön; ich bin froh, daß ich verlobt und gesund bin!"

Da trat Martine vor. „Ich sitze vorn und steure," erklärte sie, da mußte er sich fügen, Türrschmidt schrie: „Ho! Ho!" und an der Kurve unten kippten sie um, man sah bloß ihre Beine aus der Schneewand ragen.

„Also Arthurchen?" fragte Philp streng durch das Einglas; da mußte auch der sich trotz mancherlei Gegengründen entschließen, es geschah nicht gern, nun ja ... Gustel aber war emsig und gründlich wie in allem so auch in diesem kräftigen Vergnügen, sie fuhr stürmisch allein oder mit Freyhan oder mit Philp in die Tiefe, das war gut gegen das Stubenhocken und Studienmachen in schlecht gelüfteten Gassen.

Man war warm geworden. Die Sonne stand schräg und gleißend am Himmel, und unter den kahlen Parkbäumen spann das erste zarte Dämmergrau. Da ging man aufs Eis hinab. Ein paar alte rostige Stuhlschlitten standen bereit, und Donatus, Anna, Freyhan und Heino schnallten sich Eisen an; die sichere Bahn war weithin mit Besen abgesteckt, nur nach der Mitte zu war der See offen, man sah das dunkle Wasser wallen.

Als sie alle gerüstet zu neuen Taten bereit standen, nahmen Freyhan und Philp plötzlich Anna in ihre Mitte; die stutzte, warf den Kopf auf und lachte, und dann entführten sie ihre Schöne, die willig folgte, in stürmischer Fahrt. Heino hatte den dreien einen Augenblick lächelnd nachgesehen, die in gewaltigem Bogen der Gliezener Bucht zusteuerten — gemach, ihr Guten! Und im nächsten Moment regte sich auch in ihm in einem spitzen Gemütswinkel so ein vage-entschlossener Übermut und fast ein Trotz. Sollte er sich Gustel greifen? — nein, er hatte sich nun also Lily Wichard zu widmen und sich ihrer zu bemächtigen; sie allein hatte keine Eisen angeschnallt. Da lud er sie kurzerhand, voll scherzenden Eifers und mit einem Prickeln in Nerven und Blut in einen der Schlitten und flog gleich darauf mit ihr in entgegengesetzter Fahrt davon. Der Schlitten war leicht, das Eis spiegelglatt. Heino selbst lief auf scharfem Stahl. Er neigte sich in der raschen Fahrt über den Schlitten, atmete den schwachen fremden Heliotropduft, der aus Haar, Pelz, Kleidern und warmen Gliedern hochstieg. Sie hatte den Schleier

abgebunden, das schmale Gesicht mit den hohen Brauen schimmerte rosa wie in einer Erregung, und der rote Mund brannte. Der Wind schlug ihnen stark entgegen, riß ihnen die Worte von den Lippen. So glitten sie in die erste gewaltsam goldne Dämmerung hinein; die Stimmen hallten hinter ihnen, eine Weile war es, als rasselten ihnen ein andrer Schlitten oder ein paar Läufer nach; doch dann wurde es still in ihrem Rücken.

„Noch weiter?" fragte sie.

Er nickte entschieden.

„Es ist sehr schön," sagte Lily. Ein paarmal spürte sie seinen Atem an der Wange, als er sich fragend niederbeugte. Er behielt eine Weile diese Haltung bei, es sprach sich leichter so.

Sie hob einmal die Wimpern, und sein Blick streifte langsam darüber hin.

Der feurige Ball der Sonne stand gerade vor ihnen und ließ ihre Gesichter und Kleider leuchten und das Eis in einer breiten Bahn flammen, das blendete fast. Jetzt mußten sie einem Schneehaufen ausweichen, er hatte im Sprechen nicht genau darauf geachtet, er bog, während er noch sprach, mit der Hand Lilys weiche, warme Schulter zurück, um den Schwung zu mildern, ihr Haar und die Wärme ihrer Schläfe streifte ihn bei der scharfen Bewegung, das war hübsch und erregend.

Der Schlitten rasselte über flache Eishöcker, Heinos Stahl klang hell. „Bis zu den Querbesen noch!" sagte er frisch, mit kurzem Atem, nahe ihrer Wange im Banne dieses heitern Behagens und dieser entschlossenen süßen Zweisamkeit.

Sie glitten noch ein Stück; dann hielt er kurz, um zu wenden. Sie hatten zuletzt geschwiegen, jede Bewegung der andern stand klein und scharf in der fernen Luft; jeder einzelne war zu erkennen, man sah das reine Leuchten der Farben, man hörte die dünnen, klaren Stimmen, Anna, Philp und Freyhan schaukelten miteinander elegante Bogen, sie schienen sehr munter zu sein, man hörte ihr Lachen bis hierher. Ein paar Möwen flatterten dicht über dem Schlitten und klagten jämmerlich.

Lily erhob sich. „Nun werde ich Sie fahren."

Da schüttelte er ernst den Kopf: „Nein, das ist zu anstrengend ohne Eisen; gerade hier draußen ist es sehr glatt." Aber die Vorstellung, von ihrer schlanken Kraft bewegt zu werden, war angenehm wie eine Verheißung.

„Nehmen Sie Platz, Herr Doktor!" befahl sie lächelnd und warf den Kopf zurück, auch sie schien ein wenig berauscht von der Winterluft, ihre Hände umspannten den Griff des Schlittens. Sie standen sehr nahe beieinander, und er dachte, daß das Hübsche nun bald zu Ende wäre, sie sah wieder lachend von unten zu ihm auf. Wie verführerisch sie sein konnte! Ihr Pelz duftete plötzlich stärker und süßer, und im selben Augenblick, während sie die Lider senkte, sah und spürte er ganz deutlich mit einer Schwäche in den Händen, daß sie ihn lieb hatte; das war wie ein warmer, flimmernder Wirbel in der Luft.

„— Erst mein Schlittenrecht," sagte er da mit einem leichten Atem, etwas gedankenlos oder gewaltsam, als spielte er bloß scherzhaft mit der Redensart und fühlte in sich selbst dumpf den Wirbel, als müßte nun auch etwas geschehen; da ging eine Veränderung auch über ihr Gesicht, das sich tiefer färbte, sie blickte ihn spöttisch und wehrlos an; seine Lippen streiften, als müßte's nun sein, den weichen, warmen Mund, daß es auch ihn erschütterte. Sie bog sich zurück. „O nein. Wir werden beichten. — Nehmen Sie jetzt Platz!" Er gehorchte sofort und war benommen, fühlte fast eine Schwäche in den Beinen, und sein Mund war trocken. Was war das? Er lächelte, dann dachte er an Anna, er würde es ihr sagen — lächerlich, auch von Anna würde man das gleiche fordern, doch das verdroß ihn, niemand durfte es wagen. Wie brav und komisch er da in dem Stuhle saß, dachte er — verrückt — ob auch Lily, die sich jetzt hinter ihm mühte, die so Beherrschte und Liebenswürdige, Gefallen an diesem Spiel gefunden hatte? Ein nicht unangenehmer und beunruhigender Gedanke. Ach, auch sie — auch die kostbare Lily war bloß ein nackter, begehrender Mensch unter allen Hüllen, einsam im heißen Blut und in der Seele, besonders nach dem argen Mißvergnügen und der harten Enttäuschung ihrer Ehe.

Es ging nicht sehr rasch, Lily glitt aus, er saß wie ein Pascha und hörte ihren Atem. Da blieb sie stehen. „Ich kann nicht mehr," sagte sie mutlos, als hätte sie sich doch übernommen. Er erhob sich sofort und nahm bedauernd ihre Hand, die er respektvoll küßte. „Wer wollte nicht folgen?"

„Ja, wer —?" fragte sie ohne festen Atem, und es schien im Augenblick für sein Ohr ein Spott darin zu klingen.

Nun kamen ihnen Anna und Freyhan entgegen, und ihnen folgte lärmend der Schwarm. Arthur bemächtigte sich mit Eifer sofort Lilys und des Schlittens, was die klaglos duldete. Und bald darauf liefen auch Anna und Heino gemeinsam davon — beide

in einem plötzlichen Verlangen nach Einsamkeit. Sie liefen Hand in Hand mit ausgestreckten Armen. Heino dachte dabei wieder über die kleine Szene mit Lily nach; sie behagte ihm immer noch, schmeichelte ihm — mit dieser Frau, es hatte auch sie hingerissen, wohl gerade sie; Anna sah ins Weite, er wollte ihr die Harmlosigkeit eben erzählen, da ließ sie ihn unvermutet los und lief rascher und seltsam entfesselt: „Bis zur Mitte!" rief sie. Sie flog dicht vor ihm her, aber sie bog immer geschickt aus, wenn er sie fassen wollte; das Eis rasselte und schrillte, knisterte, es war eine etwas gewaltsame Fahrt der beiden schlanken, biegsamen Körper, eine Lust für Anna, all ihre Leidenschaft schien sich darin auszustürmen, vielleicht auch ein Groll.

Heino durchhuschte eine jähe Erinnerung an ein ähnliches eigensinniges Davongleiten — damals im Spätsommer an fast derselben Stelle. Ihr Lauf wurde noch rasender und das Wasser des mittleren Sees schimmerte näher; da befahl er ihr hart, zu halten, sie folgte auch nach wenigen Sekunden und blieb ein Stück ab von ihm stehen. Da nahm er ihre Hand. „Anna, was soll das? Du hast so etwas schon einmal getan. Das verbiete ich dir. Ich habe ein Recht, dir das zu verbieten!" Er war im Augenblick erregt, und alle Liebe sprang stark in ihm auf. Sie fühlte es und lächelte, da küßte sie seine Hand mit einer kurzen, heftigen Bewegung.

„Wirst du mir folgen?"

„Ja, Heino, wenn du es so verlangst. Aber das darfst du nicht..."

„Was, Anna?"

„Ach, sie ist nicht bloß die zarte, aparte Dame, sie hat dich lieb. Sie hat dich leise und wütend lieb. Glaubst du, ich sehe das nicht? Ich habe alles gesehen, so weit fort ihr wart. Ich habe unheimlich scharfe Augen, wenn ich sie haben will."

„Das war Scherz, Anna. Wie bei euch. Verzeih, wenn es dir nicht behagte."

„Scherz, Heino? Ihr seid beide nicht übermütig. Sie hat dich lieb, und du — du weißt das auch. Laß mich nicht los..." Und sie schmiegte sich an ihn, nahm seinen Arm und lief langsam mit ihm zurück.

Als es dunkel wurde und eben der runde, weiße Mond über dem fahlen See aufstieg, saßen sie wieder im Haus. Donatus und Alix waren die letzten, die eintraten, sie gingen rasch und ziemlich verlegen an ihre Plätze.

Vetter Arthur aber war von dem Tage auf das lebhafteste angeregt. Er hatte sich auch jetzt wieder einen Platz an Lilys Seite gesichert und saß sehr aufgeschlossen neben ihr, fast zu aufgeräumt, denn die Blonden und Zarten hatten es ihm stets angetan; er sprach von seiner Reise, die ihm jederzeit unerschöpflichen Stoff bot — und in dieser fortgeschrittnen Stimmung verglich er plötzlich Lily mit einer blonden Türkin in Beikos am Bosporus, die er auf dieser Reise täglich von seiner Barke aus am Fenster eines Harems gesehen hätte... „fabelhaft, ganz fabelhaft ähnlich bei einer gewissen Haltung und Bewegung — besonders Haar und Augen, der ganze Wimperschlag — geradezu auffällig, gnädigste Frau —" ein paarmal habe sie beim Hinausschauen aus dem Fenster vorsichtig vor ihm den Schleier gehoben... Arthur kam nicht davon los und stieß zuletzt ohne ersichtlichen Grund mit Lily an, die ihn lachend gewähren ließ.

Da wies Tüllcke, der dieses märkische Orplid liebte, mit langem, hagerm Zeigefinger nach den breiten Fenstern der Terrasse hin.

Die Welt draußen schwamm in mystischem Licht, das wie ein dünner Nebel niedersank. Man schwieg und sah hinaus, der Mond stand unwahrscheinlich groß und zauberisch gleißend wie eine friedhaft selige Nebenwelt am Himmel, über und unter ihm zogen blendendweiße Wolken gleich sehnsüchtigen Schiffen. Da erhoben sich die Frauen und traten an die Fenster. Die Helligkeit lockte unwiderstehlich hinaus. Man wollte den Schlitten, die in Dorf Gliezen ausgespannt hatten, entgegengehen, und so schlüpfte man rasch noch einmal in die Pelze.

Es war eine klirrende Kälte draußen, die mit scharfen, feinen Messern schnitt, die Haut schauderte zuerst, und der harte Schnee kreischte unter den Füßen, man stieg die Terrassenstufen hinab, die Tür stand weit offen und ließ den warmen, blauen Tabaksrauch hinausströmen.

Arthur trat im Pelz mit frischer Zigarre noch einmal rasch an sein Glas, um es hinabzugießen, dann wollte er Lily nachgehen, da sprach Heino ernst neben ihm: „Arthur, nimm dich bitte zusammen. Das geht nicht." — „Was?" — „Tu, was du magst, aber laß Frau Wichard aus dem Spiel, das geht wirklich nicht, Arthur." Er sprach ziemlich bestimmt. — „Was heißt das — was geht das dich an —?" Heino zuckte die Achsel und ging schweigend den Damen nach, und Philp und Donatus nahmen Arthur freundschaftlich in die Mitte und beschwichtigten mit spöttischem Nachdruck seinen Zorn. „Was fällt denn dem ein?! Das hätte er sich früher überlegen müssen — —" „Arthur, gewöhne dir um Himmels willen deine blonde Beikos-

Türkin ab," sagte Donatus, „sie spielt seit einiger Zeit bei dir die Rolle von weißen Mäusen."

Auf den Wegen war es taghell; aus den Fenstern des Gärtnerhauses drüben schimmerte rötliches Licht, ein Grammophon quäkte hinter den halb vereisten Scheiben, man sah im Vorübergehen die Familie Pöhne andächtig lauschend um den runden Tisch sitzen. Dann ging es durch das Tor in den Wald hinaus, und dort war das Licht noch blauer und gespenstischer. Die hohen Stämme warfen kurze, schwarze Schatten, hier und da stäubte es dünn herab, man glaubte ein Rieseln zu hören, so still war es.

Heino hatte die Hand unter Annas Arm geschoben, er spürte plötzlich eine Leere und frostige Weite um sich, als sie die Gliezener Umfriedung hinter sich ließen: „Warum warst du böse auf Arthur?" fragte Anna, die den kleinen Auftritt durch die offne Terrassentür bemerkt hatte.

„Das gehört sich doch nicht," antwortete er leichthin. Er drückte ihren Arm und fühlte ihre gute Wärme. Freyhan schritt verschlossen hinter ihnen, die Hände in die Taschen seiner Pelzjoppe vergraben; Gustel, die neben ihm ging, lugte mit gerunzelter Stirn in den hellen Wald, das gefiel ihnen hier wieder unaussprechlich; einmal pfiff Freyhan leise, als ahme er einem Hasen nach, darauf waren sie wieder einsilbig und nachdenklich.

Donatus und Alix waren am weitesten zurück. Arthur schnob plötzlich wie ein dunkler, schwerer, einsamer Dachs auf nächtlicher Fahrt in seinem dicken Pelz an ihnen vorbei; das machte ihm gar keinen Spaß, was wollte man denn hier draußen, er hatte keine Lust, sich nasse Füße zu holen! Lily — Lily — sie hatte ihn erregt — diese Rötlichen hatten eine weiße, weiche, seidige Haut ... Heino war komplett verrückt.

Plötzlich zerriß greller Klingellaut die Stille, ein großes Pferd mit einer riesigen Puschel tauchte dicht vor dem ersten Trupp an einer Biegung auf; Schlittenkufen polterten dumpf, und dann flogen die netten bunten Bauernschlitten mit den zottig eingepelzten Kutschern heran, einer nach dem andern, die Decken wehten, und die Pferdchen schrien, als witterten sie den Heimweg.

„Bitte einzusteigen!" kommandierte Heino und sah etwas besorgt auf Lily, die neben Philp herankam. Das Mondlicht ließ ihr Haar unter dem Hut fahl flimmern und machte ihr Gesicht schmal und krank, es sah fremd aus, aber der Mund in dem weißen Gesicht war voll und dunkel.

„War es zu viel, gnädige Frau?" fragte er.

Doch da traten die andern dazwischen, und sie sah an Anna vorüber.

22.

Eines späten Abends hatte Philp mit seinem Freunde Stüdemann, genannt Paap, im Erbprinzenklub gesessen; sie waren am Nachmittag mit Paaps Kraftwagen nach Hoppegarten gefahren, wo Paap ein paar Pferde für die kommende Rennzeit arbeiten ließ, dann hatten sie sich am Abend die neueste Posse mit Tielscher angesehen; Tielscher war sehr komisch gewesen, verliebt wie ein Stint und zappelig wie ein Hampelmann — nun hatten sie im Klub gespeist und danach bis nach Mitternacht mit Piesker und Kiekow ein Spielchen gemacht, ein bißchen scharf, sehr scharf, Philp und Paap hatten gehörig abgebrödelt. Schließlich hatten die beiden, jeder mit einer großen Upman, bei starkem Kaffee in tiefen Sesseln ausgeruht, das nette Bild des Spielzimmers und durch die offnen Türen die andern Klubräume betrachtet, in denen ebenfalls Herren in Abendjacken, Fracks und vereinzelt in Schrägröcken in tiefen Sesseln lagen, Kaffee und Likör schlürften, rauchten, Zeitungen lasen, schwatzten, döften, schliefen — alles junge Leute mit goldsichern Namen, jüngere Söhne mit vielerlei Interessen und meist sportlichen Neigungen, die über beträchtlich viel Muße verfügten — leider machte sich neuerdings eine Anzahl frisch aufgenommener junger Herren bemerkbar, die sich etwas lärmend und kühn gebärdeten, und die Philp und Paap nicht sonderlich gefielen, man kam sich neben ihnen förmlich als ältere konservative Garde vor, die dieses Treiben kritisch und mitunter mißbilligend betrachtete. Sie tauschten auch jetzt ihre Meinung darüber aus. Dann hatte Paap über Strindberg zu reden begonnen, er liebte solche Themen, nahm immer zum Neuesten Stellung; Philp gab etwas auf sein Urteil. In diesem Augenblick war einer der grüngepaspelten Klubdiener an die Herren herangetreten und hatte Herrn Dedekind an den Fernsprecher gebeten, Herr Dedekind werde dringend von daheim verlangt. Philp hatte einen Augenblick gestutzt. „Entschuldige, Paap." Und er war mit gemessener Eile in eine der Telephonzellen hinter dem Lesezimmer verschwunden. —

„Was los, Dedekind?"

„Mein Vater ist plötzlich erkrankt, Paap. Ich will heim."

„Schlimm? Tut mir leid."

„Gefällt mir schon lange nicht, schon seit

Weihnachten. Immer matt, klapprig, reizbar, wenig umgänglich, weich und launisch; sah auch schlecht aus. Kann ich deinen Wagen nehmen?"

Paap erhob sich. „Dachte eben dran. Tut mir sehr leid, mein Junge. Prächtiger alter Herr, viel Humor und eigentlich noch forsch wie ein Jüngling." —

Es kamen noch etwa vierzehn schwierige Tage. Der alte Adalbert hatte schwer zu leiden, und wenn die Angst kam, dann hatte er seinen Sohn gern neben sich am Bett. Fräulein Zierbarth, die Hausdame, huschte lautlos mit der Krankenschwester im Zimmer und reichte unermüdlich die Tropfen.

Einmal hatte der alte Herr, der zu schlummern schien, plötzlich zu Philp gesagt, ohne den Kopf zu wenden und die Augen zu öffnen, er sträubte bloß den weißen Schnurrbart dabei, was beinahe gemütlich aussah: „Du mußt jetzt vernünftig sein, Philp! Ich hätte sonst anders zufassen müssen!"

„Ja, Papa. Aber das ist jetzt nichts für dich."

„Das verdammte Spielen und Wetten, Philp — dafür ist mir mein Geld zu schade! Versprich mir —"

„Gut, gut, wenn es dich beruhigt."

„Viel arbeiten wirst du ja nicht mehr. Die Illusion will ich nicht mitnehmen — —"

„Kann man durchaus nicht wissen. Nichts steht fest, am wenigsten Anschauungen. Du mußt jetzt einnehmen, Papa." Und Philp gab der Schwester einen Wink und sah aufmerksam zu.

Und eines Tages, in der Mitte der zweiten Woche nach dem Schlaganfall, hatte der alte Adalbert mit seinem zurückgestrichenen, weißen Haar und dem buschigen, altmodischen Schnurrbart über dem schmalen Mund, der ein paar humoristische Fältchen zeigte, auf dem Totenbett gelegen. Er war in der kurzen Zeit recht mager und faltig geworden.

Alle Dedekinds waren gekommen. Die Damen in langen Kreppschleiern, die Herren in geschlossenen Gehröcken, kein Schmuck blinkte. Adalbert war der Älteste in der Familie, sie hatten ihn alle gern gehabt, ja geliebt; nun, da man ihn verloren, spürte man's, er war von den Alten der Freieste, vielleicht auch Klügste gewesen, immer zu einem vermittelnden, ausgleichenden Spruch geneigt. Auch Onkel Richard war betreten und ergriffen, er selbst war nun der letzte der Brüder, es ging dem alten Richard mächtig nahe, es rannen ihm, als er vor dem Bett stand, ein paar rasche, dünne Tränenstreifen über die hagern Wangen in den spitzgeschnittenen, grauen Bart, denn er war im Grunde eine nervöse und empfindsame Natur; sie hatten sich nicht immer verstanden, Adalbert war von jeher ein verschlossener und etwas — etwas rechthaberischer Mensch gewesen. Und Richard zog mißtrauisch die Luft ein, als wittre er einen dünnen Vergänglichkeits-, Verwesungshauch — wer war der Nächste —? Wer? Das konnte niemand wissen. —

Auch Heino hatte Onkel Adalberts Tod stark bewegt. Er hatte das fahle, hagere Gesicht mit dem dünnen, buschigen Bart, der blanken, gelben Glatze und den eingesunkenen Schläfen, die ebenfalls blank und gelb waren wie Elfenbein, lange betrachtet: ein abweisendes Gesicht, streng in seinem Schweigen, je länger man es ansah. Und das Bild war ihm durch einige Tage seltsam beharrlich nachgegangen und besonders plötzlich des Nachts in schlaflosen Augenblicken vor ihm aufgetaucht. Das war der Tod. Heino hatte zur dunkeln Decke emporgesehen und sich trocken geräuspert, denn seine empfindlichen Bronchien waren durch die Gliezener Schlittenfahrt von neuem gereizt worden, aber es geschah auch, um sich dem eignen Bewußtsein in dem benommenen Augenblick bemerkbar zu machen. Er vollführte ganz schwache Bewegungen dabei, die vorsichtig und tief dankbar das Leben spürten und festhielten.

Es war merkwürdig; es kam wohl daher, daß man seit vielen Jahren niemand in der Familie verloren hatte; als letzter war Heinos Vater abgeschieden; aber da war man selbst beträchtlich jünger gewesen. Als man den schweren Sarg auf dem alten Kirchhof in der Großgörschenstraße, dem Erbbegräbnis der Familie mit den mächtigen, schwarzen Granitsäulen, den starken Eisenketten und dem tempelartigen Dach, dessen Fries ein Bibelspruch in goldnen Buchstaben zierte, zutrug und Heino dann die goldnen, zum Teil schon verblaßten Namen der hier ruhenden Dedekinds wieder las, die verschneiten Efeuhügel und die noch leeren, flachen Grabstellen sah, die auf alle lebende Dedekinds zu warten schienen und die er schon als Knabe nachdenklich betrachtet hatte, als suchte er mit dem Blick seine eigne Stätte, da hatte ihn der Hauch der Vanitas abermals unheimlich überschauert, daß ihn im Innern fror, und als die Stricke an dem Sarge rieben, von geschäftigen Händen gestrafft und dann gelockert, als der Sarg mit dem üblichen Poltern hinabging und plötzlich irgendwo da unten stillstand, da wurde das Gefühl plötzlich noch stärker, so daß ihn ein leichter Schwindel überkam. Es war bemerkt worden, die Familie billigte es mit einiger Verwunderung; Donatus hatte diskret seinen Arm genommen, und Anna hatte

scheu nach seiner Hand gegriffen. War er so von Augenblick und Stunde zu überwältigen? Danach war er sehr gefaßt gewesen, fast heiter, so daß er die Stimmen der andern in einer Ferne hörte und selbst aus der Ferne ruhig und klar zu ihnen sprach. ‚Es waren die Nerven', hatte er ärgerlich zu sich selbst gesagt.

Philp aber hatte nunmehr viel und ernsthaft mit dem Nachlaß des alten Herrn zu tun; große und kleine Buchungsbücher, in denen sein Vater mit peinlichster Sorgfalt seine Eintragungen gemacht hatte, lagen aufgeschlagen vor ihm, er rauchte dabei sauber und bedächtig eine von Vaters großen Zigarren, die gut und stark rochen, und das Mittagslicht fiel mit milder Helligkeit durch ein paar hohe, altmodisch bunte Scheiben herein. Heino, der ein paar Tage nach dem Begräbnis im Abklingen jener unbehaglichen Stimmung in das Haus gekommen war, dachte beim Eintreten: fast so wie früher, als säße der alte Adalbert am Schreibtisch.

Philp erhob sich langsam und gab dem Vetter die Hand. „Recht, Heino, daß du dich nach mir umsiehst! Es ist noch manches zu erledigen. Er hat fabelhaft Ordnung gehalten in seinen Sachen — auch mein Konto stimmt auf Heller und Pfennig. Ein ganz nettes, rundes Konto. Es wird dem alten Herrn manchmal sauer geworden sein, es mit der Feder zu vervollkommnen. Man gewinnt so hinterher Einblicke."

„Ja, Philp. Er war doch ein sehr guter Mann."

„Sicher, Heino. Er hatte sogar eine Art Schwäche für mich oder das Leben — ein sympathischer Zug. Eine gewisse Begabung für das ‚Laufenlassen' zuzeiten. Wußte, daß das Brechenwollen nicht immer hilft — und ihm selber schadet. Na, das ist vorbei. Nimm Platz — ein Glas Portwein? Heino, du gefällst mir seit einiger Zeit nicht, nun, das wird bald besser werden, das Verlobtsein bekommt keinem!" sagte Philp und lächelte wie sein Vater. Er war niemals kleinlaut gewesen, aber jetzt war in seinen Bewegungen etwas Gleichbürtiges; er war nun selbst ein reicher Mann. „Ja, Vetter Heino, auch wir haben noch einiges auszugleichen, ich habe alles notiert."

Heino winkte ab. „Hat Zeit, Philp. Hat viel Zeit!"

„Und dann hat der alte Herr allerlei Andenken für euch bestimmt; er hat an jeden von euch gedacht, auch an die Damen. Ich fand da eine sauber geschriebene Liste. Fabelhaft ordentlich. Er hatte ja viel Muße." Philp schmunzelte ein wenig. „— Auch an Anna hat er gedacht. Sie bekommt ein kleines goldnes Petschaft mit einem Lapislazuli als Siegelstein, in den eine bogenspannende Amazone eingeschnitten ist. Allerliebst! Und ich glaube auch sinnvoll, weißt du. Der alte Herr hat sicherlich bei allen diesen kleinen Bestimmungen seine bedächtigen Hintergedanken gehabt! Er hat übrigens eine ganze Anzahl solcher Bijous aufgestapelt, alle hübsch geordnet in seinen Schubfächern — hat nie davon gesprochen." Philp schien das zu billigen; denn er hegte ähnliche Neigungen.

„Das mußt du mir zeigen. Anna wird sich sehr darüber freuen."

„Ich habe alles zurechtgelegt und mit euern Namen versehen. Wann kommt Anna zurück?"

„Am Anfang der neuen Woche."

„Dann singt sie hier noch einmal? Zum letztenmal. Schade, daß ich sie nicht hören kann; aber vielleicht gehe ich doch auf zwei Minuten hin, Vater wird es nicht übelnehmen. Sie war eigentlich sein Verzug. Früher, wenn er bei Tante Johanne gewesen, sprach er hinterher bei Tisch, wenn wir nicht gerade böse waren, mitunter verdächtig angeregt von Anna. Hatte viel Geschmack, der alte Herr. Also ihr Schwanengesang? Es wird ihr leid tun, Heino. Und tapfer, recht tapfer, hier in Berlin, wo es so viele Menschen mit Tintenfingern und schief sitzenden Kneifern gibt."

„Ja, sie ist tapfer und glaubt an sich."

„Glaubt an sich. Darauf kommt es an, Heino — überall," sagte der erfahrene Philp und streifte bedächtig den Aschenhut seiner Zigarre ab.

Und dann, nach Heinos Weggang, war Philp ernst durch das leere Haus zurückgegangen, hatte wieder an Vaters Schreibtisch Platz genommen, alles noch bedächtiger, als es früher schon seine Art gewesen, mit noch sauberer Gemessenheit, in der Tat dem Alten ein wenig ähnlich, wie Lutze, der Schleicher, das alte Faktotum des Hauses mit dem melancholischen Seehundsbart, scheu und furchtsam feststellte. Philp hatte ihn in dieser Zeit ein paarmal mit seinem Schrägblick gestreift, unwillkürlich friedlicher als sonst. Alter Schleicher und Petzer, er würde nun bald seine Pension in Bernau oder Hermsdorf verzehren als fauler Pfründner — die alten Zeiten waren jetzt vorbei.

⁂

Um die Teestunde ging Heino zu seiner Mutter, in einem unbestimmten Verlangen nach einem Zusammenschluß und unter dem verborgenen Druck einer wachsenden Unzufriedenheit.



Arbeiter mit Kind
Bildwerk von Prof. Hermann Hahn

„Jemand hier?“ fragte er Franz in der Halle.

Es waren einige Intime da, die zugleich eine Art Kondolenzbesuch machten, und ganz zuletzt kam auch Lily Wichard. Er hatte ihren Eintritt zuerst gar nicht bemerkt; plötzlich sah er sie, und da war er anfangs über ihr Kommen fast gereizt, denn es schien ihm, als hätte er mit dieser Möglichkeit gerechnet, damit gespielt; aber dann freute er sich darüber.

Türrschmidt weilte in Dresden, um einer wichtigen Angelegenheit den letzten Schliff zu geben. Heino nahm Martines Arm und führte sie ein paar Schritte abseits, um mit ihr darüber zu sprechen. Er saß dabei so, daß er Lilys bewegliches Profil sehen konnte; es war vielleicht Zufall.

„Ja, wie ist das, Kleine, es scheint sich da also nun zu entscheiden in Dresden,“ sagte Heino und betrachtete nachdenklich seine Hände.

„Er hat heute geschrieben; er soll die Stelle am Konservatorium bekommen und wird zugleich als erster Konzertmeister spielen.“

Heino hob die Braue. „Recht tüchtig von deinem Heinrich. Sehr brav.“

„Ich finde das sehr richtig. Mama ist zwar gegen den Konzertmeister, sie hat da eigentümliche Vorstellungen, die ich nicht verstehe.“

„Ja,“ sagte Heino.

„Ich bin andrer Ansicht und habe Heinrich von Anfang an zugeredet, seine guten Verbindungen auch dafür zu benutzen. Sein alter Lehrer wird übrigens sein Direktor; er hat in diesem Winter dort wieder großen Erfolg gehabt, er gilt dort noch mehr als hier.“

Heino nickte ernst. „Und du meinst —“

„Er ist niemals in einem ganz festen Geleis gegangen. Das kann nur gut sein, finde ich; das wirkt dann auch nach innen, auf die Musik. Er glaubt das selbst. Dabei reift man besser, wenn man nicht von hundert äußeren Zufälligkeiten und inneren Launen gezaust wird,“ sprach Martine, und Heino betrachtete seine schmalen, sehnigen Hände, die ein wenig matt schienen.

‚Sie macht sich, die Kleine‘, dachte er, ‚auch körperlich;‘ sie schien — ja, sie schien festere Knochen und festeres Fleisch bekommen zu haben; Türrschmidt hatte ihr gewissermaßen die schwächende Violine aus der Hand genommen, um sie selbst besser zu spielen — wenigstens das Gift aus ihren Saiten gestrichen, das Narkotische. „Ich kann es sehr gut verstehen, Martine. Man lernt auch manches und viel dabei. Es wird gut bezahlt?“

„Ganz gut.“

Heino lächelte und sah nun zerstreut wieder auf Lilys Profil; die Farbe ihrer Unterlippe war ein ganz reines Karmoisinrot, wenn sie sprach, mit einem feinen, hellen Glanzlicht darauf.

„Er sucht als Schaffender noch. Er soll sich nicht in einem — in einem bequemen Leben künstlich spannen, unruhig aus sich heraus spinnen und zwingen oder gehen lassen.“

„Tätig zuwarten, wie?“ sagte Heino und lehnte sich zurück. „Ja, man kann es so ansehen. Famos, kleine Schwester. Ich bin ganz einverstanden.“

Es war nicht mehr ganz so wie früher zwischen ihr und Heino. Da hatte man schmunzelnd und listig zusammengehalten hier im Haus und vor den andern, mit dem guten Spott des Verstehens, ohne viel Worte. Das war seit Annas Auftauchen ein wenig anders geworden, das war natürlich — und erst recht, seit sie sich selbst mit Türrschmidt eingelassen hatte.

Martine betrachtete auch ihn mit ihrem aufmerksamen Blick; da lächelte er herzlich und nahm wie früher ihre Hand am Gelenk und schüttelte sie. „Grüße deinen Fiedelmeister, wenn du heute abend schreibst. Ich hätte mich sehr gefreut. Wann kommt er zurück? — Ja, dann sehe ich euch schleunigst bei mir, das wollen wir ein wenig feiern, nicht wahr? dann ist ja wohl auch Anna zurück, die beiden Leutchen von der Walze! — Wie spaßig! — Allons, kleine Schwester — wir müssen uns wieder ‚widmen‘.“ Und er erhob sich und trat mit Martine zu den andern zurück, denn es brachen schon einige der Gäste auf . . .

Es war nach Sechs, als Doktor Dedekind und Lily Wichard zusammen der Tiergartenstraße zuschritten. Lily wollte nach der Bellevuestraße, um noch einen Besuch in einem Hotel zu machen; Heino hatte eigentlich nichts vor.

Lily sprach sogleich wieder von Anna und sagte dabei allerlei Hübsches, auch von dem Konzert in der nächsten Woche. Es schneite ganz wenig, winzige, blitzende Kristalle blieben spärlich an ihren Pelzen hängen, auch an Lilys Kinn und an ihren Wimpern, sie ging mit einem abendblassen Gesicht, auf das mitunter das Laternenlicht fiel.

Heino antwortete darauf, wie das seine Gewohnheit war, nicht viel. Sie hörten ihre Schritte auf den frostharten Platten. Heino ging fester, männlicher, Lily ganz leicht, mitunter gab ihr hoher Absatz einen hellen Klang.

Dies gemächliche Plaudern gefiel ihm.

Es ging sich gut dabei, und Lily, die einen halben Kopf kleiner war als er und denselben Pelz wie damals in Gliezen trug, schien dasselbe zu denken. Die Luft war leicht und kalt, auch das stimmte ruhig und gemütlich. So gehen — in ein Theater, in eine Gesellschaft ... er dachte es kaum, und sofort spürte er wieder den eigentümlichen Druck auf seine Nerven, auf sein Blut, wie eine Überspannung oder Überreiztheit und danach eine merkwürdige Mattheit, in der ein dumpfes Unbehagen und eine Unlust der Verdrängung war, die seine Haut wie ein rauhes, wolliges Tuch umhüllte. Ein etwas nervöser Zustand, scheinbar — oder bekam er bloß einen unfreundlichen Schnupfen?

Er würde heute abend etwas ganz Schweres trinken; es gab da einen alten Burgunder, einen prächtigen Beaune, den würde er sich zu Gemüte führen. Der Mensch muß hin und wieder exzedieren, ein Wort des weisen Donatus aus seiner früheren Zeit. Nicht ganz falsch. Danach würde er tief und traumlos schlafen, schwer und animalisch.

Mann und Frau gingen so schweigsam vertraulich und belebten Schrittes ... wie? Er mußte spöttisch lächeln und sah zur Seite auf Lilys Wimpern, an denen wieder ein wenig Schnee hing, was eine zärtliche Erregung in ihm weckte. Auch sie hob den Blick. „Es geht sich hübsch," sagte er da freundlich.

Er hatte gestern wieder Gläser gekauft — er hatte früher für diese gebrechlichen Kostbarkeiten eigentlich nur wenig Sinn gezeigt —, das fiel ihm ein, und er sprach davon. „Ich mußte dabei ein paarmal an Ihre Sammlung denken, gnädige Frau, besonders an Ihre alten Muranogläser, Sie hätten sicherlich etwas erstanden."

„Sie hätten es mich wissen lassen sollen, Herr Doktor."

„Gut, es soll einmal geschehen."

Eine Kette von Wagen mit grellen Lichtern pfauchte vorüber und verdarb die klare Luft. Heino sann nach, dann meinte er: „Sie wollten sich überhaupt einmal meine neuen Sachen wieder ansehen, gnädige Frau. Wir sprachen davon. Ich glaube, es ist schon fast ein Jahr her, daß Sie einmal mit meiner Mutter bei mir waren."

„Ich komme gern."

„Das ist ein Wort. Wann also? Man soll so etwas gleich abmachen."

Sie überlegte, man hörte den hohen Absatz flüchtig und hell aufschlagen, und wieder hing ein wenig Schnee an ihren gebogenen Wimpern. Nach einigen Augenblicken fragte sie ruhig, fast bedächtig: „Wann kommt denn Fräulein Lindike zurück?"

„Montag, Dienstag, denke ich."

„Dann werden Sie in Anspruch genommen sein. Danach wollen wir es noch einmal besprechen."

Doktor Dedekind antwortete nicht gleich. Dann lachte er mit einem lauten, warmen Ton. „Erst dann?"

„Ja. Hat es nicht solange Zeit?" fragte sie verwundert und mit einer Spur von Empfindlichkeit.

Es begann nun langsam stärker zu schneien, man beobachtete das weiße flimmernde Wirbeln ganz deutlich neben den hellen Laternenköpfen. Und plötzlich blickte Heino auf ihren roten Mund und erinnerte sich. — Auch sie hatte wohl nicht vergessen.

❧ ❧ ❧

Ein paar Stunden später, im Kreise der lauten und fröhlichen Männer der Behrenstraße, war Heino Dedekind in äußerst wacher und belebter Stimmung. Er war nun bei dem Beaune. Und er spürte, daß der löste, einen vom eignen Leben loslöste, Abstand von allen Dingen gab, einen für eine gute Weile aufmöbelte.

Doch plötzlich einmal, mitten im Zuhören, als er ganz heiter und gleichmütig schien, dachte er mit einer schreckhaften Klarheit an Anna, sah sie fast greifbar deutlich in jeder Linie, Fläche und Farbe vor sich, schier unerträglich, und ein durch Tag und Stunde wie Verschüttetes, Unterdrücktes, Beiseitegeschobenes und doch unzerstörbar Gegenwärtiges wallte in ihm auf und flutete breit durch sein Blut.

Anna ...

Das Verlangen brannte ihn wie ein Schmerz. Er sah nur Geflimmer, hörte Lärm, sein Augenspiegel wurde feucht, als bisse ihn Zigarrenrauch.

Anna ... war dennoch alles voll Irrtum — ist doch alles falsch?! — — Der visionär grelle Gedanke tat furchtbar weh ... Wo bist du? Ich liebe dich doch! Ich liebe dich! ... Er hätte es laut in den Kreis rufen mögen. Es war stark wie das Leben, das Stärkste. Es beglückte ihn wieder bis ins Innerste. Aller Spuk und Zweifel, alle Unsicherheit dieser Tage und Wochen, verstärkt und vertieft durch das bleiche Erschrecken vor dem Tod und der jähen Vergänglichkeit, verwichen in einem neuen, rotwallenden Licht. Alles in ihm drängte zu ihr hin. Er schloß eine Sekunde lang die Augen. Er sah sie in seinem Zimmer, schön, zärtlich erregt — und er saß schwer und wie in eine heiße Furcht gehüllt, indes die andern lärmten. Seine Hand griff bebend nach dem Glase, kühlte sich, er fühlte's bis ins Herz. Es ist der Wein, der dein Blut erhitzt! Im

Wein ist Erkenntnis — oder bloß Sehnsucht? Süße Stunde — komm zu mir, Anna — —

Da erwachte er. Er hatte das Glas umklammert, und der rote Wein floß ihm bei einer ungeschickten Bewegung über die Hand. Die andern sahen es und scherzten.

‚Ich bin betrunken,‘ dachte er; nein, sein Kopf war ganz ruhig und klar. Das Fieber war von innen gekommen, war bloß ein wenig aufgescheucht worden. Und dann war er plötzlich müde, obwohl er mit seiner klangvollen Stimme lachend nach einem neuen Glase rief. —

In dieser Nacht schlief Heino Dedekind vortrefflich; tief und seelenlos. Der brave alte Beaune hatte seine Schuldigkeit getan. Als Heino gegen acht erwachte, war sein Blut noch schwer, warm und träge, daß er die Lider wieder schloß.

Von Anna war am Morgen eine Karte gekommen. Sie weilte in Nürnberg und würde morgen einen freien Tag haben; sie wäre faul und etwas müde und freue sich darauf, durch die wunderliche alte Stadt zu schlendern und die Marterkammern in der Burg zu betrachten; Liese führe zu Freunden nach München, wahrscheinlich um sich dort ins Bett zu legen, sie wäre mal wieder erkältet — vielleicht müßte man gar ein paar Tage aussetzen. Arme Annuschka!

Nach dem Bade war Heino ungemein erfrischt und behende, danach aber kam das schlaffe, wollige Unlustgefühl wieder, das ihn wie mit Widerhaaren auf und unter der Haut reizte und unruhig machte. Er ging mit einem lästigen Unbehagen vor dem Tage umher. — Er sollte bei Lily anrufen, fiel ihm ein, und sie zu einem Auktionsbesuch, zu so einer Besichtigung veranlassen; sie hatte den Wunsch geäußert, diesen Veranstaltungen einmal näher zu kommen, hatte erst gestern davon gesprochen. Sie brachte ja diesen Dingen und allem weiteren mäzenatischen Treiben die gleiche Neigung voll überlegenen Ernstes und sinnlicher Leidenschaft wie er selbst entgegen. Raff' dich auf, mein Sohn! Nein, er hatte gleich darauf auch dazu keine Lust mehr. Zu gar nichts; er schlug sich mit der Faust leicht gegen Stirn und Schläfen. Und dann fühlte er, wie die dumpfe, kranke Wärme in ihm zunahm und schließlich zu einem fieberhaften Wunsche wurde.

Er lächelte dünn, und seine Hand zitterte.

Ja, nun verlangte er plötzlich leidenschaftlich nach einer einschneidenden Veränderung, nach einer neuen Luft, nach neuen Menschen, nach einer neuen Umgebung — das war es; er roch förmlich erregenden Lokomotivenrauch, den eigentümlichen eingesperrten, beklemmenden Dunst eines gepolsterten Abteils, spürte die moussierende Unruhe einer langen Fahrt, glitt in den funkelnden Wintertag an Dörfern und Städten vorüber ...

Nur das? — Anna — — — er atmete tiefer und seine Hand griff hastiger und zitterte.

Plötzlich klingelte er Rieke. „Packen Sie für einige Tage, Rieke. Ich verreise.“

23.

Am Dienstag abend kamen sie zurück. Am nächsten Tag blieb er daheim. Auch Anna hatte zu tun und mußte sich für den Rest des Tages ruhen, denn morgen war ihr Berliner Konzert. Sie begrüßten einander durch den Fernsprecher, Anna rief bei ihm am Morgen an und dann noch einmal am Nachmittag, als er eben überlegte, ob er es bei ihr tun solle. „Du sprichst so leise und gleichgültig, Heino. Was ist?“

„Ich bin nicht lustig.“

„Quält dich etwas?“

„Vielleicht. — Frostig und melancholisch.“

Da sprach sie voll Sorge, obwohl sie selbst Angst hatte, zum ersten Male Lampenfieber; ihre Stimme klang ganz nahe. „Hast du mich schon satt?“ fragte sie leise mit bangem Lachen, er glaubte auch ihre Augen zu sehen. Sie wäre selbst nervös, fröre an den Händen und hätte plötzlich, wenn sie an morgen dächte, das Gefühl, als müßten ihre Zähne aufeinander schlagen; Angst, ungewohnt und unnatürlich. Da tat sie ihm leid, es war so unnütz und überflüssig, sie sollte es lächelnd als lässigen Abschluß auffassen: genug, ihr Leutchen, lebt wohl und bleibt mir gewogen oder nicht gewogen.

Er ging auch am nächsten Tag nur wenig aus, verfehlte Anna am Gendarmenmarkt, und besorgte Blumen für sie; und er war es zufrieden, als er wieder zwischen seinen vier Wänden hinter fest verschlossenen Türen weilte. Allein sein, bei sich sein, fern vom Tag und von den Leuten — auch von Anna; er dachte es ganz plötzlich und ehrlich, kaum mit einem leisen Schrecken.

Also heute abend — dachte er mitunter. Viele würden hingehen; es war bloß ein kleiner Saal, sie würde ihn schon ‚füllen‘, wie man sagte, obwohl sie auch deshalb in Sorge war; — nein, die Mama konnte nicht erscheinen, auch die andern Dedekinds würden nicht kommen, man war in Trauer, mit einiger Befriedigung für diesen Fall; aber für Martine und Türrschmidt war Musik etwas Ernstes, Notwendiges, kein Spaß und Vergnügen, sie würden dasitzen. Auch Freyhan — natürlich, der schwäbische Hidalgo, der sie ingrimmig liebte. Und Lily Wichard

vermutlich, die Dame Lily mit den empfindsam gebognen Brauen, mit den Magdalenenwimpern und der weißen Haut, schlank, unbewegt, mit hellen und doch unergründlichen Augen ...

Am Nachmittag legte er sich auf seinen Diwan. Er würde — ja, er würde vielleicht nicht hingehen. Er mochte plötzlich ihre Stimme nicht hören, er fürchtete sich heute förmlich davor, mochte sie nicht schön und fremd da vorn stehen sehen in dem lächerlichen, kleinen Saal vor den peinlichen Menschen, denen sie sich preisgab. Nein, heute nicht.

Aber je näher die Stunde dann kam, desto zwingender zog es ihn hin. Er blieb bewegungslos träge noch eine Weile auf dem Diwan liegen, von der seidnen Decke warm umhüllt. Sein Rücken schmerzte sacht, es war eher ein wohliges als ein unangenehmes oder störendes Gefühl, ungefähr so, als wäre er sehr weit gelaufen. Er faltete die Hände überm Leib. Das war hübsch, das tat gut, die übrige Welt war irgendwo anders, mochte sie fern bleiben! ‚Kriegt das Heinochen einen Schnupfen? Kann es deshalb nicht zu seinem Liebchen gehen?‘ spottete er. Es schien fast so, aber darunter steckte noch etwas anderes, eine Wahrheit — eine verstockte Absicht, die ihm ziemlich jämmerlich vorkam. Da warf er die Decke ab und stand rasch auf, weil in seinen Schläfen das Blut zu drücken begann. Und gerade da meldete sich Anna noch einmal am Fernsprecher.

Er ließ sich Tee und Rotwein bringen. Diese starke Mischung trank er. Nun wurde ihm heiß in den Adern, er fühlte Kraft und Spannung neu erwachen. Kurz vor acht, er hatte den Zeiger der Zimmeruhr unablässig im Auge gehabt, ging er; es war ja nicht weit, lag hinterm Magdeburger Platz, er würde schlimmstenfalls ein paar Minuten zu spät kommen. Und das war ihm wieder recht. Er schlug den Kragen seines Pelzes hoch, denn es fiel ein abscheuliches Gemisch von Schnee und Regen herunter, durch das ein scharfer Ostwind fegte.

Dann bog er doch nicht sogleich in die spärlich erleuchtete Toreinfahrt ein, um den langen, dunkeln Tunnel hinunterzugehen. Es war die alte fatale Scheu unter einer leicht sausenden Dumpfheit in ihm. Ein Überdruß war in ihm vor jeder Menschenberührung, auch eine Unlust vor Anna selbst, die in einem lichtseidnen, ausgeschnittnen Kleid mit schönen weißen Armen und Händen da drin stand und schon laut sang. Es schien ihm höchst undelikat und abenteuerlich — alles! Ihm wurde heiß in seinem Pelz mit dem über die Ohren geklappten Kragen. War er nicht ganz bei Sinnen? Nachzügler hasteten heran, Lily? — Er war im Innersten erschrocken und jäh erregt und hatte sich unwillkürlich verbergen wollen, nein, es war etwas Gleichgültiges, das übertrieben nach Veilchen roch; Kritiker, unfestlich, ein wenig bequem, als gingen sie ein Glas Bier trinken, schoben vorbei — wer war das? Eine stattliche Frau mit einer nördlich oder östlich aufgeschirrten Eleganz eilte vorüber — Herrgott ja, Irma Wittkopp ... wie hieß sie doch sonst noch? die Kusine aus der Landsbergerstraße, die Frau des Buchbinders, ein wenig auch seine Kusine; man hatte lange nichts voneinander gehört! sie hatte mal ihren Bruder zu ihm schicken sollen, aber der war niemals gekommen. Gleichviel. Der Wind pfiff und der Regen sprühte hart und eisig. In seinen Schläfen stach es. — „Heraus aus all dem — heraus aus all dem — —!!“ brach es ihm plötzlich zornig wie in einem Fieber der Überreizung oder des unbezähmbaren Überdrusses über die Lippen. Und im nächsten Augenblick schritt er den dämmrigen, leeren Tunnel des Konzerthauses hinab. Als er die warme, stickige Luft der Garderobe roch, rauschten die Stille und das Licht um ihn her; er glaubte Annas Stimme aus dem Saale dringen zu hören, aber das war eine Art Halluzination; die Garderobefrauen schwatzten, ein Diener ging mit knarrenden Stiefeln auf und ab und erzählte etwas von seinem kranken Hund, die dicken Garderobeweiber saßen steif, gähnten laut und redeten gemächlich mit hallenden Stimmen über den ganzen Raum hin. Es klang gleichgiltig, rücksichtslos, brutal, während da drinnen gelauscht und gesungen wurde. Hatte das Heinochen ein bißchen Fieber? höhnte die Stimme wieder. Er wurde nicht mehr böse darüber, im Gegenteil, es behagte ihm fast, als kündigte sich ihm eine Abwechslung damit an, eine Veränderung, etwas plötzlich Neues, Entscheidendes, das nun kommen würde. Ja, was denn —?

Die Ständer mit den nassen, schlaffen Mänteln hinter der langen Barre begannen sanft zu schaukeln, und dabei umspannte seine Stirn langsam ein unerquicklicher Druck, der ihm das alles hier vollends verleidete. Doch da ging die Tür zum Saale auf, und er hörte Annas Stimme; nun legte er ab und ging hinein.

⌘ ⌘ ⌘

„Ja, Nicke, da werden wir also den Arzt kommen lassen,“ sagte Heino Dedekind am nächsten Morgen mit verdrossener Stimme.

Die Aspirintabletten und der Grog hatten wenig genützt; er hatte merkwürdige Dinge

geträumt; hatte im unruhigen, heißen Halbschlaf Musik gehört und war in Wetter und Wind durch Straßen gelaufen in einer rastlosen Flucht vor etwas, das ihn unverscheuchbar quälte. Als er einmal gegen Morgen die Augen öffnete, war er schlaff und plötzlich merkwürdig scharfsichtig dabei gewesen: ja, da war er eben vor einem Schemen seines eignen Lebens davongelaufen, das etwas Drohend-Menschliches angenommen und zugleich rätselhaft verschattet, wie hinter Nebeln Annas geliebte, starre, eigentümlich fremde Züge getragen hatte... Gleich darauf war der überklare, scharfe Gedanke und sein Bild wieder versunken.

Nieke ging behutsam hin und her mit seinem ernstesten Konsistorialratsgesicht, des leisesten Rufes gewärtig; auch seine Frau, die man zu andern Zeiten kaum sah, huschte scheu vor dem Zimmer und flüsterte mit großen Augen; Nieke zuckte die Achseln und sprach mit seiner dünnen, belegten Dienerstimme, und plötzlich stürzte die Frau davon, denn es hatte am Hinteraufgang geklingelt, Nieke folgte mit abwehrend gespreizten Händen, sie dämpften beide ihre Schritte und Stimmen, obwohl nicht der lauteste Tumult bis in die vorderen Räume hätte dringen können, flüsterten mit irgendeinem Boten und jagten ihn rasch davon.

Schon vor neun Uhr rief Anna an und ließ sich von Nieke berichten. Sie würde auf einen Sprung kommen.

Heino hörte es schweigend. Er lag gleichgültig unter seiner Steppdecke, noch befriedigt davon, daß die unerfreuliche Nacht überstanden war und daß die Sonne hell auf den Teppich schien.

‚Man ist nicht ganz auf dem Posten,' sagte er sich; ‚ein bißchen krank, erkältet; man hätte es schon früher wissen können — hatte es auch gewußt; man hatte sich unbegreiflich kindisch und lächerlich benommen. Gewalttätig — das lag so in diesen Zeitläuften. Hatte das Heinochen — wie?' er schlug die Augen auf.

Alles wurde sofort wieder nüchterner, bekam klarere, härtere Linien. Ein ärgerlicher und störender Zustand. Und doch regte sich noch einmal die wunderliche Zufriedenheit in ihm, als könne das alles in der Tat eine Abwechslung bedeuten, einen neuen Akzent, eine Unterbrechung, irgend etwas Neues bringen — ja, was denn? fragte er abermals und schenkte sich die Antwort. Es war gleichgültig, denn er war ziemlich müde, wie in ein weiches, dickes Tuch eingehüllt.

Der Sanitätsrat kam und nahm gemächlich am Bette Platz, ein stämmiger, jüngerer Mann mit weißblanker Glatze und gelben Haaren auf den kräftigen, sommersprossigen Händen.

„Die übliche kleine Grippe, mein lieber Herr Doktor Dedekind; wir werden etwas Geduld haben müssen. Im übrigen ganz normal — die feineren Luftwege ein wenig entzündet — ja — ja — die alte Geschichte bei Ihnen. Es hat sich so herangeschlichen."

Er erhob sich, um am Tisch etwas aufzuschreiben, die Diät und sonstige Maßregeln festzulegen, er seufzte dabei behaglich, und seine Goldfeder kratzte.

„Wie lange, Herr Sanitätsrat?"

„Wir werden sehen. Es ist ganz heilsam, sich mal auszuruhen. Man merkt es erst, wenn man liegt, wie gut das tut — und wie intensiv man lebt! Wie war das übrigens — Sie haben in früheren Jahren, als Knabe oder junger Mann einmal mit einem kleinen Knacks zu tun gehabt? Nichts mit dem Herzen?"

Heino sah auf. „Nein, niemals. Eine leichte Neigung zu Bronchialkatarrhen."

„Richtig, richtig. Auch das Herz scheint um ein geringes nervös, nicht schlimm, fast normal bei dieser Temperatur; Ruhe, keine Ungeduld oder bloß soviel wie unerläßlich nötig; wenig Lektüre und Aufregung..." Homeyer sah den Liegenden plötzlich freundschaftlich an: „Nun hab' ich Sie wieder mal an der Strippe. Tut mir leid. Aber wenn ich bitten darf — nicht zuviel Besuch. Es hängt immer einiges von unserm braven Verhalten ab."

„Nichts hängt von einem ab. Wenig, lieber Sanitätsrat."

Und er schlief. Als er wieder aufwachte, wußte er, daß Anna da war, noch bevor er ihre Handtasche auf dem Tische liegen sah. Er rührte sich nicht. Es war hübsch, sie in der Nähe zu wissen; es genügte ihm für den Augenblick vollkommen; es war fast hübscher so, als sie zu sehen und zu sprechen. Es war still und schön durch sie im Zimmer. Aber ihre Schönheit und ihr naher Ernst erfüllten ihn plötzlich wieder mit einer tiefen Sorge und Unruhe.

„Willst du etwas?"

„Nein, danke, Anna."

Sie strich lächelnd über seine Hand. Es war fast schmerzhaft für ihn, Streicheln und Stimme.

Er wollte allein sein, erkannte sie, da ging sie leise hinaus und rief Frau Nieke.

Draußen aber zuckten ihre Lippen in einem scharfen Schmerz, der sie kühl und fremd überrieselte, so daß sie es selbst nicht ganz verstand oder verstehen wollte. —

Auch die Mitglieder der weiteren Familie

tauchten auf. Doch davon wußte er dann nichts. Die Mama kam täglich zu längerem Verweilen; Martine saß in den langen Nachmittagsstunden bei Anna vorn im großen Bücherzimmer, wohl auch auf den angedeuteten Wunsch der Mama, die in Annas unbekümmertem Benehmen — als wäre sie dort schon zu Hause — einen letzten Grad von Delikatesse vermißte; Türrschmidt begleitete sie häufig, kramte in den Büchern und brachte alle Bestände in Unordnung, um sein Unbehagen in dieser fremden Atmosphäre und besonders vor Martines ernstem Gesicht loszuwerden. Er langweilte sich wohl qualvoll, der gute Türrschmidt, dem sicherlich das freundlichste Herz, aber durchaus nicht die gewappnete Geduld für Krankenstuben eigentümlich war...

Hohmeyer hatte in dieser Zeit eines Tages mit Anna gesprochen: „Ich denke, es ist das beste, Sie überlassen auch alles Weitere der Pflegerin, Fräulein Lindike; sie ist verständig, wie Sie wissen. Es regt ihn sonst auf, beunruhigt ihn aus irgendeinem Grunde ganz merkwürdig — so will es mir scheinen; er ist ein wenig eigensinnig und absonderlich reizbar, unser Patient!"

Und als Anna mit starker Miene nickte und schwieg, sagte Hohmeyer: „Ich denke, daß wir jetzt über den Berg sind."

24.

Draußen war der Himmel blau, und die Straßen taumelten in dem zitternden Licht eines zauberischen Frühlings.

Jeder wurde zum Bummler, selbst die gravitätischsten, immer auf die Vermehrung ihres Besitzstandes und seine gediegene Prunkentfaltung bedachten Dedekinds flanierten zwischen zwei Geschäften, Aufsichtsratssitzungen, vertraulichen Besprechungen; Onkel Richard, ein breites Florband am linken Ärmel, tänzelte mit seinem elastischen Jünglingsschritt, den schlanken Regenschirm wie einen Spazierstock handhabend, ein Stück durch den Tiergarten, schlug von seinem Bankhause aus einen Haken und ärgerte sich über die vielen Hunde, die kreuz und quer über die Wege liefen und an jedem Baum nachdenklich stehen blieben; Albrecht, der eigentlich niemals Zeit hatte, ließ das Verdeck seines Stadtwagens niederklappen, fuhr gewissermaßen auf seinen dringlichen Fahrten spazieren, den steifen, schwarzen Hut im Genick, zwei Veilchen, die er vom Frühstückstisch seiner Frau genommen hatte, im Knopfloch und eine große Zigarre im Munde, und plötzlich stieg auch er aus, lief quer über eine grüne Platzanlage zwischen phantastisch bunten Blumenbeeten hin, und stieg dann wieder in seinen Wagen, um eilig weiterzukommen — ja, ja, in diesem Jahr würde er mit der Motorjacht Ernst machen, zum Teufel, man wollte auch was vom Leben haben! Die meisten der jüngeren Dedekinds freilich litten niemals Mangel an Zeit, sie steckten jetzt mitunter die Nasen bloß eine Viertelstunde zeitiger aus den seidnen Steppdecken in das stürmische Sonnenlicht, gähnten ein paar Takte wie die Schlossergesellen und gedachten sich einen besonders guten oder amüsant-geschäftigen Tag zu machen.

Herr Nieke schwebte im tadellosen Leibrock und mit weißem Schlips fast heiter durch die Zimmer in der Dörnbergstraße und zog überall die grünen Seidenvorhänge zu; auch er war belebt, lächelte, soweit das sein herrschaftliches Gesicht in diesen Vorderräumen zuließ, kicherte in seinen zwei Stuben mit seiner kleinen Frau, zwickte sie in die Backen, denn er war immer noch zärtlich und besonders im Frühjahr verliebt.

Im Bücherzimmer ließ Doktor Dedekind alle Vorhänge schon am Morgen weit zurückziehen, das Sonnenlicht stürzte herein, machte die goldnen Rücken der Bücher taumeln und die Bilder flammen, flutete über den Teppich und lag dann überall still, mitunter erschauernd wie vor Glück über seinen eignen Glanz.

Heino saß in seinem seidnen Schlafrock im Schatten und blinzelte mit einem klaren Morgenbehagen in das Licht, dazu rauchte er ein wenig, ganz leicht. Er war um Nase und Mund schmaler geworden, und seine schlanken Hände zeigten eine Stubenblässe.

So war man also wieder auf dem Damm, wie man es nannte, und Hohmeyer war allerhöchst zufrieden. Man war dicht an einer Lungenentzündung vorübergekommen und hatte sich im übrigen diese üble Geschichte durch mancherlei unbeherrschtes und ungehöriges Verhalten letzten Endes selbst zuzuschreiben...

Nieke stellte einen Strauß aus Veilchen und Primeln auf den Tisch, den seine Frau vom Magdeburger Platz mitgebracht hatte. Heino roch mit einer heitern Rührung daran, wie sie einem im Frühjahr leicht ankommt; und dachte mit starkem Verlangen an Gliezen. Man sollte seine Lebensunzulänglichkeit dahinaus bringen, sollte in der Sonne wie ein fauler Kater braten und schnurren, in Einsamkeit, Abseitigkeit — hm. Die Menschen waren nett zu ihm. Aber sie störten ihn. Stille war besser.

Doch Hohmeyer wollte davon nichts wissen. „Bin sehr für Gliezen, schon um es selbst einmal kennen zu lernen, aber wir können noch Kälte, noch rauhe und un-

wirkliche Tage bekommen — das wollen wir vermeiden."

Hohmeyer war ein wenig väterlich; Generalfehler der meisten Ärzte, sie behandeln ihre Opfer wie Schnullerkinder. Heino sah an ihm vorbei. Es war nicht allzu amüsant hier, und mitunter kam eine Ungeduld wie ein bitterer, würgender Geschmack in einem hoch — ja, ja, ging es ihm hastig durch den Sinn, und er strich mit der geballten Hand über den Sesselarm, er geriet noch immer leicht in eine nervöse und gereizte Stimmung, aber die kam ebensosehr oder noch mehr aus seinem Innern als aus seinem Körper.

Der Sanitätsrat bemerkte Dedekinds verdrossene Miene und mußte lachen: „Was wollen Sie, Mann? Ihnen geht es ausgezeichnet. Wollen Sie es immer bloß gut und noch besser haben? Darauf hat keiner einen Anspruch."

Heino runzelte spöttisch die Stirn. Und dann war er wieder allein.

Was hatte Hohmeyer da vorhin gesagt, raschhin, wie Ärzte reden? Er wolle es bloß gut haben? O nicht ganz töricht und falsch! Ja, das wollte er ...

Heino genoß es jetzt fast behaglich, mit einem launischen, eigensinnigen Egoismus, gewissermaßen unbekümmert und gedämpft-fröhlich; er legte die Hände auf die Stuhllehnen und sah zu seinen Büchern und Bildern hinüber; er würde sich dann ein wenig mit diesen Dingen beschäftigen. Es war manches liegen geblieben und nachzuholen. Er freute sich darauf. Dieses seidenhafte, alles Störende ablehnende Lebensgefühl gehörte so recht eigentlich zu ihm.

Zuweilen fuhren Heino und Anna ein Stück ins Freie. Aber wenn sie dann heimkamen, dann verlor nicht selten mit einemmal der helle, freundliche Tag an Licht und Leben. Was sollte sie da oben bei ihm sitzen? ging es Heino jählings durch den Sinn; immer dasselbe sehen, hören, sagen — es war ja nett da oben, und sie — sie würde hin und her gehen, die Luft mit ihrer Bewegung beleben, mit ihrer Stimme und süßen, erregenden Gegenwart füllen — —

„Müde von der Luft?" fragte dann Anna und sah ihn an.

Doch er leugnete es verschlossen und munter.

Sie mußte ihm stets eine Weile vorsingen. Aber nicht lange, so holte er sie in seine Ecke. Er mochte nicht allein sitzen, und dann sprach er auch wieder von ihren Konzerten, das tat er jetzt gern.

Er hatte aufmerksam alle Rezensionen, die über sie geschrieben worden waren, gelesen. Sie hatte sie stolz auf große Bogen geklebt und sie ihm einmal gebracht. Sie besaß nun ein ganzes Heft davon, die kleinsten Städte hatten die längsten Kritiken geliefert, manchmal über zwei Spalten hin. Aber man war zuletzt auch in Berlin recht freundlich, zum Teil entzückt mit ihr umgegangen, die gestrengen Herren waren gar nicht so widerborstig und unerbittlich — hatten natürlich auch hier und da gemäkelt und schließlich eine frohe, ganz sichere Hoffnung auf weitere Begegnungen und auf noch breitere — ganz große Erfolge ausgesprochen ... Anna blätterte daheim immer wieder darin, las mit blanken Augen und gespannter Stirn, andächtig still und heißbegierig im Herzen, als läse sie Liebesbriefe und hörte dabei den süßen Sturm des Beifalls.

„Übst du auch fleißig?" fragte er sie immer wieder einmal, und es klang jetzt nicht selten wie eine Mahnung darin.

„O genug, du weißt es. Was soll ich tun?"

„Ich meine, man sollte niemals etwas, was man kann, vernachlässigen oder ganz aufgeben. Man soll keine Werte verschleudern!" Und einmal hatte er sie dabei wieder prüfend gefragt: „Wirst du es nicht doch einmal zu schwer vermissen — —?"

„Ich will, was du willst! — Immer!" bekannte sie leidenschaftlich.

„Kennst du dich so gut, Anna?"

„Ja, in dem Punkt. Weißt du das nicht? Was mein ist, ist mein," sagte sie innig und hart.

Und dann kamen die andern.

Türrschmidt brachte seine Geige mit, Martine ein Paket Noten. Das war nun schon zur Regelmäßigkeit und Gewohnheit geworden, die allen Vergnügen bereitete; Türrschmidt gab seine älteren und neuesten Kompositionen zum besten, er hatte sich neuerdings auch an eine Reihe von Liedern zu Eichendorffschen Texten herangemacht, die Anna singen mußte und die gar nicht übel klangen, ein wenig zu selbständig und verzwickt in der Begleitung, nicht gerade rücksichtsvoll gegen die dichterische Melodie Eichendorffs, wie Heino meinte, welchen Dichter Türrschmidt doch schwärmerisch liebte. Das war immer wieder sehr hübsch und anregend. Türrschmidt ließ sich jede Kritik stumm und grübelnd gefallen, das heißt, er stritt bald leidenschaftlich erklärend und ausdeutend dagegen an, war aber fast behaglich zufrieden, wenn man ihm bloß ein Übermaß, ein Sichnichtgenugtunkönnen, ein Zuvielgebenwollen und dessen Ungeschick vorwarf, und nahm nichts übel. Auch Heino freute sich

und sah mitunter ungeduldig nach der Uhr, wenn sie sich einmal verspäteten: „Wo bleiben die Leutchen?“ Er war ein aufmerksamer Wirt und ergötzte seine behenden Gäste oft mit kleinen Gaben, woran besonders Heinrich Türrschmidt ein kindliches Vergnügen zeigte. — „Ich möchte eigentlich wieder einmal allein mit dir sein,“ sagte Anna da zuweilen. Dann küßte er sie zärtlich: „Liebe, kleine Annuschka. Sie meinen es gut mit uns. — Und du weißt: die Mama sieht es gern ... man muß auch mal mit altmodischen Leuten rechnen können!“ und er lachte nachsichtig. So waren sie nur selten allein, eigentlich bloß auf den Fahrten; waren sie zurück, so klingelte es bald, und Türrschmidts standen da. Oder Donatus oder der lange Philp und die andern älteren Herrschaften. Auch Gustel tauchte plötzlich einmal zerstreut und neugierig auf, um Türrschmidt und Martine zuzuhören, wobei sie natürlich ein bißchen zeichnen mußte.

Ja — das alles bedrückte Anna zuzeiten unaussprechlich, so daß sie daheim stürmisch übte, bis zur Ermattung an ihrer Stimme feilte, daß sie mitunter blaß und verschatteten Blicks erst nach langen Stunden wieder zum Vorschein kam. Mußte das so sein? Es gab doch sicherlich noch eine andre Form für sie beide — zum wenigsten dazwischen ein hüllenloses Lächeln, ein verstohlenes, schmerzbebendes und süßschweres Blickewechseln und zu innerst erzwungenes Sichzueinanderbekennen und Zueinanderstürzen — o so grenzenlos gleichgültig gegen alle andern! Sie glaubte jetzt oft etwas von der besondern Dedekindatmosphäre in den Zimmern und um Heino zu spüren; — das mußte es wohl sein. Und sie saß mitunter stumm und beobachtend da, wenn Heino sich mit seinen Gästen beschäftigte. Er war früher keineswegs so umgänglich mit andern gewesen, besonders nicht mit seinen eignen Leuten, an denen er dies und jenes auszusetzen hatte.

Das alles zerstreute Heino.

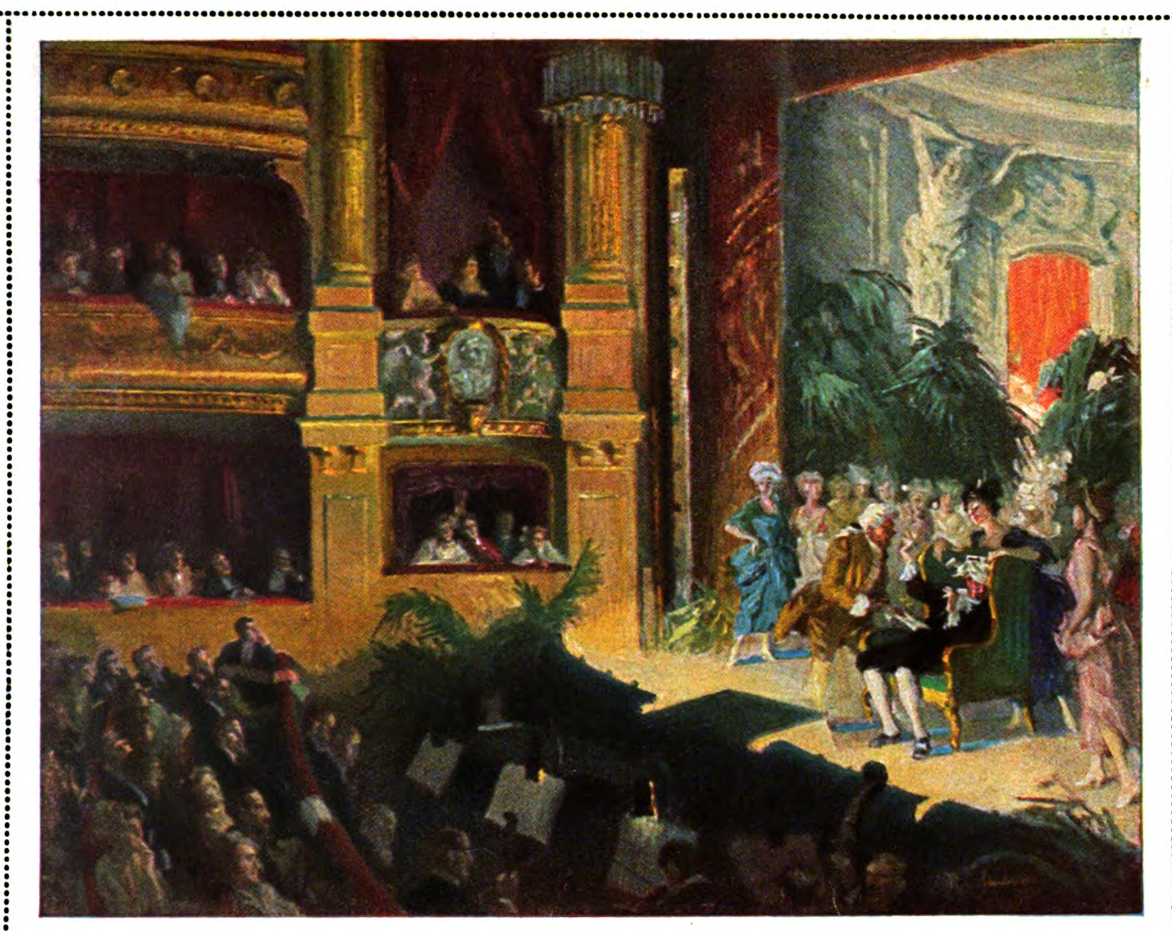
Er spürte und zeigte in der Tat ein lebhafteres, eigentümlich neues Interesse für die Vettern und den ganzen Dedekindkreis; einen warmen, fast herzlichen Familiensinn, fühlte sich mehr als sonst eins mit ihnen und ihren Geschicken — dieser ganzen Welt enger verbunden. Ja, er schien dies zuzeiten förmlich zu suchen. Dazwischen freilich war er hinterher am Abend auch zu nüchternerer Auffassung geneigt, mitunter peinlich gesättigt und verstimmt, und dann schien es ihm leerer, lästiger — langweiliger. Ermüdend. Dann sehnte er sich plötzlich nach Annas starker, einsamer Nähe, und auch er dachte: ‚es gibt wohl noch ein anderes Miteinanderleben —!‘ man hatte einmal einen betäubenden oder stählenden Hauch davon verspürt. War man inzwischen wieder um einiges — um mehr als einiges lässiger, flauer, skeptischer und auch ... prinzlicher geworden ... voll einer bewußteren Besinnlichkeit? Solche unzeitgemäßen, maladen Zustände schienen dem merkwürdig förderlich zu sein. Ja, man genoß fast diesen Aspekt zuzeiten mit einer wachen — ganz wachen Erkenntnis, um die eine warme, schmeichelnde Luft des Tiefvertrauten, einzig und allein Möglichen und Natürlichen webte ...

Ein merkwürdiger, störender und eigentlich unerlaubter Zustand! Zufall? Nun ja — wenn man so wollte ... Doch Dämon und Tyche, Wesen und Schicksal, um mit Goethe zu sprechen, zogen einander an, bedingten und durchdrangen einander geheimnisvoll. Auch seinen innern Blick schien diese orphische Weisheit jetzt mitunter zu bannen und leicht und streng in eine nahe Zukunft zu weisen.

25.

Die Tage waren fast sommerwarm geworden. Heute lag schon am frühen Morgen förmlich eine Gewitterschwüle in der Luft. Sie beunruhigte Heino, der für Witterungseinflüsse von jeher empfänglich war. Da ließ er kurz entschlossen seinen Wagen herausbringen und fuhr mit offnem Verdeck allein ein wenig durch die grellen Straßen, in einem Überdruß vor grünen Bäumen. Er hatte ein Verlangen nach Menschen und geschäftigem Leben. Er beobachtete es wohlgefällig von seinem Sitz aus. Er ließ bei Tüllcke vorfahren, aber der war nicht da, die Spinne war auf Raub ausgezogen; Herr Pinnebohm war noch grüner von der Wärme.

Danach fuhr Heino zu Hesselbarth. Es waren viele erfreuliche Dinge zur Besichtigung aufgestellt; drinnen in den hohen Zimmern und Hallen war es angenehm kühl, ein wenig zu frisch auf die Dauer, und hier und da zog es ... ja, die lebendige Sonnenluft und auch der grüne schwankende Blätterschatten lockten einen plötzlich wieder, man wußte das doch noch zu schätzen. Er stand nun schon eine Weile aufmerksam vor einem Stufentisch, der mit hauchdünnen Gläsern bestellt war, feinsten, kostbaren Sächelchen alter Meisterkunst. Er hatte ja wohl seit einer gewissen Zeit eine ausgesprochenere Neigung für diese zerbrechlichen Dinge gewonnen. Einer der Herren des Hauses gab Auskünfte und nannte die Preise. Hübsch, sehr hübsch. Es lockte ihn unwiderstehlich, einiges davon zu erwerben und mit einer



Operette. Gemälde von Robert C. Stübner

gewissenhaften Zärtlichkeit daheim aufzustellen — mehr davon, viel mehr davon; der Gedanke machte ihn im Innersten warm.

Ja — warme, lebendige Luft, schwanker, grüner Blätterschatten ... auch da draußen im Grunewald oder in Dahlem mußte es jetzt hübsch und herrlich sein. Er war lange nicht dort draußen gewesen — seit jenem rasch entschlossenen Besuch im Winter nicht. Im Winter? Es lag schon wieder mancherlei dazwischen. Das flache, lange Haus und der große Garten mußten sich erfreulich ausnehmen in diesem Frühlingsglanz. Doch die Herrin des Hauses würde vielleicht — in der Südschweiz weilen, um mit dem langweiligen biedern Hohmeyer zu sprechen, der ihm diese Himmelsrichtung für eine spätere Zeit empfohlen hatte; nein, sie war viel in ihrem Garten tätig, wie er von der Mama wußte, die noch immer die Nummer ‚Lily' auf ihrer Walze hatte.

Sehr hübsch und reizend ... „Ja ... dieses kleine Flügelglas vorläufig ... Können Sie es mir gut verpacken?"

„Gewiß, Herr Doktor." Es war ein seltnes, erstaunlich zierliches altvenezianisches Flügelglas, das die satte Farbe des edlen Aventurinsteins nachahmte.

Dann saß Dedekind wieder in seinem Wagen und fuhr in gemächlicher Eile durch den Tiergarten, über den lasterhaften Kurfürstendamm, an Halensee vorbei, linker Hand nach Schmargendorf hinüber. Das zierlich verschnürte Holzkästchen hielt er sorglich auf dem Schoß. Jenseits Schmargendorfs lag eine dieser neuen prächtigen Alleen. Sie war breit und leer. Das Korn der Kopfsteine blitzte. Ein Hund promenierte gravitätisch, ein Mann mit einer Amtsmütze kehrte bedächtig mit einem neuen Besen, und auf dem Reitweg lagen lockre graustaubige Erdschollen zwischen jungen, eidechsengrünen Laubbäumen. Eine flimmernde Vormittagsstille, die etwas Festtägliches hatte und in die das Rauschen und Knirschen der Gummireifen eine fremdartige Störung brachte. Der Hund blieb stehen und besah sich das Gefährt; der Mann mit der Amtsmütze kehrte dicht vor den Rädern gemächlich weiter, denn er wünschte ein Hupensignal zu hören, welcher Wunsch erfüllt würde; da zog der Mann den Besen zurück und sah nachdenklich in den Wagen.

Heino ließ langsamer fahren. Das Haus würde er natürlich wiedererkennen, obwohl Häuser ähnlicher Bauart — nicht ganz so geschmackvoll und eigen — rechts und links am Wege standen.

Dies — nein. Doch das daneben, das konnte das Haus sein. Er war damals in der Schummerstunde hier vorgefahren. Ein flaches, langes Gebäude aus einem edlen Kalkstein mit spärlicher zopfiger Plastik an Simsen und Portal, die hier und da, spielerisch geformt, aus dem Stein heraustrat. Die Tür war sehr schön, von reicherer Plastik leicht und sicher umrahmt. Das konnte es sein. Der Garten war groß, weißes Lattenwerk blitzte darin, farbige Zeltschirme glommen. Der Blumenduft war stärker, jedenfalls nahm ihn Doktor Dedekind hier zum ersten Male mit Bewußtsein wahr. Das mußte es sein.

Er lehnte sich zurück und sah in den Garten. Ein weißes Kleid bewegte sich zwischen sonntagbunten Beeten. Ein weißer Hut. Was nun? Er fühlte wieder das Kästchen zwischen seinen Händen auf seinem Schoß. Vorüberfahren. Nein. Er befahl: „Halten!" Und der Wagen hielt mit einem Knirschen, dem eine feierliche Stille folgte.

Da wandte die Dame in dem hellen Kleid den Kopf, und Doktor Dedekind erhob sich in seinem Wagen und nahm den Hut ab.

Die Dame tat ein paar rasche Schritte, und es schien, als ob das feine Blutsflattern wieder unter ihrer Haut vor sich ginge. Aber das war natürlich von der Straße aus nicht festzustellen. Die Dame ging langsamer, mit einer leichten Spannung auf den Zaun zu, indes Herr Doktor Dedekind seinen Wagen verließ; er hielt immer noch den Hut in der Hand und das Kästchen in der andern.

Er sah sich selbst mit einer spöttischen Regung in dieser Pose und war einen Augenblick erstaunt darüber — nein, das nicht, aber er fand es aus diesem und jenem Grunde plötzlich nicht völlig in der Ordnung, daß er in dieser sabbatlichen Mittagsstille hier draußen stand, als ginge das keinen andern Menschen etwas an. Der Gedanke war unklar und flüchtig stechend.

„Ich möchte nicht stören, gnädigste Frau."

„Sie stören nicht." Ihr Mund hatte eine auffallend warme Farbe in dem Mittagslicht. „Wissen Sie, daß wir einmal zu Ihnen kommen wollten?"

„O —" bedauerte er, „dann hätte ich diese Stegreiffahrt unterlassen sollen — wie liebenswürdig, nun müssen Sie einmal kommen!" Sie ging über den Rasen und bot ihm die Hand, dabei sagte sie lachend: „Nein, nicht bloß am Zaun; nun sollen Sie auch hereinkommen," und sie prüfte sein Gesicht ganz ernsthaft und sachlich: „Noch ein wenig blaß."

„Das täuscht. Aber hier ist es wunderhübsch, das muß ich mir wirklich betrachten — wie angenehm, daß ich Sie im Garten sah, gnädige Frau. So wird mein guter

Einfall, hier draußen ein wenig spazieren zu fahren, belohnt. Ich hoffte es fast, Ihnen einen Gruß zuwinken zu können, und ließ deshalb hier einbiegen — o, ich dachte übrigens schon vorher an Sie. Ich muß Ihnen das also zeigen, es ist sehr selten...!" Er wies auf das Kästchen und erzählte einiges von Hesselbarth, während sie mit ihrem hellen Blick zuhörte.

Ja, nun war er hier — so wie man sich das daheim hätte ausdenken können, wandelte zwischen steifen, grellbunten Tulpenbeeten, zwischen stürmisch duftenden Hyazinthen, erregenden Narzissen und sanftüppigen Primeln, die Sonne schien rund und gelb mit geraden Strahlen wie in einem Märchenbuch, und plötzlich erschrak das Herz vor einem weichen, mächtigen Duft, der einen glücklich machte: ein ganzes Rundbeet war voll von großen, tiefblauen Veilchen.

Sie erzählte, daß ihre Mama und die Gesellschaftsdame in die Stadt gefahren wären. Das bedauerte Doktor Dedekind, aber es war ihm recht angenehm. Was sollte man mit feinen alten Damen reden — so war es hübscher.

Sie promenierten auf den gelben, federnden Wegen. Es war kein neumodischer Garten, überall lagen große Blumenbeete; auch ein paar Brünnchen rieselten, richtige Brünnchen mit schlichten Bronzehähnen an kleinen Steinblöcken, die ihr Wasser aus der Erdentiefe zu ziehen schienen; sie verplätscherten sich sanft in vermooste Steinbecken, um die es üppig wucherte und scharf nach Wassergewächsen und süß nach Veilchen roch.

An einer Cobeawand unter einem großen Pilzschirm nahmen sie Platz. Sie hatten das Haus schräg vor sich und sahen in die dämmrige Stille eines Tonnenganges hinein, über den lautlose Drosseln mit vorgestreckten gelben Schnäbeln huschten. Finken und Meisen pfiffen, man hörte sie kaum, es war, als klänge die Luft oder der Sonnenschein.

Er lehnte sich gemächlich und träge vor Behagen in dem Stuhl zurück. Man atmete seine eigne Atmosphäre, das machte wunschlos. Man dachte einmal an Gliezen; aber das hier war fast noch hübscher; alles von reineren, zarteren, zärtlicheren, wärmeren Lebensströmen umflossen; man spürte und dachte das so in dieser Luft, willenlos, während die Augen mit leichter Starrheit in das grüne Licht sahen und die Haut in der Wärme des Mittags wohlig schauerte, aber auch diese Wärme war hier leichter, linder und holder neben der kühlen, weißen Haut der Frau, ihrer ruhigen Bewegung und ihrem Lächeln. Ja... so war es auch da drin im Haus, entsann er sich. Es roch dort genau so wie bei ihm daheim, eine gesättigte Luft, der die milde, selbstverständliche Abwehr und Verachtung alles Störenden, Lauten, Häßlichen und Unzulänglichen Inhalt und Duft gaben.

Man plauderte. Kein Laut drang aus dem Haus. Einmal kam ein Diener mit gleichmäßig knirschenden Schritten, brachte eine Erfrischung und verschwand. Das Brünnlein neben der Hecke schwatzte melodisch, die Haltung der Frau war weich vom Frühling und von der Bewußtheit ihres Liebreizes, sein Auge glitt gern über ihr perlweißes Gesicht mit den hochgeschwungenen Brauenbogen und über die bezaubernden Hände. — Schön? Wohltuend und verschwiegen erregend... das däuchte ihm mehr, hier in der Stille, im heißen schirmroten und grüngoldnen Schatten.

So miteinander sitzen — das war angenehm. Er war ja wohl noch, wie man so sagte, ‚Rekonvaleszent'. Er empfand es wieder, in dieser Luft schien es ihm ganz natürlich, nicht lächerlich, man kam sich selbst dabei kostbarer vor, jedenfalls befriedigt und befestigt in seinem feinen Egoismus.

Er machte sein Kästchen auf und zeigte ihr das alte Glas. Sie nahm es zwischen die spitzen Finger. Es war unglaublich zierlich, ein Hauch konnte es zerbrechen; in den zarten Rillen lag ein wenig Staub wie Alterspatina. Heino Dedekind erhob sich, ging zu dem Brünnchen und pflückte eine schmale lichtgelbe Tazette, die steckte er in das geheimnisvoll glühende Glas. „Nun lebt es," sagte er und fand, daß das recht tendenziös und geschraubt klänge.

Lily Wichard sah dem ruhigen Blicks zu. Ihr roter Mund blieb unbewegt. Er fiel ihm wieder auf, und es kam ihm dabei eine Gliezener Winterepisode in den Sinn — ein feuriger Sonnenball, erhitzende Fahrt, ein Duftgemisch von Schnee, Eis und Heliotrop und blondem Frauenhaar; und dann ein Gleiten über ein weiches, warmes, unbewegtes Lippenpaar... Da spürte er wieder den sanften Druck über dem Magen, der zur Brust hochstrahlte, wie vor etwa einer Stunde, als er die Gläser bei Hesselbarth betrachtete und dabei von ungefähr an diesen grünen Blätterschatten dachte...

„Ich denke Ende der Woche mit meiner Mutter nach Pallanza zu gehen oder nach Les Avants, wenn es zu heiß sein sollte."

„Sie sollten noch warten," sagte er. „Ich möchte mitfahren."

„O, das wäre hübsch," meinte sie mit ihrem beobachtenden Blick; und hinterher, als er nachdenkend schwieg, klang es ihm wie ein erfreuter Mädchenruf.

„Ja, auch ich soll eine Weile weg — Südschweiz sagt mein Arzt summarisch mit einer Stimme, als genösse er eine saftige Apfelsine."

Ihre Mama, nun ja, man konnte sie auf eine Veranda in einen Garten unter ein Palmenblatt setzen; vermutlich fuhr auch die Gesellschafterin mit — ein wenig viel; und er fürchtete, daß seine eigne Mutter sich anschließen könnte. — Richtig, es gab noch eine andere Welt außer dieser, mit Rücksichten, Pflichten und — Holdheiten. Es war wohl Zeit, daß er wieder aufbräche. Sein Wagen wartete draußen. Sein Fahrer döste wohl in der Sonne oder las eine Räubergeschichte. Man war träge, man dehnte sich hier beglückt, in sich versponnen — eine unaussprechlich sympathische — sympathetische Luft.

Auf dem runden Tisch lagen Bücher. Heino Dedekind hatte einmal nach ihnen gegriffen. Obenauf lag ein Band des unerbittlichen Dänen Sören Kierkegaard. Ja, den kannte auch er. Las sie das? Aus Neugierde? Hatte auch sie eine Entweder-Oder-Seele — die hatte jede Frau, in dem einen Punkt, gerade diese Zarten, Beherrschten und Empfindlichen und besonders, wenn sie in Enttäuschung und Qual gebrannt haben. Sie griff wohl zu diesem Seelenaufrüttler, wie auch er es gelegentlich getan, in einem Verlangen nach Bitterkeit, Härte, Unbedingtheit, nach einem scharfen, brennenden Wahrheitstrank, begierig und selbstquälerisch, der Trank machte immer durstiger — bis man widerstrebend aufblickte: das waren bloß Ansichten; und man selbst war auch in diesen geistigen und wahrhaftigen Dingen mehr Zuschauer — eine Tangente am Kreise des Lebens, um ein ihm geläufiges Kierkegaardsches Wort zu gebrauchen; ein Erkenner auf der Lebenshöhe, dem nichts außer was ihm behagte und erfreulich war, allzu ernst und wichtig schien: ‚ein harter, tiefer Geist dieser Däne . . .' so sagte man und klappte das Buch kennerisch zu, stellte es behutsam zurück und wandelte weiter . . . Lilys ruhiges, ernstes, gewissermaßen unzerfurchtes Lesen war ihm verständlich. Sie hatten wohl beide wenig Sinn für fanatische Ausmaße. Und er sprach mit ihr darüber.

„Ich muß nun gehen, gnädige Frau," sagte er dann. „Ich danke Ihnen für diese Rast." Er sah sie an, als sänne er den Worten nach. Das Brünnlein plätscherte und ein Fink pfiff einen silbernen Flageoletton.

Sie sagte nach einer Weile: „Sie wollten Ihre Braut einmal zu mir bringen."

Ihre Braut . . . Er errötete leicht an der Stirn. „Ja, ich glaube, wir sprächen einmal davon, als es schneite, auf dem Weg von der Bendlerstraße . . . Es lag nicht an mir, gnädige Frau. Dazwischen kam diese dumme Geschichte — der Mensch ist unzulänglich. Es soll nachgeholt werden. Aber nun gehen Sie fort."

„In einer Woche," erwiderte sie.

„Vielleicht sehen wir uns in der Südschweiz," sagte er langsam.

Sie blickten sich eine Weile prüfend an, und ein schwacher Wind bewegte den Rand des Schirmes über ihnen.

„Ich möchte die Blumen da nicht wieder aus dem Glas nehmen, wenn ich darf," bemerkte er dann und wies auf das alte Väschen; „es paßt gut, und man soll nicht zerstören, was ein Augenblick beschlossen hat." Es klang wieder nicht ganz unbefangen oder schlicht, nein — nein . . .

„So gute Freunde sind wir aber nicht, Herr Doktor," antwortete sie lächelnd.

„Man darf manches nachholen," sagte er da rasch und heiter und erhob sich mit einer elastischen Bewegung.

Dann gingen sie gemächlich wieder zum Zaune und seinem Tor vor. Er küßte ihre Hand, die schmal und warm war. Draußen stand der Wagen und glänzte. Die Straße war still, der beschauliche Hund hatte sich auf dem heißen Reitsand aufs Ohr gelegt, und die Amtsperson ging geruhsam mit geschultertem Besen davon. —

Danach war seine Stimmung wieder ungleichmäßiger. Er mochte daheim so viel Musik nicht mehr täglich hören und war zuzeiten wieder einsilbig und verschlossen. Er verfiel auch wieder in seine ungemütliche, launische, hygienische Selbstbeobachtung, der der brave Rieke umständlich diente: es fehlte ihm bald hier, bald da etwas, unruhiger Schlaf, nächtlicher Schweiß, lästiger Reiz in den Bronchien, nervöse Beklemmung; das Heinochen . . . dachte er plötzlich einmal vor dem Spiegel höhnisch und wütend und sah sich scharf und wissend in die Augen. Dann wieder sehnte er sich manchmal, mitten aus neutraler Stunde mit einer stürmischen Hast nach Anna, rief sie leidenschaftlich an und war dann unter aller Lust beunruhigt, wenn er sie erwartete, und widerstrebend und befangen, wenn sie da war.

Von Lily Wichard war eines Mittags ein frischer Strauß lichter Tazetten und großer Veilchen in einer andern, nicht ganz so alten Vase aus ihrer Sammlung gekommen mit einem Gruß auf einem Kärtchen. Sie hatte die Veilchen wohl selbst auf dem großen Rundteil gepflückt und die Narzissen an dem plappernden Brunnen — alles in dem stillen, abseitigen Garten. Das gefiel ihm und

freute ihn; das war ein angenehmer Gedanke, dem sich eine Weile nachsinnen ließ.

Darauf beschäftigte er sich verstimmt mit kühlweisen Büchern, die über Zeit und Leben hinaussahen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An diesem Nachmittag ließ sich der Antiquarius Tüllcke einmal blicken. Er brachte natürlich ein paar seltene Bände mit, legte seine Schätze behutsam auf den Tisch vor Dedekind hin und nahm ihm gegenüber Platz.

Der nickte. „Bücher."

„Vielleicht das reinere Leben, Dedekind!" dozierte Tüllcke und hob den langen, hagern Zeigefinger, wobei seine Brillengläser einen sarkastischen Brennpunkt annahmen.

„Das gemischte, undurchsichtige, fragwürdige Leben steht einem näher." Dedekind nahm eins der Bücher zur Hand. „Siehst du, Tüllcke, ich habe gerade jetzt vielerlei gelesen — eine Weile recht befriedigend und erhebend; auch Kierkegaard, den du auf deine Art schätzt, aber nicht liebst. Aber, Tüllcke, sobald man danach sich wieder kräftiger bewegt, eine Menschenstimme hört und dagegen angeht, dann ist auch das warme und bedrohliche Chaos wieder da; man sieht plötzlich über den Rand des Buches hinaus, klappt es nachdenklich und ehrfürchtig zu. Was nun? — Man wird die Frage nicht los. Leben und Tod sind lebendiger als alle Weisheit."

Tüllckes Brille funkelte. „Du neigtest immer zu Hypochondrien, Dedekind. Übrigens was geht uns der Tod an?"

„Mag sein. Am liebsten sitze ich jetzt dösend in der Sonne und fühle die Sekunden rinnen."

„Das ist vorzüglich, man sollte es täglich eine Weile üben."

„Nur auf die Dauer furchtbar langweilig. Man sollte reisen, Tüllcke, bequem und gemächlich um die ganze Erde 'rum. Manchmal fasziniert mich der Gedanke. — Neues sehen, hören, erleben, sich loslösen von sich selbst und allem, häuten und erneuern und die Welt mit den Augen und dem Atem trinken! Komm mit, Tüllcke."

„Ja, reisen, Dedekind ... Herrlich, es ist erhöhtes Leben. Die Welt erscheint einem blank und notwendig, beinahe vollkommen und die bildhaft vorüberziehende Menschheit fast gut —: Klarheit und Duldsamkeit der Distanz. Geht leider nicht. Mein Broterwerb läßt mich nicht los. Du bist ein reicher Mann und hast nun bald eine Frau."

„Ja, ja. Aber eine Ehe in Ambulanz geht auch nicht. Vieles geht nicht, das meiste. Das Leben ist eine unzuverlässige Angelegenheit. Prost, Dionysos Tüllcke, ein Fingerhut voll ist auch mir gestattet."

Tüllcke hob das Glas, seine Brille geisterte. „Falsch Dedekind! Das Leben ist köstlich, sag' ich. Fromm sein im Diesseitigen, gläubig sein — trotz Leid, Erbärmlichkeit, Niedertracht, schicksalhafter Verschwendung und Vernichtung: das gebenedeite Leben ist alles und ist in allem und darüber hinaus in unbegreiflichen Fernen und Sphären! Das Leben ist alles — das ist der Sinn des Lebens und seines dahinterstehenden Geheimnisses. Und das Gesetz im Irdischen — —" sagte Tüllcke geheimnisvoll mit weiten Augen und hob den starren, langen Zeigefinger kerzengerade —: „ist Liebe, auch wenn wir noch hassen müssen aus Menschlichkeit und innerstem, ehrlichem Drang — ist dennoch Liebe, bis zu ihrer späten, fernen, reinen Erfüllung!"

Heino stieß an und lächelte. Die Gläser klangen hell und fremd in der Stille. Ja, das war wieder Tüllcke — echter Tüllcke, wie er leibte und dachte. „Man muß ein wenig abseits stehen, durch Geschick und Willen, dann sieht und fühlt man's!" sagte der Antiquar dann rasch mit einer leichten Verlegenheit; „nicht mitten drin die Wirrnis; am Rande, Dedekind — dann liebt man's um so tiefer, reiner, ferner!"

„Und alles fließt und rinnt." Heino öffnete seine Hand und ließ die Sekunden verströmen.

Doch Tüllcke reckte von neuem den Arm hoch und den Zeigefinger empor: „Höre es wieder —: im Fließen ist Dauer — im Fließen ist Reichtum, ist neues Erleben und das selige Bekenntnis zum Augenblick. Das Fließen ist Dauer, wird Dauer, wie der Faden zum Teppich wird." Tüllcke schlug mit dem harten, dürren Zeigefinger auf die Tischkante.

„Und der Tod, Tüllcke?"

„Was kümmert uns der? Niemand weiß, was uns durch Leben und Tod trägt. Wir müssen beides leiden. Aber das Leben geht weiter und höher trotz dem Tod — und vielleicht auch durch ihn. Wir hoffen immer."

Da schwieg Tüllcke und dann lächelte er weich und warm. „Ja, Dedekind, so sind wir. So sind wir alle. Und das ist gut. So will es das Leben!"

Heino antwortete nicht, er sah in die Sonne, die heiß auf dem Teppich lag. Die Bäume unten im Garten rauschten, und die Drosseln lockten hochzeitlich. Er lauschte nach draußen auf die Stimme des Lebens, und sein schmales, bewegliches Gesicht wurde seltsam klar und fest dabei.

26.

Anna sang schon lange in ihrem Zimmer mit einer hingegebenen Kraft, als kümmerte sie nichts andres auf der Welt.

Dann wurde es still. Nach einer Weile trat Gustel bei ihr ein, Anna saß am Klavier und hielt blaß und stolz die Hände im Schoß. Es wurde dunkel um den Turm der Französischen Kirche draußen.

„Hier ist ein Brief für dich gekommen, Anna." Gustel hielt einen großen Brief aus starkem Papier, der hinten ein kleines Wappen trug, in die Höhe. Anna nahm ihn nur zögernd in die Hand, fast widerstrebend, denn sie ahnte sogleich, was er enthielte; er kam aus Hohen-Zadden. Die Fürstin Laura lud sie für die nächsten Tage zu einer kleinen Familienfeier mit hübschen Liedervorträgen ein, Anna schob den Brief in den Umschlag zurück und legte die Hände wieder müde in den Schoß. „Was macht man da, Gustel?"

„Du fährst eben hin."

„Ich habe keine Lust, zu nichts —!" sagte Anna.

„Es wird dir recht gut tun, wenn du wieder einmal herauskommst."

Anna schüttelte den Kopf.

„Doch, Anna," sagte Gustel leise, dicht vor ihr stehend.

Die zog die Brauen empor und stand auf. Sie nahm die kleine Gustel, hob sie hoch und preßte sie an sich. „Sie sollen mich zufrieden lassen!" Und sie reckte die Brust und die Arme, warf das Kinn auf, als möchte sie über sich selbst hinausspringen.

Gustel billigte das nicht und ging nach einer Weile mit ihren kurzen, festen Schritten wieder hinaus. Sie sollte die Zahnbürste einpacken und einfach davonfahren!

Anna zeigte auch Heino das Schriftstück aus Hohen-Zadden, und sie beobachtete ihn, während er es aufmerksam durchlas. Er selbst war darin erwähnt, denn Donna Laura bat um seine Einwilligung. Auch Heino faltete den Brief bedächtig wieder zusammen. „Wann fährst du, Anna?"

„Am liebsten gar nicht," sagte sie.

„Das geht wohl nicht, das wäre nicht artig," meinte er väterlich, dann nahm er ihre Hand: „Du darfst dich nicht so einspinnen, Annuschka. Ich selbst möchte jeden Tag fort," setzte er ehrlich und ermunternd hinzu.

Sie hielt noch immer den Blick auf ihn gerichtet. Doch da sprach er ruhig und herzlich mit seiner sonoren, scherzenden Stimme, die sie stets an ihm geliebt hatte, weiter: „Natürlich fährst du, Annuschka. Du wirst mir zu blaß, wirst selber lebensträge. Lustig, Kerlchen!"

Er streichelte sie, aber sie rührte sich nicht. „Es ist ganz gut für dich, wenn du einmal andre Luft um die Nase bekommst und andre Menschen siehst, wir werden in dieser Luft mit ihrem Betulichkeitsbazillus etwas zu weich und dünnhäutig — nehmen manches zu ernsthaft, zu schwer, nicht wahr? Auch du, Anna! Wir sollten uns — ja, wir sollten uns beide einmal gehörig auslüften. Ich denke, die Fahrt und auch die Ablenkung werden dir gut tun ..."

„Möchtest du allein sein, Heino?" fragte sie da — sie hatte ihn schon einmal in diesen Tagen gefragt, mit ehrlichstem Wort, in dem sich ihr heiß besorgtes und mißtrauisches Herz verriet und auch die verhaltne, spähende Bitterkeit mancher Stunde. Ihr Blick wurde härter, und in den grauen Augen mit den schwarzen Sternen schien es zu flimmern.

Da ging wieder der Zug launischer Verschlossenheit über sein Gesicht, den sie schon an ihm kannte und fürchtete und der ihr mißfiel, ja, sie erregte, und dann streichelte er betroffen und noch liebreicher ihr Haar, ihre Wange. „Es wird uns beiden nicht ganz leicht werden. Aber du darfst es ihr wohl nicht abschlagen, Anna," sagte er ernst und nachdenklich, um einen Hauch blasser. „Auch um der Mama willen und auch — meinetwegen nicht, da die Fürstin mich sehr liebenswürdig bittet."

⁂

Heino ließ niemand mehr zu sich; er wünschte allein zu sein. Am Morgen nach Annas Abfahrt ließ er seinen Wagen kommen, packte selbst das Nötige zusammen und fuhr nach Gliezen. Er hatte Hohmeyer ein paar Zeilen geschrieben; der kam die Woche ein-, zweimal und plauderte, das konnte man, wenn man wollte, auch telephonisch haben.

Fort ... Allein sein. Es war ein hartnäckiges Verlangen danach in ihm. Schon als er im Wagen saß und den alten Rieke zurückließ, atmete er auf. Er lehnte sich nach hinten, förmlich genießerisch, aber auch um niemand zu sehen.

Seine Gedanken ruhten, als er in rascher Fahrt durch die Straßen glitt; die Stadt bedrückte ihn noch, er sah nicht nach rechts, nicht nach links, blickte bloß regungslos durch das vordere Fenster an dem Fahrer vorbei auf das ihm entgegenstürmende Straßenband.

Dann war man im Freien, er ließ für eine Weile das Fenster herunter, die Luft kam aus der dunkeln Erde, aus dem warmen Waldmoos; er sehnte sich ungeduldig nach Gliezen, dort war äußerste Einsamkeit und darum eine hohe, steinerne Mauer. Niemand sollte zu ihm, gut so. Er atmete tief auf.

Und dann schloß sich das starke Tor in der Mauer hinter dem langsam auf dem knir-

schenden Kies dem alten, gelben Haus zufahrenden Wagen. Die Bäume mit dem leuchtenden Laub warfen scharfe Schatten auf den grellsonnigen Weg.

Herr und Frau Pöhne standen an der niedern Treppe, Heino stieg aus, gab ihnen die Hand und besprach einiges mit Frau Pöhne. Und dann sagte er mit Nachdruck und mit Strenge in der Stimme zu Herrn Pöhne: „Ich bin für niemand — hören Sie? für niemand, wer es auch sei, zu sprechen."

Heino stieg langsam an der Seeseite die flachen Terrassenstufen hinauf; ein zimmetsüßer Levkojenduft lag in der Luft, der an Frauen und heimliche Küsse denken machte und im nächsten Augenblick in dieser Stille einen weichen Gram auf Herz und Sinne legte. Hier oben auf der Terrasse standen überall Töpfe mit Blattpflanzen und Blumen aus dem Warmhaus. Man würde sich an den Duft gewöhnen.

Kein Laut mehr — ja, nun war sie da, die Einsamkeit, nach der ihn verlangt hatte. Die Stille rauschte, die Vögel zogen ihre hellen Klangfäden wirr durch die Luft, und tief unten schwieg der weite See, von dem eine linde, reine Frische heraufwehte.

Hier war gut sein, man war bei sich nach rasch getaner Flucht. — Flucht? — Man hatte einmal in sich selbst einkehren müssen, zu sich selbst kommen wollen, fern von allem und allen! Wie lange würde es dauern? Das wollte und konnte man jetzt nicht entscheiden. Der Tag hatte vierundzwanzig Stunden, und das war vorderhand die sicherste, alles umschließende Gewißheit. Nun ging er erst einmal langsam und liebevoll bedächtigen Schritts durch das ganze Haus, um es zu begrüßen, auch in die Schlafstuben hinauf, dort nahm er eine Weile in einem Lehnstuhl Platz und schloß die Augen, man kam niemals ganz los... dachte er dabei, doch als er die Augen wieder öffnete, fühlte er sich angenehm gekräftigt. Die Dinge blinkten ihn vertraulich an, ein wenig neugierig, wie es ihm schien — alles war noch so, wie man es vor einiger Zeit zum letztenmal in lautem Kreis gesehen hatte. Bloß er selbst war kein ganz lustiger, seiner selbst sicherer Mensch mehr. War er es je gewesen? Ja — ja — ja — man wird sich wieder aneinander gewöhnen, ihr Sächelchen. Vielleicht nun erst recht — hüben und drüben zu freundwilliger, guter Abseitigkeit geneigt!

Er verbrachte den Tag im Freien zwischen all dem jungen, starken Blühen und Duften, umsponnen von Einsamkeit und Stille; er ging zum See hinab, dessen weite Fläche wie Atlas glänzte und hier und da erschauerte, als hätte plötzlich eine Hand darüber gestrichen. Es gab viele Stellen, wo man stehen bleiben, nachsehen und erstaunen mußte; so aller köstlichen Dinge voll hatte ihm noch niemals die Zeit geschienen, aber er wollte sich gar nicht erinnern, das hätte bloß gestört, eine Verwirrung in die glatte Fläche seiner Dahingegebenheit gebracht. Die Erde war weich, und man fühlte ihre Wärme und lockre, sehnsüchtige Fruchtbarkeit fast durch die Sohlen. Und wenn man unter den lichtgrünen Bäumen einmal dem stürmischen Ruf eines Vogels lauschte, dann wurde einem der Augenspiegel blank. Nach Tisch schlief er geraume Zeit, gesund ermüdet von der neuen Luft, dann blieb er bis zur ernsten, geheimnisvoll über dem See heraufziehenden Dunkelheit wieder draußen. So gab er sich mit Wohlgefühl dem zerstreuenden Empfinden der äußeren Dinge gefangen, wie einem ganz neuen Lebensgefühl, dem er lange entwöhnt gewesen. Und so verging der Tag, und er legte sich bald schlafen und schlief fest und gut in der großen Ruhe.

* * *

Am nächsten Abend saß er eine Weile am Flügel und versuchte dies und jenes, dann las er. Er hatte sich Zeitschriften und Bücher, die das Behagen erhöhen sollten, mitgebracht, um auch hier draußen ganz bei sich selbst zu sein und alles andre, das in allen diesen Stunden am Rande seines Lebens gestanden und gewartet hatte, fernzuhalten. Doch bald schob er die Bücher wieder weg und ging im Zimmer auf und nieder.

Er machte in den Nebenräumen Licht, schloß alle Türen, die nach der kleinen Diele führten; es war frisch geworden am Abend, und der Himmel hatte sich bewölkt. Heino Dedekind wünschte ganz abgesperrt zu sein

So spazierte er über die Teppiche der Zimmer, gerade in der Mitte der Flucht lag das eirunde Eßzimmer. Es war Helligkeit um ihn, viel gedämpfte und unbedenklich heitre Farbe, und in den alten Parkettböden und Wänden des Hauses knisterten und wisperten die Geheimnisse von anderthalb Jahrhunderten und schufen eine warme, schicksalsnahe Lebensluft.

Die Ruhe war groß. Heino spürte sie eine Weile und schritt unter ihr hin, bis sie zu rauschen begann.

Da blieb er steif mitten im Zimmer stehen und schaute mit weitem Blick in den hellen Kreis der großen, beschirmten Lichtkrone; und allerlei letzte Widerstände und Hüllen seines Bewußtseins lösten sich plötzlich. Allein — ja, nun fühlte er es vollkommen in der rauschenden, ihm langsam bewußt werdenden Stille; er atmete wieder auf, streng um-

fangen von der eigentümlichen Erkenntnis, von allen fremden Einflüssen und Fesseln befreit zu sein.

Was also nun? Es hatte sich durch die ganzen Tage herangeschoben, war immer dagewesen, auch schon gestern und in allen diesen Wochen und Monaten vorher; aber niemals so klar, ruhig und selbstverständlich, so dünkte es ihn, wie jetzt — wie das ruhige, klare Licht an der Decke.

‚Es gibt Zeiten, Tage und Stunden, die alle Erkenntnis neu erscheinen lassen,‘ deutete es sich Heino Dedekind, ‚sie in einer letzten, abgerundeten Wahrheit zu enthüllen vermögen!‘

Doch daran zu denken, verursachte einen leichten Kopfschmerz. Er legte die Hände auf dem Rücken zusammen und ging mit kleinen, bedächtigen Schritten, geneigten Hauptes, um den mittleren runden Tisch, der als Insel im Zimmer stand, und sah dabei auf den Teppich nieder. Ja, es stand nun alles verwegen — verschwiegen deutlich vor seinem Sinn, sauber und klein wie die Gestalten und Begebnisse eines fremden Lebens.

‚Ganz ehrlich!‘ dachte er und sann ernsthaft nach, denn dazu war er hier; dies war der Sinn und Inhalt seines Verweilens.

‚Ganz ehrlich ...‘ dachte er wieder und hob die blonde Braue. ‚— Ich bin im Grunde der bequeme, keine Anstrengung der Lebensauffassung, des Gemüts und des Willens liebende Patrizier geblieben ... trotz des tätigen und andern Aufschwungs damals —! Dies alles, auch das in der Regeleinstraße, war — ja, nur Langeweile, peinliche Selbsterkenntnis und eine egoistische Krise gewesen ... eine plötzliche Angst vor dem ungenützten Verrinnen der Zeit. Nun habe ich das Starke wenigstens in einer — in dieser Form genossen ...‘ er blieb von neuem zwischen Rundtisch und Kamin stehen und blickte zum Fenster. ‚Ich liebe sie — liebe sie — noch und immer — zutiefst in Blut und Seele! ... mit brennendem Schmerz und Verlangen ... und doch vielleicht, wie alle Verwöhnten, Eigensüchtigen, Oftgesättigten, launisch und undankbar ... War Liebe für den Mann das Wichtigste? Dies kaum. O nein! — —‘ Er hielt den Kopf schräg, als ob er lauschte.

‚Man würde ... Kinder haben, ein Haus machen — vielleicht ein Gut besitzen, vielerlei Interessen pflegen — aber man würde neben der wachen, von Leben und Tatkraft gespannten Frau ein wenig müßig und wertlos einhergehen, kleinlaut, voll feinster, scharfer Zweifel an sich selbst ...‘ es schmerzte wieder in den Nerven, wenn man daran dachte. Er öffnete die Hände, als entfiele ihm etwas, und das milde, helle Licht ließ sein blondes, schlichtgescheiteltes Haar glänzen.

Er schritt flotter aus und sah schräg und gespannt zur Decke hinauf ... Oder man müßte ihr Freiheit lassen für ihre Sangeskünste — nein, dies wäre erst recht nicht gut für seine Art, nicht gut für ihn, — und würde auch die Kluft nicht verengern, eher die Distanz vergrößern! Man selbst war allzulange schon ein empfindlicher und anspruchsvoller Erbe und mußte es wohl bleiben. Darin war alles andre eingeschlossen. —

Man würde Gliezen erweitern, ein in der Nähe gelegenes Gut dazu erwerben, sich allmählich ganz von der Fabrik zurückziehen, ein Aktienunternehmen daraus machen, in dessen Vorstand man mit guter Haltung sitzen würde; man würde ein Stadthaus haben, große Reisen machen — — und alles würde stimmen und beglücken.

Seine Schläfen waren gerötet. Er griff nach einem schweren, hohen Lehnstuhl und rüttelte daran. Dann nahm er Platz und legte die Hand über die Augen. Dabei lauschte er mißtrauisch nach innen auf seinen unruhigen Herzschlag. —

Vor dem Fenster bewegten sich die Bäume, er sah das schattenhafte Schwanken einiger Ruten auf dem Vorhang; die alte, verrostete Wetterfahne knarrte auf dem Dach, und irgendwo im Haus klapperte mit langen Pausen eine Tür.

Er schlug mit der geballten Hand auf den Sesselarm. Man ist und bleibt auch der Prinz auf der Erbse — — man will das Feinste, Beste, und auch — Makellose für sich, anmaßend und empfindlich. Sie war von einem andern zu ihm gekommen, der kein gewöhnlicher Mann gewesen, wie sie sagte, und jener lebte noch beharrlich und erinnerte sich dankbar. Man spürt immer die Erbse, daß das Blut gereizt aufflattert, fühlt sich immer wieder gekränkt, beleidigt und in seinen Ansprüchen benachteiligt ...

Er stand wieder hastig auf und ging abermals schnell durch die helle Zimmerflucht. ‚Wer seiner sicher ist, wird auch damit fertig, zuckt die Achsel darüber, schützt, was er lieb hat und festhält! — — All das andre stimmt nicht, paßt nicht zu mir, ist mir zu unbequem, abenteuerlich und gefährlich; darum hat auch dies ein schweres — allzuschweres Gewicht — dazu ihr Anhang da oben im Osten oder Norden — auch das ist lästig und lächerlich und abenteuerlich ... im Lichte des andern und Ganzen!‘

Und plötzlich fragte er sich ungeduldig: ‚Hast du mit deinem schlanken Egoismus auch hier erreicht und genommen, was du haben wolltest, und willst nun wieder heraus?‘

Zu scharf, zu plump! Und doch war etwas daran —. Und auch das — daß sie sich ihm selbst gegeben hatte — auch das störte insgeheim seinen empfindlichen Sinn für einwandfreien, erlesensten Besitz — erschien ihm abenteuerlich — —

War er ein Spieler, ein Schuft? Nein. Das war er sicherlich nicht. Er würde ohne Wimperzucken seine Schuld bezahlen. Er war ein vornehmer und penibler Herr. Es war einmal stärker gewesen als er, betäubend stark, bis auf den Tag — aber nun — nun — o, nicht erst seit heute und gestern — nun war er allgemach auch wieder zu sich selbst zurückgeglitten — wieder mehr er selbst geworden, zu sich selber gekommen — — Dieser behutsamere, delikatere Lebenswille war der ihm einzig und wahrhaft eigentümliche.

Heino Dedekind hob die Hände mit den gespreizten Fingern und ließ sie wieder an seinem Körper herabfallen. Dann strich er über seine Stirn und rieb sie. Was also nun — —?

Es gab andre Möglichkeiten, bequemere, reizende und ihm völlig adäquate. Ohne alle Gewaltsamkeit, ohne Mühe und Gefahr. Er hob den Kopf, seine Wangenmuskeln strafften sich.

Zu Lily würde er passen —! zu Lily — —? Es war trostreich und wieder erquickend und süß bestrickend, daran zu denken ... Durfte das sein? — Es war da. Aber auch das war nicht so wichtig ...

Er war über sich selbst hinausgesprungen; und nun war es fast so, als ob auch seine Natur sich dagegen gesträubt und sein moderates oder verzärteltes Herz sich dabei zuviel zugemutet hätte.

Diese helle, höhnische Einsicht tat ihm im selben Moment fast wohl; sie erfrischte ihn ordentlich, so daß er sich eine Weile belebter und gleichmütiger in den Zimmern umsah; sich bewegte, sich an diesem und jenem Gegenstand erfreute und im Augenblick darauf leichtfertig daran dachte, noch eine Zigarette zu rauchen. — Konnte — so fragte er sich um etliche Gedankenlängen später — ja, durfte denn vorläufig so viel mehr geschehen —? Konnte innerhalb dieser Zusammenhänge überhaupt etwas geschehen ... ein Entschluß gefaßt werden? Dies war die eigentliche Frage, die hinter allem seit — ungewisser Zeit stand und lauerte, allem unangreifbar zugrunde lag, derentwegen man hierhergeflüchtet war aus Bedrängnis und fast aus Zwang; und nun stand die Frage wieder da, gespenstisch drohend und doch in einem letzten Sinne ganz unwahrscheinlich. Er war kein Schuft — —

Und als er dann die dünne Zigarette angezündet hatte und den ersten Zug genoß, da spürte er wieder, wie schmerzhaft lieb er sie hatte, und fast noch stärker und schmerzlicher, daß er ihr durch alles, was geschehen, unlöslich verpflichtet war. Und daß auch sie an ihm hing mit unbeirrbarem Willen. Die Luft war heiß und schwer, voll Sehnsucht.

Da lehnte er den Kopf im Stuhl zurück und schloß die Augen. „Ein nicht allzu heroischer Irrtum von Anbeginn!" sprach er laut und erregt. „Eine Passion mit sarkastischem Vorzeichen — —!" spottete er und schlug mit der flachen Hand auf den Stuhlarm. Die Zigarette aber schickte einen dünnen bläulichen Rauchfaden zur Höhe, der sich über seinem Haupte wunderlich ring- und dornenartig zusammenschloß und gleich darauf erlosch.

⌘ ⌘ ⌘

Heino war spät ins Bett gekommen und hatte dann lange nicht einschlafen können. Er hatte die Wetterfahne knarren hören, dann krähte ein Hahn, der sich in der Zeit irrte. Pöhnes Hund drüben, ungehalten ob der Störung, schlug zornig an.

Erst gegen zehn war er erwacht, und das helle Wetter erquickte ihn, mehr als es der dumpfe Schlaf vermocht hatte. Seine Gesichtshaut war blaß und frostig und unter den Augen schlaff. Er ging eine Weile durch Park und Garten, betrachtete wieder die Beete mit den steifen Tulipanen und dickfleischigen Hyazinthen und ließ sich von den süßen Levkojen im Glashaus beunruhigen. Ob Anna geschrieben hatte?

Er wollte jedenfalls vorderhand keine Briefe öffnen.

Danach sah er Pöhne eine Weile zu, der in seinem Garten grub und pflanzte.

Einmal, als er eben die beiden mausernden Pfauhennen und den alten streitbaren Truthahn fütterte, schrillte das Telephon in Pöhnes Hausflur. Die Frau lief hinein und kam gleich darauf eilig zurück. „Die Frau Generalkonsul wünscht mit Herrn Doktor drüben verbunden zu werden ..."

Heino runzelte die Stirn und zögerte. „Gut." Es war jetzt nicht zu umgehen. Er betrat das Haus und nahm den Hörer. „Guten Morgen, Mama."

Die Generalkonsulin war in Aufregung. Was das denn zu bedeuten habe? Hohmeyer habe höchst unwillig den Kopf geschüttelt. „Du bist immer so ungeduldig gewesen — eigensinnig und unberechenbar. Schon als Junge und Kind, Heino!"

„Mir geht es vortrefflich, Mama. Es ist herrlich hier draußen."

Doch ihren Besuch lehnte Heino ohne



Bildnis
Gemälde von Leo Freiherrn von König

Umschweife ab. Er würde ihr morgen einen Korb voll Hyazinthen schicken, sie wären hier draußen üppiger heraus als bei ihr.

Dann ging er mit Pöhnes Hund in den Wald, dessen Boden nach trocknen alten Nadeln roch, und saß lange auf einem Findling, indes der Hund, erschöpft vom Jagen, mit hängender Zunge und schlagenden Flanken zu seinen Füßen einschlief. Mitunter knatterte mit hartem, hellem Laut drüben auf dem Weg ein Bauernwagen; Menschenstimmen verwehten in der Luft, und die hellen Vogelrufe machten den Wald noch stiller. Die Kiefernwipfel schaukelten ganz sacht und knarrten, und die roten, blättrigen Stämme dufteten nach heißem Harz. Merkwürdige Witterung, die ihn an gewisse Spätsommertage hier draußen erinnerte —; sie würde keinesfalls dauern.

Nach Tisch ließ er sich von Pöhnes Knecht auf den See in die Sonne hinausrudern. Hier auf der weiten Wasserfläche waren die Welt und das Leben ganz einfach. Er schlief im Boot ein und fror, als er erwachte. Er unternahm danach noch einen Spaziergang nach Dorf Gliezen. Und dann kam wieder der Abend, der ihm unangenehm war. Er machte abermals alles hell in den Stuben und versuchte, ohne eigentlich die Absicht zu haben, sie abzuschicken, ein paar herzliche, tröstliche und doch plötzlich die Wahrheit kühn andeutende, gewaltsam mit ihr spielende und sie erschließende Zeilen an Anna nach Hohen-Zadden zu schreiben. Aber das war zu schwierig und ein zweckloses Beginnen; alles stand grell, aufdringlich und plump da, daß es übertrieben und falsch wirkte. Da zerriß er den Bogen wieder.

Man sollte seinen größten Koffer packen und noch weiter weg gehen! Und plötzlich faßte ihn, wie schon einmal, die Reiselust ins Weite — ins Weiteste! Namen klangen in ihm auf: Port au Prince, Pacific, Luxor, Nicaragua, er hatte die Namen eben irgendwo gelesen; er sah blaues Meer, bunt belebte Schiffspromenaden, roch den abenteuerlichen Meergeruch einer Schiffskajüte, sah fremde, besonnte Städte, fremdartige, halbnackte Menschen mit breiten, flachen Strohhüten, die ihn nichts angingen und doch als fesselnde Staffage wirkten — es regte ihn angenehm auf, daß er wieder durch die Zimmer lief. Bald darauf aber ging er noch einmal rasch entschlossen, wie von einer jähen Unruhe oder Spannung getrieben, hinaus, was ihm eigentlich nicht ganz zuträglich war; doch das schreckte ihn, gegen seine sonstige, freilich immer unberechenbare Art, seit einiger Zeit nicht mehr in jedem Augenblick; — er tat es auch jetzt, unwahrscheinlich gleichmütig, fast streng lächelnd, mit einer auf der Bewußtseinsschwelle spielenden Willkür, die ihm selbst in manchem Moment fatalistisch, ja herausfordernd schien ... ‚Alles ist Schicksal.‘

Er pfiff dem Hund. Er ging durch den kahlen Buchenwald, in dem der Wind knarrte und an dessen Ende der alte weiße Krughof mit dem angebauten Tanzsaal stand. Es schimmerte noch Licht durch die kleinen, trüben Scheiben des Gastzimmers und ein Grammophon quäkte. Der Krügerhund witterte den Feind und knurrte. Auf dem Rückweg blieb Heino Dedekind plötzlich stehen und trat dann, um sich etwas geben zu lassen, ein. Die Tochter mit dem dicken, schwarzen Haar saß schläfrig hinter der Theke, ein paar Knechte spielten am Rundtisch Karten. Jetzt schreckte das schwarze Mädchen auf, und die dunkeln Augen in dem weißen Gesicht flackerten ihn an, sie strich mit der Hand über ihr Haar und an ihrer Brust nieder, straffte sich, der Pöhnesche Hund stand und beobachtete erregt die Katze auf der Ofenbank. Das Mädchen aber trat an den Tisch und lächelte. „Lange nicht gesehen. Sie sehen nicht gut aus, Herr Doktor. Krank?“

„Ein wenig.“

„Wo denn?“

„Herz,“ scherzte er.

Da lachte sie leise und sah dabei wieder jünger und blühender aus mit ihren kleinen, weißen Zähnen hinter den vollen, roten Lippen. „Da kann ich auch klagen,“ raunte sie. Aber dann wurde sie gleich wieder ernst. „Ist es schlimm?“

„Nein. Mir geht es sehr gut!“

Er rief mit scharfer Stimme den Hund, der sich mit gesträubtem Nackenfell anschickte, der fauchenden Katze an den Pelz zu gehen, und dann brachte ihm das Mädchen ein Glas Korn, aber er netzte bloß die Lippen mit dem scharfen Schnaps.

Der Rock und die rote Flanellbluse des Mädchens waren fleckig, es kam allmählich herab hier, wie alles an dieser Stelle. Drüben am Tisch entstand Lärm, Fäuste sausten auf die Platte, daß die von der Decke hängende Petroleumlampe zuckte und der Hund von neuem knurrend aufsprang. Da erhob sich Heino Dedekind wieder.

27.

Ein paarmal in dieser Zeit dachte er daran, in seine Berliner Dörnbergstraße heimzufahren, kurz entschlossen, wie nach heilsamer Rast, die einen abgelenkt, gestärkt und aufgerichtet — die einen wieder leichtlebig, gleichmütig gemacht und ‚ausgelüftet‘ hatte; und dieser Gedanke trug nun plötzlich eine

andre Art Wärme an sich, nun wiederum einen Duft des Gewöhnten und Bequemen.

Es war rücksichtslos und grausam von ihm — das alles. Aber konnte ihr wirklich soviel an ihm liegen? Er begriff es mitunter nicht mehr, weil es ihm so paßte. Die Frauen lieben mehr die Liebe als den Mann. Übrigens war Anna wohl noch in Hohen-Zadden.

Seltsam, man saß und ging hier und wartete fast fatalistisch, ließ sich treiben — ja, dies war immer ein wenig seine Art gewesen.

Nun spann er sich ganz gemütlich ein und fürchtete bloß, daß man wirklich in diese Ruhe eindringen könnte. Zuzeiten lauschte er förmlich nach draußen. Er zeigte wieder viel Teilnahme für Pöhnes agronomische Tätigkeit, beriet auch Neuerungen für Garten und Park mit ihm. Da war hinten am Haus diese klapprige Windfangtür, das klang am Abend ganz behaglich, allein in der Nacht war er ein paarmal dadurch gestört worden. Das und andres mußte geändert werden. Aber die rostige Wetterfahne auf dem Dache konnte weiter knarren, an so uralte Sachen durfte man nicht rühren; das wirkte bloß wie Uhrenticken, an das man sich in einer Nacht gewöhnte; es wachte etwas über Zeit und Leben.

⌘ ⌘ ⌘

Am vierten oder fünften Tag gegen Mittag schlug das Wetter plötzlich um. Es gab nach einem heißen, windigen Morgen ein Gewitter mit Hagelschlag; danach wurde es kalt und böig, es regnete und schloßte abwechselnd stark, und Pöhne meinte, als er die dicken, weißgesäumten Wolken betrachtete, daß man vielleicht noch einmal Schnee bekommen könnte.

Heino ließ stärker einheizen. Aber gegen vier, als der Regen vor einer Weile aufgehört hatte, und die Sonne wieder sieghaft durchbrach, da trieb es ihn wieder hinaus. Die Zimmerluft und trockne Ofenwärme machten ihn nervös, es war eine körperliche Unruhe, fast eine Beklemmung und Angst in ihm, ein Verlangen nach der frischen, gewürzten Luft — eine nervöse, unbezwingliche Auffässigkeit, die auch nach Zerstreuung begehrte. Sollte er hier bei geschlossenen Fenstern sitzen, lesen, lesen, herumlaufen, am Fenster starren und die Nase gegen das Glas drücken, war er dazu hier, war er ein Gefangener? Er knöpfte sich in den dicken Gummimantel ein, zog die weiche Mütze über den Kopf und ging mit Stock und Hund los.

Erst in den Park, dann in den Wald hinaus. Auch die dicke, graue Mauer beengte ihn plötzlich. Da draußen dann wurde ihm leichter, er atmete tief, er hätte immerfort so ruhig und gleichmäßig laufen mögen, das tat gut, machte frei und härter, erfrischte wundervoll. Der Hund stürmte vor ihm her, kam zurück, sah ihn um ein Wort an und jagte wieder davon; in den Kiefern zischten die Nadeln, die Stämme quarrten, der ganze Wald sauste und brauste. Doch dann prasselte mit einemmal, ganz unerwartet, nach kurzer, dunkelfliegender und sich ballender Vorbereitung wieder der Regen nieder; eine starke Bö sprühte und rauschte ihm und dem Hund rücksichtslos entgegen, der Köter zog den Schwanz ein, duckte den Kopf und hob die Pfoten im schrägen Gehen hoch, ganz stumm, bloß mitunter ein Ächzen ausstoßend. Da kamen sie freilich langsamer vom Fleck, mußten sich gegen Wind und Nässe stemmen und sich ein paarmal abwenden und hinter einem Baumstamm verstecken, ja, eine Weile mußte Heino Schutz vor dem Hagelschlag in einer alten, zerschlissenen Waldhütte suchen und rasten; er war im Laufen heiß geworden und zuletzt etwas atemlos. Sein Mantel war spiegelblank vom Wasser, und sein Mützenschirm troff. Der Hund winselte und schimpfte. „Ja, Lux, mein Junge, da haben wir uns was eingebrockt. Dafür wollen wir uns nachher etwas Gutes antun.“ So warteten sie es ab, aber es dauerte lange, fast eine Stunde und länger, mit kurzen Pausen dazwischen. Heino sah in das Strömen und Prasseln draußen mit starr und müde werdendem Blick; dann schauerte er einmal zusammen; auch Lux schüttelte sich stürmisch, daß die Tropfen absprühten, und dann jagte er in weiten Sprüngen vor Heino her.

Es konnte noch nicht sehr spät sein; die schwer hängenden Wolken und der Regendunst des Bodens machten den Wald dämmrig, geheimnisvoll dunkel. Er roch herrlich. Aber es schien Heino jetzt nicht ganz ratsam, die Luft wie sonst begierig einzuatmen, sie reizte seinen Hals, er war erhitzt unter dem schweren Mantel und doch nicht eigentlich warm. Er ging mit festem, stetigem Schritt zurück. Man hatte ja Zeit, stellte er gemächlich fest. Dabei ward ihm wieder leicht und unbekümmert zumute. Leicht nehmen — leicht nehmen! so dachte er plötzlich zwangsläufig und überraschend heiter dazwischen. Er fing hier Grillen und war nahe daran, den Donquichotte zu spielen. Hatte er nicht selber einmal zu Anna von empfindsamer Dünnhäutigkeit, Selbstbetulichkeit und Zuernstnehmen gesprochen? Sie hatte es nicht wahr haben wollen. Lächerlich! das Leben entschied man nicht mit dem Kopf! Man glaubt zu treiben, und man wird getrieben. Zum Glück oder — zu Kom-

promissen, wie meist. Sich abfinden. Nun also. — Wozu Konflikte gewaltsam suchen oder gar lösen wollen? Das Heinochen ist immer getragen worden vom Leben, war immer Liebling — ging immer folgsam an der Strippe. Nun freute er sich im nächsten Augenblick wieder über diese Auffassung und ihre Perspektive und freute sich erst recht mit einem aufströmenden sinnlichen Wohlgefühl auf die warme Stube und auf seine Zigarette — drei waren ihm gestattet. Er lachte.

Als er durch die kleine Nebenpforte in den Park zurückkehrte, sah er frische Spuren von Gummirädern auf dem aufgeweichten Kiesweg. Am Haus hielt das blaue Auto der Mama, sie mußte eben gekommen sein, denn Onkel Richard schnupperte noch um den Wagen herum.

Da schlug es jäh wie ein Fieber in Heinos Gehirn, und ein unbegreiflicher Haß und Überdruß machten ihn zornig. Er konnte und wollte jetzt niemand sehen und keinem Rede stehen; auch der Mama nicht, am wenigsten Onkel Richard. Er hatte sich trocknes Zeug anziehen, sich wärmen, ruhen wollen, dazu war er umgekehrt, nicht um zu reden und zu hören, nicht um sich behorchen und beschwatzen zu lassen! Fort von denen — — Aller Zwiespalt stürmte in ihm wieder empor, vermehrt durch eine wilde Gereiztheit und einen grimmigen Eigensinn.

Er kehrte hastig um und pfiff dem Hund. Er wandte sich nach links an der Mauer hin, lief quer durch die Schonung in den Buchenbestand hinein, dort rastete er von neuem und sah mit bösem Lachen auf den Hund, der sich winselnd vor ihm duckte. Hier wollte man sich wenigstens sammeln. Würde man nach ihm ausschicken? Die Mama würde durch die Stuben flügeln! Und Onkel Richard würde mit krauser Nase grämeln und in sich hineinschimpfen. Der Hund blaffte und stieß den Herrn mit der Schnauze an. Es gefiel dem braven Lux hier ganz und gar nicht; es war ihm eine warme Stube und eine Wurst versprochen worden. Er hatte recht mit seiner Mahnung, der gute Hund, und Heino erhob sich wieder und ging langsam auf dem weichen, glatten Moosboden weiter, mit einem listigen, grimmigen Lächeln. Sie sollten ihm wenigstens Zeit lassen ... das wünschte er jetzt ... mit einer aus einem dunklen Bewußtseinsgrund weit über den Augenblick und seine Veranlassung hinausgreifenden, fast verwöhnt-knabenhaften Aufsässigkeit — wie in einer Zerstörungslust — gleich einem, der niemals unter Widerständen oder gar unter dauerndem lästigem Zwang zu leiden gewohnt war! All das Friedliche, Behagliche, Versöhnliche, an das er eben noch gedacht hatte, war vernichtet, hatte er sich jemals in einer ähnlichen Lebenslage befunden? — — Ja — einmal, als er in der Brüderstraße vor dem Pädagogium des Fräulein Lydia Gedelius auf und nieder gewandelt war, auch da hatte es geregnet, aber milder, wärmer, liebevoller — da war er ebenfalls erhitzt gelaufen, allerdings mit helleren, klareren Horizonten — und einem Ziel.

„Geh nach Hause, leg dich ins Bett, nimm deine Tropfen oder trink' einen Grog!" sagte er sich scharf und ernüchtert. Doch er lief weiter.

Im Krug saßen Fuhrleute und tranken Kaffee und Schnaps; auch ein paar Frauen waren dabei, die langsam, breit und gellend erzählten. Die niedrige Stube stank nach nassen Kleidern, Transtiefeln und schlechtem Tabak. Die Krügerstochter hatte verweinte Augen.

„Kummer gehabt?" fragte Heino, als sie mit einem flachen Lächeln auf ihn zutrat.

„Mein Vater ist krank. Er hat gestern einen Streit gehabt im Rausch und dann einen Schlaganfall. Er ist über siebzig ..."

„Das tut mir leid."

„Ja. Und alles ist verschuldet."

Sie dachte an sich, weniger an den Alten. Nun, der hatte sein Leben gelebt, hatte für das Seine brutal und tückisch gesorgt, wie es hieß, die Tochter hatte auch ein Leben zu leben — in ihrer Art ein starker, tüchtiger Mensch, mehr als gewöhnlich hübsch. Schade —! die Natur verschwendete sinnlos, auch Menschen und Menschenwerte. Er sagte ihr ein teilnehmendes Wort und gab ihr die Hand: „Wenn Sie einmal Hilfe brauchen..." kam es ihm über die Lippen. Sie sah ihn an: „Hier ist nichts mehr zu halten; ich möchte auch 'raus." Seine Hand war kühl, und dann bat er um Kaffee; er fühlte, daß er einer Anregung und Erwärmung bedürfe, nur einen Schluck, und stark würde er hier nicht sein. Er nahm auf der freien Bank am nächsten Tische Platz, seine Haut wurde im Augenblick kalt wie unter einem Schauder in der heißen, furchtbar dicken Luft, und für eine Weile hatte er ein Gefühl wie nach einer durchwachten und durchtaumelten Nacht. ‚Vielleicht ein Weg — — ein Ausweg' dachte es dabei wieder fast listig und rebellisch in ihm. Er lächelte höhnisch, er hatte auch das schon einmal erlebt. Da stand das Mädchen plötzlich mit der Tasse vor ihm. „Ist Ihnen nicht gut? Kommen Sie — drüben in unsrer Stube ist es besser," sagte sie. Doch er dankte, er bat sie bloß, jemand um seinen Wagen nach Gliezen zu

schicken. Da nickte das Mädchen und ging mit seinem hübschen, raschen Schritt hinaus.

⁂

Die Generalkonsulin war bei diesem Wetter nach alter Gliezener Sitte in einer der kleinen Gaststuben oben über Nacht geblieben; sie hatte daheim schon ein wenig damit gerechnet; es würde auch ihr recht gut tun, sich von ihren beschwerlichen Geschäften und Verpflichtungen einmal für einen Tag loszulösen, sie plötzlich für die Dauer eines tiefen Atemzuges abzuschütteln. Und es würde ihr Freude machen, wie in lange vergangner Zeit, wieder einmal still und einsam neben dem sich so seltsam hier draußen abschließenden Sohne zu weilen ...

Onkel Richard hatte es für zwecklos gehalten, das für seine Person mitzumachen — er konnte in fremden Betten nicht schlafen, dachte gar nicht dran. Er hatte heute nachmittag der Schwägerin in der Bendlerstraße einen Besuch machen wollen, um ein größeres Anlagegeschäft, das er für sie ausführen wollte, noch einmal gründlich mit ihr durchzusprechen, da hatte sie ihn mit einer besorgten und bestimmten Bitte, schon in Hut und Mantel, in ihre Gefolgschaft gespannt, er sollte ihr da draußen ein wenig beistehen — Weiberlaunen! Sollte er ihr und sich das vorzügliche Geschäft verderben? Man konnte diese — diese Finanzoperation schlimmstenfalls im Wagen zu Ende bereden ... Er war kurz nach neun wieder davongefahren, um noch beizeiten in sein Voßstraßengehäuse zurückzukommen. Was zum Teufel mußte denn dieser — dieser Heino aus purer verrückter Laune hier herauszigeunern, das konnte er doch zwischen seinen vier Wänden in Berlin bequemer haben! Sie taten, was sie wollten, diese jungen Leute! Onkel Richard fuhr ab, bis zur Nase in seinen Mantel gehüllt ... natürlich würde er morgen auch was weghaben — er kannte diese Gelegenheiten — nein, er dachte mit keinem Gedanken mehr zurück.

Doktor Scheel, der umgängliche Landarzt des Bezirks, war für alle Fälle auf Wunsch der Generalkonsulin, von Herrn Pöhne geholt worden, und der starke, vollblütige Mann, der beruhigend nach Karbol und nach Tabak roch, hatte laut durch die Nase geatmet und einige verständige Worte gesprochen.

Die Mama war später, als es ihre Gewohnheit war, zur Ruhe gegangen, obwohl Frau Pöhne mit lächelnder Bereitwilligkeit eine Art Wachposten in dem gelben Herrenhaus bezogen hatte. Dann schlief die Philanthropin tief und fest bis in die helle Morgenfrühe. Um acht Uhr hatte sie geweckt sein wollen, es geschah eine halbe Stunde später sehr behutsam, und dann hatte sie im spitzenumrauschten Morgenkleid sogleich selbst noch einmal mit Hohmeyer am Telephon gesprochen ... Ja, er hätte wieder einige Striche Fieber gehabt und wäre auch am Morgen ungewöhnlich heiß und unruhig; von dem ländlichen Arzt wäre leider nicht viel zu erfahren ... Wann er, Hohmeyer, denn herauskäme?

Der begnügte sich vorerst damit, sich noch einiges berichten zu lassen. Er schien sehr ärgerlich über den ihm zugemuteten Weg und die Störung zu sein; auch das Wetter schien nicht nach seinem Geschmack, und man hatte noch etliche andre Patienten zu versorgen; freilich diese Dedekinds ...! Vor Mittag würde es keinesfalls gehen, beim besten Willen nicht. Der ländliche Arzt Scheel schiene ihm nach allem, was er höre, recht verständig und verläßlich zu sein ...

Darüber war die Generalkonsulin nicht wenig ungehalten gewesen; sie war es nicht gewöhnt, ihre dringenden Wünsche nicht mit willigem Eifer erfüllt zu sehen. Ja, diese gesuchten Herren konnten recht rücksichtslos sein! — In ihrer gehemmten Rastlosigkeit ließ sie sich dann noch mit der getreuen Röhll und mit Martine verbinden und sprach schließlich auch ein paar Worte mit Tante Johanne am Gendarmenmarkt ...

Wirklich erst um die kühle, windige Mittagsstunde, zwischen eins und zwei, war Sanitätsrat Hohmeyer in Gliezen vorgefahren und war dann laut und munter in seiner festen Männlichkeit die flachen Stufen herauf ins Haus getreten. Er gedachte bei aller Jovialität kein Blatt vor den Mund zu nehmen und begrüßte schon in der Diele die Generalkonsulin mit einem zerstreuten Kopfschütteln und einigen dazu passenden Worten. Kurz nach ihm, Hohmeyer zog eben den Mantel aus, war auch Doktor Scheel, der ländliche Arzt, in seinem klapprigen Wägelchen wieder angekutscht gekommen, ein Bauer mit weißem, störrem Haar und rotem Groggesicht, der gestern abend keinen ganz vertrauenswürdigen Eindruck auf Onkel Richard gemacht hatte, vermutlich auch nicht auf die Generalkonsulin. Er berichtete noch in der Kleiderablage kurz und gemächlich dem Berliner Konfrater und schien nicht den geringsten Respekt vor der weitgeschätzten klinischen Autorität Homeyers zu haben, er nannte ihn ‚lieber Kollege', er selbst war der ältere, vielleicht sogar der erfahrenere.

Die beiden ungleichen Auguren konferierten auch später noch eine Weile in dem kleinen Ankleidezimmer mit den breiten Spiegelschränken.

„Ich fürchte, die linke Lunge," brummte Scheel, gegen das Fensterbrett gelehnt, und zog einen spitzen Zahnstocher, der aus einer Gänsepose geschnitten war, aus der linken Westentasche. Seine kleinen Augen sahen blau und scharf aus dem roten, starken Gesicht, das nicht ganz frisch rasiert war. „Genügt für seine Ansprüche. Wozu eigentlich? Der Mann hat doch alles und ist verlobt — jedenfalls phantasierte er gestern abend davon."

„Da fragen Sie mich zuviel, bester Kollege!" sagte Hohmeyer kurz und drehte sich um, denn hinter ihnen war die Tür gegangen und hatten seidne Gewänder herrisch gerauscht.

„Nun?" fragte die Generalkonsulin, die von der ungewohnten Nacht noch sichtlich mitgenommen war. Sie blickte ihn besorgt an.

Hohmeyer zuckte die breite Achsel in dem schwarzen Rock und musterte aufmerksam die Frau. „Es läßt sich vorläufig gar nichts sagen, gnädige Frau. Wir müssen es abwarten. Bloß das Herz — das schlimmgute Herz scheint diesmal noch eigensinniger mitsprechen zu wollen . . ."

Darauf frühstückte der Sanitätsrat rasch einen Bissen, der ihm im Eßzimmer serviert worden war, wobei er mit dem Kollegen Scheel und mit Frau Pöhne noch etliches verabredete. Er sah nach der Uhr, warf einen Blick auf die Räume und auf Park und See draußen — ein Dorado — ein herrliches Sorgenfrei — wert jedes Mannes Wunsch und Traum zu sein, ja — ja — ja! Und bald danach verabschiedete er sich ziemlich wortkarg, stieg in den großen Wagen, der noch vor der Tür wartete, und fuhr wieder davon. Scheel wirkte vorderhand ganz ordentlich hier — ganz brauchbar — man würde weitersehen — vorläufig jedenfalls war nichts zu ändern. Warum — ja, warum hatte der unberechenbare, reizbare Herr nicht hören wollen —?

Dann war es wieder still im Haus geworden. Heino schlief. Auch die Mama hatte sich noch einmal hingelegt. Gegen die vierte oder fünfte Nachmittagsstunde aber kam der Wagen aus der Stadt zurück und fuhr breit und langsam auf dem Mittelweg wieder auf das Haus zu.

Heino, der den Wagen gehört hatte und schon beim ersten Geräusch nach der Tür sah, streckte mit einem scharfen Erröten und einem wunderlichen Lächeln, das wie eine spöttische Selbstanklage war, beide Hände aus. „Annuschka," sagte er leise und preßte ihre Hände an seine Brust, wobei er sich ein wenig aufrichtete. Dann sank er wieder müde zurück und gab auch Martine die Hand.

28.

Es war nicht sehr rühmlich von Heino Dedekind, vielleicht sogar ein wenig lächerlich und lebensuntüchtig, wie es seine verwöhnte — freilich in diesem besondern Fall, auch peinlich vornehme und gewissenhafte Art war, und voll einer gehaltnen Lebensironie, der er im Geiste ebenfalls von früh an zugeneigt gewesen.

Er hatte wie alle verwöhnten und launischen Temperamente mitunter einen ungeduldigen Eigensinn und Starrsinn, aber niemals eigentlich viel Entschlußkraft gezeigt. Er hatte sich mit einer gewagten, jedenfalls nicht ganz zu ihm passenden Sache eingelassen, und da schien es fast, als hätte sein allezeit williges Geschick sich auch diesmal hilfreich erweisen und ihm wieder aus der Bedrängnis heraushelfen müssen. Indes ‚nicht die Parze, sondern der Mensch selbst spinnt und gefährdet den Faden', stand in einem seiner schönen und weisen Bücher, die er mit nach Gliezen genommen hatte; und gerade diese Stelle war von ihm mit einem sauberen Bleistiftstrich, vielleicht erst in diesen Tagen, am Rande angemerkt worden.

Gliezen sah wieder große Tage, wie in seiner besten Zeit. Herr Nieke waltete des Morgens in gestreifter Jacke, von Mittag an in feierlichem Schoßrock, flüsternd vor gediegener Gewissenhaftigkeit, seines hohen Amtes. Anna war ein paarmal täglich herausgekommen, aber das war zu beschwerlich gewesen; und da hatte ihr die Generalkonsulin ein hübsches, helles Zimmer, Wand an Wand mit Martines Kemnate, angewiesen. Nun sah man helle Kleider auf dem grünen Rasen und auf den blitzenden Wegen; Faulenzerstühle wurden des Morgens und nachmittags, wenn die Sonne heiß schien, aufgestellt, in denen man las und plauderte, auch das Ruderboot wurde zu kurzen Fahrten bestiegen, die Terrassentür stand weit offen, immer ein Zeichen, daß Leben im Hause war, und man schritt über die Stufen hinauf und hinab. Man war vielleicht nicht allzu lebhaft und heiter, wie es sich eigentlich für hellgekleidete Menschen in junger Jahreszeit geziemte; Anna und Martine gingen oft plaudernd oder schweigend Arm in Arm; auch der Generalkonsulin kam Anna jetzt näher, soweit das bei dieser an gütige Repräsentation und vornehme Zurückhaltung durch ein Menschenalter gewöhnten Dame möglich war; man saß in der Sonne, schritt zu längerer oder kürzerer Erholung Seite an Seite, das zwanglos ländliche Leben war dem günstig, und eine gemeinsame Sorge verband.

Auch die weiteren Dedekinds waren wie-

der zur Stelle, kamen teils mit ihren eignen Wagen heraus oder man schickte ihnen das Auto nach Potsdam, wenn sie nicht, wie Philp, den Dampfer bevorzugten. Selbst Albrecht kam zweimal, um nachzusehen, hielt den Hut in der Hand und ließ sich die prächtige Luft über das kurzgeschorene Haar und die Glatze wehen; er hatte auch seine Frau und seine zwei Jungen mitgebracht, die fest und stämmig und furchtlos vor Menschen und Hunden waren, wie ihr Vater.

Anna war blaß und meist still. Zuweilen stand sie am Flügel und strich verträumt mit den Fingerspitzen über die kühle Politur, sehnsüchtig und doch gleichmütig, fremd und müde, als hätte sie das alles jetzt vergessen, als wäre alles wertlos geworden; mitunter summte sie zerstreut und leise ein Lied, wenn sie allein am See ging oder in den Beeten Blumen pflückte — wie jung das alles war, wie süß, heilig und herrlich das Leben; in jedem Atemzug kostbar, daß man sich ganz leise darin bewegte — dann hob sie die Stimme ein wenig stärker, daß eine wehe, schaudernde Selbstqual sie überrieselte und brach scheu ab, ließ die Hände sinken und starrte über das blaue Wasser in unfaßbare Fernen, wobei ihre Brauen sich hoben und ihre Lippen zuckten. Einmal traf Gustel sie so, und da erschrak sie, daß sie in ein Zittern geriet.

Doktor Scheel kam gern, meist zweimal am Tage, trank Kaffee mit den Damen, wenn es sich so traf, sagte jedem etwas, das tröstlich klang, und beeilte sich nicht übermäßig, wieder davon zu kommen; seine Bauern hatten jetzt wenig Zeit zum Krankwerden. Auch Hohmeyer kam oft und war nach seiner Art meist kurzangebunden, aber voll kräftigen Behagens an der prächtigen Natur; stand immer eine Weile breit, steif und andächtig zwischen den grell blühenden Bäumen vor dem See, eh' er wieder in den Wagen stieg, um schleunigst wieder heimzufahren.

So war Leben und Schönheit, Farbe und Bewegung und auch immer wieder gute Zuversicht in Gliezen. Das Wetter war wieder himmelblau und heiß geworden, bloß mitunter rauschte ein warmer, alle Düfte lockernder Regen herab.

In der dritten Woche dann wurden die Tage zuweilen stiller hier draußen, und in mancher Stunde lagen Haus und Park wie leer und unbewohnt da. Aber des Abends kündeten die vielen hellen Fenster, wie vorher, gleichmäßig von dem unveränderten Leben dahinter. Zwei von ihnen, die seewärts sahen, schimmerten mit mattem Schein während der ganzen Nacht. Aber auch die andern blieben oft lange und immer länger hell und wachten zuletzt bis zum grauenden Morgen. So war es auch in der vierten Woche, die voll strahlender Tage und fast schon sommerlauer, weißer Nächte war. Die Kurve der Zuversicht schnellte in dieser Zeit ein paarmal sehr hoch, erstaunlich und beglückend hoch. Aber eines Nachmittags ging plötzlich die große, wehende Flagge an dem hohen Mast, die Pöhne auch diesmal, wie stets, wenn der Herr mit Gästen im Hause weilte, aufgezogen hatte, langsam bis zur Mitte der Stange nieder...

Hohmeyer hatte zuletzt geschwiegen, und der ländliche, robuste Doktor Scheel hatte laut durch seine behaarten Nasenlöcher geatmet, wenn er beobachtend am Bette stand; auf das schlimmgute Herz war schließlich kein ganz fester Verlaß mehr gewesen — genau so, als hätte es sich ein wenig zu viel zugemutet. Eines Nachmittags hatte Heino Dedekind, scheinbar unzufrieden mit sich und der Welt, im übrigen recht gleichgültig gegen den unschlüssigen Doktor Scheel, der mit einer kleinen Spritze hantierte, den Kopf eigensinnig zur Seite gelegt, Anna saß an seinem Bett und hielt seine Hand. Einmal sah er sie an, und sie neigte sich über sein Gesicht. Er streichelte unaussprechlich zärtlich ihre Hände, er schien über etwas lächeln zu wollen, aber er sagte nichts mehr.

29.

Nein — es war nicht sehr rühmlich und lebenstüchtig von Heino Dedekind gewesen.

Nun stand der Mai in seines Blühens Gloria.

Die Dedekinds waren wieder aufgescheucht worden, diesmal noch mehr als vor einigen Monaten durch den alten Adalbert, der ein alter Mann gewesen war; aber auch das hatte ihren empfindlichen Lebenswillen bedroht und sie tief verletzt und mißtrauisch gemacht. Ein jüngerer Mensch dieses festgeschlossenen Kreises war seit undenklichen Zeiten nicht aus ihm gewichen; bloß ein paar Kinder waren vor Jahren dahingegangen, die noch nicht allzufest in der Dedekindwelt gewurzelt hatten. Sie waren bestürzt. Sie hatten alle seine Noblesse geschätzt und geliebt, und er wäre einmal der reichste von ihnen gewesen; selbst Onkel Richard hatte viel für ihn übrig, jedenfalls am wenigsten an ihm auszusetzen gehabt, er war der artigste von den Neffen gewesen und immer untadelhaft entgegenkommend.

Die schwarzen Schleier der Damen hingen wieder schwer, schwer herab und stimmten die Fernerstehenden und die Gaffer ehrfurchtsvoll.

Die Generalkonsulin wirkte wie versteint

in ihrem majestätischen Schmerz; sie war im Herzen tief gebeugt und erschüttert; sie war nun wirklich eine alte Frau geworden, wohl um ihre beste und reinste Lebensfreude betrogen; sie würde, das stand von der ersten Stunde an bei ihr fest, niemals mehr eine helle Farbe an sich dulden, all ihr Geschmeide verschließen oder für ihre vielen Schützlinge und philanthropischen Stiftungen vertun und nur noch eine schwarze Witwenhaube tragen und vielleicht einige ihrer großen, dunkeln Perlen ... in ernster, schwerer, luft- und lichtabweisender Kette. Aber sie hielt sich aufrecht, so heiß ihre Tränen rannen, aufrecht vor den andern Dedekinds und vor der Menge ...

Wie lange war es her, daß man vor den prunkvollen Granitwänden mit ihren goldenen, zum Teil schon verblaßten Namen gestanden, niemand hätte es damals gedacht. Vetter Heino am wenigsten, so merkwürdig bewegt er für einige Augenblicke gewesen. Die stumpf verhüllten Zylinder der Herren senkten sich herab, Albrecht zwinkerte ein paarmal hastig mit den Augen; Philp nahm sein Einglas heraus, und Arthur, der gelegentlich schlechte Nerven hatte, schluchzte mehrmals hinten im Hals, daß das stolze, blühende Gesicht des Vetters Donatus noch starrer und gespannter wurde; ja, es tat auch Donatus furchtbar leid, er hatte sich Heino innerlich am meisten verwandt gefühlt in allen Lebens- und Geschmacksdingen, im ganzen edel-erlesenen und vornehmen Lebenszuschnitt. Alix Lüdeking stand schlank, blond und ernst nahe hinter ihm, was er bewegt und beglückt und stolzen Herzens fühlte. Ein paar Schaufeln Sand, und in den Dedekinds regte sich wieder unter aller Trauer die Erbitterung und das schreckhafte Mißtrauen. Martine klammerte sich krampfhaft an Türrschmidt, dessen honigblondes, allen Dedekinds unsympathisches Haar im Winde flatterte; dahinter, zwischen Fremden, gleichmütig Teilnehmenden, stand Lily Wichard mit weißem, seltsam müdem Gesicht, dessen untere Lider nervös zuckten, und mit üppigen, auch jetzt roten Lippen. Die kleine Gustel sah von all dem nichts, sie schnitt fürchterliche Grimassen, indem sie wild etwas mit den Zähnen zerbiß und die kurze Nase starr in die Luft steckte; sie sah Anna mit keinem Blick an, die nur einen Schritt vor ihr stand und völlig unbewegt war hinter dem Schleier, der sich zuletzt langsam, langsam zu Boden senkte.

Niemand wußte etwas von dem Zusammenhang der Dinge. Aber der war auch unbeträchtlich.

※ ※ ※

Zu Pfingsten, das diesmal zeitig kam, waren Gustel und Anna am Vormittag in Gliezen gewesen, das noch niemals so ausdauernd und stark geblüht hatte wie in diesem Jahr. Sie hatten auf der Terrasse gestanden, waren am See geschritten und hatten überall verweilt. Anna war schmaler geworden und in den Lippen farbloser, die dunkelgrauen Augen unter den schwarzen Bogen standen groß und herb in dem Gesicht. Sie wollte nun in wenigen Tagen nach München reisen; alles in ihr war gespannt und entschlossen, es lebte ein ungeduldiges Drängen, ein fast stürmisches Wollen in ihr fort. Es hatte sich endlich entschieden, daß die Siritza nicht nach Berlin kommen würde, sie würde in München bleiben. Alle Liebe und Leidenschaft strömte nun jählings aus ihrer Erstarrung dieser genialen Frau zu, die ihr von Anbeginn freundlich gesinnt gewesen und die ihr nun ein wenig helfen wollte; wie eine Schlafwandlerin schien sie des Weges begierig und fast gewiß — — enttäuscht und befreit, gereift und entbürgerlicht ... nun würde alles gebändigt werden, Leid und Leidenschaft, zu letztem, unbegreiflich fernem Ziel.

So glaubte sie.

Dann fuhren sie wieder heim. Das Dampferchen legte überall an und bevölkerte sich langsam. Anna sah festen Auges zurück. Dann war alles verschwunden.

Sie setzten sich ganz vorn an die Spitze des Bootes, wo nur ein dicker Herr mit blauem Sportgürtel um den Leib in der Sonne schlief.

Es war ausgemacht, daß Gustel in absehbarer Zeit Anna nach München nachkommen sollte. Sie hatten es beide der alten Johanne abgedrungen. „Nun bleib' ich vorläufig allein," brummte Gustel.

„Komm gleich mit."

„Ich möchte schon. Ich kenne ja das alles hier bis auf den letzten Rinnstein und Stuckengel."

„Mutter knurrt noch?"

„Ach, Mutter ist nicht ängstlich und kleinlaut." Sie zog ihren Flunsch. „Ich habe noch einiges fertig zu machen. Na ja — im Grunde graule ich mich auch, wie 'ne richtige Berliner Jöre; dadraußen mag es ja ganz nett sein, aber das Richtige — das Richtige liegt zwischen Königstor und Schöneberg. Also in fünf, sechs Wochen — vielleicht besuche ich dich vorher mal, um mich sanft dran zu gewöhnen."

„Ja, Gustel. Das ist ganz selbstverständlich, daß du mitkommst!" sagte Anna bestimmt. Und dann sahen sie beide stumm an dem dicken, schnarchenden Herrn, dessen blauer

Sportgürtel sich gewaltsam hob, vorbei auf das blitzende Wasser hinaus, das sich immer weiter hinter ihnen breitete, sonnig, ernst und schweigend.

Am Nachmittag darauf war Anna eine halbe Stunde in der Georgenkirchstraße. Sie war viele Monate lang nicht dort gewesen; ihre Reisen und andres Erleben hatten dazwischen gestanden. Man war einander fremder geworden, auch innerlich, und sie hatte sich ein paarmal Gedanken darüber gemacht.

Onkel Wittkopp drückte ihr stumm die Hand; auch der Gehilfe, ein alter Freund von ihm, der knabenhaft kleine Herr Sprute mit dem großen blassen Kindergesicht, ein Konventikler und Spiritist, der um die Geheimnisse des Jenseits wußte, trat aus seiner Scheu heraus: — „Das sind alles bloß schattenhafte Begebnisse, Fräulein Lindike; wir haben irdische Augen, die von Anfang und Ende wissen; es gibt andre Augen, die andres sehen und wissen!“ Anna wunderte sich über seine ruhige, feste Stimme, die ihm wohl die Überzeugung und die Pflicht zu gutem Wort gab, er war sonst scheu und schweigsam. Ach, alles war Glücks- und Friedensuchen, auch diese abseitige kindliche Weisheit! Onkel Wittkopp, der den andern sonst reden ließ und mehr naturwissenschaftlich dachte — er besaß eine alte Brehmausgabe — war ein wenig ungeduldig. „Laß, Sprute,“ sagte er kurz und schob den Kleinen weg, „das reicht hier nicht.“ Und er sprach selbst Anna noch einmal seine menschlich irdische Teilnahme aus, fast streng und väterlich, so wie er sie ihr mit steifen Buchstaben schon geschrieben hatte. Sie waren natürlich beim Begräbnis zur Stelle gewesen, er, mit langem, verlegnem Gehrock und rauhem, geradröhrigem Zylinder, und seine Tochter Irma, die einen älteren Kreppschleier phantastisch um ihren Hut geschlungen hatte, Vater Wittkopp hatte dafür gesorgt, daß sie immer ganz hinten und wenig sichtbar blieben; er wußte, wo er im Leben stand und vergab seinem Stolz und seiner alten anhänglichen Liebe zu Anna nichts; aber einen Händedruck hatte er doch mit ihr gewechselt, und auch ein langer, vornehmer Herr mit großem Einglas hatte Herrn Wittkopp die Hand geschüttelt und ihn leise einer schwer verschleierten Dame neben sich vorgestellt: „Das ist Annas Onkel, Herr Wittkopp,“ und die majestätische Dame hinter dem Schleierwall hatte den Kopf geneigt. „Das ist Philp ... das ist die Generalkonsulin, Heinos Mutter ...!“ hatte Irma hinter dem Vater geflüstert; der aber war stumm, den knorrigen Röhrenzylinder in der Hand, weitergeschritten. „Ach, Onkel Wittkopp“ ... hatte Anna unbeschreiblich traurig und vertraulich zu ihm gesagt, kein Wort weiter; das klang in ihm nach, daß er nichts mehr hörte und sah. Irma aber hatte am nächsten Tag Anna einen Besuch gemacht.

Und dann ging Anna auch noch zu Irma in die Landsberger Straße.

Nun war auch das getan. Allein und frei —

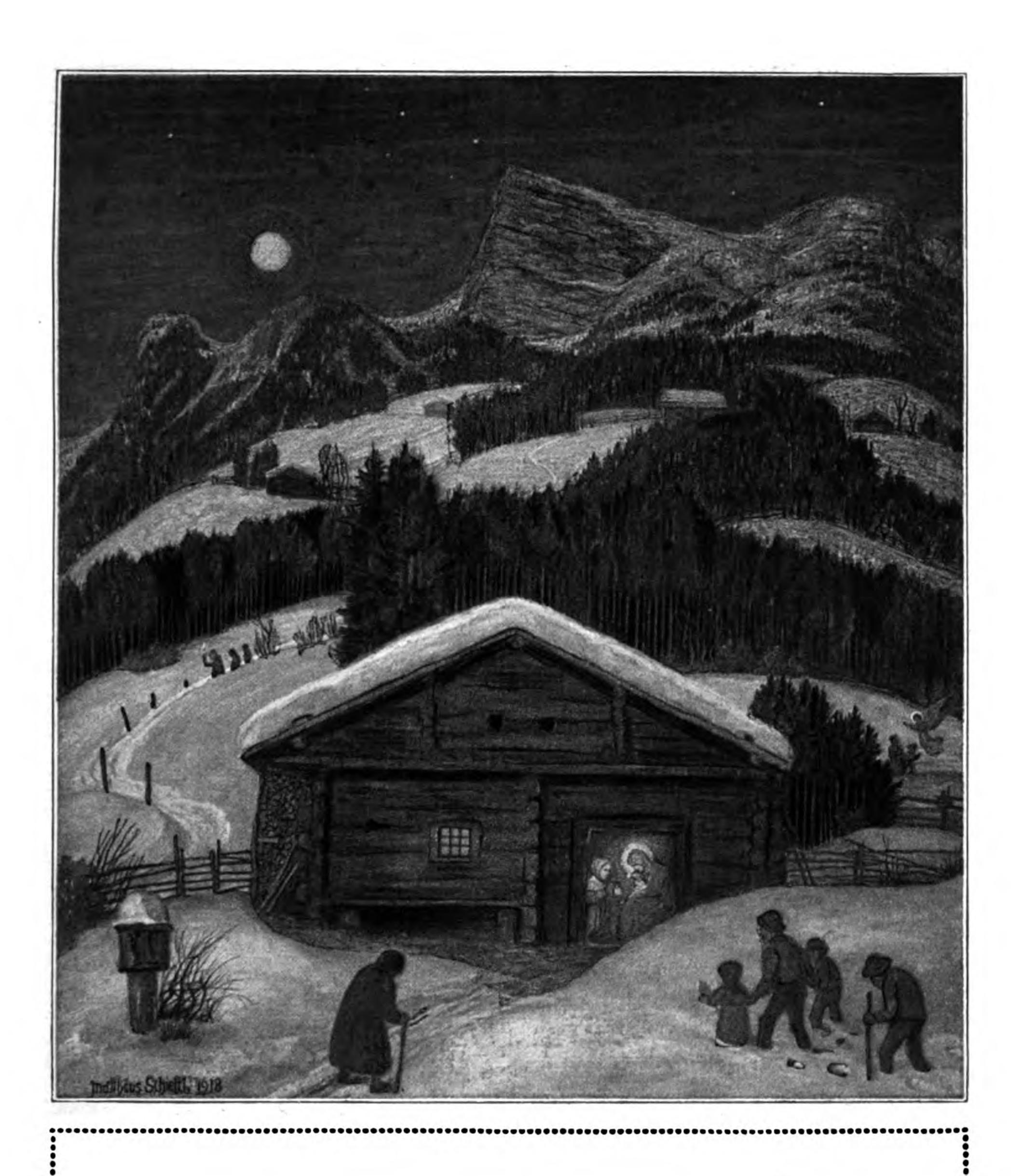
Sie nahm sich eine Droschke und fuhr zurück. Es widerstand ihr jetzt, sich in die Enge und den Menschendunst der Elektrischen zu zwängen. An der Potsdamer Brücke ließ sie in das Ufer einbiegen, dann in die Dörnbergstraße. Sie sah hinauf. Die Fenster standen weit offen, man war beim Räumen, der Balkon war blau von Blüten überschauert wie — damals; sie war mit Martine und Philp noch einige Male oben gewesen — Philp war rührend um sie besorgt und kam fast alle zwei Tage zu ihr und Gustel nach dem Gendarmenmarkt, um sie zu zerstreuen oder in seinem neuen eigelben rundlichen Auto, das wie eine alte Postchaise aussah, auszufahren. An einem der Fenster sah sie jetzt Rieke hantieren, steif und ernst — nein, sie konnte nicht wieder da hinauf gehen; sie lehnte das Gesicht zurück, und ihr Mund zitterte.

Glück, Glück? Nicht fragen! Niemand gab Antwort. Es war das schönste gewesen, das reichste und stärkste, holdeste und stillste in aller Unrast ... Weiter. Vorbei! Der Wagen rollte durch gleichgültige Straßen.

Peter Freyhan, der eigenwillige Schwabe, hatte sich bloß einmal in diesen Wochen blicken lassen. Nun hielt er sich fern. Gustel schalt auf ihn. Aber er hatte ja wohl immer triftige Gründe für sein Tun oder Nichttun, soweit ein Schwabe viel Gründe dazu braucht.

Anna stieg aus und ging in das tiefe Vorhaus hinein und dann durch den länglichen Garten auf das rote staubige Atelierhaus zu, dessen hohe Fenster bis zum vierten Stock blau getüncht waren vom Himmelslicht. Um diese Stunde würde sie Meister Freyhan treffen. Ihre Büste war nun schon lange fertig, einmal in Bronze, einmal in Marmor; der Stein hatte nach Gliezen kommen sollen, die Bronze in Heinos Zimmer. Nun würden wohl beide Stücke in Freyhans Atelier behaust bleiben müssen, denn die übrigen Dedekinds würden kaum Anspruch darauf erheben — vielleicht Martine oder Gustel. Sie selbst konnte damit nicht in der Welt umherfahren. Freyhan war ein langsamer Fertigmacher, er beeilte nie etwas im Leben; diesmal schien er noch weniger dazu geneigt gewesen zu sein.

Sie klopfte an der schweren Glastür, ein



Weihnacht im Zillertal
Gemälde von Prof. Matthäus Schiestl

Vorhang, der ein löcheriges Stück Rupfen war, schob sich zur Seite, und ein stahlgraues Auge und darüber ein schräg sitzendes Strohhütchen wurden sichtbar.

Freyhan öffnete und gab ihr die Hand.

„Stör' ich?"

„Nein." Er lüpfte das Hütchen zerstreut und schlug mit einem Zipfel seines Atelierkittels ein wenig Staub von dem einzigen brauchbaren Stuhl.

Anna ging umher, sie war jetzt immer etwas rastlos. Sie sah sich ihr Bildnis schweigend an, die Form erschien ihr wieder fremdartig nach dieser langen Pause in der Betrachtung. Merkwürdig — sie war nun dreimal in der Werkstatt anwesend: flimmernd weiß in Stein, in warmbraunem Erzton und lebendig blaß. Die beiden andern waren unheimlich, gespenstisch in ihrer gehaltenen Beseeltheit. Aber sie waren jünger, weicher — unentschlossner, so dünkte es sie. Nein — das da war sie wohl nicht mehr in jedem Zuge! Sie reckte sich unwillkürlich auf und hob den Kopf; sie wirkte schlanker in allen Linien, herber und bestimmter, man konnte sagen strenger, bloß die Lippen waren bis in die leicht beschatteten Winkel geheimnisvoll weich und reich geblieben, voll starken, sinnlichen, kühnen Lebens. Freyhan spähte zu ihr hin und bedauerte, daß er nicht noch einmal anfangen konnte.

Es standen noch andre Arbeiten herum, zum Teil abgedeckt. Auch der Brunnen in warmem, gelblichem Marmor für Gliezen war fast fertig. Meister Freyhan war fleißig gewesen; er war immer fleißig, gerade weil er niemals hastete. Die alte bunte Bauernuhr, die bloß einen Zeiger hatte, pendelte. Alles wie sonst, auch der fade Geruch nach feuchtem Ton und fettigem Plastilin.

„Ich gehe nun in einigen Tagen nach München," sagte Anna und blieb vor Freyhan stehen. „Gustel Dedekind will nachkommen. Sie ist in solchen Sachen nicht gerade behende; aber sie hat vermutlich ihre Gründe, denkt wohl auch an neue Anregungen; und daß man so gar nicht nach ihr fragt, das ärgert sie doch!"

„Ja, das gesteht keiner ein. Sie schon gar nicht. — Wie lange?"

Anna hob die weiche, breit abfallende Schulter. „Das weiß man nicht."

„Siritza."

„Natürlich. — Ich will singen — singen — nur noch singen, Meister Freyhan!" sagte sie leise und leidenschaftlich und sah ihn groß und brennend an. Sie spreizte die weißen, kräftigen, schlanken Mädchenhände und ballte sie wieder. „Nun will ich — will ich — nur noch das eine! — Und nun kann ich auch, nun werde ich es können, Meister Freyhan — — vielleicht auch das letzte, das ich niemals gewagt, an das ich kaum gedacht habe oder bloß verschwiegen und sehnsüchtig, vor dem ich mich gefürchtet habe. Nun kann ich aus mir heraus — nun gehöre ich zu alle dem nicht mehr; auch nicht mehr zu mir selbst! Verstehen Sie das? Ganz frei und ohne Scham mehr, wie ein Kindwesen durch Pein und Schläge gereizt und außer sich wird — singen und zwingen, nun kann ich es wohl."

Moritz Freyhan stand hager im Schmucke seines spitzen, schrägen Hütchens, das sein linkes Auge beschattete, da und betrachtete den staubigen Stahlmeißel in seiner Hand. „Ja, Sie werden es wohl können, Anna Lindike. Ich glaube das auch."

Ihr Auge wuchs noch und wurde hell und hart; jeder Zug in ihrem Gesicht schien von innen beherrscht.

„So wird alles zum Stachel und zur Kandare," meinte Freyhan, „wenn man der Kerl danach ist. Man kommt schließlich immer zu seiner Aufgabe — auch wenn man sich — Zeit dazu gelassen hat!" sagte er dunkel und böse.

„Sie sollen so nicht sprechen!"

„Warum nicht? Es ist gut, wenn es ganz weh tut, das wissen Sie nun. Und wenn man klar sieht. Er war ein sehr feiner, liebenswerter Herr, natürlich. Ich habe ihn herzlich gern gehabt . . ." Freyhan rückte zwecklos an dem Hütchen und brach ab.

„Sie sollen nicht so sprechen!" sagte Anna erbebend und leidenschaftlich, ohne jedes Verbergen. „Ich habe ihn lieb — unaussprechlich lieb gehabt!"

„Ja, Leute wie Sie treiben das ernsthaft!"

Der feine Stahlmeißel klirrte auf den Asphaltboden und rollte zur Seite. Freyhan bückte sich nicht danach.

„Ich muß nun gehen," sagte Anna. „Leben Sie wohl, Meister Freyhan."

„Ich komme vielleicht auch bald nach München. Das gefällt mir hier schon lange nicht in diesem hastigen, frechen Schusternest," sagte er rasch und merkwürdig schroff, fast zänkisch.

Doch sie antwortete nicht, ihr schöner Mund schloß sich herb, und ihre Augen sahen ihn fremd und kühl an.

Da küßte er hart ihre Hand, mit einem dumpfen Laut in der Kehle, der wie ein Lachen klang. Und dann ging sie.

Nun war es wieder still in dem Atelier. Man hörte den Kalk an der kahlen Wand rieseln und mitunter den Sand auf dem Steinboden knirschen, obwohl sich kein Fuß bewegte.

Freyhan stand steif und rot in seiner Werk-

statt und schob den grünen Strohhut, als wäre es ihm zu heiß, weit hinter auf den Haarwirbel. ‚Schuft!‘ sagte er plötzlich tobsüchtig zu sich selber und sah dann böse zu den beiden Büsten hin. Selbst wenn er den Stein zerschlagen könnte, die Bronze würde auch er mit seiner Bärenkraft nicht entzweikriegen. Übrigens waren sie bezahlt. — Er rollte wild mit den Augen, und dann ging er mit langsamem, hartem Schritt zu der Bronzebüste, die den wärmeren Ton hatte, hinüber, betrachtete sie scharf und feindselig — — ‚nein, das ist alles stumpf und tot, voll eitler, lächerlicher, hundeschnäuziger Formenmätzchen!‘ dachte er ingrimmig, und dann legte er ächzend die Stirn auf die Platte der Drehscheibe und hätte heulen können, wie ein wütender Hund an der Kette. —

Anna war rasch fortgegangen, aber sie nahm ihren Weg nicht wieder am Ufer hin, das tat zu weh. Es trieb sie in die lauten Straßen hinein. Sie wollte gehen, sich bewegen, Lärm und Chaos um sich haben und den Menschen nahe sein.

Sollte sie auch Tüllcke noch einmal die Hand geben? Heino hatte viel von ihm gehalten, er war sein Freund gewesen, soweit Heino diesen Namen jemandem gegeben hatte. Auch Tüllcke hatte ihr mit seiner kleinen, schnörkelfrohen Handschrift einen Brief geschrieben, er hatte wohl geraume Zeit daran gesessen, denn das Schriftliche, wie sie von Heino wußte, lag ihm nicht, an dem war er schon als Student gescheitert; der lange Brief war erst nach Wochen angekommen, und darin hatte das Allgemeine das Besondere beträchtlich überwogen, als hätte der Schreiber von keinem Gedanken loskommen können, den er flüchtig hatte anschlagen wollen oder der ihm in die Quere gelaufen war.

Anna schüttelte den Kopf — nichts mehr. Auch Tüllcke und sein fahler, spinnefingeriger Gehilfe Pinnebohm waren Vergangenheit. Sie wollte dem heiter gefaßten und abseitig gefestigten Antiquarius ebenfalls schreiben und ihm in dieser Form danken.

So ging sie weiter, und das bunte, heiße, stürmische Leben umfing sie und trug sie heim.

30.

An einem gewissen Tage im letzten Drittel des Mai waren die Vettern bei Philp zu Tische versammelt. Er hatte sie zu sich gebeten. Auch Albrecht und Paul waren auf eine Stunde gekommen.

Es ging anfangs ziemlich steif zu, denn man beobachtete Philp nebenbei auch verstohlen, den die Vettern heute zum erstenmal als Wirt in diesem Ausmaß kennen lernten. Lutze, mit dem betrübten Seehundskopf, bediente; es war noch alles beim alten geblieben in dem Haus, denn Philp war bedachtsam in seinen Plänen, er hatte nie etwas überstürzt.

Philps Wunsch war es gewesen, daß die Vettern heut unter sich blieben, ähnlich so, wie man in allen diesen Jahren an diesem Tage mit einer kleinen meist scherzhaften Gabe zu Heino gekommen war und dann bei ihm gefrühstückt hatte; so war es auch noch vorm Jahr gewesen. Albrecht, der eigentlich dem älteren Dedekindkreise näher stand, und auch Paul, hatte man heute nicht umgehen wollen.

Es gab ein gutes Mahl und vortreffliche Weine. Die Herren waren in Gehröcken erschienen, mit schmalen, langen, schwarzen Schlipsen, in denen länglich blinkende Perltropfen steckten, dieser matte Schimmer und die blendendweiße Wäsche milderten den Ernst und die anfängliche Zurückhaltung der Gestalten. Albrecht seufzte öfter und gab sich bald lebhafter als die andern, denn seine joviale Beweglichkeit, sein immer reger Tätigkeitstrieb fühlten sich schließlich doch bedrückt durch diese Gemessenheit. Du lieber Gott, man war doch unter sich, das war Philp, das waren Arthur, Donatus, die das Leben sonst nicht allzu schwer und feierlich nahmen, ja, ja, ja, der arme Kerl, — entsetzlich; er fehlte auch ihm mächtig in der Fabrik; es war durch ihn immer etwas Feines, Lächelndes, Vornehm-Neutrales, Entspannendes um einen gewesen, das einen zu Aufblicken, zu einem Atemholen und Scherzen veranlaßte; und man hatte manches kluge Wort miteinander gewechselt, ein Feiertagsmensch mitten im Alltag und Betrieb — — ach ja!

Beim Braten, als Philp den dunkel livrierten Lutze durch einen schrägen Pupillenwink aus dem riesigen Eßzimmer gescheucht hatte, erhob sich der Gastgeber und sprach ein paar schlichte, herzliche Worte, worauf sich auch die andern erhoben und still ihre Gläser leerten. Philp hatte beim Sprechen wieder sehr an seinen Vater erinnert, in der Haltung, im Klang der Stimme, in gewissen Wendungen; es war sogar Arthur aufgefallen, der ein paarmal neugierig und beunruhigt zu ihm hingeblickt hatte.

Nach dem Essen dann nahmen die Herren im Rauchzimmer unter Onkel Adalberts alten, dunklen Bildern Platz. Bloß Albrecht, der sich nach längerem Sitzen, besonders nach dem Essen, gern bewegte, lief mit einer großen Zigarre in der Hand umher, nippte dazwischen an seinem Kognakglas, seufzte behaglich, wobei er die Schultern flüchtig hob, und betrachtete wieder mal die Bilder und die alten, schweren, flämischen Schränke

— prachtvoll, prachtvoll! der alte Adalbert hatte immer eine geschickte und glückliche Hand gehabt — ach ja! Man sprach von Heino, von seinem Nachlaß an Bildern und Büchern; auch von Gliezen, das seine Mutter unter keinen Umständen hergeben wollte, sie spräche mitunter von einem Witwensitz — Albrecht, der selbst ein wenig an einen Erwerb von Gliezen für sich und seine Kinder gedacht hatte (man würde als naher Verwandter natürlich keinen Liebhaberpreis dafür zahlen), zuckte jetzt wieder stumm die Achseln zu Tante Hedwigs Plänen: eine Marotte, sie würde sich schwerlich mit einemmal für den Rest ihrer Tage da draußen vergraben wollen — indes Albrecht war nicht boshaft, dazu hatte er zu wenig Zeit, er lachte bloß mal mit raschem Hinsehen. Und er sprach gleich darauf von Geschäftlichem und von Politik mit Paul, der wieder, wie stets nach dem geringsten Weingenuß, rote Flecke im Gesicht zeigte, im übrigen aber sehr stolz war und sich plötzlich gern einmal zierlich und steif wie ein Pfauhahn aufreckte; denn seine Gattin Helene mit dem Suleikascharm hatte ihn im Winter endlich mit einem erstaunlich kräftigen Sohn beschenkt, mit einem Kronprinzen — jahaa, bislang waren bloß drei etwas mickrige Mädchen, die ihm fabelhaft ähnlich sahen, seinem Ehebund entsprossen. Auch Albrecht schien die neue Würde Pauls anzuerkennen, ließ sich ohne ein Zeichen von Ungeduld zwischen ernsteren Themen zwei Minuten lang von diesem Sohne erzählen; die beiden hatten stets voreinander einen gewissen sachlichen Respekt, namentlich Paul vor Albrecht. Sie waren auch die ersten, die sich gemeinsam empfahlen.

„Es war nett von dir, Philp. Wir werden ihn noch lange vermissen," sagte Albrecht. „Wir haben ihn alle sehr lieb gehabt. Er war in seiner Art ein — seltner Mensch, fast zu fein, zu erlesen! Ich bin dafür, daß wir an diesem Tage festhalten, was meint ihr? jedesmal bei einem von uns zusammenkommen. Man muß zusammenhalten! — — Na Wiedersehen." Damit ging der Kommerzien- und unbesoldete Stadtrat Dr. Albrecht Dedekind kurz und stämmig mit seiner lockern Jovialität davon. Paul folgte ihm nicht ohne Selbstgefühl, aber nervös und hastig wie immer; Albrecht konnte ihn bis zur Voßstraße in seinem Wagen mitnehmen, Vater Richard gab das eine Auto, das man in der Voßstraße zur Verfügung hatte, fast niemals zu Privatzwecken her.

Die drei jüngeren Vettern blieben noch eine Weile beisammen.

Philp ließ mit Arthurs schweigender Billigung noch etwas von Vaterns altem Portwein kommen, und da fand sich auch Arthur jetzt bald in sein altes vetterliches Verhältnis zu dem langen Philp zurück. Arthur erzählte beim dritten Glase, mit etwas rotem Kopf, ziemlich spontan, daß er Emmi neulich mit — mit diesem Kerl gesehen habe. Es habe ihm gar nichts ausgemacht. Gar nichts! Er wäre steif und starr an ihnen vorübergegangen. — „Na prost, alter Philp," sagte er beim vierten Glase. — „Wie fühlst du dich so als eigner Herr und Krösus?"

„O leidlich, bester Arthur. Nimm noch eine Zigarre. Und wie wäre es mit einer Tasse Kaffee?" fragte Philp sorglich.

„Angenommen. Ja — was treibst du so eigentlich? Man sieht dich nicht allzu häufig. Eigentlich seltner als früher — naja, besuchtest auch mehr unsere Damen, hast sie alle höllisch verwöhnt. — Hast du etwa selbst so was Liebliches vor, mein Sohn?"

„Noch nicht, Arthur. Es ist vorher noch etliches abzuwickeln. Vater war in der Stille doch noch an diesem und jenem beteiligt; und dann die Grundstücke. Man muß sich einarbeiten und mancherlei konferieren bei dieser veränderten Sachlage."

„Sehr veränderte Sachlage, Philp!"

„Es muß gemacht werden."

„Und der Klub? Und Paap — und — —" fragte Arthur und trank den starken Kaffee, der ihn belebte und kräftigte.

Philp bewegte sanft die Lider. „Kam in letzter Zeit leider auch nicht ganz regelmäßig in den Klub," sagte er nach einer Weile, die langen Beine bedächtig übereinander schlagend. „Es gab da verschiedenes andre, auch Verpflichtungen, allerlei Leute, die mit Vaterns Angelegenheiten zusammenhingen — war unvermeidlich."

„Sieh mal. Natürlich. Und du zählst jetzt als Nummer, Philp."

„Auch Paap hatte manches vor, das ihn ganz persönlich — sehr persönlich anging und zu dem er mich gern heranzog. Es sind da übrigens im Klub einige unruhige Leute aufgetaucht — ich sagte's schon; gefallen mir nicht gerade sehr; auch Paap meint —"

„War doch immer sehr nett bei euch, hatte tadellose Höhe und Form. Tut ihr Buße?"

„Nein, nicht gerade das. Kann es nicht so nennen, Arthur. Bin niemals ein Spielverderber gewesen."

„Ich dachte eigentlich daran, mich bei euch aufnehmen zu lassen. Man ist sozusagen wieder einsamer geworden und so; Einspänner; da sucht man eine gewisse Rückendeckung."

„Steh' dir nach wie vor gern zur Verfügung, mein lieber Arthur. Und auch Paap wird zu haben sein."

„Nett von euch. Und was hast du sonst noch vor, du Herr des Lebens?“

„Pläne?“ — Philp hob die Zigarre zum Mund und sah vor sich hin. „Sie stehen noch dahin. Das will neben dem andern, das mich noch in Anspruch nimmt, reiflich bedacht sein.“

„Sososo . . .!“

„Ja, lieber Arthur,“ sagte Philp mit einem schärferen Blick durch das Glas und streifte die Zigarrenasche ab. Dann fuhr er fort: „—Paap wird sich da übrigens wohl — hat auch mich überrascht, aber es spielt eigentlich schon länger — wird sich da doch wohl in absehbarer Zeit sozusagen ein bißchen einschirren, geht wenigstens nicht ganz leichtfertig mit dem Gedanken um — allerliebste kleine, gescheite Frau, würde zu Paap passen, ein bißchen — bißchen wie Lily Wichard, nicht ganz mein Typ, zu seidenhaft, übrigens sind zwei nette blonde Kinder da — Witwe. Nicht eigentlich viel Geld. Es liegt alles noch in naher oder näherer Zukunft . . . aber es hat mich in einem Seelenwinkel, ihr werdet den Ausdruck nicht unbillig finden, berührt, würde mir leid tun einerseits. — Wie gesagt, es gibt da für mich noch etliches zu ordnen in Vaterns Sachen, und ich war in solchen Dingen immer merkwürdig genau, ich kann sagen: ordentlich — habe selber immer, auch in fatalen Zeiten, richtig ‚Buch‘ geführt — eine Schwäche, Pedanterie, kleine, dolose Leidenschaft und erbliche Belastung. Und wenn man da nun so gewissermaßen alles in der Hand hat — — danke, lieber Lutze, wir brauchen Sie nicht mehr. Um fünf den Wagen.“

Donatus, dessen Haltung seit dem glücklich gelösten oder einer erfreulichen Lösung doch sehr nahen Lüdeking-Problem noch stolzer und hochmütiger geworden war, hörte stumm zu. Er redete gewiß noch immer gern, rasch und fließend und gelegentlich auch vertraulich, aber er liebte es neuerdings, sich mehr abwartend zu geben, mit einer verbindlichen, wohl dem Großindustriellenstil entnommenen Reserve, den nunmehr anzustreben er für seine ernste und pflichtgemäße Aufgabe zu halten schien.

Jetzt legte er die weißen Hände mit den Fingerspitzen aneinander und räusperte sich leicht.

„Ich finde auch, man muß sich einmal arrangieren, Kinder. Das ist in der Tat meine sehr ernste Ansicht. Man wird älter. Wir konnten uns reichlich Zeit dazu lassen und haben es getan — denn schließlich ist es unsereinem doch erlaubt, wählerisch zu sein für seinen Lebenskreis, man hat nicht bloß ein Prestige zu wahren, sondern auch — sagen wir rund und tönend eine kulturelle Aufgabe zu erfüllen; man hat nicht bloß Anspruch auf — man hat meines Erachtens auch die P f l i c h t zur höchst erreichbaren Höhe. Da ist die Entscheidung schwer und das instinktive und vielleicht intuitive Zögern berechtigt. Aber einmal und endlich muß man natürlich zur Initiative kommen und den entscheidenden Schritt tun. Leute unseres Formats —“

Philp kreuzte ernst die langen Beine anders, und Donatus blinkte ein paarmal nervös mit den Lidern und räusperte sich wieder trocken. „Wie bitte? Nun schön, wir sind vielleicht in dem Punkt verschiedener Ansicht. Ich respektiere die deinige. — Du wirst dich nun wohl, wie ich annehme, in absehbarer Zeit für die Landwirtschaft größeren Stils entscheiden; sie wird dir gut stehen, lieber Junge . . .“

„Nicht ganz unmöglich. Ich habe einige praktische Erfahrungen gesammelt. Und man sehnt sich ja wohl, darin möchte ich dir beistimmen, allmählich und notgedrungen nach einem einigermaßen brauchbaren, dauerhaft umzäunten und nicht allzu engen Laufkreis. Muß auch sagen, die Mahnung, die uns Vetter Heino gab, war etwas — etwas frostig und streng . . . Man wird sehen. Wir haben äußerste Verpflichtungen —?“ — Philp sah unerschüttert zu Boden. „Ein etwas großes Wort, Donatus. Mehr parabolisch gemeint — wie? als liebliches Gleichnis. Habe eigentlich nicht viel davon in mir gespürt, wenn ich ehrlich sein soll, was meinst du? Ich war immer mehr nüchternen Sinnes und ließ mir den Blick keinesfalls und auch ausnahmsweise bloß unerheblich trüben. Wenn ich so sehe, was Vater geschafft hat, ich stehe mir in seinen Stiefeln gewissermaßen selber gegenüber — wird es mir fast noch klarer. Begreiflich alles — zugegeben, Donatus, sehr begreiflich, denn es lag ja nicht bloß an uns, jeder ist von seinen Penaten abhängig, jeder ist auch ‚Opfer‘! — —: die jungen Dedekinds — ich habe beileibe nichts gegen sie, o keineswegs, Donatus, und es gibt ja auch noch andre aus gleicher und ähnlicher Schüssel, sogar hervorragende hier und dort und an vielen Stellen — die jungen Dedekinds, sag' ich — sie fanden an jedem Morgen ein goldenes Ei auf dem Tisch, und das machte sie wohl ein bißchen — ein bißchen vertrauensselig und genügsam vor dem Leben und nun — ja vor s e i n e n Verpflichtungen, um es so zu nennen. Was meinst du?“

Donatus wurde flüchtig rot und blinkte wieder nervös mit den blonden Wimpern. Der gute Philp hatte immer eine gewisse

unzeitgemäße Art gehabt, seine väterlichen, billigen und abgeschmackten Lebenserfahrungen auf den Tisch zu legen — sehr komisch und merkwürdig; nun sprach er fast so wie sein Alter, als hätte er nicht bloß dessen Geld, sondern auch seine plüschenen Bürgerpantoffeln geerbt und sich angezogen und dabei ein Damaskus erlebt. Es gab unzweifelhaft auch noch andre Standpunkte, die einen weiteren Ausblick gewährten und gebieterisch verlangten. Donatus schwieg hochmütig und ablehnend.

Arthur aber machte ein ernstes, fast zorniges Gesicht, er war bei einem sehr vorgeschrittenen Glase. „Ach was, mein lieber Philp," sagte er mit äußerster Bestimmtheit aus der Tiefe seiner Überzeugung. „Das wird immer so sein, solange es Vermögen und Besitz in den Familien gibt, und die sind das Fundament der Welt. — — Hauptsache ist die richtige, niemals kleinlaute Gesinnung. Und daß der Besitz sich stabiliert! — —". Seine Ohren waren sehr rot, und der neben den beiden langen Vettern kleine Dr. jur. Arthur Dedekind, Referendar a. D., reckte den Oberkörper kerzengerade.

Im Eßzimmer nebenan schlug plötzlich dröhnend und mahnend die gewaltige Kastenuhr. Danach wurde es still in dem behaglichen Raum unter den gut riechenden Rauchwolken, welche die drei späteren Dedekinds in die Luft bliesen; und in dem alten, kostbaren Getäfel der Wände knisterte es unheimlich und geheimnisvoll.

⌘ ⌘ ⌘

Wenige Minuten bevor der Münchener Zug aus der Halle fuhr, kam Martine Dedekind mit Türrschmidt den Bahnsteig entlanggeflattert, erhitzt und eifrig spähend, denn Anna lehnte schon am Treppenfenster des Wagens, und unten stand Gustel.

„Ich fürchtete schon, wir kämen zu spät, Heinrich hat wieder getrödelt!" sagte Martine atemlos.

„Getrödelt. Das nennt sie trödeln," sagte Türrschmidt entrüstet. „Es war mir was eingefallen nach der Stunde. Getrödelt!"

„Doch, Heinrich. Man muß sich auch einmal losreißen können. Gott sei Dank, daß wir dich noch erreichten. Es wäre mir sehr schmerzlich gewesen, Anna!" Sie hob ihren großen Strauß herrlicher Nelken empor. Anna öffnete noch einmal die Tür und kam bis zur ersten Stufe herab, obwohl der Zugführer sorgenvoll und streng blickte und sein gebieterisch herzliches „Bitte, Platz nehmen!" noch stärker dehnte.

„Ich danke dir, Martine!" sagte Anna und streichelte ihre Hände. Türrschmidt trabte nervös vor dem Fenster umher, als hätte er selbst Reisefieber. „Ja — ja — Kinder! Ich möchte gleich mitgondeln, so wie ich da bin! München — o Gott! Wollen wir einsteigen, Martine und ausrücken — wenigstens ein Stück weit bis — bis —"

„Das geht doch nicht, mein Junge! Aber auch ich führe gern noch eine Strecke mit dir, Anna!" sagte sie eifrig. Die blickte auf die beiden kleinen Menschen nieder, Martine sah zart und blühend aus in dem schwarzen Jackenkleid.

„Du schreibst uns, Anna! Du vergißt uns nicht. Du gehörst doch nur zu uns!"

Anna schüttelte mit einem Lächeln den Kopf.

„Doch Anna! Zu uns beiden!" Martine wies temperamentvoll auf sich und Türrschmidt, der bereits mit dem weichen, grauen Filzhut winkte und sich dabei Kühlung fächelte.

Da beugte sich Anna rasch nieder und küßte sie fest und zärtlich auf Wange und Mund. „Leb' wohl, kleine Schwester, und auf Wiedersehen!" Diese zarte Martine war auch ein wenig aus jenem Kreise gewichen, und das bekam ihr wohl gut! Und nun wurden die letzten Türen stürmisch zugeschlagen, Fenster klapperten herab, auch Anna trat in den Wagen zurück und beugte sich noch einmal, die Hände ausstreckend, tief herab.

„Du wirst es bestimmt erreichen, Anna — alles, was du willst!" rief Martine mit gläubig erregter Stimme. „Ich sehe es dir an! Ich wußt' es eigentlich immer — — auch Heinrich —" Der schrie: „Evviva — evviva!" und lief schon vor Martine neben dem gleitenden Zuge her, und Gustel beschloß stumm trabend das Geleite.

Der Zug glitt schneller und weicher, Wagen um Wagen rauschte vorüber, weiße Tücher flatterten an allen Fenstern, als wäre der ganze Zug bewimpelt, und vorn machte sein Kopf, grell von der Sonne beschienen, schon einen Bogen. Da wurde es plötzlich leer und melancholisch nüchtern in der Halle; man stand und schaute noch, winkte noch einmal stürmischer, wie in einem Finale, und steckte dann verlegen und entschlossen die Tücher ein, als fühlte man sich überflüssig hier, so daß die Augen scheuer blickten. Nur Heinrich Türrschmidt war heiter-zerstreut und gespannt und summte ein merkwürdiges Motiv, das eben beim Anrollen der Räder, während er mit langen Schritten nebenher sprang, in ihm mitgetönt hatte.

Dort vorn flimmerten in der Sonne, winzig klein, noch ein paar Wagen des Zuges. Dann verschwanden auch sie im Geheimnis der Ferne . . .

Altberliner Kunst und Geselligkeit

Von Dr. Max Osborn

Wenn der Berliner sich heute mit besonderer Liebe in die Zeit vor hundert Jahren versenkt, so ist das mehr als eine Freude an historischer Erinnerung und an Betrachtung der eigenen Vergangenheit. Die Beschäftigung mit dieser Epoche begann vor etwa 25 Jahren, da man, aus der Entfernung von zwei Menschenaltern, das Biedermeiertum der zwanziger und dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts anders anzusehen begann als vorher. Die Zeit des großen Aufschwungs hatte jener Ära der preußischen Bescheidenheit keine besondere Beachtung geschenkt; sie behandelte sie etwa wie einen armen Verwandten, an den man nicht gern erinnert wird. Das kaiserliche Berlin, das zu weltstädtischen Ehren aufstieg, legte keinen Wert darauf, zu betonen, daß es erst kurz vorher noch eine norddeutsche Königsresidenz von höchst sauberer, aber auch ärmlicher Korrektheit gewesen. Alles, was damals geschah, was gemalt und gebaut worden, erschien überwunden und altväterisch. Aber wie es immer geht: mit der Entfernung von jenem Zeitabschnitt wuchs das Interesse für ihn. Kinder pflegen sich mit ihren Großeltern besser zu verstehen als mit ihren Eltern; darin spiegelt sich ein tiefes Naturgesetz. Und die Menschen einer Generation sehen zu dem vorvergangenen Geschlecht mit mehr Neigung hinüber als zu ihren unmittelbaren Vorgängern.

So entstand um die Jahrhundertwende die neue Sympathie der Berliner und der Deutschen überhaupt für die Zeit des Vormärz. Hinzu kam die Wirkung der reinigenden Kunstbewegung, die damals über ganz Europa fegte. Mit dem Überdruß an dem verwilderten Geschmack, den die Epoche des Maschinentums und des Materialismus über uns gebracht hatte, blühte ein neues Verständnis für die letzten Ausläufer der künstlerischen Arbeit auf, die ihre Wurzeln noch in den gesunden Boden des Handwerks senkte und aus einer inzwischen verloren gegangenen Einheit des Lebensgefühls hervorgegangen war. In ausgesprochenem Gegensatz zu dem Pomp und den lauten Phrasen, die sich in der allzu schnell herangewachsenen, jungen Reichshauptstadt breit gemacht hatten, suchte man sich wieder im Sinne der einfacheren, zweckgemäßeren und traulicheren Kunstanschauung zu orientieren, die von solchen Auswüchsen noch nichts wußte. Es war ohne Zweifel auch damals schon ein Herzensverhältnis, das uns mit der Kunst und Kultur der Zeit nach den Freiheitskriegen verband. Die Forschung überdies fühlte sich durch den Jahrhundertwechsel retrospektiv aufgelegt. Sie überprüfte



Fräulein Timm. Zeichnung von Lange (Sammlung Zoellner, Berlin)



Die kleine Timm mit ihrem Bruder, dem späteren General Timm. Gemälde von Franz Krüger. (Sammlung Zoellner, Berlin)

den abgeschlossenen Verlauf seit der Herrschaft des Klassizismus und fand mit Entdeckerfreude, daß unendlich vieles sich den Blicken entzogen hatte, was der Beachtung höchst würdig war.

Aus allen diesen Gedankengängen erwuchs die neue Würdigung der vergessenen und versteckten Schätze, die unser Volk einst aufgestapelt und die man allzulange ungenutzt gelassen hatte. Die Schriftsteller erfanden Biedermeiergeschichten. Die Familien holten ihren alten Hausrat wieder hervor, den sie mitleidig oder verächtlich in die Rumpelkammer gesteckt hatten. Die Möbelhändler kauften alte Einrichtungen auf, kopierten Muster aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. und entwickelten aus ihren Prinzipien, modernisierend, einen Stil des Kunstgewerbes und der Innendekoration, der an die Vergangenheit anknüpfen wollte. Die öffentlichen Galerien legten Sammlungen von Gemälden und Bildwerken jener Epoche an. Die Literaturgeschichte veranstaltete Neuausgaben von Erinnerungsbüchern, in denen sich das Wesen des Vormärz spiegelte. Kurz, auf der ganzen Linie ergriffen wir wieder Besitz von der feinen Schönheit und dem reifen Geschmack, die sich in jenen zurückliegenden Dezennien bargen.

Das war sehr ernst gemeint. Aber es war doch zum guten Teil auch ein Spiel des geschichtlichen Sinnes und eine etwas äußerliche Beschäftigung mit den Gegensätzen zwischen vormals und damals. Daher kam es auch zu den Ausartungen der neuen Geschmacksrichtung: zu der unerträglichen Biedermeierei, die eine Zeitlang alles zu beherrschen schien. Es ging im Grunde, wie wir heute erkennen, mehr um die Schale als um den Kern, mehr um ein mit sanfter Sentimentalität gemischtes Kokettieren als um ein tiefes Verstehen.

Da kam die große Umwälzung. Es kam der Krieg, es kam die Niederlage und die Revolution, es kam die große Verarmung. Berlin hatte an dem deutschen Aufstieg wie keine andere Stadt teilgenommen. Jetzt schien das Unglück, das über unser Land und



Musikabend bei Bettina von Arnim
(Mit Erlaubnis des Propyläenverlages, Berlin)



Geheimsekretär Timm
(Sammlung Zoellner, Berlin)

aber durchaus noch kein Grund zur Verzweiflung. Daß „Reichtum nicht schändet“, kann für eine Volksgemeinschaft noch mehr als für den einzelnen stimmen — ein Glück schlechthin aber ist der Reichtum auch für sie noch nicht. So wundervoll, das ward nun besondes deutlich, war das erstaunliche Berlin vor dem Kriege, in dem wir zwischen lauter Hypertrophien einherwandelten, durchaus nicht, daß seine Erhaltung an Haupt und Gliedern unter allen Umständen zu wünschen wäre. Wenn nun das Überhitzte, Monströse, Rastlose, Jagende und Raffende des Berliner Stadtlebens, dem sich das individuelle Leben immer weniger entziehen konnte, aufhören würde — war das so schlimm? O nein, im Gegenteil! Jetzt könnte das Gewitter, das heraufgezogen war, den Schlamm wegspülen und die Stickluft reinigen, die uns beklommen gemacht hatte. Das war mehr als eine tröstliche Aussicht, es konnte der Anfang einer Zeitwende zum Besseren werden. Und nur die eine Sorge beschäftigte uns: ob auch wirklich der Wetterumschlag tief genug in die Seele der Stadt hinein wirken würde.

Aus der Hülle der großen Aufplusterung schälte sich nun nicht als Objekt historischer Betrachtung, sondern als Beispiel und ethische Forderung das „eigentliche Berlin“ heraus, das mit jenem äußerlichen Behang im Grunde nichts zu tun hatte; das eine Stadt der solidesten Arbeit, der Gewissenhaftigkeit, der Ordnung und der Energie ist; das aus herbem, norddeutschem Wesen ein Volk hereinbrach, nirgends sichtbareren Ausdruck zu finden als in dem Verfall des Reichszentrums und seiner gesamten Lebensorganisation. Im ersten Augenblick war man verwirrt und ratlos. Doch allmählich brach sich die Erkenntnis Bahn, daß gerade aus dem Unheil eine neue, bessere Formung unseres Lebens, eine große Reinigung und Läuterung erwachsen könnte. Ohne daß man sich billigen Trost zimmerte, wandte man sich der Hoffnung zu, die über alle Zertrümmerung hinweg am Horizont aufleuchtete. Man fühlte: gewiß, wir werden ärmer sein an äußeren Gütern. Ohne Zweifel eine unangenehme Aussicht,



Eine Ecke des Biedermeierzimmers im Hause der Frau Geh.-Rat Zoellner, Berlin



König Friedrich Wilhelm III. Gemälde von Franz Krüger. (Sammlung Zoellner, Berlin)

Volkstum von eigenem Umriß erzeugte und ein Symbol ward für die besten Eigenschaften des Preußentums. Des Preußentums — es ist wohl heute nicht modern, von diesem Begriff Gutes zu sagen, aber gerade in der Verwilderung unserer Tage werden wir nicht vergessen, was die staatenbildende Kraft und der Pflichtgedanke dieses merkwürdigen Gebildes für Deutschland geleistet haben. Das kaiserliche Berlin war traditionslos, war sprunghaft gediehen, war ein Agglomerat, kein Stadtindividuum, beklebte sich mit häßlichen Bauten und sinnlosen Denkmälern, entwickelte eine protzige und plutokratische Geselligkeit. Das „eigentliche" Berlin war aus dem märkischen Boden gewachsen, hatte Überlieferung und logische Entwicklung, hatte eine Seele und ein charakteristisches Antlitz.

Wenn uns der Zwang der Zeitläufte nun auf ein Berlin verwies, dem diese feineren, weniger lauten, zurückhaltenderen Züge anhaften, so brauchten wir das wahrhaftig nicht zu beklagen. Es wäre nur scheinbar ein „Rückschritt", nur im Sinne des Quantitativen. Was wir dafür eintauschen würden, wäre die Möglichkeit, ein Stadtwesen von gesundem Kern zu pflegen und parasitischer Auswüchse, die es überwucherten, zu entkleiden — eine Aufgabe, die jeden ehrlichen Freund der Stadt beglücken muß. Im eigentlichsten und schönsten Sinne könnte hier, so erkannten wir, aus der Not eine Tugend gemacht werden und die Herbheit des Schicksals uns letzten Endes zum Segen gereichen.

So haben wir einen ganz neuen Standpunkt der Zeit vor hundert Jahren gegenüber gewonnen. Sie ist uns heute nicht nur ein lieblicher Anblick, sondern ein Quell der Verjüngung. Und so kam es, daß die große Ausstellung deutscher Bildnisse der letzten

hundert Jahre, welche die Akademie der Künste vor einiger Zeit veranstaltete, eine ganz andere und viel tiefere Wirkung hervorrief als alle ähnlichen Unternehmungen seit Jahr und Tag. Durch einen Zufall, dem wir dankbar waren, hatte sie einen ganz besonderen Charakter angenommen. Sie wollte nach dem ursprünglichen Plan eine umfassende Darstellung deutscher Porträtkunst seit dem verklingenden Rokoko darbieten. Aber die politischen Unruhen der Putschtage im März 1920, die Transportschwierigkeiten und die ungeheuren Versicherungskosten verhinderten diese Ausbreitung. So hielt man sich an das, was in der Stadt selbst zu finden war, und gewann dafür eine Einheitlichkeit und Geschlossenheit, die man gar nicht gesucht hatte.

Denn nun stieg aus diesen Bildnissen versunkener Geschlechter ein Bild von eigenstem Wesen auf: das Berlin einer glücklicheren, behaglicheren, anspruchsloseren und geistigeren Zeit. Die kunstgeschichtliche Bereicherung, die entstand, da man in verborgenen Winkeln mit großem Finderglück eine Fülle vergessener Schätze hob, trat fast zurück gegen das kulturgeschichtliche und gesellschaftsgeschichtliche Dokument, das ausgebreitet wurde. Was waren das für Menschen, deren Köpfe und Gestalten hier zu uns herübergrüßten! Man fühlte den Zauber ihres engeren, aber freudevolleren Lebens, ihres von behutsamen und gütigen Frauenhänden behüteten Familientums, ihrer von aufrichtigen Bildungsinteressen getragenen Geselligkeit. Man fühlte den Frieden und die Stille ihrer gepflegten, reinlichen Stuben. Man sah ihnen an, daß sie Zeit hatten, viel Zeit, und nicht in Hast und Ehrgeiz versanken. Daß sie Freundschaft und Treue halten konnten. Daß in ihnen noch das Ideal lebendig war, daß jeder einzelne sein Leben zu einem Kunstwerk gestalten solle. Und daß sie sich der Verantwortung für die Haltung ihres Daseins bewußt waren. Gewiß, auch diese Bürger einer verklungenen Zeit waren Menschen und keine Halbgötter, waren sicherlich auch nicht frei von kleinlichen Zügen und von Eigenschaften, die herabziehen. Aber ihr Grundzug muß ein feines Bewußtsein für menschliche Pflicht gegen sich selbst und den Nachbarn gewesen sein. Ich fürchte, eine Sammlung von Bildnissen Berliner Bürger aus den letzten Jahrzehnten oder unserer Gegenwart wird in hundert Jahren bei den Betrachtern solche Empfindungen nicht wecken.



Apotheose von Fanny Elßler. Gemälde von Carl Begas

Die Menschen waren wohl auch damals nicht besser — denn sie bleiben sich im allgemeinen immer gleich — aber die Zeit war besser, und das gab der unvergeßlichen Ausstellung der Akademie ihr Gepräge. Diese Zeit erzeugte eine ehrliche, treuherzige Kunst, die auf gute Überlieferungen gegründet war und darum auch der mittleren Begabung eine Möglichkeit zu anständiger Arbeit sicherte, die aber zugleich eine Fülle großer Talente hervorbrachte. An unserem Auge zog das endende Berliner Rokoko vorüber mit seinem kultivierten Geschmack, seiner Freude an farbiger Delikatesse und seiner eigentümlichen Mischung aus schimmernder Zierlichkeit und bürgerlicher Solidität.

Der große Führer des Berliner Realismus, und eine glänzende Verkörperung berlinischen Wesens überhaupt, ward dann Gottfried Schadow, der der ganzen folgenden Generation die Wege wies.

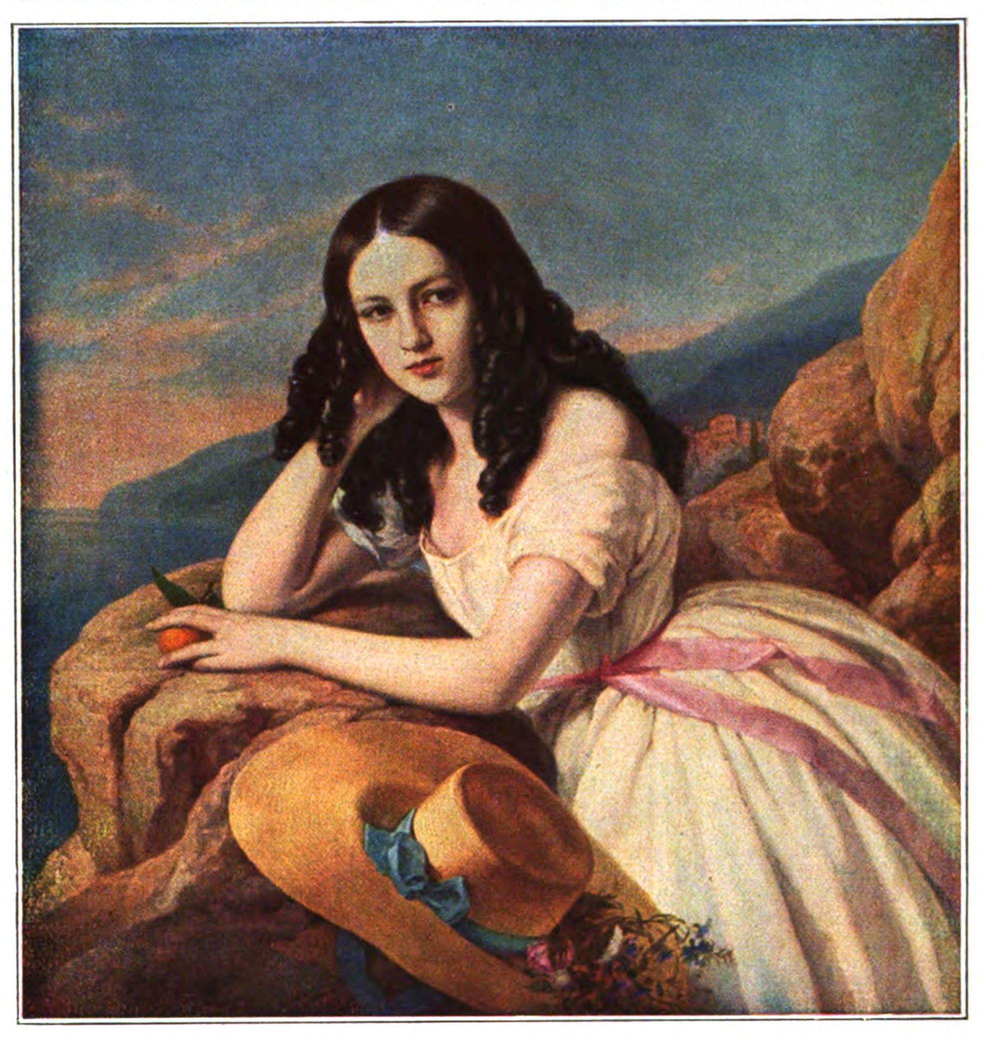


Teesalon Friedrich Wilhelms IV. im Schlosse zu Berlin

Eine Fülle vergessener, unbeachtet gebliebener Dinge wurde wieder aus dem Dunkel emporgezogen. Man spürte: es ist noch lange nicht alles herausgelockt, was sich in Berliner Familien an feinen und reizvollen Kunstwerken alter Zeit versteckt. Aber auch an öffentlichen Stellen verkriecht sich manches. Das erkannte man verblüfft an einem bezeichnenden Beispiel. Hing da in der einstigen Königlichen, heute Staatlichen Bibliothek, in einer verborgenen Ecke das Bildchen einer Gruppe von zwei Kindern, kein besonderes Meisterwerk, aber doch eine liebenswürdige Arbeit. Jahrzehntelang wurde es in den Listen unter dem Titel „Mozart und seine Schwester“ geführt. Aber siehe, man nahm es von der Wand und entdeckte ohne viel Mühe auf dem Rücken in vergilbter alter Schrift die rechte Bezeichnung, die erzählte, daß hier — Rahel Levin, die künftige Beherrscherin der Berliner Salons und Varnhagens Gattin, mit ihrem Bruder Markus Levin dargestellt sei! Auch der Maler war notiert: Johann Christoph Frisch, wohlbestallter Direktor der Berliner Akademie. Wieviel Tüchtiges jene Zeit leistete, erkennt man gerade an den Werken dieser braven Meister zweiter Klasse. Man erkannte es auch an der reichen Zahl von Bildnissen, deren Maler sich überhaupt nicht mehr feststellen ließen. Viele aus der Zunft verzichteten ja überhaupt darauf, ihre Bilder zu signieren; es kam ihnen vor allem auf die Sache an, der mit redlichem Können gedient werden sollte, ihr Name war daneben gleichgültig. Sie malten sich von Familie zu Familie durch, lieferten die bestellten Porträts ab und verschwanden wieder. So ist auch der Autor des außerordentlich zarten Porträts vom Prinzen Louis Ferdinand, das unter den Abbildungen dieses Heftes wieder erscheint, nicht festzustellen. Ich kenne und liebe das Bild seit langen Jahren;



Gräfin Lichtenau mit dem Grafen von der Mark
Miniatur eines unbekannten Malers



Constanze von Bülow. Gemälde von Carl Begas vom Jahre 1845

es hing bei Ernst von Wildenbruch, der sich mit Stolz einen Enkel des romantischen Prinzen nannte. Kostbar ist die duftige Art der Malerei, mit der das geistvolle Gesicht des jungen Hohenzollern in hellen Tönen aus den Schatten des Hintergrundes und der gedämpften Farbigkeit des Kostüms herausgehoben ist.

Aber die eigentliche und charakteristische Berliner Malerschule entwickelte sich erst in den folgenden Jahrzehnten, da nach den Befreiungskriegen der Typus des neuen Berlinertums in klaren und scharfen Umrissen hervortritt. Alle Strömungen der Zeit wurden hier aufgenommen: der romantische Überschwang Düsseldorfer Gepräges, die fromme Innigkeit, wie sie die Nazarener in Rom entfalteten, die schwärmerische Art, mit der man sich damals (ähnlich fast den Bestrebungen unserer Gegenwart) nach den Primitiven übte — aber alles ward mit einer eigentümlichen Kraft, die wir heute bewundern, in den Mörser des berlinischen Wesens eingestampft. Die Maler unternahmen ihre offizielle Studienfahrt nach Rom, sie begannen ihre Wanderungen nach Paris, aber wenn sie zurückkamen, zwang sie der Dunstkreis der preußischen Hauptstadt in einen Kreis ganz bestimmter Anschauungen und Formvorstellungen. Immer wieder war es namentlich das Porträt, das diese Einheit herbeiführte. Denn hier standen die Künstler den Berliner Menschen gegenüber, die ihre Eigenart so deutlich ausgeprägt zur Schau trugen.

Die beiden führenden Meister, die eine ganze Schule hinter sich herzogen, waren Karl Wilhelm Wach (1787 bis 1845) und Carl Begas (1794 bis 1854). Beide, die jahrelang in Paris bei David und Gros studiert hatten, schwelgten sonst gern in

historischen oder biblischen Kompositionen im Stil der Zeit — aber wenn sie zum Bildnis kamen, waren sie von unmittelbarer Lebendigkeit des Ausdrucks, die sich mit reifer Farbenbehandlung verband. So stand es auch mit Wachs Schüler Adolf Henning, dessen Gattin und Söhnchen uns hier von einem Bilde grüßen. Solange er der akademischen Mode opferte, blieben seine Leistungen Mittelgut. Erst wenn er sich dem Porträt zuwandte, sprang der Funke des Lebens auf ihn über. Ein Begasschüler war dann vor allem Eduard Magnus (1799 bis 1872), der sich nach nazarenischen und romantischen Jugendversuchen immer ausschließlicher der schönen Aufgabe zuwandte, die bedeutendsten Männer und Frauen der Vaterstadt Berlin zu konterfeien. Auch Wilhelm Amberg (1822 bis 1899) war ein Begasschüler — das liebenswürdige Bildnis seiner Braut sagt es deutlich genug.

Alles jedoch, was der ganze Kreis dieser Berliner Maler des Lebens anstrebte, sammelte sich in Franz Krüger, dem großen Historiker Berlins unter Friedrich Wilhelm III. Er faßte stofflich wie malerisch zusammen, was die anderen suchten, und bildete aus der märkischen Ehrlichkeit seines Naturstudiums, das wohl auch einmal an die Grenze der Trockenheit führen konnte, die berlinische Nuance am reinsten aus. Mehr als sein Vorgänger Chodowiecki, der noch mit der allgemeineren Kultur des Rokoko verbunden blieb, mehr als sein Nachfolger Menzel, der schon in die moderne europäische Kunst hineinwuchs, blieb Krüger, wie jene



Die Schauspielerin Fleck-Schreck
Zeichnung von J. G. Schadow

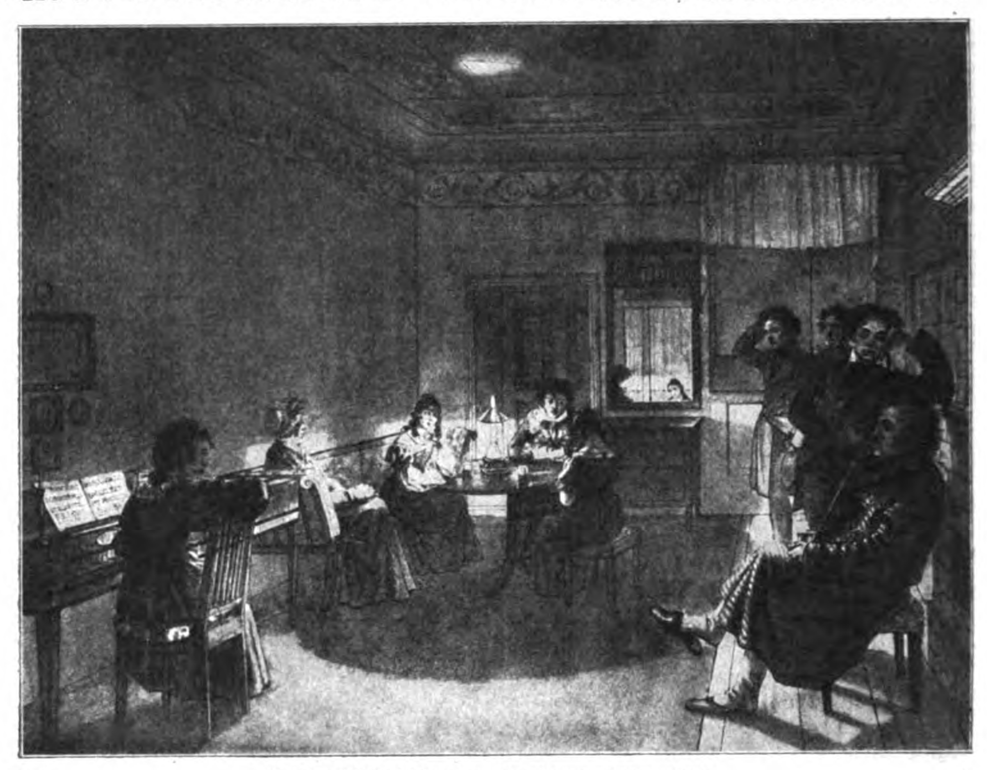


Die Braut des Künstlers
Gemälde von Wilhelm Amberg

beiden kein geborener Berliner, aber mit allen Fasern im Boden der Stadt wurzelnd, eine künstlerische Verkörperung des spezifisch berlinischen Wesens mit seiner Korrektheit und Anständigkeit, seiner abwartenden Kühle und seiner familienhaften Beschaulichkeit.

Die Malerei war nur ein Glied in einer Kette. Als wesensgleiche Glieder fügen sich ihr die anderen Kunstübungen unmittelbar nachbarlich an, die Plastik, die wiederum von Schadow ihre Weihen erhalten hatte, die Architektur, für die nun Schinkel und seine Schüler einen antikisierenden Stil von durchaus preußischer Haltung entwickelten, das Kunstgewerbe in allen Ausstrahlungen. Wunderbar offenbarte sich, wo immer schöpferische Arbeit sich regte, die geschlossene Einheit des Lebensgefühls, das Künstler, Käufer und Besteller, Staat und Menschen, Öffentlichkeit und Häuslichkeit zusammenband. Und dieselben geistigen Kräfte, die hier walteten, riefen nun auch das gesellige Leben der gebildeten Kreise hervor, dessen Ruhm sich alsbald über ganz Deutschland verbreitete.

Schon um die Jahrhundertwende hatte sich der Berliner „Salon" ausgebildet, der bei bescheidener Bewirtung die Führer und Leuchten des geistigen Lebens zu Gespräch und Gedankenaustausch vereinigte. Man traf sich beim Verlagsbuchhändler Sander, wo noch Kotzebue und sein Schildknappe Merkel und der alte Kampfhahn Nicolai erschienen, wo August Wilhelm Schlegel, Tieck und Adam Müller als Herolde der „modernen Richtung", wie wir heute sagen würden, auftauchten. Auch im Mahlmannschen Hause begegnen sich die Romantiker. Es geht durchaus nicht immer sanft zu, sondern man versteht sich auch scharf zu necken. Eine Szene aus dem Mahlmann-Kreise wird berichtet. Am Teetisch spricht der alte August Heinrich Julius Lafontaine,



Abendgesellschaft in einer Familie am Dönhoffplatz
Gemälde von Julius Schoppe. 1825. Berlin, Märkisches Museum

der als Romanschriftsteller eine ungeheure Fruchtbarkeit entfaltete (und schließlich über 150 Bände hinterlassen hat), mit höchster Begeisterung von — seinen eigenen Schriften. Friedrich Schlegel macht ironische Bemerkungen. Lafontaine will sich leise aus dem Staube machen, findet aber die Haustür verschlossen und muß zurückkehren. „Lieber Mahlmann," sagt er, „ich möchte gerne fort, aber ich kann mich nicht aus dem Hause finden." „Ei, Herr Lafontaine," ruft Friedrich Schlegel herüber, „das ist ein eigentümliches Verhängnis. Gerade so geht es Ihnen in fast allen Ihren Romanen. Aus denen können Sie sich auch immer wieder nicht herausfinden ..."

Eine Geselligkeit im großen Stile, über diese literarische Art hinaus, gab es damals, wie Schleiermacher betonte, vor allem in den Häusern der wohlhabenden jüdischen Familien. Hier, wo man noch bis 1812 den Kampf um die äußere Gleichberechtigung durchfechten mußte, war das Bildungsstreben, allerdings auch die Bildungssucht, besonders groß. Die Schwestern Sarah und Marianne Meyer, von denen die erste später als eine Frau von Grotthus fern von Berlin lebte, die zweite als Frau von Eybenberg Gattin des Fürsten Reuß wurde, versammelten einen ganzen aristokratisch-literarischen Hofstaat um sich. Bescheidener ging es bei der Familie Itzig, bei David Friedlaender und Frau Sarah Levi zu. Die Blüte aber ward erreicht in den berühmten Salons der Henriette Herz und Rahel Levin. Auch hier gab es weder glänzende Bewirtung noch rauschende Feste, sondern alles war ein gemeinsames Wandeln in künstlerischen Sphären, wozu sich Gelehrte, Schriftsteller und



Prinz Wilhelm. Relief der Porzellanmanufaktur Berlin. (Sammlung Zoellner)



Prinz Louis Ferdinand von Preußen
Jugendbildnis eines unbekannten Meisters.
(Sammlung Zoellner, Berlin)

Angehörige der vornehmen Welt einfanden. Es war eine wesentlich männliche Geselligkeit, die Frauen spielten, bis auf die Wirtinnen, eine geringe Rolle — eben darum hielt der Berliner Spießbürger die Zirkel für etwas Anrüchiges und höchst gefährlich für junge Mädchen. Von der Meisterschaft, mit der diese Frauen ihre Gesellschaft zu lenken wußten, machen wir uns heute wohl kaum mehr eine rechte Vorstellung.



Probst Zoellner. Stich von J. F. Krethlow nach dem Gemälde von Schröder

Bei Henriette Herz gehörten Prinz Louis Ferdinand, die Brüder Humboldt, Elisa von der Recke, Arndt und Schleiermacher zu den Stammgästen. Schiller, Jean Paul, Mirabeau, Frau von Stael kehrten bei ihr ein. Jeder fühlte sich gefesselt und angeregt. Gewiß spielte auch ein tüchtiger Schuß Sentimentalität und Doktrinarismus hinein. Der alte Schadow erzählt, daß der Wohnung von Henriette Herz gegenüber ein Tanzboden lag. Man hörte Musik, hörte das Stampfen und Juchhe der Tänzer. „Frau Herz sagte zu ihrem Manne: Was hilft uns die feine Bildung, zu diesem Grade von Fröhlichkeit bringen wir es nie. Ihr Mann sagte: Dagegen entbehren jene auch des stillen Genusses, den ein gutes Buch gewährt, und



Ernestine v. Wildenbruch
Gemälde von Eduard Magnus

der Mitteilung von Entdeckungen im Bereiche der Naturkräfte zum Wohle der Menschheit.“ Solche Antwort liest man heute mit gemischten Gefühlen. Das gemeinschaftliche Lesen aber war in jenen Zirkeln in der Tat ein wichtiges Element der geistigen Anregung. Man kaufte damals noch weniger Bücher als heute, sondern ging zur Leihbibliothek — es gab schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Berlin von dieser Sorte ein Exemplar: die Viewegsche in der Spandauerstraße. Man war von einem fanatischen Wissensdurste erfüllt, ja geplagt, um jeden Preis will man sich bilden, lernen, und jeder gibt dem anderen gern. Auch berühmte Gelehrte tragen in den doch immerhin gemischten Kreisen Wissenschaftliches aus ihrem Gebiete vor.

Eine der frühesten Lesegesellschaften hatte Dorothea Mendelssohn eingerichtet, die dann



Kinderbildnis der Rahel Levin und ihres Bruders
Gemälde von Johann Christoph Frisch

teilten Rollen, sucht dabei die schöne Gemessenheit des weimarischen Stils zu pflegen und bildet sein Organ fleißig zu solchen Übungen aus.

Mit völliger Vorurteilslosigkeit verkehren hier überall die Stände miteinander. Es gibt weder Kastengeist noch Rassenabschließung, sondern nur eine Republik der Schöngeistigkeit. Man lächelte über die Beamtenfamilien, die sich starr abschlossen, und über die Kreise des Hofadels, die, wie in den literarischen Salons behauptet wurde, immer um einen unbekannten Prinz trauerten und darum hier ironisch „Pleureusenmenschen" genannt wurden, und aus deren tödlicher Langeweile die jungen Edelleute in die gebildete Bourgeoisie flüchteten. Selbst Alexander von Humboldt datiert seine Briefe an Henriette Herz aus Schloß Tegel am liebsten „Schloß Langeweile", freilich vorsichtig in — hebräischen Schriftzügen, die Henriette ihm beigebracht hatte.

Hier, bei Henriette Herz, gab es auch einen „Tugendbund", dessen Zweck gegenseitige sittliche und geistige Heranbildung sowie Übung werktätiger Liebe war — ein Bund in aller Form, mit wohl ausgearbeiteten Statuten. Karl von Laroche gehörte dazu, ein Sohn der Sophie von Laroche und Bruder Maximiliane Brentanos, dann Karoline von Wolzogen, Therese die Gattin Friedrich Schlegels wurde. Der alte Moses Mendelssohn saß höchst ernsthaft und gravitätisch dabei und gab zum Schluß des Abends seine Kritik ab. Um 1785 bildet sich dann eine große Lesegesellschaft, zu der Ramler und Zelter und die blutjungen Humboldts gehören, und deren Versammlungen beim Kastellan des Schlosses, Hofrat Baur, stattfanden, dessen Frau als Bel-esprit zu gelten suchte. Im Winter traf man sich im Schloß, im Sommer in einem Garten, den Baur vor dem Königstor — das heißt also etwa in der Gegend des heutigen Alexanderplatzes — besaß. Gelesen ward mit Feuereifer, Aufsätze, Lyrisches, Episches, Dramatisches. Man ist fröhlich und gebildet zusammen. Nachher wird frugal gegessen, im Winter auch gelegentlich getanzt. Man hört von der Szene, wie der junge Alexander von Humboldt den Damen das neue Menuett „à la Reine" beibringt. Im Sommer werden im Garten späterhin auch Spiele gespielt, Bälle geschlagen und Reifen geworfen. Nur Frau Baur war dann unzufrieden, denn ihr konnte nie genug gelesen werden. Immer weitere Kreise wurden herangezogen. Der Politiker Gentz erscheint. Schadow kommt zu Gast. Schauspieler wie Fleck tauchen auf. Man liest mit ver-



Oskar Begas als Kind. Gemälde von Carl Begas dem Älteren



Familienbild Timm. Von Franz Krüger
(Sammlung Zoellner, Berlin)

Heyne, die Tochter des Philologen, Karoline von Dacheröden, und wieder die Humboldts. Schärfere Luft wehte im Kreise der Rahel, die als Prophetin und Sibylle der neuen Zeit galt. Auch hier erscheinen, zuerst im Salon bei Mutter Levin in der Jägerstraße gegenüber der Seehandlung, dann, von 1814 an, in dem geräumigen Varnhagenschen Hause in der Mauerstraße 36, alle Persönlichkeiten, die Geist und Namen haben in Berlin. Man findet die Schlegel, die Humboldt, Schleiermacher, Fichte, den Historiker Johannes von Müller, Gentz, den Schauspieler Unzelmann, den Bildhauer Friedrich Tieck, im Anfang des Jahrhunderts auch Prinz Louis Ferdinand mit seinen Offizieren und Heinrich v. Kleist, später den Undinendichter Fouqué, Heine und Börne. Hier ist nicht mehr ein reiner Literatenzirkel, sondern ein Kreis ernster Männer aus allen Berufskreisen, die Erholung suchen und sich vor der allgemeinen Verflachung retten wollen. Vom Anfang des Jahrhunderts über die Zeit der napoleonischen Kriege hinaus bis in die zwanziger und dreißiger Jahre ziehen Rahel und Varnhagen die Linie dieser Geselligkeit.

Einen anderen Mittelpunkt bildeten daneben Wilhelm und Karoline von Humboldt, die wunderbar die Kunst entwickelten, eine Familie zu einem harmonischen Zusammenklang von Menschenseelen zu gestalten. Dann traf man sich im Hause des Buchhändlers Reimer, der damals im köstlichen Palais der Wilhelmstraße wohnte, wo heute der Reichspräsident residiert. Auch hier wurde gelesen, Faust und Egmont, Iphigenie und Tasso, die Nibelungen oder Jean Paul, eine Schillersche Ballade oder ein Shakespearesches Trauerspiel. Dann hören wir vom Hause der Frau Studienrätin Gedicke. Von dem Salon des Michel Beer, des Bruders des Komponisten Meyerbeer. Von der Geselligkeit bei Amalie von Hellwig, der Schülerin Goethes, zu deren Hausfreunden



Die Schachpartie. Gemälde von Joh. Erdmann Hummel
Berlin, Nationalgalerie

Gneisenau gehörte. Von dem Staegemannschen Kreise, wo Kleist wiederum auftritt, wo Fürst Radziwill und General von Clausewitz, der Meister der Kriegswissenschaft, zu den Stammgästen zählen.



Familienbild. Gemälde von Carl Begas

Bei Staegemanns wieder war der Mittelpunkt Musik, die immer mehr Besitz von der Berliner Geselligkeit ergriff. Denn, heißt es in dem Buche „Berlin wie es ist", aus dem Jahre 1831: „Unter allen Künsten, welche das Leben zieren, nimmt die Musik gegenwärtig fast die erste Stelle ein, sie ist gleichsam eine der nötigsten geselligen Tugenden geworden, deren Ausübung Beliebtheit und eine gewisse Unentbehrlichkeit zur Folge hat. Musik ist der Talisman, welcher seinem Besitzer den Weg zu den Herzen der Menschen bahnt."

Gattin und Söhnchen des Künstlers
Gemälde von Ad. Henning

Fast alles das indessen ist versunken. Wir können uns kaum eine Vorstellung davon machen, wie es bei diesen Familien, in diesen Wohnungen aussah. Um so freudiger begrüßen wir es darum, wenn wir noch an einer Stelle Reste des friedevollen alten Wesens antreffen. Dies Glück ward mir zu teil, als ich vor kurzem in die Wohnung einer hochbetagten Berlinerin kam und mich dort von einer Fülle lebendiger Erinnerungen und kostbarer, alteinheimischer Kunstwerke umgeben, gleichsam eingehüllt sah. Die liebenswürdige Besitzerin dieses reizenden, kleinen Familienmuseums, Frau Geheimrat Zoellner, lebt zwar jetzt in Dahlem in einem modernen Hause, aber ihr schöner alter Besitz erfreut sich auch in dieser neuen Umgebung pietätvoller Pflege. Und wie die Schreibtischecke beweist, die hier abgebildet ist: auch von dem berlinischen Behagen vergangener Jahrzehnte ist ein gut Teil in die Grunewaldvilla mitübersiedelt.

Die Vorfahren von Frau Zoellner und ihrem heimgegangenen Gatten weisen tief in die Berliner Vergangenheit zurück. Propst Zoellner, dessen kluger und weltmännischer Kopf auf einem prächtigen Porträt in Graffscher Manier erscheint — man denkt an Graffs Bildnisse des Probstes Spal=

ding von der Marienkirche — gehört noch dem zu Ende gehenden 18. Jahrhundert an. Mehr erfahren wir von der Familie Timm, der die Hausherrin entstammt. Der Großvater Geheimsekretär Friedrich Wilhelms III., der Vater preußischer Rittmeister, die Verwandten Offiziere und Beamte — alle mit dem Eisernen Kreuz der Befreiungskriege geschmückt — das ist die vornehme, in sich gefestigte Welt, in die man zurückblickt. Krügersche Bildnisse und Gruppen sind aufbewahrt. Solide Arbeiten unbekannter Meister hängen daneben. Die ganze Art dieser Kreise taucht lebendig auf, die von Ordnung, Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Pflichtbewußtsein und einer unbedingten Geradheit des Charakters bestimmt ist. Eine reinliche Luft weht hier, in der man gern und erquickt atmet. Rührend ist es, die Züge der Neunzigjährigen von heute in den Bildern des kleinen Mädchens mit den Kringellöckchen und in dem des lächelnden Krinolinenfräuleins wiederzufinden. Wieder fühlt man: diese Menschen und ihre Künstler bildeten eine einheitliche Welt.

Besondere Familienstücke kommen hinzu, vielfach Geschenke des Königs, die seinen getreuen Diener auszeichneten. Dabei Einzelheiten von großem Wert, wie der wundervolle Abguß vom Kopf des Rauchschen Grabdenkmals der Königin Luise, oder das Brustbild Friedrich Wilhelms III. von Krüger, einer der meisterlichen Teilausschnitte des oft gemalten Porträts, oder der zierliche Reliefkopf des Prinzen Wilhelm, des spätern Kaisers, in Porzellan von der Berliner Manufaktur. Auch Frau Geheimrat Zoellner erzählt gern und jugendfrisch von alten Zeiten, von der freundlichen Sparsamkeit und dem bescheidenen Luxus jener verklungenen Epoche und ihrem freundschaftlich-innigen Verkehr.

Das ist es, was uns Heutigen als Muster und Vorbild dienen kann: diese stille Gehaltenheit des häuslichen Kreises, diese gehobene, aller Üppigkeit ferne, vom materiellen Genuß zu wirklicher geistiger und künstlerischer Gemeinschaft führende Geselligkeit, die doch ihre Frische und Heiterkeit besaß. Nicht nur als Form des Gesellschaftslebens, mag sie uns bedeutungsvoll erscheinen, sondern als Ausdruck einer Menschenart, deren höchstes Ziel war, ihre Innerlichkeit aufwärts zu entwickeln. Man war damals noch nicht reich in Berlin. Wir heute sind es nicht mehr. Es bleibt uns gar keine Wahl; wir müssen uns bescheiden. Und so mögen wir aus dem Leben der Berliner vor hundert Jahren Trost und Erquickung und anfeuernde Wegweisung gewinnen. Nicht nachahmen wollen wir, was vorüber ist und sich in den alten Formen doch nicht mehr erneuern läßt. Aber es lohnt und fördert, sich in diese alte Welt zu versenken. Reich und köstlich kann durch sie ein Ausblick auf die Möglichkeiten gewonnen werden, wie auch wir, vom Schicksal niedergeschlagen, unser Leben harmonisch neu gestalten könnten. —



Familiengruppe bei Lampenlicht
Gemälde von Adolph von Menzel. (Mit Erlaubnis von F. Bruckmann, A.-G., München)

Unbeachtete Schätze unserer Museen

Von Prof. Dr. Oskar Fischel

„Was ich bezahlen kann nach einem raisonablen Preis, das kaufe ich."
Friedrich der Große

Nach dem kostbarsten Stück unserer Sammlungen, den Flügeln des Genter Altars, streckten unsere Feinde ihre Hand aus. Da drängt sich der Gedanke auf, ob auch alle Gebildeten unseres Volkes empfinden, was damit aufgegeben werden mußte. Den Vorteil kann jedes Unglück bringen, daß man sich auf sich selbst besinnt, und wenn hier ein Jahr nach dem Opfer das Bewußtsein geschärft wird, was die Nation an köstlichsten Werten in ihren Museen bewahrt, so müssen wir uns dankbar erinnern, wie unser Kunstbesitz erworben, verwaltet und gemehrt ist vom Anfang der preußischen Sammlungen bis auf unsere Tage.

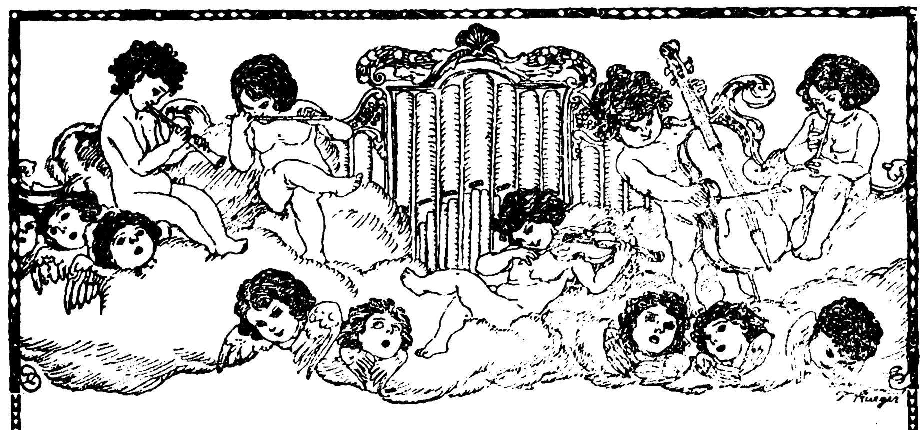
Der weihevollste Museumsbau der Welt, Schinkels „Altes Museum", vom sparsamen Friedrich Wilhelm III. aus einfachem Material, in monumentaler Gesinnung und edelsten Verhältnissen errichtet, sollte den Kunstbesitz der Krone dem Volke zugänglich machen. Dazu gab der König aus eigenen Mitteln 200000 Taler — insgeheim, denn er wünschte durch diesen Aufwand für Kunstzwecke in solch schwerer Zeit nicht Unzufriedenheit zu erregen — zum Ankauf der Sammlung des Kunstkenners Solly. Ihn hatte der Geschmack für die Primitiven, von den jungen Nazarenern und Romantikern genährt, auf das Gebiet geführt, das auch für unsere Sammlungen noch eine Entwicklung erlaubte. Die großen Meister der Hochrenaissance, Raphael, Correggio, Tizian, waren ja seit dem 18. Jahrhundert im festen Besitz der alten Herrscherhäuser. Für Berlin, dem es dann zukam, das Reich würdig zu vertreten, blieb mit seinem mageren preußischen Etat nur eine Möglichkeit: Kennerschaft und rasches Zugreifen. Dies Glück haben die Berliner Sammlungen immer gehabt, und während sie beim deutschen und besonders Berliner Publikum unbekannt blieben, hat das Ausland gelernt, uns um ihren Besitz und noch mehr um ihre Leiter zu beneiden. In diesem Bewußtsein sollten wir versuchen, gegen uns selbst unsere Schuldigkeit zu tun und uns die Kostbarkeiten unserer Sammlungen vertrauter zu machen, als es bisher in Deutschland üblich war.

Ein Werk der altniederländischen Schule mag hier zuerst erscheinen, damit bei dem Verlust nicht bloß vom Verlust die Rede sei. Wer vom Genter Altar in das Kabinett der Altniederländer kommt, wird sich mit einigem Erstaunen von der Kleinheit all dieser Bilder berührt fühlen. Auf wenige Zoll, wie im Spiel mit einem Spiegel drängt sich hier die Welt zusammen. Stellte die Kirche die Aufgaben, so war durch den Altar der monumentale Maßstab gegeben. Für alles, was persönliche Bestimmung hatte, das private Andachtsbild, das Porträt, gab man indes dem miniaturhaft-kleinen Format den Vorzug, selbst wenn ein Fürst Besteller war. Gerade von den hohen Kreisen ging dies Gesetz für den Künstler aus. Eine so verwickelte Hofhaltung wie die der prunkliebenden Burgunderherzoge war an einem bestimmten Platz unmöglich; von all den Trägern der Ämter und ihrem Troß wäre das Land kriegsmäßig ausgesogen worden. So residierte der Fürst, ganz wie die mittelalterlichen Kaiser, bald auf dieser, bald auf jener Pfalz in Mecheln, Gent, Brügge, Brüssel. Jan van Eyck hatte darum als Hofmaler zwei Pferde nötig. Beweglich wie die Besitzer mußte auch der Besitz sein: kostbare Teppiche und Stoffe, Kleinodien und leicht bewegliche Bilder, alles, was rasch aufs Maultier gepackt werden konnte. Diese Malerei hatte also den ganzen Reichtum ihrer Entdeckungen auf kleinstem Raum zu sammeln. Als Miniaturmaler hatten diese Eycks begonnen und vielleicht auf Buchseiten zuerst die unbegrenzte Fülle ihrer Entdeckungen ausgesprochen. Mit dem Reiz der Ölmalerei ergab sich auf ihren Täfelchen dies tiefe, fast dunkle Nebeneinander der Farben, das zuerst den Eindruck von kostbarstem Material weckt, um dann das Auge in sich hineinzulocken und aus dem geheimnisvollen Dämmer immer wieder Neues zu enthüllen. Wer das Glück gehabt hat, im Sommer in der dritten oder vierten Stunde auf diesen wie gestern gemalten Täfelchen einmal unmittelbares Sonnenlicht zu sehen, weiß, von was für Zaubern sie zu erzählen haben. — Diese Jungfrau in der Kirche: als wäre sie aus einem Altarschrein herabgestiegen und wandelte durch den stillen Raum, der im Dämmer seiner farbigen Fenster liegt, von der Nachmittagssonne durchstrahlt. Sie wallt gerade durch den Schatten, noch glitzert ihr Krönchen im Lichte der Fenster, und kaum würde man



Maria mit dem Kinde in der Kirche
Gemälde von Jan van Eyck
(Berlin; Kaiser Friedrich-Museum)

über dem Boden ihre Gestalt im blau und roten Gewand wahrnehmen können, blinkte nicht ein glitzernder Lauf an den Goldsäumen hin, um die Anmut ihrer Biegung ganz unschwer, als nicht von dieser Welt zu zeigen. Wie sie mit dem Haupt bis an die Triforien reicht, scheint sie „nicht in Häusern zu wohnen von Menschenhand gemacht". Als Jan van Eyck dies Bildchen erfand, stand man der gotischen Baukunst noch ganz nahe, und nirgends fühlt man stärker, was mit dem Schwung und Anstieg ihrer Rippen, mit den in Glas aufgelösten Wänden, den farbigen Schlußsteinen für ein Zauber auf den Andächtigen geübt werden sollte, der hier den Alltag vergaß. Darum hat der Maler dem Auge in dem als steinernes Portal geschnitzten und täuschend gequaderten Rahmen den Zwang gegeben, die Tiefe des Raumes zu durchschweifen.



Marienlied. Von Käthe Krüger

Vom Felde tönt der Hirten Singen.
Hörst du die frommen Lieder klingen
Und von der Engel weißen Schwingen
Herniederperlen, süßes Kind?
Still ist die Nacht, der Stern nur sendet
Sein Strahlenmeer, und lichtgeblendet
Hast du dein Köpfchen weggewendet —
Und meine Tränen küßt der Wind.

Nun sinkt auf dich aus lichter Sphäre
Das Gloria der Engelschöre,
Und Gottes Ewigkeit und Hehre
Erschüttert heilig deine Ruh.
Und aller Menschheit Qual und Schmerzen
Entzündest du gleich Altarkerzen
In deinem zarten Kindesherzen
Und lächelst, liebster Sohn, mir zu.

Wer bin ich, daß ich dich geboren?
Du hast mich selbst dazu erkoren —
An Liebe hab' ich mich verloren —
Nun bebe ich in ihrer Macht.
Mein süßes Kind, in dieser Nacht
Erblüht aus meiner tiefsten Wunde
Des Himmels wundersamste Kunde,
Die ich in dir zur Welt gebracht.

Die Beiden und Florentin

Eine Skizze von Ernst Zahn

Der Julitag war voll lastender Schwüle. Reglos, nicht in einem kleinsten Blatte bewegt, ragten die beiden vor dem Bauernhause stehenden alten Pappeln zum wolkenlosen und in seiner Bläue brennenden Himmel auf. Zwischen ihren dünnen Zweigen zitterte die heiße Luft, daß es aussah, als ginge der Baum in Flammen auf. Dasselbe heiße Zittern flog um das mächtige schwarze Schindeldach des Gutes „Seerüti".

Frau Barbara Amstein, die durch die niedere Wohnstube nach der Schlafkammer hinüber wollte, bemerkte, daß an einem Fenster der Laden noch offen stand und die Sonne dort glühend auf Bank und Tisch quoll. Sie ging und zog das Holzbrett hoch. Ihr Blick fiel hinunter auf die Wiesenhalde mit den Obstbäumen und den großen See, der in der Tiefe lag und in dessen Spiegel unzählige goldene Funken sprühten. Nirgends war Laut. Nirgends war Leben. So heiß es im Hause war, verglichen mit der Glut da draußen war es kühl.

Frau Barbara schauderte leise zusammen. Vielleicht war es ein Fieberschauer wie ihn übergroße Hitze verursacht, vielleicht war die Erregung schuld daran, die in der Bäuerin Innerstem war und von der man doch in ihrem ruhigen, glatten, starken Gesicht nichts sah.

Die übergroße Stille der Außenwelt hatte im Hause ein atemloses Echo. ‚Ich hätte einen der Leute hierbehalten sollen,' dachte Frau Barbara. ‚Man weiß nie, wann man jemand braucht.' Sie ging der Tür der Nebenstube zu.

Als sie diese sacht auftat, setzte das eigentümliche Gefühl von Angst oder Schmerz oder fast körperlicher Schwere, das in ihr war, einen Augenblick aus. Ihr Blick fiel auf das Bett, wo der Bauer Florentin, ihr Mann, lag. Man sah seinen Kopf, hochgestirnt, von schwarzem, etwas krausem Haar umstanden, das Gesicht bleich, der schwarze Bart lag auf der weißen Decke genau zwischen die Arme gebettet, die weit ausgestreckt mit braunen Händen und Gelenken aus den Ärmeln des weißen Hemdes schauten. Nur an den beiden Schläfen trug dieser Kopf angegraute Stellen. Frau Barbara fand in diesem Augenblick, sie seien weißer, als sie noch in der vorigen Woche gewesen. Sie behielt aber die Klinke der Tür in der Hand und zog diese ganz langsam wieder zu. Der Kranke schlief. Er hatte lange nicht geschlafen, dachte Frau Barbara. Sie wollte ihn jetzt auf keinen Fall stören. Jetzt erinnerte sie sich auch, daß sie wissentlich alle Knechte und Mägde hatte weggehen lassen, weil es sie verlangt hatte, ganz allein mit Florentin zu sein. Ein unbewußtes, starkes, eigentümliches Verlangen: Benommen von einer Unsicherheit über sich selbst, beschwert überhaupt von hundert auf sie eindringenden Gedanken, schritt sie zur Fensterbank der Wohnstube und ließ sich da nieder. Der freie Augenblick, den der unerwartete Schlummer des Kranken ihr verschaffte, hätte zu allerlei liegengebliebener Arbeit verwendet werden sollen, allein sie kam von ihren Gedanken, von diesem dumpfen Hang, über etwas in ihr Glutendes und Blutendes klar zu werden, nicht los. Sie lehnte den starken Rücken gegen das Fenster, legte die Hände auf die Knie und sah gerade vor sich hin. Die Stirn zog sie in wagrechte Falten, als schmerze sie sie. Dabei verschob sich der dünne Zopf, in dem sie ihr gelichtetes Haar fest, allzu fest an den Kopf gesteckt hatte und sie griff mit den Händen danach und brachte eine Nadel besser an. Wie schwarz und voll Florentins Haar im Gegensatz zu ihrem ganz grauen geblieben war, dachte sie dabei.

Florentin Amstein war krank. Sehr krank, sagte der Arzt. Das Herz stand ihr still vor Schrecken, wenn sie an die Gefahr dachte, die des Doktors Gesicht ihr verraten hatte. Fünfundzwanzig Jahre waren sie nun verheiratet, zwei Töchter waren ihnen schon weggezogen in eigenen Hausstand. Seit einem Jahr hausten sie und Florentin wieder allein, wie sie im Anfang ihrer Ehe allein gewesen. Glückliche Jahre!

Florentin war nicht der Erste, Beste. Rein äußerlich schon der Stattlichsten einer. Von einer überlegenen Ruhe, mit der er die Dienstboten, wie die ganzen Leute im weiten Umkreis in Respekt hielt, von einer Klugheit, die ihn die Dinge des Alltags ebenso scharf und klar beurteilen und entscheiden ließ wie die Fragen des öffentlichen Lebens, zu denen er in mancher Amtswürde Stellung nehmen mußte. Ein liebevoller Vater! Allezeit gut gegen sie selbst! Nicht mehr so liebebeflissen vielleicht in den letzten Jahren wie damals, da die Herzen noch brannten, aber immer rücksichtsvoll, immer zartfühlend, immer ritterlich, fast wie ein vornehmer Herr. Sie wußte nicht, ob sie ihn mehr liebte oder mehr achtete! Er war ihr eine Art Herrgott geworden, aber sie ließ ihn nicht merken, wieviel sie über ihn nachdachte und wie sie ihn in ihrem stillsten Herzen anbetete, denn sie war keine weiche, vor allem keine ihre Gefühle verratende Frau. Undenkbar, daß sein Geschick sich je vom ihren löste! Er war nur drei Jahre älter als sie selbst; sie hatte sich unbewußt darauf eingerichtet, mit ihm zu leben und zu sterben.

Und jetzt war etwas da, was — wie eine dunkle, furchtbare Wetterwolke sich ihr vor die Augen schob. „Ich fürchte, er wird nicht durchkommen," hatte der Doktor gesagt.

Frau Barbara rückte auf der Bank. Es zog sie zu Florentin zurück. Aber dann scheute sie den Lärm, den die Tür machen würde. Sie wartete. Und sie grübelte weiter. Das war wohl schon die beginnende Krankheit gewesen, seine Zerstreutheit in den letzten Monaten! Auch die Ungleichheit seines Benehmens, bald gütiger denn je, bald unwirsch gegen alle im Hause und leicht erregt. Die Krankheit! Mein Gott — und der Arzt sagte: Er wird nicht — durchkommen!

Die beiden Töchter waren gestern dagewesen. Sie wohnten auswärts. Sie hatten den Vater nicht bei Besinnung gefunden der hohen Fieber wegen. Sie hätten heute da sein müssen. Heute war er ganz klaren Sinnes gewesen. —

Frau Barbara hörte plötzlich ein Geräusch, als ginge eine Tür. Es wehte doch kein Wind! Es war doch niemand im Hause! Sie lauschte. Der Kranke regte sich noch immer nicht. Aber es war ihr, als höre sie im Flur einen schleichenden Schritt. Sie fürchtete sich nicht. Nur die lastende Stille machte ihr Herzklopfen. Sie stand auf, öffnete die Stubentür und fuhr mit einem kaum hörbaren Ächzen zurück. Dann lächelte sie trotz ihres schweren Herzens. Es war nur des Nachbars kleine Rudla, die draußen stand, Florentins Patenkind, die jeden Tag nach ihm fragen kam.

Die kleine Rudla war freilich nicht mehr klein, sondern ein erwachsenes Mädchen, mit Haar wie gelbglänzende Seide, haselrutenbiegsamem Körper und einem Gesicht, an dem der liebe Gott seine Freude haben konnte. Aber Frau Barbara hatte bisher nicht darauf geachtet, daß jene schon den Zwanzigen zurückte. Sie hatte so halb und halb zum Hause gehört, war in Tochterrechte nachgerückt und, ach Gott, Florentin hatte an ihr den Narren gefressen gehabt von klein auf und sie fast noch mehr verwöhnt als die eigenen Kinder. Auch Rudla hatte auf Florentin große Stücke gehalten, eigentlich mehr als auf sie, Frau Barbara, selber. So wenigstens hatte sie es manchmal empfunden. Aber, das war ja nicht verwunderlich, da er der Pate war.

„Wie geht es heute?" fragte Rudla Zurbriggen leise.

Sie erschien Frau Barbara ungewöhnlich bleich. Sie hielt wie jeden Tag ein paar Blumen in der Hand. Die pflegte sie jeweilen Florentin aufs Bett zu legen, wenn sie einen Augenblick zu ihm hinein durfte. Die Hand zitterte heute. Überhaupt schien es, als müsse ihr jeden Augenblick schwach werden. Frau Barbara wußte aber nicht, daß der Doktor am Nachbarhaus vorbeigegangen und auf Befragen des Bauern gesagt hatte, mehr als ein paar Tage könne er Florentin Amstein nicht mehr geben.

„Er schläft," antwortete die Bäuerin Rudla. Eigentlich meinte sie, es habe keinen großen Zweck, daß das Mädchen herein komme, war auch bereit, ihr die Blumen abzunehmen.

Allein Rudla trat in die Stube. Sie hatte ein zartes Rot im feinen Gesicht. Sie war im Herzen unendlich bedrängt. Sie spürte, was die Frau vor ihr dachte,

fühlte es bis in die Fingerspitzen, aber sie konnte nicht anders. Sie mußte wieder hinein zu ihm, zu — zu dem, der sterben würde.

„Wir dürfen ihn nicht stören," sagte Frau Barbara im Flüsterton und schob Rudla gewohnheitsgemäß einen Stuhl hin.

Aber in diesem Augenblick klang aus der Krankenstube die tiefe, etwas heisere Stimme des Bauern: „Rudla."

Beide Frauen fuhren auf, als ob jemand mit Gewalt sie hochrisse.

Aber Rudla zögerte sogleich; sie wußte, daß die andere das Erstrecht hatte, jener Stimme zu folgen.

Frau Barbara ging der Name, den Florentin gerufen, oder der Klang dieses Namens ins Innere wie ein Stich. Das war nie gewesen. War nun der Gedanke von vorhin schuld daran, daß die Nachbarstochter nun erwachsen sei, oder der andere, daß sie so seltsam klettenhaft dablieb oder die plötzliche, blitzähnliche Erwägung, daß Florentin am Ende gar nicht geschlafen habe, daß er nur nicht — mit ihr habe reden mögen.

„Komm," sagte sie indessen und ließ Rudla vor sich her in die Schlafkammer treten.

„Guten Tag, Pate," sagte Rudla und legte wie stets die Blumen auf sein Bett, während er ihre Linke nahm, festhielt und antwortete: „Ich danke dir."

„Wie geht es?" fragte das Mädchen mechanisch weiter.

Der Kranke preßte ihre Hand in der seinen, aber auch sie drückte ihre schlanken Finger zusammen. Die Hände redeten. In Rudla stieg ein Schluchzen auf, das sie nur mühsam unterdrückte. Das Zittern der Lippen vermochte sie nicht zu verbergen.

Frau Barbara stand dabei und hörte dieses Schluchzen, das doch nicht zum Leben gelangt war. Oder vielleicht ahnte sie es nur, weil sie das befangene Fliegen an den Lippen sah.

Florentin war dem Gaste noch die Antwort auf seine Frage schuldig. Aber er gab sie zuerst nur mit den Augen, die er groß auf Rudla richtete und in denen das Fieber, das ihn verzehrte, brannte. Es war etwas in diesem Blick, was nicht nur von körperlicher Krankheit zeugte, sondern eine seelische Qual verriet, die heißer als das Fieber war.

‚Merkwürdig,' dachte Frau Barbara. War er nicht mehr ganz bei sich selbst?

Jetzt sprach Florentin: „Gut geht es nicht. Was soll ich dich anlügen?" Er stemmte den einen Ellbogen aufs Kissen und richtete sich damit auf.

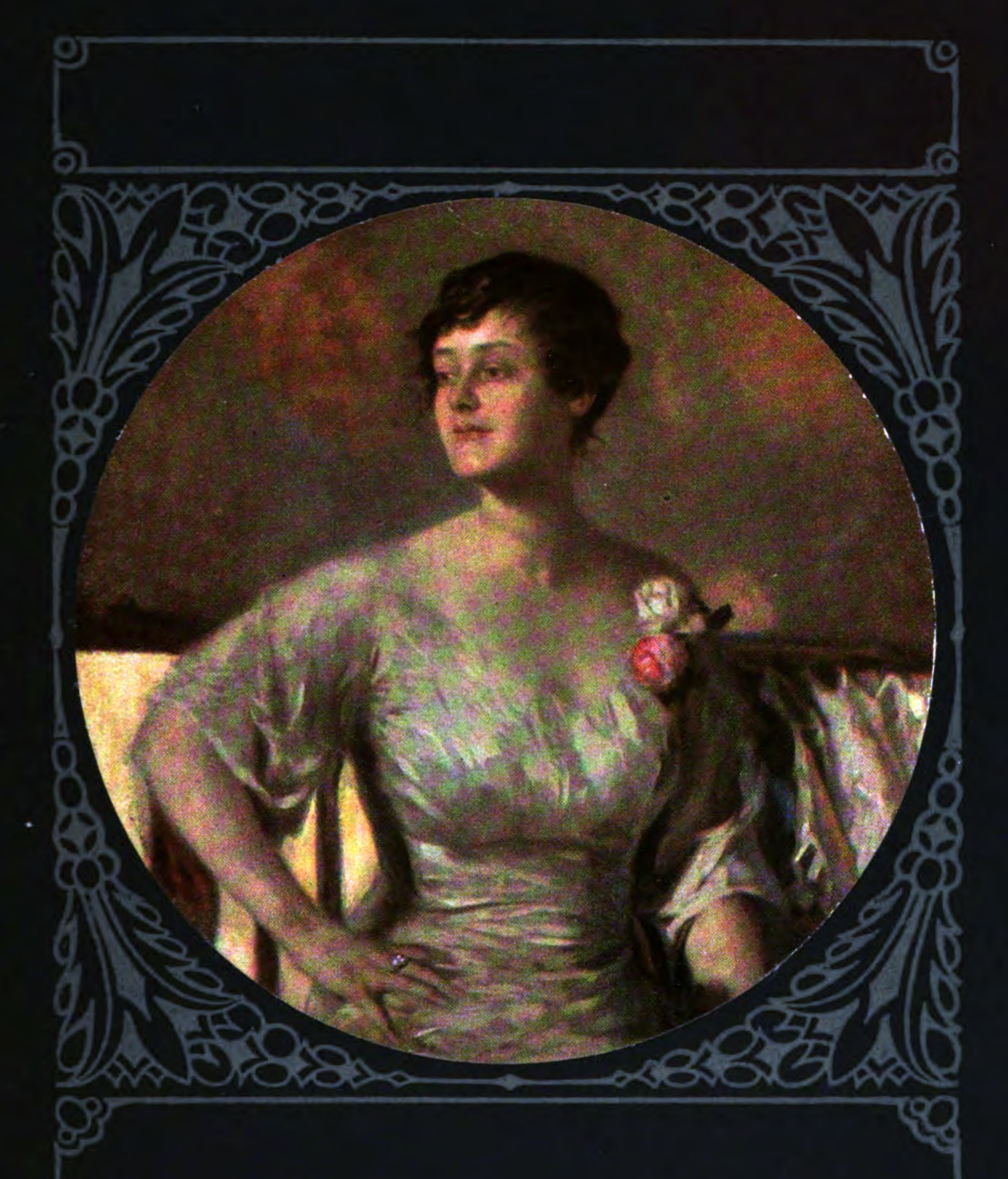
„Bleib liegen," sagte Frau Barbara.

Aber nun saß er schon aufrecht und zeigte seine breiten Schultern, die kräftige Brust, den Tellenkopf. Sein Gesicht sah aus wie der Tod und der Bart wie ein tiefschwarzes Trauertuch. Aber die Stirne, auf der ein kalter Schweiß zu perlen begann, war etwas vorgebeugt, als müßte der Bauer damit durch eine Wand stoßen. Florentins Letztes, Tiefstes und Verborgenstes bäumte sich in diesem Augenblick auf. Stunden-, nein tagelang schon hatte es in ihm gebrodelt, wie ein See an seinem verborgenen, jähen Abfluß kocht. Und nun kam alles an die Oberfläche, was er zusammengegrübelt und sich und andern schuldig geworden glaubte in diesen Minuten der nahenden Entscheidung. „Jetzt muß Wahrheit sein," fuhr er mit einer Stimme fort, die die Mühseligkeit verriet, mit der er die Worte aus sich selbst wie aus einem tiefen Brunnen heraufholen mußte.

Frau Barbara wehrte nicht mehr ab. Ihr Herz begann nur in Furcht vor dem Kommenden zu hämmern.

Rudlas Atem stockte. Sie war jung und sie fühlte vor allem nur, daß Florentin Amstein am Tode war. Etwas anderes konnte sie nicht denken.

Florentin hielt noch immer ihre Hand. „Laß die Rudla hier," sagte er jetzt mit einem bitteren und strengen Ernste zu seiner Frau. Er wußte, daß er ihr jetzt ein Messer ins Herz stoßen mußte; aber er konnte nicht anders. Und er war bereit, mit seinem Leben dafür zu zahlen. Nun fuhr er fort: „Es ist noch manches zu sagen und wenig Zeit. — Sag' den Gemeinderäten, Frau, daß sie den Schulhausbau wagen, aber mit der alten Kirche sich noch begnügen. — Holz sollen sie schlagen. Das bringt Geld, aber das Wiederaufforsten mögen sie nicht vergessen. Die Kinder sollen nicht unsere Schulden bezahlen. Auch die neue Wasserversorgung muß ehestens her. Man hört jede Woche von einem neuen Dorfbrand. — Das für die Gemeinde! — Und jetzt zu dir und mir. —



Damenbildnis
Gemälde von Prof. Carl von Marr

Ich bin dir untreu, Frau. Und ic
doch nicht. Ich bin dir im Herz
leicht nicht mehr der, der ich dir
dem Hochzeitstage war. Aber i
durch viele Jahre gelernt, in dir da
Lauterste zu sehen, was einem da
geben kann. Ich weiß nicht mehr re
die Barbara von zwanzig Jahren
aber ich weiß einen Kameraden, e
den Geist im Hause — alle Hoch
vor dir, Frau. Du hast mir nie
als Gutes getan."

Er machte mit der starken Ha
merkwürdige, grüßende Bewegung
ziehe er den Hut vor Frau Barba

Die hatte sich auf den Stuhl
gesetzt. Die Knie trugen sie nicht m
war ihr, als wanke das Haus un
in der nächsten Minute über ihr zu
krachen. Wo zielte das alles hin

Der Bauer sprach weiter: „Sie
Rudla weiß es, ich habe sie gele
mir — daß du eine Seltene bist.
nein — nein, denke nicht, daß
Schönreden etwas besser machen w
— und wann es gekommen, wi
beide nicht. Ich habe sie oft gefr
das sein kann, daß eine von ihr
ten, — was sie an mir sieht — —

„Alles," unterbrach Rudla.
durchschnitt dieses kleine Wort di
mit schmalen Lippen, knapp, fast
sprochen, während vorher ein S
sie erschüttert hatte.

Florentin richtete sich noch hö
Sein Gesicht bekam einen fast v
Glanz. Er sah um viele Jahr
aus. „Es kam noch einmal, nac
langen Jahren," sprach er weiter
von dir, Barbara, von einer and
Wunder, — nicht wie Nachsom
Herbst, sondern als hätte sich d
noch einmal gewendet, und es bl
vor dem Schnee, aber ein ganz
ling, einer, wie man ihn nie erleb

Der Bauer hatte Rudlas Ha
gelassen. Er brauchte seine beiden
nen Worten Nachdruck zu geben.
der, die Sprache genügten ihm n
machte Bewegungen, als sehe und
blühende Bäume und weiten, bla
und Gärten voll Rosen.

„Wir haben einander lieb, d
und ich," schloß er, „mehr als da

Ich bin dir untreu, Frau. Und ich bin es doch nicht. Ich bin dir im Herzen vielleicht nicht mehr der, der ich dir an unserem Hochzeitstage war. Aber ich habe durch viele Jahre gelernt, in dir das Beste, Lauterste zu sehen, was einem das Leben geben kann. Ich weiß nicht mehr recht, wie die Barbara von zwanzig Jahren aussah, aber ich weiß einen Kameraden, einen guten Geist im Hause — alle Hochachtung vor dir, Frau. Du hast mir nie anderes als Gutes getan."

Er machte mit der starken Hand eine merkwürdige, grüßende Bewegung, so als ziehe er den Hut vor Frau Barbara.

Die hatte sich auf den Stuhl am Bett gesetzt. Die Knie trugen sie nicht mehr. Es war ihr, als wanke das Haus und müsse in der nächsten Minute über ihr zusammenkrachen. Wo zielte das alles hin?

Der Bauer sprach weiter: „Sie weiß es, Rudla weiß es, ich habe sie gelehrt, daß wir — daß du eine Seltene bist. Aber — nein — nein, denke nicht, daß ich durch Schönreden etwas besser machen will. Wie — und wann es gekommen, wissen wir beide nicht. Ich habe sie oft gefragt, wie das sein kann, daß eine von ihren Jahren, — was sie an mir sieht — —"

„Alles," unterbrach Rudla. Seltsam durchschnitt dieses kleine Wort die seinen, mit schmalen Lippen, knapp, fast hart gesprochen, während vorher ein Schluchzen sie erschüttert hatte.

Florentin richtete sich noch höher auf. Sein Gesicht bekam einen fast verklärten Glanz. Er sah um viele Jahre jünger aus. „Es kam noch einmal, nach vielen, langen Jahren," sprach er weiter. „Nicht von dir, Barbara, von einer andern. Ein Wunder, — nicht wie Nachsommer im Herbst, sondern als hätte sich das Jahr noch einmal gewendet, und es blühte kurz vor dem Schnee, aber ein ganzer Frühling, einer, wie man ihn nie erlebt."

Der Bauer hatte Rudlas Hand losgelassen. Er brauchte seine beiden, um seinen Worten Nachdruck zu geben. Die Bilder, die Sprache genügten ihm nicht. Er machte Bewegungen, als sehe und zeige er blühende Bäume und weiten, blauen Tag und Gärten voll Rosen.

„Wir haben einander lieb, die Rudla und ich," schloß er, „mehr als das Leben."

Frau Barbara saß da wie ein Steinbild. Sie war starr. Fröste erfüllten ihr Inneres. Sie ermaß noch nicht, was sie hörte. Sie fragte sich auch, ob der Kranke nicht irre rede. Aber sie wußte sogleich, daß dem nicht so war.

Rudlas Atem flog. Sie lauschte wie auf ein Evangelium.

Plötzlich stockte Florentin. Der fast seherische Ausdruck seines Gesichts machte einer jähen Veränderung Platz. Seine Züge verzogen sich, als fasse sie ein Krampf. Der Oberkörper schwankte.

Da erwachte die Bäuerin. Was sie gehört hatte, fiel ab von ihr. Sie sah, daß die Pflegerin nötig war. Schon stand sie am Bett und stützte Florentin.

Er hing schwer in ihrem Arm, sein Blick hatte etwas Brechendes; aber er sprach mühsam weiter: „Man wird sagen: der Mensch soll Herr werden über sich selber. Man wird sagen: Es gibt eine Pflicht, die über alle Wünsche geht. Aber es gibt auch eine Pflicht gegen die eigene Seele. Man sucht nach dem Mittel, Leute äußerlich wieder jung zu machen. Aber wenn einer im Innern noch einmal jung wird, dann soll er mit Gewalt bleiben, wie das graue Haar es ansagt. Das ist Narrheit! Das ist Frevel wider die Natur! Ich weiß es; denn ich habe wochenlang um die Erkenntnis gerungen."

Er erhob die geballte Faust und schwang sie drohend. Noch einmal schien alle Energie sich in diesem Schwunge seines Armes, dieser Gebärde seines Widerspruchs zu sammeln; dann lehnte er sich nach hinten. Eine Ohnmacht umfing ihn.

Frau Barbara ließ seinen Körper in das Kissen zurückgleiten. Dann schritt sie zu einem nahen Tisch, nahm eine Kampferspritze, die dort lag und stach sie mit sicherer Hand dem Mann in den Arm; der Arzt hatte sie gelehrt, was zu tun sei.

Rudla stand wie angewurzelt am gleichen Fleck. Der Kranke hatte aus den Kissen sie unverwandt angeschaut, als fordere er sie zum Bleiben auf. Aber sie fand wohl doch, daß sie gehen sollte. Sie schwankte; sie hätte sich am Bette niederwerfen und zu dem da sagen mögen: ‚Stirb nur nicht! Verlaß mich nicht, du.' — Aber sie wagte es nicht.

Frau Barbara sah, wie sie nach der Tür blickte. „Bleib da," sagte sie.

Jetzt war Florentin eingeschlafen.

Die Bäuerin machte Rudla ein Zeichen.

Auf den Zehen gingen beide zur Tür und ins Wohnzimmer hinaus. Die Tür ließen sie angelehnt.

„Eine Viertelstunde wird er Ruhe haben," sagte Frau Barbara.

„Dann —" begann Rudla.

Frau Barbara sah sie an. Ein Rudel von Gedanken durchraste ihr Gehirn. Sicher: sie war schön, die Rudla, und jung und — sie begriff es, daß ein Mann Gefallen an ihr fand. Und — wenn es Florentin wohl tat, warum sollte sie nicht da bleiben? „Bleib hier, Rudla," wiederholte sie.

Das Mädchen hatte Furcht vor ihr. Es fühlte sich schuldig. Aber die Angst um den Mann im Bett überwog. „Glaubt Ihr, daß er sterben muß?" fragte sie mit zerbrochener Stimme.

„Sprich nicht davon!" entgegnete die andere fast rauh. Dann sprang die Angst sie selber an: „Glaubst du es denn?" fragte sie.

„Es wäre schrecklich," stieß Rudla heraus.

„Hast du ihn so gern?" fragte die Frau.

„Ich will nicht weiter leben, wenn —"

Frau Barbara wandte sich ab.

Rudla sah, wie sie sich in die geballte Hand biß, damit sie nicht weine.

„Ihr — er sagte mir immer, daß Ihr ihn sehr liebtet."

Die Bäuerin achtete nicht darauf. „Was sagen deine Eltern?" fragte sie plötzlich.

„Die wissen es nicht," gestand Rudla.

Eine Stille fiel ein.

Dann brach Rudla wieder trotzig los. „Es kann ja nicht sein, so mitten aus seiner Kraft. Das ganze Land würde ihn vermissen."

„Sie wissen alle nicht, was er wert war," sagte Frau Barbara. Es ging ihr seltsam; sie spürte noch immer den Riß in ihrem Innern, den die ihr gewordene Erkenntnis aufgezerrt, allein sie empfand jetzt viel mächtiger das, was Florentin ihr gewesen und daß niemand ihn gekannt und erfahren hatte wie sie. „Es ist kein Armer, dem er nicht gegeben hat," sprach sie weiter, „kein Kind im Dorf, das ihm nicht nachspringt, wie einem gütigen Vater, kein Unglücklicher weit herum, der nicht einmal seinen Rat geholt. Sie gingen doch alle viel eher zu ihm als zum Pfarrer."

„Das weiß ich," schluchzte Rudla.

„Selbst dem Tier gab er, was er ihm schuldig war," fuhr die andere fort. „Ich — —"

Hier stockte sie. Ihre Stimme versagte. Sie hatte von sich reden wollen. Aber sie überwand es. Und die Angst um den, den sie gerühmt hatte, packte sie wieder. „Vielleicht ficht er es doch durch," sagte sie. Dabei schoß es ihr durch den Kopf, was dann werden solle. Aber sie grübelte nicht weiter. Auch trieb sie die Unruhe wieder auf. Sie trat auf Rudla zu und berührte ihre Schulter leicht mit der Hand: „Wir müssen wieder zu ihm," sagte sie.

Sie begaben sich in das Schlafzimmer zurück.

Florentin Amstein lag noch immer mit geschlossenen Augen da, und die zwei Frauen setzten sich an sein Bett und beobachteten seine Atemzüge, die unruhig und stockend waren.

Zuweilen suchte Rudlas Blick die Augen der Bäuerin. Sie hätte sie fragen mögen, ob dieses röchelnde Atmen schon der Tod sei. Aber die andere achtete nicht auf sie. Sie bewachte jede Bewegung des Kranken, und zuweilen glättete sie mit einer ruhigen Handbewegung eine Falte der Decke.

Eine Stunde verging, ehe Florentin wieder erwachte.

Und wieder fuhr Rudla auf und hatte das Empfinden, daß sie nun gehen müsse. Und wieder sah es Frau Barbara und schüttelte den Kopf, ihr bedeutend zu bleiben.

Florentin kam zu Bewußtsein. Er suchte Rudla. Dann schaute er nach seiner Frau. Beide waren noch da! Er atmete tief auf. Er wollte sprechen: ‚So bist du Barbara! Du tust, was ich von dir erwartete'. Aber er war jetzt schwach. Er versuchte die Hand nach der Bäuerin auszustrecken, aber sie lag ihm wie Blei auf der Decke. So trat alles, was er sagen wollte, nur in seine Augen. In ihnen flackerte Erregung, Dankbarkeit, Staunen und dann wieder, wenn er Rudla anschaute, Freude. Aber der Schatten der Erkenntnis stieg auf, daß es mit ihm zu Ende ging. Er fürchtete den Tod nicht. Aber er hatte noch ein Ver-

langen in sich, mehr Klarheit zu schaffen. Es quälte ihn noch etwas, was ungesagt war. Er suchte nach dem Ausdruck, der das in ihm brennende Verlangen schilderte, die Junge, Blonde dort, die ihm gehörte, an sich zu ziehen und bei sich zu haben im letzten, mächtigsten Augenblick und der doch auch wiedergab, mit welch feierlicher Liebe er der Stilleren, Älteren gedachte, die ein Leben mit ihm geteilt.

Abwechselnd reichten ihm die Frauen seine Medizin oder schüttelten ihm die Kissen. Es gab sich von selbst, daß sie sich in die Dienstleistungen teilten.

Die Dienstleute kamen nach Hause. Vom Stalle muhten die Kühe. Es wurde Melkenszeit. Der Arzt erschien.

Florentin sprach noch immer nicht. Sein Atem flog. Er fiel von einem Schlaf in den andern.

Der Arzt sagte zu Barbara: „Ruft mich! Er wird die Nacht nicht überleben."

Sie nickte und war merkwürdig gefaßt. Sie geleitete den Doktor wieder hinaus.

Nachher flüsterte Rudla, man werde sich daheim wundern, wo sie bleibe. Frau Barbara aber erwiderte, daß sie einen Knecht hinüberschicken werde. „Sie werden begreifen, daß du mir helfen mußt."

Rudla wurde nicht klug aus ihr. Etwas Unergründliches lag hinter ihrer Gefaßtheit: Liebte sie den Sterbenden nicht oder nicht mehr? Und was dachte sie von ihr?

Die Sterne traten an den Himmel. Es wurde kühler. Durch das geöffnete Fenster drang der süße Duft von Linden.

Noch immer atmete Florentin und schlief und sprach nicht, wenn er wach war, nahm nur die Tränke, die ihm die Wärterinnen reichten. Sie aber hatten noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben und besorgten ihn und vergaßen sich selbst, während ihnen zuweilen der Herzschlag in ihrer Angst um ihn stockte.

Gegen Morgen stand im Nachthimmel nur noch ein Stern, hell und mächtig mit einem Licht wie ein Mond. Er stand zwischen den hohen Pappeln vor dem Hause und gerade über Florentins Fenster.

Es erwachte schon eine Glocke. Sie klang weit entfernt. Die Luft verschluckte immer wieder ihren Ton. Sie war wie ein ganz ferner Ruf. Florentin Amsteins Ohr aber fing ihn auf. Er ganz allein und ganz plötzlich, nachdem er lange nicht mehr gewußt hatte, was um ihn war. Und von ihm kam er zu den beiden zurück, die immer noch bei ihm im Zimmer waren. Immer noch! Beide!

„Rudla!" sagte Florentin. In dem Wort musizierte alles, worein er sich verloren und ausgeströmt hatte.

Dann streckte er die Arme gegen Barbara aus. Es war nicht zu mißdeuten. Er wollte ihr sagen, daß sie ihm den höchsten Dienst ihres Lebens getan. Aber die Finger verkrampften sich. Der Mund, der hatte sprechen wollen, zuckte und blieb geöffnet. Der Atem setzte jäh aus.

Frau Barbara griff nach der Medizin. Aber, erbleichend, ließ sie davon ab. Dann strich sie mit der Hand über Florentins Lider.

Vor dem Fenster leuchtete der Stern. Aber die Glocke schwieg.

In Rudlas Augen sprang der Schrecken. „Jesus, mein Gott!" sagte sie. Sie wollte sich am Bett niederwerfen. Aber sie wußte plötzlich, daß sie kein Recht dazu hatte. Da wandte sie sich stürmisch und eilte auf die Tür zu.

„Wohin willst du?" sagte Frau Barbara ganz still.

Rudlas Hand lag auf der Klinke. „Ich kann nicht sein ohne ihn," stieß sie heraus.

Frau Barbara trat auf sie zu und faßte ihre Hand, dann, als sie sich wie eine Sinnlose sträubte, ihre Schulter. Sie zog sie zum Bett zurück. „Ich weiß," sagte sie, „so und nicht anders mußte man ihm anwachsen." Sie hatte ein Herz wie von Blei. Sie war betäubt, wie wenn einer ihr mit einem Hammer vor den Kopf geschlagen hätte. Sie konnte nicht weinen, obwohl es ihr eine Erlösung bedeutet hätte, und doch fast aus Instinkt hielt sie das Mädchen bei sich fest und empfand es nicht als Last, daß sie da war. Warum wußte sie noch nicht.

Rudla fügte sich ihrem stärkeren Willen. Sie hatte sich selbst völlig verloren. Von einem fast körperlichen Schmerz geschüttelt, ließ sie sich von Frau Barbara leiten wie sie wollte. Sie legte auch wieder Hand an, als diese dem Toten tat, was not war.

Eine alte Magd wurde gerufen und half Florentin ins Sterbehemd kleiden. Der Arzt kam und stellte den Tod fest. „Der

beste Mann im Land," sagte er, als er Frau Barbara die Hand drückte. —

Es wurde Tag. Dem Hin und Her des Gesindes gesellte sich das Kommen und Gehen von Kranzträgern und Beileidszeugen. Immer noch war Rudla da. Sie ließ sich von Frau Barbara etwas Essen aufnötigen. Ihr Vater kam, fand, daß sie zu Recht um den Paten trauere, und bemühte sich nicht, sie heim zu nehmen.

Die Schwüle wich. Wolken zogen auf. Ein feiner Regen fiel. In ihm richtete sich viel durstiges Pflanzenzeug grün und frisch auf, und es wehte kühl durch alle geöffneten Fenster. Der Tag war geräusch- und arbeitsvoll. Dann kam eine Stunde, da die beiden Frauen wieder allein waren.

Sie gewahrten gleichzeitig, daß sie keine Menschen mehr um sich und für den Augenblick alle Arbeit getan hatten. Sie dachten wieder aneinander und an sich selbst. Rudla wagte irgendwie nicht, noch einmal vom Gehen zu sprechen. Frau Barbara saß auf einem Stuhl. Das Mädchen stand wie zwanzigmal des Tages mit zitternden Lippen am Bette und schaute auf den Toten, den sie bald vor Tränen nicht mehr sah.

„Einmal mußt du mir erzählen, wie alles gekommen ist," sagte plötzlich die Bäuerin. Sie sprach ruhig. Sie wußte selbst nicht, wieso sie das konnte. Die dort war ihr wie eine Schwester, oder wie eine erwachsene Tochter, die versteht, was man zu ihr spricht.

Rudla dachte, das würde sie nie Frau Barbara erzählen, nie.

Aber diese fuhr fort: „Ich will dir dann auch von meiner Brautzeit sagen."

Rudla kam näher. Es rührte sie etwas an, daß sie nicht widerstehen konnte.

„Man weiß nicht, was es war. Seine Augen — die Güte —"

Rudla horchte auf. Auch sie hatte gegrübelt, was an Florentin gewesen sei, daß man ihm verfiel. Sie hatte den Drang, auch ihr eigenes Empfinden zu erklären. „Ja," sagte sie, „man weiß es nicht. Man mußte ihm vertrauen —"

Frau Barbara lehnte sich jetzt in einer leisen Müdigkeit in den Stuhl zurück. ‚Vertrauen?‘ dachte sie. Bitterkeit quoll in ihr auf. Aber sie sah, wie schön die andere war und wie jung. Und sie verstand. „Vielleicht ist es besser, wenn du jetzt einmal heimgehst," sagte sie. „Aber komm' nachher wieder. Wir wollen bei ihm sein, solang wir können."

Zum erstenmal brach ihre Stimme.

Rudla gab ihr die Hand. Sie drückten fest zu. Dann ging das Mädchen. —

⁂

Die zwei Frauen wachten bei dem Toten. Seite an Seite, Frau und Patenkind, gingen sie hinter seinem Sarge und den Töchtern, vor den übrigen Leidtragenden.

Nach der Beerdigung, als sie Gelegenheit hatte, Rudla beiseite zu nehmen, sagte Frau Barbara: „Ich weiß, daß es dich hart ankommen müßte, hier kein Recht mehr zu haben, wo du so viel ein- und ausgegangen. Willst du weiter zu mir kommen?"

Rudla, die noch immer sich nicht finden konnte, erwiderte, obschon sie ihr Heim hatte: „Ich wüßte sonst nicht, wohin."

So sahen sie sich weiter.

Sie sprachen oft und jelänger um so häufiger von Florentin Amstein. Ihr Tiefstes ging auf, wenn sie von ihm handelten. Immer rückhaltloser sprachen sie von ihm und dem, was sie mit ihm erlebt und für ihn empfunden hatten.

Einmal sagte Rudla: „Ich habe oft über dich nachgedacht, Frau Barbara. Ich kann aber nicht finden, warum du mich zu dir nahmst und woher du deine Nachsicht nimmst." Die andere sah aus dem Fenster. Die Pappeln verloren schon die Blätter. Sie rieselten an den hohen Stämmen nieder wie dunkle Flocken. Im Garten blühten die letzten Astern. Frau Barbara antwortete: „Auch ich habe es besonnen. Wenn ich dich ansah, begriff ich ihn. Während ich mit dir lebe, verstehe ich ihn noch besser. Wir Frauen können die Liebe nicht erzwingen, wenn es Herbst wird, aber — die unsere stirbt nicht im Reif wie das Laub dort, das fällt. Und was wir vermögen, ist, daß wir sie nicht in Neid klein werden lassen. Du hättest es auch noch gelernt."

Rudla schwieg. Sie empfand, daß Florentin Amsteins Seele ihr nicht allein gehört haben konnte. Sie fühlte, daß ein Band zwischen ihm und der Frau vor ihr nicht zerrissen war. Als in diesem Augenblick Frau Barbaras Kopftuch, das sie vom Haar gelöst, zu Boden glitt, nahm sie es auf und reichte es ihr. Dabei neigte sie sich unwillkürlich, fast ehrfürchtig und vor etwas Unergründlichem.

Der Kampf mit dem Berge

Von Prof. Dr. Robert Liefmann

Zu den wenigen erfreulichen Erscheinungen im heutigen Deutschland gehört das wachsende Interesse für den Sport. Ich denke dabei allerdings nicht an die Pferderennen mit ihrem Wettbetrieb und die damit wieder zusammenhängenden „Sportkonzerne“, auch nicht an die Boxkämpfe — das Boxen ist zwar ein vorzüglicher, Körper- und Willensbildung fördernder Sport, aber seine öffentliche Vorführung in der heutigen Weise ist ein Unfug. Sondern ich denke dabei vor allem an das wachsende Interesse für Bewegungsspiele, für die Leichtathletik in allen ihren Zweigen, für das Schwimmen und für den Bergsport. Letzterer ist nach Ansicht der meisten die Krone aller Sports, wenn man seine geistigen und körperlichen Erfordernisse und Vorteile zusammennimmt. Der Wettkampf ist hier, wenn auch nicht ganz, so doch am meisten von allen Sports ausgeschaltet. Man kämpft nicht mit den Menschen, sondern mit der Natur, mit dem Berge. Hierin sind ihm am meisten der Segelsport und der Luftsport verwandt. Beim führerlosen Wandern im Hochgebirge kommen körperliche und geistige Fähigkeiten in so harmonischer Weise zur Betätigung, ergänzen und verstärken sich wie bei kaum einem anderen Sport. Auch erfordert der Bergsport verhältnismäßig das geringste Material, und wenn er auch nicht allen zugänglich ist, so vermehrt sich doch von Jahr zu Jahr die Zahl seiner begeisterten Anhänger. Das beweist die starke Zunahme der Mitglieder des Deutsch-Österreichischen Alpenvereins, die trotz des Verlustes zahlreicher Sektionen in den abgetretenen Gebieten Deutschlands und Österreichs die Hunderttausend und damit den Bestand vor dem Kriege schon weit überschritten haben.

Die Gründe für die Anziehungskraft, die der Alpinismus auf Angehörige jedes Alters und Geschlechts ausübt, sind viel erörtert worden. Herausreißen aus dem Alltagsleben, Flucht vor den Menschen zur Natur, Freude am Abenteuer, Erprobung körperlicher und geistiger Kräfte, die sonst brachliegen, Genuß seltener Naturschönheiten, vereinigen sich zu einem Reiz, für den man mancherlei Beschwerden, Anstrengungen und Gefahren gern in den Kauf nimmt. Die objektive Gefahr, wie sie durch Steinschlag, Lawinen, Wetterumschlag u. dergl. herbeigeführt wird, sucht kein vernünftiger Mensch. Nur die Schwierigkeiten sucht man, und jeder kann sie in den Bergen finden in dem Grade, wie er glaubt, sie überwinden zu können.



Ankunft auf der Betempshütte



Auf der Suche nach dem besten Wege durch den Gletscherbruch

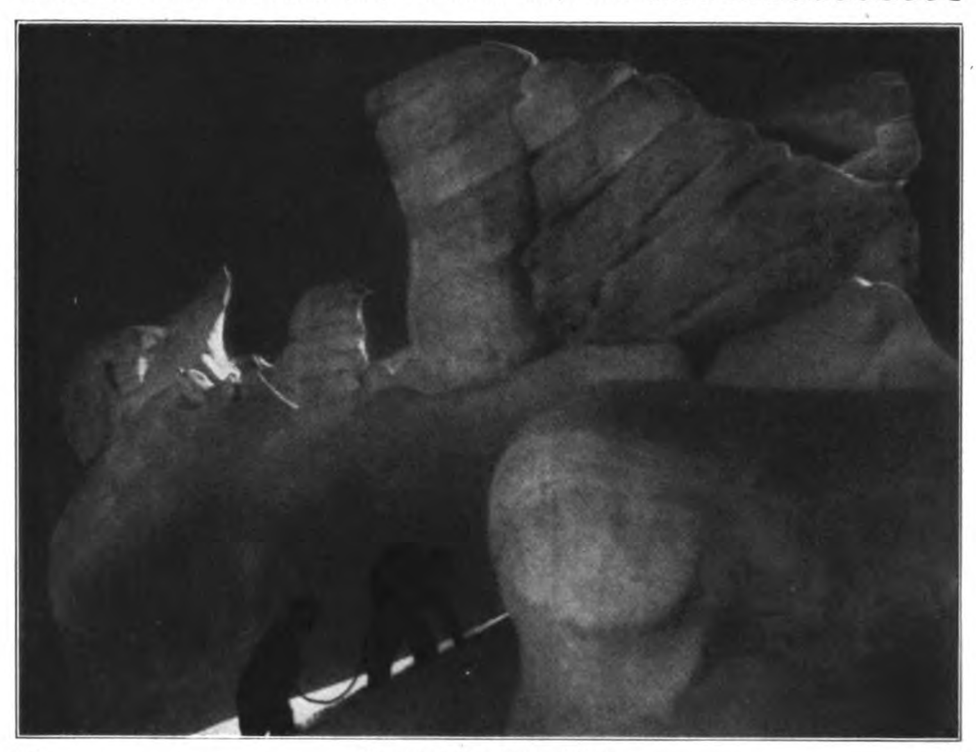
Vor allem gewährt der Bergsport wie kaum ein anderer die Möglichkeit zum Naturgenuß, er führt aus den Städten hinaus in die landschaftlich schönsten Teile Europas, stellt den Menschen ganz der Natur gegenüber und lehrt ihn, ihre verborgensten Schönheiten aufzusuchen und ihre Gefahren im „Kampf mit dem Berge" zu überwinden. Und wenn auch manche berühmtesten Teile der Alpen und andrer Gebirge überlaufen sind, so findet doch der, der die Einsamkeit sucht und unbetretene Pfade liebt, noch genug stille Täler und unbekannte Berge, wo man tagelang keinem Menschen begegnet und auch neue Touren, ja selbst Erstbesteigungen noch in großer Zahl zu machen sind. Der Verfasser dieses Aufsatzes war z. B. in den beiden letzten Jahren vor dem Kriege in den Bergen an den Quellen des Rheins, wo er wochenlang keinem Touristen begegnete und eine ganze Reihe von Erstbesteigungen ausführen konnte.

Der Besuch der Schweiz und der großen uns leider von Italien entrissenen Alpengebiete wird uns freilich durch das Schreckgespenst unsrer Tage, die Valuta, erschwert oder ganz unmöglich gemacht. —

Die Schönheiten des Hochgebirges, die der Bergsport erschließt, hat uns schon längst die Lichtbildkunst vor Augen geführt. Die meisten hervorragenden heutigen Hochtouristen sind auch tüchtige Photographen, die es sich nicht verdrießen ließen, neben ihrem Gepäck auch noch Kamera und Platten auf die höchsten Gipfel zu schleppen. Den Bergsport selbst aber, den „Kampf mit dem Berge", lernen die weitesten Kreise erst jetzt durch den Kinematographen kennen. Die Berg- und Sportfilm-Gesellschaft in Freiburg i. B. hat schon im vorigen Jahre durch ihren ersten Film: „Das Wunder des Schneeschuhs" Hunderttausenden die Schönheit des Gebirges im Winter und die Wonnen des Skilaufs vorgeführt. Jetzt erscheint das Filmwerk: „Der Kampf mit dem Berge", dessen erster Teil unter dem Titel: „In Sturm und Eis" an der Überschreitung eines der schwierigsten Eisberge der Alpen die Tätigkeit und Technik des Eis- und Gletschermannes in allen Formen zeigt und zugleich durch herrliche Landschaftsaufnahmen aus den Alpen, die die im „Wunder des Schneeschuhs" gezeigten noch übertreffen, auch dem Nichtsportsmann unvergeßliche Eindrücke vermittelt. Ein späterer Film, der jetzt in Arbeit ist, wird dann vor allem



Beim Ausblick nach den Gletscherspalten. Im Hintergrunde das Matterhorn



Mondnacht im Grenzgletscher

den Klettersport, die Felstechnik und die Schönheiten des Felsgebirges zur Darstellung bringen.

Die Besteigung eines schwierigen Berges gibt keine Bilder so rascher Bewegung, wie sie eine rasende Schußabfahrt auf Schneeschuhen bietet, wo der Beschauer auch im Film mit angehaltenem Atem den dahinsausenden oder im Sprunge 50 m weit durch die Luft fliegenden Skifahrern folgt. Um auch hier dem Film zu seinem Recht auf Bewegung zu verhelfen, haben die Verfertiger die Darstellung in die Form einer kleinen Geschichte gebracht und sie haben ferner in sehr geschickter Weise auch aus der Landschaft alle Bewegungsmomente herausgeholt.

Die Handlung ist folgende: Eine junge Dame, Fräulein Ilse Rohde aus Freiburg, sitzt in den Anblick der großartigen Bergwelt versunken am Wege zum Gornergrat bei Zermatt. Da kommt ein ausgezeich-



Aus dem Dunkel der Gletscherspalten wieder ans Tageslicht

neter Hochtourist in voller Ausrüstung vorbei, der bekannte Skiläufer Hannes Schneider von St. Anton, und sie vereinbaren eine Überschreitung des gegenüber aufragenden 4538 m hohen Lyskamm, des höchsten reinen Eisberges der Schweiz. Sie treffen sich am nächsten Tage auf der am Fuße des benachbarten Monterosa gelegenen Bétemps-Hütte und studieren dann von einem nahegelegenen Felsen aus den besten Durchstieg durch den stark zerklüfteten Zwillingsgletscher (im Hintergrund das Matterhorn). Dieser Gletscher hat seinen Namen von den neben dem Lyskamm aufragenden Zwillingen, Castor und Pollux. Der nächste Tag findet unsre Alpinisten auf diesem Gletscher. Es ist schon spät in der Jahreszeit, Oktober, das Waten im tiefen Neuschnee ist sehr anstrengend und ein Pfad durch das Spaltengewirr schwer zu finden, Gletscherspalten müssen übersprungen und unsichere Eisbrücken überschritten werden. Ist ein Schrund gar zu breit, so muß man an geeigneter Stelle in ihn hineinsteigen und auf der anderen Seite sich wieder emporhacken und so zum Tageslicht zurückkehren. Hie und da bricht man auch einmal in eine verdeckte Spalte, wie es dem Verfasser dieses Aufsatzes zweimal im Zermatter Gebiet, am Rimpfischhorn und am Dom geschehen ist. Da kann nur richtige Handhabung des Seiles retten; sehr viele Unglücksfälle in den Bergen sind auf solchen Einbruch zurückzuführen, und mit Recht geben sich in dem den Film begleitenden Text die beiden Bergsteiger am Schluß das Wort, einen solchen schwierigen Berg in Zukunft nicht mehr zu zweit zu besteigen.

Schließlich erreicht das Paar das auch schon über 4000 m hohe, zwischen Lyskamm und Zwillingen gelegene Felikjoch (im Hintergrund das eine der schönsten Zermatter Touren bildende Zinalrothorn). Hier öffnet sich der Blick auf die italienische Seite, und den Bergsteiger erwartet jetzt eine ganz andere Aufgabe, das Begehen eines mehr oder weniger steilen und mehr oder weniger scharfen Schnee- oder Eisgrates. Es ist besonders schwierig und gefährlich, wenn an dem Grat nach einer Seite, im Winter auch manchmal nach beiden, große Schneewächten



Über dem Abgrund

überhängen. Dann muß man „in die Wand hinaus traversieren", wie der technische Ausdruck lautet, und diese Wände sind beim Lyskamm von furchtbarer Steilheit. Über den italienischen Gefilden liegt auf diesem Bilde ein Nebelmeer. Auch ich habe es vor vielen Jahren ebenso getroffen, als ich vom Felikjoch aus nicht den Lyskamm, aber Castor und Pollux überschritt. Aber im Laufe des Tages löste es sich auf, und als wir nach langer Wanderung auf dem dritten Viertausender an jenem Tage, dem Breithorn, standen, dem schönsten Aussichtsberge Zermatts, da hatten wir einen herrlichen Blick auf die zahllosen Ketten der italienischen Alpen. —

Unter den Wächten durch sucht man beim Anstieg baldmöglichst wieder den Grat zu gewinnen, der mit einem Vorgipfel beim Lyskamm ungefähr 3 km lang ist. Der höchste Punkt des Lyskamm, 4538 m, liegt nach Osten zu, näher zum Lysjoch. Wenn auf diesem Kamm, einem der höchsten der Alpen, heftiger Sturm weht, kann der Übergang höchst gefährlich, ja unmöglich werden. Ich mußte seinerzeit bei meiner Besteigung vom Lysjoch aus nach Erreichung des höchsten Punktes die Überschreitung aus diesem Grunde aufgeben, entschädigte mich allerdings dadurch, daß wir am selben Tage noch vier der südlichen Monterosagipfel bestiegen, auf der 4573 m hohen Capanna Margerita übernachteten und am folgenden Tage auch noch die drei nördlichen und höchsten Monterosagipfel überschritten. —

Der Abstieg im Eis ist meist noch schwieriger als der Aufstieg. Insbesondere ist auch das Stufenschlagen abwärts anstrengender und mühsamer. Diese Teile des Films, von denen unser Bild nur einen schwachen Eindruck geben kann, sind wahre Meisterwerke. Hier hat der künstlerische Leiter des Unternehmens, Dr. Fanck, in den Aufnahmen des Stufenschlagens gegen die Sonne ganz



Sprung über eine Gletscherspalte



Im Licht des Mondes auf dem Felikjoch in 4068 m Höhe. Im Hintergrund das Zinalrothorn

neue Gedanken verwirklicht und eine photographische Leistung vollbracht, wie sie kühner kaum gedacht werden kann. Aber auch des Operateurs, Sepp Allgaier, und der anderen Mitwirkenden sei gedacht. Von den Schwierigkeiten der Filmaufnahmen in solcher Höhe, dem Zeit- und Arbeitsaufwand, die erforderlich sind, bis alle Bilder in tadelloser Weise herauskommen, macht man sich nicht leicht eine richtige Vorstellung.

Der Abstieg zum Lysjoch ist eher noch schwieriger als der zum Felikjoch. Hier stellt sich oft ein Eisabbruch in den Weg, der beim Aufstieg langes Stufenschlagen erfordert. Im Abstieg geht es schneller. Man kann sich abseilen. Wie man dafür das Seil im Schnee befestigt, zeigt Bild S. 436 so deutlich, daß eine Erklärung unnötig scheint. Doch gibt es auch andere Methoden. Ich habe einmal, an der Jungfrau, eine zu diesem Zweck vom Gipfel mitgenommene Flasche benutzt, die in das Eis eingekeilt und um deren Hals das Seil gelegt wurde, das am besten doppelt zum sicheren Stand reichen muß. Das Herabklettern am Seil erfordert auch Übung und Erfahrung. Man nimmt es nicht zwischen die Füße, sondern sitzt mit einem Schenkel darauf, nimmt es dann über die Schulter und gibt mit der einen Hand nach. Nicht zu hohe Eiswände kann man auch hinunterspringen, namentlich wenn unten sichrer Stand und weicher Schnee sich befinden. Aber einen so tiefen Sprung, wie auf unserem Bilde Hannes Schneider, wird auch dann nicht jeder wagen.

Endlich ist der etwa 4270 m hohe Lyspaß erreicht, aber schon neigt sich der Tag seinem Ende zu. Mit dem hereinbrechenden Abend, der in herrlichen Bildern gezeigt wird, steigen unsere Wanderer den auch stark zerklüfteten Grenzgletscher hinab, müssen aber schließlich unter einem riesigen Felsblock ein Biwak beziehen. Am frühen Morgen kehren sie dann wohlbehalten zur Hütte zurück, verabschieden sich unterhalb derselben voneinander, und die tapfere Touristin schaut noch einmal zu dem stolzen Berge zurück, mit dem sie einen harten Kampf bestanden. —

So gibt dieser Film ein unvergleichliches Bild von den Schönheiten hoher Berge und von den Mühen, die ihre Bezwingung oft, nicht immer, dem Bergsteiger verursacht. Nicht alle hohen Berge sind schwierig; das neben den Zwillingen aufragende, 4174 m hohe Breithorn, das das Tal von Zermatt abschließt, ist nicht nur der schönste



Schwere Arbeit im Sturm unterhalb des Gipfels

Aussichtsberg in der Umgegend Zermatts, sondern auf dem gewöhnlichen Wege auch der am leichtesten zu besteigende Viertausender der Alpen. In der Regel ist überhaupt die Aussicht von den niedrigeren Bergen denen von den höchsten Gipfeln vorzuziehen. So bietet z. B. auch der Aufenthalt auf dem Matterhorngipfel, der in Wahrheit ein etwa 100 m langer Grat mit zwei Gipfeln ist, zwar wegen der Steilheit seiner kirchturmartig abfallenden Wände einen gewaltigen Eindruck, aber die Aussicht ist naturgemäß viel weniger malerisch als von den meisten niedrigeren Gipfeln, von denen aus es selbst das größte Schaustück ist. Dasselbe gilt auch von dem noch etwas höheren Weißhorn, 4512 m, das nach dem Matterhorn als der schönste Berg der Alpen gilt. Es ist einer der wenigen Berge, der ganz regelmäßig gebaut, eine dreikantige Pyramide, auch als Endpunkt der drei Grate in einer ganz idealen Spitze ausläuft, auf der man nach glücklicher Beendigung des sehr langen und schwierigen Aufstiegs wirklich als Beherrscher des ganzen Berges thront. Aber man steht zu hoch und übersieht zu viel, als daß Einzelheiten noch einen besonderen Eindruck machen könnten. Ganz besonders gilt das natürlich auch von dem höchsten Berge der Alpen, dem 4810 m hohen Montblanc, zumal sein Gipfel keine Spitze, sondern eine sehr ausgedehnte Kuppe bildet. —



Mühevoller Aufstieg im tiefen Schnee

Der Film zeigt wohl, was man sieht und zu tun hat beim Besteigen hoher Berge, aber von dem seelischen Gewinn, den man davonträgt, dem stolzen Bewußtsein, Schwierigkeiten mit eigener Kraft überwunden zu haben, von den Freuden treuer Kameradschaft, gegenseitiger Hilfsbereitschaft, gemeinsamen Schauens und Genießens, gegenseitigen Lehrens und Lernens, von alledem kann der Film nichts geben. Auch nichts von den vielen Unannehmlichkeiten und Plackereien, die mit jeder Hochtour verbunden sind,



Auf dem luftigen Grat des Lyskammes in 4500 m Höhe



Hoch oben in der Eiswand beim Stufenschlagen

die bald mit dem eigenen körperlichen und geistigen Zustand, bald mit der Ausrüstung, dem Proviant, den Hütten, den Gefährten selbst, bei Führertouristen namentlich auch mit den Führern oft verbunden sind. Aber es ist eine alte Erfahrung: Jeder hat schon in solchen Fällen die ganze Hochtouristik verwünscht und erklärt, er wolle sie jetzt an den Nagel hängen. Gar bald aber sind die Unannehmlichkeiten vergessen, die Berge locken unwiderstehlich, und in der Erinnerung bleiben nur die großartigen Eindrücke, die Siegesfreude und das frohe Bewußtsein, manch Abenteuer glücklich überstanden zu haben. So kommt es, daß der Alpinist in seinem Schatz von Erinnerungen einen Quell der Freude mit sich trägt, der ihn sein ganzes Leben lang begleitet und der ihm nicht entrissen werden kann.

Auch unsere Bilder und viel mehr der Film selbst mögen jedem, der schon hohe Berge bestiegen hat, die freundlichen Erinnerungen daran wieder ins Gedächtnis zurückrufen. Mich erinnert z. B. das Bild: Sturm am Gipfelgrat an den Sturm, den wir am Montblanc beim Aufstieg über den Mont Maudit zu bestehen hatten, oder an die eisige Kälte, die uns den ganzen Tag bei einer Überschreitung des Alphubel, auch in den Zermatter Bergen, zusetzte. Das Bild: Stufenschlagen abwärts erinnert mich an gefährliche Stufenarbeit bei einer Überschreitung der beiden Fiescherhörner im Berner Oberland. Bei dem Bilde einer kühnen Eisbrücke taucht die Erinnerung an einen fernen Weltteil in mir auf, an die ungeheuerlichste Eisbrücke, die ich je sah, am Mount Rainier, dem höchsten Gipfel in den Vereinigten Staaten, auch an eine höchst bedenkliche Eisbrücke im Labyrinth des Piz Bernina, die wir nur kriechend und des frühen Morgens wegen noch überschreiten konnten. Bei dem Bilde: Suchen nach dem besten Wege durch die Gletscherspalten, denke ich an manches lange Suchen und endliche glückliche Finden im Nebel am Dom oder am folgenden Tage nach Überschreitung der vier Gipfel des Nadelgrates beim Abstieg vom Dürrenhorn. Oder an das Hin und Her auf dem zerklüfteten Schalliglетscher des Weißhorns, an den Kampf durch die Spalten des riesigen Glacier du Géant in der Montblancgruppe, das vorsichtige Sondieren im Nebel bei einer winterlichen



Einsetzen des Steigeisens in die Stufe



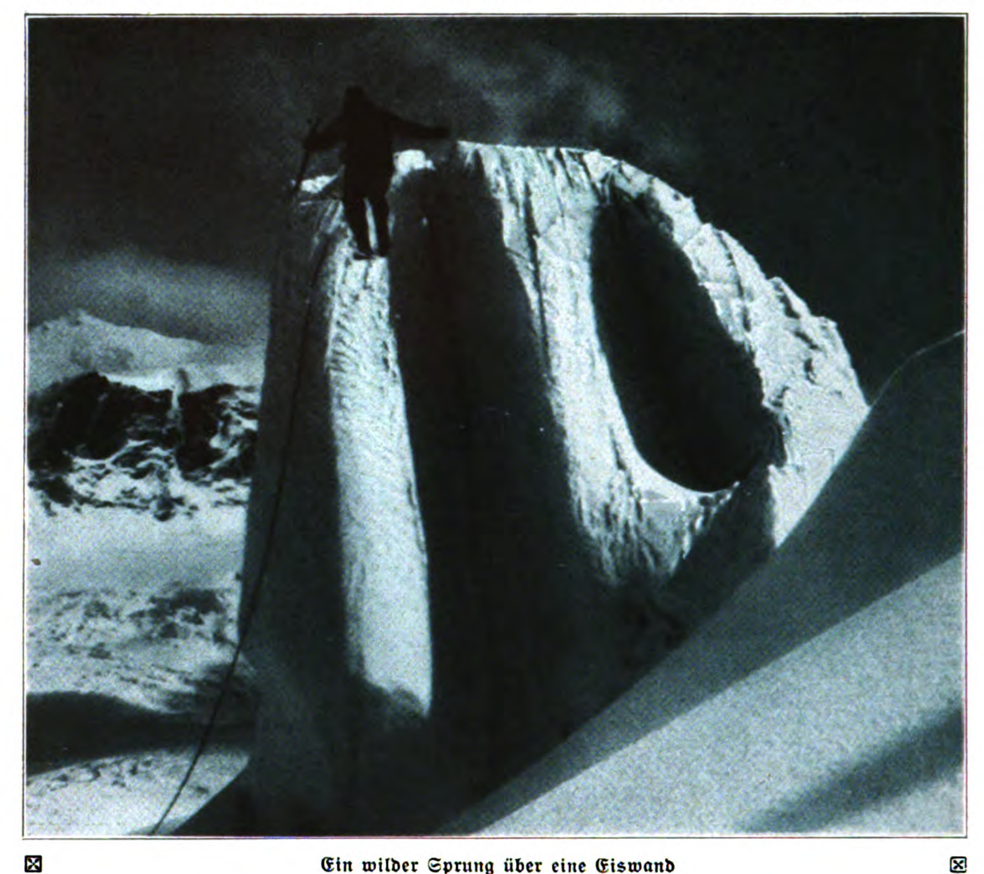
Absteigen mit Steigeisen

Durchquerung der Silvretta mit Schneeschuhen. Die Wächtenbilder rufen die Erinnerung an fabelhafte derartige Gebilde zurück, die man namentlich bei winterlichen Hochtouren, z. B. einer Durchquerung des Berner Oberlandes oder in den Engadiner, den Davoser, den Ötztaler Bergen zu sehen bekommt.

So vermag der Film jedem, der einmal in den Alpen gewandert ist, mannigfache Erinnerungen wachzurufen. Und auch wer die Alpen und den Bergsport nicht kennt, wird aus ihm mancherlei lernen, wird sich an den wunderbaren Landschaftsbildern erfreuen und den Wunsch hegen, sie selbst kennen zu lernen. Für die Alpenländer bedeutet jedenfalls ein solcher Film eine unvergleichlich viel stärkere Anregung zum Besuch, als sie Plakate, Reiseführer und sonstige Reklame geben können.

Der ganze Film ist von erfahrenen Hochtouristen aufgenommen. Daher zeigt er auch die ganze Technik des Bergsteigers bei der Begehung von Eis und Firn in sehr geschickter Weise. Nicht nur die Handhabung des Seiles und Pickels, sondern auch die Benutzung der Steigeisen wird vorgeführt (s. Abb. S. 434 u. 435). Aber auch ihre Benutzung will gelernt sein. Gute Steigeisen können unter Umständen dem Alpinisten einen großen Teil der mühevollen Arbeit des Stufenschlagens sparen. Es ist dies der Punkt, in dem, von ihrer Tätigkeit beim Holzfällen und Holzhacken her, die besten Führer auch den besten Führerlosen in der Regel überlegen sein werden.

Überhaupt ist die volle Sicherheit auf Eis im allgemeinen schwieriger zu erwerben als die Sicherheit im Fels. Es gibt sehr viel mehr erstklassige Kletterer als erstklassige Eismänner unter den Alpinisten. Und auch der Verfasser muß bekennen, daß, während er im Fels auch bei der größten „Exposition“ (Steilheit) sich immer vollkommen sicher fühlte, sobald nur einigermaßen Tritte und Griffe vorhanden waren, steile Eishänge und schmale Firnschneiden ihm recht erhebliches Unbehagen verursacht haben. Solides Eis ist noch nicht das Schlimmste. Viel schlimmer und gefährlicher ist lockerer oder nasser Schnee auf Eis, der sich unter den Füßen zusammenballt, unter Umständen abrutscht und keinen sicheren Tritt ermöglicht. Am schlimmsten ist wohl nasses, glitschiges Eis, besonders wenn es auf Fels aufliegt und in solcher Mächtigkeit auftritt, daß es schwer ist, Stufen hindurch zu schlagen. Der Kampf mit solchen Verhältnissen gehört zu den unangenehmsten Erlebnissen eines jeden Bergsteigers.



Ein wilder Sprung über eine Eiswand

Aber — so wird mancher sagen — die Darstellung so großer Schwierigkeiten und Gefahren, wie sie in dem Film vorgeführt und durch den begleitenden Text zum Teil noch unterstrichen werden, ist doch nicht geeignet, dem Alpinismus Freunde zu gewinnen, wird doch eher abschreckend wirken. Das ist ein Punkt, auf den in der Tat noch einzugehen ist. Der Film zeigt nicht, was bei der Besteigung jedes hohen Berges nötig ist, sondern was unter Umständen nötig werden kann, er zeigt nicht, was jeder leisten muß, sondern was man leisten kann und bei der Besteigung schwieriger Berge unter Umständen auch leisten muß. Und ich darf das verraten, um falsche Anschauungen zu zerstreuen: der größte Teil der Schwierigkeiten ist für die Zwecke der Aufnahme ausgesucht. Die beiden Touristen brauchten sich nicht über eine 40 m hohe Eiswand abzuseilen, sie war kein unvermeidliches Hindernis auf



Umlegen des Seiles um den Eisring zum Abseilen



Abseilen über eine vielmal haushohe Eiswand. Im Hintergrund Pollux und das Breithorn
Die Dame wird von ihrem Begleiter durch das schrägere Seil geführt, während sie selbst sich an dem andern Seil, das um Oberschenkel und Schulter geschlungen ist, hinabläßt, indem sie mit der Rechten das von der Schulter kommende Seil nachgibt. Daß dafür lange Röcke nicht zweckmäßig sind, werden auch unsere Leserinnen wohl einsehen. Hauptaufgabe ist, mit den Füßen an der Wand zu bleiben, um ein Pendeln zu verhindern

dem Abstiege. Aber es kann vorkommen, daß man sich über eine solche Wand abseilen muß, und da muß man es verstehen. Das will der Film zeigen, mehr nicht.

Solche Kunststücke, wie sie im Film gezeigt werden, Abseilen über Eiswände, Hineinsteigen in tiefe Gletscherspalten kommen natürlich auch auf den schwierigsten Touren verhältnismäßig selten vor, und die Kunst des wahren Alpinisten besteht gerade darin, sie möglichst zu vermeiden, nicht blindlings drauflos zu gehen, sondern immer den leichtesten Weg zu finden. Gerade mit dem Abseilen, namentlich im Fels, findet mancherlei Mißbrauch statt. Der Verfasser hat auf allen Touren, auf denen er selbst führte, nie mehr als 12 bis 15 m Seil mitgenommen, oft, namentlich auch als Alleingeher in den Dolomiten, nur eine Rebschnur. Zur eigenen Sicherung soll man selbstverständlich alle Hilfsmittel anwenden und so natürlich auch das Seil, aber den Berg selbst in Seile zu legen, seien es feste, seien es solche, die man selber wieder mitnimmt, nachdem man an ihnen und nicht am Berge herabgeturnt ist, das sollte nicht zur Gewohnheit werden.



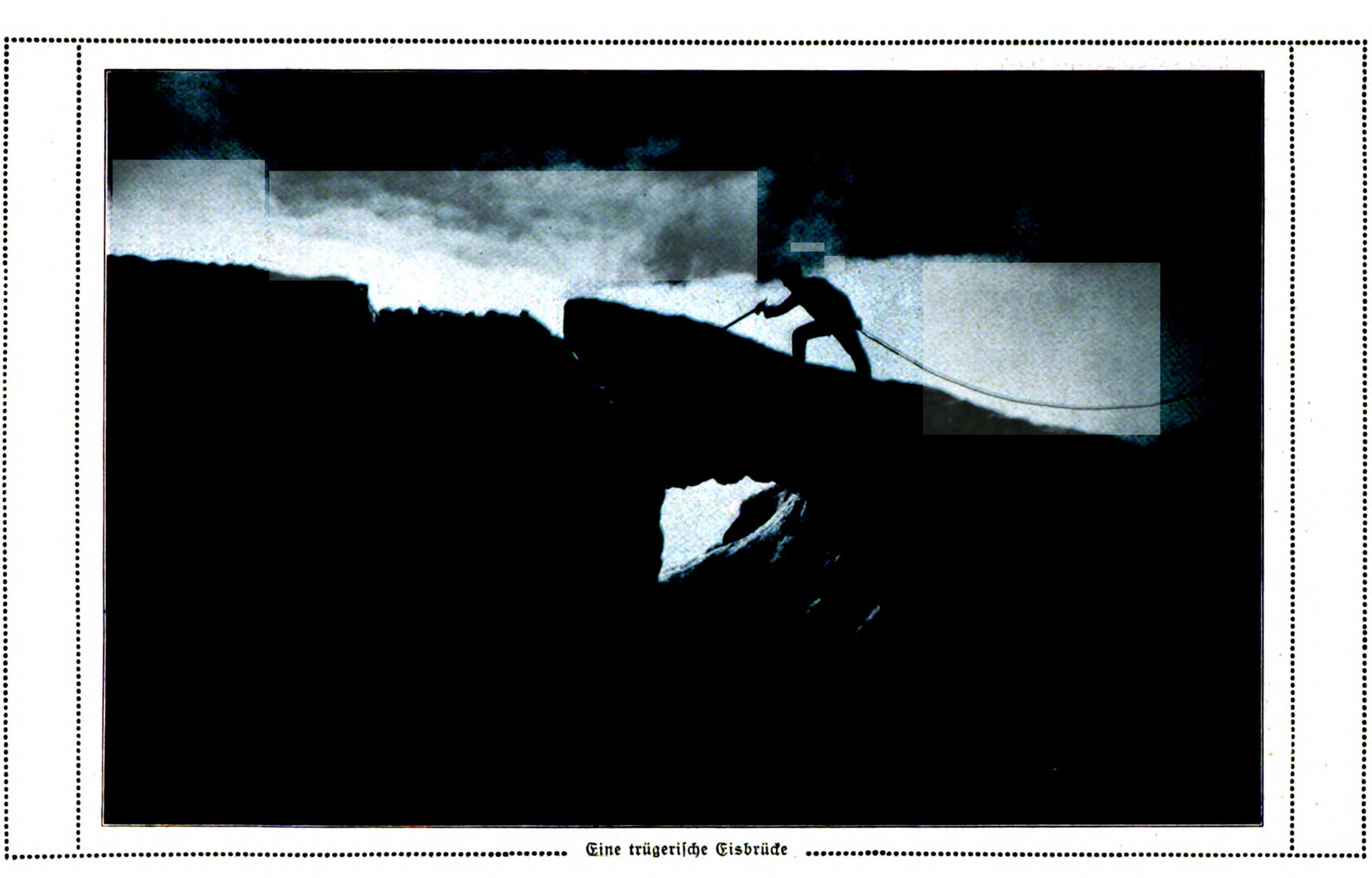
An den berüchtigten Wächten des Lyskammgrates

Sonst artet der Alpinismus zu Feuerwehr- und Turnübungen aus. Überhaupt wollen wir ruhig zugeben, daß auch der Alpinismus Übertreibungen mit sich gebracht hat. Um Auswüchse zu bekämpfen hat sich auch unter den Alpinisten eine Selbstschutzorganisation, die „Bergwacht" gebildet.

Es ist kein Zweifel, daß im ganzen der „Kampf mit dem Berge", der Alpinismus heute ein Kulturfaktor geworden ist. Das Schöne an ihm ist, daß er jedem nach dem Maß seiner Kräfte etwas bietet, auch wenn man nicht nach den schwierigsten Gipfeln trachtet. So kommt es, daß es viele ernste Männer gibt, Leute, die in der Welt etwas leisten, denen der Alpinismus größte Freude und schönste Erholung bedeutet. Und wenn auch nicht jeder zu Höchstleistungen auf diesem Gebiete berufen ist, wie der Film sie uns vorführt, so findet doch jeder in den Bergen, was seinen Kräften angemessen ist, steigert sie im Kampf mit ihnen und gewinnt dadurch neue Kraft zum Kampfe des Alltags mit den Menschen im Tale.



Ein letzter Gruß



Eine trügerische Eisbrücke

Die Stimme Bismarcks

Von Erich Marcks

Die Stimme Bismarcks schien einmal bei uns verhallt zu sein. Niederlage und Revolution hatten, so schien es, sein Werk zerschlagen, seine Überlieferung überwunden, seine Gestalt ausgelöscht. Es gab auch damals viele einzelne, denen sein Wort in Jammer und Sturz fast den einzigen Trost bot. Andere wagten in ihrer Scham nicht auf ihn zu blicken und von ihm zu reden. Ein Berliner Kunstschriftsteller von harter und enger Verständigkeit hat damals über die seelische Gesamterscheinung Bismarcks gerichtet, indem er sie an dem kurzen Maße seiner eigenen Weltanschauung maß; er erklärte sie, in einer kenntnis- und verständnisarmen Schrift, als untauglich für Deutschlands Gegenwart und Zukunft. Diese Schrift ist bald versunken. Man hat sich nach dem Begrabenen bald wieder umgeschaut. Man erlebte es seit 1919, wie in dem Zusammenbruche unseres Staatslebens nur eines blieb, sein eigenstes Erbe. Die Kräfte, die uns noch hielten und Ordnung schufen, stammten alle aus seiner Welt. Reich und Einheit und Nation blieben, ja sie schienen sich straffer anzuspannen. Das neue Reich wollte unitarischer sein als sein altes, aber es ruhte ganz auf jenem, und Bismarck betätigte sich in ihm und widerstrebte in ihm. Überdies, seine menschliche Erscheinung blieb uns die Höhe deutscher Art, seine Größe blieb uns in allem Elende Stütze und Trost, sein Handeln enthüllte sich uns, gegenüber allen Abirrungen der Nachfolger, als das eigentliche Gebot unserer europäischen Stellung. Soweit das neue Deutschland Geschichte und Anknüpfung sucht und verträgt, soweit es an Zusammenhang und notwendige Überlieferung glaubt, fühlt es sich wieder zu seiner Gestalt und Lehre hingedrängt, zu seinem Wesen, seinen Worten, seinen Taten. Daß sie auf neue Tage nicht einfach übertragbar sind, versteht sich nur zu sehr von selbst: aber zu lernen gibt es überall von ihm, Glauben und Willen, und sicher ihn selber. Er aber hat in diesen Jahren die Stimme wieder, mit neuen Worten, zu seinem Volke erhoben.

Zuerst in einem Buche, das **über** ihn handelt. Es sei in dieser Auswahl, auch heute noch, zuerst auf den ersten lauten Ruf zu Bismarck hin verwiesen, der 1920 von einem Toten ausging, dem Historiker und Publizisten Hans **Plehn**. Sein Buch über „Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung" erschien 1920 (bei Oldenbourg in München), anderthalb Jahre nach dem freiwilligen Tode des verzweifelnden Patrioten. Es erzählt in elf ohne stärkere Gliederung nebeneinandergestellten Abschnitten die europäische Politik von 1871—1888 in nüchterner, kühler, klarer Darstellung, auf Grund eines breiten gedruckten Materiales. Bismarck selber tritt da, in ganzen Kapiteln, fast völlig hinter die sachliche Erzählung zurück, seine glänzendsten Leistungen wie die Kolonialpolitik und das Spiel mit der Gesamtheit der Großmächte kommen nicht oder nicht voll zur Anschauung, die feineren und gefährlicheren Mittel seines Verfahrens auch nicht. Alles erscheint etwas zu einfach und wirkt etwas unpersönlich und kahl. Aber die Hauptsache bringt dieser klare, positive Kopf gut und lehrreich heraus: eben den klaren und positiven Grundzug, der in des Kanzlers Politik über die Virtuosität des großen diplomatischen Künstlers doch überwog. Bismarcks System wird in Rückblicken und Betrachtungen durchsichtig erfaßt, seine großartige Sachlichkeit und Selbstbeschränkung, und dessen Darlegung und Verteidigung bildet zugleich eine gewollte Kritik an Bismarcks Nachfolgern. Davon ging Plehn innerlich wohl aus: er wollte lehren. Sehr wertvoll ist da die kluge, klare Widerlegung literarisch-politischer Angriffe auf den Bismarck des Berliner Kongresses und des Rückversicherungsvertrages; Plehn verurteilt die Abkehr des neuen Kurses von diesem Vertrage und somit dessen gesamte auswärtige Richtung. Er arbeitet, in seiner strengen Weise, die stählerne Männlichkeit und selbstbeherrschte Weisheit des Kanzlers wirksam heraus; er betont die entscheidende Bedeutung der Einzelnen für die Außenpolitik, er verwirft den Fatalismus, der etwa das französisch-russische Bündnis (und den Weltkrieg!) als unvermeidlich angesehen und dadurch erst unvermeidlich gemacht habe. Er läßt Bismarcks Methode um so schärfer hervortreten, insbesondere seine Enthaltsamkeit im Orient. Er schrieb das für eine Lage, die zu überleben er selber nicht vermocht hat. Er kann auch dieser veränderten, verschlimmerten Lage, auch inmitten eines neuerschlossenen, reicheren Wissens von seinem Gegenstande, ein lehrreicher Führer durch die Vergangenheit und für die Zukunft sein.

Neben und über ihm aber nahm Bismarck selber das Wort. Er hat zu uns aus verschiedenen Phasen seiner Wirksamkeit gesprochen. Zuerst hat der Gesandte Raschdau, nach einer alten Abschrift, die in seinen Besitz gelangt war, „**die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris**, 1859—62" in zwei Bänden 1920 bei Hobbing erscheinen lassen. Seit Jahrzehnten hatten wir uns um diese Veröffentlichung beworben, und die Reichsregierung hatte sie uns versagt. Die Ausgabe, die

nun vorliegt, ist in manchem dilettantisch gearbeitet, sie ist vor allem höchst unvollständig und schreit nach Ersatz oder Ergänzung. Es ist äußerlich ein halb enttäuschendes Geschenk gewesen. Und auch innerlich haben diese Berichte nicht so starken Eindruck gemacht, wie man erwartete. Die Zeit mag der unseren entlegen erschienen sein; überdies, wir besaßen bereits die Privatbriefe des Gesandten an seine Berliner Chefs, die Minister Schleinitz und Bernstorff, und diese amtlicheren Berichte standen an Persönlichkeit und Lebendigkeit hinter jenen zurück. Immerhin, sie geben zusammenhängendere Nachträge von eigenem Wert, und auch sie sind Bismarck. Sie spiegeln die Anfänge seiner Politik auf deren erstem, ganz europäischen Schauplatze. Sie schildern den russischen Hof, den Zaren, Gortschakoff, mit feinen, scharfen, manchmal sarkastischen Strichen, und beleuchten von neuem die Nähe seiner Beziehungen zu jenen, zugleich seine unbestechlich fragende Kritik; sie handeln, ein wenig von außen her und, bis jetzt, nicht allzu eindringlich, von den großen Umwälzungen des russischen Lebens unter dem Zar Befreier. Sie wachsen darin und wachsen in ihrem Hauptinhalte, der Vertretung preußischer Politik. Da begegnen die schon bekannten Stadien: Bismarcks heißer Kampf gegen Preußens Anteilnahme am Kriege Österreichs mit Napoleon 1859, seine rastlose Verfolgung der wechselnden Beziehungen Rußlands zu Frankreich, die für Preußen so lebenswichtig wurden. Alle politischen Fragen treten auf, die Einigung Italiens und ihre Anerkennung, die polnische Reform und Revolution, die deutsche Nationalbewegung, der Schutz Schleswig-Holsteins, überall horcht Bismarck scharf hin, auf alle russischen, alle europäischen Töne, fragt sich nach Beweggründen und Zielen insbesondere der Russen, forscht ihren polnischen Absichten nach und entrollt sein eigenes Programm einer preußischen, deutschgerichteten Polenpolitik; er steht auf der Wacht gegen Österreich und bereitet die deutsche Auseinandersetzung auch hier bestimmt und vorsichtig vor. Es ist immer seine Art, und sie entfaltet sich freier, als seine eigene Stellung zum Könige und zum Minister sich, seit Herbst 1861, gereinigt und verstärkt hat; es ist seine Äußerungsweise, nach Stil und Subjektivität amtlich gebundener als in den politischen Privatbriefen, aber auch hier scharf, geistreich, mitten in ihrer Arbeit. Und was das Interessanteste ist, auch hier redet Bismarcks eigentliche Staatsmannschaft, den Anschauungen der Ausländer fein nachgehend und sie unbefangen begreifend, vor allem aber stets seines eigenen Willens sicher, fest wie Granit. Er trägt die Lehre von der Macht vor, die sein historisches Erbe ist; er spricht zu Napoleon von der Grundeigenschaft des selbständigen Staates, dem „Zutrauen zur eigenen Kraft, daß er sich selbst zu schützen imstande sei“. Er mißt das Dasein eines italienischen Staates an dem politischen Nutzen, den er für Preußen bedeutet: ein selbständiges Italien muß die französische Schutzherrschaft abstreifen wollen, es bildet von selber ein Gegengewicht an Frankreichs Grenze, es ist der „natürliche Bundesgenosse“ Preußens und Englands gegen Preußens ebenso natürlich gegebene Gegner, Frankreich und Österreich, und England vollends ist Preußens „natürlichster Bundesgenosse“: das alles „durch die Schwerkraft dauernder geschichtlicher Verhältnisse“ (II 156 ff.). Von diesem Boden der Machtbedürfnisse aus, nüchtern aber gewaltig, schreitet er seiner Zukunft entgegen. Er blickte nach Paris, nach London hinüber und orientierte sich auch dort, bei Napoleon, bei Palmerston, dessen insulare Verständnislosigkeit er schneidend heraushebt. Die Überlegenheit einer neuen, weltbewegenden Persönlichkeit spricht auch aus dem gedämpften Klange all dieser Bismarckischen Berichte.

Sie spricht, auffallender- und begreiflicherweise, weit unmittelbarer noch aus den Aufzeichnungen von Lucius: den „Bismarck-Erinnerungen des Staatministers Frhr. Lucius v. Ballhausen“ (Cotta 1920). Sein Sohn, der Gesandte von Lucius, hat diese Erinnerungen nur mit einem kurzen, tatsächlichen Vorworte herausgegeben, geformt, ja gedruckt hatte sie noch ganz der Vater. Der Erfurter Robert Lucius (1835—1914) war Arzt, Gutsbesitzer, Offizier, Abgeordneter, er wurde freikonservativer Führer, 1879—90 Landwirtschaftsminister; er kannte Bismarck als Verwandter Bismarckischer Freunde und trat ihm, insbesondere von 1871 ab, menschlich und politisch nahe. Er hat, offenbar seit den 90er Jahren, seine genau geführten Tagebücher zu Erinnerungen umgearbeitet, durch die das Tagebuch überall greifbar hindurchblickt; an vielen Stellen wird es durch erzählende Sätze und Abschnitte durchbrochen; und der Druck hat, wie ich für 1890 feststellen durfte, den Wortlaut der ursprünglichen Niederschrift vielfach gekürzt und leise verändert. Also eine urkundliche Zuverlässigkeit eignet Lucius' Angaben nicht immer: das muß der Historiker anmerken, zugleich aber den überaus hohen Wert, den die Veröffentlichung auch so besitzt. Lucius hat, als Abgeordneter und Minister, den Fürsten unendlich oft gesehen und die Vertraulichkeit seines Verkehrs, seiner Äußerungen genossen. Er hat zu hören, festzuhalten, wiederzugeben verstanden. Seine Aufzeichnungen haben nicht ganz den, in früheren Jahren wenigstens, untrüglich lebendigen Klang, in dem Moritz Busch Bismarckworte wiedergibt, und auch nicht den literarischen Zug und die fanatische Hingabe des Journalisten Busch an seinen Meister. Aber Bismarckisch klingen seine Referate auch; eine ganze Reihe von Einzelaussprüchen hat im Wortlaut die unverkennbare, scharfe Prägung des sprachschöpferischen Genius; und für das Ganze

wird Lucius' Zuverlässigkeit durch seinen Charakter gewährleistet. Lucius hat sich dem Kanzler nie völlig ausgeliefert, er blieb selber auf seine Art ein großer Herr und übte Kritik. Die klingt, bei der Nähe und Vertrautheit seiner Beziehungen, nicht immer ganz angenehm; neben dem Riesen spricht da, unendlich kleiner an Wuchs, der Alltagsmensch, klug, nüchtern, etwas skeptisch, mit einem Gemisch von Bewunderung und Widerstand. Man erwärmt sich für den im Grunde trockenen Beobachter nicht: das künstlerische Mitgefühl mangelt ihm. Aber aufrichtig und vornehm gesinnt ist er. Sein Urteil selber ist historisch bezeichnend, und der Gegenstand tritt, da man das Unabhängigkeitsstreben spürt, um so überzeugender vor den Betrachter.

Sehr lebendig werden schon die siebziger Jahre, mit ihren inneren und äußeren Verhältnissen. Rückhaltlos, wie er es immer tat, äußert sich der Kanzler über Vergangenheit und Gegenwart, über Kaiser, Hof und Parteien. Es sind die bekannten Töne: Groll und schmerzliche Liebe zugleich gegenüber seinem Herrn, Groll gegen die Kaiserin, Verachtung gegen die Höflinge, gegen die „Verhöfelung" ganz Ostthüringens etwa, Verachtung und Zorn gegen die Parteien, blitzende Epigramme über die deutschen Stämme, über die Nachbarvölker. „Die Franzosen seien die Chinesen Europas, über ihre Ziele brauchen wir nicht zu spekulieren, sie werden über uns herfallen, sobald sie sich stark genug dazu glauben" (1873). Daneben das Persönlichste, die Mischung von Weichheit und Gereiztheit, rückblickender Ingrimm in schlaflosen Nächten, bei gutem Schlafe Träume von frühlingsgrünen Tannen, die Selbstcharakteristik: er sei eigentlich träumerisch und sentimental; aber er schildert auch, wie seine Entschlüsse entstehen (1878), nach langem Schwanken plötzlich, wie wenn eine Feder einschnappe, ohne daß er weiß, woher das kommt, aber er ist dann unbeugsam gegen oben und unten.

Vollends von 1879 ab ist der Reichtum des Gesamtbildes außerordentlich. Alle großen Wendungen der Zeit erleben wir im Werden, im Vollzuge mit: nach den Neuordnungen der Regierung, den Verhandlungen und dem Bruche mit Lucius' Freunde Bennigsen, den Bismarck so dauernd hoch schätze, den Übergang zur neuen Wirtschaftspolitik, der ja auch Lucius nun zu dienen hatte, die Beilegung des Kulturkampfes, der er innerlich widerstrebte, die Parlamentskämpfe, denen er etwas kritisch zusah, die auswärtige Politik, der er bewundernd folgte. Es ist ein wahre persönliche Geschichte der Zeit; sie so zu lesen ist in hohem Grade reizvoll. Und über Lucius' kleinen Sorgen und Einwänden erhebt sich auch für ihn, beim Neujahre 1884, die Erkenntnis: es ist eine gloriose Zeit, die des Lebens wert ist.

Der alte Kaiser, in seiner Pflichttreue und Arbeitsamkeit, in der rührenden Vornehmheit und Güte seines Verhältnisses zu seinen Ministern, sein Sohn und seine Schwiegertochter, die Gegnerin, die Bismarck bekämpft und umwirbt und die er schließlich gewonnen hat, der er damals (1888) mehr persönliche als politische Ziele zusprechen wollte, der junge Prinz Wilhelm in seiner lange undurchsichtigen Entfaltung — sie und viele treten immer wieder hervor. Lucius sieht die Dinge als preußischer Minister. Erstaunlich häufig und nah verkehrt Bismarck mit seinen preußischen Amtsgenossen, und die Vorträge, die er ihnen im Ministerrate hält, zählen zu den Kostbarkeiten des Buches. Mancher Streit auch da; mit Lucius Meinungsverschiedenheiten, die der Fürst stets sachlich und freundlich ordnet; in großen politischen Fragen wohl einmal einmütiger Widerspruch der Minister, die dabei wissen, daß Bismarck tun wird, was er will. Aber er hört sie stets, er sucht ihr Einverständnis auch für die auswärtige Politik. Die Parlamente reizt er gelegentlich, wie Lucius urteilt, ohne Not, und in der Taktik weicht dieser öfter ab. Die Reichstage sind Bismarck feindlich; da bäumt sich das Temperament des großen Kämpfers leidenschaftlich auf, und der Reichsgründer hadert mit seinem Werke, spricht in erregten Stunden von Verfassungsänderungen auch schärfster Art, von Konflikt, Wahlrecht, Unruhen, die man wünschen müsse (1884), von seinem Katzenjammer nach einer Reichstagsdebatte (1885), „als ob er sich in einer schmutzigen Kneipe mit Gesindel gebalgt habe". Jene Pläne gingen durch seine Stimmungen und Gedanken, sie wurden nicht zur Tat, und nur seine Polenpolitik entzog er dem Reichstage und baute sie auf Preußen allein. Lucius fand 1886 eine Unstetigkeit der Anschauungen in ihm; in der Hauptsache war sein Gang wahrlich gleichmäßig und fest. Seine Staatsraison hämmerte er den Kollegen ein: man muß hart gegen die Gegner, freundlich nur zu den Freunden sein, auf Ausschreitungen muß der Belagerungszustand antworten, „wir müßten rachsüchtig sein", und im Notfalle muß der Staatsmann (1887), wenn es sein Vaterland gilt, zu lügen wissen. Das sind Pointen; der ganze historische Bismarck stand aber dahinter. Am großartigsten hinter den Darlegungen seiner europäischen Politik: daß der Reichskanzler auch diese, bezeichnenderweise als Politik „Preußens" in der Welt, seinen preußischen Amtsgenossen ausführlich vortrug, ist das Merkwürdigste an den Ministerräten, die er abhielt, für die Zeit und für Bismarck; diese Quelle ist unvergleichlich. Hier stand er auf der Höhe seiner Macht und seiner Kunst; die bulgarische Krise, der Kampf gegen den Battenberger, das Ringen um den Frieden, die Unzufriedenheit mit dem störrischen Österreich, das Festhalten an Rußland wird hier lebendig. Wieder, wie einst in Petersburg, eine Neigung zu England, die man ihm

später nicht zugetraut hat: Deutschland würde im Notfalle England gegen Frankreich decken müssen, trotz allem (1885. 86). Noch 1889 sagte er Franz Joseph, seit zehn Jahren strebe Deutschland, England für den Dreibund zu gewinnen — freilich könne es das nur durch Indifferenz im Orient; und freilich wollte er es nur unter dem Gesichtspunkte einer deutschen, nicht einer englischen Politik. Das hat er auch Friedrich III. vorgehalten; der Widerstand gegen englische Einflüsse, die er in der kaiserlichen Familie zu spüren glaubte, trieb ihn zu schroffer Abwehr, damals und später, und der deutschen öffentlichen Meinung ist er leider zum Anwalte eines feindseligen Mißtrauens gegen England geworden, das seiner eigensten Handlungsweise ferngelegen hat.

Wir haben damit schon die 99 Tage berührt; ihre Vorgeschichte, die Erkrankung des Kronprinzen, ihre erregende Geschichte, dann die Anfänge Wilhelms II. durchlebt der Leser der Tagebücher bis ins einzelne hinein; immer deutlicher tritt die Gestalt des jungen Herrn hervor, mit seinen reaktionär gewaltsamen Ausbrüchen, den Mängeln an Ausbildung, an Selbstbeherrschung und Reife, den widerspruchsvollen Bekenntnissen für und wider Bismarck als Prinz, mit manchen gefährlichen Zuckungen und Sprüngen in seiner ersten Kaiserzeit, deren Selbstbewußtsein und Raschheit Lucius dennoch imponierte. Das Unwetter der Entlassungstragödie leuchtet bei Lucius in allerhand Schärfen und Fehlern, auch Bismarcks, vor. Für die Entlassungsgeschichte selber sind seine Aufzeichnungen, persönlicher als die sachlich inhaltreichen Böttichers (Fürst Bismarcks Entlassung, herausgegeben von Eppstein, Berlin 1920), wertvoll, trotz mancher Lücken. Lucius steht korrekt zwischen den beiden Kämpfern, dem Kaiser schließlich zugeneigter als dem Fürsten, aber im wesentlichen nur Beobachter, Begleiter, nicht Handler. Und so bedeutsam für diese schmerzlichsten Ereignisse die Aufzeichnungen und Akten auch der Zeugen sind, vom Januar 1890 an überstrahlt sie an persönlicher Macht bei weitem die Aussage des Helden selbst, die gegenwärtig den Vordergrund aller Bismarckgeschichte füllt: der III. Band der Gedanken und Erinnerungen („Erinnerung und Gedanke", Cotta 1919, ausgegeben soeben, im September 1921).

Graf Herbert hat während der Ereignisse ein kurzes Tatsachentagebuch geführt, er hat noch im April 1890 aus diesem heraus eine, ebenfalls ganz tatsächliche, Darstellung gestaltet, die er bald nachher durch einige weiterausgreifende Denkschriften derselben Art ergänzte. Bucher hat 1891 diese Vorarbeiten aus Briefen und Urkunden ergänzt und mit dem Fürsten zusammen verarbeitet. Offenbar ist ihm dann die Erzählung des Fürsten auch für diesen Band diktiert worden; nach Buchers Tode 1892 ist er nicht fortgesetzt und vollendet, wohl aber vom Fürsten bis 1897 mehrfach durchgesehen und nachgefeilt worden. Die Grundlage bilden die Texte des Sohnes, aber sie sind umgegossen, umgeordnet, erweitert, erläutert, unter die Gesichtspunkte des Vaters gestellt worden: das Neue wurde nach Form und Urteil ganz dessen Eigen. Es ergab einen dünnen Band, weder so vielseitig wie die zwei ersten noch so reich an weiten allgemeinen Darlegungen, an „Gedanken", dafür besonders einheitlich und besonders authentisch im Stoffe. Freilich ist er ebensowenig literarisch wie jene. Die Gliederung könnte so erscheinen: vier Kapitel persönlichen, einleitenden, polemischen Charakters am Beginn, vier verwandter Art am Schlusse, dazwischen die vier der eigentlichen Erzählung. Schwerlich ist dieser Aufbau absichtsvoll gewesen; die Schlußkapitel sind mehr zufälliger Art, und den Abschluß riß Buchers Tod mitten in die Darstellung hinein. Die Sprache aber ist ganz einheitlich, ganz Bismarckisch; und einheitlich der Zug der Erzählung: sie geht nicht Schritt für Schritt vorwärts, sie knüpft neue Tatsachen an die einzelnen Gespräche mit dem Kaiser an, aber sie erzählt in geschlossener Reihe die Entwicklung zur Katastrophe; Beweggründe, Urteile, die Feststellung des Fortschrittes der Vorgänge hat Bismarck ganz dazugetan. Er sieht die Katastrophe kommen und bleibt dennoch; nicht er will und darf den Abschied fordern, er hält sich pflichtmäßig gebunden zu bleiben, solange er vermag, er sucht Wege eines Ausgleiches und Aufschubes, sie werden ihm verlegt, der Wille des Kaisers geht auf seine Entlassung. Bismarck überläßt es diesem allein, den Bruch zu erzwingen; aktiv erscheint ihm nur der Kaiser, er selber passiv. Erst nach dem Gespräche vom 15. März wird ihm die Absicht, ihn zum Rücktritt zu drängen, unmittelbar deutlich, erst nach den Mahnungen am 17. ergreift ihn die Kränkung, und das Ende ist Beleidigung. Also ein starker Aufstieg der Handlung bis zum Bruch, eine Darstellung von großer Geschlossenheit, in der Form schwer, ruhig, gehalten, der Zorn blitzt nur durch, aber der innere Klang des Berichtes, so sachlich er lautet, ist doch Anklage.

Die Anklage wird ausdrücklich in den Abschnitten, die mit Personennamen überschrieben sind: Großherzog von Baden, Bötticher, Herrfurth, Caprivi. Daß sie einseitig ist, versteht sich, im Kampfe und bei diesem Kämpfer, von selbst; auch dem Minister von Bötticher hat sein gekränkter Chef persönliche Böswilligkeit sicherlich mit Unrecht vorgeworfen; freilich, es waren Zwerge neben dem Riesen. Die Anklage geht vornehmlich gegen den Kaiser; „Prinz Wilhelm" beleuchtet die Vorgeschichte, die Erzählung selber alle Einflüsse und alle Wendungen, „Kaiser Wilhelm II." zieht die Summe. Die Briefe des Prinzen über die Waldersee-versammlung, über das Verhältnis seiner kommenden Regierung zu den Bundesfürsten

geben allen Ereignissen den Hintergrund: besonders der zweite so unüberlegt und so überheblich, daß man die turmhohe Überlegenheit in Bismarcks großartiger Antwort begreift. Man begreift, daß der alte Staatsmann den Schreiber jenes Briefes nicht völlig ernst nehmen konnte, und daß dieser die Zurechtweisung nie ganz überwand. Dann die Charakteristik, in einem Kapitel, das dem ganz realistischen, aber ganz positiven des II. Bandes über Wilhelm I. nicht entspricht: es ist rein negativ. Der Hauptteil die rasch berühmt gewordene Vergleichung mit den Ahnen; dann die (falsche) Methode in der inneren und äußeren Politik, zumal gegenüber Rußland. Auch diese Beschreibung ist gehalten und keineswegs maßlos, aber in jeder Einzelheit beziehungsreich, schneidend, von tiefer Feindseligkeit, von tiefster Sorge durchtränkt, in der Form lässig, geistreich, ätzend, warnend. Man fragt sich: ist es als Warnung für den Kaiser oder vor ihm gemeint? Die drei Bände der Erinnerungen sind ja schließlich, überall, ein einziger Warnungsruf vor den Gefahren dieser Natur und dieser Regierung. Der dritte Band ist es ganz unmittelbar. Er ist es in seiner Erzählung, in vielen Einzelstellen, er ist es in dieser Charakteristik: eine Warnung vor Überhebung, vor Überstürzung, vor Illusionen, vor innerlicher Schwäche ebensowohl wie vor überspannendem Absolutismus. Er erhebt sich in einzelnen Sätzen zu erschütternder Ahnung. Was sagt uns heute jene Prophezeiung vom 6. Januar 1888: „Die festeste Stütze der Monarchie suche ich“ nur „in einem Königtum, dessen Träger entschlossen ist, nicht nur in ruhigen Zeiten arbeitsam mitzuwirken an den Regierungsgeschäften des Landes, sondern auch in kritischen lieber mit dem Degen in der Faust auf den Stufen des Thrones für sein Recht kämpfend zu fallen, als zu weichen,“ und die großartigen Schlußworte des Bandes über Aufgaben, Fehler, Wirkungen in der auswärtigen Politik: plectuntur Achivi, aber in der folgenden Generation! Das alles ist mächtig-bismarckisch, aus der Leidenschaft des Gegners, aber auch aus der Sachlichkeit des Fürchtenden erflossen. Die Nation hört es zu spät; hätte es früher nützen können? Aus der Bismarckischen Verfassung ließ sich der Schlußstein, die persönliche Macht des Monarchen, sehr schwer herauslösen, und Bismarcks Warnung kannten Nation und Monarch auch so aus hundert Worten. Jetzt übt dieses letzte, nach dem November 1918, nur die Wirkung der Tragödie aus. Es ist zur tragischen Vorhersage geworden. Und aus ihm redet der Richter.

Die Erzählung, so sagte ich, wird von dieser Erregung nur innerlich durchzittert, in einzelnen Angaben, Wendungen, Zitaten. Die Schilderung selber ist voll gebändigter Ruhe, voll Stil. Aber natürlich, sie ist ganz persönlich, die Darstellung des einen Handelnden. Daß sie uns im Grunde Neues böte, kann man auch von ihr nicht sagen: Tatsachen wie Urteil kannten wir bereits aus einer Fülle Bismarckischer Nachrich'en. Hier wird beides einheitlich, in der klassischen Bismarckform, zusammengefaßt. Der Verdrängte ist sich der Beleidigte; er setzt sich der Sache von Reich, Nation, Regierung gleich, sein Sturz war der Schlag gegen das Gesamtinteresse, er hat ihm aus politischer Pflicht widerstrebt. Daß er den Machttrieb, die Verwachsenheit des Riesen mit seinem Amte, seinem Werke, seiner Arbeit, seiner Gewalt, zurückschiebt, so stark dieser Trieb unzweifelhaft in ihm wirkte, das ist menschlich natürlich: daß er ohne seine Macht nicht leben konnte, hat die Folge erschütternd bestätigt. Aber er schreibt nicht als Historiker, von oben und außen, sondern von seinem Innern her. Er empfand sich, lebenslang, nicht als Partei und als Person, sondern als die verkörperte Sache. Er hebt den Streit von 1890, der so schroff persönlich war, hier ins Sachliche empor: so hatte es in großartiger Form schon sein Entlassungsgesuch getan, die schneidende Darlegung, aus welchen überwältigenden sachlichen Gründen er nicht weichen, weshalb er seine Politik der kaiserlichen nicht opfern dürfe. Er steigerte auch diese Erzählung ins Tragische.

Wie anders klingt die Stimme seines Gegenspielers! Wir kannten die kaiserliche Version aus Hohenlohe (1906); im Februar 1919 veröffentlichte die „Österreichische Rundschau“ den langen Brief, in dem der Kaiser, vom 3. bis 5. April 1890, seinem habsburgischen Amtsgenossen in heißem Ergusse die Geschichte der Entlassung darstellte. Da wir ihn besitzen, da diese Fragen heute unausweichlich eröffnet sind, muß man rückhaltlos, aller Scheu zum Trotze, über ihn reden. Der Brief ist leidenschaftlich, aber zugleich wirr und in jedem Sinne recht eigentlich stillos. Die Atmosphäre jener drei Monate kommt unmittelbarer zum Ausdruck als in Bismarcks Buch. Der Kaiser sieht ihre Erregung wesentlich nur bei Bismarck; dessen Gesundheit und Leben sei durch sie — man kann nicht bezweifeln, daß hier wirkliche Dinge heftig übertrieben werden — bedroht gewesen. Er sieht nur jenen aktiv, sich selber völlig passiv; er hat die Dinge abgewartet, sie nicht geführt, er hätte sie gern vermieden, aber Bismarcks Unruhe und Gewaltsamkeit hat sie vorwärtsgestoßen. Daß er selber ebensowenig ruhig war, erweist dieser Brief, und für sein Gedächtnis und seine Beherrschung der Dinge spricht er nicht. Er ist wirr und teilweise falsch in der Zeitfolge, er wirft die Dinge hastig durcheinander; ihre Entwicklung wird wenig klar: fünfmal „geht der Kampf los“, kommt es zum Klappen. Ideale Gegensätze, Gewalt- oder Versöhnungspolitik, trennen Kanzler und Kaiser; immer neue Windungen und Widersprüche des Kanzlers reizen Wilhelm, bis zum Schlusse „der Dämon der Herrschsucht in dem hehren großen Mann“ ganz deutlich wird und den Bruch



Totes Rennen. Relief von Albert H. Hußmann
(Große Kunstausstellung Berlin 1921)



erzwingt. Der Angebetete, für den er seine Jugend geopfert hatte, „schritt über ihn hinweg“. Die Sprache dieser Klagen ist, schon stilistisch, schwer genießbar. Ist sie im höheren Sinne echt? Um Wahrheit oder Unwahrheit handelt es sich nicht, wohl aber um Selbstübersicht, um Selbstkritik. Der Kaiserbrief steht nicht über, sondern unter den Dingen, er ist unreif. Er setzt den Eindruck jener Briefe des Prinzen Wilhelm fort. Gegensätze bestanden gewiß: zwei Männer, zwei Herrscher, zwei Generationen, die sich stießen. Stand aber wirklich Idee gegen Idee, Sachlichkeit gegen Sachlichkeit? Der Kaiser von 1890 war nach diesem Briefe deren Träger schwerlich.

Aber natürlich, uns gilt es, Gerechtigkeit zu üben, Quellen und Hergänge zu prüfen und beiden Teilen nachzufühlen. Beide Darstellungen sind Aussagen leidenschaftlich Beteiligter und keine Tatsachen. Auch der unendlich Ruhigere ist Partei. Wir verstehen, wie Bismarcks wechselnde Angebote — Rücktritt, Wiedereintritt, wechselnde Maßnahmen —, in denen der Kanzler in der Tat keineswegs nur passiv war, auf den Kaiser wirken konnten. Es waren politische Mittel, um sich zu halten, um auf ihn zu wirken; Bismarck glaubte, sich halten zu können, und kämpfte darum. Dem Kaiser erschien das als greisenhafte Inkonsequenz und als Willkür. Er wünschte sich von seinem Führer frei; dessen Gegenspiel verwirrte und erbitterte ihn. Auch Bismarcks Darstellung ist nicht einfach das letzte Wort der Dinge: er glättet, aus dem Rückblicke heraus, viel zu sehr. Der Historiker hat die wechselseitige Einwirkung der beiden, ihr gegenseitiges Mißverstehen, die Einwirkung der Zeitmächte, die Entwicklung der Vorgänge durch Stoß und Gegenstoß zu verfolgen und sich über die Aussagen, die große des einen und die wirre des andern, zu erheben. Vielen Deutschen wird Bismarcks Stimme genügen: aus ihr spricht Vergangenheit und Zukunft. Andere werden verstehend und sondernd noch weiterstreben. Der Historiker will und muß es gewißlich.

Diese Aufgabe hat sich, noch ehe der dritte Band bei uns erschien, Wilhelm Schüßler in einem Buche gestellt, das ich nicht anstehe vortrefflich zu nennen (Bismarcks Sturz, Quelle & Meyer 1921). Er hat jenen Band in der schwedischen Übersetzung benutzt, allen erreichbaren gedruckten Stoff einheitlich verwertet und aus österreichischen Botschafterberichten noch ergänzt. Er hat Vorgeschichte und Geschichte allseitig unterbaut: er schildert alle Gegensätze der Anschauungen und der Naturen, alle Eigenschaften und Fehler beider Teile, alle Einflüsse der Umwelt, dann alle Handlungen insbesondere des wankenden und sich wehrenden Kanzlers. Er verfolgt die Entwicklung im Kaiser vom Wunsche einer Trennung bis zum wagenden Entschlusse; jeder will dem andern das entscheidende und verantwortliche Wort zuschieben, aus allem Mißvergnügen und Mißverstehen wird schließlich, am 15. März, der Aufeinanderprall. Machtrivalität und Innenpolitik haben ihn herbeigeführt, die auswärtige Politik (in den russischen Depeschen) tritt erst nachträglich hinzu.

Schüßlers Buch ist energisch durchdacht, sachlich und persönlich lebensvoll, klar in den allgemeinen Linien, scharfsinnig und psychologisch warm im einzelnen, sehr farbig, vielleicht gelegentlich etwas unruhig, in der Form. Ich glaube, daß es im einzelnen manchmal zu viel wissen will, in den Gesprächen Rede und Gegenrede, Aufstieg von Stimmung und Entschluß allzu zuversichtlich interpretiert, zu lückenlos, bei allem wissenschaftlichen Ausgehen von den Quellen doch mit einer Bestimmtheit des Nachempfindens und Deutens, die so nur dem Dichter zusteht. Aber auch da ist alles wohlüberlegt und packend, und Jugendlichkeit, die vielleicht zu weit vordringen will, ist zugleich ein Lob und ein Vorzug. Ich empfehle dieses Buch gern; es fördert die Sache mit frischem und festem Anlauf.

Manches im Hergange bleibt strittig. In gewissem Sinne der Höhentag des Ringens ist der 25. Februar: Bismarck hat da, nach erstem Zurückweichen, den Kaiser nochmals für eine starke Politik zu erobern gesucht. Der Reichstag war neugewählt und gegnerisch. Der Kanzler wollte ihn durch ein vom Kaiser gewünschtes Wehrgesetz und durch das Sozialistengesetz zum Kampfe zwingen und in diesem Kampfe seine Methode der angreifenden Selbstbehauptung zum Siege führen. Schüßler glaubt, der Kaiser habe diesen Ansturm des Gewaltigen sogleich abgewehrt. Ich entnehme den Quellen, daß er sich — wenn auch widerstrebend und nicht fest — dem Eindrucke des Genius damals gefügt hat und ihm voll zugesagt hat „zu fechten“. Auch an dem Tage des Bruches, 15. März, würde ich einiges anders fassen: er begann mit einer doch wohl gewollten Rücksichtslosigkeit gegen den spätaufstehenden, 75jährigen Fürsten; in seinem Briefe hat der Kaiser seine Forderung, daß der Minister mit Parlamentariern nur unter seiner vorherigen Erlaubnis verkehren dürfe, wie mir scheint, verwischt; daß Bismarck dann die Aufhebung der zwischen ihnen strittigen Kabinettsorder, die den Premier gegen den Monarchen deckte, zugesagt habe (mit welcher Meinung auch immer), vermag ich nicht zu glauben. Schüßler entnimmt meines Erachtens dem Kaiserbriefe mehr strittige Einzelheiten, als der trübe Gesamtcharakter dieser Quelle erlaubt, und fügt sie dann mit Bismarcks Aussagen harmonisierend zusammen. Das sind kritische Anmerkungen des Gelehrten: aber es ist die Absicht dieser Seiten, dem Leser Bismarcks die Fragestellungen der Forschung nahezubringen, und diese Entscheidungsstunden fesseln jenen ohnehin, auch bis ins einzelne hinein.

In andern, größeren Dingen stimme ich Schüßler um so freudiger zu. Nur die viel erörterte Frage des Staatsstreichplanes führe ich da noch auf. An jenem 25. Februar empfahl Bismarck seinem Herrn „zu fechten". Der gedruckte Text der Erinnerungen geht ziemlich kurz darüber weg. Er habe vom Kaiser Kampflust erwartet und habe ihm mäßigend, eventuell kämpfend, zur Seite bleiben wollen, schreibt er zuvor. Daß „dem jungen Herrn Gewaltmaßregeln lose im Nacken sitzen", hatte er in der Tat im Dezember einem Freunde ausgesprochen. Erwartete er noch nach der Debatte im Kronrat am 24. Januar, wo die Anschauung des Fechtens und die der Versöhnung scharf aufeinander gestoßen waren, vom Kaiser solchen Willen? Hat er nicht vielmehr jetzt den Kaiser für den Kampf, für den Widerstand gegen den Radikalismus, *wiedergewinnen* wollen? Ein geistreicher Historiker verficht seit vielen Jahren die These, Bismarcks Bestreben sei 1890 ganz und gar auf den Staatsstreich, den Bürgerkrieg, die Verfassungs- und Wahlrechtsänderung ausgegangen, dies Ziel habe, so wie er war, sein eigentliches, ja einziges Ziel sein müssen. Sicherlich, gesprochen hatte er — Lucius hat es uns vergegenwärtigt — von solchen Notwendigkeiten seit einem Jahrzehnt: gehandelt hatte er nie danach. Ansicht und Charakter lockten ihn auf die Wege starker Tat. Aber hat er sie nunmehr wirklich betreten, ja in ihnen sein eigentliches Ziel finden wollen? War dieser Staatsstreichgedanke ihm nur Mittel oder wirklich Zweck? Als seine Absicht hat er einmal, für diese Februartage, die formuliert: „den Kaiser auf richtigere Wege zu bringen," d. h. ihn von illusionistischer Nachgiebigkeit zum Widerstande zurückzuführen, zum Heroischen, und damit zugleich, das lag darin, ihn wieder an sich und die Macht wieder an sich zu ketten. Der Kaiser hat am 25. ihm zugestimmt. Wäre er bei ihm verharrt, so wäre, sicherlich, die Möglichkeit eines inneren Konfliktes, eines Staatsstreiches, entstanden: als mögliche, denkbare Folge der starken Politik, die Bismarck wollte. Vielleicht aber auch nicht einmal das; vielleicht wäre es nur geblieben, was es an jenem 25. sein sollte, eine großartige Perspektive von suggestiver Macht auf den Herrscher. Bismarck hatte mit diesen Gedanken eben immer gespielt; nichts beweist wirklich, daß er sie damals vollstrecken wollte oder mußte. Seine Staatsmannschaft war keine Programmkunst, ihre Taten richteten sich lebenslang nach der Möglichkeit des Tages; ich glaube, mit Schüßler, auch jetzt noch, daß ihn damals kein absoluter Plan beherrscht hat; es handelt sich um ein Mittel, um einen Weg, nicht um den Selbstzweck und eine oberste, einfach beherrschende Idee. Auch in diesen Wochen schmiegte er sich den Tatsachen an. Als er meinte, den Kaiser gewonnen zu haben, dachte er daran, im Ministerium und gegen den Reichstag durchzugreifen; wie weit ihn das geführt hätte, steht völlig dahin. Dann hat er bald gesehen, daß der Kaiser, seiner Richtung getreu, und von Einflüssen bewegt, doch nicht mitging (wahrscheinlich am 4. März). Der Kaiser zog das Sozialistengesetz, mit dem Bismarck operieren gewollt, aus der Verhandlung: Bismarck klammerte sich nicht daran, er behielt das Militärgesetz, das von Wilhelm ausging und ihm dem Reichstage gegenüber den gleichen taktischen Dienst tun konnte. Und er nahm alsbald Verhandlungen mit Windthorst stärker auf, um sich das Zentrum zu werben und sich im ungebärdigen Reichstage eine tragfähige Koalition zu schaffen; er fügte andere, unblutige Mittel zur Niederhaltung des Reichstags, die Schüßler glücklich nachweist, hinzu. Das war Bismarckische praktische Politik; zu dem Dämon, der nur das Äußerste wollen kann, hat ihn eine schiefe Konstruktion gesteigert.

In einer anderen Hinsicht aber muß ich Schüßler widersprechen. Er hat dem Kaiser in seiner Darstellung weit nachempfunden; dann fällt er (236) über dessen Gesamtverhalten und seine Grundlagen, Mangel an Ehrfurcht und Dankbarkeit, Selbstüberhebung und Kurzsichtigkeit, ein schneidend scharfes Urteil. Ich teile dieses Urteil der Sache nach, aber ich war fast erstaunt, es bei Schüßler zu finden. Schüßler verdammt so einleuchtend wie Plehn die Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages. Aber hat er nicht den Kaiser *vorher* allzu nachgiebig beurteilt? War wirklich der Gegensatz der beiden der Gegensatz zweier Generationen und politischen Weltanschauungen? Gewiß, der war vorhanden, Prinz Wilhelm bereits war österreichischer und antirussischer als der Kanzler, und ihre Sozialpolitik ging seit 1889 auseinander. Noch Ende 1887 hatte Wilhelm seine Umgebung durch hochreaktionäre Anwandlungen und antisemitische Kraftworte erschreckt. Nach Bismarcks Fall hat er den Arbeiterschutz erstrebt; sachlich konsequent ist seine Sozialpolitik auch dann nicht geworden. Kam sie ihm jemals ganz von innen her? Zwang sie ihn mit innerster Macht zum Bruche mit dem Fürsten? Bismarcks System in seiner großartigen Einseitigkeit konnte nicht ewig dauern. Aber der Streit von 1890 ging um etwas anderes. Er war — ich bleibe verschärfend bei der Ansicht, die ich, auf Grund bereits beinahe des ganzen, heute bekannten Stoffes, in meinem ‚O. v. Bismarck' 1915 vorgetragen habe — vor allem persönlich: ein Gegensatz der Herrschaft, der natürliche zwischen Fürst und Minister im alten Staate. Schon der Prinz Wilhelm sprach 1887 von der Zurückdrängung des Gewaltigen. Er wollte herrschen, das war die Wurzel, dahin führte der Vollzug. Zuletzt lag die einfache Nebenbuhlerschaft ganz klar zutage: in dem Streite um die Kabinettsorder, die Abgeordnetenempfänge, die Kiewer Depeschen. Die politischen Wege, in Verfassungs- und selbst Sozialpolitik, haben nach-

her den Kaiser zu Bismarck früher oder später zurückgeführt; nur Bismarck war ausgeschaltet worden. Einzig im Auswärtigen brach man alsbald ganz mit seiner Erbschaft: zum grenzenlosen Unheil. Das geschah, weil die Personen wechselten. Und persönlich war der Gesamthergang gewesen. Der Herr wollte seinen überragenden Diener „los sein"; die Nahestehenden wußten es längst. Und das hätte er nicht wollen dürfen. Diesen Genius mit seiner beispiellosen Vergangenheit, mit den Kräften, die noch in ihm waren, mit der Idee von Reich und Nation, die er verkörperte, durfte er nicht abstoßen wollen. Der Fluch dieser Tat hat Millionen deutscher Monarchisten die nachfolgenden Jahrzehnte und ihre Stellung zur Reichspolitik vergiftet: eine schwere seelische Schädigung, deren Sünde kein falscher Realismus wegdisputiert. Der Kaiser hätte Wege suchen und finden müssen, Bismarck zu halten. Leicht war der Ausgleich nicht, auch in der Sozialpolitik. Hat ihn der Kaiser ernstlich versucht? Im Grunde wollte er doch stets von Bismarck frei werden. Der persönliche Antrieb in ihm war übergroß; und die Form des letzten Vollzuges war unerhört.

So hat Bismarck den Ursprung des Gegensatzes empfunden; es war seine Art, aber er hatte recht. Und eines muß man wohl hinzufügen: er nahm den Kaiser nicht für voll, er zweifelte an seiner „Gesundheit". „Sie verachten ja meinen jungen Kaiser", hat ihm Hinzpeter im Januar zugerufen. Er vergaß die Briefe und manche Erfahrung nicht — auch nicht die diplomatischen Herberts auf den Kaiserreisen. In ihm war, bei aller Leidenschaft, eine ungeheure Sachlichkeit: im Herrscher spürte er das Gegenteil. Das schwebt über dem Konflikte. Die Nachfolger, die Wilhelm ihm gab und die, nach sonderbaren Schwankungen des Herrschers, Rußland wegstießen, erschienen ihm sachfremd und unfähig; und so beurteilte er auch den Monarchen. Daß Kaiser Wilhelm war, wie er war, darin lag das Unheil. Deshalb fand er keinen Weg, deshalb hat er damals wie später unersetzliches Kapital verschleudert. Hätte er Bismarck ersetzen können, so hätte er ein Stück Recht zu dessen Sturze gehabt: ob er ihn dann aber verdrängt haben würde? Daß er es tat, war, zwischen diesen beiden Menschen, vielleicht unvermeidlich. Aber diese Unvermeidlichkeit war des Jüngeren Schuld; er ist dafür verantwortlich, wenn anders ein Mensch verantwortlich ist für sein Wesen selbst. Der letzte Beweggrund, davon bin ich überzeugt, war persönlich, und diese Persönlichkeit war klein und den großen Dingen, deren sie sich vermaß, nicht gewachsen. Deshalb ist die Wirkung verheerend gewesen: ein Bruch selbständiger Kräfte, die Wilhelm II. nie ertragen hat, genialer Größe, schöpferischer Überlieferung, eines ungeheuren Erbes. Das hat die Folge erwiesen; aber diese Mängel beherrschten bereits die Entlassungsgeschichte selbst. Die Tragik zwischen alterndem Heros und weiterstrebender Zeit, die Schüßler eindrucksvoll und gedankenreich hervorhebt, in Ehren. Den Ton der Darstellung würde ich doch stärker auf den Größenunterschied und die darin liegende „Schuld" des Einen stimmen. Das sind Nüancen, mehr als eigentliche Gegensätze; ich weiß auch, daß es Dinge mehr oder minder des subjektiven Urteils sind. Gut, daß viele jetzt diesen Fragen nachgehen und ihre Klärung fördern werden, so wie Schüßler es wertvoll getan hat. Mir stellt es sich so dar: in der Geschichte von Bismarcks Sturz ist vieles Schicksal, einiges besseres Recht der vom Kaiser befürworteten Ideen, nichts ein besseres inneres Recht seiner Persönlichkeit. Da diese versagt hat, war die Tat schlimm und die Folge Zerstörung. Das war die Tragweite, aber das war zugleich der Quell der Entlassung. Die Persönlichkeit hat, hier und von hier aus, unserer allgemeinen Entwicklung ihre Spuren schmerzlich tief, furchtbar tief eingegraben. Und so spricht, indem sie in diesem Buche ihre eigenste Sache führt, die Stimme Bismarcks, die hier anklagt, mitten in die entscheidenden Fragen unserer Geschichte hinein.

Weihnacht. Von Erich Ritter

Ob du Zweifler bist, ob Glauber,
Ob du Glück hast oder Pein,
Laß den alten Liebeszauber,
Laß die Weihnacht bei dir ein!

Zwar: die Welt flammt in Verderben,
Jeder andre Halt zerstiebt,
Doch die Wahrheit kann nicht sterben,
Daß es wirklich Liebe gibt.

Sinnlos dunkel das Getriebe,
Rings vom Todessturm umtost —
Göttlichkeit der Menschenliebe,
Süßer, starker, einz'ger Trost.

Die drei Frauen des Johann Strauß



Von Dr. Ernst Decsey

1. Jetty

Seinem lieben Freund und Verleger Karl Haslinger sendete am 26. August 1862 Johann Strauß ein Billett: „Willst Du morgen um 7 Uhr morgens bei mir erscheinen, um — — — mein Beistand bei der eine Stunde darauf folgenden Vermählung zu sein? Antworte sogleich, angeschmierter Notentandler!"

Selten hat ein so leichtträllerndes Billett — es klingt wie Polkatakt — zu einem so ungewöhnlichen Ereignis geladen. Johanns Heirat mit Henriette Treffz bildete eine Wiener Sensation ersten Ranges. Süßes Obst für die Wespen des Klatsches.

Sensation: daß Johann Strauß heiratete. Dann: daß er „die Treffz" heiratete. Johann Strauß gehörte allen Wienerinnen. Jede hatte ein Millionstel Gramm Hoffnung, oder auch mehr. Brünste waren entzündet — um sein schwarzumlocktes Teufelshaupt schwirrten alle Verliebtheiten — nun ging er, ohne sie zu löschen? Abfall! Verrat! Enttäuschung! Alle Hysterien bebten.

In der Tat ein schwerer Fall. Henriette Treffz war die Mutter der Töchter des Barons Todesco, und als die Dame seines Hauses von der Gesellschaft stillschweigend anerkannt. Nun verließ sie ihn, vermählte sich, nicht Mädchen, nicht geschiedene Gattin, sondern eine mehr als verheiratete Frau: die jahrelange, freiwillige Gefährtin eines exponierten Mannes. Wozu hatte man sie anerkannt?!

Endlich, da sie heirateten, verzieh man ihnen das Unverzeihliche, denn beide waren Künstler ...

(Decseys umfassende Strauß-Biographie erscheint demnächst bei Schuster & Löffler. — D. Sch.)

Der motivische Gang der Handlung blieb, wie gewöhnlich, verborgen und wäre kaum geglaubt worden. Henriette stand zu Jean in unsichtbarer Beziehung, lang bevor sie ihn kannte. Unterlegen seiner musikalischen Magie, zieht sie mit unbewußter Gebärde seine Person an sich. Nicht Weiberraffinement will erobern, sondern — so paradox es klingt — ein märchenhaftes Traumwünschen drängte nach Verwirklichung.

Sie läßt ihn zu einem Hausball bitten. Johann musiziert mit Vieuxtemps, spielt seine „Schallwellen" auf — aber der Abend verläuft ganz programmwidrig. Denn, gibt es unter Künstlern Enttäuscher, so gibt es auch Überwältiger: solche, deren Persönlichkeit ihr bestes Werk überflammt — und dieser Straußischen Bestrickung erliegt die Hausfrau. Johann war in seiner Harmlosigkeit gekommen — am Ende stehen beide, jähe, prasselnde Naturen, in Bränden. Im Anfangskapitel eines Schicksals.

Es kostete die Liebenden schwere Kämpfe. Einander zu besitzen galt mehr, als eine abgewelkte Ehe aufzulösen — und auch da türmen Eigensinn und Eitelkeit und Nichtgönnenwollen Unmöglichkeiten auf — selbst Haslinger dürfte eher einen fetten Walzerbrocken für den Verlag als eine Vermählungsanzeige erwartet haben. Aber es wurde Ernst: am 27. August traten Braut und Bräutigam in Straßentoilette, nur von den Beiständen begleitet, in die Stephanskirche zu einem heimlichen Fest.

Henriette, genannt Jetty, stand im 36., Jean im 37. Lebensjahr. Vielleicht stand sie sogar im 46. — die Daten ihrer Geburt (1816?, 1820?, 1826?) weichen voneinander ungalant ab — wie immer: sie war nicht jung, doch für Strauß gerade reif. Nicht anders als Lassalle, der seine Helene, bestrickt vom ersten Anblick, über die Treppe trug, erging es Jean; doch Jetty war keine Helene.



Johann Strauß
Lithographie von Josef Kriehuber. 1855

Auf dem Bild von Kriehuber sieht sie sylphidenhaft aus; man denkt an die zerbrechliche junge Schumann, an die Binsenrohrzartheit der Jenny Lind. Man verliebt sich nachträglich in sie, beneidet die Männer, die sie besaßen — es

waren deren nicht wenige, und der Kinder viele — und findet auch in ihren späteren, matronenhaften Bildern manchen fraulichen Reiz.

Sie kam aus dem Wiener Volk. Ihr Vater, Silberarbeiter in Gumpendorf, hieß Chalupetzky; ihre mütterliche Abstammung verflocht sich, nicht ganz aufgeklärt, mit jener Margarete Schwann, die Schillers Laura und später die Frau eines Professors Treffz wurde. Mit vierzehn Jahren, fast noch Kind, kommt Jetty zur Bühne. Sich selbst überlassen, bestimmt sie ihr Schicksal, reift in Bühnenluft, unter ausbildendem Gönnertum. Erste Opernpartien hingen im Vormärz nicht bloß von Begabung und Stimme ab — (heute ist das ja ganz anders...) — und, überdies ein entbrannter Wiener Schatz, wird sie nicht „bürgerliche Heiratshenne", sondern Typ der großen vormärzlichen Theaterdame. Ihre Zeit ist die Zeit der freien Frauen, der Hanska, d'Agoult, der Caroline Unger, der Maria Rezio. Und sie gewinnt ihren Jean wie jene Balzac, Liszt, Lenau und Berlioz. Balzac hätte in ihrer amourösen Größe einen Romanzug entdeckt.

Als Demoiselle Treffz vom Kärntnertor an die Josephstadt kommt und (September 1844) Aubers Sirene singt, nötigt sie dem Kritiker von Bäuerles Theaterzeitung prophezeiende Liebenswürdigkeiten ab: „Gewiß wird dieses freundliche, so schön befähigte Talent sich noch rühmlichst Bahn brechen." — Das Jahr darauf, als Pockorny sie mit Staudigl und der Mara für seine Oper im Theater a. d. Wien gewinnt, scheint diese Bahn sogar gebrochen. Ganz Wien, auch Jean, schwärmt zwar von Jenny Lind; aber Berlioz vergißt der Treffz nicht in seinem Wiener Reisebrief. Ihr Stern geht auf, leuchtet auf deutschen Bühnen, während der Revolution in englischen Konzertsälen; in den fünfziger Jahren kehrt Henriette Treffz im Glanz der Gefeierten nach Wien zurück, klug genug, sich nicht zu überleben.

Sie zieht sich, wie die Phrase lautet, ins Privatleben zurück. Nach amourösen und theatralischen Erfahrungen eine Dame von Welt geworden, gewinnt sie im letzten Drittel ihres Lebens den Mann, dem sie Wert und Schicksal wurde. Am Tag nach ihrer Hochzeit schrieb sie an Joseph, den Bruder ihres Mannes:

„Ich fühle mich so überaus glücklich und selig, meinem Jean, den ich mit aller Kraft der Seele und des Herzens liebe, anzugehören, daß ich darüber so manchen bittern Schmerz, den ich in dieser letzten Zeit zu empfinden hatte, überwand und mein Auge vertrauensvoll der Zukunft zuwende..."

Witterung hatte Jean zu dieser Frau geführt. Gustav Mahler sagte mir einmal: „Unter Millionen Frauen gerade die zu finden, die man braucht, ist ein Glück, das dem besten Einfall eines Künstlers gleichkommt..."



Jetty Treffz
Lithographie von Josef Kriehuber. 1852

Jetty war dieser Treffer. Sie besaß Weltkenntnis, die ihm fehlte. Ein einziges Wort von ihr über seinen Bruder Joseph — „er ist timid" — sagt mehr, als alle Biographen von ihm sagten. Sie besaß schmiegende Elastizitäten, ergänzenden Widerspruchsgeist und besaß, worauf es bei der Künstlerfrau vor allem ankommt: das Talent der Gemeinschaft.

Das Paar zog in die Singerstraße, in die Praterstraße (wo die ‚Schöne, blaue Donau' entstand), dann nach Hietzing, wo Jean eine hübsche Villa (Hetzendorfer Straße) kaufte. Sie richtete sie — nicht für beide — sondern für ihn ein, ihr Geschmack rückte seine Bürgerlichkeit ins Elegante, ja Überelegante, sie schuf die Sphäre für den zum reinen Schaffen Aufgestiegenen. Nach vielen Wohnungen besaß er den Luxus eines Heims, er wird k. k. Hofballmusikdirektor, zieht sich von 1864 an fast ganz vom Dirigieren der Gasthaus- und Gartenkonzerte zurück, überläßt die Kapelle seinen Brüdern, und taucht nur noch in Ausnahmsfällen auf: zur Première seiner neuesten Walzer. Er nimmt Jetty mit nach Rußland, sie singt im Petersburger Hofkonzert (ihr letztes Auftreten), er schreibt manches Stück in Rußland für sie, die für ihn lebt.

In einem vertraulichen Brief — er klingt wie Schnellpolkaglück — schwärmt er Haslinger von Jetty vor. Er kannte alle Nuancen der Frauen; aber Jetty war nicht

Nuance, nicht Abenteuer; sondern ein neues Erlebnis: die umsorgende Frau. Der Chef seiner Gesundheit und Behaglichkeit und — der unauffällige Diener seines neuen Werks, das nun beginnt.

Diese Ehe dauerte fünfzehn Jahre, ein halbes Menschenalter. In dieser Zeit reift Strauß zum Weltruhm und Bühnenerfolg: es ist die Indigo-, die Karnevals- und Fledermauszeit. Frau Jetty ist es, welche straußische Bescheidenheit zum Selbstvertrauen drängt, den Walzerkomponisten zum Operettenkönig erhöht. Sie soll heimlich Entwürfe seiner Lade entnommen haben, ließ sie mit Texten versehen und im Theater probeartig aufführen, um Jean Mut zu machen. Und dies Weiberraffinement — hier eine Form der Liebe — macht ihm auch Mut.

Sie redet seiner Unentschlossenheit so lange zu, bis sie zur Entschlossenheit reift und nach zagenden Versuchen (‚Romulus', dann die ‚Lustigen Weiber von Wien') zur Tat wird, die da heißt: ‚Indigo', der erste große Operettentriumph des 46jährigen Meisters. Jetty ist es, die den ewig Reisescheuen auf Eisenbahn und Dampfschiff setzt und ihn zur Amerikafahrt von 1872 überredet, wo er Lorbeeren und Dollars in yankeehaftem Ausmaß gewinnt. In ihre Zeit fällt neben der ‚Blauen Donau' das Meisterwerk seines Lebens, die in sechs Wochen hingeschriebene ‚Fledermaus', und gewiß hat sie an der ausgezeichneten Textwahl ihren Anteil. Nur einen Mißgriff hat Strauß ihr zu danken: die Ablehnung des Textbuchs zu ‚Fatinitza', das dann Suppé komponierte, was Strauß lange bereute; und im Gegensatz die Annahme des Textes von Methusalem, eine Offenbachiade ohne offenbachschen Esprit, an die er eine goldne Musikfülle verschwendete. Aber wer irrt nicht bei Texten, und sei's die vorsichtigste Klugheit, die erfahrenste Erfahrung! Buchwahl ist heikler als Brautwahl ...

In der Nacht vom 8. zum 9. April 1878 verschied Frau Jetty plötzlich — ein Gehirnschlag entriß sie ihm — und mit ihr fehlte ihm der Geheimsekretär, Diplomat, Finanzminister, Regisseur, Impresario, das erste Publikum und die beste Hausfrau. Sie war der Glücksfall seines Lebens gewesen.



Angelika Diettrich-Strauß

2. Angelika oder Lily

Weniger als andere ertrug Strauß das Alleingelassenwerden; mehr als andere schmachtete er nach Zärtlichkeit. Nach einem Streit mit Girardi schrieb er dem Sänger diese Bitte: „Sei mir gut und lobe mich ..."

Ein kindhaftes Verlangen nach Gehätscheltsein griff nun ins Leere. Er mied die Wohnung in Hietzing, er zog nicht in sein neues Palais in der Igelgasse, das nach Jettys Angaben gebaut worden war; er zog ins Hotel (Viktoria) — nichts, nichts sollte ihn an den seltenen Menschen erinnern, der ihm nun „den ersten Schmerz getan ..."

Er fiel in Freudlosigkeit, die zu neuen Freudlosigkeiten erwachte, verglomm in Entschlußloses, sah sich umringt von allen praktischen Nöten und Forderungen wie von fremden Fratzen, von Dingen, deren Stachel er nie gespürt. Und mit der Last der Isolierung wuchs der Wert des Verlornen.

Um diese Zeit machte den Zerstörten sein Verleger Gustav Lewy mit einem Fräulein Angelika Diettrich bekannt, die sich der Bühne widmete und bei Kapellmeister Proch studierte. Strauß sollte ihre Stimme prüfen. Angelika, oder wie sie sich nannte, Lily, war eine Wedekindsche, eine Ewerssche Figur aus Köln am Rhein. Von ihr ging das unschuldige Raffinement einer Alraune aus, von ihr das verwirrende Züngeln einer Weiberjugend. Madonnengolden überrieselte sie Nixenhaar. Wenn es ein märchenhaftes Gegenbild zu der matronenhaft-hausfraulichen Jetty, zu einer sorgend-gütigen Frauenreife gab, dann trat es mit Lily über Jeans Schwelle. Und im elementaren Umschlag des Gefühls, aus tiefster Verlorenheit in einen Himmel geschleudert, verlangt er, der eben Jetty beweinte, nach Angelika, ihrem prunkenden Körper, ihrer gleißenden Schönheit, ihrer gefahrvollen Grazie, deren Anblick ihn mit heißen Schauern durchzuckt. Er hätte nicht Künstler sein müssen, Künstler der dionysischen Art, um nicht der Vision des jungen Weibes zu erliegen, an die sich Visionen von Paradiesen schlossen, die er mit ihr teilte. Der Euphoristiker, der Mensch der Sinne und der leidenschaftlichen Weltfreude, das Kind und der Philosoph des „Man lebt nur einmal" riß sich aus Selbst-

zerstörungen in die Arme des blühenden, zauberischen, nur einmal gelebten Lebens ...!

Er vermählte sich ihr schon wenige Wochen nach Jettys Tod, zog mit seiner goldblonden Glückslast ins Palais der Igelgasse, wohnte mit ihr auf seinem Landgut Schönau, einer Insel der Seligen in Niederösterreich, wohin er sich im Sommer entrückte. Auch, um zu arbeiten ...

Wenn er mit Lily durch die Straßen Wiens ging, drehten sich die Leute nach der Melusine, deren Zöpfe bis an die Knöchel leuchteten, und die am Arm eines älteren Herrn ging ...

Johann Strauß war dreiundfünfzig. Männer bleiben länger jung als Frauen. Und sollen so jung werden wie das Weib ist, das sie erobern können. Aber Goethe schloß doch keine Spätheirat. Denn das Erobern mag Jugend geben; das Besitzen erfordert sie. Und Johann Strauß konnte der Vater seiner Suleika sein.

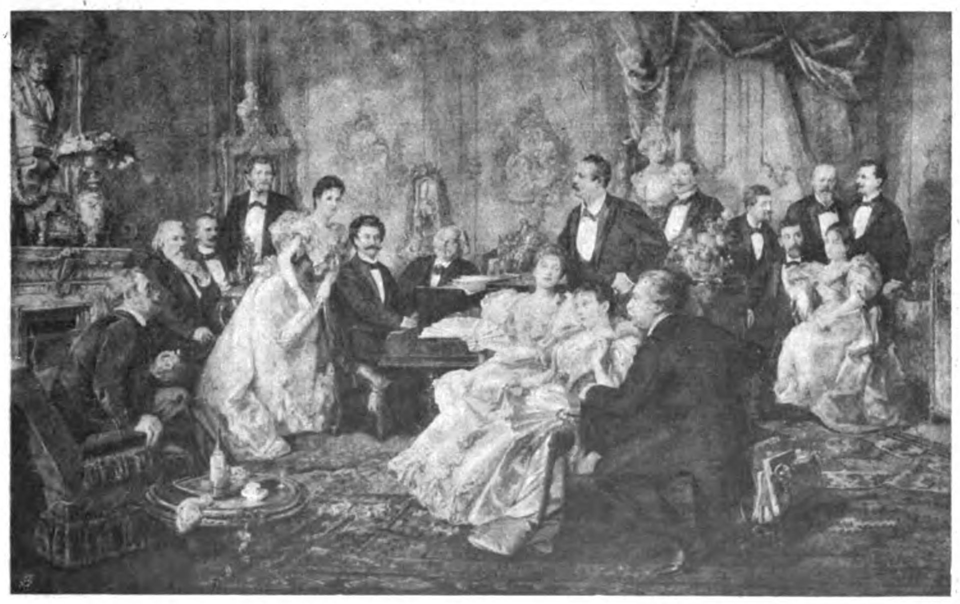
Er besaß eine Frau im Haus, keine Hausfrau. Es ging ihm wie dem Mann im Daudetschen Roman, der die Geliebte in seine Wohnung trägt, spielend im ersten Stock, keuchend, atemlos, erdrückt im vierten. Lily hatte die Freiheit erheiratet. Ihr erotisches Temperament, bisher hinter mädchenhaften Augenaufschlägen gehütet, entriegelte sich. Sie fühlte sich als Prunk eines Mannes, der sie nicht entbehren konnte, und beginnt, sicher des Besitzes, die Laufbahn der Lulu.

In Strauß erwachen alle Neurasthenien einer sich quälenden, vordringenden Liebe, die — sie weiß es — doch nie bis ins letzte dieser geheimnisvollen Frau vordringen, nie ihr Rätsel besitzen wird; erwacht eine Angst, die in Winkeln stöbert und in Nächten stöhnt; erwachen alle Schrecknisse von Eifersucht, von Mißtrauen, das deutet ... lauert ... sich verzehrt, belügt und wächst. Und der Ewig-Siegreiche muß alle Ohnmachten des Besiegten schlucken.

Er hatte seine männlichen Eitelkeiten nie besonders betont; aber nun, da sie getroffen werden, geht ein Riß durch Herz und Leben. Der Frauenvergötterte, der Liebling einer Welt, geringgeachtet von einem Weib! Von einem, das er selbst erhöht, mit seinem Glanz und Namen diademhaft schmückte! Preisgegeben der Gebärde trällernden Gleichmuts: „Du bist nichts. Deine Kunst ist nichts. Du bist *alt!*"

Zum erstenmal erfuhr er's. Zum erstenmal schrie ihm Weiberkälte seine Runzeln und Jahre, sein Halbverbrauchtsein ins Gesicht. Und wußte nichts von seiner unbeschwerten Jünglingsseele, vom frohen Ticken seiner Pulse, nichts von holder Flugkraft dieses Künstlers, der von der zweiten der dritten Jugend zustürzte und sich, stets gewandelt, in Helligkeiten neuer Morgenröten ergoß. Er schlief — er *lebte* nicht mit dieser Fremden. Deren Arges aus ihren Blicken schoß.

Diese Hölle dauerte fünf Jahre. Solang bis Lily ihn eines Tags zynisch betrügt und mit Steiner, seinem Freund und Direktor, durchbrennt: das Beste, was geschehen konnte. Später hat Lily es bereut. Als Strauß seine dritte Ehe schloß, war sie es, die sich



Fux, Brahms, Bayros, Kahlbeck (stehend), Grünfeld, Tilgner, Simon, Doczi, Felix, Ed. Strauß,
Frau Strauß, Joh. Strauß, Goldmark, Priester, Frau Simon,
Frl. Strauß, Frau Conrad,

Bei Johann Strauß. Nach einem Gemälde von Franz v. Bayros aus der Sammlung des Präsidenten Simon, Wien. (Mit Erlaubnis von B. A. Heck, Kunstverlag, Wien)

aufbäumte. In weiblicher Hysterie, die zu erleiden glaubt, was sie andern zufügt, verzieh sich Lily die Kränkungen, die sie Jean bereitete, verzieh sich auch ihre Untreue, betonte sich als verstoßene Gattin, umstrich den Park von Schönau, die verlorne Insel ihres Glücks, und verfolgte den Mann, dem sie entlaufen war, in eifernder Wallung. Bis ein Advokat erschien und sie sich fügte. Sie starb, vergessen, einen vereinsamten Tod (1919 in Ungarn), und versöhnend erwacht in ihrem Alter das Bewußtsein, einem großen Mann gehört und es nicht gewußt zu haben. Sie vermachte Erinnerungsstücke dem Strauß-Museum der Stadt Wien.

Die Lilyepisode ist eine der wenigen tragischen Verdunkelungen dieses anakreontischen Lebens, eine Niederlage des erotischen Künstlers und verdient Ausführlichkeit, weil er in dieser Zeit zwei Werke schuf, die seine Seele bezeichnen: am Anfang ein versagendes („Blinde Kuh"), am Ende ein sieghaft-überwindendes, ein Gelächter des Musikers, den „Lustigen Krieg".

3. Adele.

Jeder Mann hat ein Frauen-Ideal, das sich einmal erfüllt, lautet ungefähr ein Wort von Peter Altenberg. Es sollte sich bei Strauß erfüllen. Schon in seiner Hietzinger Zeit war ein junges Mädchen öfter bei Jetty erschienen, die Braut des Sohnes eines ihm sehr nahestehenden Mannes. Dieser Mann war Albert Strauß, kein Verwandter, obwohl seine Familie im gleichen Haus mit der Familie Johanns, im Hirschenhaus, dicht ineinander gelebt hatte. Albert Strauß, Johanns Sachwalter und Bankier, der Mann, der seine russischen Einkünfte klug verwahrte und häufte, lebte als Witwer und Sonderling; ein Typ des geistigen Altwieners, sprach er seiner Köchin Shakespeares Sonette vor und durfte sich der Freundschaft Grillparzers und Nestroys rühmen.

Sein Sohn heiratete Fräulein Adele Deutsch, starb früh und ließ die junge Witwe mit einem Mädchen, Alice, zurück. Ältere Beziehungen erwachten, nie eingestandene Neigungen brachen durch, und bald schien es beiden, Strauß und Adele, daß nur äußerlich vereint werden müsse, was es innerlich längst war: als ob sie auf Umwegen einander zugelebt hätten. Adele, deren dunkelschönen Kopf später Lenbach malte, besaß in reiner Steigerung jettyhaft-sorgende und lilyhaft-bestrickende Mächte, beide jedoch in einer lautern Anmutsform.

Unter den größten Schwierigkeiten, stets umlauert von notizenlüsternen Journalisten, bedrängt von Familien-Widerständen der Braut, im Kampf mit österreichischen Eheparagraphen, gelang es Johann Strauß, seiner Liebe legitime Gestalt zu geben; er brachte ihr alle Opfer, legte die österreichische Staatsbürgerschaft ab, was ihm der alte Kaiser Franz Joseph lange nicht verzieh, zog nach Koburg, bewohnte dort, für ihn keine Bagatelle, eine Villa auf einem Hügel — er litt ja unter Hügeln! — und ließ sich dort trauen. Nun war er Jean im Glück.
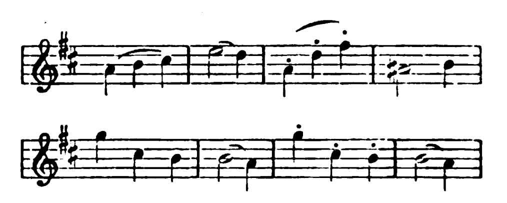
Er wußte, warum er Opfer brachte, die ihm doch klein erschienen. Wenn er nun die junge Adele über die Treppe getragen hätte — er wäre nicht ermüdet.

Die Briefe während seiner Bräutigamszeit — Strauß ist 58 Jahre! — stammeln von jungem Überschwang und könnten nach Ton, Flamme und Flügel von einem Zwanzigjährigen kommen. Er nennt Adele „Engel" und „Gottheit", bittet sie, sein früheres ideelloses Dasein zu verzeihen, kann, in einem Prestissimo des Verlangens, ihre Briefe, ihr Kommen nicht erwarten. Er wird heute im Theater eiliger dirigieren, aus einem Maestoso ein Allegro machen, und wenn sie einmal Großmutter sein wird, wird sie für ihn noch immer jungfräuliches Mädchen sein . . .!

Er spricht nicht literarisch, nicht „geistreich", stilisiert sich nicht in diesen Briefen, schreibt wie der Mann aus dem Volk, wie hundert andre Männer schrieben, und glüht doch so ekstatisch, wie nur ein Künstler erglühen kann: Die dithyrambische Natur des Meisters durchbrennt alle Wände der Seele. Immer des Nachts schreibend, erregt sich seine Phantasie in humoristische, jubelnde, melancholische Laute, bis sie wieder zur einzigen Walzerweisheit, zum Motto seines Daseins, emporgerissen wird: „Man lebt nur einmal!"

„Montag, 1 Uhr nachts.

Du hast mir so viel mich Beglückendes ins Ohr geflüstert — Du darfst es mir nicht verdenken, wenn ich aus dem Becher der Freude, Lust, Glückseligkeit schlürfe. Laß uns lustig sein, Adele — on ne vive qu'une fois."



Ein andermal wieder:

„Mittwoch, nachts 1 Uhr.

Was Du mir im Leben warst, wirst Du erst erfahren können, wenn Dein Jean nicht mehr sein wird. Er schätzt, liebt, verehrt Dich über alles . . ."

Jean wurde sogar — sehr unbegründet — eifersüchtig, wie man auf seine eigne Jugend eifersüchtig wird. Und sie war ihm mit Adele gegeben. Diese Frau verstand, aus einer andern Umwelt kommend, sich auf seinen Lebensstil einzustellen. Strauß, an die nächtliche Schaffensstunde gewöhnt, machte sie zur Gefährtin seiner Notturnos — wenn sie nur da war, seine Einsamkeit belebte! — und die junge Frau hielt tapfer durch,

und mochten ihr die Lider sinken, sie lächelte sich wach. Sie teilte seine Theatersorgen, Erfolge und Mißerfolge, sie glaubte an den Künstler, wenn Direktoren-Unglaube den leicht zu Entmutigenden entmutigte. Die Generalprobe zum Zigeunerbaron verlief ins Mißgestimmte, Propheten sehen den Durchfall, am Abend vor der Première wird Strauß — Johann Strauß! — bei einem Rout der Direktorin des Theaters von der Gesellschaft „geschnitten“. Als Trösterin blieb dem Meister Frau Adele, die ihn nach Hause rettet, von einem Erfolgstraum beschwingt, der am nächsten Abend berauschende Wirklichkeit wurde. 89 Wiederholungen folgten dem vorher totgesagten Zigeunerbaron in dem einen Jahr ...

Glauben in einer Frau finden — das Alpha und Omega des Künstlerverlangens, in Adele hatte es Strauß gefunden: sie war die eine unter Millionen, von der Mahler sprach ...

Sie war die letzte, segnende Gestalt einer romantischen Ehe-Trilogie. Und ihre Sendung begann, in neuen Formen, nach dem Tod des Meisters. Heute lebt sie als taktvolle Hüterin seines Erbes, Verwalterin seines Werks und Namens, in anmutender Bescheidenheit zurückgezogen hinter seiner Größe, nie sich selbst vor seinen Glanz drängend, ein seltener Fall von Stilgefühl. Der Wiener Volksmund nennt die Dame mutterwitzig die „Cosima im Dreivierteltakt“; das Wiener Volk ist aber auch einer huldigenden Gebärde fähig wie kein andres, und als sich nach der Enthüllung des Hellmerschen Denkmals Hunderttausende vor dem Wiener Rathaus drängten, grüßte Wien in dieser Frau auf eine entfesselt-schwärmende Art den Geist des Meisters, dem sie diente, die Gefährtin eines Lebens, das die tönende Formel des Wiener Blutes war.

Johann Strauß aber zeichnete Adele durch ein einziges Wort aus. Ein Wort, das nur sie unter den drei straußischen Frauen als Krone von ihm empfing. Er widmete ihr den Adelenwalzer: „Meinem geliebten Weib Adele!“

Adele Strauß-Deutsch
Aufnahme von C. Pietzner, Wien

Noch bin ich jung

Noch bin ich jung, noch glüht mein Mund
Ins ungewisse Leben
Und darf vor jedem Blumengrund
In bunter Sehnsucht beben,

Ich darf im frühen Morgenlicht
Den großen Berg besteigen
Und dann zum Abgrund mein Gesicht
In süßem Schauder neigen.

Noch bin ich jung und darf im Wind
Mit allen Wolken ziehen,
Und abends, ein erfülltes Kind,
Vor meiner Liebe knieen.

Emanuel von Bodman

Das Gerücht

Novelle von Wilhelm von Scholz

An den Nonen des Mai im 586. Jahre seit Gründung der Stadt, am frühen Nachmittag, gingen in einer der Straßen Roms drei junge Männer nach dem Amphitheater, um den Fechterspielen zuzusehen. Es war noch Zeit bis zum Anfang der Volksbelustigung. Sie schlenderten. Sie blieben ab und zu stehen, als ob ihr lebhaft geführtes Gespräch manchmal einen Augenblick des ruhenden Nachdenkens brauche, und setzten sich dann, immer eifrig weitersprechend, wieder in Bewegung. Sie redeten vom mazedonischen Krieg, der damals in Rom alle Gemüter beschäftigte, der wie ein Albdruck auf allen lag, weil er für die raschen Siegs gewohnten Römer schon zu lange dauerte. Viele Monate waren vergangen, ohne daß eine erfreuliche Nachricht gekommen war, und das Volk fing zu murren an. Das große Vertrauen, das man in den Konsul Ämilius Paullus, der den Feldzug gegen Perseus von Mazedonien führte, erst gesetzt hatte, schwand mehr und mehr. Die allgemeine Stimmung war unbehaglich.

Aber die drei jungen Männer gaben dem in ihren Gesprächen keinen Ausdruck. Sie waren an eine besondere Frage des Krieges geraten, an die Gerüchte, die ununterbrochen auftauchten. Dazu hatte sie das neueste Gerücht, das vom Tode des Konsuls Ämilius Paullus zu erzählen wußte, veranlaßt. Sie schenkten dem keinen Glauben und unterhielten sich, davon angeregt, über alle die vielen unverbürgten Nachrichten, die ihnen seit Beginn des Krieges zu Ohren gekommen waren und sich nachher als bare Erfindungen herausgestellt hatten. Sie waren aber alle drei in einer griechischen Philosophenschule erzogen worden und hatten deshalb eine gewohnte Freude daran, jedes Thema gründlich und systematisch zu behandeln; so gingen sie der Entstehung der Gerüchte überhaupt forschend nach.

Einer von ihnen behauptete, die Gerüchte seien bewußte Lügen, Erfindungen von Leuten, die sich interessant machen wollten. Ein anderer widersprach dem und wollte jedem Gerücht einen wahren Kern lassen, der durch ungenaue Übermittelung, durch Mißverständnisse, schlechtes Zuhören und freilich auch durch die Sucht, Aufsehen zu machen, schließlich phantastisch und oft bis zur Unkenntlichkeit vergrößert weitergegeben werde. Der dritte erklärte die Gerüchte wie der erste als eitel Hirngespinst, wollte aber ihre Entstehung durchaus auf wiedererwachte Erzählungen aus früheren Kriegen zurückführen.

Sie ereiferten sich gerade über das Für und Wider dieser Meinungen, als ein älterer Mann von orientalischem und fast priesterlichem Aussehen, der ihnen unbemerkt schon eine geraume Zeit gefolgt war, sich ins Gespräch mischte und ihnen allen dreien widersprach. Es sei töricht, was sie über das Gerücht sagten. Das Gerücht sei eine Gottheit, der man einen Altar weihen solle, um es gnädig zu stimmen; und als die darüber lachten, fuhr er mit mehr und mehr sich erhebender Stimme fort: Das Gerücht spreche auf seine freilich seltsame Weise lediglich die Wahrheit; es sei nur ihre eigene Unfähigkeit, die Sprache des Gerüchtes zu verstehen, schuld daran, daß sie zu so abgeschmackten Ansichten über die Äußerungen dieser Gottheit kämen. Wer die geheimnisvolle Bildersprache des Gerüchtes, die der der Orakel ähnele, manchmal aus den Wolken der Umhüllungen klar wie die Sonne hervorbräche und ganz bilderlos die Geschehnisse verbreite, recht verstände, dem würde alles Geschehende früher als den anderen Menschen bekannt, und er könne sein Leben mit Sicherheit danach einrichten. Er müsse freilich sein Ohr frühzeitig daran gewöhnen, jedes Wort, das auch nur von ungefähr vorüberhalle, zu hören; er müsse jedes Wort in sich aufnehmen und bedenken; müsse es gewissermaßen in die gewöhnliche Sprache übersetzen; und dürfe im Warten auf die Bewährungen der Gerüchte nicht ungeduldig werden.

Wie man wohl diese Sprache lernen könne? fragte einer der drei.

„Jenun," sagte der Fremde, „man braucht einige Kenntnis des Lebens und der Menschen dazu. Man muß beobachtet haben, muß wissen, daß jede bedeutsame Tatsache, die dem Volke zu Ohren kommt, sein Gemüt aufregt, dichterisch, prophetisch macht, so daß sie sich in seiner Anschauung verwandelt, weiter entwickelt. Von Mund zu Ohr und von Ohr zu Mund geht alles der Zukunft zu, verwirrt sich auch, verkleidet sich, nimmt auch wohl einmal alte, halbvergessene Erzählungen in sich auf — und bewahrt doch die zukunfttragende Wahrheit in sich."

Die Freunde erwiderten, daß zur Erkenntnis dieser Dinge wohl mehr als natürliche Fähigkeiten gehörten. Der Fremde, der stehen geblieben war, nickte.

„Ja", sagte er, „denn das Alles ist nicht

das Wesentliche, ist auch nur äußerlich wie jede gelernte Erkenntnis. Das Gerücht ist eine Gottheit, die ihre Priester und Propheten hat wie einst der delphische Apoll oder der Zeus zu Dodona. Nur wissen sie es selbst oft nicht, daß sie das sind und daß ihr Mund Orakelsprüche spendet. Sie erzählen Gerüchte, die ihnen zukommen, nach der Wahrheit zu weiter, sie dichten künftige Ereignisse hinzu, die wirklich kommen, sie übersetzen aus der Sprache des Gerüchtes in die Alltagssprache. Seht,, wenn ein Gerücht nur lange genug wandert, wandert es der Wahrheit zu, an die es sich heranpirscht wie der Jäger an das Wild."

Diese orakelhaften Reden klangen den jungen Leuten erst so neu und befremdend, daß sie nichts zu erwidern wußten; bis einer von ihnen die Sache praktisch ergriff und den Fremden fragte, ob er wohl in Gerüchten den wahren Urgrund herausspüre, und, als der sagte: „manchmal, nicht immer!" das Gerücht vom Tode des Ämilius Paullus, das in der Stadt herumgetragen wurde, erwähnte und ihn aufforderte, ihnen seine Meinung davon zu sagen.

Der Fremde, dem diese Nachricht anscheinend neu war, versank in Sinnen. Er schloß, indem er den Kopf aufwärts richtete, die Augen halb und schien nach innen zu sehen. Dann fragte er, wie Ämilius Paullus gestorben sein solle.

„Am Tage nach einem heftigen Kampfe, in welchem ihn, der sich selbst in die vordersten Fechterreihen geworfen, sein Sohn gerettet, habe er ruhend vor seinem Zelt gestanden, sich plötzlich hoch aufgerichtet und sei dann, wie von innerlicher Schwäche angewandelt, wie in sich selbst erloschen, jäh zusammengestürzt. Über dem Umgesunkenen aber habe noch eine Zeitlang sein Bildschatten in der vorigen hochaufgerichteten Haltung gestanden und sei dann in der Richtung nach Rom zu verschwunden, den Sohn zurückwinkend, der ihm erst habe folgen wollen, dann aber, als der Schatten zerging, zur Leiche des Vaters zurückgekehrt und dort geblieben sei."

„Sagt die Nachricht nichts vom Ausgang des vorhergegangenen Kampfes?"

„Nein."

„Sagt sie Tag und Stunde vom rätselhaften Tode des Ämilius Paullus?"

„Den Tag nicht. Wohl aber die Stunde. Es sei genau die Mittagsstunde gewesen."

Darauf wieder der Fremde: „Ich kann euch auf eure Frage keine Antwort geben. Merkt aber in den nächsten Tagen wohl auf! Das Gerücht wird sie selbst geben."

Währenddessen waren sie nah an den Zirkus herangekommen. Tubenbläser verkündeten den Beginn der Gladiatorenkämpfe. Der Alte, der stehen blieb, um sich von den jungen Leuten zu trennen und eine andere Richtung einzuschlagen, sagte noch: „Das Gerücht ist ein Kind des Schicksals und der unwissenden Ahnung. Beide Eltern leben in ihm fort. Denkt an den Tod des Quintus Metellus. Das Gerücht hatte ihn totgesagt, während er noch fröhlich lebte. Da befällt ihn der Drang, zu erfahren, was Rom von ihm rede: er schickt Horcher aus; und als sie spottend mit dem Gerücht von seinem Tode zurückkehren und er selber diese wunderliche Todesnachricht zu belachen anfängt, sinkt er an einem Herzschlag dahin. Baut dem Gerücht einen Tempel!"

Damit ging er in eine Seitengasse, die vom Zirkus fort in die Richtung der Campagna führte und durch die jetzt viel Volks zu den Fechterspielen heranströmte. Die jungen Männer sahen ihm nach, wie seine hohe Gestalt in der Mitte der engen Straße sich durchs Gewühl wand und schließlich ihren Blicken entschwand. Dann betraten sie den Zirkus. Sie vergaßen unter Begrüßungen mit Freunden, Tändeleien mit einigen hübschen Flötenspielerinnen bald den Fremden, den sie scherzend den „Magier" nannten und für einen phantastischen Wirrkopf erklärten.

Der ungeheure Steintrichter des Zirkus, der leer einem öden, ausgestorbenen, vorweltlichen Krater glich, leuchtete jetzt in allen seinen sich erweiternden Ringen von hellgewandeten Menschen. Trotz des Krieges und der allgemein bedrückten Stimmung des Volkes war kein Platz frei geblieben. Allmählich erst fand sich das Auge in dieser fast unübersehbaren Aufstaffelung von Menschen zurecht. Dann unterschied es in der Mitte, dem Haupteingang gegenüber, die Reihen des Senats und der hohen Staatsbeamten, tastete sich von dort weiter durch die Menge, bis es auf der einsamen, seltsam plastischen, über ihrem kurzen, harten Schatten inmitten der gerundeten Sandfläche klein in den Raum ragenden Fechtergruppe hängen blieb.

Stille wechselte mit wirrem Durcheinandersprechen und mit plötzlich irgendwo beginnenden, sich fortpflanzenden und schließlich über der Mitte der Arena zusammenschlagenden Rufen, Wogen von Ruf und Schall, ab, die dann wieder verebbten, daß manchmal eine einzelne Stimme zuletzt übrig blieb und sich zaghaft in die Helle und Weite des Riesenraumes verlor.

Wieder ist Stille: der Schwertkampf da unten, auf den alle Blicke gerichtet sind, zwischen den kleinen, herkulischen Gestalten muß zur Entscheidung kommen. Die allge-

meine Aufregung hält den Atem an. Auch die drei jungen Männer, die in mittlerer Höhe, schräg gegenüber den Sitzen des Senats, Plätze gefunden haben, starren über die Schultern der Vordermänner, über dies ganze zerfurchte Gewirr von vorgebeugten Köpfen, geraden und schiefen Schultern, rückgestützten oder zeigend vorgestreckten Armen, zwischen denen da und dort Stücke der dunklen, grauen Steinringe sichtbar werden, hinab: jetzt ganz von dem Augenblick gefesselt und mit keinem Gedanken mehr bei dem Magier, der sie herbegleitete. Die Freude an der Geschicklichkeit des Fechtens, an guten Hieben, wirksamer Abwehr, geschicktem Ausweichen und kühnen Vorstößen, die sie vor einer Viertelstunde noch beschäftigte und wie aus allen so auch aus ihnen Beifallsrufe hervorlockte, ist ganz der elementaren, ungegliederten, zerrenden, grausam-wollüstigen Spannung auf das Ende, Sieg oder Unterliegen, den Tod des Niedergeworfenen, den Triumph des Siegers gewichen. Während sie eben noch wünschten, daß der Kampf der beiden ausgezeichneten Fechter nicht allzu rasch enden möge, dehnen sich ihnen jetzt, wo die Entscheidung unabwendbar hereindunkelt, die Augenblicke zu kaum ertragenen Ewigkeiten. Spannung preßt ihre vorgebeugte Brust. Niemand atmet. Und voll höchsten Unwillens wenden die drei — und die zwanzig, dreißig, die um sie sitzen — den Kopf einen Augenblick nach rechts, wo der Eintritt von der Treppe zu diesen Rängen sich befindet, weil dort ein störendes Gemurmel entsteht. Zischen und leise Rufe verweisen zur Ruhe und Aufmerksamkeit. Aber das Gemurmel ist stärker. Es hat sich schon nach der anderen Seite des Ringes fortgesetzt. Es wächst. Es steigt an einer Stelle wie eine züngelnde Flamme die Reihen hinauf und läuft nun auch oben in den weiteren Umschwüngen um den Zirkus. Bei den drei jungen Leuten, die gar nicht fern von der Einbruchsstelle des Gemurmels sitzen, ist es noch nicht, als treibe es ein Wind nur nach drüben. Aber es hat einen heranreißenden Zug wie wehendes Feuer. Schon folgen ihm überall die Augen, wo die Ohren noch kein Wort unterscheiden können und nur ein Rauschen und Wirren hören, ein Summen und Surren, als ob gar keine Worte darin wären, sondern nur ein Schwirren stygischer Seelen. Dem Auge folgt der Leib. Mit Leuten auf den Bänken ober und unter ihnen ist einer der drei jungen Männer aufgestanden, um am Eingang das zu hören, was ist. Aber an der Eintrittsstelle drängen sich die Menschen schon so, daß die letzten nur abgerissene Worte hören: „Pydna, Sieg, Perseus von Mazedonien, Ämilius Paullus siegend gefallen —“ Und wieder wird das erregte Sprechen der Dazwischenstehenden so laut, daß hinten kein Wort zu verstehen ist.

Jetz ist der ganze Zirkus von dem immer lauter werdenden Gesumm erfaßt. Ganze Sitzreihen haben sich seitwärts zu einem Sprechenden gewendet. Dort redet eine über mehrere Bänke verteilte Gruppe heftig gestikulierend miteinander. Hier schreien sechs Leute von einem höher gelegenen Rang zu einem Aufgestandenen, der drei Ringe tiefer steht. Niemand beachtet das Daumenheben des am Boden liegenden Gladiators, der von dem lange zweifelnden Kameraden endlich den Gnadenstoß erhält. Während die Leiche und gleich nach ihr der ohnmächtig zusammenbrechende Sieger hinausgetragen werden, woran kein Blick der Menge teilnimmt, mäßigt sich die schwirrende Unruhe etwas. Aller Blicke haben sich zu den prunkvollen Sitzen des Senats hinübergewendet. Nun ist die Nachricht dort hingelangt. Nun wird man Näheres hören. Man beobachtet gespannt die Bewegung unter den Senatoren, ihr Hin- und Hergehen, ihr aufgeregtes Sprechen, das Forteilen einiger, die offenbar als Boten abgeschickt sind.

Da ertönt plötzlich und mit überschrillender Stimme, die in das anhaltende Lautgewirr wie in eine Stille hineinpeitscht, der Ruf: „Verkündet den Sieg laut, daß alle ihn hören!“

Nach diesem Ruf wird es fast augenblicklich totenstill in dem weiten Rund, daß man die Schaufel des Sklaven hört, der den blutigen Sand wegschafft und die Kampfstelle wieder ebnet — daß der Sklave in seinem Tun innehält und nun auch zum Senat hinaufstarrt, dumpf, stier, ohne zu wissen, was vorgeht, aber mitgebannt in dem allgemeinen Bann.

Immer noch sieht man die Senatoren hin- und hergehen, reden, beraten. Einer von ihnen tritt an die Schranke der Senatsplätze und spricht hinüber zu dem dahintersitzenden Volk, von dem aus das Gemurmel an den Senat kam. Ein paar Reihen höher und tiefer hört man, was er fragt: er will wissen, woher die Nachricht gekommen ist, wer sie gebracht hat, ob sie verbürgt sei —

Aber ehe er Antwort bekommt, hat die überschrillende Stimme noch einmal ihr „Ver—kün—det!“ gerufen, das nun, nicht wie erst das Gemurmel, die Bänke entlang aufgenommen wird, sondern durch den Raum; das in sich kreuzenden Strahlen durch das Trichterrund fliegt und immer gewaltsamer, immer fordernder anwächst: „Ver—kün—det!!“

Beim Senat kämpft sichtlich die Furcht

davor, etwas Unverbürgtes zu verkündigen, mit der anderen Furcht, nach einem so freudig erregten Moment die der Regierung längst bedrohliche Niedergeschlagenheit erneut aufkommen und womöglich in tätliche Unzufriedenheit übergehen zu lassen. Eine Gruppe hat sich im Senat gebildet, die einem großen, kräftigen Manne, der wohl die stärkste Lunge und Kehle hat, eifrig zuspricht und etwa sagen mag: es muß ja wahr sein. Verkünde!

Und nun werden mit Händen und Tüchern, von einem hohen Würdenträger mit seinem Amtsstab, von dem auf seinen Sitz gestiegenen Senator mit Gebärden Zeichen gegeben, daß gesprochen werden wird, daß man schweigen und hören soll. Langsam legt sich das groß aufgewachsene Stimmengewoge. Zuerst verschwinden die „Verkündet"-Rufe, die immer wieder darin aufsprangen. Aber noch hat die Erregung einen auf- und abschwellenden Ton. Auch er legt sich allgemach. Reihenweise oder in fallenden Kreisschnitten bilden sich Inseln von Stille. Dann kommen noch einmal Rufe: „Ruhe!" „Hört zu!" Dann ist überall Stille.

Und in dieser Stille, in diesem riesigen Ohr, diesem ungeheuren horchenden Trichter, diesem Tausende fassenden Menschenkrater klingt die mächtige Bruststimme des großen Senators klein und dünn. Sie ist erst kaum verständlich. Aber dann stellt sie sich in den Raum ein und läßt die Worte ganz langsam, in großen Pausen, in ihn hinaus. Sie werden gehört: „Es — soll — ein — Sieg — über die — Mazedonier — erfochten — sein. Perseus — geschlagen —"

Der Verkündende und die übrigen Senatoren sind einen Augenblick froh, daß da schon die Leidenschaft der Menge in einem Jubelsturm ausbricht, ausrast, daß nicht noch mehr Unbestimmtes verkündet werden muß. Aber dann tut es ihnen gleich leid. Denn in diesem Augenblick betritt ein Bote, der Privatschreiber des durch Krankheit zu Hause gehaltenen zweiten Konsuls Publius Licinius Crassus, die Reihen des Senats und überbringt den Befehl, daß noch am selben Abend eine öffentliche Siegesfeier gehalten werden soll. Und dieser Befehl enthält alle Einzelheiten: Perseus von Mazedonien sei von Ämilus Paullus bei Pydna geschlagen und gefangen, ebenso wie sein Bundesgenosse Genthios von Illyrien. Das feindliche Heer sei vernichtet. Freilich sei Ämilius verwundet. Von seinem Tode wußte der Bote nichts.

Während der Jubel im Zirkus andauert, doch schon zahlreiche Leute hinaus und in die Stadt eilen, die Siegesnachricht zu verbreiten, und das nächste Kämpferpaar, das inzwischen die Arena betrat, zweifelnd in den allgemeinen Aufruhr und Aufbruch blickt, fertigt der Sekretär des Senats die Anordnungen für die Siegesfeier aus. —

⌘ ⌘ ⌘

Die froh erregte Menge wogt durch die Straßen, die Dämmerung erwartend, in der das Jubelfest mit leuchtenden Fanalen, mit Musik in den Schenken, Tanz und Gesang und dann mit den vom Tage abgewendeten Seelen in die Nacht wachsen soll. Das gesteigerte Reden und Sprechen, das Durcheinanderlaufen der vielen Menschen klingt wie das Summen eines Bienenvolkes zwischen den Steinwänden der Straßen auf.

Währenddessen sind einige der vornehmsten Senatoren in den Palast des kranken Konsuls gegangen und können ihm, der durch einen Unterbeamten die schon im Zirkus bekanntgegebene Meldung von den Einzelheiten des Sieges bei Pydna mit dem Zusatz erhalten hatte, das Schreiben werde gleich hier sein — können ihm von dem, was sie auf dem Wege gehört, mitteilen, wie die Nachricht in die Stadt gekommen ist: ein staubbedeckter Reiter ist durch das nördliche Tor in die Stadt gesprengt, einen Lorbeerzweig in der Hand schwenkend und jedem Begegnenden die Siegesnachricht zurufend. Sie haben sogar erfahren, daß sich dabei ein Unfall ereignet hat: nahe am Tor hat der Reiter ein unvorsichtiges Kind, das über die Straße lief, überritten, wobei es den Arm brach.

Der gichtkranke Crassus, der mit seinem Amtsgenossen, dem pydnäischen Sieger, nicht im besten Einvernehmen steht, hat ohne ein Zeichen anderer Bewegung als dem quälender Gichtschmerzen zugehört und verlangt nach einem Schweigen, daß der Botenreiter, von dem er erst jetzt hört, mitsamt dem Schreiben, das nun wohl da sein müsse, vor ihn gebracht werde. Man schickt einen Sklaven hinaus. Es dauert mehr als eine Viertelstunde, die mit Gesprächen über die politischen Folgen des Sieges ausgefüllt wird. Der Konsul wird ungeduldig, seine Schmerzen mehren sich, er sendet einen zweiten Sklaven — da kehrt der erste mit der Meldung zurück, niemand wisse, wo der Reiter sei; niemand von den Beamten habe ihn gesehen. Der Konsul wird zornig und läßt den Unterbeamten, dessen Meldung er sich durch seinen Arzt hatte ans Krankenbett bringen lassen, hereinrufen. Er kommt: ein lahmer Legionar habe ihm die Sache hastig an der Pforte berichtet und sei gleich mit seiner Nachricht weitergehumpelt. Der Konsul und die Senatoren werden unruhig und

senden Boten an alle amtlichen Stellen, an die nördliche Torwache, die Tempel, um endlich etwas Greifbares zu erhalten. Lange Stunden vergehen, während ein Bote nach dem andern ohne Ergebnis zurückkehrt; nur wissen sie zu berichten, daß man in der feiernden Menge bereits erfahren habe, daß der Reiter nicht aufgefunden werden könne und daß die allgemeine Freude in Betretenheit übergehe. Auch im Volke suche man bereits nach dem Reiter. Jeder wisse alle Einzelheiten seines Eintritts, aber keiner habe ihn gesehen. Ein Senator, der auf das Dach des Hauses gestiegen war, zu dem noch vor einer Stunde der frohe Lärm der Stadt heraufscholl, bestätigt es: die Stadt wird still — wird still zu einer Stunde, wo sonst bei Festen die Ausgelassenheit erst recht zu ihrer Höhe schwoll. Die Freudenfeuer verlöschen, Gesang und Musik verklingen, brechen ab. Als gegen Mitternacht auch noch die letzte Hoffnung: daß man das verletzte Kind werde feststellen können, aufgegeben werden muß, ist die Überzeugung nicht mehr zu unterdrücken, daß Volk und Senat einem der ganz unkontrollierbaren Kriegsgerüchte oder einem bewußten Betruge zum Opfer gefallen sind; daß gar nichts an der Sache wahr ist. —

Gegen den grauenden Morgen, als die Senatoren von ihren fackeltragenden Sklaven nach Hause geleitet werden, ist die Stadt tot und still. Tiefere Niedergeschlagenheit als seit Monden lagert nach dem kurzen, trügerischen Rausch über Rom.

⌘ ⌘ ⌘

Etwa drei Wochen später, an den Calenden des Junius, haben sich die drei jungen Leute, die damals zu den Fechterspielen gingen, wieder einmal zusammengefunden. Sie sitzen vor einer Taverne am nördlichen Tor. Sie waren in den Tagen, seit das Gerücht von Pydna auftauchte, recht mitten im Strudel der politischen Stimmungen, Meinungen, Reden und Machenschaften, nahmen lebhaft an allem Teil, an Jubel und Niedergeschlagenheit, und dachten nicht mehr an den „Magier", über dessen orakelhafte Reden sie kaum noch zu Beginn der allgemeinen Aufregung durch das Gerücht als über leeres Geschwätz gesprochen hatten. Jetzt, nachdem das Leben der Stadt allmählich aus Erregung und aus Niedergeschlagenheit wieder in die alten, alltäglichen Bahnen eingemündet ist, fällt er ihnen, wie sie auf diese Wochen zurückblicken, wieder von neuem ein. Sie lachen über ihn. Aber noch ehe ihr Lachen verhallt ist, taucht er drüben über der Straße auf. Sie wollen ihn anrufen, einer der drei hebt, ihm zuwinkend, den Becher und vergießt eine kleine Libation mit dem lauten spöttischen Wort: „Der Gottheit Gerücht", da hören sie einen raschen Hufschlag, sehen ein Kind einen Ball werfen und ihm nach auf die Mitte der Straße laufen, wollen ihm „Zurück!" zuschreien, da der hallende Hufschlag nun als ein staubbedeckter Reiter durchs Tor hereinjagt, bringen ihren Ruf nicht mehr heraus — das Pferd hat den Jungen schon umgeworfen und ist über ihn hinweggegangen. Indes sie hinzuspringen, hält der Reiter einen Augenblick, sich mit einem mitleidigen Achselzucken zurückwendend. Sie sehen einen Lorbeerzweig in seiner Hand, mit dem er die Fliegen verscheucht, sehen an Helm, Schild und Schwert, daß er dem kämpfenden Heere angehört; und indessen die hergelaufenen Eltern sich um den blutenden Jungen bemühen, ruft der Reiter: „Sorgt ihr für das Kind! Ich muß weiter. Wir haben bei Pydna über Perseus von Mazedonien gesiegt. Der Krieg ist aus. Ämilius Paullus bringt den Mazedonier im Triumph."

„Ämilius Paullus lebt?" fragt der Magier, der von der anderen Straßenseite herangetreten ist.

„Ja. Doch sein Sohn ist gefallen."

„Wann siegtet ihr?" fragt der Magier weiter den Fortdrängenden, während die Drei erstaunt aufhorchen.

„Vor drei Wochen, genau an den Nonen des Mai!" ruft der Reiter zurück, der sein Pferd schon spornt und, den Lorbeerzweig als Gerte benutzend, nach Rom hineinjagt.

Der betrogene Mond. Von Karl von Berlepsch

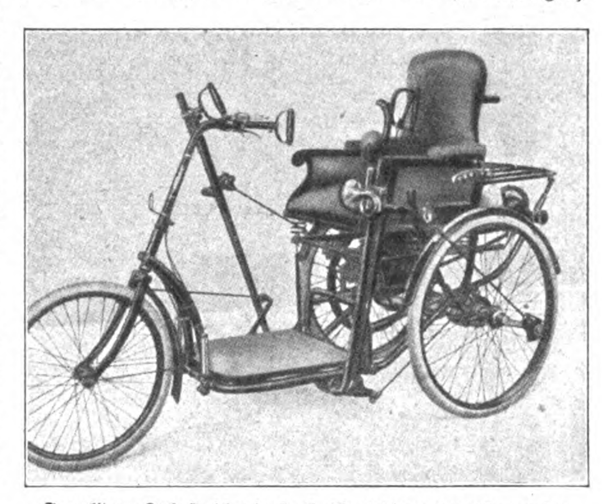
(Kinderlied)

Der rote Mond geht baden im Meer,
Da zittern die Wellen von Golde schwer,
Der Mond gibt lächelnd den Wellen, den kühlen,
Seinen funkelnden Königsschmuck zum Spielen.
Die Barken haben die Segel gespannt
Und gleiten hinaus in das glitzernde Band.
Bald werden die Fischer die Netze schleifen
Und werden das Gold aus dem Wasser greifen.
Der Mond verlor seinen Schatz so reich,
Steht hoch am Himmel, traurig und bleich! —

Beschaulicher Gang durch die Deutsche Automobil-Ausstellung

Von Wa. Ostwald

Es ist schwer, sich bei der Berliner Autoausstellung zur kühlen, abwägenden Beschaulichkeit durchzuringen. Zehn Jahre lang haben die Fortschritte des deutschen Kraftfahrwesens sich aufgespeichert, ohne recht an die Öffentlichkeit treten zu können. Zwischen der letzten Automobilausstellung (Berlin 1911) und der jetzigen liegt ein Weltkrieg, der das Kraftfahrzeug in seinen verschiedensten Formen als Waffe benutzte und darum reißend schnell entwickelte. Im Ausland wurde der Kraftwagen zum fahrradartigen Verkehrsmittel aller Stände, so daß vornehme Leute in Neuyork heute des wieder standesgemäß gewordenen Fahrrades sich bedienen. Die deutschen Kraftwagen- und Motorradliebhaber aber sind ausgehungert durch mehrjährige äußerste Kriegsbeschränkung des bürgerlichen Kraftfahrverkehrs. Die Industrien des Kraftfahrzeugbaues und Kraftfahrbedarfes drängen nach stärkster Betätigung. Die Mark steht entsetzlich tief im Preis, und just im Kraftfahrwesen gelten deutsche Gedanken und deutsche Arbeit in der ganzen Welt als erstklassig, — so daß das Ausland sich drängt, die ersteren zu — stehlen, die andere gegen billig gekaufte Papiermarkscheine einzutauschen. Kann es da wundernehmen, daß die Berliner Auto-Ausstellung 1921 brodelt wie ein Hexenkessel?



Invaliden-Fahrstuhl mit D. K. W.-Hilfsmotor (Zweitakt)

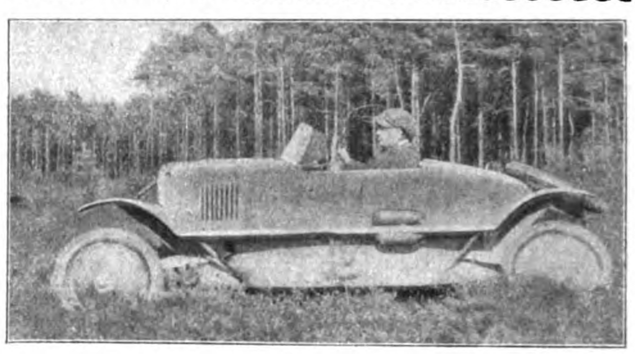
Durch die Berliner Heerschau des deutschen Kraftfahrwesens zieht sich ein großer Leitgedanke: „Ausbruch der gefesselten deutschen Fliegerei!" Da Frankreich durch den Unfrieden von Versailles zum Schaden des Menschenfluges als Kulturaufgabe die deutsche Fliegerei in Fesseln legte und sie unter Führung des „Doyens der französischen Flieger" Ador immer fester zieht, so erfolgte der Ausbruch der deutschen flugtechnischen Gedankenarbeit im Kraftfahrwesen. Des ist die Berliner Autoschau Zeuge: Wagenform und Motor sind flugtechnisch grundlegend befruchtet. Mehrleistung, niedrige Betriebskosten, Verringerung von Staubplage und Straßenabnützung, — das sind die Fortschritte des deutschen Kraftfahrzeugbaues mit flugtechnischen Mitteln. Neue Formen, neue Wirkungsgrade, — das sind die neuen deutschen Fortschritte. Zusammen mit der altbekannten deutschen Werksarbeit und der aus dieser folgenden unerreichten Lebensdauer und Betriebssicherheit deutscher Kraftfahrzeuge steht damit nun wieder der „Typ des deutschen Kraftfahrzeuges" nach langer Pause vor den Augen der ganzen Welt.



L. F. G.-Motortreibrad in Verbindung mit einem gewöhnlichen Damenrad (gefahren von der Fliegerin Nelly Beese)

Wie weit dieses echt deutsche „Treiben der Wirkungsgrade" gediehen ist, dafür sind die zahl-

reichen winzigen Motorfahrräder ein gutes Beispiel: die wirtschaftlichen Nöte zwingen zu Kraftfahrzeugen, die in Anschaffung und vor allem im Betrieb sehr billig sind. Für Wagen nach Art des amerikanischen „Fahrrades", des Fordkraftwagens, sind wir an Geld und Rohstoffen zu arm. Die deutsche Lösung ist das Kleinkraftrad, das entweder in Verbindung mit dem eigentlichen Fahrrad benutzt wird, oder ein mit Motor ausgerüstetes, besonders kräftiges, unter Umständen auch in neue Form gegossenes Fahrrad darstellt. Für die erstgenannte Aufgabe ist das Motortreibrad der Luftfahrzeug-G. m. b. H. in Seddin bei Stolp in Pommern ein gutes Beispiel. Der Motor ist zusammen mit einem besonderen Rad auf ein eigenartiges Gestell aufgebaut, das durch ein allseitig bewegliches Gelenk an der Sattelstütze eines gewöhnlichen Fahrrades befestigt werden kann. Mit Hilfe einiger einfacher Drahtzüge kann der Radfahrer den Motor genau bedienen. Mittreten bei starken Steigungen ist leicht möglich. Das Fahrzeug macht einen etwas ungewohnten Eindruck, ist aber billig und recht bequem im Betrieb.



Kleiner Kraftwagen des Flugzeug-Konstrukteurs Grade

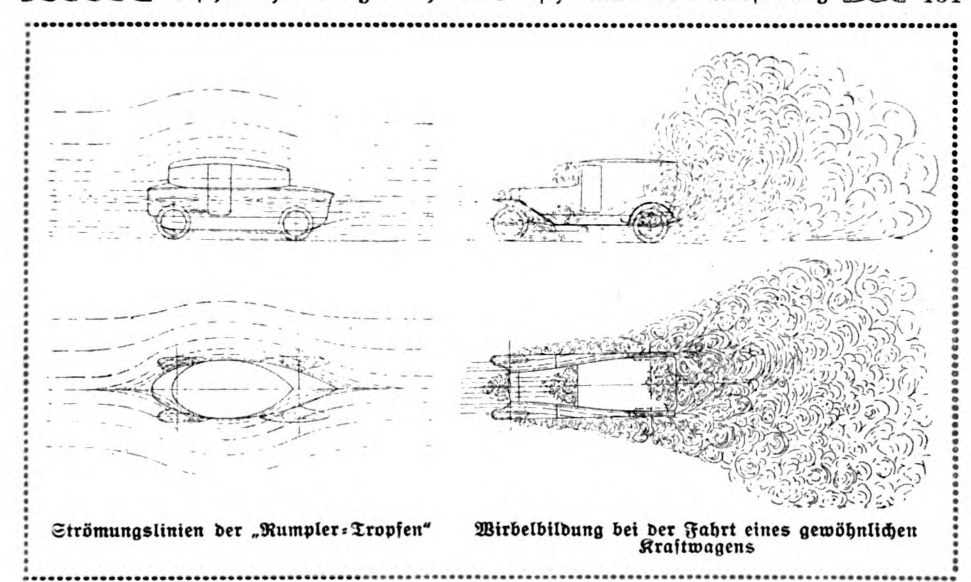
Andere Lösungen der gleichen Aufgabe des motorbetriebenen Fahrrades sind die Einbaumotoren, bei denen besonders leicht gebaute Benzinmotoren im Rahmen, unter dem Tretkurbellager, über dem Vorderrad oder hinter dem Sattel befestigt werden. Solche eigentliche Fahrradhilfsmotoren dürfen nur sehr schwach sein, sonst leidet das Fahrrad unter den Motorerschütterungen zu stark. Eine besonders hübsche Anwendung haben diese Hilfsmotoren zum Antreiben von Invalidenfahrstühlen gefunden.

Die dritte Lösung endlich sind die Motorfahrräder, besonders stark gebaute Fahrräder mit fest eingebautem, schwachem und betriebsbilligem Motor. Ein hervorragender Vertreter dieser Fahrzeuge ist das Flottweg-Motorfahrrad, mit dem beispielsweise der Verfasser dieser Zeilen während des Unwetters im Herbst des vergangenen Jahres über das Fichtelgebirge und das Erzgebirge von München nach Großbothen bei Leipzig fuhr, wozu trotz 42 Pfund Gepäck nur 6 Liter Benzol und 0,6 Liter Öl verbraucht wurden. Der Motor der auch für Herren nur mit Damenradrahmen gelieferten Maschine ist allerdings ein kleines Wunderwerk für sich. Die Otto-Werke, die, wie schon ihr Name sagt, auf den deutschen Erfinder des Verpuffungsmotors zurückgehen, sind ein durch Versailles stillgelegtes Flugzeugwerk und haben ihre Flugmotorerfahrungen in den winzigen Fahrradmotor hineingebaut. Bei dem kleinen Maschinchen läuft alles auf Kugellagern, und das winzige Schwungrad kommt bei dem für die normale Straßenmaschine erreichbaren Höchsttempo von etwa 45 km in der Stunde auf die erstaunlich hohe Drehzahl von über 4000 Umdrehungen in der Minute, so daß die Zeitdauer für jede einzelne der treibenden Benzinexplosionen sich nach Hundertteilen von Sekunden bemißt.



Flottweg-Motorfahrrad der Ottowerke in München

Bei den Kraftwagen ist der ausschlaggebende Einfluß des deutschen Flugwesens noch viel deutlicher. Dies gilt zunächst einmal für die Motoren, deren Leistung und Wirtschaftlichkeit neuerdings in Deutschland außerordentlich hoch gesteigert worden ist. Es gilt jetzt das Schlagwort vom deutschen Übermotor, der darauf beruht, daß

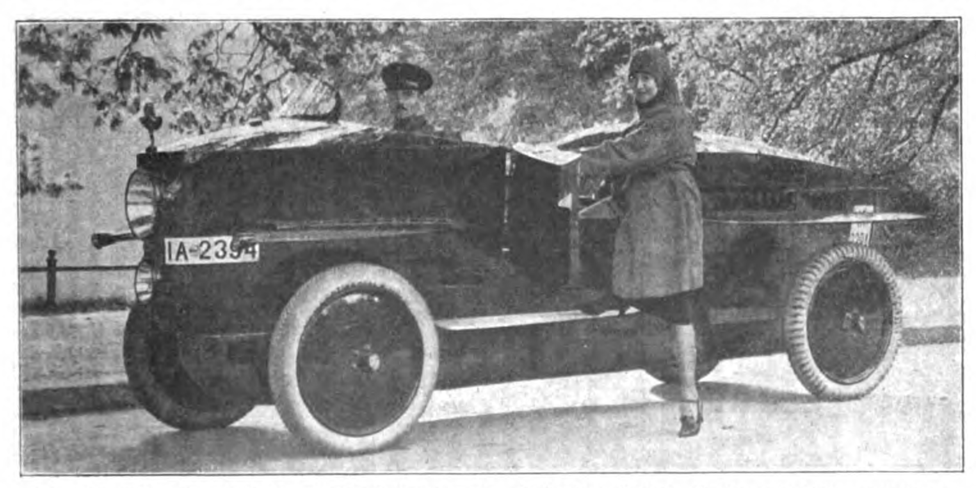


Strömungslinien der „Rumpler-Tropfen"

Wirbelbildung bei der Fahrt eines gewöhnlichen Kraftwagens

man die bisher mühsam gebändigte Wildheit der arbeitleistenden Explosion durch verschiedene technische Mittel (Benutzung neuer deutscher Kraftstoffe, z. B. Benzol und Reichskraftstoff, Anwendung höherer Verdichtungsgrade, Anwendung von Kolben und Zylindern aus Magnesium- und Aluminiumlegierungen, Einpressen größerer Gemischmengen durch besondere Einrichtungen beim „Mercedes-Geheimnis" usw.) gebändigt hat. Dieser Einfluß der deutschen Fliegerei auf den Kraftwagenbau wird augenfällig an der äußeren Form der Wagen. Ein gutes Beispiel hierfür ist der „kleine Grade"-Wagen, der windschnittige Linien in bisher unerreichter Schönheit und Zweckmäßigkeit erkennen läßt.

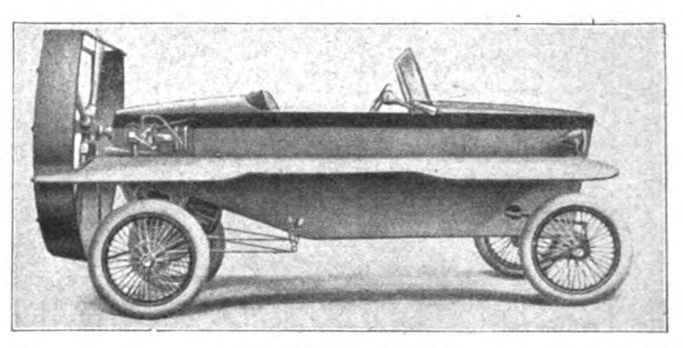
Bis zur Vollendung geführt, vielleicht schon etwas übertrieben, ist diese Formgebung bei dem „Rumpler-Tropfen", der neuen Kraftwagenkonstruktion des weltbekannten, deutschen Flugzeugbauers Dr.-Ing. Rumpler. Rumpler stellte fest, daß die Form eines fallenden Tropfens (mit der Rundseite nach vorn und der ausgezogenen Spitze nach hinten) den geringsten Luftwiderstand bietet, und konstruierte in diese Tropfenform hinein das für sein Empfinden „leider" nötige Fahrgestell mit Übermotor. Man begreift ohne weiteres, daß ein solches Fahrzeug die Luft fast widerstandslos durchschneidet, infolgedessen auch ungewöhnlich wenig Kraftstoffverbrauch aufweist und unvergleichlich viel weniger Staub aufwirbelt. Auch muß das durch unsere Flugzeuge geschulte Auge das Fahrzeug buchstäblich schön finden. Trotzdem bleibt, insbesondere für den Maschinen-



Der „Rumpler-Tropfen" als offener Tourenwagen. Aufnahme Eberth, Berlin, mit Trude Hesterberg

menschen, ein Unbehagen, das — abgesehen von der Neuartigkeit der ganzen Lösung — darauf beruht, daß die neuartige Form des Fahrzeuges dazu zwingt, den Motor weit entfernt vom vornsitzenden Führer im spitzen Schwanz des Fahrzeuges unterzubringen.

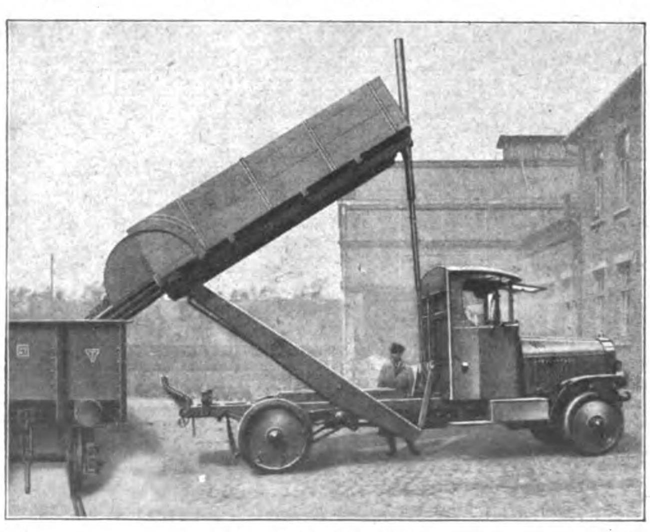
Es seien zwei weitere ungewohnte und stark vom Flugwesen befruchtete Kraftwagenformen kurz geschildert. Die eine ist der Rivo-Luftschrauben-Kraftwagen, bei dem der windschnittig gebaute Wagenkörper auf vier einzeln abgefederten Rollrädern läuft, während die Fortbewegung durch eine hintere, ein wenig nach oben zu gerichtete, große Luftschraube erfolgt. Die andere ganz neuartige Wagenform ist das in unserer Abbildung veranschaulichte Atlantic-Einspurauto. Diese Erfindung des bekannten Rekordfliegers Böhm ist eigentlich nur ein sehr starkes Motorrad, das mit einer leichten Karosserie und zwei pneubereiften, seitlichen Stützrädern ausgerüstet ist.



Rivo-Luftschraubenauto

Auch bei denjenigen Kraftfahrzeugen, die auf so umstürzlerische Beschaffenheit, wie die eben beschriebenen, keinen Wert legen, macht sich der Einfluß des Flugwesens in merkwürdiger Zusammenstellung mit dem des Motorbootwesens stark geltend, und zwar gleicherweise in Formgebung und Materialwahl. Edle Holzsorten mit durchsichtiger Lackierung, wie sie im Bootsbau üblich sind, Wagenaufbauten von ausgesprochener Bootsform, Schwimmlinien an der Wagenkarosserie — anderseits Herstellung von Wagenaufbauten aus leichtestem Material, wie Sperrholz —, besonders windschnittige Formen usw. sind die äußeren Kennzeichen des neuesten deutschen Karosseriebaues. Das in der Ausstellung gezeigte Doppelphaeton von Zschau in Leipzig besitzt graublaue Grundfarbe mit lebhaft rot abgesetzten Schwimmlinien. Die Form des Wagenkastens nähert sich weitgehend der eines Motorbootes. Die ganze Linienführung, insbesondere auch der Schutzbleche, zeigt Windschnittigkeit. Bemerkenswert hübsch ist die Anordnung eines zweiten hochliegenden Trittbretts, durch das gleichzeitig bessere Windschnittigkeit und reichlich Raum für Koffer und Zubehör gewonnen wird.

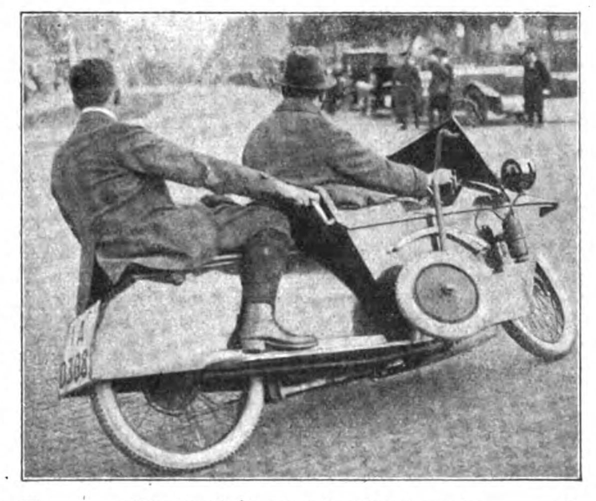
Ähnlich gewaltige Fortschritte auf ganz neuen Wegen, wie der Bau von Krafträdern und Personenkraftwagen, zeigt der deutsche Nutzkraftwagenbau. Aus der Fülle der vorliegenden Neuerungen seien nur zwei hervorgehoben, der Motorkipper von Krupp und die Motorfeuerwehrleiter von Magirus. Der Motorkipper von Krupp ist ein schwerer Motorkraftwagen, der durch eine ebenso einfache wie geniale Vorrichtung seine ganze (beispielsweise mit Briketts oder Zuckerrüben oder Kartoffeln gefüllte) Ladebühne durch eigene Kraft viele Meter hoch in die Luft steigen läßt, worauf die ganze Ladung unter Kippen des Ladekastens zur einen Schmalseite sich ergießt — sei es auf eine Vorratshalde, sei es in einen Lastkahn, einen Dampfer oder einen Eisenbahnwagen. Der Kipper ist nicht nur in all seinen Einzelheiten ein Wunderwerk deutscher Erfindungsgabe und Arbeit — er ist auch ein sprechendes Beispiel dafür, wie rasch und erfolgreich die deutsche Rüstungsindustrie an die



Motorkipper von Krupp

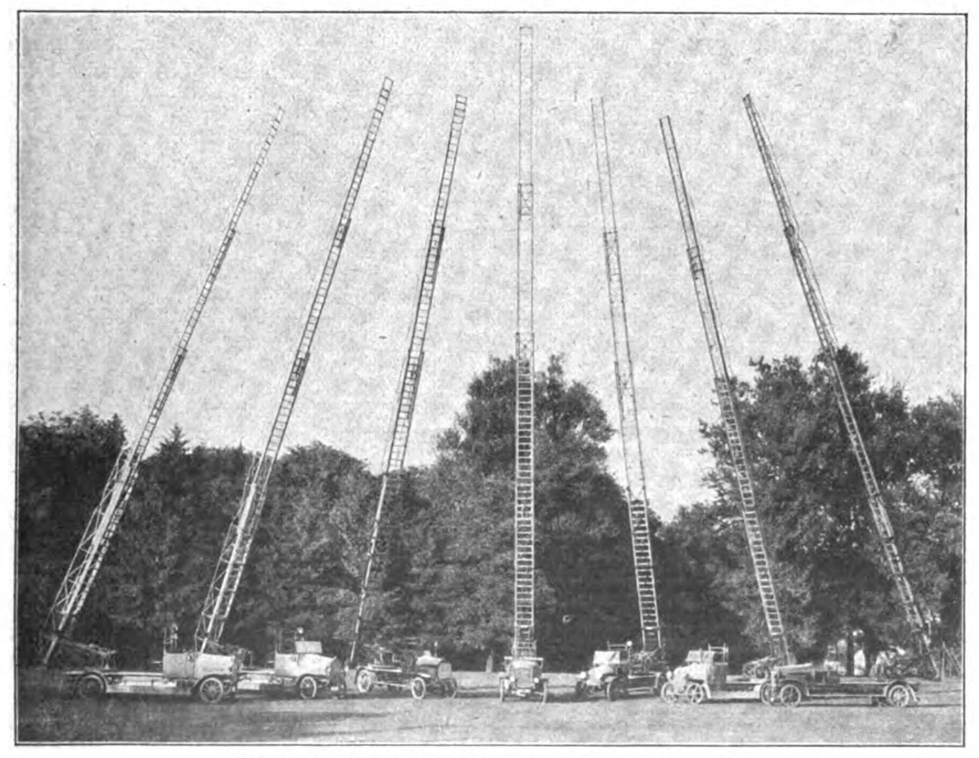
Friedensarbeit gegangen ist.

Liegt das Imponierende beim Arbeiten des Kruppkippers in der spielenden Leichtigkeit, mit der ungeheure Lasten geschwind hantiert werden, so gibt das Arbeiten der Magirus-Motorfeuerleiter einen nicht weniger fesselnden Eindruck von der Beherrschung des Raumes durch Motorkraft. Aus dem verhältnismäßig kleinen Fahrzeug wächst mit unglaublicher Geschwindigkeit pilzgleich eine Leiter von ungeheurer Länge schwindelnd in den Himmel hinauf. Gleichzeitig beginnt sie, sich ruhig und sicher nach einer Seite zu senken. Mit vollkommener Ruhe schwenkt das Ungetüm dann, dem Hebeldruck des Führers gehorchend, im Halbkreis herum, um auf einen weiteren Hebeldruck in sich selbst sich zurückzuziehen. Wer einmal im Herbst nur mit einer langen Obstleiter sich abmühte, wird die fabelhafte Beherrschung dieser Himmelsleiter durch den Motor einzuschätzen wissen und ahnen können, wieviel Rechnen, Denken und Probieren dazu gehört hat, ein solches Wunderwerk der Technik zur Wirklichkeit werden zu lassen.



Atlantic-Einspurauto der Mauserwerke

So sehen wir an diesen wenigen Beispielen, von wie unbeirrbarer und durch kein Unglück zu hemmender Lebenskraft der Arbeitswille deutscher Köpfe und deutscher Hände ist. In dieser Tatsache ist die unerschütterliche Hoffnung der besten Freunde unseres Volkes begründet, daß unsere Kinder bessere Zeiten sehen werden, als wir sie durchleben müssen.

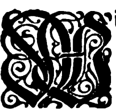


Parade von Motorfeuerleitern der Magiruswerke in Ulm

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Wilhelm Schmidtbonn: Uferleute, rheinische Geschichten (Berlin, Egon Fleischel & Co.) — Georg Hermann: Schnee (Ebenda) — Emil Lucka: Fredegund (Wien, Rikola Verlag) — Kleinstadtgeschichten. Eingeleitet von Dr. Rudolf Krauß (Stuttgart, Strecker & Schröder) — Ludwig Sternaux: Schattenspiel um Goethe (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing — Nietzsche und Strindberg in ihrem Briefwechsel (München, Georg Müller) — Eine neue Heine-Ausgabe (Leipzig, Hesse & Becker)



Wilhelm Schmidtbonns Frühwerke, die Novellenbücher Uferleute (1903) und Raben (1904) waren seit längerer Zeit vergriffen. Jetzt hat der rheinische Dichter eine keineswegs fürchterliche Musterung gehalten, hat die schwächeren Erzählungen aus dem erstgenannten Buch gemerzt, dafür die besseren aus den Raben eingefügt und gibt das Ganze in einem stattlichen Bande Uferleute heraus. So sind auch die Raben Uferleute geworden. Indessen: wie innig das Denken und Fühlen Schmidtbonns mit seinem Heimatstrome verschwistert ist, geht daraus hervor, daß auch die Erzählungen aus den Raben rheinische Geschichten sind, alle Menschen, von denen er erzählt, haben Beziehungen zu dem herrlichen Strom, der unsere Liebe und unsere Sorge ist, stehen in seinem Banne, Männlein und Weiblein, Schiffer, Stromvagabunden, Musikanten, Schmiede, Bauern, Kleinbürger. Da sitzt ein altes Mütterchen auf der Landebrücke und sieht unverwandt mit stillem Augenleuchten nach der Stromecke bei den Pappeln, wo das Glücksschiff herumbiegen muß, an dessen Bord die Mutter Gottes selber, in einfachem, blauem Kleide, fahren wird, da ziehen die sieben Musikantenbrüder mit ihren goldenen, in der Sonne blitzenden Instrumenten am Ufer hin, die überall Freude hintragen, etwas von ihrer Sorglosigkeit, ihrer Freiheit, ihrer überlegenen Verachtung der körperlichen Arbeit in den summenden Fleiß der Rheindörfer bringen, und der weißbärtige Kapellmeister setzt, als ihm Freund Klapperbein naht, noch einmal die Trompete an den Mund und läßt ein letztes lustiges Lied über den Strom klingen. Da ist der Schiffer mit seinem alten Schleppkahn so seelisch verwachsen, wie mit seinem besten Jugendfreund. Selbst einen Siebenzigjährigen, der seine Ruhe finden soll in dem Pfründnerhaus am Strom, treibt dieser Strom wieder fort von dem sicheren Ruheplätzchen: „Herrgott, diese zwei Welten! Der Strom, der wandernde, der schaffende, der ewig sich verändernde, und dieses stille Haus, das abgelegene, schlafende.“ Nein, der Alte will lieber mit seinem Strom wandern. Lange genug hat er hier den Kopf immer mit den ziehenden Schiffen gedreht, bis sie kleiner wurden und hinter dem Weidenstrich verschwanden, jetzt macht er sich auf, geht zum Ufer hinab und schreitet mit den Wellen des Stromes, dem Meer zu, der Ferne, dem Unbekannten, „der merkwürdigen Art von Glück, die da für ihn zu finden sein mochte“.

Die Geschichten — es sind ihrer achtzehn — haben alle etwas Skizzenhaftes, ihre Horizontlinien reichen nicht weit, sie enden an dem Uferstrich drüben, aber mit Liebe und kräftiger Anschaulichkeit sind diese Rheinleute geschildert, mit einer gewissen Schlichtheit und Selbständigkeit, die an Klara Viebig erinnert; auch im Genrehaften spürt man noch immer die Hand des Dichters. Schmidtbonn ist heute weiter, steht höher. Wanderte doch inzwischen sein Heimatstrom fast zwanzig Jahre dahin, und wie dem Mütterlein jenes Schiff, das nicht anlegt, ist dem Dichter manche Hoffnung, manches Glück an der Landungsbrücke vorübergezogen. Tief hat, wie wir kürzlich in seiner Erzählung „Die Flucht zu den Hilflosen“ sahen (und hier feststellten), das Leben ihn verwundet, ein fast timonischer Lebensüberdruß und Menschenhaß sprach erschütternd aus jenem Buch. Aber inzwischen ließ sein Drama „Die Schauspieler“ erkennen, daß er diese Stimmung zu überwinden vermag. Vielleicht war das Leid nötig, ihn zu vertiefen. Und wir dürfen hoffen, daß dieser liebenswerte Dichter auf dem Rücken seines Heimatstroms noch aufs hohe Meer hinausgelangt, wir werden dann als Uferleute ihm zuwinken und seinen Wimpel grüßen.

Einen so frohen Wandergruß bringt man beim besten Willen dem Doktor Herzfeld im Schnee und seinem Verfasser Georg Hermann (abgekürzt könnte man sagen Dr. Hermann Herzfeld) gegenüber nicht auf. Ja, wenn er noch die dichterischen Wesenszüge, die ihn in Jettchen Gebert und Henriette Jacobi auszeichneten, jene heimliche Wärme und Liebe, jenen leisen Hauch Fontaneschen Geistes, den feinen Humor des Resignierens hervorkehrte! Aber Spuren dieses Geistes findet man eigentlich erst im letzten Drittel des 350 Seiten starken Romans. Romans? Nein. So wenig wie die „Nacht des Dr. Herzfeld“, von dem Schnee im Grunde der zweite Teil ist. Es sind die aufgezeichneten Stimmungen eines Sonderlings, die Selbstgespräche und Betrachtungen eines überkultivierten Ästheten, der sich eine Weile in



Hessische Mädchengruppe — Gemälde von Prof. Richard Hoelscher

seiner mit reichen Sammlungen von Chinaporzellan, Bronzen, Bildern, japanischen Lackdosen und kostbar gebundenen Büchern ausgestatteten Wohnung in Berlin W.W. langweilt und ärgert, bis er den Entschluß faßt, nach München zu reisen. Dort wohnt eine junge Frau, die er einst geliebt und noch nicht vergessen hat. Vielleicht daß dort noch ein ungeahntes Glück des müden Fünfzigjährigen harrt. Aber auch das ist eine Enttäuschung, die Erwartung des ersten Kindes hat die junge Frau, das „Rehchen", fester als je an ihren Mann gekettet, so sucht der Lebensmüde und findet den stillen weißen Tod oben in den Bergen. In einer wundervollen Sternennacht; sie labt dem Schönheitsdurstigen noch einmal die Seele, deren Bewegungen eigentlich die einzigen Vorgänge des „Romans" sind. Am feinsten tönen diese Schwingungen, wenn ihnen von Kunst- und Literatureindrücken her die Stimmgabel summt. So wird von diesem Doktor Herzfeld, als er einen Vers Goethes für sich still wiederholt, launig gesagt: „Er hatte von je die Eigenheit, sich in eine Verszeile verbeißen zu können. Er hielt sie dann zwischen den Zähnen, wie eine Bulldogge, die einmal zugebissen hat und die sich eher totschlagen läßt, als daß sie das Maul öffnet." Vor Goyas Truthahn in der Pinakothek spricht er entzückt von einer „jubilierenden Schönheit, solch einer Verklärung und Überhöhung des Daseins, daß uns sogar die Fleischtöne am Hals und an der Brust eines Tierkadavers, einer elenden gerupften Pute einfach rasend vor Entzücken machen können". Ein treffendes, aber einseitiges Urteil bekundet Dr. Herzfeld, wenn er vor seinen Bücherschränken steht und seine Lieblinge betrachtet; er tadelt an Emerson „dies beweislose (?) Aneinanderreihen aufdämmernder Gedanken". Ei, was soll man da von den Aufzeichnungen des Dr. Herzfeld sagen? Er hört in Heinrich von Kleists Dichtungen „den Schritt preußischer Grenadiere, schneidende Kommandorufe", demnach scheint Dr. Herzfeld doch den ganzen Kleist nicht gelesen zu haben. Allerdings geht seine Abneigung, ja sein Haß gegen alles, was nur von ferne an Militär und Krieg streift, ungewöhnlich weit. Hier wird der eiskalte Snob, der er im ersten Teil des Buches bleibt, der selbstsüchtige Geschmäckler plötzlich so geschmacklos und geradezu roh, daß jeder normal Empfindende, mag er selbst Friedensfreund sein, die Hände über dem Kopf zusammenschlägt. Es ist nichts dagegen einzuwenden, wenn Hermann Herzfeld sich zum Pazifismus bekennt, seine politische Stellung kümmert uns nicht, wennschon heutzutage nichts billiger scheint, als den Segen des ewigen Friedens zu künden. Aber es grenzt doch schon an das Reich der Zwangsvorstellungen, wenn Hermann von den im Kriege anders Denkenden schreibt: „Ja, sie verlangten noch als Zugabe, daß man die City der ‚Festung London' ausgiebig mit Bomben überirdischer Sprengwirkung, die die geniale Überlegenheit deutschen Gelehrtenfleißes dartat, belegte, und sie waren erst beruhigt (!), wenn man dabei stundenweit leuchtende Brände festgestellt hatte." Kein Menschlicher wird von den grausamen Mitteln des Krieges erbaut sein, aber ist es humaner, ein ganzes Kulturvolk mit dem Strick des Hungertodes erdrosseln zu wollen? Oder hat das England nicht die ganzen Kriegsjahre hindurch erstrebt? Heiter stimmt es, wenn Hermann seinen beißenden Spott über die deutschen Siegesnachrichten in den ersten Jahren ausgießt. „Da stand es in dicker Schrift: ‚Wir hatten wieder großartig gesiegt.' Also nach seiner Meinung hätten wir diese Siege verschweigen und lieber in ein großes Wehgeschrei ausbrechen sollen über die Schläge, die wir den ganzen Krieg hindurch erhalten haben? Aber es hat keinen Zweck, sich heute noch darüber aufzuregen, wir haben jetzt wirklich Wichtigeres zu tun. Zufällig hörte ich von einem Herrn, der Georg Hermann innerlich nahe steht, der selber keinen Hehl aus seinem Pazifismus machte: Die Begründung dieser Tendenz durch Dr. Herzfeld „sei reichlich flach und hergebracht". So ist es. Das was im Schnee über diese Fragen geäußert wird, kann jeder Durchschnitts-Leitartikler auch, von Georg Hermann verlangen wir mehr, er ist zu schade dazu; wir würden ihm auch in seinen einseitigsten Ansichten gern zuhören, wenn er sie auf ein höheres Gesichtsfeld gehoben hätte. Aber dies hemmungslose Schimpfen eines genießerisch in seine Sammlungen und in sein Wohlleben verliebten Ästheten läßt zu deutlich erkennen, daß seine Wut dem Egoismus eines in seiner luxuriösen Behaglichkeit Gestörten und Verstörten entspringt.

Und doch: wie gern schlendert man mit Dr. Hermann Herzfeld durch die Straßen und Kunstsammlungen Münchens, betrachtet mit ihm Bilder oder hört lachend seinem Plaudern zu, wenn er etwa auf einen Typ der Isarstadt weist: „Der Herr Dukta, etwas weniger schwammig als früher, wankt (einsam aus später Kneipe kommend) leise vor sich hinsingend daher, mit verknautschtem, offenem Havelock und Stock mit dem Hirschhorngriff in der Patsche; mit Eberzähnen an der Uhrkette, die über dem Bäuchlein klappern, mit Liegekragen und feistem Hals, mit Hirschgrandeln in der Krawatte und mit dem Rasierpinsel, der zum Trocknen hinten auf den Filz gesteckt ist . . ." Kostbar ist eine schlaflose Nacht im Hotel (impressionistisch) geschildert, die Träume von „Rehchen" und die Begegnung mit ihm. Wie denn überhaupt das letzte Drittel des Romans das wertvollste ist. Der Dichter hat sich da einigermaßen von seiner Galle befreit, was nach so kräftigem Spucken nicht wunderlich ist, sein Atem geht ruhiger, sein Auge blickt heller, und wir dürfen hoffen, daß sein nächstes Werk von den ätzenden Säuren, die

noch eine Nachwirkung der Kriegspsychose sind, befreit, ihm und uns wieder reinere Freuden gewährt. Vor allem wollen wir Georg Hermann wünschen, daß das Blümlein Humor, das diesmal nur schüchtern, wie eine an Dürre leidende Herbstaster, zwischen Disteln und Brennesseln aufschaut, in seinem Garten, wo es so gutbereiteten Boden hat, im nächsten Sommer als hohe und lachende Sonnenblume im Lichte steht. „Reizender schaue freundlich der blaue Äther herein!"

Ist Georg Hermann auch in diesem Buch auf jeder Seite in seiner Eigenart zu erkennen, so daß ein herausgerissenes Blatt mit Sicherheit auf ihn raten ließe, so hat sich Emil Lucka in seinem Roman Fredegund historisch vermummt und verkappt, wie übrigens des öfteren schon, und schaltet scheinbar persönliches Erleben gänzlich aus. Aber ein Poet gibt auch unter der Maske immer noch Persönliches, und was man so den Geist der Zeiten heißt, das ist auch hier des Dichters eigner Geist, in dem die Zeiten sich bespiegeln. (Zwei Faustzitate kurz hintereinander! Dafür soll auch in den nächsten vier Monaten kein weiteres folgen.) Der Roman erzählt die etwas wüste Geschichte von der fränkischen Königin Fredegund, der Gemahlin des Königs Chilperich von Neustrien, die ursprünglich sein Kebsweib und von niederer Abkunft war. Der König verstößt sie (567), um sich mit der sehr reichen westgotischen Königstochter Galswinth zu vermählen. Die unheimliche Dämonie der rothaarigen Fredegund, die freilich berückend genug gewesen sein muß, weiß aber den König wieder in ihren Bann zu zwingen. Er erneuert sein früheres Verhältnis zu ihr, und als Galswinth, darüber empört, heimkehren will, wird sie erdrosselt, und der König vermählt sich abermals mit Fredegund. Es folgt nun — leider auch im Roman — ein reichliches Gemetzel auf Fredegunds Anstiften, die schonungslos und grausam mit allen ihren Feinden Abrechnung hält. Zunächst läßt sie Sigibert ermorden, dann zwei Söhne ihres Gatten aus seiner früheren Ehe, um ihrem eigenen Sohn die Herrschaft zu sichern. Nun tritt auch ihr Gemahl, der König selbst, in die Reihe dieses Totentanzes; Fredegund schiebt die Schuld an seiner Ermordung auf andere, aber man hält sie für die Anstifterin, da sie ihm wiederholt die Treue gebrochen hat. Sie setzt es durch, daß in der Regierung des Reichs ihr eigener, erst vier Monate alter Sohn Chlothar II. folgt, nachdem Fredegund dessen Echtheit mit 300 Eideshelfern beschworen hat, und für den sie selbst später die Vormundschaft übernahm. Das Ende dieser Teufelin in verführerischer Frauengestalt, der Heldin im blutigsten Chronikkapitel des Frankenreichs, wird nicht mehr erzählt, sehr geschickt biegt die Erzählung vorher ab auf den Schicksalspfad des eigentlichen Erzählers, des Kämmerers Eberulf, der die meisten Schändlichkeiten im Dienst der Verführerin, die er wahnsinnig liebt, vollbracht oder doch in die Wege geleitet hat.

Viel Blutgeruch, viel geschlechtliche Gier dampft bei einem solchen Stoff naturgemäß auf und liegt wie eine schwüle Wolke über den Zeilen. Der Verfasser der „Drei Stufen der Erotik" ist hier zu einer vierten, mit Mord verschwisterten, hinabgestiegen, und es läßt sich nicht verschweigen: zuletzt wird es dem Leser etwas viel Gemetzel, ein zu großes Schlachtfest. Aber kann, nach einem Hebbelschen Worte, der Stoff nicht immer gesittet, so kann doch der Dichter immer sittlich sein. Das ist hier der Fall. Ja, mir scheint sogar, als habe Lucka seinen Abscheu vor der Machtgier, Goldgier und Blutgier der Herrschenden in der Erzählung als verschleierte Tendenz ausdrücken wollen. Nicht so tief scheint der Abscheu gegen die Weibergier zu gehen; das ist nicht verwunderlich, offenbar war es ein artistischer Anreiz für den Dichter: in der Gestalt der Fredegund die übermenschliche Dämonie des Sinnenreizes, der leidenschaftlichen Begierden zu verkörpern; zu diesem Zweck ist die Einführung des Eberulf als Erzähler des Ganzen sehr geeignet, in seiner Ichzählung, in seinen offenen Bekenntnissen sehen wir die unentrinnbare Macht dieser dämonischen Natur in Greifnähe vor uns, und so wird auch die historische Kette von Greueltaten, die sich an den Namen Fredegund knüpft, dichterisch-psychologisch erklärt. Wir können den Vorgang des schöpferischen Gestaltens hier deutlich verfolgen, den doppelten Prozeß: wie der gemeine Stoff sich zuerst in eine Idee auflöst und dann die Idee sich wieder zur Gestalt verdichtet. (Bei geschichtlichen Stoffen ist die Beobachtung dieses Prozesses besonders fesselnd, weil deutlich.) Lucka läßt die Fredegund einem wilden Sumpfland entstammen, wo Schweine gemästet werden und die Menschen selbst ihnen ähnlich sind. Als leuchtende, berückende Sumpfblume von geheimnisvoller Schönheit und nie gesehener Farbenglut in ihrem roten Haar wächst sie aus diesem Boden hervor (ihre Mutter hat niemand gekannt) und wie der süßgiftige Duft einer Sumpfblüte betäubt und verwirrt sie die Sinne der Menschen.

Der seltsame Stoff hat Lucka zu einer besonderen Orchestration der epischen Instrumente veranlaßt; sagenhaft, wie mit einer Szene aus der Odyssee beginnt die Erzählung, schon wenige Seiten weiter glauben wir bei Schilderung der badenden Fredegund ein leuchtendes Märchen zu lesen, von dramatischer Wucht und Schlagkraft ist die Gegenüberstellung der Ingoberga mit Fredegund und ihr geistiger Ringkampf, dann wieder blinkt und schimmert es aus den Goldmassen der königlichen Schatzkammer um Fredegunds nackte Schönheit wie in einer farbigen Ballade. Überhaupt ist die Schilderung der dämonischen Macht dieser Zauberin das Feinste in dem Buch, ein unbestimmter Opalglanz umzittert sie, nur kräf-

tiger im Farbenton, geheimnisvolle Naturkräfte scheinen von ihr auszuströmen, ja sie ist selber wohl ein böser aber schöner Naturgeist, heimisch im Wasser und lockend wie eine Undine, aber auch ein rätselvoller Elementargeist ländlicher Fruchtbarkeit, so heißt es einmal: „Fredegund stand in den Ähren, eingewurzelt dem Feld, umflossen von Gräsern und wehendem Haar. Ein Baum war sie im Gefild, eine Eberesche, die ihre roten Früchte dem Morgenwind schenkt. Lange, lange stand sie ohne Regung. Windatem der Fluren wiegte ihren Leib. Ein Lerche flog singend her, saß auf ihrem Scheitel im Morgenlicht." Man sieht, mit wie wägender Kunst der Dichter den grauslichen Stoff gemeistert hat. Er hätte weniger ausführlich im Verfolg der Mordtaten sein dürfen, vielleicht wäre hier bei einer Neuauflage ein chirurgischer Eingriff zu empfehlen. Aber als Ganzes ist Fredegund ein kostbares Stück epischer Gestaltungskunst, das Emil Lucka auf der Höhe seines Könnens zeigt.

Zur Erholung von anstrengender Arbeit zog ich neulich das Sammelbändchen Kleinstadtgeschichten aus einem größeren Bücherpaket hervor, und obwohl ich einige Haupterzählungen darin schon kannte, las ich es doch von Anfang bis zu Ende in behaglicher Stimmung durch. Zunächst in dem Gefühl, das den abgearbeiteten Kulturmenschen so wohlig überschleicht, wenn er etwa am ersten Abend einer Erholungsreise in ein kleines Städtlein kommt und vor dem Abendbrot das Käseblättchen des Ortes in die Hand nimmt. Es gibt kein größeres Beruhigungsmittel als die Lokalberichte und Anzeigen eines solchen Blättchens vom Marktbericht bis zum entlaufenen Spitz. Aber dieses Ausruhen, diese geistige Windstille wurde in den „Kleinstadtgeschichten" doch überboten durch den starken Einschlag von Humor, der schon aus Hermann Kurz' Geschichte „Der Galgen sagt der Eichele," die den Kampf der beiden Nachbarstädte Beutelspach und Bopfingen im Mittelalter ergötzlich schildert, mehr aber noch aus Heinrich Zschokkes „Hans Dampf in allen Gassen" hervorleuchtete. Ich hatte diese von beißender Satire und überlegenem Humor strotzende kleine Erzählung des in der Schweiz heimisch gewordenen Magdeburgers, dem wir indirekt Kleists „Zerbrochenen Krug" verdanken, seit Jahrzehnten nicht gelesen und war ganz entzückt von diesem Hans Dampf. Wie geistreich ist schon die immer abwechselnde Kapiteleinteilung „Hans Dampf" und „In allen Gassen". Es folgt Gottfried Kellers „Kleider machen Leute", eine der lustigsten Geschichten seiner „Leute von Seldwyla". Nicht alle Erzählungen stehen auf gleicher Höhe, nur „Das Vermächtnis der Tante Susanne" von Isolde Kurz sei noch erwähnt, die Rache einer anfangs verachteten, später, als man bei ihr heimliche Schätze vermutet, von allen verhätschelten alten Jungfer an ihren lieben Mitbürgern. Isolde Kurz zeigt sich in dieser Humoreske (das Wort im besten Sinne gemeint) von einer ganz neuen Seite, hier ist ihre Phantasie nicht wie sonst so oft, von der Kunst genährt, sondern vom Leben mit seinen kleinwinkeligen Absonderlichkeiten und unerschöpflichen Narrheiten.

Ein sehr hübsches Büchlein ist das „Schattenspiel um Goethe", in dem Ludwig Sternaux eine Reihe poesie- und andachtvoll geschriebener Aufsätze vereint, die von den Reisen, den Lieblingsplätzen Goethes, von einem erweiterten Weimar erzählen. Eine reizende, bildliche Ausschmückung versetzt uns zu den Musen jener Zeit und erhöht den Wert des zierlichen Bändchens, das ich ein literarisches Andachtsbuch nennen möchte. Leider geht es mir so spät zu, daß mir eine eingehendere Würdigung, die es durchaus verdient, nicht mehr möglich ist.

Der Briefwechsel zwischen Nietzsche und Strindberg sei hier kurz angezeigt, obwohl ich selber der Herausgeber und der Verfasser des sich daranschließenden Vergleichs dieser beiden größten germanischen Geister um die Jahrhundertwende bin. Jahrzehntelanges Studium, persönliche Bekanntschaft mit Strindberg und mehrere Reisen „auf ihren Spuren" in Skandinavien wie in Italien haben mich instand gesetzt, dies Büchlein herzustellen, das geistigen Menschen schon durch den Briefwechsel etwas zu geben haben wird — er endigt mit zwei Schreiben des schon umnachteten Nietzsche und einer sehr seltsamen Antwort des erschütterten Strindberg auf den „Wahnsinnserlaß".

Eine neue Ausgabe von Heinrich Heines sämtlichen Werken erscheint soeben in der „Deutschen Klassiker-Bibliothek" bei Hesse & Becker. Sie ist bedeutend verbessert und erweitert gegen die frühere des gleichen Verlages. Als Herausgeber zeichnen Paul Beyer, Karl Quenzel und Karl Hanns Wegener. Sie haben das zwiespältige Werk des Dichters — soweit sich nach mehreren Kostproben beurteilen läßt, denn ganz durcharbeiten konnte ich die 12 Bände noch nicht — mit Verständnis geordnet, haben es mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, die auf den Ergebnissen der zum Teil in neuerer Zeit gerade aufschlußreichen Forschungen beruhen und das Ganze durch volkstümliche Darstellung auch dem Nichtliteraten zuträglich gemacht.

Im Glück. Von Frida Schanz

O Leben, das mich so hart erprobt,
Wie hört' ich dich heute lachen!
Wie ein finstrer Meister, der selten lobt,
Sprachst du vom Richtigmachen.

Und wenn ich eben sterben müßt',
Wär's wie in Festgeläute.
Wie eine Mutter, die selten küßt,
So küßtest du mich heute.

Illustrierte Rundschau

Wachspuppen von Ilse Goeller — Spiegel von F. Radspieler & Co. in München — Teepuppen von Toni Beielstein und Emmy v. Sichart — August Einspinners Kepler-Buch — Zu unsern Bildern

Dieses Dezemberheft ist das Weihnachtsheft. Es soll in die Zeit passen, wo es in unsern friedlichen Stuben nach Tannen und Pfefferkuchen duftet, und so beginnt es mit einem Märchenaufsatz, denn niemals sind wir wundergläubiger als in diesen heiligen Wochen und seligen Tagen. Auch diese illustrierte Rundschau bemüht sich, besonders

„Bimbo.“ Wachsplastik von Ilse Goeller, München

festlich und fröhlich auszusehen. Wie übermütig wird sie durch die drolligen Wachspüppchen von Ilse Goeller eröffnet! Die passen gleich unter das Gefolge der heiligen drei Könige, in deren langem Zug auch schwarze Gaukler nicht zu fehlen brauchen. Man sieht es diesen Arbeiten an, mit welcher Freude sie geschaffen sind, und ein uns vorliegender Brief der Künstlerin bestätigt uns, daß hinter diesen liebenswürdigen Werken ein frischer und herzhafter Mensch steckt. Wann Ilse Goeller geboren ist, verrät sie nicht; sie verspricht nur, uns von ihrem fünfzigsten Geburtstag Kenntnis zu geben. Aber ein Lausbub ist sie gewesen, und das mag noch gar nicht so lange her sein, obgleich sie sich jetzt mit einiger Genugtuung eine gesetzte junge Dame nennt. Eine gute kunstgeschichtliche Lehrerin in einem Lausanner Pensionat führte das fünfzehnjährige Mädel in die heiligen Bezirke der Kunst. Aber als die Liebhaberei in Beruf ausarten sollte, erhoben die Eltern Einspruch, und die junge Dame wurde beinah volljährig, bevor sie in künstlerische Schulung genommen wurde. Zum Modellieren kam sie erst noch später, während des Krieges, wo sich ihr das Atelier von Prof. Wadere auftat. Im Jahre 1915 entstand ihre erste Wachsplastik, das Mohrchen Habibi. Der kleine Kerl hatte Erfolg, so stark, daß die ganze Schule Wachsfigürchen zu kneten begann. Nach einer Unterbrechung ihrer Studien durch Schwesternarbeit in einem Münchner Laza-



„Habibi.“ Wachsplastik von Ilse Goeller, München



Springender Faun „Sitifax"
Wachsplastik von Ilse Goeller, München

rett kam Ilse Goeller ins Privatatelier von Professor Dasio. Dort entstand der Mohr Bimbo. Jetzt arbeitet sie bei dem Bildhauer Resch, einem jüngeren Künstler, wo sie den Vorteil einer stets bereiten technischen Beratung genießt. Sie bevorzugt auch jetzt noch das Modellieren in Wachs und hofft, daß sich grade der Frau hier ein reiches Gebiet erschlossen hat; denn man muß bei der Ausstaffierung dieser Püppchen auch die Nähnadel handhaben.

⌘ ⌘ ⌘

München ist nun mal der Vorort unsers deutschen Kunstgewerbes. Seit langen Jahren ist die Hofvergolderei von F. Radspieler & Co. (jetzt A. Lippert) hochangesehen, und die Spiegel, die wir aus dieser künstlerisch geleiteten Werkstatt zeigen, bekräftigen ihren alten Ruf. Sie verraten die Pflege einer gediegenen Überlieferung, die sich an alten Mustern zu selbständiger Meisterschaft gebildet hat.

⌘ ⌘ ⌘

Die liebenswürdige Mode der Teepuppen hat sich noch nicht erschöpft, und eine Künstlerin wie Toni Beielstein faßt die Aufgabe mit besonderem Zartgefühl an. Sie nimmt die Teepuppe ernst und hat deshalb die Überlegenheit, ihr jenen spielerischen Zug zu verleihen, den sie braucht, um als Kunstwerk lebendig zu wirken. Den Charakter ihrer Puppen arbeitet sie durch die Linie und zu zweit durch die Farbe heraus. Dagegen verschmäht die Künstlerin niedliche und „entzückende" Beigaben wie Schirme, Taschentücher, Fächer und Blumensträuße. Auch borgen sie sich keine Maskenreize aus dem Biedermeier oder Rokoko, sondern wollen Kinder unserer Zeit sein. Wie farbig die „Perlenfee" ist, kann man sich nach folgenden Angaben vorstellen. Frisur rostrot, Kleid weißgrün, Perlenschnüre giftgrün mit leuchtendroten Enden.

Am historischen Kostüm freut sich Emmy v. Sichart. Unter dem Namen Flirt hat sie im Gegensatz zu Toni Beielstein, deren Puppen Kinder der Gegenwart sein wollen, für das Wiener Kunstgewerbehaus „Lilli" eine Art Jettchen Gebert geschaffen. Ein lila und schwarz



Hof des Keplerhauses. (Vor der Renovierung)
Gemälde von Paul Scholz

Verlag, Graz). August Einspinner — so heißt der Verfasser — hat seinen Stoff mit einer Liebe erfaßt, wie sie wahrlich dem Liebhaber zukommt und beim Gelehrten leider selten wird, und so ist eine Schrift entstanden, die uns nicht nur einen großen Mann nahebringt, sondern die uns auch deshalb wert wird, weil wir einen warmherzigen Schriftsteller kennen lernen.

⌘ ⌘ ⌘

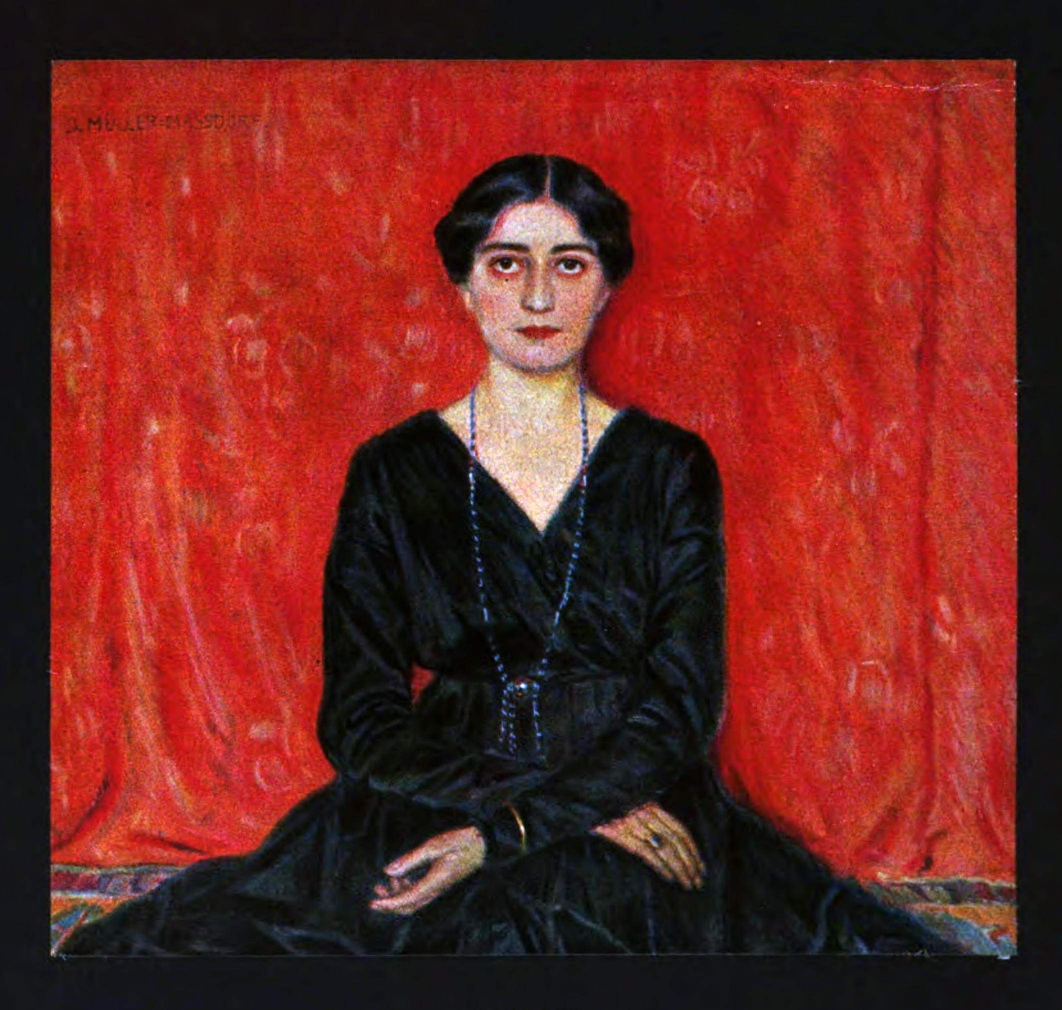
Der die heilige Geschichte mit liebenswürdigem Humor umspielende Scherenschnitt von Erika Woltereck-Pasing mag uns zu unsern Bildern führen. Der „Märchenbaum" von Maria Ressel gehört zu dem festlichen Einleitungsaufsatz dieses Heftes. Aber da sich in seinem Rahmen nicht die rechte Gelegenheit bot, etwas Näheres über die Künstlerin mitzuteilen, sei das hier nachgeholt. Maria Ressel ist 1877 als die Tochter eines Offiziers in Wien geboren, studierte u. a. bei Heinrich Leffler und an der Wiener Kunstgewerbeschule bei Prof. Karger, leitete dann selbst kurze Zeit eine Malschule in Wien und siedelte 1903 nach Rothenburg über. Ihren Aufenthalt dort unterbrachen zahlreiche Reisen, die sie u. a. nach Ägypten führten. Vor kurzem hat sie sich in München niedergelassen. Sie ist eine vielseitige Künstlerin: malt, zeichnet, radiert. Sie ist eine Romantikerin von überraschender Phantasie; ihre Stärke liegt auf den Gebieten des Porträts und der dekorativen Kunst. — Das Gemälde von Robert E. Stübner „Operette" (zw. S. 376 u. 377) lebt von dem starken Gegensatz der hellerleuchteten und bunten Bühne zu dem dunkeln Orchester und Parkett. Stübner, 1877 in Forst i. L. geboren und in Berlin tätig, ist zum erstenmal in diesen Heften vertreten; Leo Freiherr v. König ist unsern Lesern seit langem gut bekannt. Das Damenbildnis (zw. S. 384 u. 385) zeigt den Berliner Meister in seiner fesselnden und geistvollen Malweise und Auffassung. — Neben ihm vertritt C. v. Marr aufs glänzendste Münchner Bildniskunst (zw. S. 400 u. 401). — Ins Zillertal, wo sein Geschlecht zu Hause ist, führt uns Matthäus Schiestl mit seiner „Weihnacht" (zw. S. 392 u. 393), einem Bilde, das man nicht anders als innig bezeichnen kann. — Der Darmstädter Prof. Richard Hoelscher hat uns mit der „Hessischen Mädchengruppe" eine bezeichnende Probe seiner heimattreuen und kräftigen Kunst zu zeigen vergönnt. Hoelscher (geboren 1867) stammt aus Hessen, hat die Kasseler Akademie besucht und ist mit seinen besten Leistungen dem Hessenlande zu Dank verpflichtet. — Die beiden Plastiken von dem Münchner Prof. Hermann Hahn (zw. S. 368 u. 369) und dem Berliner Albert Hußmann (zw. S. 448 u. 449) ergänzen die reiche Folge der Kunstbeilagen als Schöpfungen eines gemäßigten Realismus, der bei Hahn sich in strenger, plastischer Form ausspricht, während er bei Hußmann ins Malerische übergreift.

Weihnachten
Scherenschnitt von Erika Woltereck-Pasing

Zum Schluß des Jahres ein kleines Schuldbekenntnis: im Dezemberheft 1920 brachten wir einen Aufsatz „Der göttliche Funke" und darin eine Scheinwerferaufnahme, die fälschlich der A. E. G. zugeschrieben wurde, während sie in Wahrheit aus den Siemens-Schuckertwerken in Nürnberg stammt. So. Nun ist unser Gewissen rein, und wir können den Lesern ein gutes, neues Jahr wünschen. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Bildnis
Gemälde von Julius Müller-Maßdorf



Die kleine Helma Habermann

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Kohlweißlings hatten Hochzeit gefeiert. Die ganzen Feldbreiten waren von dem taumelnden Geschmeiß überflattert. Ein beständiges weißes Wippen durcheilte die Luft. Wenn es sich niederließ, blühten oben auf Gras und Kraut die weißen Blumen. Windgeweht stäubte das Gesindel daher, flatternd, schwebend, schmachtend, in Schwärmen von dreißig, vierzig, fünfzig Hochzeitsgenossen. Es schwirrte haltlos an der Bergwand herab, ein kleinstes Wölkchen weißer Papierfetzen, die eine Hand entgleiten läßt. Man meinte die Schriftzüge des zerpflückten Liebesbriefes noch zu erkennen im matten Grauschwarz der Flügelzeichnung. Es spielte in der Sonne dicht über dem Wege in einem sachten, ausdrucksvollen Reigen. Und es sank nieder, matt und müde geworden, und saß in Haufen nippend und saugend an feuchter Erdstelle mitten im Wege.

Ein kleines Mädchen kam die Straße entlang, eine Achtjährige, die aber Augen hatte. Sie sah auf das Kleefeld, das weiße Blüten trieb, auf die zuckenden Flügel der Kohlweißlinge, die gierig saugend an den roten Kleeblumen hingen. Den in der Sonne Tanzenden sah sie zu, solange sie ihre feinen, spielerischen Linien schwammen. Als sie im feuchten Wege niedersaßen, kam sie mit einem Strauch daher und tötete sie.

Das Mädelchen war barfuß, im gegürtelten Röckchen und in Hemdärmeln. Ihr Haar war dunkelbraun und ein wenig kraus. Die Mutter hatte es in ganz dünne, abstehende, kurze, drahtharte Zöpfchen geflochten. Sie war ein Dingelchen von zartem Wuchs, das Gesicht ein wenig zu flach und der Mund sehr gerade eingesetzt ohne polstrige, kleine Schmeichellippen. Die Augen waren still wie ein Wasser und standen ein bißchen breit. Darunter steckte recht im Dreieck ein ausdrucksvolles Näschen. Und dieses wache Näschen über dem geraden Mund, und dieser gerade Mund über dem spitzen, spaßhaften Kinn bildete die Lebensecke in dem kleinen, stillen, erstaunten Gesicht. Die Ecke, in der es gelegentlich aufsprang bei etwelchem Geschehnis, das Eindruck auf die kleine Intelligenz gemacht hatte — wie jetzt bei der Tötung des Ungeziefers.

Die Eltern hießen Habermann und besaßen eine Bauernwirtschaft beschränkten Umfanges jenseits der Saale. Das kleine Mädchen war auf die Namen Helma, Marie, Christliebe getauft.

Die reiche Pate Christliebe indessen, nach der sie in ihren vier ersten Lebensjahren gerufen worden war, hatte sich schlecht aufgeführt, dadurch, daß sie starb, noch bevor die merklicheren Abgaben ihrer Patenschaft durch den Schulbeginn der kleinen Habermännin ihren Anfang genommen hatten. Darum war der Vater dazu übergegangen, sein Mädchen nach der anderen Pate Helma zu rufen, ein Verfahren, das bis zur Stunde keine über die Gepflogenheiten hinausgehende Ernte im Gefolge gehabt hatte. Der Name Marie lag noch brach.

Die Mutter der Kleinen war eine tapfere, füllige Frau mit irgendwelcher körperlich innerlichen Unstimmigkeit, die sie arbeitsmatt machte. Weil sie mehr ruhen mußte, als

ihrem Anwesen dienlich war, hatte sie ihre Kinder zeitig zum Fleiße angehalten. Außer ihrem kleinen Mädchen hatte sie noch zwei stramme Jungen von vierzehn und sechzehn Jahren. Der Vater der Kinder war ein langer Mann, kein untüchtiger Bauer, aber ein Wirtshausspringer.

Die Sonne biß das Kind. Der Schweiß perlte. Mit Armen und Händen wischte das Mädelchen und wehrte sich seiner. Dann sah es nach Wandel umher. Die Sonne stand inmitten der Himmelsspannung, und ihr war nicht zu entrinnen. Aber unten links neben dem Wege, wo die Saale durch die Wiesen zog, gab es Schattenstellen.

An den Beulen und Absätzchen der etwa haushohen Schräge kletterte das Kind wie eine Ziege hinab. Heiß und matt drückte es sich in den Schatten der Weidenbüsche neben dem kühlen Wasser. Die Bäckchen brannten. Ein leises Frostschütteln rann durch den Körper. Allmählich rutschte ein schwarzer Sack über den Kopf und schüttete den Schlaf aus.

Als die kleine Habermännin nach kurzer Rast erwachte, schmerzte ihr der Kopf, und die Beinchen waren gefährlich schwer. Aber das Kind kletterte wieder zurecht und kam heim.

Mit verdunsenen Augen stand es vor der Mutter und berichtete.

Die Frau saß im Rohrlehnstuhl und ruhte ein wenig. Ein großer, schwerer Tisch mit dicken, gedrehten Füßen stand seitlich in der Stube, wo die Sitzbänke waren. Dann gab es noch an der anderen Wand eine hölzerne Ruhebank, die sofaartig gebaut war und von einem strohgefüllten, locker aufliegenden Sitzpolster und Kopfpolster bedeckt wurde. Die Überzüge, auf dunklem Grunde blumig gemustert, waren ganz im Stil eines Sofabezuges.

Das kleine Mädchen richtete aus, daß die Frau, zu der es geschickt worden war, kommen werde. Am Montag früh werde sie zur Stelle sein.

„Wie siehst denn du aus?" fragte die Mutter das Kind. „Deine Kuckaugen sind doch ganz dicke. — Dir tut doch nicht epper dein Köpfel wiehe? — Was? — Sag's emal der Mutter, was du gemacht hast. — Oder hat dir eins was getan?"

Sie wollte am Nachmittag den Kurpfuscher aufsuchen. Es müdete alles in ihr mehr denn je. Und sie brauchte Kräfte für die Erntearbeit. Ihr Mann scharwerkte am Wagen und an den Kuhgeschirren, rückte alles zurecht und besserte aus. Die Jungen waren draußen im Futter, mähten die Wiese und schafften herein. Das kleine Mädchen erhielt den Auftrag, den Tisch in der Stube zu scheuern.

Die Mutter sagte: „Du bist en bissel matt, aber es wird schon giehe. Morgen ist Sonntig, da kannst du ausschlafe. Und wenn du noch an die Stube kimmst epper, da guckt aber die Mutter, wenn die häm kommt und die Stube ist reine." Sie tätschelte das Kind. Aber sie dachte nachher doch voller Unruhe an die fiebrigen Blicke, die ihr zugehört hatten.

Als die Mutter gegangen war, holte die kleine Helma ihr Scheuergerät, stellte es auf den Stuhl und kletterte dazu. Schließlich landete alles auf dem Tische, der Napf mit dem Wasser, der Sand und der Scheuerwisch und zuletzt auch die marode, kleine Habermännin, die mit zuklappenden Augen die geheißene Arbeit begann. Sie kniete auf dem Tisch und drückte mit beiden Fäustchen. Ließ sich, als die größere Hälfte der Scheuerarbeit geleistet war und Absturzgefahr drohte, auf das Bäuchlein nieder mit angelnden Beinen. Über den Tisch vor ihren Augen flogen ganze Scharen weißer Schmetterlinge. Richtete jedoch das Kind sich auf oder tappte mit seiner Hand nach den flatternden Sommervögeln, so waren sie verschwunden.

Ein Jungenskopf zeigte sich am Fenster, blond, mit breiten, dunklen Brauen und dichten Wimpern, die Augen grau, das Gesicht schmal. Er sah die angelnden Beinchen und kam in die Stube. Setzte sich mit seiner kleinen Freundin auf die Ofenbank, wo sie ihm erzählte von den sehr vielen Kohlweißlingen.

Der Knabe hörte aufmerksam zu. Er hieß Milius Stauch, war gut zwei Jahre älter als Helma Habermann und ging besser gekleidet als die Habermannskinder. Seine Eltern waren Besitzer einer großen Bauernwirtschaft. Der Vater, der ein heiterer, unternehmender Mann war, trieb ein wenig Holzhandel nebenher. Die Mutter lobte sich schöne Kleider. Es war vorgekommen, daß ihr Mann, der Rosamund Stauch, den auf Rechnung entnommenen Stoff unter Androhung des Nichtbezahlens dem Kaufmann wieder zugestellt hatte. Aber es hatte nur zur Folge gehabt, daß Amanda Stauch bei neuen Übertretungen sofort mit ihrem Raub die Schneiderin aufgesucht hatte.

„Kommst du itze raus?" fragte der Knabe.

„Die Stube . . ." antwortete das Kind im zögernden Tone.

„Die kann doch deine Mutter machen."

„Die will sich aber doch free."

Sie rutschte von der Bank, schob die paar Stühle polternd in die zweite Stubenhälfte und lag dann auf den Knien auf der Stuben-

diele. Machte sich mit Sand und Wasser und ihrem Strohwisch über das Stubenviertel her unter dem Tisch und der Fensterbank. Es rumpelte unter ihren kleinen, derben Fäusten. Wurde bald aber matter. Und hörte schließlich auf. Am Ende sackte die ganze, kleine Habermännin vorne über und lag nun wieder auf dem Bäuchlein wie zuvor, wo sie ihre Tischscheuerarbeit verrichtet hatte. Nur daß jetzt ihre Gedanken ausgeschaltet waren und an keine Freude für die Herzmutter und an keinen Kohlweißlingstanz mehr dachten.

Der Knabe rief sie an. Als ihm keine Antwort zuteil wurde, sprang er herzu. Er zog sie an ihren nackten Beinchen unter dem Tische hervor und drehte sie um.

Wie eine ausgestopfte Puppe, ohne eigene Bewegung, lag die kleine Habermännin da — die vordem den Namen Christliebe geführt hatte, jetzt ihrer Herzmutter auf den Namen Helma folgte, und in einer langen Staffel von tapfer durchmessenen Jahren ihrem Herzmanne eine Marie werden sollte — eine ganz Besondere — nur für diesen selben schnurrigsten Menschen Vorherbestimmte — ein Füllhorn sozusagen, aus dem die köstlichsten, ganz, ganz stillen Glücksstunden hervortroffen, ohne Pausen oder Zwischenräume von der einen zu der anderen — Glücksstunden auf samtenen Sohlen. — Die kleine Helma war bleich, ihre Augen waren geschlossen.

Milius lief aus der Stube und schaffte seine Eltern herbei. Rosamund hob das Kind empor und bettete es auf die Ruhebank. Allmählich stellten sich auch die Nachbarfrauen ein, klopften, rieben, begutachteten.

Am andern Morgen aber mußte doch der Arzt geholt werden. Die kleine Habermännin war sehr krank, und die Mutter litt schwer.

Es traf sich nun auch schlecht mit der Ernte. Die Arbeitskraft des Kindes fiel aus, und von der Arbeitskraft der Mutter wurde das Teilchen, das zur notdürftigsten Pflege der Kranken erforderlich war, noch abgenommen. Aber doch fanden die wasserstillen Augen des Kindes, die jetzt brannten und in fremde Lande schauten, immer einen Aufmerker an seinem Bette vor. Milius Stauch entwischte seinem Rosamund und seiner Amanda, so oft er konnte, saß bei der Spielgefährtin und achtete ihrer.

Als Helfer bei der Feldarbeit kam am Sonntag der Schlosserlehrling Ulrich aus Saalfeld herüber. Er tat nichts, keinen Handschlag, keinen Gang, ohne Geldlohn. Den ließ er aufsummen, bis er zu einem Leckerbissen ausreichte. Seine Leckerbissen waren Bücher. Er besaß die Schillerschen Werke und sparte auf den Goethe. Jeden Fetzen Papier griff er auf und las sein Gedrucktes ab. Ein Trieb war in ihm zu wachsen. Ein Fragezeichen steckte in seinem Hirn, das wissen wollte. Da ihm aber das Schicksal nicht die völlig gerade Kraftlinie verliehen hatte, war all sein Trieb und Treiben ein bißchen verbeult geraten. Der Junge war wie Niederholz ohne Stamm. Ebenso war sein Wuchs, kurz und breit. —

Eines Abends trat der Nachbar Miesel in die Stube, der sein Anwesen jenseits des Baches hatte. Er hatte keinen einzigen Freund im ganzen Dorfe; denn er stand in dem Rufe, daß er an Walpurgis, dem Teufel zu Gefallen, nackend in der Oberstube einherspringe mit seinem Weibe. Dieser und jener wollte es erlauert haben. Während der ganzen Nacht, so lang das Jahr auch war, im Sommer wie im Winter, brannte außerdem Licht im Mieselschen Hause. Mann und Frau fürchteten sich vor einem Besuch des Herrschers der Hölle. Trotzdem sie ihn dazu einluden gewissermaßen, mit ihren Zaubersprüchen, denen sie bindende Kraft zutrauten. Sie waren kinderlos.

Miesel sagte zum Habermann: „Ich komme wegen deiner Kleenen. Ich weßß was — daß sie balde wieder gesund wird.“

„Die schläft itze, die wullen mer nich stören.“

„Vielleicht schläft sie ganz ein. Man kann doch vürbeege.“

Die ehrliche Habermännin faltete ihre Mutterhände und sagte mit frommem Tonfall ihrer guten Bauernstimme: „Ich bete zu Gott dem Herrn, daß er mir beisteht in meiner Not. Das Kind ist mir schon ene Hilfe, das möchte ich nicht missen. Und mein Herze würde mir auch brechen, wenn ich das Herzel hergeben sollte.“

Sie luden den Besucher nicht zum Niedersitzen ein. Sie dachten an seine Eiche mitten im Felde, in die der Teufel, wie die Leute behaupteten, seine schwarzen Befehle und Bewilligungen niederlegte — — doch wohl durch das Spechtloch in der Eiche. Und als am andern Morgen ein wütendes Zimmermannshämmern am Habermannschen Hausgiebel begann, und die Hausfrau feststellte, daß ein Specht sein Nestloch oben im Giebel anzulegen trachte, da war es ihnen gleich teuflischer Todesbotschaft für das kranke Kind, eine Rachetat des Miesel, der vorenthaltenen Ehrung wegen. Und die Jungen mußten hinauf und den gefährlichen Vogel vertreiben.

War der Krankheitsstoff in der kleinen Habermännin nun erschöpft oder wollte es der Herrgott mit der Herzmutter, die eine seiner Ehrlichen auf dieser Erde war, nicht verderben, oder waren am Ende die teuflischen Künste des Dorfgenossen nur Hokuspokus und der Spechtbesuch nur eine Zufälligkeit — genug, das Kind genas. Wankte und wackelte zwischen Stuhl und Tisch einher, saß auf der Bank mit kleinen, flatternden Gedankenzügen. Und erlebte sonderbare Dinge; denn eines Tages öffnete sich die Tür und ein Engelchen trat herein. Faßte das Kind bei beiden Händchen und spielte mit ihm. Die Mutter aber, die die kleine Helma in tiefem Schlafe vorfand, behauptete, daß das Herzel nur geträumt habe.

Bald danach begann das genesende Kind nach seiner Puppe zu fragen.

Da konnte leider die Mutter keine erfreuende Antwort geben. Denn die Puppe war zerschlagen worden von den Kindern der Mütter, die auf Krankenbesuch hergekommen waren. Und die Reststücke waren abhanden gekommen. Die Herzmutter drehte zwar ein Püppchen aus einem Flicken Zeug. Aber es geriet nicht recht. Es wurde kein Kind. Es gab keine Antwort, wenn Helma fragte. Und Geld ausgeben für ein neues Puppenkind konnte die Mutter jetzt nicht. Die Krankheit ihres kleinen Mädchens hatte allzuviel gekostet.

Wenn die Eltern und die Jungen auf dem Felde waren, wurde die kleine Helma eingeschlossen, und ihre Schulbücher wurden ihr als Unterhaltung auf den Tisch gelegt. Aber sie sah ihre Bücher ohne Liebe an. Der Lernkopf war noch nicht aufgewacht. Dagegen wollte der Spielkopf seine Nahrung haben. Das Engelchen in dem Kinde war wach und verlangte nach einer ganz bunten, großen Himmelswiese zum Blicketaumeln und nach einer ganz großen Himmelssonne mit gelben, blauen, rosenfarbenen, fließenden Seidenbändern statt der Sonnenstrahlen und nach einer Kompagnie oder einem Bataillon von Puppenkindern, nach einer richtig gegliederten, ganz großen Masse.

Zwei Tage später rutschte das Bauernkind von der Ofenbank, klinkte an der Tür zum Nebenraum, suchte ein Stück Holz und ein großes, scharfes Küchenmesser und begann zu schnitzen. Schnitt und spänte wie besessen mit gekraustem Näschen und schief gezogener Mundlinie. Schnitzte eine Puppe mit kinderfaustgroßem Kopf und steif herunterlaufenden Armen und Beinen. Mit richtigen Händen an den Armen und richtigen Füßen an den Beinsteilen. Vertraute sich nur der Herzmutter an und schnitzte mit deren Beihilfe auch eine Art Gesicht mit einem kleinen Zacken, der das Näschen vorstellen mußte, einem Querschnitt als Mund und zwei Punktvertiefungen als Augenbezeichnungen. Zum Schluß holte die Mutter ein Stückchen Lammfell und nagelte dem neuen Kinde seinen Haarwuchs auf. Danach griff die Hilfe des Milius Stauch ein. Das Holzkind wurde zersägt und mit Gelenken versehen, kleinen, dazwischen genagelten Lederflicken oben an den Armen und an den Beinen. Und während der Junge noch schabte und feilte und die Haut glättete, nähte das Mädelchen der Puppe ein Gewand, ein Hemdchen von einem aufgestöberten Leinwandflicken und ein Kittelchen aus einem heimlich herausgeschnittenen Fetzen des Großmutterkleides, das zuhinterst im Schranke hing. Zu guter Letzt strickte die kleine Habermännin ihrem Kinde Strümpfe. Sie zog die Nadeln aus dem Strickzeug der Mutter hervor, räufelte auf und strickte los. Und dann saß das häßliche, aber heißgeliebte Puppenkind zwischen seinen beiden Eltern auf der Ofenbank und mußte zu dem Milius Vater und zu der kleinen Helma Mutter sagen. Es blieb die Lieblingspuppe ihrer Kinderzeit, der stille Herzrührer ihrer Mädchenjahre.

Als das Puppenkind siebenundzwanzig Jahre alt geworden war, ist es dann von ihr begraben worden, ganz tief im Ufergestrüpp einer Saalwiese. Und ein paar Jahre danach hat Helma, die zu jener Stunde Marie gerufen wurde, glücklich lächelnd nach der Stätte gesucht und mit tränenblanken Augen ein Feldblumensträußlein niedergelegt, da, wo sie ihr Holzkind in der Tiefe vermutete. — —

Alle paar Jahre einmal bekamen Stauchs Besuch vom Vetter Erwin Dehler, dem sehr vermögenden Laboranten oben aus dem Schwarzburg-Rudolstädtischen. Dem Vetter, der verwitwet war, führte seine ebenfalls verwitwete Schwester, die Tante Berta, das Hauswesen.

Dehlers waren alle zart von Wuchs, dunkel. So auch die kleine Flora, das einzige Töchterchen, das etwa im Alter der Helma Habermann stand und an Putz und Spielzeugen ganz auskömmlich städtisch erzogen wurde.

Als in diesem Spätherbst nach der Krankheit des Habermannmädelchens die Familie Dehler wieder einmal ihren Besuch bei Stauchs machte, stellte sich Helma ebenfalls ein. Stand in ihrem bäuerlichen Sonntagskleidchen mit dem Holzkinde im Arme in der wohleingerichteten Stauchschen Wohnstube, wo die vornehme Schlafaugenpuppe der Flora Dehler auf dem Tische lag. Sah

ein bißchen dummlich aus, sogar um Kinn und Näschen. War durch ihr grobschlächtiges Sonntagsgewand doch verplumpt und zeigte keinen Hauch der wachen, kleinen Person mit dem ernsthaften Spiel- und Märchenecken im Seelenzipfel.

Flora Dehler kam heran. „Zeig' mal," sagte sie.

Mütterlich stolz setzte Helma ihr Kind zurecht.

„Pfui!"

Das verstand die kleine Habermännin nicht.

Da spuckte die andre.

Die kleine Habermännin schlug nicht etwa zu — nein. Aber sie drückte ihr Herzkind in das Armeckchen und brach in Weinen aus, in ein herzschmerzliches, jappendes Gezeter, bei dem der mütterliche, waschechte Liebesjammer ihr die Lippen aufblies.

Rosamund rückte die Brauen hoch und lachte. Dehler faßte sein kleines Mädchen bei der Hand, es solle abbitten. Aber der Habermännin war nicht beizukommen. Bis Milius ihr das Kind entriß und es vorstellte, in all seiner Schöne — mit den kunstvollen Gelenken und den von ihm angemalten Augen und Lippen und dem Pelzperückchen, und der großartigen Bekleidung.

Da schwiegen sie alle verblüfft. Lachten hinterher freilich heimlich und offenkundig — Rosamund ohne alle Bemäntelung mit tränenden Augen und hüpfenden Wangen, Dehler mit gesenkter Lippe.

Auch die Tante Berta lachte, es kamen ein paar leise gluckernde Töne. Denn das klobig zurechtgemachte Bauernkind mit dem knüppeldicken Puppenmutterschmerz rührte sie. Sie sagte leise zum Töchterchen ihres Bruders: „Da kannst du von lerne. Die will ich dir emal einlade. Gieh hien bei ihr. — Du magst nech? Ach, gieh schon, meine Flora." Aber nein, die Flora hatte ihren ganz festen Kopf, der seinen Willen durchzusetzen trachtete. Sie hat nie während ihrer ganzen Kinderjahre ein Puppenkind gehabt, es verblieb ihr immer nur eine Puppe. —

Endlich hatte die kleine Habermännin ihr Kind wieder im Arm und machte sich mit ihm davon. Die Tante sah, wie das dickrockige, putzigrunde Persönchen die Dorfstraße hinablief. Darauf sah sie ihr Bruderkind an, wie fein das zurechtgemacht war, und sah zum Milius hinüber, der maulend dastand als gekränkter Vater. —

Sie fragte sich zu Habermanns hin. Traf die Herzmutter mit Töchterchen und hölzernem Enkelkind auf der Ofenbank an.

Helmas Tränenstrom war versiegt. Dafür hatte sie ihre kleine Sprechschleuse aufgezogen, die von unerhörtem Schwalle war, ein Leidenschaftsschnäuzlein von schäumender Beredsamkeit.

Lächelnd hörte die Herzmutter der Ausschüttung zu, liebkoste durch Streicheln das hölzerne Enkelkind. Und war dann die Mutterliebe, die zu erziehen begann. Die auf den Zeitpunkt nur gewartet hatte, wo sie mit ihrer Vorlesung einsetzen durfte, mit einer ganz feinen, aber zugkräftigen, moralischen Rute. Sie untersuchte das Holzkind und sagte zärtlich: „Ei, ei — so ein feines Hemmel wie das Kinderle hat! Wo hat denn bloß die Mutter Helma das feine Hembel for das Kinderle hergekauft?" Und ihre Stimme war voller fragender Schalkheit im kindlichen Sinne.

Als sie nach genügend erteilter Auskunft aber weiter forschte, wo das Kinderle die feinen Strümpfchen her habe — und fernerhin, wer denn der Mutter Helma die Wolle zu den Strümpfen geschenkt habe, da war der schalkhafte Stimmton gefährlich ins Inquisitorische umgeschlagen.

Die kleine Habermännin mit ihrem Holzkind saß zwischen der Mutter und der Besucherin. Alle kleinen Zeterfältchen ihres Gesichts waren ins Ratlose übergegangen. Denn die beiden Frauen sahen auf das Kind mit prüfenden Blicken, die blutsaugerisch fraßen. War aber im tiefsten Grunde nichts Feindliches in ihnen. Die Herzmutter begriff sogar und verstand die ganze Notlage. Ein Lächeln wollte um ihre Lippen huschen, um diese etwas langen Lippen eines nicht eben feinzügigen Bauerngesichts. Aber es wurde von der erzieherlichen Frau in Schranken gehalten und lugte nur zu den kirschbraun dunklen Augen heraus.

Immerhin hätte das kleine Mädchen, wenn das Verhör mit dem Nachweis über Ursprung von Strümpfen und Hemdchen des Puppenkindes sein Ende erreicht hätte, jetzt aufatmen können. Aber da war noch der Kittel, dessen Stoff dem Großmutterkleide entnommen worden war, einem damastigen halbwollenen Gewebe von blauer Farbe. Und an dem Kittel zupfte die Mutter just umher. Und begann zu fragen. Und erfuhr den ganzen Hergang ...

Das Helmakind mit den angstglühenden Backen starrte die Mutter an, sah an dem rundlichen, großen Gesicht, daß die Mutter sie nicht übers Knie ziehen werde, ihr nicht mit ihren derben Arbeitshänden das entblößte Gesäßchen klatschen werde — rutschte aber auf diesem Gesäßlein doch voll peinlicher Unruhe umher — und sah immer nur die Mutter an — immer, immer, immer nur die Mutter an — indes stille, dicke Tränen über ihre Wangen rannen.

Die Mutter sprach also: „Ja, meine kleine Tochter, was sagt denn aber da der liebe Gott dazu, den du in deinem Herzel drinne hast? Brav ist das doch, das Wegnehmen, epper nicht von dir gewesen. Du hättest doch mußt erscht die Mutter fragen. Loben kann ich dich also nicht. Aber das ist itze verziehen."

Kaum daß die Mutter Habermann schwieg, hob die Tante Berta den Finger auf. Sie sagte halb zur Mutter, halb zum Kinde gewandt: „Nune vergeben wir aber auch der kleinen Flora ihre Untugend. Hübsch war das Spucken nech. Aber du hast nune deinen Ausgleich for deine Übertretung. — Ich kenne das Leben nech andersch: wenn es einem biese mitgespielt hat, nachen bringt es ganz gewiß einen Treffer zum Guten, es bleibt nix unvergolten nach keiner Seite. Und wer sich epper schlecht aufgeführt hat miet Worten und Taten, der kriegt seinen Ausgleich ebenfalls. Es jeht nix verloren, nix Gutes und nix Böses. Der Herrgott hat ein scharfes Gedächtnis."

⌘ ⌘ ⌘

Die Gebete der Herzmutter fanden immer Erhörung, wenn auch in anderer Weise, als es ihr vorgeschwebt hatte. Ihr großer Erziehungsbeirat im Himmel sah das schwierige Gemüt des jüngsten Habermannsjungen, der zu verrohen drohte, als über die Kräfte der Herzmutter gehend an. Und nahm ihn von der Erde weg. Die Mutter gab dem Herrgott recht, ob gleich ihr Herz um ihr Kind blutete, das sich sänftlich nicht hatte leiten lassen. Und vor dem sie allzuoft mit dem Stecken hatte stehen müssen als Züchtigerin. Bei seinen achtzehn Jahren.

Abends hatten die Jungen immer auf der Ruhebank gelegen, einander gegenüber, jeder mit dem Kopf neben des anderen Füßen. Jetzt war die Ruhebank leer. Denn der Große war Soldat. Nur das Holzkind, das nun schon vier Jahre alt war, saß, säuberlich in die Ecke gerückt, auf den verschossenen Strohpolstern, und Helma, die strickte oder spann oder den Aufwasch besorgte, warf ein aufmunterndes Wort zum Kinde hinüber. Der Vater war im Wirtshaus, so oft es anging, und die Mutter rastete im Lehnstuhl mit ihren vielen schweren Gedanken.

Daß der Stuhl von den schweren Gedanken der Herzmutter nicht zusammenbrach! Die Sorge um den Mann, die viele Zentner wog, da er sich seiner Lässigkeit nicht entriß, drückte mit der Frau auf den Stuhl. Der Mann verrichtete täglich ein einziges, knappes Tagewerk Arbeit, während er deren zwei hätte vollbringen müssen. Dazu kam die Vorsorge um den Soldaten, die in mütterliche Liebe eingehüllt war, aber doch, ob seiner ausfallenden Arbeitskraft, ihre schwere Gefolgschaft rechnender Gedanken hatte. Ihr Helmakind, das sich nicht zu einem strammbeinigen Dorfkind entwickeln wollte, weil die Mutter das Kind nicht schonen konnte, sah sie mit schmerzlichem Bedauern an. Das Kind blieb zart. Aber es war doch ein Helles, Lebenswaches. Und dann dachte sie an den gestorbenen Sohn, wie er roh und scheltend zum Holzfällen in den Wald gezogen und mit bleichem Antlitz, vom fallenden Baum erschlagen, heimgebracht worden war. Und wie der Herrgott in sein Gesicht den Zug des ewigen Lebens gezeichnet hatte. Das tröstete die Herzmutter und ließ sie Gottes Wege preisen. —

An jedem Sonnabendnachmittag kam der Schlossergeselle Ulrich aus Saalfeld und half. Irgendein Buch hatte er immer dabei in der Rocktasche. Er las über das Leben großer Männer — wie viele von ihnen sich aus kleinem Ursprung emporgearbeitet, kraft ihres Geistes den Weg in die Höhe genommen hatten — über die Köpfe der angestammten Edelmenschen hinaus, dieses verbrecherischen Gesindels, das die Sonnenplätze des Lebens an sich gerissen hatte, alle seine Nährquellen der Schönheit, des Geistes, des Wohllebens mit gierigen Klauen im Besitze hielt. Er las ein Buch von einem gewissen Herrn „Schoppenhauer", das ihm schwer zu schaffen machte. Wenn er davon erzählte, verstanden die Habermannsleute nicht, was er wollte. Die Wissenschaften und der Drang ins Lichte übten auf seinen Arbeitswillen nicht die beste Wirkung aus: er war früher fleißiger gewesen. Behende war er eigentlich nur beim Abschied, wenn es galt, Vorteile einzuziehen, Lebensmittelgaben. War er auf dem Heimwege, so schob er den Hut in den Nacken, warf sein Röcklein von der Brust zurück und ließ es flattern, lachte und redete. Kannte keine Furcht vor den Schattenflecken der Wiesenbüsche. Fürchtete auch den Miesel nicht mit seinen nackenden Walpurgistänzen und seinem Teufelsspechtloch in der Eiche. Und hatte noch nie das Kind unter dem Stachelbeerstrauch leise wimmern hören. Das Kindchen wimmerte schon seit den sechziger Jahren dortselbst, wo es seine Mutter, in ihres Herzens wirrer Furcht vor ihrem schlechten, rohen Ehemanne, der von dem Kinde nichts wissen wollte, vergraben hatte. War zwei Tage danach am Kindbettfieber glücklich selbst verstorben: war dem kaum geborenen Dingelchen nachgepilgert. Der Mann hatte in dem Dorf nicht bleiben können. Hatte verkauft, war verzogen. „Der

Herrgott wird ihn Sich schon greifen, den Mörder, den Messerwetzer, den Frauenschläger, den gemeinsten, räudigsten Hund. Noch hat Er ihn nicht gegriffen, denn das Kindchen wimmert immer noch unter dem Stachelbeerstrauch!" Gewiß wimmert es noch! Die Herzmutter hat es gehört. Auch der Rosamund Stauch. Alle Leute im Dorf haben es eines Tages gehört, nacheinander, wie ihre Stunde gekommen war. Über zwanzig Jahre wimmert schon das Kindlein, das gewaltsam sein ganz, ganz junges Leben hat hergeben müssen. —

Sie sprechen den Namen des Mannes nicht unnötig aus, das Ereignis ist noch zu jung. —

Ja, der Korblehnstuhl hat sich um jene Zeit, als der Kleine gestorben war und der Große den Soldaten machte, von viel schweren Sorgenlasten müssen drücken lassen. Fast konnte die Mutter die Arbeitsplage nicht ertragen. Die Wirtschaft verliederte an Land, Geräten und am Bauwerk doch ein wenig. Türen gingen aus dem Lot, die Maurerkelle und das Zimmermannsbeil rasteten.

Aber dann kehrte der Große in die Wirtschaft zurück, straffer in der militärischen Zucht geworden. Nun gingen die guten Kopftage der Herzmutter an. Wenn sie auch ihr Mädel ständig weiter zur Arbeit anhalten mußte, so konnte sie von verderblichem Übermaß doch absehen. Und sie baute Pläne aus. Der Große, der ein verständiger, tüchtiger Mensch geworden war, sollte heiraten. Eine, die ins Haus paßte und mit Wohlanstand und Artigkeit nach der Schwiegermutter Sinne war. Und die ein Stückel Geld zubrachte, als Vermögensauszahlung für Helma, wie auch zur Hebung und etwaigen Vergrößerung des Anwesens. Mit der dazukommenden jungen Frau würden die Arbeitskräfte vorläufig dann komplett sein. Weiter schaffen und sich regen wollte die Herzmutter ja, aber doch mehr im Großmuttersinne, ohne Zwang zur Arbeit, wenn der Körper nach Ruhe begehrte.

Und es traf sich wirklich so, wie es die Verhältnisse heischten. Das Schätzchen des Sohnes hatte alle Eigenschaften, die eines jungen Mannes, wie auch einer Schwiegermutter Herz erfreuen konnten. Es war sauber und blank, arbeitsrüstig und herzensfröhlich, und verstand, von einer herben Stiefmutter dazu angehalten, zu schweigen, wenn das Reden nicht am Platze war. —

Helma war indessen in ihr achtzehntes Jahr getreten. Sie war klein von Wuchs geblieben, dunkel von Hautfarbe und war keine Schönheit geworden. Aber in den Augen lag, wie ehedem bei dem Kinde, ein Besinnliches und Aufmerkendes, um den Mund dagegen, auch alles wie in ihren Kinderjahren, das Hellwache, Rasche. Sie war eine flinke Arbeiterin und machte der Herzmutter Freude. Bei der leider allzugern ein kleiner Schelt- und Grämelton sich angefunden hätte. Schuld des Herrgotts und des Kurpfuschers, die beide nicht recht auf dem Posten waren, gegenüber der innig gläubigen Beterin und der ehrlichen Zahlerin.

Wenn die Mutter Habermann nun ins Grämeln geriet und sich mit ihrem guten Herzen in ein richtiges Dornengestrüpp von Unzufriedenheiten verwickelte, geschah es, daß das Töchterlein sich vor sie hinpflanzte und ihr beharrlich in die Augen schaute. Dazu lachte das junge Gesicht, und die Arme faßten zu, leiteten die Mutter zum Sorgenstuhl, und der Helmamund sagte: „Mutterle, ruhe dich erscht emal aus. Das ist nix, wenn du ins Schelten kommst. Das ist man nicht gewöhnt an dir. Dein Tagewerk ist immer Liebe gewäsen." Hockte vor ihr. Schaute sie weiter an. Streichelte an ihr, wenn der Mutter die Tränen kamen. Fand ganz feine Worte, die sich häufig reimten, oder auch nur Spaßworte zarten, drolligen Inhalts waren.

Und die Mutter lauschte ihrer Stimme, die eigentümlich zerhackt daher kam, ohne rechte Schmeidigkeit, und doch ein verstecktes Singen und Klingen in sich hatte. Und merkte die große Kraft, die ihrer selbst nicht bewußt war, aber doch die Mutter bezwang. Und merkte an dem Klingen, daß eine neue Bereitschaft in des jungen Menschenkindes Seele ihrer Erfüllung wartete. Ach, sie hatte bisher ihren Spaß daran gehabt, wie mutwillig Helma mit den Burschen umsprang. Wie harmlos ihre Worte daherflogen. Wie dieser und jener sich heranzumachen trachtete, ohne daß sie seiner achtete.

Leider war auch das Freundschaftsverhältnis verflacht zu ihrem Spielgenossen Milius Stauch. Etwas Fremdes trat statt dessen zutage, das der Feindschaft ähnlich war. Die Herzmutter dachte: ‚Ach, das kennt man. Das ist Vorwand. Das purzelt wieder um. Aber mir wär'sch recht, sie bliebe im Takte.'

Die Verhältnisse bei Stauchs wollten der Frau Habermann nicht gefallen. Das Händlerische hatte im Verlaufe der Jahre die Oberhand über das Bäuerliche davongetragen. Kein Verstrich war zu denken, auf dem Rosamund Stauch nicht zu finden gewesen wäre. Und der Bieter, den er nicht aus dem Felde schlug, mußte schon sehr hartnäckig sein. Er kaufte für den großen Holzhändler Beckmann saaleabwärts, der

ihn gelegentlich wohl ermahnte, sich nicht fortreißen zu lassen. Man müsse auch den Nebenmenschen leben lassen — wenn das Holz sich zu teuer stelle.

Wenn Beckmann bei Stauchs Einkehr hielt, trug Amanda auf an Braten und Kuchen, als solle ein Fest gefeiert werden. Rosamund brachte Wein. Der große Holzhändler mit dem robusten Geldverdienegesicht zog die Frau Stauch auf das fette Knie. Klopfte sie. Hielt sie. Sonst nichts von Argem. Aber es ging vornehm und lustig her.

Sie hatten jetzt zwei Knechte und zwei Mägde. Was an Mehrkosten dadurch entstand, verdiente Rosamund am Holze.

Er wurde Freund von seinem Auftraggeber. Legte aus mit monatlicher Berechnung. Späterhin mit vierteljährlicher. Um Kapitalien zur Verfügung zu haben, nahm er eine Hypothek von beschränkter Höhe auf seine Wirtschaft auf. Dehler sah den Vorteil einer breiteren Handhabung ein und lieh das Geld her.

Ja, vor Dehler spielte Stauch doch ein bißchen Theater; denn er betonte den erhöhten Verdienst und Einfluß, während sein Hirn von dem Nebensächlichen angefüllt war, von dem, was ans Herrenhafte grenzte und ans Lebengenießerische. Die Fahrten zu den Auktionen, sein ganzes Auftreten dortselbst und die Beckmannschen Besuche mit Tafeln und Trinken und großmännischem Verkehrston. —

Milius sollte demnächst auf seine zwei Dienstjahre zu den Soldaten.

Wenn man in seine grauen Augen schaute, die sozusagen ein bißchen im Gestrüpp lagen der dichten Brauen und der langen Wimpern, dachte man unwillkürlich an allerlei Zärtlichkeiten, mit denen er sein ferneres Leben verschönen würde. Aber auch die Verneiner fehlten nicht in seinem Gesicht. Da gab es an den äußeren Augenwinkeln je den Ansatz zu einer ganz leichten Falte, ebenso am Mund von jeder Seite ein allerschwächstes Strichelchen, fast nur eine kleine Sperrung oder Schlaffung, ein Kommazeichen des Lebens, daß der Satz in diesem Punkte nicht erledigt sei — ganz etwas Vertracktes, wie eine kleine Wärmeauslöschung. Sein Bärtchen begann zu sprossen, es war blond wie das Haar, im Gegensatz zu den dunkeln Wimpern und Brauen. Redegewandt wie sein Vater Rosamund war er nicht. Er war vielmehr ein Stiller. Der aber doch Freude an der Sonne hatte. —

Es war an einem Herbsttage, einem auserlesenen Sonntage der ersten Oktoberwoche, voller Wärme und sonniger Allotria, und zugleich ein bißchen neckisch ungestüm, so daß den Mädchen die feinen, kurzen Härchen um die Gesichter sträubten und die Bänder und die Schürzen flatterten. Sie waren draußen in ihren Feldern und Gärten und pflückten das letzte Obst von den Bäumen. Arno Habermann war bei seinem Schätzchen, Helma nahm dem alten, großen Apfelbaum die Ernte ab. Er war schon alterskrüpplig von ausgesägten Ästen, die verdorrt gewesen waren. Und dann hatte an derselben Seite der Sturm des vergangenen Jahres gehaust und heruntergebrochen, was sich unschmiegsam ihm entgegengestellt hatte. So trug er zur einen Seite seiner Gestalt eine hohe, klaffende Lücke. Frau Habermann las unten auf dem Grasboden zusammen, was sich fand, ein paar Hände voll verstreuter Äpfel und einen Armvoll alten Astwerks. Schaffte beides ins Haus und verlangte, als sie wiederkam, mit dem Milius Stauch zur Seite, daß Helma vom Baume herabkommen solle.

„Du bist mir da oben zu frei," sagte sie, „kumm, laß den Soldaten rauf, der holt uns die paar Äpfel aus der Spitze noch 'rab."

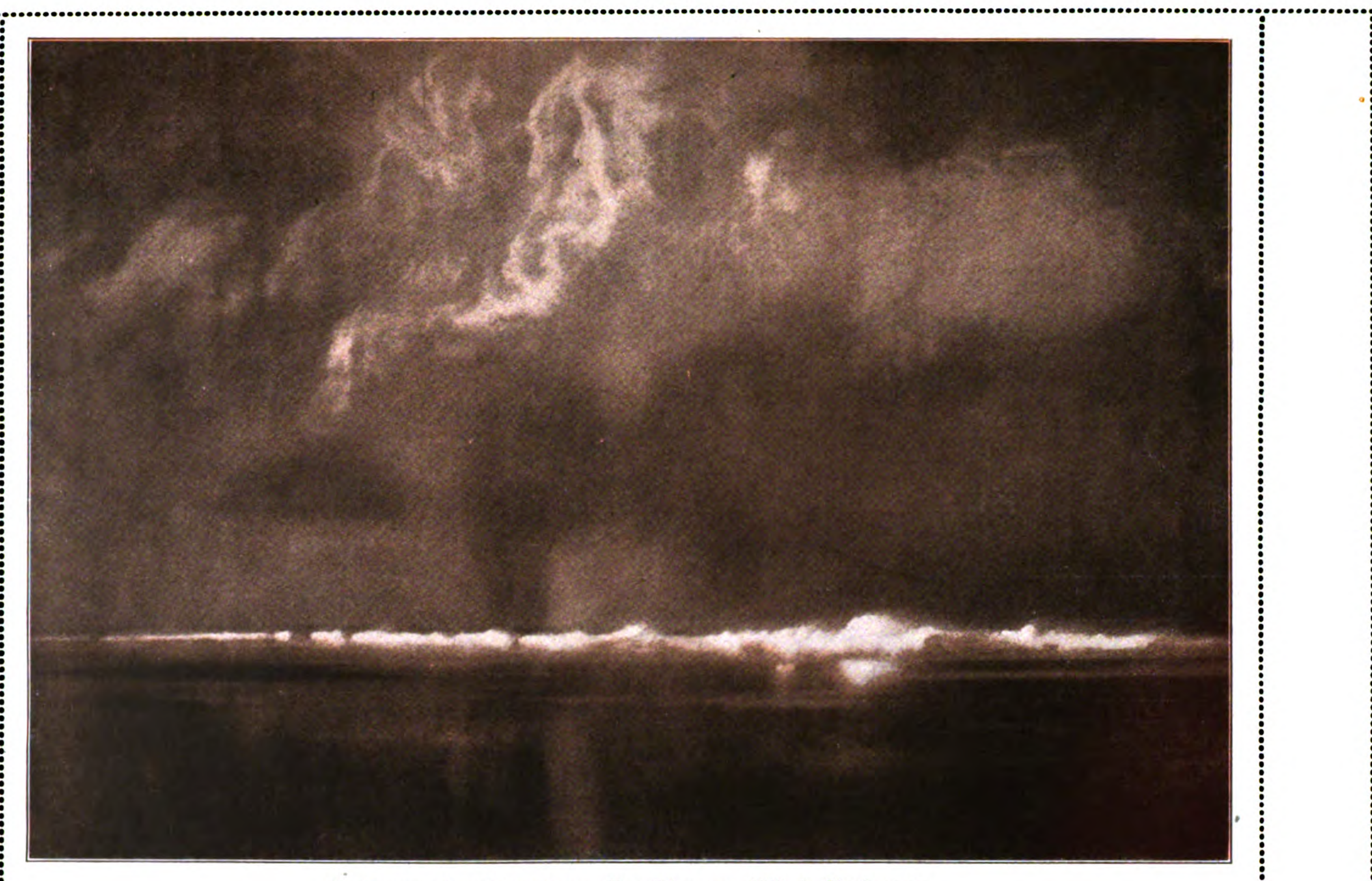
Helma antwortete: „Was der Soldate kann, das kann ich auch. Ich komme nicht 'rab. Ich werre schunn Herre drüber."

„Ich will dir nix weismache (ängstigen), Helma; aber sei nicht so wagehalsig. Kumm, kumm!"

„Wenn ich fertig bin, Mutterle, da kumm ich."

Sie stand nahe dem Baumstamm auf einem oberen Ast, hielt sich mit der Linken noch weiter oben und pflückte aus der Spitze. Um ihre Stirne spielten die krausen, braunen Härchen, der gerade Mund lachte, die jungen Wangen prangten in kecker Röte. Aus den Augen schaute ein Spott auf den künftigen Soldaten hinab — auf den Milius Stauch, der gerne nach dem Befehl gehandelt hätte. Sie stand auf ihrem Ast wie auf einem Seil, frei in der Luft. Hob sich ein wenig auf die Zehen. Hängte sich mit der linken Hand ein wenig an den oberen Ast, er solle sich ihr zu Befehl biegen. Aber der Ast brach. Ihre Hand jedoch hielt weiter fest an ihm; denn die Füße waren von ihrem Stützpunkte abgeglitten. Dazu gellte ihre schreckverschnürte Stimme: „Ich falle!" Gellte, daß die Luft zersplitterte. Biß sich in das Gehirn ein derer, die es hörten.

Wie der Milius Stauch auf den Baum kam — wer kann das genau sagen? Er sprang doch wohl in zwei oder drei Sätzen die Leiter hinauf. Frei stand er da auf dem untersten dicken Äste. Schrie ein paar Worte hinauf: „Bin ja hier! Halte dich ja!" Packte dabei mit hocherhobenen Armen nach dem Unterkörper des hängenden Mädchens und



Aufkommendes Unwetter. Gemälde von Alfred Bachmann
(Aus Ed. Schulte's Kunstausstellung, Berlin)

stellte ihre Füße auf den Ast, auf dem sie zuvor gestanden. Leitete sie seitlich zum Baumstamm hin, damit sie sich halte. Befahl ihr, auf seine Schulter zu treten. Fühlte, wie das Mädchen zitterte. Packte es. Taumelte — daß der Mutterliebe der Herzschlag aussetzte. Darauf erfolgte die Landung unten im grünen Grasgarten.

Milius Stauch tat ein paar Schritte zur Seite, als wolle er weglaufen, und fiel um. Er lag auf seinem Gesicht, und seine Schultern ruckten. Helma stand am Baumstamm. Ihre Seele verausgabte falsche Münze; denn sie lachte.

Und dann flatterte sie zum Milius hin, kniete neben ihm, hörte, daß er weinte, und das große Klingen wurde in ihr geboren. Sie sprach zu ihm, was ihm fehle, ach, er solle doch nun wieder lachen, ach, sie wolle ihm doch danken, daß er sie beschützt und gerettet habe. Ob er sich etwa weh getan habe, er solle doch zeigen. Nein, nicht wahr, er habe sich nicht zuschanden gemacht? Wenn er aber nicht dagewesen wäre, wer weiß, was dann mit ihr geschehen wäre — — Ihre Stimme hatte einen ganz neuen, lieben, kleinen, törichten Ton. Einen Ton, der spielerig und unspielerig war. Der etwas kindlich Gesangliches und Schmeichlerisches und Schwimmendes hatte, voller Klang und zärtlicher Süße.

Die Habermannsmutter hatte sich zitternden Leibes auf einen Baumstumpf gesetzt. Sie hörte immer noch den gellend metallischen Angstschrei ihres Kindes: „Ich falle!“ Sah immer noch ihr Kind frei in der verkrüppelten Baumseite am splitternden Aste hängen. Sah den Milius Stauch auf dem Ast darunter wie einen Seiltänzer, wie er das Mädchen hielt und leitete, ganz frei in der hellen Luft mit den erhobenen Armen. Und sah ihn jetzt auf dem Gesicht im Grase liegen, und hörte ihrer Tochter Stimme mit dem gesanglichen Klingen. Und sie sprach tief in ihrem Herzen zum Herrgott, daß sie sich Seinem Beschlusse füge. Aber Er müsse auch — und Er solle auch —. Sie schrieb dem Rosamund Stauch eine neue Lebensführung vor, wollte ihn wieder als tätigen Landwirt sehen, der er zuvor gewesen, nicht als einen Umhergaloppierer. Sie weckte die Kinder: „Kommt! Macht! Mögen die paar Äpfel abfalle, auf den Baum kimmt mir keiner merre. Die klopfen wir mit der Stange ab. Das hat bis morgen Zeit. Steh auf, Milius. Komm! Komm!“

Milius stand auf. Trocknete seine Augen. Wollte sich schnäuzen und fand sein Taschentuch nicht. Helma reichte das ihre. Und er schnäuzte sich und steckte ein, und sie lachten. War aber in das Mädchen eine kleine Unruhe gefahren, daß es allerlei im Hause zu klappern hatte durch Küche, Stube und Kammern. Und allerlei zu suchen hatte — wart mal — was denn? — Allerlei so — Kleiderflicken und feine Bandendchen — und die feine Blume vom vorjährigen Sommerhut — und das Geburtstagskränzel von der Herzmutter.

„Heute gerad' vor siebzehn Jahren
Kam die Helma angefahren,
Ohne Kutsch' und ohne Wag',
Wie sie Gott erschaffen hat.“

Ausdrucksvoll auf Papier geschrieben, drei Strophen lang, und mit einem kleinfingerdünnen Kränzlein nun vertrockneter Blumen umrahmt.

Sie nahm es von der Wand, wo es hing, und tändelte damit. Hängte es wieder auf, huschte in ihre Schlafkammer hinauf, allwo der ganz alte, gemalte Kleiderschrank stand und die ebenfalls ganz alte, flachdecklige, gemalte Lade, darin sie ihre Wäsche aufbewahrte, und wo auch in einer besonders vornehmen Ecke ihr Holzkind saß. Nahm das Kind auf das Knie, drehte es und tröstete es. — Erzählte dem Kinde vom Apfelbaum — vom brechenden Ast — und von der wunderbaren Errettung. — Durch wen denn wohl, ob es das Kind sich nicht denken könne? — Durch den Soldaten. — Und er sei gleich daher gerannt und mit einem Satz auf dem Baum gestanden. — Habe sie gepackt wie ein krauses Bündel und unter seinen Arm gesteckt. — Hopsa! — Nämlich — es sei ganz anders gewesen — ganz fest und sanft habe Milius zugefaßt — er hätte keine Blume oder kein kleines Vögelchen sachter anfassen können. — Sie ließ ihr Tränenbächlein überfließen. Wußte nicht, ob es vor Leide oder vor Freude geschah. —

Als es Abend war, kam Arno mit seinem Schätzchen. Die Braut faßte ihre kleine Schwägerin um den Hals und flüsterte ihr zu: „Milius wartet draußen auf dich.“

„Auf mich? Wer sagt denn dir das?“

„Auf wen soll er sonst warte?“

„Ach su ...“

Die Braut lachte. Helma aber nahm ihr helles Tuch und hängte es wie einen Schal über die Schultern. Die Braut stieß sie an, nahm es ihr weg und lachte aufs neue. „Du nimmst am Ende auch ene Laterne mit. Da hängt man sich doch was Dunkles über, wenn ma bei seinem Burschen hingeht. Das braucht doch e andres nicht weis kriegen.“ Darauf nahm Helma ihr dunkles Tüchlein und schlüpfte ins Freie. —

Sie faßten sich bei der Hand, erst leise, dann fester. Und sie redeten aneinander vorüber. Sie hatten mitsammen gespielt in

der Kindheit. Das stand zwischen ihnen wie eine Scham und war doch zugleich ein Band, das sie aneinander knüpfte.

Es traf sie eins auf der Dorfstraße, die vom ziehenden Gewölk bedunkelt wurde, erkannte sie und lachte. Und die beiden jungen Kinder erschraken, pilgerten aber doch weiter. Sie dachten ans Küssen. Aber sie kamen nicht dazu, es auszuführen: der Bursch war so ungelenk. Ab und zu stießen sie sich ein wenig mit ihren Schultern. „Oh," sagte dann eins oder das andre.

Helma begann zu erzählen. Zerhackte Sätze. Auch ihre Stimme klang wieder zerhackt. Bis sie vom Apfelpflücken redete, von ihrer Lebensgefahr und von seiner Hilfe.

Da zog nun wieder der Klingeton an sein Ohr, die singende und betörende Süße, ein allerfeinstes Schmeicheln und Umwerben. Wußte darum und wußte nicht darum. Und beiden ging der Atem schwer durch die Brust und drückte.

So kamen sie an das Gehöft, in dessen hinterem Gartenwinkel der Stachelbeerstrauch steht, unter dem das ermordete Kind nach dem Leben wimmert.

Ein ganz schmales Steiglein führt am Gartenzaun hin. Daneben ist Feld. Und da gehen sie dicht nebeneinander auf diesem Steiglein, zwischen Zaun und Feld. Am dunkeln Abend. Unter dem dunkeln Himmel, durch dessen Wolkenlücken die Sterne blitzen. Und alles horcht, was sie machen werden, der Zaun und das Feld und die leise ziehende Luft und der Himmel und die Sterne. Und der Mond, von dem die Wolkenwand herabgeglitten ist. Und der jetzt frei vom Himmel herabschaut aus einem breiten Königsrahmen von Perlmutter mit seinem milchweißen Gespensterlicht.

Als sie zum Himmel aufsahen, in das grelle Zucken der Sterne, in das wollüstig lauernde Mondgesicht, hörten sie, wie das Kind unter dem Stachelbeerstrauch wimmerte.

Helma flüsterte: „Hast du gehört?"

Er nickte.

„Komm . . ."

Sie schlichen zurück. Bevor sie wieder in die Dorfstraße einbogen, küßten sie sich.

Es war ein Küssen in kleinen Bissen — ein Kosten. Ehe das große Verschmelzen sich einstellen konnte, schlug dicht neben ihnen jenseits des Zaunes ein Hund an.

Das Mädchen schrie auf und lief weg. Blieb, als der Schutz des eigenen Hoftores erreicht war, stehen und wartete. Sie erwartete, daß Milius sie einholen werde. Horchte seinem Schritt entgegen, ging spielerisch vor ihm her, als er näher gekommen war. Und trat bei ihrer Freundin ein, aus deren Elternhause Sprechen und Gelächter heraus auf die Dorfstraße drangen. —

Bald danach machte auch Milius die Stubentür auf. Der ganze Raum war voller Burschen und Mädchen. Helma saß hinter dem grünen Kachelofen, der mit drei Seiten frei in der Stube stand, hinten im Winkel auf dem Großmutterplätzchen, wo es immer warm und ein bißchen verdämmert war. Sie saß ganz eng neben ihrer Freundin, die auch eine junge Liebe im Herzen hatte.

Die beiden jungen Burschen waren nun aber in der Stube unter den andern und waren ein bißchen lauter, als es sonst ihre Art war. Und hinter dem Ofen hervor, in Zuruf und Neckwort, klangen die Stimmen der beiden Mädchen in das Stimmgeräusch der andern, ebenfalls ein klein wenig erregter. Und es war etwas so Alltägliches, dieses leise zupfende, fragende Liebesspiel zweier, die nach Küssen dürsteten, sich nach Umschlingung sehnten, daß keiner dessen mehr als eines Scherzes achtete, einer lachenden, freudvoll seligen Unterhaltung.

Es war schon spät, als die Tür aufging und die Habermännin über die Schwelle trat. Beim Anblick des Milius Stauch wurde ihr Herz froh. Sie trat vor den Großmutterwinkel und sah ihr lachendes Töchterchen. Darauf nahm sie ein wenig Platz und ließ ihre Scherzrede einfließen.

Das Blut dürstete halt — das wußte sie von ihrer Jugend her, als sie selbst seine Schliche kennen gelernt, seine Gier nach den Schmeichelworten der Liebe und ihren Rutenstreichen. Das Blut stiftete den Krieg an, und das Herz mußte die Kriegsschulden zahlen. Wußte es zuvor ganz versteckt, was seiner wartete. Wenn man die Summen an Leid wollte zusammenrechnen, die das Herz durch Blutes Schuld zu tragen hat, die Summen würde man nicht aussprechen können. Und die Herznarben von den vielen Herzwunden, die tiefen Knorpelungen, die jammervollen Verkümmerungen, wenn man die sehen könnte, gegen den Anblick würde man sich wollen zur Wehre setzen. Und würde dennoch müssen die Kriegsschulden des Blutes auf sich nehmen. Denn das ganze Leben würde nix wert sein ohne dieses jauchzende Blühen und Singen. Wer würde denn sonst noch tanzen wollen ohne das Blut? Was würde aus der Mädchen Augen, aus der Mädchen Lippen werden? Tage ohne Sonne! Sommerwiesen ohne Blumenränder! Stille! Stille! ‚Aber die Mutter muß en bissel acht habe. Und muß ihre Worte dernach einrichte. Därf aber auch nicht vergesse, daß der junge Mensch den

Antrieb braucht, weil er sonst schadhaft wird (krank) und arbeitsuntüchtig, weil er den Verstand noch nicht hat, daß alles bloß drauf ankommt, daß das Stückel Erdboden seine gerechte, Wartung hat. Denn der Mensch stirbt weg, der wandert, aber das Feld und der Garten bleiben. Das sind die Nahrungsgeber. Die sind wichtig. Die haben schon ihr Amt versehen lange zuvor vor den heutigen Menschen. Und die werden desgleichen tun müssen bis zum Jüngsten Gericht. Nune muß man in bezug darauf auch das Seine tun.' Das waren die Eigengedanken der Frau Habermann.

Sie sagte: „Mich schlofert's! Ich will häm. Kumm, Helma." Und das Mädchen kam aus dem Großmutterwinkel hervor und ging mit der Mutter heim. —

Die Tage strichen dahin, kein Briefchen lief von dem Soldaten Milius ein. Er hätte an sein junges Liebchen doch schreiben müssen. Ja, er wollte es auch tun. Aber er hörte allzusehr seines jungen Liebchens Stimme klingen. Daheim in seinem Elternhause gab es diesen feinsten Klingklang nicht. Der Vater und die Mutter knüpften an das Leben an. Und der große Holzhändler war vollends ein Breitmacher.

Nun saß der Milius Stauch wohl vor dem Briefbogen und wollte Liebchen Kunde geben, aber die rechten Worte wollten sich nicht einstellen. Die lagen unter einer dicken Eisenplatte tief in ihm und konnten nicht ans Tageslicht gelangen. Darüber lachte der Soldat ein bißchen und ließ das Schreiben sein.

Und der Dienst nahm ihn hin. Und ein ganz leichtes Verblassen trat ein. —

Nach hartem Winter kamen die Frühlingsstürme. Märzregen peitschte hernieder. Unter schnell segelnden Wolken hingen unbeweglich die ersten Gewitterballen. Und dann rückte Ostern heran mit dem Urlaub, der den jungen Soldaten heimführen sollte. Milius Stauch war nun doch unruhig geworden. Er dachte an den Stachelbeerstrauch und das wimmernde Kind zurück, ganz ernsthaft und wichtig, ohne Mißtrauen in das eigene Aufnahmevermögen. Und so stand auch das kostende Küssen ganz lebendig in seiner Seele auf. Ebenso der Vorfall auf dem Apfelbaum, wie er als Retter auf dem Ast erschienen war.

Er war aber wie ein Arbeiter, der bei seiner Sache ist. Erst war er Soldat gewesen, jetzt, wo er im Abteil saß zur Heimfahrt, war er junger Bursch, der nach einem Sträußlein suchte. Seine Wangen röteten sich. Sein Gesicht nahm einen kleinen, leichtsinnigen Ausdruck an. Im Gestrüpp um die Augen ließ sich die Zärtlichkeit nieder. Lose, arge Bauernliedlein standen in ihm auf. Er schämte sich ihrer Frechheit wegen und lachte doch verstohlen aus halber Billigung.

Seine Bahnstation war erreicht. Er ging durch die Felder dem Heimatort zu.

⌘ ⌘ ⌘

Rosamund war daheim, setzte sich zum Sohn an den Tisch, indes Amanda auftrug. Dabei erzählte er von seinem Geschäft, die Wirtschaftsführung drücke ihn. Wenn der Sohn erst seine Soldatenzeit hinter sich habe, wolle er eine Teilung von Holzhandel und Landbesitz eintreten lassen. Und dabei solle es dann bleiben; ihm der Handel, dem Sohn die Bewirtschaftung der Scholle. Später die Heirat. Milius lachte.

Am Abend strich er umher, besuchte den und jenen und lugte nach seinem Liebchen aus. Ein paar Häuser von ihrem Gehöft entfernt pfiff er, es solle eins herauskommen. Aber nun machten in den nächsten Häusern ein paar Unruhige die Fenster auf, die jedes auf seine Weise auf Abruf warteten. Darauf drückte sich der ungelenke Junge weiter, ging am Bach entlang, indem er die Schöpfstellen zählte und in den wolkendunklen Abend blickte. Als er bachab am Mühlteich angelangt war, kehrte er wieder um.

Im Habermannschen Gehöft war alles dunkel. Polternd ging er die Dorfstraße dahin. Wo er die Fenster erleuchtet fand und Stimmklang herausdringen hörte, verweilte er ein wenig. So stand er wieder und lauschte und wollte schon weiter gehen, denn er hörte nichts als die verständige Stimme der alten Hefenfrau ernsthaft, wohlanständig im Erzählertone — als unversehens ein kleines, kurzes Lachen aufschlug, daran er Schätzchens klingende Stimme erkannte.

Und das große Erwachen aller Triebe vollzog sich in ihm.

„Därf en Soldat hier eintrete?" Er hatte geklopft und klinkte auf den Hereinruf den Drücker.

Nun stand er in der Stube.

Da sah er seine Helma mit ihrer Freundin dicht zusammengehuschelt auf der Ofenbank, außerdem auf Stühle und Bänke verstreut, aber so gehockt und gerückt, daß ein möglichst enger Kreis gebildet wurde, noch sechs weibliche Wesen, alle nicht mehr ganz jung, die Hefenfrau mit etwa sechzig Jahren aber die älteste unter ihnen. Und heiter mitten im Frauenkranze der alte Vetter Michael, dem ein allerkleinstes Schräublein im Gehirn sich gelockert hatte. Sein Haar war wuschlig weiß, unter dem Kinn weg lief ihm ein dichter, weißer Holzhackerbart, seine blauen Augen schauten blitzsauber.

Dem Vetter gegenüber saß die Hefenfrau,

breit, dick, fest, rechtschaffen durch und durch, soweit es das Leben irgend gestattete. Von allem Zahnreichtum ihrer jüngeren Jahre war ihr ein einziger, langer, beweglicher Oberzahn verblieben, der seitlich vorn seinen Platz behauptete. Sie hatte ihren Kopf mit einem dunklen Kattuntuch umbunden, das ihr Haar eng umschloß. Wo sie in die Stube trat, wuchteten ob ihrer fülligen Straffheit die Dielen, und die Möbel ruckten. In den achtziger Jahren war sie noch mit der Steinflasche durch die Dörfer gegangen und hatte den Bauerfrauen die Saalfelder Bierhefe zugetragen. Seither aber waren die Dorfleute behender geworden und hatten die Gänge zur Stadt als eine Abwechslung einschätzen gelernt. Und die Bequemlichkeit im Verbrauch der Pfundhefe war ihnen auch allmählich aufgegangen. So war der Beruf der Hefenfrau und Semmelfrau denn ausgeschaltet worden. Und die alte Heinerjette lebte nun bei ihren Kindern im Amte der Großmutter und nahm zu. Kein Gang über die Berge hinderte mehr den Fleisch- und Fettansatz, doch hinderte auch kein stilles Daheimsein das Schattenhuschen des ehemals durchschrittenen dämmernden Waldes.

Denn da lebt noch allerlei, was zu fürchten ist. Manchmal sieht man es ganz deutlich. Manchmal muß man über den ganzen Weg beten, daß man unbehelligt bleibe — wirklich beten trotz des Himmelbriefes, den man bei sich trägt.

Heinerjette hatte abwechselnd mit Kirchenversen den dreiundzwanzigsten Psalm hergebetet: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln" — mitunter auch den Himmelsbrief selbst: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen. So wie Christus am Ölberg stille stand, so soll alles Geschütze stille stehen —" und so fort bis zum dreifachen Amen der Schlußworte. — Am Sonnabend zur Herbst- und Winterszeit des einen Jahres aber hatte sie es so einzurichten getrachtet, daß sie mit dem Pfarrer ging, wenn der oben aus seinem weit abgelegenen engen Wohndorfe aufbrach, bis zum Dorf jener Pfarrei, wo er Vertretung hatte und Wanderbett und Wandertisch genoß für die Kirchensonntage, von Tisch und Bett des einen Bauernhauses zu Tisch und Bett des folgenden. Denn seine Sonntage waren mit gar schwerer Rednerarbeit angefüllt, auf sechs Kirchen verteilt, die räumlich weit voneinander standen.

Heinerjette erzählte von ihren Teufelserfahrungen. Und wer wäre denn so unverständig, so ganz von jeglicher Vernunft verlassen, daß er zu zweifeln gewagt hätte an der Wahrheit und Gegenständlichkeit dessen, was die alte Heinerjette berichtete? Wenn sie einen Pferdefuß gesehen hatte, so war es eben ein Pferdefuß gewesen. Amen, Amen, Amen! Aber sie schwor niemals — vermaß sich niemals — redete nur: „So war's," mit ganz schlichter Ehrlichkeitsstimme.

Da war ihre Tochter Lydia, bei der sie lebte, eine wohlanständige Frau und saubere Arbeiterin, die ganz rechtschaffen mit ihrem Ehemann haushielt und ihn wohlversorgte. Die das ausgebesserte Zeug aufs neue ausbesserte und wieder ausbesserte und nochmals ausbesserte, und in deren Stube es keine schmutzigen Winkel gab. Nur Bemängelung konnte sie nicht aushalten. Wenn eins sie tadelte, warf sie ihren Wohlanstand ab, war eine hämische, gehässige, gansdumme Person, deren gellende Stimme das Haus erfüllte. Diese erzählte anders als ihre Mutter, nicht so fest und schlicht im Ja- und Neintone. Aber doch auch ehrlich von einem engeren Gehirnstandpunkte aus. Immerhin nicht durchaus zum Glauben verpflichtend. Aber das Fürchten hat einen grausam-schönen Reiz. Wenn einem fast das Herz im Entsetzen stille steht vor den dunklen Ecken und Fluren und vor den Halbschatten und Vollschatten. Kommt noch der Reiz des Beschimpfens hinzu, dem selbst die ganz Ehrlichen zugänglich sind, des Verdächtigens — nicht etwa mit einfachem Diebstahl oder so kleinen Dingen — sondern mit Untauglichmachung des Seelenkerns. Ja, was glaubt man bloß von solch einem Teufelsbündner! Was denkt man, was aus solch einem Stinkkerl einst werden wird! Sein Sitzkissen wird doch wohl ein glühender Rost in der Hölle sein. Oder es wächst ihm der Kuhschwanz. Ach, man weiß es freilich nicht. Der Teufel würgt ihn ab. Das ist das Ende.

Dieses aber erzählte die Tochter der alten Heinerjette: Da war ein Mann, der keine Kohlrüben und keine Runkelrüben anbaute und der ihrer immer in Menge hatte. Wer trug ihm die Kohlrüben und die Runkelrüben zu? Und er hatte einen Beutel, dick voll Geld gestopft, nächtens unter seinem Kopfkissen. Wer hatte ihm das Geld zugetragen? Denn sein Besitz, sein bissel Feld, war nur klein. Aber wenn schlechte Jahre kamen, er erntete doch und von allem. Er hatte! Und als er gestorben war, hat er freilich die Würgezeichen an seinem Halse gehabt.

Die Frau hatte nette, zierliche Handbewegungen, wenn sie erzählte. Sie drehte ihre nach oben gerichteten Hände im Gelenk, als ob sie einen Blumenstrauß wickle und

dem anwachsenden, duftigen Bauwerk immer wieder eine neue Blüte beifüge.

Nach ihr ergriff die Händlerfrau das Wort. Sie war halbjung, hatte einen heiligen Augenaufschlag und sprach immer mit kirchlicher Stimme. Wenn sie ihr Obst, ihre Butter und Eier, ihre Pilze und Gemüse unten in Saalfeld verkaufte, war ihr Gesicht von rührender Bescheidenheit, während ihre Preise bedenklich aufwärts klommen. Sie erzählte von der Frau, die dem Teufel, der allnächtens zwischen Zwölf und Einsen zu ihr gekommen, als sie einmal wieder gar so fröhlich sich umhergebalgt hatten, eine übermäßig lange Lebensdauer abverlangt habe. Über welche Forderung zur Wut ergrimmt, der Teufel sich auf sie gestürzt und sie umgebracht habe.

Nach der Händlerfrau kam die kleine, flinke, steckendürre Theresie zu Worte, die mähren und reden mußte, wenn sie leben sollte. Die schlau war im Horchen und Ausho rchen und unzuverlässig bezüglich der Wahrheit im Weitererzählen. Als der Atem der Theresie sich kaum verflüchtigt hatte, begann die Habermännin zu berichten.

In ihrem Geburtsorte — er lag etwa zwei Stunden entfernt am andern Ufer der Saale — sei ein Bauer, den man immer auf seinem Felde treffe, zugleich aber sei er auch daheim auf seinem Gehöft oder sonst im Dorfe wo. Das sei ganz gewiß. Sie habe ihn selbst draußen, wer weiß wie oft, getroffen, und er sei doch gleichzeitig drinnen gewesen. Sie habe ihn dann an seinem Stubenfenster stehen sehen oder auf seinem Hof oder in seinem Stall. Ja, das verhalte sich wirklich so.

Aber es zweifelt überhaupt ja keiner. Wer wird zweifeln, wenn Mathilde Habermann, die ganz unverlogen ist, sich für etwas verbürgt? Alle aus ihrem Geburtsdorf sagen außerdem dasselbe. Alle haben den Mann so und so viele Male gesehen, draußen und zugleich drinnen. Freunde hat er keine. Wer wird sich mit so etwas Gefährlichem denn behängen?

Da ist unlängst ein Teufelsbündner gestorben, ein großartiger Mann, in Sachsen, der viel Gutes getan hat. Denn er hat auch kuriert und hat den armen Leuten kein Geld abgefordert. Also der konnte noch zwanzig Jahre leben. Aber er ist an zwei Worten gestorben — die er ausgelassen hat. — Der konnte den Teufel nämlich zwingen, daß er kommen mußte, wie der Mann wollte. Und er konnte ihn auch wieder wegschicken, ohne daß er Schaden davon hatte. Er brauchte bloß die richtigen Worte zu sagen. Und da hat er zwei zu sprechen vergessen, und das hat ihn ausgeliefert.

Sie saßen im engen Kreise, hatten ihre Plätze nicht verändert. Bei so einer geheimnisvollen Unterhaltung erhebt man seine Stimme nicht bis zum ganz lauten Sprechtone. Man redet schon, aber doch nicht etwa für den Türhorcher berechnet, daß der Teilnehmer sei. Man rutscht auch ein wenig auf der Bank oder dem Stuhl zurecht, den anderen Parteien entgegen und bückt auch den Kopf noch ein bißchen vor.

Ja, kann denn eins, das von Intelligenz wegen ein Außenstehendes ist, das gar nicht begreifen, wie das eigentlich ist, wenn man vom Teufelsbesuch redet? Es ist nicht der Alltag, von dem man spricht. Allmählich beginnt es einem doch im Kopfe zu rauschen oder zu stechen, und das Gehör macht irgendwelche Narrenspossen mit ärgerlichen Übertreibungen. Und im Brustkorb verquillt etwas. Und dann löst sich drinnen etwas, das entschlüpfen möchte. Und — —

Es klopfte an.

Alle Köpfe ruckten herum, alle Körper rückten sich zurecht aus der Zuhorchstellung.

„Herein!“ sagte die Hausfrau.

Darauf öffnete sich die Stubentür, und der Miesel stand auf der Schwelle.

Und nun brach das Entschlüpfensbereite hervor bei allen miteinander — der Aufschrei aus kleinen Zugaben. Es waren aber immerhin ihrer zehn, die den Mund auftaten.

Der Besucher erschrak, lang und mager stand er da, schwarzschopfig, grau von Hautfarbe, mit schleichenden Augen. Er wolle bloß um ein bißchen Salz bitten, sagte er. Das Salz sei ihnen alle geworden.

Die Hausfrau antwortete mit knapper Stimme von ihrem Platze aus: „Mein Salz is auch alle.“

„En bissel bloß —“

„Ach, wo werre ich denn Salz verborge —“

„Wie gesagt, bloß en bissel.“ Er war aufdringlich, tat, als höre er ihre kurze Absage nicht.

Darauf antwortete sie: „Das ist itze gut — geh nur.“ Und sie wies nach der Tür, er solle machen, daß er von hinnen komme. Als er fort war, griff sie in das Kümmeltöpfchen und streute ein paar Körner auf die Türschwelle, auf daß nichts Böses mehr darüber komme.

Ein anrüchiges Fremdes läßt man nicht in seine Viehställe, es könnte Hexerei betreiben; man hat ein Auge darauf, daß es vom Hof, von der Düngerstätte, keine Strohhalme aufhebt, die ebenfalls zauberischen Zwecken dienen würden; und man leiht einem solchen Genossen kein Salz — beileibe kein Salz.

Da ist ein wunderschönes, sauberes Dorf, im Rechts und Links des Dorfbaches zwei verschiedenen Staaten zugehörig. Handellustig die Bevölkerung. Aber trotz des regbareren Hirnes mit einem allerfeinsten Seelenfädchen auf das Zwischenland versessen, dahin die Verbindung eine so unvollkommene ist. In diesem sauberhübschen Dorfe also gibt es eine Frau, die des Leumundes einer Hexe genießt. Man sagt von ihr, daß sie sich in eine schwarze Katze zu verwandeln vermöge. Diese Frau hat einer Wöchnerin eine Suppe und drei Eier geschickt. Die Suppe hat man in den Dorfbach gegossen und die drei Eier der verdächtigen Dreizahl wegen über das Haus geworfen.

Nachher ist das andere passiert. —

Die Frau hat abends beim Nachbar angepocht, wieder dieselbe Frau, und um ein wenig Salz gebeten, was ihr unhöflich verweigert worden ist. Die Tür ihr vor der Nase zugeworfen. Darauf hat sie beim nächsten Nachbar ihr Heil versucht, wo man ebenso wie beim ersten mit ihr verfahren ist. — Und dann beim übernächsten und noch übernächsten, und nochmals übernächsten. Bei allen diesen Leuten um ein wenig Salz gebeten, es sei was krank geworden. Alle ihr die Tür vor der Nase zugeschlagen und sie von dannen gewiesen.

Am andern Tage stehen die Nachbarn beieinander und erzählen von der Nacht und zeigen auf das Haus der Frau, wo die Rouleaux herabhängen, Haustür und Hoftür fest eingeklinkt sind. Nichts von der Frau ist zu sehen. Just da schleicht etwas Schwarzes herzu — die Katze, und möchte zum Hofwesen hin entschlüpfen. Die Menschen greifen das Tier. Schlagen das Tier beinahe tot. Hacken ihm den Schwanz ab. Reißen das Hoftor auf und schmeißen den blutbeschmutzten, ruckenden Körper auf die Düngerstätte.

Man hat das Tier mit dem abgehackten Schwanze nicht wieder gesehen. Aber drei Tage danach ist das Teufelsweib dahergeschlichen, krummen Ganges, den Mittelkörper mit dickem Tuch umwickelt, fahl wie die Erde von Angesicht. Hin zum Kaufladen um ein wenig Salbe, denn sie habe es im Kreuz. Und die Dorfleute haben gesagt: „Mer haben ihr den Schwanz abgehackt, davon kann sie nich laufe."

Ach, die Hexen, das ist ein Thema für sich. Am Montag und Freitag muß man sich am meisten vor ihnen hüten. Diese Tage sind den Hexen frei. Da ist ihre Macht verstärkt. —

Der Soldat hatte sich gleich nach seinem Eintritt zu den beiden Mädchen auf die Ofenbank gesetzt, an Helmas Seite. Und da hatten sich sehr rasch versteckt die Hände gefunden. Hatten sich gehalten während der ganzen Zeit der Teufelserzählungen, und waren heiß aneinander geworden. Und diese beiden jungen Kinder hatten das unerklärliche Seelengeborgene gefühlt, während der Vorhang in das wegelose Nebenland gelüftet wurde.

Jetzt stand Mathilde Habermann auf und sagte: „Wir gehen jetzt heim. Komm, Helma." Sah, daß der Soldat sich anschloß, und es war ihr recht.

Sie ging dann auf der Straße voran, bat im Namen der Dreieinigkeit um Schutz und war des andern Schutzes, desjenigen des jungen Burschen, froh. Und die Kinder führten sich wieder bei ihren heißen, ineinander geschmiegten Händen. —

Morgen ist Karfreitag. Da sammelt man die Eier, die die Hühner legen, und hebt sie sorglich an besonderem Platze auf. Karfreitagseier bringen immer lebende Küken — die in jedem ihrer Lebensjahre die Farbe ihres Gefieders ändern. In der Nacht vom Sonnabend zum Ostersonntag zwischen elf und zwölf Uhr schöpft man das Osterwasser. Es kann geschehen, daß man Wein in seiner Kanne findet. Denn es gibt eine Minute im Verlauf dieser Stunde, in welcher Christus das Wasser in Wein verwandelt. Dagegen rede niemand eine Silbe!

Man füllt das Wasser doch in Flaschen und bewahrt es auf. Und das bleibt frisch und perlend das ganze Jahr über. Während das andre Wasser, das man epper zu anderer Zeit schöpft, aus Versuchung, schlecht und stinkend wird.

Natürlich waschen sich die jungen Mädels im Osterwasser, auf daß sie schön bleiben. Aber das übrige Wasser steht beruhigend im Keller unten zu geeigneter Verwendung — mal vielleicht bei Krankheitsfällen oder bei sonst etwas Wichtigem. Habermanns haben im vergangenen Jahre ihre Erdflöhe damit vertrieben, die ihre Gemüsebeete andernfalls verwüstet hätten. Und Mathilde Habermann macht alle Jahre ein wenig Wein damit. Ihr Hiefenwein schmeckt gar gut, der von den roten Hagebutten oder Hiefen hergestellt wird, wunderschön schmeckt ihr Brombeerwein und ihr Mahlbeerwein (Preißelbeeren) und ihr Holunderwein und Schlehenwein. Da tut vielleicht dann auch das Osterwasser das Seine. —

„Gehst du am Sonnabend schöpfen?" sagte Milius zur Helma, und ihre heiß-heißen Hände drückten sich ineinander.

„Ja, ich gehe."

„Bei welcher Schöpfe denn?"

„Ach, ich gehe gleich hier — —“ und sie wies mit der freien Hand. Denn sie gingen am Bach dahin. Ganz dicht bei der Schöpfe stand ein starker Baum, eine Linde. Sie hörten das Wasser, das hier springen mußte, poltern.

„Und am Ostersonntag früh, wenn die Sonne aufgeht —“

Habermanns konnten von ihrer oberen Stube aus zum Sonnenaufgangspunkte hinschauen. Standen dann oben am Fenster mit ihren beblakten Glasscherben. Ließen das Wunder vor ihren Augen sich vollziehen — daß die Sonne sprang, ehe sie wie alltäglich in ihre vorgeschriebene Bahn einlenkte.

„Und am Ostersonntag früh, wenn die Sonne aufgeht —“ wiederholte der Soldat.

Helma antwortete: „Ich wollte es schon längst emal wieder unten von der Wiese betrachten — weißt du noch, wo wir damals gestanden haben, als wir noch Kinder waren, und ich hatte mir mit meinem schwarzen Glas mein Näsel beblakt, und du hast mir's wieder klar gewischt.“

Ach, es war eine wundervolle Erinnerung. So junges Volk macht Bänder aus jedem Quark mit seinen wünschenden Gedanken.

„Du, ist das gewiß, früh am Ostersonntag — daß du kommst —?“

„Ja, ich komme.“

„Bringst du noch eins mit?“

„Ich weßß nicht —“

„Ach, komm lieber alleine.“

„Ich will's schon einrichte.“

Sie mußten ganz leise sprechen. Bückten ihre Köpfe dicht einander zu. Blickten sich scheu um. Und kosteten wieder vom Küssen mit ihren geöffneten Lippen. Und vor ihnen ging die Mutter durch einen ganz sanften Schneefall dahin. Trat ein bißchen steif daher, denn sie hatte ihre Hände flach unter der Brust gefaltet und hielt ihre Gedanken im Zaume. Dachte, sie sollten zur Ruhe gehen, bevor sie selbst sich der Ruhe hingeben würde. Damit sie nicht als Störenfriede sich ausweisen könnten, wieder und wieder ihre Rede vorbringen und ihr Rechenexempel aufstellen und den Wohltäter Schlaf aus dem Felde schlagen. —

Am andern Morgen wurden die Karfreitagseier zusammengeholt und auf ihren Platz gebracht. Und dann kam der Sonnabend mit seiner vielen Arbeit und am Abend das Wasserschöpfen.

Helma wartete auf den Elfuhrschlag, nahm Eimer und Krug und ging von dannen. Rasch über die Dorfstraße gehuscht hin zur Schöpfstelle am starken Baume. Sah da eine Burschengestalt, die am Baum wartete zu ihrem Schutze. Auf daß keines aus Witz oder Mißgunst den Zauber ihr störe. Denn aus dem Munde der Schöpferin darf kein Wort hervorgehen, soferne der Zauber wirken soll. Und so bückte sie sich hinab zur Schöpfstelle wie eine Prinzessin, die des Schutzes ihres Kriegers sicher ist — in einer überirdischen Gehobenheit, die Wein anstatt des Wassers erwartete. Sie sah den Soldaten im Vollmondlicht stehen. Blank war die Straße. Der Schnee hatte den Strahlen der Mittagssonne weichen müssen. Saftig braun spannte sich die Zweighaut der Bäume. Prall waren die treibenden Reiserchen. Und das Mondlicht war milde und versöhnend.

Von oben, von der Schöpfstelle der ersten, zuhöchst gelegenen Häuser her, hörte man Kreischen und Gelächter. Unartige Burschen hatten den Zauber gebrochen.

Helma Habermann eilte. Die Hoftür klinkte hinter ihr zu. Sie füllte ihr Osterwasser in Flaschen und schaffte es in den Keller. —

In grauer Morgenfrühe, als noch der Himmel kläglich stumpf ob der Erde stand, entschlüpfte sie mit ihrem schwarz beblakten Glasscherben dem Hause. Huschte die Straße entlang. Sie kam an die Felder und erschaute mitten darin den Busch, der dem Pärchen Schutz geben sollte. Zur Sommerzeit mochte das angehen, wenn er sein Laubgewand angetan hatte. Jetzt aber, zur jungen Frühlingszeit, glich er mehr nur der Hand, die ihre Finger spreizte. Immer deutlicher tauchte er in dem Grau auf — mit einem ganz festen Kern.

Wartete etwa Milius dort am Busch? War so zeitig schon zur Stelle — so in allergrauester, ausdruckslosester, verdämmertester Morgenfrühe? War noch sehnsuchtsvoller, ungestümer, als es sein Liebchen war?

Und sie huscht herzu. Fliegt. Hängt dem Urlauber am Halse.

Der hat ihrer geharrt mit Unruhe im Herzen, wie es ihm ziemt. Bis dies Huschen kommt, dies Fliegen. Das ihm die Gelenke löst. Er faßt zu. Er hält. Und sie begeben sich beide ans Küssen. Lernen es! Wissen doch, wie der Schmetterling nippt, wie die Biene saugt. Hängen einer am Munde des andern. Sehen ihre strahlenden Gesichter gegenseitig — wie sie immer mehr aus dem Dunkel hervorwachsen, drücken einander an die Brust, halten einander in den Armen. Erschauen mitten oben am Himmel plötzlich angeflogene Rotwölkchen, die lachenden Schein nach unten werfen. Freuen sich dessen. Und haben einander etwas zu sagen — das aus dem Munde des

Urlaubers ungelenk daher kommt, in einem rührend zuverlässigen, sparsamen Ton, und das von den Lippen seines Liebchens jubiliert und weich wie Seide sich in das Gehör schmiegt. Und haben ihrer Absicht, das Sonnenhüpfen zu sehen, ganz vergessen. Die geschwärzten Gläser liegen auf dem Erdboden.

Als sie sich ihrer endlich erinnern, ist die Sonne schon sieghaft rasch heraufgestiegen, blutrotglühend über einer rosenrötlichen Horizontbahn, und steigt weiter von Minute zu Minute, daß man das Maß ihrer Schritte merkt. Und die Umwelt sieht anders aus als am Tage zuvor — reicher, heiterer. Die Wintersaat steht da als zartgrün leuchtendes Gespitze, die Äcker, kräftig vom Schneewasser getränkt, recken sich braun und empfangensfroh, und die Bäume und Sträucher schleiern von einem darüber ausgegossenen Frühlingsfarbenton.

Sie kommen heim, kehren fröhlich nebeneinander in das Dorf zurück. Verstecken nichts mehr.

Das Mädele blüht wie eine Blume, und der Soldat hat einen wachverträumten Zug an seinem Munde.

Späterhin schreibt er ihr ernste, drollige Liebesbriefe. Trägt ihre Liebesbriefe auf der Brust und liest sie oft. Blättert seines Liebchens Photographien durch, wie sie ihm von den Kohlweißlingen erzählt hat und wie sie ihr wundervolles Papperlapapp zu dem Holzkinde geredet hat. Lacht. Freut sich des Liebchens.

Er ist ein vorzüglicher Soldat. Jedes Ding, das geschehen muß, faßt er gleich beim Wickel. Sein Hauptmann trifft ihn auf einem Spaziergang, Spricht mit ihm. Läßt sich erzählen. Bauernsohn, einziges Kind, der Vater in der Nebenbeschäftigung Holzhändler. Ach so! Schade! Er würde sich zum Soldaten geeignet haben, zum Weiterdienen. Und der Vater, der den Sohn besucht, hört von dem Lob und ist stolz. Und das Dorf erfährt es, und Helma erfährt es. Und die Habermännin erklärt: „Die Bauern sind immer gute Soldaten. Das ist doch nix Ampartes weiter.“ Und Arno tut den Mund auf: ja, aber zu den Musterhaften gehöre der Milius in der Tat. Da gebe es Merkmale — am Gang zum Beispiel, an der Uniform und so weiter. Und so ist alles Einigkeit. Man spricht von Tausenden, die Rosamund bei einem einzigen Holzverkauf verdient. Und von dem großen Holzhändler, seinem Auftraggeber, erzählt man als von einem ganz Besonderen, was die Vermögensverhältnisse anbelange.

Und die Monde gehen dahin. Und das Land trägt seine Frucht. Und die Menschen setzen ihre Füße vorwärts, hinein in das Leben, hinaus aus dem Leben, mit einem Krönlein auf dem kecken Haupte, mit einer Bürde auf dem sich krümmenden Rücken.

Helma Habermann tanzt dahin. Die Herzmutter kann ihr keine Arbeit schenken. Aber was tut Arbeit ihren jungen Gliedern! Sie macht sie müde zum Schlaf, und sie macht sie stark für das Leben! Und das Leben ist schön, denn es bringt Briefe vom Liebsten. Was für dumme, goldene Briefe schreibt der Milius Stauch! Sie hat ihm ihr Bildnis geschickt — davon er ablesen kann, daß sie wahrlich keine Schönheit ist. Aber er erschaut daran, was in seinem Herzen Wohnung hat.

Dezember ist herangekommen, die Winterflocken tanzen in der Luft.

Frau Habermann sitzt im Rohrlehnstuhl neben dem Tisch mit den dicken, gedrehten Füßen. Helma schreibt ihren Liebesbrief. Kurze Zeit noch, dann kommt Milius auf Weihnachtsurlaub. Frau Habermann aber denkt an Arnos Hochzeit, die im März stattfinden soll.

So führen beider Gedanken zur Höhe.

⁂

Um das Ende der ersten Dezemberwoche geschah es, daß Arno Habermann vorzeitig abends von seinem Liebchen heimkam.

„Was ist denn dir?“ fragte ihn die Herzmutter betroffen.

„Ach, das hat nix auf sich. Ich will mich bloß e bissel niederlege. Danach ist das wieder im Geschicke.“

Aber am andern Morgen mußte Helma ins Nachbardorf zum Homöopathen springen. Der schickte seine Körnchen und kam hinterher selbst. Schaute sich den Kranken an und „versehnte“ ihn. Er raffte alle seine Gedanken und seinen Willen zusammen und sprach seine Gebetsformel, daß sie Heilung bringe.

Am Tage danach stand Arno auf.

„Das wäre noch besser,“ sagte er, „wo itze meine Hochzeit alle Tage näher kommt, daß ich da krank liege. Jetzt muß man durchhalte. Jetzt muß man den Atem nicht fahren lassen.“ Er blieb drei Tage auf, dann aber legte er sich wieder, und der Doktor mußte kommen.

Am Abend dieses Tages sagte die Hausmutter zu ihrer Helma und faltete dazu ihre Hände: „Itze müssen wir Zwangsbeten, daß unser Vater im Himmel nich kann ausweiche. Wenn Arno stirbt, da ist das auch mit uns alle. Wie sollen wir da zurechtekommen. Da müssen nune die anderen Gebete e bissel aufhören. Da kann nune keins bloß an sich



Spitzenklöpplerinnen

Gemälde von
Paul Plontke

denken. Und wenn unser guter Vater im Himmel das sieht, die Einstimmigkeit, da gibt er nach. Er muß nachgeben ... Sonst ..." Ihr rundes, großes Gesicht erzitterte. Ihre kirschbraundunklen Augen liefen über. Und die lange Oberlippe krauste sich. Sie sagte: „Du därfst jetzt nich for deinen Kram beten, Helma, das wäre ene Sünde. Ich habe dir deinen Spaß gelossen, wie Zeit derfor war. Aber jetzt schreit die Not." In bäuerlicher Stämmigkeit stand sie da, in ihren kurzen, geflickten Arbeitsröcken. Ging schwerfällig auf die Ruhebank zu, ließ sich fallen und legte ihre Stirn auf das Kopfpolster.

Helma saß die halbe Nacht auf bei dem Kranken. In der zweiten Hälfte wachte die Braut. Arno murmelte vor sich hin. Wenn die Mädchen lauschten, hörten sie, daß sein Wille zum Leben redete. Aber der wurde bald zum Stammeln, verlor sich unter dicke Wolken fremder Träume und erlosch.

Arno Habermann verließ die Seinen. Er ließ die Mutterliebe in ratloser Not einer ganz schwarzen, verworrenen Zukunft zurück. Ihr Webwerk war zerrissen, und sie hatte keinen starken Faden mehr, um ein neues, haltbares Zukunftsgewebe aufzulegen.

Habermann sprach mit dem alten Vetter Michael. Es war am nämlichen Tage, an welchem Arno wie ein großer König auf den Schultern seiner Träger hinaufgezogen war zum Gottesacker, wo man seinen jungen kraftvollen Leib, den Berger einer künftigen Generation, den Stoffhalter verschwenderischer kommender Arbeitsleistungen von Täler Breite und Berges Höhe, der Mutter Erde an das Herz gelegt hatte, sechs Schuh tief in ihr heiliges Fleisch hinein — es war an diesem nämlichen Tage, daß Habermann zum alten Vetter Michael von seiner jungen Tochter sprach als der Nachfolgerin des Sohnes in dessen Pflichten.

„Man wird älter," sagte er, „die Frau kann nich merre, die is krank, und ich kann auch nich merre. Das ewige Geschaffe kriegt man satt. Aber kaum legt man sich en bissel nieder aufs Kanapee, da muß man wieder springe. — Helma muß heiraten, da gibt's keenen andern Ausweg."

„Wen soll sie denn heirate?"

„Ja, das weßß ich noch nicht."

Darauf erwiderte der alte Vetter Michael: „Ich denke, das is feste mit Stauchs."

„Das ist nix Festes. — Wenn sich das so gepaßt hätte, na ja. Aber itze paßt das nicht. Milius hat noch seine Militärzeit abzuwickle; das dauert noch ein Jahr. So lange können wir nicht warten. Außerdem ist das die Frage, ob der Alte ihn missen kann. Der braucht ihn doch am Ende selbst. Überhaupt — Beckmann, for den er kauft, soll nicht mehr so berühmt dastehen, wie er stand. Er soll viel verloren haben. Da hakt einer am andern. Purzelt nune der eine, da zieht er die andern hinternach. Nee, die Heirat wünschen wir nicht. Hier auf meinen Sachen bin ich die Hauptperson. — Nee, das ist nix. — Helma hat Zuspruch satt, da haben wir die Auswahl. Und itze wird der Zuspruch noch größer werre."

Am andern Tage schon hörte Helma davon. Sie lachte erschrocken auf. Wie ein Spuk ging die Rede, daß sie heiraten solle, neben ihr her.

Aber ein paar Tage später sagte es ihr auch die Herzmutter: „Mit der Spielerei mußt du itze aufhören, Helma. Du siehst ja, wie das ist. Der Vater is nicht för'sch Arbeiten geschaffe. Nune müssen wir Ersatz haben. Wir haben sechs Wochentage und einen Sonntag, das is sinnbildlich. Ich will dich nich so sehr treibe. Aber rantreten mußt du. — For e Mutterherz is das ja grauam. Die Stelle von meinen Jungen, wo der gesessen hat und geschlofen hat, die is noch warm, sein Löffel, der schmeckt noch nach ihm, wo er mit gegessen hat — — und da soll itze gleich en anderes in die Rechte eintrete und den Platz einnehme und sein Andenken auslösche." Sie setzte sich in den Sorgenstuhl und weinte bitterlich.

Helma hockte vor ihr und umfaßte ihre Knie. Und die Mutter, die Trost in des Mädchens Augen zu finden hoffte, sah einen festen Ausdruck darin, der voller kindlicher Liebe und Erbarmen war, zugleich aber auch einen Widerstand einschloß; und das Gesicht des Mädchens war kreideblaß.

Vor dem Widerstand ihres Kindes bangte der Habermannsmutter wie vor einer allerschwersten Arbeit. Ihr Leid wuchs an.

Und dann kam Milius. Die Tannenbäumchen hingen nun schon am Deckenbalken in den verschiedenen Häusern und waren herrlich geschmückt mit allerlei blankem Tand. Das Weihnachtsfest war heraufgezogen.

Bei Habermanns fehlte das Christfestzeichen des Tannen- oder Fichtenbäumchens. Es sollte die tiefe Trauer des Hauses anzeigen. —

Es schummerte bereits, als Milius eintrat. Er sei am Mittag angekommen, sagte er, aber der Vater sei unten am Bahnhof gewesen und habe ihn gleich mitgenommen. Er wolle guten Tag sagen. Sein Beileid aussprechen. Glück zum Feste wünschen. Kurz und stämmig stand die Habermannsmutter vor ihm, wortarm aus Politik und Ergriffenheit. Denn der Soldat sprach von dem Verstorbenen wie von einem, dem man

nachgeraten müsse, sah dabei in seiner schmucken, bunten Extrauniform nach was Apartem aus. Und sie schaute ihr Helmakind nicht an, das seitlich stand, den Kopf ein wenig abgewandt, mit hungrigen Augen.

Als Milius ging, kam die Mutter mit vors Haus, ließ dem Kinde kein bißchen Weihnachtsfreude einer allergeringsten Zärtlichkeit.

Milius sagte zum Schätzchen: „Wo ist denn euer Weihnachtsbaum?"

„Wir haben keinen."

Er ging gleich in die Schonung und holte ein Fichtenbäumchen von Spannenhöhe, ein lachendes, grünes, kuschliges Fichtenkerlchen. Dem schnitzte er ein Klötzchen zurecht, da hinein er es steckte. Und in der Nacht, während die andern schliefen, schnitt er Herzchen vom roten Pfefferkuchenpapier, zog sie auf ganz kurze Fäden und beknüpfte sein Bäumchen damit. Hatte seine Herzlein frei geschnitten. Darum gab es deren große und kleine, gedrungene und gestreckte, alle freilich nach kleinsten Maßen. Sie umwimmelten das Fichtenkind auf eine drollige Weise und machten es zu einem ganz feinen, herzzärtlichen Anblick. Denn sie waren rot um und um, und blies man ein wenig mit seinem Atem hinein, so schaukelten sie und schwebten.

Als am andern Morgen in aller Frühe die Herzmutter die Haustür aufschloß, stand draußen auf dem Treppchen der Soldat und überreichte sein Angebinde. Die Frau sagte: „Was sollen wir damit? Das behalte lieberst for dich. Uns ist nicht spielend in unserm Herzen."

Milius antwortete, es solle ja für Helma. Die solle es in ihre Kammer stellen, damit die Eltern an dem Anblick keinen Anstoß nähmen.

Und in dem Augenblick kam Helma heraus und nahm der Mutter ihr geputztes Bäumlein ab. Sagte: „Das Christkind hat schon gesucht, wo sein Bäumchen hinte ist..." und senkte ihr Gesicht liebkosend auf das rot beflackerte Genadle.

Darauf drehte eins von inwendig her, von ihrem Herzen her, die Habermannsmutter um und schickte sie ins Haus. Und nun standen die beiden Jungen dicht im Türrahmen. Und während das Mädel das herzblättrige Weihnachtssträußchen in ihren Händen hielt, umschlang der Bursch sein Liebchen und küßte es.

Er hielt es ganz fest und küßte es dauerhaft. Legte soviel in diese kleine Zärtlichkeitshandlung hinein, wie sie, die aufnahmefähig und ausdrucksvoll ist, irgend bergen konnte — — seine Anteilnahme an dem Verlust, der das Haus betroffen hatte, seine Liebe zum Liebchen, seine Sehnsucht nach ihr und seine Freude, mit ihr zusammen zu sein.

Ein Poltern im Hause schreckte das Pärchen auf. Helma flüchtete die Treppe hinauf. In dem Schächtelchen, das ihr Milius zugesteckt hatte, fand sie ein Herzchen in Silber mit einem kleinen, roten Stein. Innen aber in dem anzüglichen Schmuckstück lag ein straffes, blondes Haarkränzchen, das mit roter Seide verschürzt war: eine Locke vom Haupte ihres herzlieben Frühlingsjungen. Sie ging ihrem Tagewerk nach mit flinken Füßen und hellem Lächeln. Milius pfiff zu der Arbeit, die ihm oblag.

„Dir hängt freilich der Himmel voll Geigen," sagte Rosamund.

„Ich free mich, daß ich derhäme bin."

„Mog sei." Und Rosamund setzte sich auf das Kanapee und begann zu grämeln. —

Zur Mittagszeit kam Besuch, Dehler mit seiner Tochter. Sie wollten zum Abend wieder weiter, die Nacht in Saalfeld bleiben. Aber das gaben Stauchs nicht zu, Rosamund war ausgetauscht. Alles wippte und federte wieder an ihm und war leichtsinnig und großartig. Und Amanda trug auf.

Nachher sprach Dehler vom Holzhandel. Er gehe, antwortete Rosamund — mal besser, mal schlechter — mal mit großem Verdienst, mal mit kleinerem.

„Mal mit Verlust," warf Dehler ein.

Rosamund antwortete: „Auch das kann vorkomme, daß man mal muß kaufen wegen der Nachfrage, oder daß man ennen andern nicht will dran lassen. Jeder Handel hat seine Schwierigkeiten. Man kann nix ganz und gar vorhersehe." Er erzählte, daß ihm die erste Hypothek auf sein Grundstück aller Wahrscheinlichkeit nach werde gekündigt werden.

Dehler antwortete: „Für diesen Fall rücke ich auf."

„Das heißt," entgegnete Rosamund, „du nimmst noch die erschte dazu."

„Nein, das tue ich nech. Ich habe doch mein Geschäft. Ich nehme die erste nech dazu sondern dafür."

„Ja, ja, wollen abwarte. Das ist nämlich mit den Leuten so: es ist mit Erbteilung. Die haben alle was anzubrocken. Das ist schon möglich, daß gerade einen die Anlage paßt. Danach bleibt alles sozusagen beim alten."

Dehler sagte: „Das ist hier bei dir e doppelter Betrieb, wie ja auch bei uns. Aber bei dir ist das zeitraubender. Wir kochen unsern Balsam und destillieren unsere Essenzen und Öle und Tropfen und dergleichen. Hernach gehen wir auf die Reise — Stieler, der Schnäpse macht, ist dreimal in Brüssel

gewesen — Gräf hat seine Kundschaft in den Rheinlanden — Müller jeht nach Böhmen — ich nach Schlesien — Keßler pascht nach Polen rüber — jelte, das hat seine bestimmte Einteilung. Zurzeit sind wir wieder daheim und machen unser Feld. Bei dir ist das anders. Dein Feldbesitz ist auch größer und verlangt mehr Arbeitskraft. Sodann hast du verschieden zu kaufen. Du nimmst doch nech bloß den Verstrich wahr. Wenn einen Bauern sein Wald juckt, weil er Geld braucht, das ist e Fall för dich. Der Holzhandel ist ein Seiltänzerstückchen. Da stürzt manch einer ab."

Der Soldat und Flora traten in die Stube. Sie wollten eine Schlittenfahrt machen. Fragten an, ob es erlaubt sei.

Dehler warf ein Auge in die Ställe, Rosamund begleitete ihn. Dann sahen beide Väter, wie die Kinder von dannen fuhren.

Pferde und Schlitten konnten sich sehen lassen. Und die Kinder waren zwei junge Schönheiten.

Flora Dehler hatte ein feines Gesicht, Näschen, Mund und Oval waren auserlesen. Der Blick der dunkelgrauen Augen war freilich ein wenig kühl. Aber sie ermangelte der Wärme nicht. Kaum achtzehn Jahre alt hatte sie der Tante Berta die Zügel des Wirtschaftswesens aus den Händen genommen, sich beinahe restlos auf den ersten Platz gestellt. Der ihr zukam, als der Tochter des Hauses. Sie war ein ganz kaufmännisches Menschenkind. Das Nützliche und Fördernde besaß alle Vorrechte. Aber sie hatte auch eine Herzecke. Und in der Herzecke stand das Bild des Milius Stauch. Als ein Liebes, das mit jedem neuen Sehen schärfer hervortrat. Alles gefiel ihr an ihm — sein Äußeres, sodann sein Wesen mit all seinen Hemmungen, der Ungesprächigkeit und der Eingeknöpftheit, sein ordentlicher Sinn, sein Pflichtgefühl. Es gefiel ihr auch, daß er in keinem Stücke dem Onkel Rosamund und der Tante Amanda glich. Für den Milius Stauch, in ihren Händen, ihr zugeteilt, hätte sie Großtaten verrichten können, in ihrem Sinne. Sie hätte sich auf halbe Verzichte einlassen können, auf den Verzicht einer täglich fortlaufenden Bequemlichkeit zum Beispiel oder eines Vorteils.

Nachdem sie die Tante Berta entthront hatte, lebte sie nicht etwa krieghaft mit ihr. Sie hatte durch die Tante ihre Erziehung erhalten, die gut gewesen war, ohne überflüssige Fesselung. Darum berieten sie noch heut bei allen Fragen im wirtschaftlichen Leben. Aber als Mann am Steuer taugte die Tante nicht; dafür war sie zu umständlich der Welt gegenüber. Sie hatte innen eine durchlässige Stelle, wo jedermanns Not und Beschwerde hindurchsickerte und ihr das Herz und die Gedanken belastete. —

Der Tag war voll Sonne, die Landschaft war mit Schnee bedeckt in all ihren Breitungen und Wellungen und mählichen Aufstiegen. Wo Gestein sich hervordrängte, schmückte der Schnee die Brüche und Stüfchen. Die Laubbäume aber trugen ihn in den Gabelungen als feinste Polsterung, und die Fichten streckten ihre Nadelhände vor und hielten ihn säuberlich.

Milius sah, daß sein Bäschen ein schönes Mädchen war, das gefiel ihm ohne Aufregungen. Er wäre nun wohl lieber bei seinem Liebchen gewesen. Aber das Bäschen hatte nichts an sich, was ihn ärgerte. Und er konnte drum doch, während er mit ihr dahin fuhr, an sein süß holdes Mädchen denken, an den Verführerton in ihrer Stimme und an ihre schnurrig kleinen Mädchenworte, ihre Kinderworte und Spaßworte, an diese kleinen Klingelworte und Dummheitsworte, die so süß und lachhaft schmeckten. Allmählich tauchte im Gestrüpp um die Augen das Zärtliche auf. Das Bäschen sah es. Ihr Herz klopfte. —

Die abschiednehmende Sonne begann den Himmel anzumalen. Sie durchschoß ein langes Wolkentuch, das breit darüber hinlief, mit ihren feurigen, dunkel rotweinrötlichen Gluten. Zu Häupten färbten sich die Wölklein zart ein wenig rosenfarben. Es geschah sehr rasch, und es war ohne eigentlichen Stillstand. Der rote Fluß trat ein, erreichte allmählich seinen Höhepunkt und verblaßte. Sie fuhren während der Zeit auf ansteigendem Wege, eng zwischen den Bergen. Die Fichtenzweige waren hier dick mit Schnee beladen in der Streifenbreite der Nadeln wie vielfingerige Hände. Je höher die Fahrenden kamen, um so griffiger waren die Zweige bepackt, und zuletzt hingen sie tief herab unter breittatzigen Lasten. Mit grau werdendem Licht kehrten sie heim. —

Flora Dehler erwachte in der Nacht und dachte an die Fahrt zurück. Das Bewegliche in der Landschaft, der Schlitten mit den ausgreifenden Pferden, dazu der Fahrer in der bunten, schmucken Uniform mit dem ganz feinen Kopf und den unredseligen Lippen, das war fest in ihrem Gedächtnis geblieben. Das hatte irgendein konstantes Spiegelchen erfaßt. Das saß in der Wunschecke. An den Vetter Milius dachte sie mit lückenloser Ausführlichkeit. Und von der Wunschecke aus formten sich Bilder. Schnurrige Bilder, bei denen der Geldbesitz keine Rolle spielte, bei denen es sich nur um den

Besitz der Person drehte. Die Stube, in der ihr Bett stand, war ganz hell vom Monde, der erst seit wenigen Tagen im Zeichen des Abnehmens stand. Schneeweiß kam das Licht vom Himmel herab. Gesellte sich dem wirklichen Schneeweiß zu, das auf Äckern und Wäldern lag. Durchtränkte die Luft fremd und stumpf und geheimnisvoll, und beunruhigte mit seiner lauernden Schwermut die Menschen. —

Flora Dehler sagte am andern Morgen zu ihrem Vater: „Milius könnte doch mit uns mitkomme auf e paar Tage."

„Ach, was soll er bei uns."

„Der würde dir schon gefallen."

„Wer weiß auch."

„Doch! Er ist so, wie wir sind. Er hat nix von seinen Eltern."

„Die Hypothek damals," sagte der Vater, „hätte ich nech sollen gebe. Was ich von dem Holzhandel höre, kann mir nicht einleuchte. Ein Geschäftsmann muß sich immer Grenzen ziehen. Sonst läuft er ins Ungewisse. Wir werden's erfahren."

„Das bezieht sich aber doch auf den Vater und nicht auf den Sohn."

„Es betrifft, wenn es schief ausläuft, die ganze Familie."

Flora Dehler hatte eine goldene Kette in der Hand, daran ein Kreuzchen hing. Die Kette legte sie um den Hals, trat vor den Vater hin und sagte halblaut: „Die Kette und das Kreuzel, die hast du mir damals gegeben — du weißt schon ... Nune schenke mir heute das — —" Sie schwieg und horchte, daß der Vater bejahen solle. Als er stumm blieb, fuhr sie fort: — „daß du den Milius einladest, er soll mitkommen auf e paar Tage." Und sie drehte sich um und ging aus der Stube.

Stand es so — —? Stand es so — —?

Dehlers Gesicht wurde tiefernst.

Als sein Töchterchen sechs Jahr alt gewesen, war eins der kleinen Gespielen ins Haus gekommen — —: „Die Flora — —" hatte es gestottert.

„Was denn?"

Sie sei fort — — —

„Ach, wohin denn?"

„Mit dem Wasser — fort —"

„Womit?! Mit dem Wasser?"

Hineingefallen sei sie und mit dem Wasser gleich fortgeschwommen. —

Das zagende Kind hatte er damals mit hartem Griffe gepackt.

„Wo? Wo?" Zehn Aufschreie hatten in jedem Wort gelegen.

„Hinten im Garten."

Ja, da ging das Flüßchen breit und hoch in roher Kraft des Hochwassers bis an seinen Rand. Und das Kind, das er mit sich gerissen hatte, sagte nun: Das sei doch schon vorhin geschehen.

„Wann?!"

„Schon vorhin doch."

Das Kind geschleudert, als ob er es zerbersten wolle. Vier Monate lang hat es mit gebrochenen Knochen danieder gelegen. Und nun dem Wasser nach. Springend, mit schreckfürchtenden Augen. Barhäuptig, wie er sein Haus verlassen hatte. Im flatternden leinenen Arbeitskittel durch das peitschende harte Pfeifen des Tauwindes. Sein Körper hat nachher mit einer Lungenentzündung geantwortet, die er glücklich überwunden hat.

Wenn er seine Augen aufschlug in seinem Krankenbette, sah er auf das Lager seines Töchterchens, das ein Ohngefähr gerettet hatte, ein Strauch, in den hinein es von dem strömenden Wasser geschleudert worden war, und in dessen dolchigem Wuchs ihr Gewand sich gesetzt hatte. Die Tante sprach zwar vom Finger Gottes des allmächtigen Vaters; aber um ein derartiges Lob ausstellen zu können, war die Genesungshilfe dem Erwin Dehler nicht rasch genug. Das Kind mußte viel leiden, bis es endlich wieder einigermaßen sicher auf seinen zwei Beinchen stand, und eine lange Reihe von Wochen war darüber ins Land gegangen.

Damals hatte er das goldene Kettchen gekauft. Das solle das Kind als Erinnerungszeichen tragen, daß es ihm zweimal geschenkt worden sei.

Dehler hatte einen Bruder, der höher oben in den Bergen wohnte. Mit dem tauschte er das Anwesen. Er vergrößerte seinen Landbesitz damit und kam frei von den tückischen Zeugen jener Tage, dem Wasser und den Menschen. Denn die Menschen trugen ihm sein Verfahren gegen das Kind nach, das ihn benachrichtigt und hierdurch sein Kind vom Tode errettet hatte.

Dehler lud den jungen Soldaten ein, mitzukommen. Rosamund stimmte eifrig zu: jawohl, jawohl, auf zwei oder drei Tage. —

Als Milius sein verblüfftes Gesicht machte, schickte er ihn. Holte ihn ein draußen im Stall und sagte ihm, daß er die Einladung annehmen müsse. Hatte seine Gesichtszüge dazu in lauter Kerben gehackt, aus denen seine Augen wie dreinschlagende Knüttel hervorsprangen.

Nach einer gräßlichen Pause würgte Milius heraus: — Erstmal zu Habermanns hin — und das melden, — daß er heut und morgen nicht kommen könne — —

Darauf ein gehässiges Lachen vom Vater. Habermanns! Was ihnen Habermanns

sollten! Nannte den Habermann einen Dreck- und Jammerwirt und einen Faulenzer.

Und durch Milius' Kopf lief pfeilschnell das Abwägen der beiderseitigen Arbeit. Und er fragte sich, wieso der Vater den Habermann einen Faulenzer schelten dürfe. Da sein eigenes Arbeitsmaß demjenigen des Habermann nicht gleichkomme — wenn man so annehmen wolle — und nicht etwa sein Getreibe mit Trinken und Tafeln und Kartenspielen und Umherkutschieren als Arbeit ihm anrechnen wolle.

Als der Schlitten zurechtgemacht wurde, lief er zu Habermanns. Die saßen beim Essen an dem Tisch mit den dicken, gedrehten Füßen. Saßen da in ihrer grauen, teilnahmlosen Trauer. Und er erzählte, Dehlers seien gestern gekommen, und er müsse heute mit hinauf nach des Vaters Bestimmung. Auf zwei Tage.

Liebchen trug ein schwarzes Kattuntuch glatt um den Kopf gebunden, dazu eine dunkle, an das Schwarze und Graue gemahnende Jacke und eine blau-schwarz leinene Arbeitsschürze. Sah ihn an mit ihren klugen, weitgerückten, braunen Augen. Faßte nach dem Jackenausschnitt. Und der Milius Stauch sah ein Schnürlein auftauchen und an dem Schnürlein ein rotbraunes Herzel aus doppelter Papierlage, das blank und fröhlich über dem stumpfen, dumpfen Trauerzeug gaukelte. Hatte sonst nichts von diesem Besuch beim Liebchen erwischt, weder Händedruck noch Kuß, sondern nur diese zwei Augen voll Herzfreude. —

Die beiden Väter saßen hinten im Schlitten. Milius fuhr, Flora saß neben ihm. Als sie an Habermanns vorüberklingelten, sagte Flora: „Was machen denn die?"

„Der Sohn ist gestorben."

„Ach, das ist wohl schlecht für sie."

„Ja, das ist schlecht."

„Wenn wir aber wieder emal herkommen, da gehen wir hien."

Sie lächelte. Dachte an die drollig häßliche Puppe damals in der Kindheit. Sagte aber nichts. Hatte eine Erfahrungs-Lebensklugheitserbschaft eines reifen Menschen in sich. „Hübsch ist sie nech, jelte?"

„Wer?"

„Helma Habermann."

Dem Soldaten stieg das rote Blut bis in die Stirn.

Nun sah Flora Dehler in die Weite. —

Milius Stauch blieb seine zwei Tage vorbedungener Zeit mit leichtem Herzen. Es war schön bei den Dehlers. Das Vieh tadellos, die Baulichkeiten beinahe herrschaftlich. Er ging mit in das Laboratorium und in die kellerigen Hofgebäude zu den großen Fässern, die der Likörbereitung dienten. War geschickt und zeigte, daß der Betrieb ihn anziehe. Und er ließ sich von Spaßens Hermann, von dem langen, fiedelbogenkrummen Alten, der am Abend ein wenig herzuhuschte, Vortrag über die vergangenen Zeiten halten. Wie sie um Achtundvierzig den Schulzen entthront hätten. Ausgetrommelt: er gelte nicht mehr. Wolfens Heinrich habe das Amt übernommen. — Und nun gewartet, was die Gegenpartei anstellen werde. — Was haben sie schließlich angestellt? Sie haben gelacht. Krauße, der alte Schultheiß, hat gutwillig, was an Schreibereien dazu gehörte, herausgegeben, und Heinrich Häußler, den sie Wolfens nennen, hat den Kram in seinen Schreibsekretär eingesperrt. Er erzählt auch vom verbotenen Vogelfang, der noch heute fortbestehe, und von der Wilddieberei. — Zu guter Letzt vom Paschen. — Hierbei aber wurde sein Gesicht ganz schlau. Er war zu seinen früheren Zeiten Balsamsträger gewesen. In Witgendorf, Döschnitz, Rohrbach, Meura, Deesbach, Oberweißbach hatte er eingekauft. Hatte nur allererstklassigste Fabrikate geführt mit feinen Wässern, die dem Gesundungsdrang nachhelfen und die Schmerzen lindern sollten, und seinen Wundsalben, Brand-, Flechten-, Frostsalben, die denselben Zweck des Heilens verfolgten. Das hatten sie alle gewußt, die Leute in Polen, zu denen er hinüber paschte, daß er aus den berühmtesten „Labbeltoriens" seine Waren herzutrug. Und daß diese Waren immer halfen — unter allen Umständen.

Die Tante sah, daß Flora gern die alte Plaudertasche entfernt hätte, und sie sagte: „Gieh miet, ich will mal wieder dein Bein betrachte." Führte ihn abseits und er mußte ihr seine elenden Löcher und Schwären freilegen, die der Heilkraft seiner unfehlbaren Salben trotzten. Sie reinigte ihn und verband ihn und schalt ihn. „Wenn deine Minna das nech besser kann hale (halten), da kommst du bei mich. Ich mache dich das."

Indessen erzählte Flora vom Theaterspiel. Und vom Tschardas, den sie getanzt hätten. Machte vor. Trällerte die Melodie dazu mit heller Stimme. Holte darauf den Vetter zum Mittanzen. Und die beiden jungen Menschen lachten und drehten sich; zirpten und flatterten wie junge Vögel im Liebesgarten.

Zwischen den Fenstern stand das Sofa. Hier saß Dehler mit seiner Zeitung. Er sah über das Blatt hinweg den beiden zu. Sah seiner Tochter Gesicht in heller Sonne. So, wie er es bisher noch nie gesehen hatte. So,

als sei sie beschenkt worden mit Ketten und Ringen.

Nachher sagte er zu dem Soldaten: „Du willst morgen schon weg? — Das ist schade. Ich hätte dich gerne noch e paar Tage hier behalten.“ Lud ihn ein, zu bleiben, er habe eine zweitägige Reise vor.

Kam von der Reise zurück. Erzählte, daß er bei Stauchs herangefahren sei. Brachte noch nötigstes Gepäck für den Soldaten mit. Und der Soldat solle bis zum Schlusse seines Urlaubs bei Dehlers bleiben. Die Eltern würden ihn in der Garnison dann aufsuchen. — Erledigt also! — Gefragt, ob er einwillige, hatte er den Soldaten nicht.

Wenn der an Heimkehr dachte, tauchte das Bild des Vaters vor ihm auf mit den drohenden Augen, die wie Totschläger schauten. Die Forderungen stellten. Keine, die mit Nebensachen in Berührung standen. —

Dehler nahm ihn am anderen Nachmittag mit auf die Jagd.

Sie standen ober dem Dorfe und sahen unten tief im Grunde die vielen kleinen Bergköpfe, als brodelten sie aus dem Erdboden hervor. Alles unter dickem Schnee begraben. Hier und da war ein Weg eingetreten. Hier und da buschte ein Streifen spießenden Strauchwerks neben einem Stückchen oder einer Falte hervor. Jenseits war dann die große Breitung, über die sich die gewellten Felder hinzogen. Und in der Runde blendete, den Horizont abschließend, das flammendblaue Weiß der ineinanderfließenden, verschneiten, massigen Bergkontur. Das Dorf lief vom Berge nach unten wie ein Bach. Die schieferbeschlagenen Häuser und Gehöfte sahen nach Wohlstand aus. —

Am Abend gingen sie in den Gasthof, wo Dehler zum Kartenspiel verabredet war. Sie spielten Rehkopf. Pfiffen ihre Stiche auf den inmitten des Tisches stehenden Teller. Da war einer mit einem vollen, glattrasierten Gesicht, mit schwarzen, zur Mitte gescheitelten Haaren, die Hautfarbe gelblich, über siebzig Jahre alt, das Schlipschen ein wenig künstlerisch umgebunden. Aus seinem Laboratorium gingen allerbeste Erzeugnisse hervor. — Ein anderer, langer, blonder, füchsischer, weltgewandt, heiter und gerieben bis in die Fingerspitzen. — Ein kurzer, bedachtsamer, zögernder, herrenhafter. — Dann Dehler, der scharfe, kühl überlegende aus der Egoistenecke. Und alle hieben sie ihre Stiche durch die Luft, daß die Luft pfiff. Und keiner von ihnen sah nach einem Bauern aus.

Nannten sich aber alle Bauern. In der andern Ecke der großen Gaststube saß Flora mit der Wirtstochter und dem Soldaten.

Milius nahm alles, was er sah, in sich auf. Der weltmännische Anstrich bei diesen Laboranten war anderer Art als daheim bei seinem Rosamund. Es steckte Knochenbau in diesen Männern.

Er rodelte am andern Tage mit dem Bäschen auf der Fahrstraße. Immer tiefer führte der Weg hinab, — hinunter in den Bereich der Bergleiber — dann deren Basis zu, dem Aufwuchs aus dem Tale. Mit so starkem Gefälle hatte Milius noch nicht gerodelt. Er fühlte, daß er des Schlittens nicht mehr Herr war. Wußte dessen Geschwindigkeit nicht mehr einzudämmen. Rechts unten hinter der Wegbiegung kam ein Wiesenlappen, ein eingesetzter, ansteigender Erdflicken vor der zurückweichenden Berggruppierung. Über die kleine, wüste Grabenrinne, die den Fahrweg begleitete, führte eine erdbeschüttete Übermauerung zu dem Nutzland hinüber. Milius rief ein paar Worte der Kameradin zu — „Ich biege da ab — abspringen nach links — wenn ich rufe —“ Stemmte seine Hacken ein und bremste mit aller jungen Kraft, als ob die Knochen zersplittern sollten. Dadurch nahm der Rodelschlitten die Kurve. Aber die Macht des Gefälles war noch hinterdrein, steckte im Holz, war ein aufsitzender Tück, der Unheil anrichten wollte. Der Schlitten sprang. Nahm nachher Schaden. Der Soldat mußte ihn schließlich auf der Schulter heimbefördern.

Auf seinen Ruf war Flora abgesprungen. Er folgte unmittelbar danach. Als er in den Schnee des Grasfleckes flog, fühlte er einen wüsten Anprall in allen Gliedern. Aber er raffte sich gleich auf und sprang der Kameradin bei. Beide dehnten und probten sie danach ihren Körper. Und der Vetter klopfte dem Bäschen den Schnee von den Kleidern. War vorsorglich ohne Zärtlichkeit. Jungenhaft faßte er zu und küßte sie. Erschrak zutiefst ein wenig. Lachte aber darüber. Und Flora war dessen froh, daß er bei ihr war. — Noch zwei Tage — Silvester und Neujahr. Sie gossen Blei durch den Erbschlüssel aus der Erblade. Spaßens Hermann deutete den Guß.

„O weh!“ sagte er, als er das Blei des Soldaten begutachtete, „das hier is ene ganz verwickelte Angelegenheit.“ Er prüfte weiter. — „Die Hauptsache, wo ich hier sehe,“ sagte er, „is ein Kreuz und davor liegt eins auf den Knien. Aber du bist es nech, der kniet, du gehst weiter. — Das sieht böse. — Da sind viele Dornen.“

Flora sagte mit ruhiger Stimme: „Das leide ich nicht!“ Faßte nach dem Bleiguß. Sagte tändelnd: „Das sind doch aber Blumen. Und da is doch e Schlitten. Und der Sol-

dat fährt spazieren." Und sie drückte lachend den Guß zusammen.

Draußen jauchzten Mädchenstimmen. Die Haustochter machte das Fenster auf. „Ja, wir kommen miet. Wartet nur."

⁂ ⁂ ⁂

Der Soldat war auf der Heimfahrt. Nicht auf der Fahrt nach der Garnison. Er war vom Pfade der Wahrheit abgewichen und hatte mit Worten seinen Urlaub um vierundzwanzig Stunden gekürzt. Im Dehlerschen Hause war eine Hand, die stärker war als er. Er wußte selbst nicht, woher das kam, daß er nicht frei heraus gesagt hatte, daß er den letzten Urlaubstag für sich gebrauche.

Zum Aufenthalt bei seinem Schätzchen.

Von solchen Dingen spricht man freilich nicht. Wenn das Spielerei ist und Leichtfertigkeit, dann wohl, dann lacht man dazu. Aber wenn das heiliger Ernst ist — ein Meinsein und Deinsein —

Nein, das hält man in seinem Herzen verborgen. Bis etwas Öffentliches, ein Brautstand daraus wird.

Er dachte an seines Vaters gehässigen Blick. Faßte die Ursache ins Auge. Es mußte sich um irgendwelche Vorteile in bezug auf Dehlers drehen. Oder um irgendwelche Feindseligkeit gegen Habermanns. Um irgendetwas Unehrliches. Er wollte nicht zu seinen Eltern. Es war ihm beinahe, als ob er sich vor einer Roheit fürchte. Er war Soldat. Mußte dem Staat gehorchen. Bezog seine Freistunden von ihm. Seine Eltern gaben ihm reichliches Taschengeld zur Verschönerung dieser Freistunden.

Unversehens flog ihm ein Gedanke zu — der Gedanke, daß er im schlimmsten Falle in die Habermannsche Wirtschaft hineinheiraten könne. Ja, wie dachte er sich denn diesen schlimmsten Fall? Er dachte doch wohl an einen Heiratszwang. Und mit wem? Mit Flora Dehler? Der Gedanke rastete. Wäre er ein doppelter Milius Stauch, sagte sich der Soldat, so könnte er beide Mädchen heiraten. — Würde es vielleicht auch tun — die Flora und die Helma. Bei der Frage nach dem größeren Glück trat er ohne Besinnen auf Helmas Seite. —

Aber er nahm auch das Bäschen in Schutz. Das Glück an ihrer Seite würde anders sein, immerhin aber auch ein Glück. Es würde zutiefst im Herzen vielleicht ein bißchen alltäglicher hergehen als in Helmas Blumengarten.

Und nun dachte er an das Alter — an die herrenhaftere Behaglichkeit im Laborantendorfe und an das sachte Zusammenrücken im Bauernhause. Man sitzt dann auf der Ofenbank in der gestrickten Wolljacke oder liegt auf dem Höllenstein, ruht aus auf dem Kanapee oder sitzt im Rohrlehnstuhl am Tisch und liest seine Zeitung. Und die Frau spinnt oder strickt oder bessert aus. Oder sitzt daneben.

Und Helma hat dann keine Zähne mehr im Munde — und ihr Haar ist grau geworden. — Die hübschen, krausen, bunten Gedanken aber hat sie immer noch. — Und die blanken, braunen, klugen Augen auch. Und er ist ein alter Kerl geworden — — aber nicht verschrumpft und mürrisch, das hat Helma nicht zugegeben. Er denkt an die Kinder und fängt jungenhaft an zu lachen.

In Saalfeld kauft er eine Perlenkette, mehrsträhnig, von kantig gegossenen, granatbraunen Glasperlen mit Schlößchen. Läßt sie auf Watte in ein Schächtelchen verpacken. Kauft auch noch ein Tütchen mit Genäsch, ohne große Ansprüche.

Die Dämmerung macht sich schon bemerklich, als er endlich pilgert. Er nimmt die Fahrstraße und kommt mit großem Umwege allmählich an sein Ziel heran. Der Himmel ist ganz dunkel, die Sterne sind hell. Sie sehen aus wie Nadelstiche in der weiten, schwärzlichen Himmelsbespannung, durch die der himmlische Glast blinzelnd herausdrängt. Der Abend und der schwarze Himmel ersticken alle Formen und alle Farben, unterdrücken alle Flächen und alle Straßen. Dem Schnee haben sie seine weiße Leuchtkraft genommen. Er liegt da, als ob ein Alp an seinem Atem sauge. Durch die dunkle Welt geht Milius Stauch. Sein Schritt ist langsam, kein weitfördernder Soldatenschritt. In ihm baut es. Da sich nichts von außen einmischt, sind die stillen Zuträger emsig an der Arbeit. Dehlers, seine eigenen Eltern, Habermanns — alle tragen sie ihre Werte und Mängel herzu. Zeigen sich von allen Seiten. Verweilen. Gehen. Kommen wieder. Zeigen dies und das von ihren Vorzügen. Decken ihre kleinen und großen Abgründe auf. —

Der Soldat lacht plötzlich auf. Er denkt an sein Mädel, das er sehen und herzen will — denkt an ihren Mund mit den schmalen Lippen, die so fein zu plaudern verstehen — denkt an den Klugheitswinkel um Kinn und Näschen, den ganz vertrackten Schlauheitswinkel. Faßt in seine eine Tasche nach dem Perlenkettchen, das er ihr bringen will, und in seine andere Tasche nach dem süßen Geschleckere für ihr Zuckerschnäuzchen. Fühlt es warm in seinem Herzen aufsteigen und geht froh durch den winterlichen Abend dahin. Er will ein Weilchen mit seinem

holden Liebchen stehen und es drücken, will darauf zurückpilgern durch die Nacht und am andern Morgen früh nach seiner Garnison abfahren. Einkehren bei Vater und Mutter will er nicht. Er will keine Rede herausfordern, der er nicht nach seinem Empfinden begegnen darf. Er ist der Sohn.

So pirscht er sich seitlich hinterwärts heran zu den Rückgiebeln, die der Straße abgekehrt sind. Sieht das Habermannsche Gehöft in dunkler Ruhe vor sich liegen. Erschrickt und denkt an Abwesenheit, an Dorfbesuch. Sagt sich aber: nein, bei dem schweren Trauerfall bleiben sie daheim, gehen ihrer Arbeit nach und denken an ihre Wunden.

Er wartet ein wenig, daß sich irgend etwas ereignen solle. Und sieht wirklich, kaum daß ein paar Minuten vergangen sind, wie das Fenster von Liebchens Kammer sich erhellt. Sieht Schatten auf den Rollvorhang fallen — eine Hand — einen Arm in irgendwelcher nicht zu erklärender Verrichtung. Danach kommt der richtige Abstand zwischen Licht und amtierender Person. Und er hat Liebchens Schattenbild klar wie für ihn hingestellt auf der Rouleaufläche — jetzt den Kopf im Profil, jetzt die Zopffront und die ganze kleine Mädelsperson mit gebreiteten Armen. Sie ist mit irgendeiner Sache in Unstimmigkeit, zieht und zerrt an einem Gegenstand und breitet sich —: sie zieht ihre Jacke aus. Zieht und zerrt und breitet sich weiter und hebt ihren Rock über den Kopf.

Nun beginnt der Soldat zu lachen und freut sich jungenmäßig, daß er zuschauen darf. Greift Schnee vom Erdboden auf und saust einen Schneeball als Neckfanfare gegen das Fenster. Ein Aufkreischen drinnen. Eine breite, dunkle, fremde Masse schwemmt daher. Das Licht erhält anderen Stand, das Schattentheater hat ausgespielt. Aber es rattert eins am Fenster, öffnet es, stellt sich breit und stämmig hin zur Verfügung des Klopfenden und fragt nach Namen und Begehr. „Wer will da was?“ Und als es sich herausgestellt hat, daß der Soldat der Anfrager ist, kommt der straffe Bescheid, daß er am Tage wiederkommen solle. „Itze ist doch Nacht, da geht man doch nicht bei den Leuten.“

Er müsse heute noch nach Saalfeld zurück, antwortete der Soldat.

Dann hätte er sich früher sollen einstelle.

Wo er doch eben erst angekommen sei. — Und er bittet die Habermannsmutter um sachten Anruf, damit kein Fremdes die Unterhaltung höre. Denn er wolle sogleich wieder zurück. Seine Eltern dürften nicht wissen, daß er hier gewesen sei. Steht da mitten im herausfallenden Fensterlicht.

Indessen hat sich der zweite Fensterflügel aufgetan und Helma ist an die Seite ihrer Mutter getreten. Sie hat ein Tuch umgenommen. Die Mutter aber hat einen Packen unter ihrem Arm, den sie mit rascher Rückwendung zuvor aufgegriffen hat. Als er sein Mädel am Fenster sieht, bettelt der Soldat, es solle herabkommen, eine Viertelstunde nur — zehn Minuten nur. — Darum sei er doch hergekommen. —

„Ich kann nicht,“ gibt sein Herzschatz zurück. „Meine Mutter hat mir meine Sachen weggenommen, meine Jacke und meinen Rock.“ Und das Mädel lacht zu ihren Worten.

Da lacht schließlich auch der Soldat über die Gefangenschaft. Aber er bettelt um Urlaub. —

Die Habermannsmutter sagt: „Das kann ich nich zugebe, Milius. Wenn deine Eltern das weis kriegen, daß du hier gewasen bist und ich habe mein Mädel bei dich rabgelassen zur Nacht, da gibt das schlechte Reden, wo sich nich geziemen. Und das will ich nich ha'e. Das paßt mir nicht. — Das ist überhaupt nix für dich, du kommst hierher bei uns, wo nie was kann draus werre mit dir und Helman. Deine Eltern brauchen ene andere Schwiegertochter, und wir brauchen enen andern Schwiegersohn.“

„Und wir brauchen uns,“ antwortet der Soldat. „Wir sind doch keine Kinder mehr, wir haben doch auch mitzureden. Um uns geht es doch. Wir haben's nachen doch auszubaden.“

Helma beugte sich zum Fenster hinaus und sagte: „Dein Weihnachtsbäumchen mit den vielen roten Herzeln, das setze ich alle Abend auf den Stuhl vor meinem Bette, vors Kopfende hin. Danach träume ich von dir. Ich kann's dir nicht zeige, daß ich's hier habe, sonst macht mein Mutterle das Fenster zu, und ich bin eingesperrt.“ Dazu klang wieder ihr junges, klingendes Lachen.

Frau Habermann sagte zu ihrer Tochter: „Mach', komm weg von's Fenster.“

Aber die Antwort lautete: Das kann ich nicht, Mutterle.“

„Ich befehle es, Helma.“

„Folgen kann ich aber doch nicht.“

„Helma, itze werre ich aber barbarisch.“

„Das machst du nicht, Mutterle. Hinterher ist dir das leed und das schadet dir dann. Da wirst du krank.“ Sie bückte sich zum Fenster hinaus. „Schönen Dank fürs Kommen. — Vielen Dank. — Und du giehst nune. — Ich werf dir aber erst noch a bissel was rab för unterwegs. — Runter läßt mich



Kinderbildnis
Gemälde von Hela Peters

mein Mutterle doch nicht." Sie trat ein paar Schritte in die Kammer zurück. Kam wieder mit etwas im Arme, einer Anzahl roter Äpfel. „Die sind von dan Baume, du weßßt schon, wo ich abgestürzt wäre, wenn du mich nicht hättest feste gehalten — wo du mir das Leben gerettet hast. Ohne dich wäre mein Herzmutterle itze ganz alleine. — Nune beiße ich ab, und du ißt unterwegs weiter. Drei Äpfel habe ich. Und von jedem nasch ich erst a bissel."

Und so tat sie, biß von jedem Apfel einen kleinen Bissen ab. Warf sie nacheinander dann dem Milius Stauch zu, der sie auffing mit seinen Händen, so daß das Äpfelwerfen wie ein halbes Ballspiel war, voller Anmut und Natürlichkeit. Zum Schluß eine Kußhand lang und innig mit den Fingerspitzen ihrer beiden Hände. Darauf schloß sie rasch das Fenster und drehte sich nach der Mutter um, die wortlos zurückgetreten war, als Helma an den Apfelbaum und die Lebensrettung erinnert hatte. Sie setzte sich jetzt auf das Bett und sagte mit bebender Stimme: „O, du lieber Vater im Himmel, was ist das Leben doch schwer. Was muß ich doch aushalte."

„Wir müssen alle aushalten, Mutterle." Helma hockte vor der Mutter und umfaßte ihre Knie. „Ich hätte doch auch lieber a bissel die Haustüre aufgemacht und hätte a bissel gestanden. Mir is das doch auch nicht leichte geworden — das bloße Kucken vom Fenster her. Wo er doch mir wegen gekommen ist das Ende und därf nune bloß hochkucke, und das ist alles, was er dafür kriegt, för den Herweg und för den Rückweg. Da hat die Herzmutter nicht dran gedacht. Und die weßß doch, daß mein Herze an ihm hängt. Und wenn das nötig sein wird, daß ich das muß losreiße von ihm, wenn es keinen andern Ausweg merre gibt, aber gar keinen einzigen andern, da werre ich das auch tun, das weiß die Herzmutter auch. Ich werre mein Mutterle nicht verlossen."

Sie stand auf, holte das Weihnachtsbäumchen, stellte es der Mutter auf die Knie, zwischen die gefalteten Hände, setzte sich neben die Mutter auf den Bettrand und umfaßte sie. Kuschelte sich dicht heran. Und so, halb hinter der Mutter sitzend, begann sie einen Psalm herzusagen: „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat."

Darauf ereignete es sich, daß die Mutter Habermann einhelfen mußte. Es geschah sogar, daß sie schließlich die Führung übernehmen mußte.

Sie saß aufrecht da, sprach über das rot beflackerte Bäumchen hinweg, das sie zwischen ihren Händen hielt.

Die alten Tröster stellten sich ein und tropften aus den Augen.

Helma rückte den Stuhl vor das Kopfende, stellte ihr Weihnachtsbäumchen darauf, trat vor die Mutter hin, machte einen breiten Knicks mit gespreiztem Unterröcklein und sagte: „Mutterle, ich muß jetzt schlofe. Gieh, schlof auch. Der liebe Gott wird schunn vürsorge. Gieh, gieh!"

Und die Mutter stand auf und ging. Wußte: ihr Kind war fest, ohne Gnade. War eine Reife in ihrem Willen. Und sie sah das kleine, junge Gesicht mit dem lächelnden Mund und den strahlenden Augen, das schon den großen Zug der Kraft in sich trug. —

Helma hatte ihre Tür eingeklinkt, zog ihre Röcke ab, löschte das Licht und legte sich nieder. Sie sah ihren Milius in der Dunkelheit vor sich stehen, unten im Schnee in der kleinen, blassen Fensterhelle, zwischen den paar Bäumen des Grasfleckes, die mit kahlen Ästen die dunkle Luft durchmusterten.

Sprach ein wenig zu ihm in ihren Gedanken und ließ dann ihre Gedanken mit ihm wandern. Darüber kam der Schlaf und deckte sie zu. —

Und Milius Stauch ging dahin und aß seine drei Äpfel mit glücklicher Inbrunst. Aß die ganze Helma damit auf, ihre Kußlippen an den Bißstellen, ihre Hände, die die Äpfel herzugetragen hatten. Dachte an ihre flinken Füße, dachte an ihre schwenkenden Rockfalten. War ein Schlemmer an seinen drei Äpfeln und merkte zugleich, was er längst wußte, von seinen Jungensjahren her, daß die Äpfel an sich gut von Geschmack waren. Quälte sich nicht mit Bedauern, daß seinem Gange so knapper Lohn beschieden gewesen. Lachte vielmehr über die Mutter Habermann mit dem Röckebündel, und lachte weiter, aber anders, nicht so jungenhaft belustigt, sondern stiller, stolzer, über Liebchens feingesetzte Rede, welche die Herzmutter in die Flucht geschlagen hatte.

Der Himmel war heller geworden, die Sterne leuchteten breiter in ihren schönen Gruppierungen. Ein Schuß Gold war ihrem Geblinkere beigemischt. Sie waren strahlender, größer und froher anzusehen als zuvor, wo Milius seine Wanderung angetreten hatte. Und die Milchstraße war herrlich eingezeichnet mit dem feinsten Gewimmele.

Als er am andern Morgen im Abteil saß, auf der Fahrt nach seiner Garnison, sah er, wie ein blanker Lichtfinger über den Himmel griff und wie schwarze, verdehnte Schat-

ten über die Landschaft zackten. Ein vergeßliches Breitlicht faßte nach allen Gegenständen und betastete sie. Am Himmel zeigten sich Wölkchen, die mit bräunlich und violett durchzogen waren. Der Blick auf den Sonnenstand wurde ihm erst bei einer Biegung des Weges. Da sah er die Lichtbringerin einen Schuh hoch über der Bergstufe, die dem Horizont vorgelagert war, als ein kreisrundes Loch, daraus Weißglut hervorblendete. War jedoch dem kreisrunden Loch im Himmelsgemäuer eine Schutzplatte von gedunkeltem Silber vorgelegt, die unruhig auf der Weißglut schwamm. —

Es gab keinen Soldaten in der ganzen Kompagnie, der so eifrig seine Liebesbriefe schrieb wie Milius Stauch. Man sah ihm an, was er schrieb, das Zärtliche und das Wichtige. Denn er faßte seine Stellung von der männlichen Seite aus auf, als der Darüberstehende. Dieses Männlichkeitsgefühl war aber wie ein Schatzkästlein, das Kleinodien barg, Pflicht, Treue, Vorsorge. Es war voller seelischer Muskeln und Arbeitsverlangen. Und voller ganz blitzsauberer, blitzfrommer, bäuerlicher Zärtlichkeit. Wenn die Briefe seines Schätzchens einliefen, barg er sie auf der Brust bis zur stillen Stunde. Dann wußten die Soldaten, sie durften ihm nicht mit Neckereien kommen. Wenn er den Brief hervorzog und zu lesen begann, also zu einer Zeit, da keine dienstliche Unterbrechung zu erwarten war, dann war alles andere ausgelöscht, dann saß er mitten im Soldatentrubel, der ihn nichts mehr anging, und in ihm gaukelten die Sehnsüchte und die ganz heitre Burschenfreude. —

Mit seinem Liebchen daheim war es dasselbe Spiel. Die Mutter sah auch das Spitzbübische und das strahlend Andachtsvolle, wenn Helma ihre Liebesbriefe schrieb oder empfing. Hier war auch der Alltag ausgelöscht und der Feiertag angebrochen.

Und die Zunge der Herzmutter lag in Banden, daß sie nicht vom Wandel und vom Verblassen zu sprechen wagte. Denn eine matte Schelmerei bleibt ja schließlich wohl haften, eine fast verwischte Erinnerung gibt es ja doch bis ins späte Alter. Immerhin ist des Bleibenden wenig und lohnt der erduldeten Schmerzen nicht. —

Habermann sprach indessen ärgerlich von der Heirat. Helma solle endlich zulangen. Er hatte einen Knecht gedungen, mit dem er zufrieden sein durfte. Hatte auch ein paar Stücken Feld verpachtet an die Händlerfrau. Aber nun ärgerte er sich über alle die Versäumnisse, die dem Felde widerfahren würden. Und dann hub das Schimpfen über Stauchs an. Rosamund hatte ihn zur Rede gestellt wegen Liebschaftsbegünstigung zwischen seinem Sohn und Habermanns Tochter. Er verfolge andere Pläne mit seinem Sohn. Habermann hatte ihm im gleichen Sinne geantwortet. Nun taten die beiden Väter feindlich und roh.

Und Helma sprang daher wie das Leben und schaffte. So eine Unrobuste und verstand zuzugreifen, als habe sie Kräfte für ihrer drei. Umfaßte die Mutter und sprach krause Worte und feines Herzbetteln. Und ihre Augen liefen dem Vater entgegen wie bewaffnete Soldaten.

Darüber war der Winter eingeschlafen, und das Frühjahr hatte seine Arbeit angefangen. Den kranken Menschenkindern machte es schwere Glieder und müde Gedanken, und dem jungen Volke wirrte es in bangem Sehnen die Köpfe und die Herzen. —

(Fortsetzung folgt)

Es kommt ein Gewitter. Von Hermann Hesse

(Aus den Gedichten des Malers)

Der Berg steht schwarz und der Himmel von Stahl,
Alle holde Farbe rinnt
In die letzten besonnten Häuser und Matten,
Dahinter ist alles fahl,
Alles todesbereit und voll Qual und Schatten;
Aber die Sonne spinnt
Noch immer grell und ahnungslos
Ihr Farbenspiel wie ein Kind mit Glasperlen im Schoß.
Bald kracht alles zusammen,
Bald steht alles in Flammen —
Aber vorher und bis zum letzten Augenblick
Lieg ich mit meinem Farbkasten auf der Lauer,
Lese den bleichen Baum und die grellgelbe Mauer,
Folge der blauen Schwärze mit schnellem Blick.
Wie kommt sie bös und geschwind,
Und noch immer kein Wind!
Plötzlich wird Regen und Hagel knattern
Und meine hübsche Malerei zum Teufel flattern,
Dann wird alles erlöschen und untergehn —
Augen, trinket die Farben in euch hinein!
Morgen vielleicht wird schon Herbstwind wehn,
Ach! und kein Sommer mehr sein.

Die Selbstbiographie als Formproblem

Von Dr. Paul Wohlfarth

n der Stufenfolge der Formen literarischen Selbstbekenntnisses im unmittelbaren Sinne — mittelbar ist jede schriftliche Kundgebung wie überhaupt jede menschliche Handlung Selbstbekenntnis — führt ein gerader Weg vom lyrischen Gedicht über den Brief und das Tagebuch zur Selbstbiographie. Was ihnen sämtlich eignet und gegen alle anderen Bildungen ihr Unvergleichbares verleiht, der Wirkungsniederschlag eigenen Erlebens in unmittelbarem Zusammenhang mit diesem Erleben und der Person des Erlebenden, tritt am stärksten im lyrischen Gedicht zutage. Bietet äußeres Geschehen hier nur den Anstoß zu den allein in Frage kommenden inneren Erschütterungen, so ist auch die Frage des In-die-Welt-Tretens für das lyrische Gedicht nur bedeutungsloses Nachspiel. Auch wenn es nicht zu Papier gebracht oder vorgetragen wird, bleibt es lyrisches Gedicht. Demgegenüber ist der Brief seinem Wesen nach für einen anderen bestimmt, soll diesen, auch wo bloß seelische Erlebnisse mitgeteilt werden, über deren Gegenstand und Bewegtheit in Kenntnis setzen und bedingt daher eine allgemein verständliche Formgebung — das lyrische Gedicht wird oft einen letzten, nicht lösbaren Kern enthalten — damit aber eine gewisse Distanz von diesem Erleben. Unter dem Eindruck tiefster Leiden und Freuden geschriebene Briefe — wie etwa gewisse Briefe Goethes an Behrisch aus der Leipziger Zeit — sind lyrische Gedichte. Eine noch weitere Distanzgebung eignet dem Tagebuch. Denn besteht dieses auch aus einzelnen, einen nicht allzugroßen Zeitraum umspannenden Blättern, die an sich nicht mehr zu enthalten brauchen als ein Brief, ja zunächst nicht einmal dazu bestimmt sind, einem andern mitgeteilt zu werden, so bedingt doch der Zweck des Tagebuchs eine ungleich stärkere Verselbständigung und Objektivierung. Der echte Brief ist Augenblicksprodukt und, soweit er nicht rechtserhebliche Tatsachen enthält, mit der Erwartung behaftet, alsbald der Vernichtung anheimzufallen. Auch das kürzeste Tagebuchblatt soll Dauerwert haben, der Schreibende will eine Entwicklung für sich oder seine Kinder oder die Nachwelt niederlegen, zusammengesetzt aus einer Reihe unmittelbarster Eindrucksbilder. Dieser Zweck bedingt einmal eine strengere Auswahl, weiterhin eine bestimmtere Gestaltung unter irgendwelchen sachlichen oder persönlichen Gesichtspunkten, schon mit Rücksicht auf den Zusammenhang, vor allem aber das Bewußtsein einer höheren Verantwortlichkeit. Im Brief läßt man sich leicht gehen, das Tagebuch schließt eine solche Haltung aus.

Am weitesten ist die Distanz zwischen Erleben und Darstellen bei der Selbstbiographie, damit die Haltung freien und unmittelbaren Bekennens fast schon in Frage stellend. Die Selbstbiographie umfaßt immer einen langen Zeitraum, wird nur von alten, jedenfalls aber von gereiften Menschen geschrieben, deren Lebenswerk grundsätzlich abgeschlossen ist. Ihr Stil ist daher ein kühlerer, abgeklärterer, gebändigterer. Innerhalb dieses Zeitraums sind die Einzeleindrücke mehr oder weniger verwischt, haben sich bereits zu einem festen Gesamtbilde geformt. Der Verfasser steht dem Lebensganzen objektiver gegenüber, des wilden Augenblicks Gewalt, die noch so oft das Tagebuch beherrscht, ist gebändigt. Der größeren Verselbständigung, Distanzierung, Objektivierung entspricht eine größere Verwobenheit mit der Umwelt. Nicht im Sinne der Milieutheorie, als ob die herrschenden Sitten, Anschauungen und sonstigen Tatsachenkomplexe gerade dieses Leben verständlich, zu ihrem Objekt machten. Sondern umgekehrt wird das zeitliche Geschehen in viel höherem Maße Objekt der Selbstbiographie als des Gedichts, Briefs, Tagebuchs. Diese lassen sich sämtlich als Schilderungen im wesentlichen innerer Vorgängen denken; ein Leben, als Ganzes überblickt, kann nicht als losgelöst von der Umwelt vorgestellt werden, schließt sich mit dieser zu einem Ganzen zusammen. Goethe drückt diesen Gedanken in der Einleitung zu Wahrheit und Dichtung so aus: „Denn indem ich mich bemühte, die inneren Regungen, die äußeren Einflüsse, die theoretisch und praktisch von mir betretenen Stufen der Reihe nach darzustellen, so ward ich aus meinem engen Privatleben in die weite Welt gerückt."

⌘ ⌘ ⌘

Nicht jede Kultur freilich läßt Selbstbiographien entstehen. Daß der Mensch sich selbst als Gegenstand seines Schauens und Erkennens betrachtet, ist vielleicht der größte Schritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes. Selbstbiographien entstehen daher nur in Zeiten und Völkern, die ihre Ursprünglichkeit verloren haben. Hermann der Cherusker hat ebensowenig Memoiren geschrieben wie Hendrik Witboi. Dem entspricht als Voraussetzung eine fortgeschrittene subjektive Kultur des Verfassers. Der Bergmann, der Bauer wird keine Memoiren schreiben oder doch nur dann, wenn er mehr ist als Bergmann, als Bauer. Wenn Braeker, der arme Mann im Tockenburg, in seinen Erinnerungen seine Jugend als Hirtenknabe schildert, so doch nur, weil er zur Zeit ihrer Abfassung ein Mann von tiefer, umfassender Geistesbildung auf der Grundlage eines reichbewegten Lebens war.

Damit ist bereits ein weiteres, höchst be-

deutsames Problem angedeutet. Während Gedicht und Brief Augenblicksprodukte sind, das Tagebuch die allmähliche Entwicklung eines Lebens oder Lebensabschnitts darzustellen sucht, und zwar seiner Entstehung nach lücken- und sprunghaft, blitzlichtartig und mit wechselndem Rhythmus, entfaltet sich in der Selbstbiographie eine festumrissene, plastisch abgerundete Persönlichkeit, womit nicht im Widerspruch steht, daß in der Regel nur eine Seite ihrer sich darstellt, der Staatsmann, der Soldat, der Künstler, der Reisende, der Hochtourist. Immer ist diese Entwicklung in der Darstellung eine planmäßig geordnete, weil der Verfasser schon vorher das fertige Bild geformt hat. Selbstbiographie ist aber nicht nur die Darstellung einer Persönlichkeit, sondern vor allem die Darstellung einer P e r s ö n l i c h k e i t, das ist also eines Menschen von Größe, Bedeutung, Unvergleichbarkeit. Im Gedicht ist die Persönlichkeit — so verstanden — völlig anonym, der Wert des Briefes liegt ausschließlich in der Kraft oder Zartheit, dem Witz oder Geist der Darstellung, gleichviel wer der Schreiber ist, dem Tagebuch ist das Element der Persönlichkeit — immer in dem genannten Sinne — wenigstens nicht wesentlich; ob der Schreiber sich zur Persönlichkeit entfaltet, kann sich ja erst mit fortschreitender Entwicklung zeigen, und auch dann kann das literarische Produkt von hohem Wert sein, wenn jenes Ziel nicht erreicht ist. Die Selbstbiographie aber entspringt dem Willen und Zwange, sich mit der Welt oder mit sich selbst auseinanderzusetzen. Ein solcher Zwang besteht aber nur nach einem Leben, dessen Kämpfe und Entscheidungen sich zu einem Schicksal zusammengeballt haben. Das will heißen, daß es nicht so sehr auf die Buntheit und Zahl, die Bewegtheit und Unvergleichbarkeit von Abenteuern ankommt, dann wäre der Landsknecht des Mittelalters, der Offizier der napoleonischen Kriege mehr Persönlichkeit als jeder andere. Sondern daß bei einem gewissen Maße äußeren Erlebens jeder Augenblick in ihm der Stärke nach als tiefe Erschütterung, die Entscheidung, ja schon die Begegnung als wie von einer übermenschlichen Macht und doch wieder als zwangsläufig von letzten seelischen Schichten her bestimmt empfunden wird, mag es sich nun um Sieg oder Niederlage handeln, ja daß es nunmehr scheint, als ob ein solches Leben die großen Geschehnisse anzieht wie der Magnet die Stahlspäne: das ist Schicksal und das ist Persönlichkeit. Nur ein solches Schicksal und eine solche Persönlichkeit kann Inhalt der Selbstbiographie von Rang sein; ob sie die Gewinnung politischer Macht oder kriegerischer Lorbeeren, die Entfaltung des künstlerischen Genies oder die Bezwingung unersteigbarer Alpengipfel zum Inhalt hat, ist von untergeordneter Bedeutung.

Deutet diese Begriffsbestimmung, besser Schau der Persönlichkeit bereits an, daß sie bei aller Selbstgenugsamkeit und Ichzentriertheit zugleich eine ganz andere Zone, sei es als Subjekt, sei es als Objekt, beherrscht, die Geschichte — im weitesten Sinne — daß also das Leben der Selbstbiographie auch Gegenstand der Geschichtsschreibung sein kann, so bedarf es einer Abgrenzung beider Formungen, um dem Bilde der Selbstbiographie weiter die erforderliche Abrundung und Abgeschlossenheit zu geben. Daß sie, wie eingangs hervorgehoben, der Wirkungsniederschlag eigenen Erlebens in unmittelbarem Zusammenhange mit diesem und der Person des Erlebenden ist, kann gegenüber der Geschichtsschreibung nur als äußerer Rahmen angesehen werden, der die inneren Grenzen im dunkeln läßt. Der Selbstbiograph will ja auch Geschichte schreiben, glaubt hierzu sogar besonders befähigt zu sein, weil er eben auf Grund seiner eigenen Erlebnisse mehr zu wissen und sagen zu können glaubt, als jeder andere. Trotzdem wird niemand die Lebenserinnerungen des Benvenuto Cellini und Grimms Leben Michelangelos als irgendwie gleichartig ansehen. Nicht daß Cellini einige Jahrhunderte vor Grimm geschrieben hat, ist das Entscheidende. Auch nicht der Gegensatz von subjektiv und objektiv trifft den Kern der Sache. Jedes Zeitalter hat zu großen Menschen und Kulturperioden ein anderes Verhältnis, wir betrachten die Renaissance heute unter ganz anderen Gesichtspunkten als Winckelmann und Goethe, und daß auch Grimms Werk von diesem Subjektivismus beherrscht ist, steht für uns außer jedem Zweifel. Auch daß bei der Selbstbiographie der Stoffkreis durch die eigenen Erlebnisse des Verfassers begrenzt, beim Geschichtswerk grundsätzlich unbeschränkt ist, trifft nicht das Richtige. Kein Geschichtsschreiber ist in der Lage, die Gesamtheit des tatsächlichen Geschehens zu erschöpfen. Nur der kleinste Teil dessen, was geschehen ist, findet in seinem Werk Aufnahme, mag es sich auch um eine Lebensbeschreibung handeln und nur auf dieses Leben bezogen sein, nämlich nur das, was er unter irgendwelchen Gesichtspunkten für wertvoll hielt. Auf der anderen Seite werden gerade die Memoiren der geistig hochstehendsten Persönlichkeiten bemüht sein, die ganze Fülle zeitgenössischen Lebens zu bewältigen, ja sogar, wie Goethe, in die Vergangenheit zurückgehen, um so dem Ganzen größere Verständlichkeit und Abrundung zu verleihen.

⌘ ⌘ ⌘

Gegenüber allen diesen Gesichtspunkten scheint es, als ob der grundsätzliche Unterschied viel tiefer zu suchen ist, nämlich im Wissenschaftsbegriff. Ganz allgemein ist Wissenschaft jedenfalls diejenige Erlebens- und Darstellungswelt, die die Gewinnung allgemein gültiger Gedanken und Gedankenkomplexe zum Inhalt hat, mag es sich nun um echte Naturgesetze oder beschreibende Darstellungen, moralische Imperative oder Rechtssätze handeln. So ist auch die Geschichtsschreibung Wissenschaft. Ein Geschichtswerk

ist nicht anders möglich, als daß über seinen Gegenstand alle zu dieser Zeit bestehenden Kenntnisse zu einer höheren und neuen Einheit zusammengeschlossen werden, die so von jedem Anerkennung heischt. Daß sich alsbald Strittigkeiten erheben, das Ganze nach zwanzig Jahren vielleicht überholt ist, steht dem Begriff der Geltung nicht entgegen, da diese nicht Wahrheit, nur eine Etappe auf dem nie vollendbaren Wege zur Wahrheit ist. Die Methode der Selbstbiographie ist eine völlig andere. Der Selbstbiograph schildert seine Welt so, wie er sie erlebt hat oder erlebt zu haben glaubt. Sein Werk ist gültig nur für ihn, mag er auch noch so überzeugt sein, die objektive Wahrheit geschrieben zu haben. Dieser Gedanke läßt sich auch so ausdrücken, daß der Unterschied zwischen Selbstbiographie und Geschichtswerk zu finden ist in der Verlängerung derselben Linie, die vom Gedicht über Brief und Tagebuch zur Selbstbiographie führt, nämlich in einer weiteren, hier aber ungleich gesteigerten Vergrößerung der Distanz des Schaffenden zu seinem Erleben. Der Historiker steht ganz anders über seiner Welt und seinem Ich als der Selbstbiograph. Doch ist dies wohl mehr ein Bild, das seine begriffliche Grundlage im Wissenschaftsbegriffe hat. Damit ergibt sich nun auch die Berechtigung der oben als grundsätzliche Unterscheidungsmerkmale abgelehnten Gegensätze von Ichbezogenheit und Weltbezogenheit, subjektiv und objektiv. Als Ableitungen vom Wissenschaftsbegriff und Distanzbilde sind diese Unterscheidungsmerkmale durchaus zutreffend. Der Selbstbiograph schaut, wählt und ordnet den Stoff immer nur mit Beziehung auf sich. Ereignisse und Menschen würdigt er nur insofern, als sie zu ihm irgendwelches, wenn auch nur mittelbares Verhältnis haben. Er steht noch mitten in dem Strom, der sein Leben umspült hat, er kann nur das schildern, was ihn selbst berührt. Und auch für die Akzentgebung, die er den Dingen zuteil werden läßt, ist ausschließlich das Maß ihres Einflusses auf ihn, oder vielmehr seiner seelischen Bereitschaft für sie von Belang. Alles Gesichtspunkte, die in dieser Kraßheit Geschichtsschreibung unmöglich machen. In der Geschichte des deutschen Geistes im 19. Jahrhundert ist gewiß die Abkehr Friedrich Nietzsches von Richard Wagner und der Schopenhauerschen Philosophie von größter Bedeutung. Malwida von Meysenbug schildert in ihren „Memoiren einer Idealistin" den Winter 1876/1877, den sie mit Nietzsche in Sorrent verbrachte, jenen Winter, in dem Nietzsche diesen entscheidenden Schritt tat. Nietzsche, dieser zarte und keusche Geist, mag vielleicht, was er damals, in allen Lebenstiefen zitternd, durchlebt hat, sorgfältig in seiner Brust verschlossen haben. Als Malwida ihre Erinnerungen schrieb, mußte sie aber wissen, was er damals durchlebt hatte. Was hätte näher gelegen, als die Eindrücke dieser Wandelung wiederzugeben? Trotz aller mütterlichen Freundschaft für Nietzsche stand Malwida aber seinem Lebenswerk, ja dem Zentrum seiner Persönlichkeit völlig fern. Deshalb geht sie auf diese Fragen überhaupt nicht ein.

Dieses Beispiel ist deswegen so bezeichnend, weil die Schreiberin eine geistig hochstehende, universal gebildete Frau war und Probleme in Frage standen, die bereits damals oder wenige Jahre später als brennende empfunden wurden. Dem Gesetze der Distanz konnte auch sie sich nicht entziehen. Demgegenüber erfordert der Beruf des Geschichtsschreibers eine gewisse Höhe und Vogelschau über den Dingen, die freilich verschiedene Grade zuläßt, ja fordert. Wer Zeitgeschichte schreibt, dessen Distanz zu seinem Stoff wird immer eine verhältnismäßig geringe bleiben. Trotzdem werden auch hier die Grenzen gegen die Selbstbiographie leicht zu finden sein. Etwa das Verwerten eigener Wahrnehmungen, das wir z. B. in den Hamannschen Veröffentlichungen finden, macht derartige Werke noch nicht zu Memoiren.

⌘ ⌘ ⌘

Diese Verschiedenheit der Distanz, die der Selbstbiographie einerseits gegen Gedicht, Brief, Tagebuch, andererseits gegen die Geschichtsschreibung Stellung und Gepräge verleiht, muß nun besondere Bedeutung innerhalb der Memoirenliteratur selbst gewinnen, ja dieser erst ihren unerschöpflichen Reichtum und Reiz geben, den ihr zu allen Zeiten entwickelten Geschmacks — zum mindesten der abendländischen Kultur — Entdecker und Liebhaber gesichert hat. Denn in dieser Distanzverschiebung drückt sich, ungleich mannigfaltiger, als dies das Geschichtswerk, ja auch Gedicht, Brief, Tagebuch gestatten, nicht nur das Temperament, sondern das ganze Ethos des Schreibenden aus. Alle sachlichen Gegebenheiten, Umwelt, Zeit, Rasse treten dahinter weit an Bedeutung zurück, so daß wir ein Dutzend Memoiren einer Epoche lesen können, ohne daß die sachlichen Wiederholungen ermüdeten. Freilich gibt es auch, hierdurch bedingt, wertmäßige Verschiedenheiten. Sinkt die Distanz bis zur Froschperspektive, wie in den vielen Hofdamen- und Kammerherrenmemoiren, dann schwindet der literarische Wert fast völlig, weil sich eben, bedingt durch die gleiche Gesinnung der Verfasser, eine wie die andere liest, ob sie Ludwig XIV. oder Wilhelm II. betrifft. Daß das entgegengesetzte Extrem, die Selbstbiographie aus der Gipfelschau, die Grenzen gegenüber der Historie zu verwischen und das hier gegebene Schema zu sprengen droht, kann freilich nicht geleugnet werden. Memoiren sind eben etwas Lebendiges, das der starren Formen spottet. Diese doch aufrecht erhalten wollen, heißt dem Leben Zwang antun.

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Teile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.

Freilich Werke dieses Wuchses sind äußerst selten und es ist vielleicht kein Zufall, damit

aber Rechtfertigung und Trost dieses Versuchs, daß der Dichter dieser Verse bisher wohl als einziger solche Memoiren geschrieben hat: Goethe. Daß für dieses souveräne Schauen und Gestalten, wie überhaupt für den ganzen Rhythmus seines Schaffens und Lebens der Bekenntnis- und Selbstbefreiungscharakter seines Dichtens Deutung und Wurzel ist, kann in diesem Zusammenhang nur andeutungsweise bemerkt werden.

⌘ ⌘ ⌘

Daß sich innerhalb dieser Grenzen eine fast unbeschränkte Fülle von Buntheit und Reichtum, Rhythmus und Bewegtheit der Memoirenliteratur eröffnet, bedarf keiner Ausführung und soll hier nicht an Beispielen gezeigt werden. Wohl aber erscheint es in Fortführung der bisher gewählten Richtlinien geboten, den Einfluß der Distanzverschiebung auf die Stilform überhaupt anzudeuten. Geht man von dem Verhältnis und Gegensatz von Subjekt und Objekt aus, dessen Geltung für die Selbstbiographie bereits Verwertung fand, so liegt auf der Hand, daß die zunehmende Entfernung beider Zonen zugleich ein Wachsen der Distanz bedeutet. Der kühl rechnende Staatsmann, der seine Memoiren schreibt, wird sich z. B. in ganz anderm Maße über sein Erleben stellen, als etwa der Künstler, der seine Erinnerungen zu Papier bringt. Damit ist aber eine ungleich größere Distanz zu seiner Welt, ja zu seinem Ich gegeben. Als Beispiele mögen etwa die Gedanken und Erinnerungen Bismarcks und die Erinnerungen des Benvenuto Cellini genannt sein. Die kühle, oft sarkastisch gewürzte Sachlichkeit dort, die leidenschaftliche Bewegtheit hier sind zwar psychologisch bedingt durch das Temperament der Persönlichkeiten, auf dieselbe Wurzel ist aber auch die Distanzverschiedenheit zurückzuführen. Beide Symptome gehen Hand in Hand. Damit hängt ein anderes Problem zusammen, das sich an dieser Stelle aufdrängt: die Frage nach dem geschichtlichen Wert der Selbstbiographie. Daß die Distanzfunktion hier ausschlagende Bedeutung gewinnt, ist sicher. Freilich nicht für die Werthöhe, sondern fast ausschließlich für die Wertart. Ganz allgemein läßt sich sagen, daß bei souveräner Höhe des Erzählers mehr das bewußt Geschaute, das logisch Konstruierte, bei distanzloser Verwobenheit in den Strom des Geschehens dagegen mehr das unbewußt Empfundene, das was zwischen den Zeilen steht, Bedeutung gewinnt. Dort also die Einzeltatsachen und konkreten Zusammenhänge, hier die allgemeine Gesinnung der Zeit, die Kultur der Epoche, die Persönlichkeit des Erzählers selbst. Um bei den obigen Beispielen zu bleiben, so erblicken wir den geschichtlichen Wert der Gedanken und Erinnerungen in der kristallklaren Darstellung der Menschen, Tatsachen und Zusammenhänge, die das gewaltige politische Drama des deutschen Aufstiegs aus nationaler Zerklüftung zur Einheit und Vormachtstellung bedeuten, daneben in der Fülle politischer Weisheit, die seinen Kommentar bildet, mag alles auch gesehen sein durch das Temperament des Erzählers und Hauptakteurs. Wer über die allgemeine Kultur dieser Epoche, von der die Politik ja nur ein Exponent ist, etwas wissen will, wird in den Gedanken und Erinnerungen nur höchst lückenhafte und einseitig gefärbte Auskünfte erhalten. Auch ein Bild der Persönlichkeit Bismarcks ergeben sie nicht, der als ζῶον ἀπολιτικόν hier überhaupt nicht auftritt. Dem Leser seiner Familienbriefe tritt wenigstens ein ganz neuer Mensch entgegen. Ja selbst die Gestalt des Staatsmanns kann den Gedanken und Erinnerungen nicht ohne weiteres entnommen werden, höchstens eine Reihe von Elementen, aus denen erst mit Hilfe anderer Quellen ein Gesamtbild gewonnen werden kann. Ganz anders Benvenuto Cellini. Was dieser etwa über die Belagerung Roms oder die Person Franz' I. von Frankreich sagt, kann weder Anspruch auf Glaubhaftigkeit machen, noch erweckt es überhaupt unser historisches Interesse in nennenswertem Maße. Sondern was diesem Buche seine feste Stellung in der Memoirenliteratur verleiht, ist einerseits die packende Schilderung jener Kultur, anderseits das lebendige Bild des Autors selbst mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, Künstlerstolz und Freiheitsliebe, Jähzorn und Eitelkeit, Berechnung und Leidenschaft. Auch innerhalb des Rahmens der politischen Memoiren kann die Distanz natürlich eine verschiedene sein. Die Erinnerungen des Generals von der Marwitz etwa sind von einem ungleich tieferen Standpunkt aus erlebt und geschrieben als die Gedanken und Erinnerungen. Und sofort tritt wieder das Distanzgesetz in Kraft. Die Einzelheiten, etwa was Marwitz über Stein und Hardenberg sagt, lassen uns kalt, ja werden sofort als falsch erkannt. Was über den verhängnisvollen Einfluß der antimonarchistischen Bewegung in Neapel und Sizilien vorgetragen wird, nötigt uns ein Lächeln ab. Der Geist jener Epoche aber — vom Ausgang Friedrichs des Großen über die napoleonischen Kriege bis zu den Revolutionen des Jahres 1830 — ist in allen Tiefen erlebt und geschildert. Vollends der Mensch Marwitz mit seinem unbeugsamen Trotz, seinem extremen Preußentum, seinem alle persönlichen Vorteile verachtenden, auch nicht die Spandauer Zitadelle scheuenden Frondeurgeist steht wie aus Erz gegossen vor uns. Kein Wunder, daß Fontane in seinem Erstlingsromane, um das friderizianische Preußen zu schildern, einen Absatz aus den Marwitzschen Erinnerungen wörtlich übernommen hat.

Die Distanz ist in ihrer Funktion nicht beschränkt auf das Problem des geschichtlichen Werts. Viel augenfälliger ist ihr Zusammenhang mit der Sprache der Darstellung selbst, dem Stil im engeren Sinne. Dieser

Stil ist freilich, wie eingangs bei der Abgrenzung gegenüber Gedicht, Brief, Tagebuch hervorgehoben wurde, ein gebändigter. Dennoch gewährt dieser Rahmen noch einen weiten Spielraum für die verschiedensten Nüancen. Denn mögen auch, wie oben betont, nur gereifte Menschen ihr abgeschlossenes Lebenswerk niederschreiben, so erwacht dieses damit doch wieder zu neuem Leben, einem solchen zwar, das unter anderen Kategorien sich entfaltet, aber doch nicht mit kühler und unpersönlicher Fremdheit geschaut wird. Sondern indem das Temperament des Schreibenden nach wie vor in seiner Eigengesetzlichkeit und Unvergleichbarkeit triumphiert, muß es jetzt, wo die Zeit des Handelns vorbei ist, vor allem im Stil der Darstellung zum Ausdruck kommen. Und wieder tritt das Distanzgesetz in Kraft. Je höher der Schreibende über seiner Welt steht, desto ruhiger und kühler ist der Vortrag, je mehr er in sie verwoben ist, desto heißer und leidenschaftlicher gestaltet sich der Ausdruck. Dies braucht nicht durch Beispiel bewiesen zu werden. Für die Nachprüfung genügt der Hinweis auf die bisher genannten Werke.

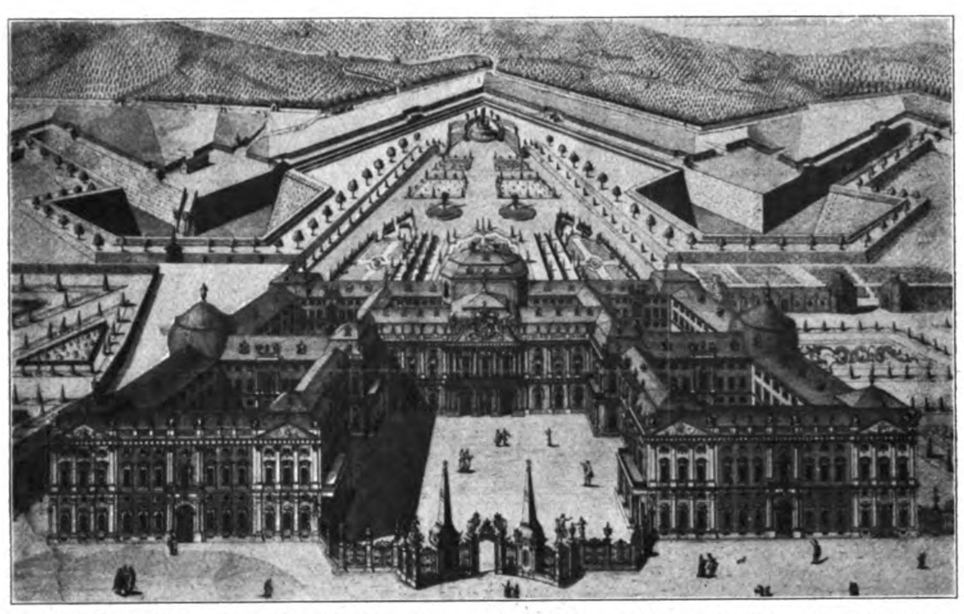
Die Betrachtung des Stils bildet zugleich den Übergang zu einem neuen Problemkreis. Wenn, wie bereits in anderem Zusammenhange angedeutet, alle inhaltlichen Verschiedenheiten, ob es sich um politische oder Künstlermemoiren, Kriegs- oder Reise-Erinnerungen handelt, für die hier behandelten Fragen zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, wenn vielmehr in dieser Untersuchung Persönlichkeit und Stil in den Vordergrund treten und wenn endlich jene das Setzen von Grenzsteinen gegenüber der Historie erforderlich machte, so ist es das Problem des Stils, das zu einer Auseinandersetzung mit der Kunstform der Poesie, insbesondere des Romans führen muß.

Allerdings erscheint es von vornherein verfehlt, die Kunst der Darstellung = Stil im engeren Sinne = auf die dichterische Leistung und soweit es sich um nicht gebundene Rede handelt, auf den Roman zu beschränken. Nicht weniger als dieser kann ein Lehrbuch der Anatomie, ein Geschichtswerk, ja selbst ein gerichtliches Urteil stilistisch vollendet und lebendig geschrieben sein. Auch darauf kommt es nicht an, daß es sich hier wohl um eine erwünschte Beigabe, nicht aber um ein notwendiges Bestandteil handelt. Sondern der Stil des Romans gibt diesem erst sein eigentliches individuelles Gepräge, hinter dem die dargestellten Vorgänge an Bedeutung weit zurücktreten. Der Stil des medizinischen Lehrbuchs, des Geschichtswerks, des Urteils wird immer bei aller Formvollendung eine typische Geistigkeit aufweisen. Die jahrzehntelange wissenschaftliche Schulung in derselben Gedankenwelt, die reiche Verwendung von Fachausdrücken, endlich eine generationenlange Überlieferung führen zwingend auf die e Bahn. In den seltenen Ausnahmefällen, wie etwa den Werken Georg Simmels, sprechen wir daher auch bezeichnend von artistischem Stil. Denn dessen Vorzug ist eben nicht eine typische und ideale Vorbildlichkeit, sondern die individuelle Ausprägung. Und hier ist die Verbindung mit der Selbstbiographie. Was diese uns an Tatsachen mitteilt, mag uns interessieren. Wären sie das allein Ausschlaggebende, die Selbstbiographie wäre nur Rohstoff für den Historiker, und kein Laie würde sie lesen. Selbst die große geschichtliche Persönlichkeit wird schließlich in einem Werke über sie reiner und mit höherer historischer Gerechtigkeit entwickelt als in ihrer eigenen Selbstbiographie. Sondern die Kraft oder Zartheit der Darstellung, noch genauer deren Wie, das Allerpersönlichste des Verfassers ist es, was uns in dem lebendigen Zusammenhang mit seinem Werden fesselt und entzückt, mögen die mitgeteilten Tatsachen nun objektiv wichtig oder unwichtig, wahr gefärbt oder erlogen sein. Dieses Individuelle des Stils gehört freilich zur Persönlichkeit des Verfassers, die wir oben unter der historischen Kategorie betrachtet haben. Trotzdem denken wir uns bei rein ästhetischer Würdigung den Stil wieder von der Persönlichkeit getrennt, mit der Materie des Kunstwerks zu einem Ganzen verschmolzen, dem wir nun Selbstgenugsamkeit, eigenes Gesicht und Leben zuschreiben. Und nun beruht die Verwandtschaft beider Stilarten, des Romans und der Selbstbiographie, nicht auf der Prosaform schlechthin, auf der Tatsache, daß über die ganze Seite geschrieben ist. Dieses Symptom ist ein völlig äußerliches. Sondern das schon mehrfach behandelte Attribut der Gebändigtheit ist es, was beide Stilarten kennzeichnet. In einem Aufsatz aus dem Jahre 1797: „Über epische und dramatische Dichtung", sucht Goethe die Grenzen dieser beiden Dichtungsarten zu ziehen und gelangt dabei zu folgendem Ergebnis: Während der Epiker wie ein Rhapsode das vollkommen Vergangene und Abgeschlossene vorträgt, in ruhiger Besonnenheit das Geschehene übersehend und die Zuhörer bei gleichmäßiger Verteilung des Interesses beruhigend, wirkt der Dramatiker wie ein Mime; er will, daß die Zuhörer in steter sinnlicher Anstrengung die Leiden seiner Seele und seines Körpers mitfühlen, sich selbst darüber vergessen. Was hier vom Epiker gesagt ist, gilt im großen Ganzen auch vom Selbstbiographen.

Schwieriger gestaltet sich das Problem, was die Selbstbiographie vom Roman trennt. Daß sie wahre Geschehnisse, dieser erfundene zum Inhalt hat, trifft nicht das Wesentliche, ist nicht einmal immer richtig. Der historische Roman kann ja dasselbe Leben schildern wie die Selbstbiographie. Vielmehr scheint es, als ob diese Abgrenzung nur möglich ist bei Gegenüberstellung von Dichtung und Geschichtswerk. Eine Bismarck-

monographie etwa wird ihren Helden, will sie Anspruch auf Wissenschaftlichkeit machen, in irgendwie objektiv-abgerundeter Form darstellen. Dabei kann sie von den verschiedensten Gesichtspunkten ausgehen, ererbte Eigenschaften und Einflüsse der Umgebung in den Vordergrund stellen oder ursprüngliche Anlagen im Triumph über diese, das staatsmännische Genie in allmählichem Aufsteigen oder tiefere, allgemein menschliche Seelenschichten. Immer wird die Gesamtheit aller zurzeit bekannten Tatsachen dem Bilde einverleibt werden müssen, soll ihm Geltung zukommen. Anders der Roman Bismarck. Der Dichter schaut von vornherein ein Bild seines Helden, das nicht nur der Kenntnis der Tatsachen vorausgeht — das mag oft auch beim Historiker der Fall sein — sondern er wählt auch die Tatsachen nach diesem Bilde aus, ja bedient sich zur Ausgestaltung und Abrundung der Improvisation, wobei es dann vorkommen kann, daß er wahrer ist als der Historiker, insofern er Tatsachen und Zusammenhänge intuitiv schaut, deren dokumentarische Begründung erst einer späteren Quellenforschung vorbehalten bleibt. Immer aber ist es ein freies Gestalten des Stoffs, das die Dichtung erlaubt, ja heischt. Zwischen diesen beiden Polen, der dichterischen und geschichtlichen Wahrheit, steht nun die Selbstbiographie und empfängt von hier ihren eigentlichen Stil. Auf der einen Seite glaubt der Selbstbiograph streng der Wahrheit zu dienen, nur Tatsachen und Zusammenhänge zu geben, die unbedingt zuverlässig sind, sogar fest überzeugt, hierzu mehr als alle anderen befähigt zu sein. Auf der anderen Seite kann er dies nun doch nicht, ist noch viel zu sehr in dem Leben verwoben, das er schildern will und das er doch nicht geltungsmäßig schildern kann. Dichtung und Wahrheit, so könnte der Titel aller Memoiren lauten. Dazu kommt ein anderes. Entspringt die Selbstbiographie dem Willen und Zwange, sich und sein Werk mit der Welt auseinander zu setzen, so maßt sich der Selbstbiograph damit eine so zentrale und überragende Stellung an, daß die Inanspruchnahme weiterer Rechte unausbleiblich ist. Der Selbstbiograph will, weithin vernehmlich, belehren, warnen, bessern, anklagen oder verteidigen. Ob dieses Recht begründet ist, erscheint belanglos. Auch wer, wie Bismarck, ein Werk schreiben darf „den Söhnen und Enkeln zum Verständnis der Vergangenheit und zur Lehre für die Zukunft", dessen Stil muß vom Zweck der Darstellung beeinflußt sein. So ist der Selbstbiograph nicht imstande, ungefärbt und geltungsmäßig zu schreiben. Daß er es nicht kann, scheidet ihn vom Historiker, daß er es doch will, vom Dichter. Weit entfernt in diesem Fehlen geschichtlicher Treue sowohl wie unbefangener Improvisation einen Mangel zu sehen, erblicken wir hierin vielmehr einen besonderen Reiz der Selbstbiographie, ja das letzte Geheimnis ihres Stils. Bald ist es jenes leichte und unbewußte Posieren, das in den verschiedenen Stärkegraden vorherrscht, von dem trockenen Generalsstabswerk des Julius Cäsar bis zu den fast schon jonglierenden Erinnerungen des Kardinals Retz, bald eine leichte Überheblichkeit oder Schauspielerei oder Rhetorik. Um ein Bild zu gebrauchen — denn der begrifflichen Festlegung scheinen sich diese letzten Deutungen entziehen zu wollen — so ist es die Geste, die den Stil der Selbstbiographie sowohl von den eingangs genannten Bekenntnisformen wie vom Geschichtswerk, wie vom Roman trennt. Daß diese Geste bei den romanischen Völkern stärker ist als bei den nordischen, liegt im Wesen der Rassen begründet. Für den Stil der Selbstbiographie ist dieser Gradunterschied belanglos. Auch die Größe der Distanz ist nicht geeignet, die Geste zu beseitigen. In den Gedanken und Erinnerungen etwa nimmt sie die Form der politischen Rhetorik an.

Und nun scheint es doch, als ob diese Folgerungen scheitern sollten an dem Werk, dessen Unfaßbarkeit schon oben eingeräumt werden mußte: Goethes Dichtung und Wahrheit. Hier finden wir weder Pose noch Überheblichkeit, weder Schauspielertum noch Rhetorik, von irgendwelcher Geste ist keine Spur. An dieser Stelle brauchen wir uns aber nicht mit der oben gewählten Deutung zu begnügen, daß die Selbstbiographie das Leben des Organismus noch in sich birgt, der sie geschaffen, und sich daher von starren Schemata nie restlos bändigen läßt. Sondern daß sich Wahrheit und Dichtung der hier entwickelten Formel zu entziehen scheint, gibt dieser Schöpfung doch wieder seine symbolische Bedeutung für unser Thema und innerhalb seiner, damit zugleich die oben aufgestiegene Verlegenheit nunmehr befriedigender behebend. Die drei Motive, die die Selbstbiographie beherrschen: Bekenntnis, Geschichte, Dichtung, sind durch ihre Verschmelzung in ihr überall sonst in ihrer Reinheit getrübt, wie diese Zeilen anzudeuten versuchten. Allein Dichtung und Wahrheit vereint die drei Elemente zu neuer Einheit, ohne ihren Eigengehalt irgendwie zu beeinträchtigen. Das bedeutet aber, daß gerade die Unvollkommenheiten und Menschlichkeiten, in denen versucht wurde, das Unvergleichbare der Selbstbiographie darzustellen, Distanzverschiebung und Geste, hier fehlen. Ist so Dichtung und Wahrheit mehr als Selbstbiographie, so doch auch wieder Vorbild und Ideal einer solchen, etwa im Sinne der platonischen Idee, weil deren eigentliche Wahrheit und Wirklichkeit darstellend, nicht blutleerer Begriff, sondern lebendes Urbild und wesenhafte Gestalt.



Prospect der Hochfürstlichen Wirtzburgischen Neuen und Prächtigen Residenz, wie selbe gegen den großen Platz und gegen die Stadt anzusehen. Kupferstich von M. Müller, Inge et Archit. del. Um 1760
Diese und die anderen photographischen Aufnahmen wurden uns von der photographischen Werkstätte K. Gundermann, Würzburg, zur Verfügung gestellt

Das Schloß in Würzburg

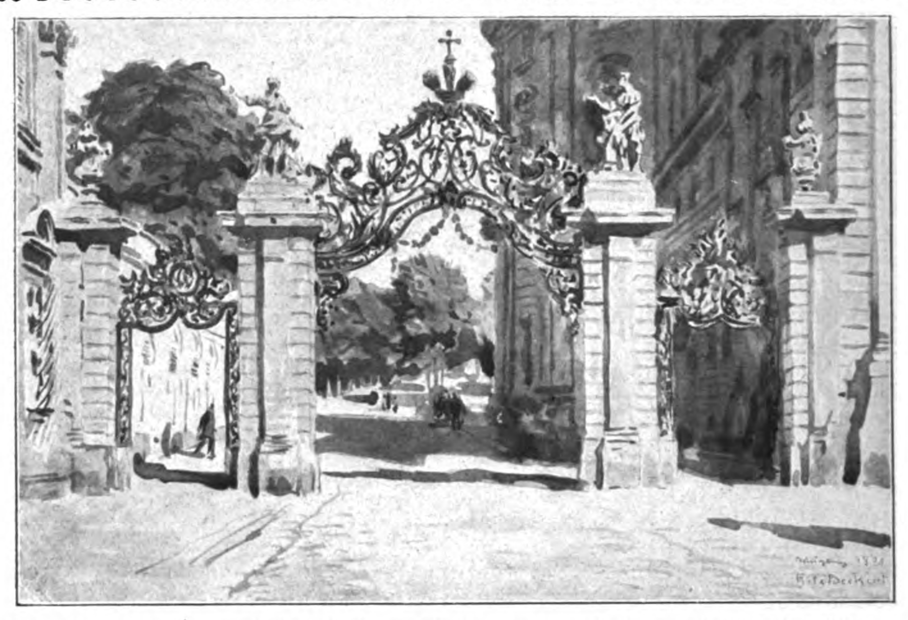
Von Wilhelm von Scholz

Große Architektur kann nur da entstehen, wo der Zweck des Bauens über die praktische Aufgabe hinausliegt, wo allein seelisch-geistige Wirkungen erstrebt werden oder doch deutlich miterstrebt werden, wo in dem Bauwillen, materiell-praktisch gesprochen, zweckfreie Kräfte sich betätigen und schaffen.

Wir können an geschmackvollen Landhäusern, an Nutzbauten alter Zeit, wie etwa den Nürnberger Befestigungsanlagen, reiche Freude haben: und doch werden wir in unserem Gefühl solche Eindrücke ganz deutlich von denen eines gotischen Domes, eines barocken Fürstenpalastes unterscheiden können, sie als geringwertiger empfinden. Das Wort, daß die Schönheit der Ruinen neben ihrem häufigen Verwachsensein mit der Landschaft vor allem darin bestehe, daß jeder Zweck aus ihnen geschwunden ist, ist unbedingt richtig. Nur wo die kleinen praktischen Zwecke zurücktreten, wir nicht mehr an sie denken müssen, kann das befreit sich erhebende Gefühl entstehen, um dessen willen wir immer wieder die alten Dome aufsuchen, daß sie wie große Musik uns in ihre gewaltigen



Treppe nach den Terrassen im Hofgarten

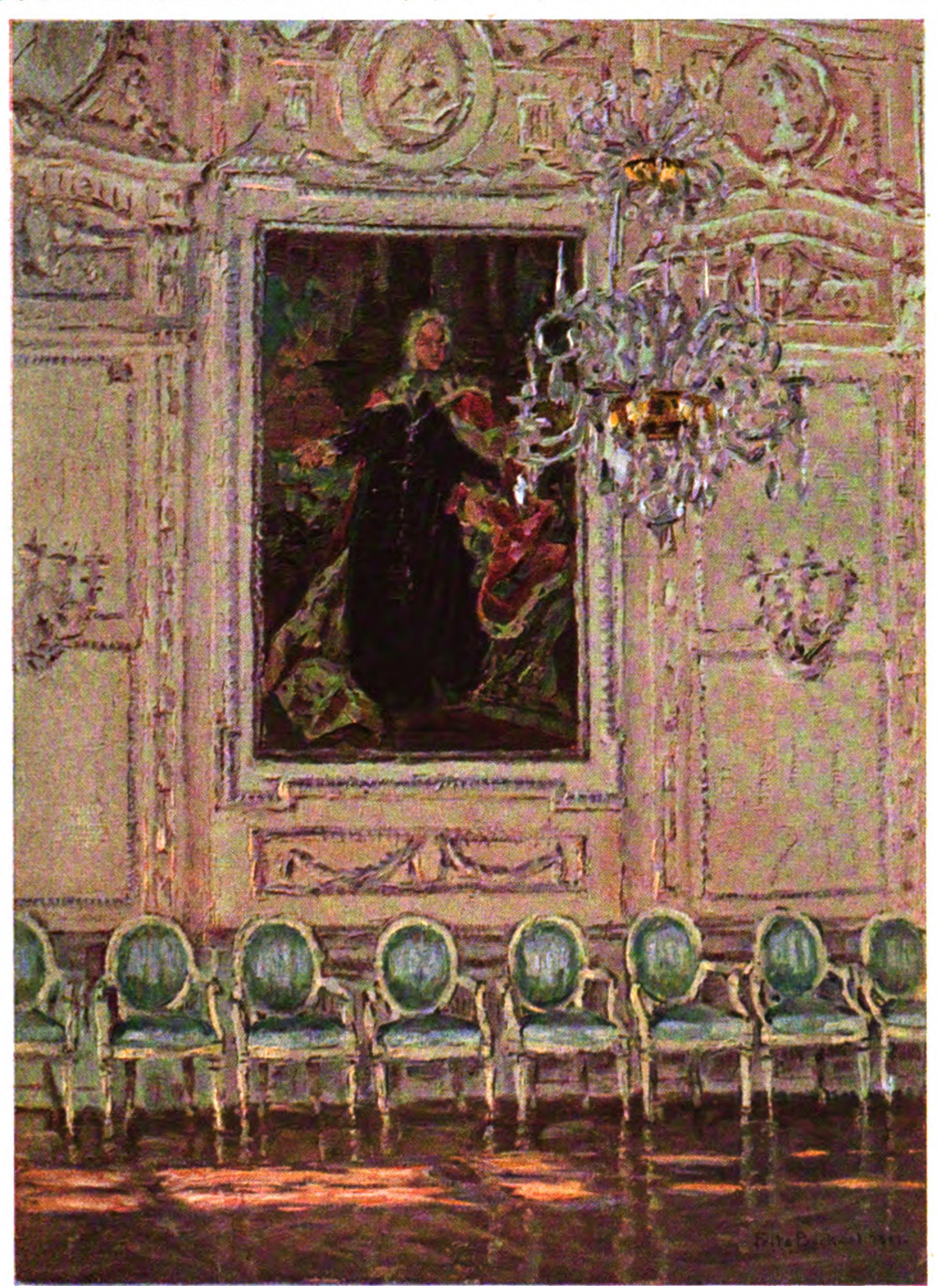


Das ‚Rennweger Tor'. Schmiedearbeit von Joh. Georg Oegg. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert

Räume emportragen. Und in der Tat ist in den Domen aller Stilepochen vom frühen Romanischen über Gotik und Renaissance bis zum späten Barock der praktische Zweck, ein Versammlungsraum für die Gemeinde zu sein, unwichtig neben dem rein seelischen Bauwillen, einen Gottesraum zu schaffen. Die Baumeister, in denen eine höhere Aufgabe als die praktische lebendig ist und zeugt, kommen in allen Zeiten sofort auf dies eine: alle Baumaße, die ursprünglich nach den durchschnittlichen Maßen des menschlichen Körpers genommen sind, weit zu übersteigern. Nicht mehr Türen für Menschen, sondern Portale für Riesen stellen sie hin, Treppenhäuser, Flure, Raumhöhen, die immer wieder zu betonen scheinen, daß sie nicht nach



Treppenhaus. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert



Wandteil aus dem ‚Ingelheimer Saal‘ mit dem Bildnis des Fürstbischofs Friedrich Karl von Schönborn
Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Nutzzwecken gefragt werden wollen, sondern daß der Beschauer vernehmen solle, welche Gefühle aus ihnen sprechen.

Als die Baukunst im 18. Jahrhundert einen ihrer größten Höhepunkte erklomm, übernahm sie an übermateriellen Aufgaben die des Kirchenbaues von den Vorgängerstilen. Aber es trat eine neue Aufgabe hinzu, die mehr oder weniger erst im 18. Jahrhundert von einem, den ganzen Baucharakter bestimmenden, äußerlich sich ihm bisher überall aufprägenden, großpraktischen Zweck, dem der Wehrhaftigkeit, befreit wurde: Der Palastbau, der eigent-



Hauptportal mit Prunkgiebel

lich erst jetzt sich überpraktisch entwickelt, und deshalb das Neue ist, was die Architektur des 18. Jahrhunderts bringt. Erst mit dem Moment, in dem der Panzer der Wehrhaftigkeit von dem Schlosse des Fürsten — bedingt durch die Veränderungen in der kulturellen Entwicklung — abfiel, konnte ein geistiger Ausdruckszweck bestimmend für die Paläste werden. Was hier ausgedrückt werden soll, ist freilich viel irdischer und niederer, als was die Erbauer der Gotteshäuser symbolisch zu gestalten hatten; aber es ist immerhin noch so weit über den meisten Nutzzwecken, daß auch von ihm eine Steigerung unseres Fühlens ins Erhabene ausgeht: Macht, absolutes Herrschertum, geistliche und weltliche Herrschaft. Nicht ein Gottgefühl wie in den Domen wird erweckt, aber die Vergöttlichung, die Apotheose eines an und für sich schon symbolischen Menschen, des



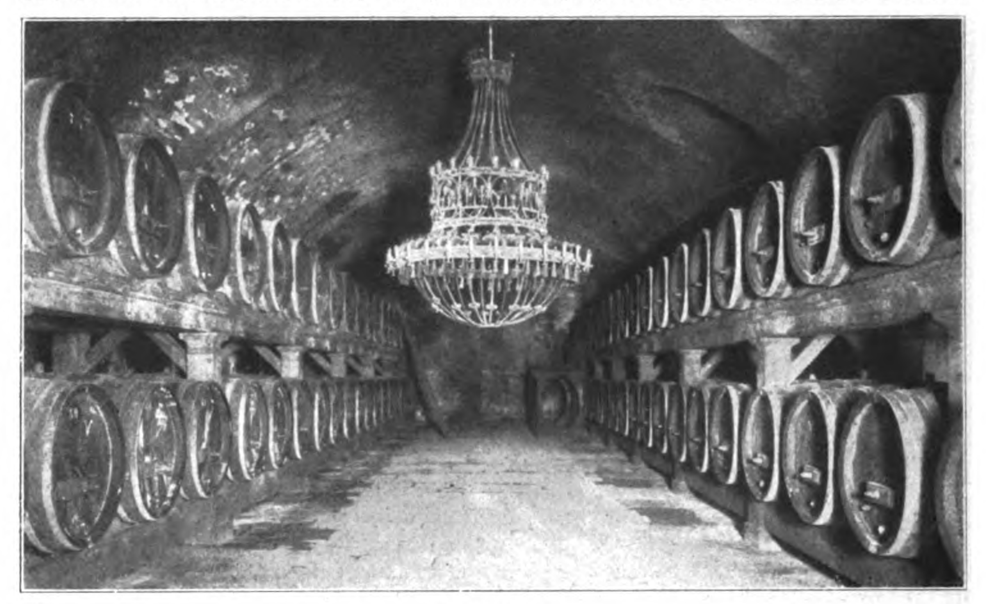
Wandgemälde von G. B. Tiepolo im Kaisersaal: Kaiser Friedrich Barbarossas Vermählung mit Beatrix von Burgund durch Bischof Herold



Nordwand im Kaisersaal mit dem Deckengemälde G. B. Tiepolos: Die Anerkennung der herzoglichen Gewalt der Bischöfe zu Würzburg durch Kaiser Barbarossa

Herrschers, wird dargestellt. Napoleon I. gab dieser Wirkung des barocken Palastbaues sarkastischen Ausdruck, als er im Treppenhaus des Würzburger Schlosses, unter Tiepolos gewaltigem Deckenfresko, zu den ihm bereiteten Räumen emporstieg: „Ein stolzes Pfarrhaus!"

Aus dem hier dargelegten Gedanken werden wir den großen Bau dieses herrlichen Fürstenpalastes, der nicht mit Unrecht das monumentalste und prachtvollste Werk des deutschen Barockstils genannt worden ist, unmittelbar verstehen: sowohl in seiner riesigen, viele Höfe und Flügel umspannenden Gesamtanlage, als auch in der Ausweitung der Räume, der Gestal-

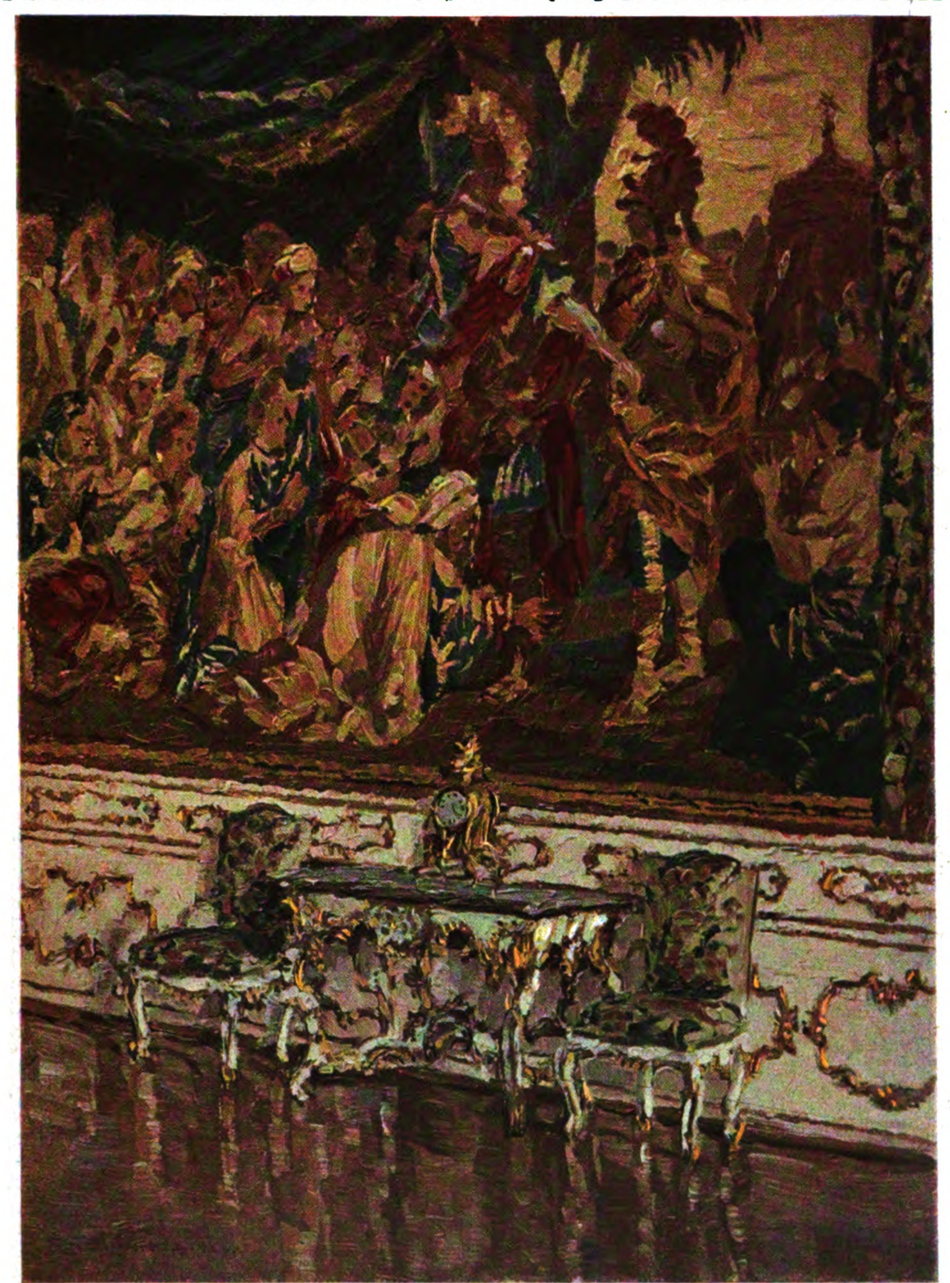


Der Hofkeller

tung jeder einzelnen Schmuckform, der Anordnung der aus allen damaligen Kunstgewerben überreich in die Gemächer hinein komponierten Kostbarkeiten: der Brüsseler Gobelins, der Venezianer Spiegel, des italienischen Stucks und Marmors und schließlich des Tiepoloschen Riesenwerks im Treppenhause und seiner Fresken im Kaisersaal. In all diesen ist immer wieder, hier groß und gewaltig wie mit



Ausschnitt aus einem der Brüsseler Wandteppiche mit Szenen der Alexanderschlacht



Wand im ‚Dritten Alexanderzimmer' mit Brüsseler Wandteppichen (Alexanderserie nach Lebrun)
Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Posaunenton, dort stiller, mehr zur Einsicht und zum Verstande der Besucher sprechend, eines ausgedrückt: Macht.

Ein stolzes Pfarrhaus! Man mag dies Wort Napoleons bewundernd nachsprechen, wenn man auf der verlängerten Mittelachse des Haupthofes vor dem Gesamtbau, ihn nach rechts und links in ganzer Ausstrahlung bis zu den seitlichen Arkaden überschauend, staunend steht. Man wird der Kulturtatsache inne, wie ein Pfarrhaus so stolz werden konnte, wie das Christentum aus der Religion der Elenden, Armen, Niedrigen, zur geistigen Macht, der Kirche,



Spätrokoko-Kanapee im ‚Souperzimmer'

lich vernehmbar aus diesen Steinen.

Während wir langsam über den weiten, sonnigen Residenzplatz auf das dreifache Hauptportal zugehen, das als ein giebelgekrönter, säulengeschmückter, in bewegten Formen bis zum Wappen und zur Kreuzkrone sich emporrichtender Mittelrisalit in der Tiefe des Ehrenhofes sich erhebt, wächst der Bau vor uns, rechts und links neben uns mit den großen Seitenflügeln, bis er uns den Himmel verengt. Ehe wir unter dem breiten Balkon eintreten, werfen wir noch einen Blick auf den Lageplan, der uns das Schloß mit seinen rechts und links vorgeschobenen Nebengebäuden einer großen, ansteigenden Parkanlage, dem Hofgarten, breit vorgelagert und sozusagen der Stadt mit ihren Dächern

wie dann die Kirche zur gebietenden weltlichen Macht wurde. Das spricht, über den breit gedehnten Vorplatz weg, deut-



Spiegelzimmer. Wände mit Spiegeln und Glasplatten belegt



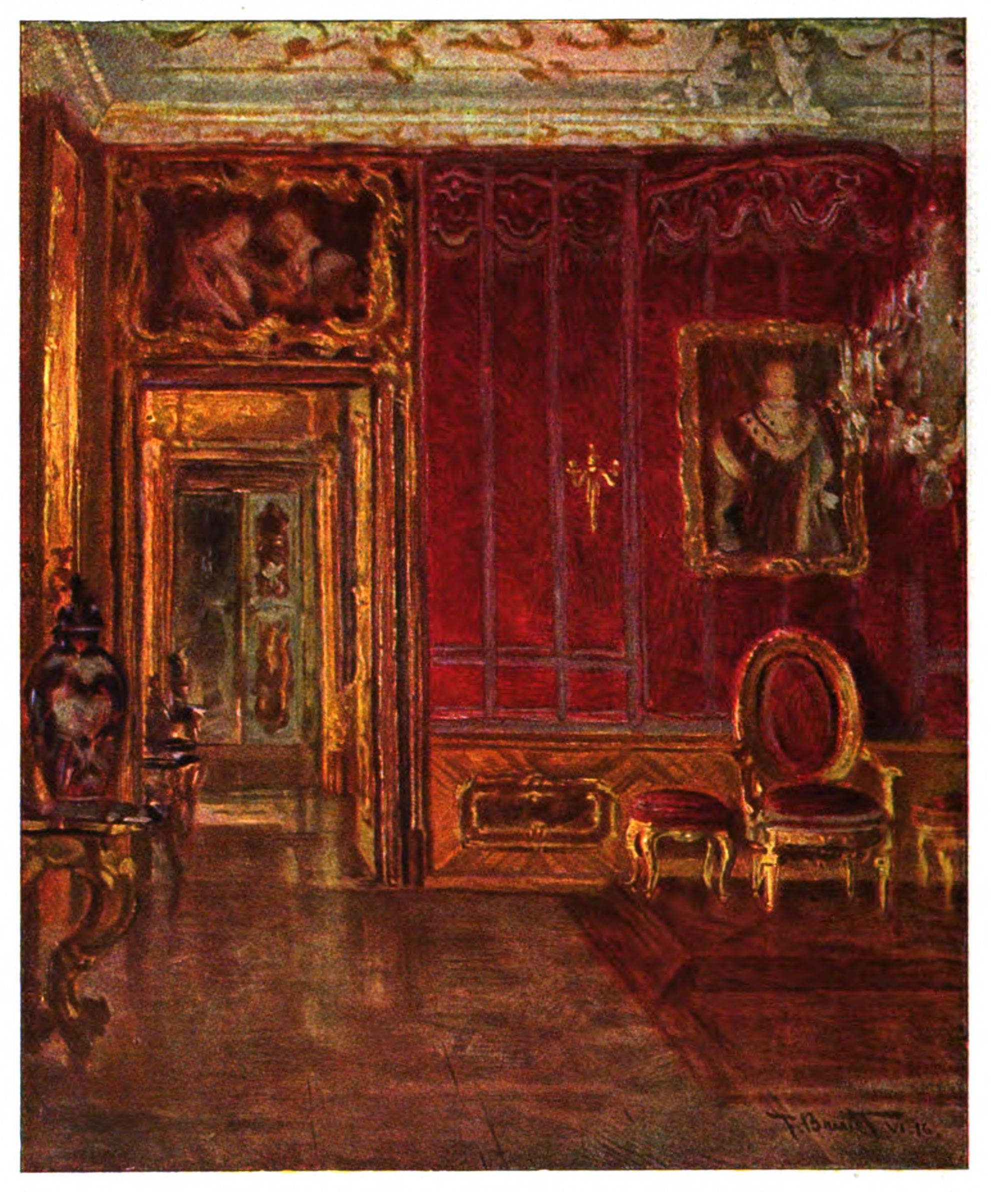
Das Kind Moses tritt Pharaos Krone mit Füßen. Supraporte im ‚Dritten Alexanderzimmer‘
Von Giovanni Antonio Pellegrini

und Kirchtürmen gegenübergestellt zeigt. Aus dem Plan heraus lockt es uns, uns umzuwenden, und, was wir in ihm lesen, in lebendigen Eindruck zu verwandeln. Die Breite der Stadt, der den bischöflichen Fürsten untertänigen Residenz, scheint drüben über dem Platz ehrfürchtig haltgemacht zu haben und sich nicht näher heranzuwagen. Es ist Abstand geschaffen. Schon hiermit beginnt der Baumeister, das Machtsymbol zu gestalten: dieser Abstand ist gewissermaßen das Fundament für die ideelle Absicht seines Baues, die Übersteigerung des Herrschers, und ist verwandt mit dem Gotikerkunstgriff, die Kirche aus engem Gassengewirr plötzlich und unvermutet über Giebel und Dächer in unendliche Höhe aufragen zu lassen. Wie bei der Kirche durch die plötzliche Höhe wird hier durch den Abstand die Seele der Eintretenden in den gemäßen Zustand versetzt: in Ehrfurcht.

Dies ist der erste Eindruck, wenn man

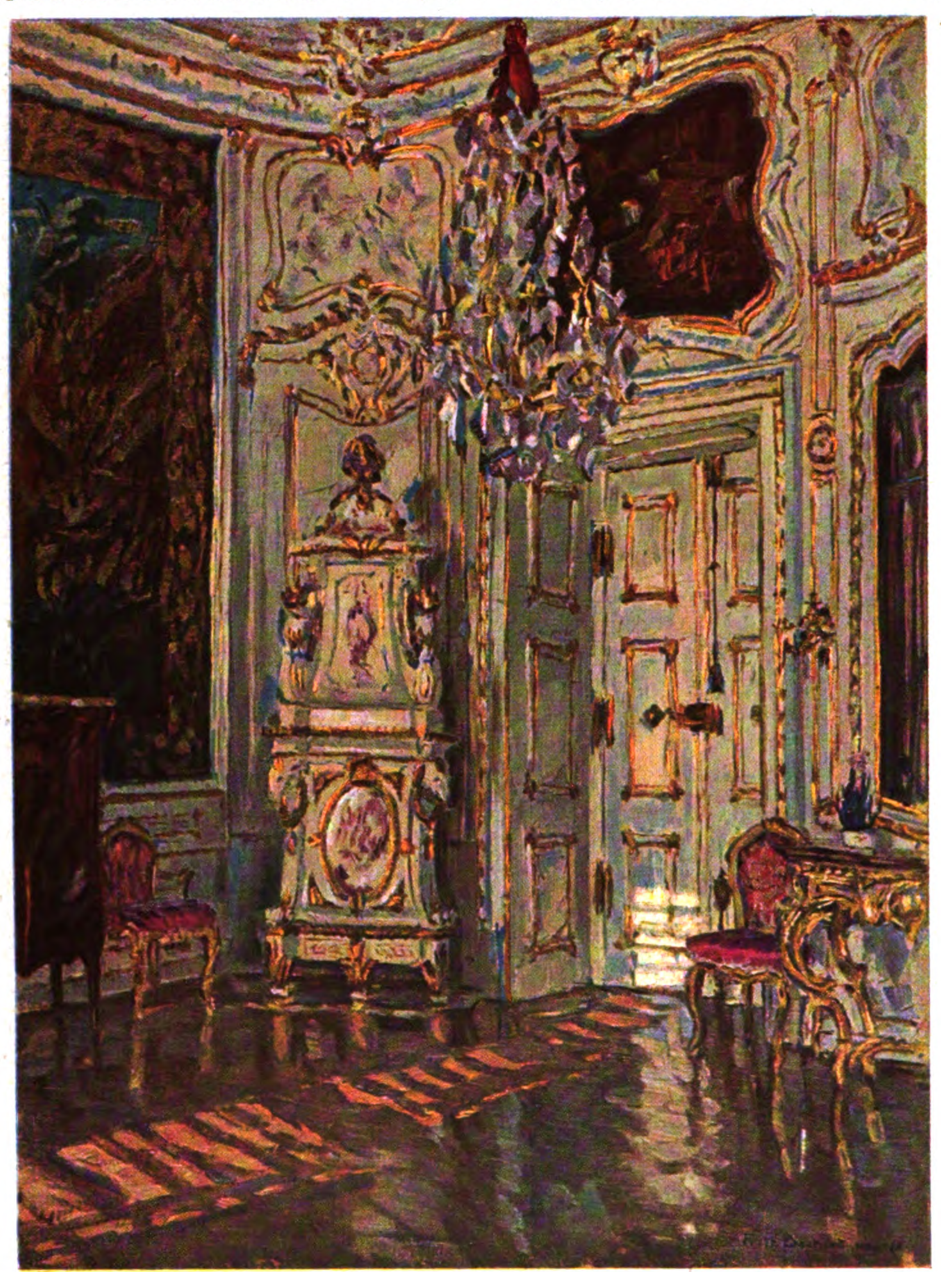


Der geniale Erbauer des Schlosses: Architekt und Artillerieoberst Balthasar Neumann. Ausschnitt aus dem Deckengemälde des G. B. Tiepolo im Treppenhause



Aus dem Thronsaal. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

durch die breite, hohe Einfahrtshalle in das kirchengroße Treppenhaus eintritt und langsam aufsteigt: Das Sichniedersenken der von Tiepolo bemalten Riesendecke des Treppenhauses über dem Aufsteigenden und das erste Festwerden des ungeheueren Gemäldes, das über dem Ankömmling auf dem unteren Treppenteil schwebt, schwankt und auch in sich noch ganz Fülle und Wirrnis ist. Von der dem Aufstieg gegenüberliegenden Stirnseite an beginnt es, wenn man die Balustrade um den großen, viereckigen Treppenschacht umwandelt, langsam fest zu werden, sich zu ordnen, zu gestalten — ohne daß wohl jemals das Bedauern darüber schwindet, daß es wie ein Bilderbuch nacheinander angesehen werden muß. Man kommt allmählich wieder zu dem Gefühl, daß der Anfangseindruck des Gemäldes, das Schweben und Schwanken über dem Eintretenden, doch seine stärkste Wirkung und seine Aufgabe ist.



Ecke im ‚Souperzimmer'. Frühklassizistischer Raum. Gemälde von Prof. Fritz Beckert

Das Sichdrängen und die Fülle der Gestalten bringt es dem Gaste zum Bewußtsein, daß er eintritt, wo die Menschheit aller Erdteile zu Gaste kommt: in den Palast des Herrschers. Man mag so oft eintreten, wie man will, man wird immer Neues finden, Neues sehen, ohne je zu Ende zu kommen. Was erst ein Tadel zu sein schien, die Unübersehbarkeit, wird, aus der gewollten Idee betrachtet, zum höchsten Vorzug, zur Vollendung. Dabei ist raumkünstlerisch alles zu bewundern: die mächtige Anordnung, die Gruppierungen, die Übergänge, die kühnen Verkürzungen und Überschneidungen, die Raumerweiterung und das Hinweisen des Besuchers

auf den Raum, auf die Tatsache Raum. Denn in der Gestaltung des Innenraumes sind die Barock-Architekten noch größere Meister gewesen als im Außenbau. Es ist, als habe ihre Phantasie am schönsten und sichersten von innen aus Wand und Gewölbe zur Raumgestalt gedehnt und ausgeweitet: mehr als von außen die Steingestalt des Baukörpers modelliert. Wenigstens sind sie im Innenbau gegenüber den Vorgängerstilen selbständiger, schöpferischer.

Es ist hier der Ort, ein Wort von den Männern zu sagen, deren Zusammenwirken das Würzburger Schloß seine Ent-



Die Schloßkirche



Susanna und die beiden Alten. Supraporte im „Dritten Alexanderzimmer“. Von Giovanni Antonio Pellegrini

stehung verdankt. Sieben Bauherren hatte nacheinander das riesige Werk, ehe es fertig dastand: die Fürstbischöfe Johann Philipp Franz Grafen von Schönborn, der im April 1720 die Fundamente legen ließ, aber nur bis 1724 das langsame Werden des Baues erlebte; Christoph Franz Freiherrn von Hutten zum Stolzenberg, unter dem das Werk weitergeführt wurde; von 1729 an den Bruder des Gründers Friedrich Karl Grafen von Schönborn, unter dem am 30. Dez. 1744 der Rohbau vollendet wurde; von 1746—1749 Anselm Franz Grafen von Ingelheim, unter dem wenig an dem Bau geschah; von 1749 bis 1754 Karl Philipp von Greiffenklau, in dessen Regierung die Vollendung des Kaisersaales und des gewaltigen Deckengemäldes im Treppenhaus fällt: und schließlich Adam Friedrich Grafen von Seinsheim, den eigentlichen Vollender der Residenz, unter dem aber der letzte Teil der Innenausstattung gemäß der gewandelten Zeit dem Grundstil des Werks entgleitet und klassizistischer Formengebung verfällt. Die freilich später noch weiter veränderten



Juno. Stuckfigur im Kaisersaal von Antonio Bossi (Meisterbestimmung nach frdl. Mitteilung von Dr. R. Sedlmaier-Würzburg)



Hofschmied Joh. Georg Oegg, der Urheber der schmiedeeisernen Schloßtore, zeigt Vulkan einen Gitterentwurf

Gemächerreihen in Empirestil, durch die man vom Treppenhause aus geführt wird, lehren deutlich, wie der klassizistische Stil, der für kleinere, bürgerlichere Aufgaben reizvoll ist, versagt, trocken und nüchtern erscheint, sobald er mit dem wilden, großen Barock in irgendeine Eindrucksnähe tritt. Selbst wo das Barock seine ungeschlachte erste Rauheit bereits abgelegt hat, und auf seine zierliche zweite Jugend, das Rokoko, zustrebt, erscheint der Empirestil kaum überhaupt noch wie ein Stil dem wundervollen Vorgänger gegenüber. Es ist wie eine Erlösung, wenn man in die dem Baucharakter gemäß eingerichteten Gemächer kommt: das herrliche Spiegelzimmer, die



Lichtträger im Treppenhaus Von Joh. Peter Wagner

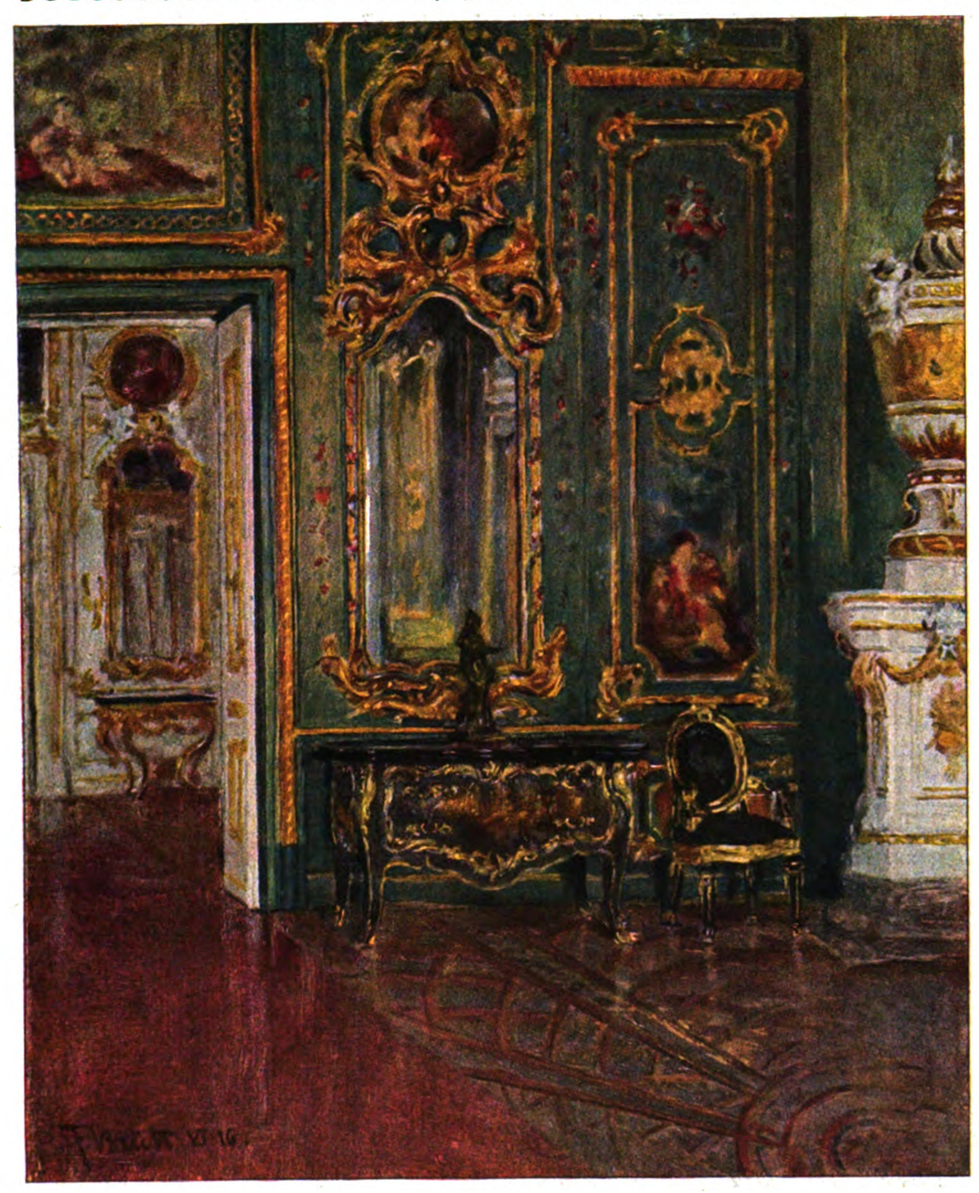
Räume mit den Alexander-Gobelins, die von leuchtender Tiefe der Farben, schöner, senkrechter Gliederung der Komposition sind, und in den Kaisersaal, der neben Gesamtanlage, Außenbau, Treppenhaus und Kircheninnerem die bedeutendste Leistung an dem Schloß ist.

Gartenplastik: Genrefigur Besenhändler Von Joh. Peter Wagner

Mehr als der Bauherren ist das Schloß ein Denkmal eines der größten, vielleicht des größten deutschen Baumeisters, des Artillerie-Obristen Balthasar Neumann, der den Gesamtplan und die Einzelpläne entwarf und die Ausführung des Baues bis zu seinem 1753 erfolgten Tode leitete. Als ein echter Herrscher stand dieser Mann — der sich in Deutschland noch andere unvergängliche Denkmäler gesetzt wie das geniale Treppenhaus in Bruchsal, die Kirchen von Vierzehnheiligen und Neresheim; dessen Entscheidung während seiner Würzburger Zeit alles Bauen in der Stadt unterstand, dessen Willen und Urteil wir damit



Gartenplastik: Der Winter. Von Joh. Peter Wagner



Aus dem ‚Grünen Saal'. Gemälde von Prof. Ferdinand Brütt

eins der schönsten einheitlichen Stadtbilder verdanken — als ein Herrscher stand dieser Mann immer mitten in seinem Werke, jedem helfenden Künstler einen abgemessenen, doch innerhalb der vom Ganzen gesetzten Grenzen freien Spielraum zur Entfaltung aller persönlichsten Kräfte lassend, so Tiepolo, so dem ausgezeichneten Kunstschmied Ögg, der die prachtvollen Hofgartentore und manches andere Schmiedewerk für das Schloß schuf, und vielen anderen Künstlern, von denen noch der Maler des Gartensaales Joh. Zick, erwähnt sei.

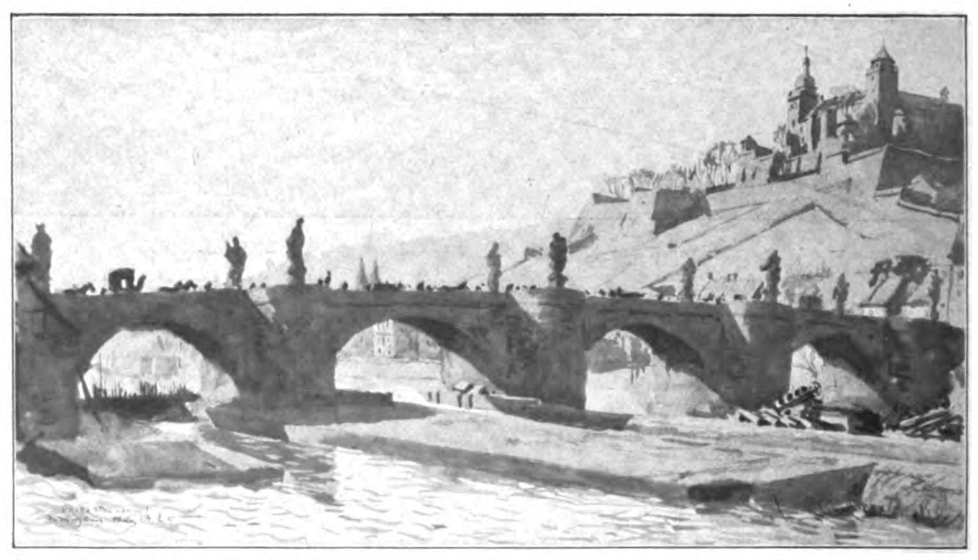
Die Stimmung, die um das Wandeln durch diese Säle fließt, dieses Gefühl ist — neben vieler Einzelbewunderung — vor allem immer wieder dies: das Innewerden der seelischen Kraft des Baumeisters im Schaffen des Machtsymbols. In dem Treppenhaus, das wie ein eine Sinfonie eröffnender Tonsturm über den eintretenden Fürstengast erbraust, in

dem Staats- und Kirchenfürstentum sichtbarer Ausdruck geworden ist, um dem Nahenden in die Seele geprägt zu werden, wird der Gast, der empfangenen Ehrfurcht voll, zu den Menschen geführt: sie haben Hoheit von der Architektur, durch die der Weg zu ihnen führt, bedürfen aber kleinerer Räume, um nicht selbst klein zu erscheinen.

Mit der ungenauen Symbolik, deren sich die Menschen so oft befleißigen, und da wir nun einmal nur den Menschen vergöttern und zum strahlenden Mittelpunkt machen können, wird die fürstliche Person übersteigert. Nicht nur schmeichlerisch. Sondern vor allem, weil jeder, der irgendwie an der Macht Anteil hat, in dieser Person ein Herrschaftszeichen, ein Symbol für sich hat. Das unpersönliche eherne Machtwirken, das diese Puppen lenkt, bleibt unsichtbar dahinter, wie Gott hinter den Kirchenbildern, ist aber fühlbar, indessen im Vordergrunde einem Menschen Überlebensgröße verliehen wird. Schleppgewand und hohe Krone erweitern sich zum glänzenden Gefolge, das wie eine lebendige Schleppe dem Fürsten nachfolgt, und zum Baldachin, der ihn über sich erhöht und vergrößert; wie sein Arm durch das Zepter wächst; sein Fuß um Stufen.

Architektonisch und im Werke des schmückenden Malers vollendet sich diese Bausymphonie über das Machtthema in dem Maestoso des Kaisersaales, der sozusagen das im Treppenhaus stürmischer gegebene Eröffnungsmotiv auf ruhender Höhe wieder aufnimmt, um es nach dem deutlichen Weiterdrängen des Treppenhauses nun für alle Dauer gipfelhaft, fast ins Ewige ausklingend, in die Seele zu prägen. Neumann und Tiepolo haben hier eine Einheit geschaffen, wie sie kaum wieder erreicht worden ist. Und neben diesem Erlebnis als dem besondersten des ganzen Schlosses tritt selbst die herrliche Kirche etwas zurück, zu der man leichter andere Werke nennen kann, die ihr gleichkommen.

Ehe wir das Schloß verlassen, um uns in den Parkanlagen des Hofgartens zu ergehen, von der Höhe der rückwärtigen Terrassen mit ihren reizenden Putten die schöne Ostfront des Baues zu betrachten und die überreichen Eindrücke sich ordnen zu lassen, treten wir im Treppenhause noch einmal vor die Südwand des Deckengemäldes, wo es sich mit seiner flachen Wölbung über die Türen zum weißen Saal hinabsenkt. Da schwebt das Brustbild des Fürstbischofs Karl Philipp von Greiffenklau, von Genien in Wolken gehalten. Aber das suchen wir nicht. Zu den beiden Schöpfern sehen wir verehrend hinauf, dem stolzen, dunklen Italiener im weißen Mantel: Giovanni Battista Tiepolo, und zu der schlichteren Gestalt des auf einem Kanonenrohr sitzenden Balthasar Neumann.



Die alte Mainbrücke mit Blick auf den Marienberg. Zeichnung von Prof. Fritz Beckert

Das Gespenst der Liebe

Novelle von Karl Rosner

Im Sommer achtzehn war es — an einem Abend von so milder und traumschöner Versunkenheit, wie ich sie außer über diese unendlich weiten Niederungen Kleinrußlands nie und nirgends je ausgegossen sah —. Drei Jahre etwa ist es also her, daß ich damals mit meinem Freunde, dem Baron Fedor von Gorff, im Garten seiner Datsche bei Kijew zusammensaß, und daß er dabei, wie wir so von fernen schönen Frauen, von Liebe, Glut und Leidenschaften — und dann von Tod und Asche und Vergänglichkeiten sprachen, auf dieses ungewöhnliche Erlebnis zu reden kam. Auf jene weit zurückliegende Stunde, in der er — selbst noch ein sehr junger Mann — dem geisternden Gespenste der Liebe begegnet war.

Drei Jahre etwa ist das her —

In diesen Tagen aber, in denen ich die erschütternde Nachricht von der ruchlosen Ermordung des kaum erst Fünfzigjährigen durch bolschewistische Banden erhielt, ist mit der Erinnerung an die Zeit unserer Gemeinsamkeit auch das Bild jenes Sommerabends wieder lebhaft vor mich hingetreten.

Ich will versuchen, mit den Worten meines hinweggenommenen Freundes wiederzugeben, was er mir damals, während draußen das blaue Dunkel um die riesigen Bäume des alten Gartens hing und während unsere Gläser im Mondlicht dünn erglimmerten, erzählte. Ich will's versuchen, weil mir sein seltsames Erleben aufbewahrenswert erscheint, nicht nur des nackten Vorganges wegen, sondern mehr noch, da es, unirdisch beinahe, eine lang versunkene und dennoch unvergängliche Gestalt umspielt: den großen Korsen.

⁂

„Halt — lassen Sie mich rechnen — ja: im Jahre zweiundneunzig hatte ich geerbt — also im Jahr darauf ist es gewesen, und dreiundzwanzig war ich damals alt. Also, was tut man, wenn einem das Glück in solcher Jugend mit einem Male so rund hunderttausend Rubel schenkt — gute, richtig gehende alte Zarenrubel! — und wenn man bisher von der Welt eigentlich nichts gesehen hat? Nichts — denn die paar Gouvernements im Umkreis: Wolhynien, Podolien, Cherson, Poltawa — Orel — nein, das kann nicht gelten. Also: reisen! Natürlich: reisen! Unsere Familie war schon damals über alle Welt verzettelt — wir Gorffs waren von je ein wenig unruhvolle Leute. Der brave, alte Schuß von gutem, deutschem Blute, der einen nicht verfaulen läßt, der immer wieder abenteuern will! In Deutschland hatte ich Verwandte sitzen — in der Krim, in Kurland, in Nordfrankreich — in Argentinien, in Brasilien. — Schwierigkeiten? Strapazen? Mit zweiundzwanzig Jahren? — Erbarme dich! Du lieber Gott! — Ich glaube, heute brauche ich mehr Vorbereitungen, wenn ich nach Wilna oder nach Odessa fahre — aber damals? Man zog eben los — fertig. — Was kostet die Welt?!

So also habe ich damals auch meinen Onkel Peter aufgesucht, der als ein richtiger deutscher Kolonist sein Haus in São Leopoldo hatte und Ausfuhrhandel mit Tabak und Häuten, mit Maté und weiß Gott was sonst für guten brasilianischen Erzeugnissen nach Europa trieb.

Ich kam von Rio de Janeiro über Portalegre —

Das alles, die Seefahrt längs der märchenschönen Küste, die bunten Menschen in allen Farbenmischungen zwischen Gelb und Schwarz, Wesen und Umtrieb rings, war eine neue Welt für mich.

Ich weiß nicht, wie das Leben dort drüben heute aussehen mag. — Damals war es ja überall auf unserer Erde so, daß man noch seinen Spaß am Dasein haben konnte.

Ich erinnere mich auch noch: schon wie ich in dem deutschen Gasthof meinen Namen nannte, waren mir alle Türen offen. Gorff? Baron Gorff? Vielleicht verwandt mit unseren Gorffs in São Leopoldo? Neffe?! Nun dann aber —!

Ich war also mit einem Male Gast der Kolonie — wurde gewissermaßen herumgereicht, als zugehörig aufgenommen. Denn unter den vielleicht fünfzigtausend Einwohnern, die Portalegre damals hatte, waren doch gut fünf-, sechstausend Deutsche — und was nur irgend etwas vorstellte und etwas konnte, war eben deutsch: Der ganze Handel — die Kontors — der ganze Hafen und die Werften —

Also ich ließ den guten Onkel drüben ruhig warten — der lief mir nicht davon — und blieb für ein paar Tage bei den neuen Freunden. Was sehenswert war in der Stadt, mußte ich kennen lernen: den Hafen, das Theater, die Schlächterei, die Kathedrale und das alte Jesuitenkloster — dazu ritt ich mit ihnen morgens längs der Nie-

derungen des Ästuars des Jacuhy und saß mit ihnen dann, während draußen die pralle Sonnenglut die Straßen dörrte, in den Kaffees bei altem Cachaça. Bei alldem hatte ich mir auch noch einen kleinen Flirt zugelegt — eine allerliebste eingeborene Senhora — achtzehn, zierlich, nußbraun, mit einer Pelle wie weicher Samt. — Der machte ich den Hof, ein wenig hochmütig — man war doch etwas Besseres, als all diese Caboclos-Herrschaften, auch dann, wenn sie lange Haare trugen — aber doch reichlich verliebt und in Atem gehalten —

Ich galt als Deutscher — daß ein Gorff auch etwas anderes sein könnte als ein Deutscher, fiel dort dank der unerschütterlichen Form meines sieben Fuß hohen Onkels keinem Menschen ein. Gewiß — ich wohnte in Rußland — wie andere in Brasilien oder in Argentinien — das wußten sie. Aber Rußland lag ihnen doch eigentlich mächtig aus dem Wege —

Und da, als einmal so die Rede auf unser Gut und auf die Zustände in Rußland kam, hob ein älterer Herr, der mit in unserem Kreise von fünf oder sechs Menschen war — ein Portugiese war es, Senhor José nannten sie ihn, und der Agent irgendeiner Kaffee-Fazenda im Innern war er wohl — aufhorchend den Kopf und tippte mit dem Zeigefinger in die Luft.

Mir ist's, ich sähe diesen Zeigefinger noch, an dem ein dicker, altmodischer Siegelring mit einem roten Steine saß —: In Portalegre gäbe es doch auch eine Senhora, eine Französin, die lang in Rußland gelebt hätte und später in den vierziger Jahren durch irgendwelche Umstände hierher nach Brasilien verschlagen worden sei. — Mademoiselle Bonchamps. — Das heißt, es wäre ja nun auch schon eine ganze Reihe von Jahren her, daß er mit ihr zusammengetroffen war — aber, was sie damals von Rußland erzählt hätte: man fröre sich zu Tode, wenn man auch nur daran dächte! Übrigens eine sehr, sehr merkwürdige Dame — eine höchst interessante Dame! — Bildschön soll sie in ihrer Jugend gewesen sein, und sie habe ihm einmal selbst ein Medaillon mit einer Miniature gezeigt: bildschön! Jetzt freilich — lieber Gott! — der Zeigefinger mit dem schweren goldenen Siegelring wippte jäh, tat das ab, strich es fort. Aber den Hals reckte der alte Herr über den Tisch und meinte wichtig, leise, als gäbe er da ein Geheimnis preis: „Sie ist doch damals die Geliebte des Kaisers Napoleon gewesen!"

Ich nickte: „Also eine Rivalin der in ihrer Jugend auch so schönen Kaiserin Eugenie?"

Er hob die Hand, die Innenfläche ausdrucksvoll ablehnend mir zugewendet. Eilig, ein wenig überlegen meinte er: „Nein — nein — ich spreche nicht von Napoleon III. — sie war die Freundin des großen Kaisers!"

Ganz deutlich erinnere ich mich noch, daß nach der ersten wortlosen Verblüffung eine ungläubige, abwehrende Heiterkeit über uns alle kam, eine Fröhlichkeit, die sich am Ende in einem ungehemmten Lachen befreien mußte.

Ein schwäbischer Herr, der den Deutschen von Rio Grande ihr Bier braute, schlug rot und prustend auf den Tisch: „Senhor — jetzt, warum saget Se nit glei', sie hätt's als no' mit'm alte Fritz g'halte?!"

Und ein anderer legte dem alten Herrn beschwichtigend die Rechte auf den Arm: „Nehmen Sie's nicht übel, lieber Freund — Ihre Kaffeeproben in Ehren! — aber mit den Geschichtsdaten, da stimmt es wohl nicht ganz: der große Kaiser ist, wenn ich nicht irre, im Jahre 1822 gestorben —"

Der Senhor schüttelte den Kopf: „Doch — Sie irren: sogar schon 1821 — vor zweiundsiebzig Jahren!"

„Nun also!"

Da hob der andere nur geheimnisvoll bedauernd und ein wenig gekränkt die Schultern an: „Ich kann nur sagen, was ich von ihr selbst gehört habe. — Es steht den Herren frei, das nachzuprüfen — die Dame wohnte damals oben in der Rua São Pedro."

Das alles sagte er so ernst, so sachlich und bestimmt, daß dadurch doch wieder eine Art Unsicherheit in unseren Unglauben fiel. Ein Schwanken zwischen Scherz und Ernst, in dem wir uns am Ende darüber einig waren, daß, wenn etwas an diesen Dingen war, diese Mademoiselle Amélie Bonchamps zweifellos als die größte Sehenswürdigkeit von Portalegre angesehen werden müßte: merkwürdiger als Hafen, Kathedrale, Schlachthaus und Theater —

Und plötzlich — weiß Gott, wie das kam — war ich erkoren und bestimmt, der Dame meine Aufwartung zu machen: „als Jüngster und als Schönster", wie der Brauer meinte — als Fremder — und als selbst in Rußland angesessener Mann, der dann also mit ihr auch über Rußland plaudern konnte.

Am nächsten Morgen habe ich bei Mademoiselle Bonchamps meinen Besuch gemacht.

Rua São Pedro — oben, an den Berg gequetscht, im alten, winkeligen Viertel hinter dem ehemaligen Jesuitenkolleg liegt das enge, ansteigende Gäßchen. Über holperiges

Pflaster, zwischen hochräderigen Mauleselkarren und lungernden Caboclos quält man sich im Schatten der Mauern in weiß glühender Hitze hindurch.

Das Haus ist bald gefunden. Eine derbe, fette Negerin öffnet und grinst mich fletschend an. Alles ist schlampig und schmuddelig an ihr — eine Wolke von Knoblauchdunst und ranzigem Öl geht von ihr aus. —

Ja. Senhora Bonchamps wohne hier — Ob ich die Senhora sprechen könne?

Ein Gesicht, als ob ich nach dem Monde verlangt hätte —

Ich gebe ihr meine Karte und sage ihr, ich wäre ein deutscher Herr aus Rußland — ja aus Rußland! — sie möge die Senhora fragen —

Sie dreht die Karte in den fettigen Fingern — derlei ist ihr noch nie begegnet. Dabei wird dieses kleine, weiße Blatt zusehends fleckig, unansehnlich. — Sie wackelt, schmatzt und stinkt nach Knoblauch und schlägt mir die Türe vor der Nase zu.

Ich warte. Nach einer Weile ist es mir, als hörte ich Stimmen wispern — als bewegte sich ein Fenstervorhang — als würde ich beobachtet. — Ich klopfe meine Wickelgamaschen mit der Gerte — warte —

Endlich ist der schwarze Fettkloß wieder da. Ungeheuer komisch scheint sie jetzt alles zu finden. Ihr dicker Steiß zittert, der breite Mund schnattert. Mühsam macht sie sich verständlich. Ein Gemisch von Portugiesisch und Französisch ist dieser Brei:

„Senhora noch im Bett (jetzt, mittags um zwölf!) aber du abend kommen, sechs Uhr — dann Senhora dich erwarten — oh!“ — Sie blinkert mich an, als ob mir ungeheuere Genüsse bevorstünden, und streicht sich mit verdrehten Augen über das Gesicht. Dann fletscht und grinst und lacht und schnalzt sie wieder, stößt mich mit vorgestreckten Fingern an die Brust: „Du Russie? Du Napoleão?!“

Also man hat ja allerlei erlebt — ich gehe. —

Nachmittag, ein paar Minuten nach sechs bin ich wieder da oben in der Rua São Pedro.

Die Schwarze wartet schon an der Türe. Diesmal hat sie sich schön gemacht: noch mehr ranziges Fett — ein wandelnder, zu dick gestopfter Klubsessel in einem Kattunbezug in Knallrot, giftigem Grün und Preußisch-Blau. Aber eine stolze Selbstzufriedenheit liegt auf dem fletschenden Gesicht.

Watschelnd, auf bloßen Füßen pendelt sie voran.

Dämmerig und kühl ist es in dem schmalen, sonnenhellen Flur, durch den der Blick in einen ansteigenden, ungepflegten Garten geht: üppig wucherndes Strauchwerk, Federpalmen. — Das Haus ist so gebaut, daß die Wohnräume nach rückwärts, nach diesem Garten zu gerichtet sind.

Eine neugierige Erwartung ist in mir. — Irgend etwas, das mich erregt, so sehr ich mich dagegen wehre. Soviel ist sicher: was uns der Senhor José erzählt hat, ist natürlich Unsinn — aber jetzt wird man ja sehen, was für einen Bären uns der alte KaffeeOnkel aufgebunden hat!

Die Schwarze öffnet eine Seitentüre, tritt vor mir ein —

Mit einem Male ist das Tageslicht erloschen.

In einem Zimmer stehe ich, dessen Fensterläden fest geschlossen sind, so daß kein Schein des Tageslichtes eindringen kann, und in dem irgendwo im Hintergrunde eine mit Wachskerzen besteckte Silbergirandole ihre matten, gelblichen Flämmchen in das Dunkel sticht. Beinahe aufgesogen werden diese kleinen Lichtlein —

Und eine brüchig dünne Stimme sagt: „Sara — allez!“ —

Da wirft mir die Alte noch einen stolzbefriedigten Blick zu, watschelt an mir vorbei hinaus und schließt die Türe.

Immer noch quälen sich meine Augen in das Dämmern.

Spillerige, vergoldete Möbelchen sehe ich jetzt — eine bis zur Zerbrechlichkeit schmale Gestalt. — Und höre diese unwahrscheinlich spröde, wie zersprungenes Glas klingende Stimme fragen: „Baron de Gorff?“ —

Ich trete näher — und weiß noch, daß ich ganz benommen war. — Vielleicht auch kam's von dem Geruch: es roch betäubend stark nach Moschus und nach Nelken —

Alles schien mir unwirklich. Als ob ich da in eine Welt des Unirdischen geglitten wäre! —

Kennen Sie Goya? Goyas grausame Bilder uralter Weiber — nein, uralter Hexen? — Verdorrte und verweste Frauenkörper, die noch im Putz der Jugend umgehen und unter falschem Prunk und greller Schminke süßlich lächeln und die entzündeten, rot geränderten Greisinnenaugen glühend flackern lassen? Irgendwo in Nordfrankreich, in den Museen in Lille oder in Valenciennes habe ich sie später gesehen! So — so etwa! — Denken Sie sich eine zum Leben erweckte Mumie — und schreiend bunt bemalt! — Die über den zahnlosen Kiefern eingesunkenen Lippen im Strahlenkranz der tausend Fältchen leuchtend rot wie eine tiefe Wunde — und blühend aufgesetzte Bäckchen — und auf dem wackeligen Knochen

schädel einen Bau von dichten, braunen Locken mit hellen Seidenbändern und mit bunten, blinkenden Agraffen —

Eine Hand hebt sich und streckt sich zitternd mir entgegen. Eine Hand, an deren holzdürren Krallenfingern die zu weit gewordenen Ringe ununterbrochen aneinanderklappern. Ich beuge mich darüber hin —

Dann sitze ich auf einem von diesen gebrechlichen, vergoldeten Stühlchen ihr gegenüber, und sie redet. Ihr Kopf unter dem Bau der braunen Locken nickert dabei auf dem mageren Faltenhalse, als wäre er eine kaum zu tragende Last. — Sie spricht französisch.

Rußland? So, aus Rußland? — Ja — Sara hätte schon gemeldet — Sara — die Schwarze. — Nein, es ist schwer mit den Domestiken hier — und man muß Nachsicht haben —

Ich erwähne die Bekanntschaft mit Senhor José, dessen Mitteilungen mir den Mut gegeben hätten, sie als eine halbe Landsmännin, wenn man so sagen dürfe —

José? — Senhor José? — Die Kehle würgt, die schweren Lider schlagen. Nein — nein, sie kann sich nicht entsinnen. Aber das ist jetzt öfter so in diesen letzten zwanzig oder dreißig Jahren. — Ja früher — früher — und was sie in ihrer Jugend erlebt hat, das ist ihr alles völlig klar geblieben — das weiß sie so genau, als wäre es gestern gewesen — aber jetzt, in der letzten Zeit —

Sie tattert vor sich hin —

Ein verblaßtes, ausgeschnittenes Seidenkleid mit großblumigem Muster, wie es vielleicht vor vierzig oder fünfzig Jahren zu gesellschaftlichen Festen Mode war, trägt sie. Zu weit ist es ihr und ist mit alten, steinbesetzten Schmucknadeln zusammengesteckt. Die bunten Steinchen glimmern im Widerschein der Lichter. Kettchen und Perlreihen, die um den Hals geschlungen sind, rinnen über das weißgepuderte Pergament der Brust in den Ausschnitt. Einen Fächer hat sie im Schoße, ein Riechfläschchen, eine Email-Bonbonnière —

Mir ist, daß ich am liebsten aufstünde und ginge. — Grauen und tiefstes Unbehagen; und zugleich etwas wie Scham darüber, daß ich hier vor diesem armen, lächerlich aufgeputzten, uralten Geschöpfe sitze — in Auswirkung einer Laune, eines in übermütiger Gesellschaft beschlossenen Ulkes —

Jetzt kann ich mehr und mehr von dem Zimmer erkennen: Ein Spinett — eine halboffene Glasservante mit allerlei Porzellan und glitzerndem Kleinkram, an der Wand ein Bildnis Napoleons nach dem Gemälde von Vernet, ein paar Stiche —

Von draußen bullert es gegen die Türe: mit dem Knie — dem Ellenbogen — weiß ich —

Da rückt sie auf.

Sara tritt ein, in beiden Händen ein Tablett, das sie auf das goldene Tischchen stellt: Kaffee. Lapisblaue Sèvres-Täßchen, so kostbar schön, daß ich sie heut noch vor mir sehe —

Haben Sie jemals Kaffee im Lande des Kaffees getrunken? Also: Zum Tote-Auferwecken!

Mademoiselle Bonchamps nippt zitternd an ihrem Täßchen und bekommt Leben. Die Lichter flackern noch vom Luftzug der Türe, huschen über sie hin. Sie fingert tastend, sich versichernd, über ihre Schläfenlocken und sagt dann wieder mit dieser dünnen, zeitlos fernen Stimme und so, als knüpfe sie an schon Gesprochenes an: „Ich habe meine Jugend bis zum Kriege dort verbracht. Ein Landhaus bei Moschaisk haben wir gehabt und das Stadthaus mit der Bank. Und man hat gut dabei gelebt — mein Vater sagte immer: soweit man als Franzose in einem anderen Lande als in Frankreich leidlich leben kann. — Bis dann eben der Krieg gekommen ist —“

„Der Krieg?“

Sie nickert wieder mit dem allzuschweren Kopf: „Eben — der Feldzug unseres großen Kaisers. — Ja, achtzehnhundertundzwölf — zwei Jahre nach dem Tod der Mutter — und ich war damals gerade achtzehn Jahre alt, gerade achtzehn —“

Ganz wirr ist mir: So ist an dem, was der Senhor José uns da erzählt hat, doch etwas Wahres —?! Ihre weiterzitternden Worte höre ich, und muß dabei rechnen: achtzehn war sie damals — und jetzt: da muß sie ja jetzt über achtundneunzig sein —!

Ihre entzündeten und untermalten Augen, die wie die Augen eines alten, uralten Vogels sind, verglimmen, starren schmerzhaft verzogen in die gelben Flämmchen der Kerzen.

„Und da — ja, wie der Krieg gewesen ist, da waren wir mit einem Male doch Fremde und Franzosen — und alles war feindlich. — Wie verschwunden die ältesten Freunde! Die Diener sind fortgelaufen — und das fremde Gesindel hat gestohlen und geplündert. — Und das ist schlimmer geworden, je weiter die glorreiche Armee vorgerückt ist — in der Richtung auf uns und auf Moskau zu. — Denn alles ist aufgebrochen und geflohen — alles.“

Sie spricht jetzt eintönig, als sagte sie da Worte, die sie tausendmal im Leben schon gesagt, gedacht hat, und immer sieht sie dabei noch in diese kleinen Flammen und über die hinaus.

„Und der Vater hat immer gesagt: Wir bleiben — wir sind Franzosen, niemand wird uns etwas anhaben — der große Kaiser wird seine schützende Hand über alles halten — und unsere Landsleute sind keine Räuber — wir bleiben. — Aber dann eines Tages — das war am 28. August, und die Nachrichten von dem Sieg des Kaisers bei Smolensk und von dem Übergang über den Dniepr waren überall — da ist der Vater nicht in das Landhaus gekommen — da haben sie ihn mit fortgeschleppt — Befehl des Statthalters Grafen Rostopschin — als Gefangenen — als Geisel — bis an die asiatische Grenze. — Ich bin allein geblieben —"

Ihre Hand greift zitternd hoch und legt sich auf das Tischchen, fingert an der Silbersäule der Girandole. Als ein dünnes Beben geht es durch die Lichter — durch ihre auflebende Stimme —

„Was waren das für Tage —! Wiasma hat er genommen, und bei Gschatsk hat der Murat die Russen geworfen, und Brodino ist gekommen. — Drei Tage lang — drei Tage lang hat das gebrüllt — das Landhaus war doch kaum zwei Meilen von der Schanze — und die Russen haben geplündert — da habe ich auf unsere Landsleute gewartet wie auf Erlöser. — Aber die ersten, die am achten gekommen sind, waren noch schlimmer! Aber dafür kann Er doch nicht. — Da bin ich nach der Stadt geflohen. — Und da waren sie dann auch — und das Bankhaus war ein Pferdestall, und die Wohnung war ausgeraubt und voll mit Verwundeten und Kranken, und ich bin umhergeirrt — alles hat nach mir greifen wollen —"

Das arme aufgeputzte Gespenstlein schüttelt sich —

„Einen Offizier von der Garde habe ich um Hilfe angerufen: Ich will zum Kaiser — ich bin Französin. — Er hat mich ausgelacht — und hat mich angesehen wie die anderen. Aber da, wie ich noch rede, schreit es in all dem Umtrieb: Vive l'empereur! Hundert Stimmen — tausend Stimmen: wie eine Welle — eine Woge. — Und zwischen seiner Suite von Generalen in Gold und Orden, grau, unscheinbar, auf einem kleinen weißen Pferde — Er. — Und ich in meiner Not bin hingestürzt zu ihm und habe meine Hände aufgehoben und geredet. — Sein Pferd hat er gehalten, und die anderen haben die Köpfe zusammengesteckt und gelächelt. — Aber er hat mich angehört — und immer hat er mich angesehen dabei — und hat mir dann gesagt, er würde für mich sorgen, und hat mir die Hand gereicht, die ich geküßt habe. Als ob ich vor Gott stände — so war das. — Mit einem Offizier hat er gesprochen — nur ein paar kurze Sätze — dann ist er weitergeritten. — Hat noch einmal zurückgewinkt zu mir, und die anderen haben schon wieder geschrien — hundert und tausend: Vive l'empereur!"

Sie schweigt — wie eine Erschöpfung ist das —

Ich starre auf das Tischchen, auf die gelbe gekrümmte Knochenhand, muß denken: Eine Hand, die noch lebt, die sich noch bewegt — und die die Hand Napoleons gehalten hat! — kann es kaum fassen —

Jetzt tasten diese unsicheren, runzeligen Finger wieder nach dem blauen Täßchen. Sie trinkt, die rotgefärbten Ränder ihres Mundes zucken, sie redet. Lebhafter, schneller rinnen ihr die Worte —

„Der Offizier aus dem Gefolge ist zurückgeblieben und hat mir ein Quartier besorgt — und einen Diener — einen Wagen. Alles, was ich gebraucht habe, war gleich zur Stelle: Befehl des Kaisers. — Das ist drei Tage so gewesen. Und dann, am zwölften nachmittags ist es weitergegangen auf Moskau zu. Der Offizier hat mir gesagt, daß ich zu meiner Sicherheit im Wagen folgen soll. Halbwegs nach Moskau habe ich die erste Nacht verbracht — der Jubel all der vordrängenden Menschen war um mich. Es ging nach Moskau in den Winterfrieden! Wer das nicht miterlebt hat, kann es nicht verstehen. Und Er — er hat es wiederum erreicht, der Kaiser und der Sieger, der sie alle überwunden hat: Rom, Madrid, Lissabon und Amsterdam, Berlin, Wien, München und die anderen. — Und jetzt nach Warschau und nach Wilna Moskau —!"

Ihr Blick kommt aus der Ferne, wendet sich und trifft das Bild nach dem Gemälde Vernets. Die Hände fingern um den Fächer —

Wie festgebannt bin ich ihr gegenüber und wage nicht die leiseste Bewegung.

Sie sagt: „Und da am vierzehnten am späten Nachmittage habe ich ihn zum zweitenmal gesehen. Der Wagen fuhr langsam im Zug der vielen Fuhrwerke über eine Anhöhe vor der Stadt — und oben kaum ein Dutzend Schritte von der Straße stand, wieder zwischen seiner stolzen Suite, Er, sah nieder auf das Meer von Häusern und von Kuppeln. — Sah nieder als ein seliger Sieger — mit Augen, wie ich sie noch nie und dann nie wieder bei einem Menschen gesehen habe. — Und merkte plötzlich mich und meinen Wagen, hob seine kleine Hand und winkte, lächelte mir zu — und wie ich dann zurücksah, blickte er noch immer nach mir aus. — Mir sind die Tränen aus den Augen gestürzt vor Glück: vor Moskau, in

den höchsten Stunden seines Ruhmes und von Frankreichs Ruhm hat Er mich dummes Ding von achtzehn Jahren wiedererkannt und hat mir zugewinkt —

„Sie lächeln — Sie lachen mich aus, Baron —"

Ich schüttelte nur abwehrend den Kopf.

„Denken Sie doch — ich war doch jung und voll Begeisterung — und Er — der große Genius!" Und plötzlich werden ihre Hände unruhig — greifen die kleine Bonbonnière auf, deren Deckel, wie ich jetzt merke, mit einem Miniaturbildchen geschmückt ist, schieben sie mir zu: „So so sah ich damals aus!" —

Ein Köpfchen voll von süßer, leidenschaftlicher Lieblichkeit. — Große, feucht schimmernde Augen — ein weich schwellender Knospenmund. — Kein Weg, keine Zusammenhänge mit diesem uralten, gleichsam vom Tode vergessenen Geschöpf.

Sachte lege ich das Döschen wieder auf den Tisch.

Da redet sie weiter: „In einem Vorstadthäuschen hat der Offizier für mich Quartier gemacht. Ich war wie trunken von allem Erleben — ein Mann hätte ich sein und für den Kaiser sterben mögen! Ich bin zu Bett gegangen — aber ich habe keine Ruhe gefunden — und draußen durch die Straßen sind die Trommeln und die Signale gelaufen, und Marschlieder haben geklungen, und Pferde haben gewiehert. Wie im Fieber war alles Leben —

„Nach elf Uhr aber — ja, nach elf Uhr rasselt unten ein Wagen vor, und es wird an das Haus gepocht — ich höre, daß man öffnet, daß gesprochen wird — und dann klopft es an meine Türe. — Ich werfe meine Kleider über, öffne: da steht ein Offizier und reicht mir ein geschlossenes Billett und sagt: Vom Kaiser — und ich warte. —

„Meine Hände sind geflogen — kaum daß ich das Billett aufbrechen konnte. — Dieses Billett —"

Sie schluckt mit leerer Kehle — greift sich an den Hals, zerrt an einem von diesen Kettchen, die sie umgewunden trägt, zerrt daran aus der Tiefe ihres Ausschnittes ein großes Medaillon hervor. — Puder und Schminke kleben an der goldenen Kapsel, die sie jetzt mühsam öffnet, und ein Blättchen — ein vergilbtes, schmutziges Blättchen mit brüchigen Rändern fällt heraus. Das faltet sie auseinander und hält es mir mit flatternden Fingern hin —

Zwei Zeilen — eilig, wie in Ungeduld und Unrast hingeworfen: „Wollen Sie einem heute ruhlos Glücklichen ein paar Stunden Ihrer süßen Jugend schenken? N."

Das Blättchen nimmt sie wieder, sie faltet es zitternd zusammen, sie führt es an den rot geschminkten Mund, sie legt es wieder in die Kapsel, hält die gleichwie ein Allerheiligstes mit beiden Händen. Die brüchig dünne Stimme quält sich in Erregung und Erschöpftheit nach Worten: „Ich habe keinen Augenblick lang überlegt, gezögert — nein keinen Augenblick! Es war im Leben dieses Größten eine Stunde, in der ich armes, nichtiges Ding — in der ich ihm etwas geben konnte. — Minuten später war ich in dem Wagen. In einem Gasthof, gleichfalls vor der Stadt, war sein Quartier: und da — da hat er mich erwartet — so wie er bis zu meinem Kommen Depeschen erwartet hat — und Unterhändler. — Und da hat er mich dann genommen. — Liebe? In seinen Armen hat er mich gehalten und geküßt — hat mit meinem Haar gespielt — meinen Körper gekost. Geweiht hat er mich in dieser Nacht, die die stolzeste seines Lebens war — und in der er mein Leben als Geschenk von mir genommen hat —"

Sie starrt wieder in diese matten Kerzenflämmchen. Noch schmaler und verkrümmter und verfallener wird sie mit jedem neuen Augenblick —

Ich hebe meine Hand — da sagt sie noch: „Im Morgendämmern hat der Wagen mich wiederum zu meinem Hause gebracht. Zwei Stunden später ist der Kaiser nach Moskau eingezogen in den Kreml. Die Glocken haben geläutet — und die Garden haben gejubelt — und die Häuser haben gebrannt. — Sie haben zu brennen nicht mehr aufgehört. — Ich habe ihn nie mehr wiedergesehen." —

Immer tiefer nickert das Knochenköpfchen unter seiner Last aus falschem Lockenwerk und Bändern jetzt — und ruckt dann doch noch einmal auf. Da fragt sie: „Und Moskau — haben sie denn Moskau wieder aufgebaut, Baron?" —

Seit damals? In den achtzig Jahren?! — Ich nicke nur und habe zugleich wieder das Empfinden, als wäre alles das ein Spuk —

Und dann sinkt ihr der Kopf noch tiefer —

Sie schläft. Und immer hält sie dabei noch die Kapsel mit dem alten, angegilbten Brief in beiden Händen.

Leise, beklommen, gehe ich zur Türe — als ob ich ein Unrecht täte — und immer dabei die Augen auf das kleine, aufgeputzte, schlafende Gespenst gerichtet —

Eine Erlösung ist mir das helle Tageslicht des Flures —

Draußen die dicke Negerin weiß gleich Bescheid: Senhora schläft — die Schwarze

grinst und wackelt mit der Fülle ihrer Fleischlichkeit — Senhora schläft beinahe immer —

Ich bin gegangen. —

Was bleibt noch zu sagen? Der Bericht, den ich dann abends beim Cachaça meinen Freunden gab, war einsilbig und schamvoll dürftig — ich war noch tief unter dem Druck meines Erlebens und bin den auch am nächsten Tag nicht losgeworden. Am übernächsten Tage aber bin ich nach São Leopoldo in die Kolonie gefahren.

Und etwa ein Halbjahr darauf habe ich — wieder nach Europa — einen Brief von einem meiner deutschen Freunde aus Portalegre bekommen, da stand in einer Nachschrift, quer an den Rand geklemmt: Das alte Fräulein Bonchamps wäre nun gestorben — und wäre über neunundneunzig Jahre alt gewesen. —

⁂

So hat mein jetzt dahingegangener Freund, der Baron Fedor von Gorff, mir vor nun drei Jahren an jenem Sommerabend in seiner Datsche vor Kijew den Hergang dargestellt, wie er — selbst noch ein sehr junger Mann — dem geisternden Gespenste der Liebe begegnet war —

Ich habe niemals Grund gehabt, an der Wahrheit seiner Erzählung zu zweifeln. Aber ich war dann doch betroffen, als mir, im Herbst des Jahres neunzehn, der Zufall ein Dokument in die Hände spielte, das als eine unanfechtbare Ergänzung zu der Mitteilung über sein merkwürdiges Erlebnis gelten darf. Da fiel mir bei den Vorarbeiten zu einem Werke, in dessen Handlung der Rückzug Napoleons aus Moskau im Jahre 1812 verwoben ist, im Münchener Kriegsarchiv das „Tagebuch 1812“ des bayrischen Hauptmanns Freiherrn von Gravenreuth in die Hände. Der schildert unterm zehnten Dezember einen Vorgang, der, kaum begreiflich, heiter, unbesorgt beinahe, inmitten dieses grenzenlosen Elends aus Eis und Tod und Grauen steht: Im Defilee von Ponari — unweit westlich von Wilna ist es, und er quält sich mit dieser Handvoll ihm verbliebener, zum Tode abgezehrter, von Frostschäden und Hunger zerfressener Leute, seine Kanonen über die vereiste Höhe hinaufzubringen. Aber die Pferde brechen nieder — und die Menschen auch. Sechsundzwanzig Grad unter dem Nullpunkt liegt die mordende Kälte — um Leben und Tod geht die Flucht, denn die Kosaken sind um den unaufhaltsam hinschmelzenden Elendshaufen her. — Da kommt ein französischer Offizier auf den Hauptmann zu, weist auf eine gleichfalls hier festgefahrene Kalesche und bittet ihn dringend um Hilfe: Sehen Sie, wer in dem Wagen sitzt — es ist eine Dame, die vom Kaiser sehr protegiert wird! Und Gravenreuth stapft hin und findet ein junges, reizendes Geschöpf, das ihn fragt, ob es denn gar nicht möglich sei, den Berg hinaufzufahren? — Ein Mädchen — ein junges, blühend schönes Mädchen inmitten dieses letzten Grauens?! Seine Kanoniere müssen heran — jeder fühlt so wie er das Außerordentliche dieses Gegensatzes — was möglich ist, versuchen sie, was irgend noch an Kräften in ihren armen, zu Gerippen abgefallenen Körpern ist, setzen sie ein: zehn, fünfzehn Schritte weit bringen sie die Kalesche vor — da gleitet sie im Eise wieder ab — es ist vergeblich —

Und Gravenreuth schreibt in dem Tagebuche: „Da dankte sie mir aufs verbindlichste, stieg mit einem schönen Fuß aus dem Wagen, nahm eine Kassette unter den Arm und ging ganz entschlossen, geführt von ihrem Diener und Begleiter, den Berg hinauf.“

Über Eis und Elend, zwischen Haufen von starr gewordenen Toten, die für Ihn — für Ihn gefallen waren, schritt sie mit ihrem schönen Fuß —

Das war Amélie Bonchamps — deren süße Jugend der große Korse für ein paar Stunden einer Nacht in seine Arme riß und deren Leben an diesen Stunden gezehrt hat bis an sein grausam spätes Ende.

Den Verzagten. Von Hermann Essig †

— Kein Leid kommt so von ferne,
Kein Leid ganz ungeahnt,
Der matte Glanz der Sterne
Hat längst vorausgemahnt —

Mein Herz hat bang geschlagen,
Ich hab' es auch gehört.
Sein Zittern und Verzagen
Hat doch umsonst gewehrt.

's ist eben arm, das Leben,
Die Sorg' sein Mäntelein.
Das Glück kehrt stets daneben
In andern Häusern ein.

— Nur still! Wer Schmerz empfunden,
Wer Not gelitten hat,
Der hat den Weg gefunden —
Zum Himmel einen Pfad.

Josef Weiß

Von Dr. Paul Ferdinand Schmidt

Mit zwanzig Jahren erfuhr Josef Weiß, der am 27. August 1894 geboren ist, den Beginn des Weltkrieges, und dies ungeheure Erlebnis, ihm persönlich an Fronten in Rußland und Frankreich, als Soldat, unmittelbar nahegetreten, bildet den erschütternden Ausgang seiner Kunst. Nicht als ob er ein Maler des Krieges geworden wäre; dazu war er viel zu sehr Visionär und deutscher Grübler. Vielmehr durchdrang das Ungeheuerliche dieses Geschehens, ähnlich wie bei anderen ernst und groß angelegten deutschen Künstlern, sein ganzes Wesen derart, daß es seinem Werk eine wahrhaft apokalyptische Tiefe gab, die ihn zu einem Schöpfer in eigentlichem Sinne machte, der aus seinem Innersten die Gegenstände der Darstellung zog, nicht aus der Anschauung der Natur. So daß man ihn in dieser Hinsicht einen Expressionisten nennen kann, wenn er auch technisch und formal nichts mit denen zu tun hat, die der landläufige Begriff unter Expressionisten versteht. Gemeint ist damit vielmehr die Abwendung von bloßer Naturdarstellung, die seine ganze Kunst durchdringt; selbst da, wo er Landschaften darstellt, also scheinbar Wirklichkeiten.

Es verlohnt sich, bei dem Beispiel seiner Landschaften zu verweilen, die uns lehren können, was Ausdruckskunst ist im Gegensatz zu naturalistischer. Wenn er die Endlosigkeit der russischen oder polnischen Ebene, wenn er das Moseltal oder die düstere, vielgestaltige Pracht des Walchensees in seinen kleinen Blättern gibt, so ist es niemals ein Abbild bestimmter Gegenden: die malerische Seele des Landes, die ernste und furchtbare Traurigkeit dieser Gestade tauchen mit einer Unmittelbarkeit vor uns auf, die überwältigt wie eine Höllenszene Dantes. Nicht der bloße Stimmungszauber der Romantiker lebt in ihnen, sondern das Dämonische und Wilde einer unbezähmbaren feindlichen Natur, die den Menschen erdrückt — weil dieser Mensch, der Künstler Josef Weiß, von übermächtigen Erlebnissen des Krieges im Tiefsten so erschüttert wurde, daß er die Welt nur pessimistisch sehen kann. Und da, wo die Landschaft selber ihm nicht die Unterlage des Düsteren geben kann, in den offenen, heiteren Tälern der Mosel: da setzt er sie durch atmosphärische Erlebnisse, durch die Einfügung von unwirklichen und sonderbaren Phänomenen wie des Blitzes in den Traumzustand, der seinem unheimlichen Raumerlebnis zugrunde liegt.

Doch ist es nicht diese tiefe Traurigkeit allein, die sein Weltbild färbt. Der Grund seiner künstlerischen Auffassung liegt tiefer, liegt in der grenzenlosen Ehrfurcht vor der Welt, vor ihrem Schöpfer, liegt in der religiösen Gesinnung des Künstlers. Es ist nicht die Rede von Kirchlichkeit, sondern von Religiosität; und wenn Weiß auch in seinen tiefsten Werken zu biblischen Gestaltungen sich erhebt, so bedeutet das nur eine äußere Bestätigung für jene Grundstimmung, die in grenzenloser Hingabe an alles Göttliche und Unendliche liegt, in der Sehnsucht nach Erlösung.

So, geschaffen aus dieser Weltanschauung, kann auch eine schlichte Landschaft, kann auch ein Bildnis der Mutter, ja die barocke Ornamentik von Tierdarstellungen religiösen Geistes voll sein, wie sie es in der Tat bei Weiß sind. Denn Kunst ist ja nicht „Nachahmung der Natur“ in mehr oder weniger genauer oder origineller Weise, sondern Offenbarung von Erlebnissen aus einer lebendigen Weltanschauung heraus; und bleibende Werte sind immer nur geschaffen worden aus jener Ehrfurcht, die jenseit des lauten Tages das Ewiggültige, das Geistige als herrschend anerkannte.

Wenn Josef Weiß für die Verkörperung seiner Visionen fast ausschließlich die Graphik — in Gestalt von Holzschnitten, seltener von Steinzeichnungen — und, was ungefähr dasselbe bedeutet, von Zeichnungen wählt, so ist das keineswegs einem Verzicht auf wirksame und dauernde Kunstformen gleichzusetzen. Er folgt damit nur einem Drang, der ganz deutsch ist und seit je bei uns gegolten hat: Schongauer und Dürer haben ihr Wertvollstes in graphischen Blättern gegeben, und bis zu Runge, Rethel und den jüngsten Künstlern hat die graphische Kunstform als eine der Tafelmalerei völlig gleichberechtigte zu gelten. Ja, man kann wohl sagen, daß in der Kunst der Gegenwart, fast wie zu Dürers Zeiten, die zeichnenden Künste bedeutsamer sind für den Ausdruck deutschen Wesens als die Malerei. Und wenn in frühesten Zeiten die Kunst sich in monumentalem Maßstabe an den Wänden der romanischen und gotischen Dome als Fresko (oder gar Mosaik) aussprach und den Gehalt der heiligen Schriften in mächtigen Zyklen wiedergab, so liegt auch darin eine Verwandtschaft mit dem Geist des Linearen in der germanischen Kunst. Das Illustrative, die Darstellung dramatischer Begebenheiten in mächtigen Zyklen bildet das Wesen, sowohl dieser Fresken, wie der kennzeichnendsten Graphiker, die, wie etwa in Dürers Apokalypse, in der Schedelschen Weltchronik oder im Rethelschen Totentanz und Hannibalszug, an die volkstümliche Form des Illustrationsbuches gemahnen, um in der Sache demselben Ziel zu dienen wie jene Kirchenfresken: der Erbauung und Ergötzung des Volkes.



Winter
Gemälde von Richard Albitz
(Berlin, Sammlung Koeck)

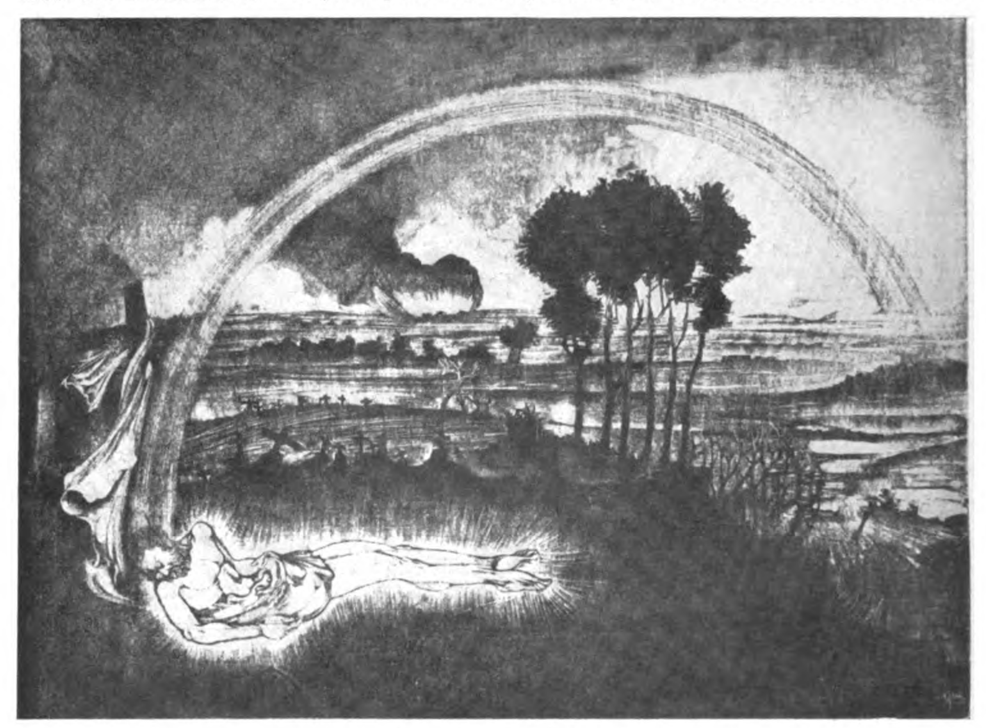


Solch ein erbauliches Moment liegt auch dem Weißschen Schaffen zugrunde; und wir wundern uns nicht, daß er in letzter Zeit mit ausführlichen Holzschnittfolgen religiösen oder legendarischen Inhalts vor die Öffentlichkeit getreten ist, wie es Kokoschka in mehreren lithographischen Mappenwerken getan hat. Die mystische Seelenverfassung dieses Künstlers kann sich denn auch in graphischen Folgen nicht genügen, und Kokoschka strebt mit innigstem Verlangen zum Fresko; wobei es denn abermals nicht erstaunlich ist, daß Josef Weiß ihm in derselben Sehnsucht gleichsteht. Beide sind Süddeutsche — Kokoschka Wiener, Weiß Münchener — und die altererbte Freude an dem schönsten Handwerk, dem Kirchenfresko, hat sich an beiden Orten und in ihren Ländern bis zum heutigen Tage frisch erhalten. Es ist kein Zufall, daß die prächtigsten Fresken sowohl der romanisch-gotischen wie vor allem der barocken Zeit sich in Bayern und Österreich finden (das Rheinland allein rivalisierte darin mit ihnen); und so ist es klar, daß auch in der Gegenwart das Wandbild großen Stiles und die Lust daran sich mehr bei den Süddeutschen als dem kühleren Nordländer lebendig finden.

Angesichts des düsteren Zustandes unserer nationalen Existenz wird es leider wohl allen Künstlern mit innerem Drang zum Monumentalen noch auf lange hinaus versagt sein, sich praktisch an Wänden zu betätigen. Doch ist es zu bedauern, daß bei der wachsenden Neigung und Befähigung unseres künstlerischen Nachwuchses hier verzichtet werden muß. Für Josef Weiß aber bedeutet diese Entsagung vielleicht kein Unglück: er ist so jung, daß seine Form noch reif werden kann, bis es so weit ist. Kann man, äußerlich betrachtet, sich doch billig verwundern, daß er überhaupt ein solches Verlangen trägt, wenn man das winzige Format der Blätter bedenkt, in die er seine Gestaltungen preßt, und den Weg, den er genommen hat. Aber gerade dies läßt auf ein günstiges Ergebnis für später hoffen. Denn sein künstlerischer Werdegang entbehrte nicht ganz der Gefahren, die München für den jungen Künstler enthält und an denen wirklich so viele Treffliche gescheitert sind. Die ungeheure Fülle der Bildungsmöglich-



Die Schöpfung. Holzschnitt



Per aspera ad astra

keiten in dieser phäakischen Stadt stand ihm offen, und er benützte sie mit dem starken Eifer, der seine Tätigkeit überhaupt kennzeichnet. Daß er darüber nicht eklektisch und akademisch wurde, daß vielmehr seine Arbeiten den Eindruck machen, als ob sie, frisch wie am ersten Tage, aus irgendwelchen Unergründlichkeiten des Ostens aufgestiegen seien, persönlichen Stils, selbstherrlich gemodelt und mit einer fast eigensinnigen Arabeskenhaftigkeit: das zeugt doch sehr für seine innere Festigkeit und selbständige Weltauffassung; ist auch wohl zum Teil auf seine zwangsweise Lösung aus diesem Zusammenhang und gewaltige Erschütterung im Kriegsleben an der russischen Front zurückzuführen.

Bei alledem kam ihm seine frühe und nicht zu spät abgebrochene Schulung im Handwerklichen sehr zustatten. Er war einige Zeit an der Münchner Kunstgewerbeschule, und der treffliche Geist F. H. Ehmckes ebnete ihm wohltuend die ersten Schritte. Auf Ehmcke, diesen feinsten Geist unter unseren Schriftkünstlern, dessen Geschmack wahrhaft aufbauend und umfassend zu nennen ist, geht sicher die graphische Sicherheit und glänzende Technik von Weiß zurück; wenn auch nur, wie bei jedem guten Lehrer, im handwerklichen, nicht im schöpferischen Sinn: denn daß Weiß seine besondere Form aus sich selbst gebildet hat und aus dem Geist der Münchner Zeichnung heraus, ist nicht zu bezweifeln. Seit einem Jahrhundert war ja die graphische Überlieferung der Isarstadt unbestritten: in jüngster Zeit sorgten „Simplizissimus“ und „Jugend“ für seine ständige Übung im illustrativen Schwung, und wenn man mit Beziehung auf Weiß besondere Namen hervorheben will, so mögen wohl die Genialität Rudolf Wilkes, die sprühende Lebendigkeit in Slevogts Illustrationen und das geistreiche Ornament in Mayrshofers Figurenzeichnung nicht ohne Eindruck gewesen sein.

Aber seinen Stil, seine absonderliche Holzschnittechnik, hat Weiß sich selber „erkläubelt“. Sie entsprechen vollkommen dem Grüblerischen, Kosmischen, unendlich Variierten seiner Raumdarstellung; und sind ganz und gar verschieden von der dekorativen Breitflächigkeit des heutigen Holzschnittes. Eine solche beinahe übermenschliche Feinheit in der Handhabung der Technik konnte auch beinahe nur in München entstehen, wo die abstrakte Kunst sogar eine so spinnwebzarte Phantastik erzeugt wie die von Paul Klee. Nicht mit breitem Messer fährt Weiß in die Holzfläche, Späne reißend und mächtige Flächen Schwarz stehen lassend: seine Holzschnitte erinnern vielmehr an sehr peinlich genaue Lithographien und scheinen mit spitzer Kreide gezeichnet zu sein. In der Tat gehört eine große Beherrschung der zierlichsten Werkzeuge dazu, um diese letzten Feinheiten in Strich und Tonlage, diese unendliche Sorgfalt in der Abschat-



Opfergang der Mütter. Holzschnitt



Aus Faust I: Kerkeröffnung. (Mit Erlaubnis des Verlages von Hugo Schmidt, München)

tierung des Schwarz auf der Holzfläche hervorzuzaubern. Mit Schnitzmesser und Rille ist es dabei nicht getan: feinste Liniensysteme einzuritzen und parallele Linienwischer etwa mit scharfem Stahlpinsel hin und her und übereinander zu legen, gehört dazu, und es bleiben noch genug der technischen Geheimnisse, so daß man es oft nicht für möglich hält, diese Feinheiten mittels Holzschnitt herausgebracht zu sehen. Die technische Folge ist natürlich auch, daß von solchen Platten mit äußerster Sorgfalt die Blätter abzuziehen sind und oft nur wenige Drucke gemacht werden können, die denn seinerzeit wohl zu den größten Seltenheiten und Leckerbissen der Graphik gerechnet werden mögen.

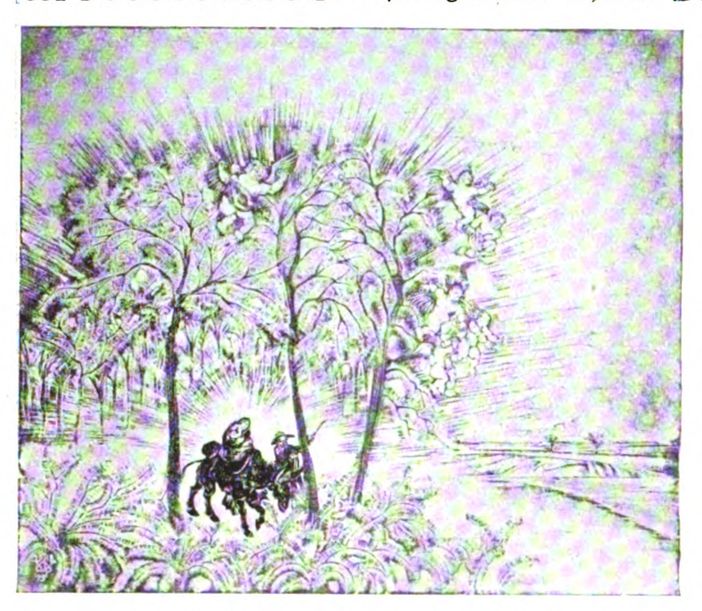
Solche materiellen Betrachtungen erscheinen freilich nicht recht angebracht angesichts des ethischen Ernstes, der in dem Werk des Künstlers steckt. Jedes Blatt ist eine vollwertige Neuschöpfung und erfüllt von einem schweren Ernst, der sich technisch nicht genug tun kann, ähnlich wie ein gotischer Meister seine Madonna mit allen Köstlichkeiten hochgesteigerten Kunsthandwerks ausstattete, um seiner Verehrung sinnfälligen Ausdruck zu geben. Aus religiösem Geist geboren, sind die Blätter Werke voller Hingebung an das Wesentliche, die in feinster Technik einen Ausgleich sucht für die Schwere seelischen Ringens. Darum wollen sie auch aus nächster Nähe betrachtet werden; in ihre Feinheiten, in das unendliche Einzelwerk ihrer weiten Räume muß man sich mit liebender Sorgfalt versenken und sie ablesen, wie man ein Buch liest.

Ein ungemeiner Reichtum von Gedanken



Post tenebras lux

ist in sie hineingelegt und in Form verkapselt. Aber es ist nicht so, daß diese Gedanken auf literarischen Verbindungen beruhten, wie bei Klinger, daß die Zeichnung ein Anlaß sein sollte, sich großartige Begriffe, gedankliche Konstruktionen daraus zu holen. Weiß' Darstellungen wirken vielmehr durch unmittelbare Anschaulichkeit, und seine Gedanken sind bildhaft; wichtig ist nicht, was man sich dabei denkt, sondern was es zu betrachten gibt. In dieser Anschaulichkeit liegt der Reichtum, liegt eine illustrative Bildhaftigkeit wie bei gotischen Holzschnitten. Es hat alles seine eigentümliche Klarheit



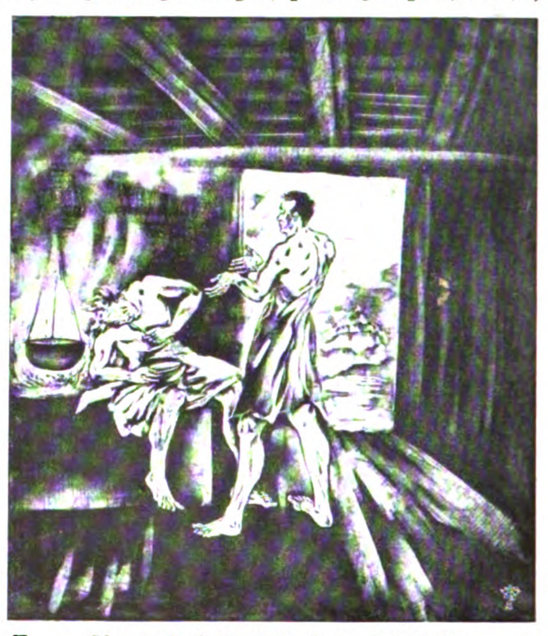
Die Flucht nach Ägypten. Holzschnitt

Jahre nicht durch Phrasen verdunkeln läßt.

Höher erhebt sich Weiß in den nächsten Werken, die sich von dem erstickenden Jammer der gepeinigten Kreatur zum Göttlichen wenden: „Erlöse uns von dem Übel“ noch in tiefem Pessimismus; Gott-Vater und Christus leiderfüllt, ohnmächtig, dem Grauen zu steuern. Das ist die Empfindung eines Menschen, der Jahr um Jahr das Blutmeer steigen sieht und keine Hoffnung am Horizont erblickt, daß dem Elend je ein Ende gemacht werden könne: da erlischt auch der Glaube an göttliche Hilfe. Aber es ist nur ein Übergang, ein Ausdruck augenblicklicher Verzweiflung, der bald einer hoffenden Gesinnung Platz macht. In „Post tenebras lux“, in dem das Licht leuchtet über der Finsternis, erhebt sich hoch das strahlende Bild des Erlösers, der aus der Nacht des Grauens aufsteigt zur Glorie und die Menschen in Scharen zu sich nachzieht, die gläubig aus dem Düster zu ihm hinaufverlangen. Bei aller Durchbildung kleinster Figuren wirkt ein solches Blatt künstlerisch doch vor allem durch den gewaltigen Gegensatz der Helligkeit, die sich

und Deutbarkeit, Gedanke ist restlos in Bildform eingegangen; und nur weil diese so über die Grenzen des Alltäglichen hinausschweifen zu kosmisch apokalyptischen Ideen voll Dämonie, weil sie religiöser Natur sind, wirkt er mystisch und auf manche auch schwer verständlich.

Mit der Negation, der Verzweiflung über das Weltunheil beginnt er seine tiefer schürfenden Blätter, die er 1916 in der ganzen Unbequemlichkeit der russischen Front arbeitete. „Der Krieg frißt die Männer“ ist technisch noch etwas unbeholfen und besitzt darum nicht das Zwingende seines späteren Ausdrucks und der mächtigen Raumvorstellung, das bereits das nächste Blatt so ergreifend macht: „Die Mütter“, wie sie in nicht endendem Zuge, unabsehbar, aus dem Dunkel und dem Leide des Krieges hervorquellen und ihren Gram durchs Leben schleppen. Solche Visionen eines zu unerhörtem Umfang auf der ganzen Erde gesteigerten Leidens der liebenden Menschheit, die sich in der Mutter verkörpert, sagt vielleicht mehr von dem Gräßlichen der Katastrophe aus, als Darstellungen wirklicher Kriegsgreuel: daß gerade die Unschuldigen, die Besten, die ohne dies am schwersten zu tragen haben, vom Grauen des Krieges gepackt, ihrer Liebsten, ihres Lebensinhaltes beraubt werden. Unter all den mehr oder minder offiziellen Kriegsschildereien, die „unsere Helden“ verewigten, trifft ein solches Blatt um so erschütternder, weil es rein menschlich empfunden ist und sich den Blick für die Tragödie dieser



Esau verkauft die Erstgeburt. Holzschnitt

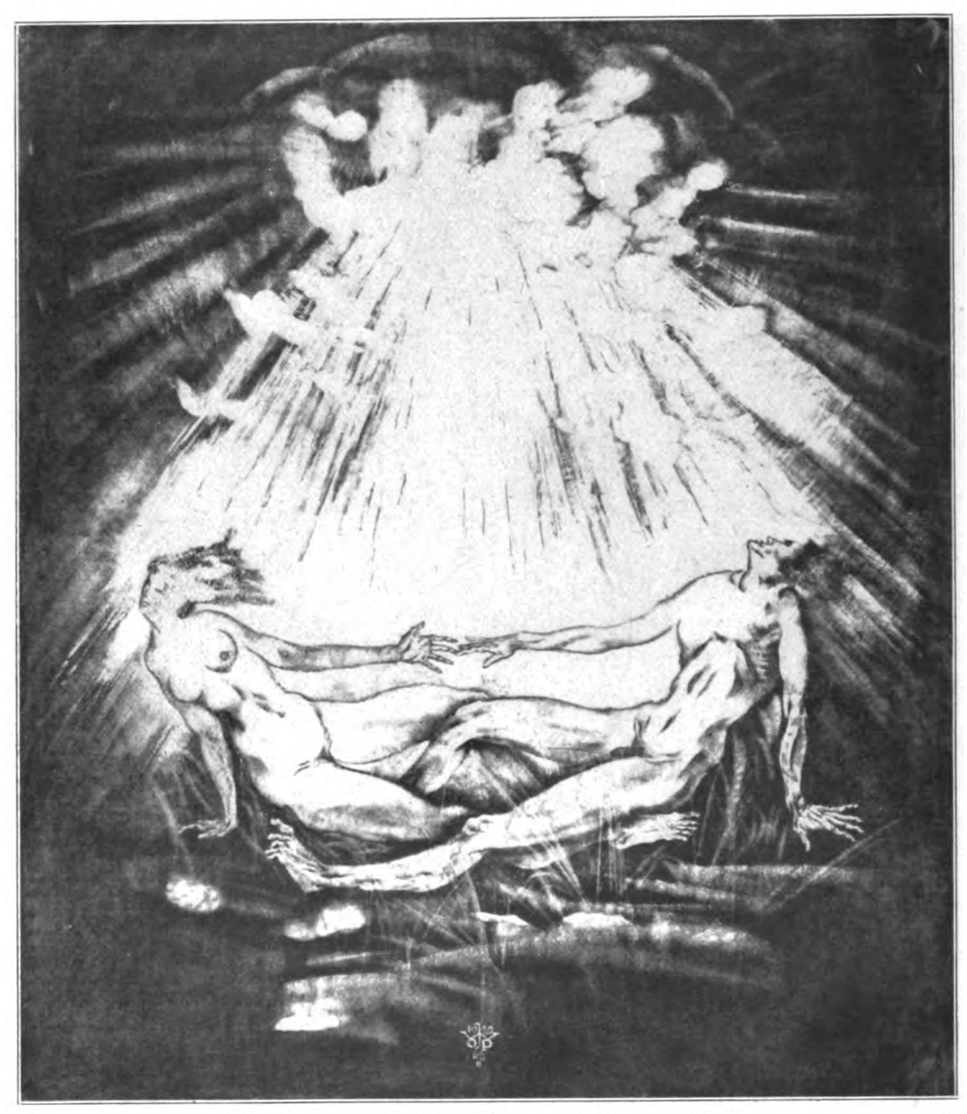


Genesis: Eva, Mutter aller Lebendigen. Holzschnitt

triumphierend aus dem Dunkel der Tiefe entwickelt. Und noch unmittelbarer überzeugt vielleicht das Symbolische in „Per aspera ad astra", das den Traum eines Mannes schildert, der Krieg und Hoffnung auf Frieden erlebt in dem schön verbindenden Regenbogen. Er überspannt einen Horizont voll unendlicher Grabkreuze und brennender Ortschaften und weist, von dem Schläfer ausgehend, über alles Leiden hinüber zur Helligkeit eines zukünftigen Friedens.

Daß auch ein Traum von Frieden täuschen und dieser nur eine Fortsetzung des Kriegsdunkels und gar nicht sehr hell und erfreulich sein kann, haben wir ja leider erleben müssen.

Die raumhafte Symbolik dieser Blätter steigert sich zu den höchsten Visionen in seinen biblischen Werken, in denen die Verschmelzung der religiösen Gedanken mit unendlichen Raumgebilden irdischen und himmlischen Gepräges den künstlerischen Ausschlag gibt. Sie sind aus der Mystik religiösen Erlebens erwachsen und illustrieren irgendwie ein alt- oder neutestamentarisches Geschehen auf sehr neue und überraschende Art: der „Kampf", das ungeheure Ringen des Menschen (Jakob) mit Gott, „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn"; das feine, fächerhafte Lichtereignis der „Flucht nach Ägypten", bei der das Exotische der Landschaft recht eigentlich durch Ausnutzung der Holz-



Genesis: Wer sagt Euch, daß Ihr nackt seid? Holzschnitt

schnittechnik in fiederförmiger Vegetation und Strahlenglorie herausgeholt ist; „Fruchtbarkeit", die in einem ähnlichen Lichtsymbol das Heilige der Mütterlichkeit und die blumenhafte Anmut der Erzeugensidee preist; in biblisch-menschlichem Sinne noch gesteigert in der späteren Form der „Eva, Mutter aller Lebendigen" aus dem Genesis-Zyklus: Licht und Gnade und die Fruchtbarkeit der Erde in Ährengestalt neigen sich vor dem köstlichen Sein einer Mutter, die ihr Kind stillt und um die ein Höhleneingang seinen phantastischen Rahmen zieht.

Diese Blätter leiten schon zu den mächtigsten Gedankenschöpfungen von Weiß hinüber, den mystischen Genesisszenen: „Die Schöpfung" und „Erschaffung des Weibes" und den letzten Zyklen, Faust und Apokalypse.

Wenn seit Michelangelo alle Darstellungen der Genesis im wesentlichen sich aus Erinnerungen an die ungeheuren Gebärden der sixtinischen Decke aufbauten und darum unzulänglich wirken mußten neben jenem Titanen, so blieb der germanischen Phantasie doch ein Gebiet, in dem sie seit jeher Besonderes erschaffen hatte, die Raumsymbolik. Was die Fresken des italienischen Trecento (im Camposanto zu Pisa, in Capp. Spagnuoli und in Kirchen zu Florenz), die frühromanischen Wandgemälde, die Visionen eines Dürer, Altdorfer, Wolf Huber, Grünewald



Aus der Apokalypse: Die fünfte Zorneschale
(Mit Erlaubnis des Verlages von Hugo Schmidt, München)

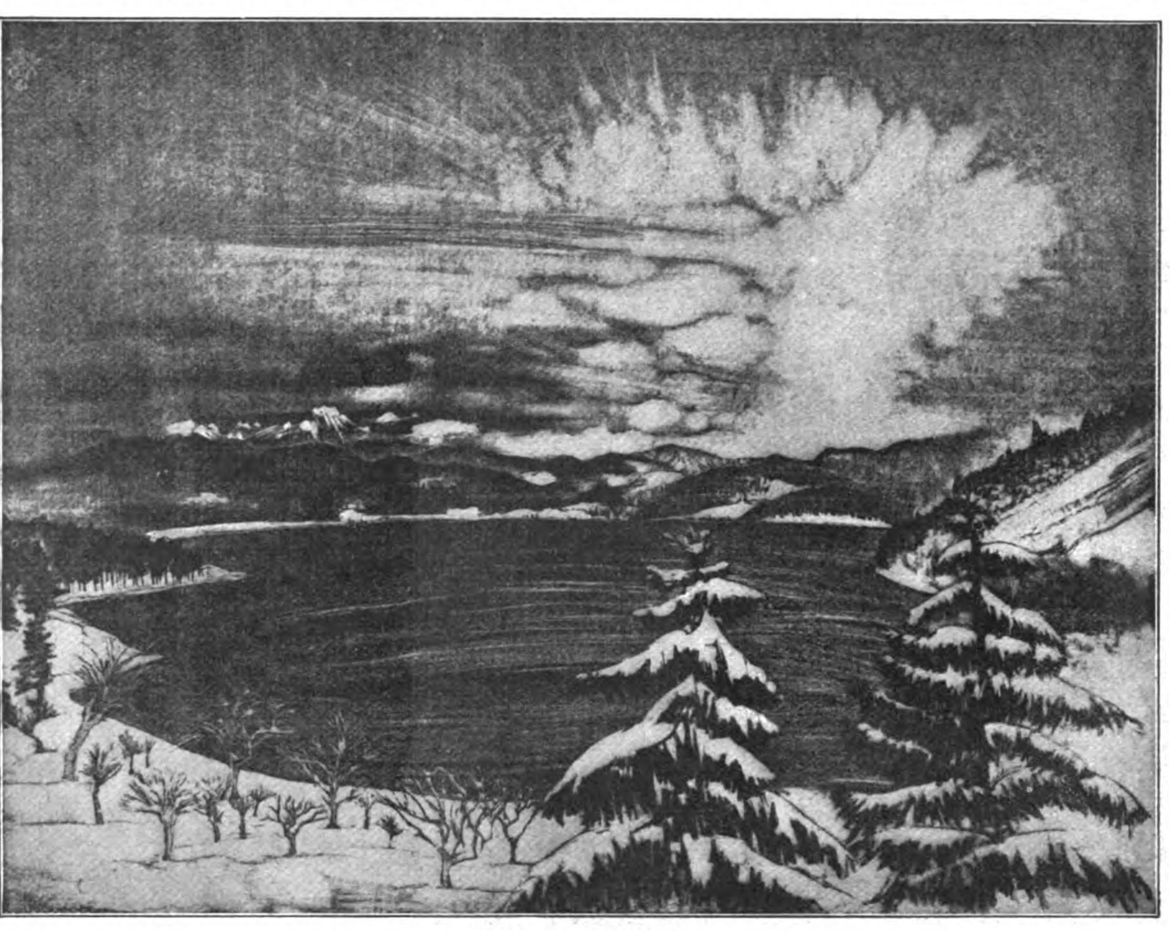
so übermächtig und überzeitlich macht, ist die symbolische Verwertung höchster Raumphantastik. Und diese stand auch Joseph Weiß für seine Schöpfungsbilder zu Gebote: nicht die Gebärde des „Werde" eines Riesen durchbebt seine kleinen Blätter mit gewaltigem Leben, sondern das überirdische Lichtphänomen und die Unendlichkeit der Raumerscheinung. Gott-Vater im Vordergrunde, umringt von dem überquellenden Gewimmel seiner Geschöpfe, ist beinah passiv gedacht. Aber um ihn kreist eine ganze Welt, auf ihn bezieht sich alles, Licht und Leben strahlen von ihm aus, und es ist augenfällig, wie sehr er nicht nur den Mittelpunkt, sondern das schaffende und lebenerhaltende Prinzip zugleich, selber darstellt. Das Herumziehen des unermeßlichen Weltenhorizontes im Kreise um ihn, das Weiß schon bei Jakobs Kampf mit Gott anwendete, wie eine Aureole, ist nur ein Mittel der phantastischen Raumabstraktion, zu der ihm der Holzschnitt willig die Hand bot: das optisch Unfaßbare eines so mystischen Vorganges ist von ihm ins Räumliche übersetzt. Erde und Himmel, Wolken, Meer und Himmelslichter, unendliche Gebirge und Strahlengarben sind in verwirrender Fülle aufgetan, mit feinster Ziselierung ihrer Einzelheiten; ein Sinnbild der Uferlosigkeit dämmernder



Apokalypse: Das dreifache Wehe. Holzschnitt

Urzustände der Schöpfung, die sich eben aus dem Chaos löst, wirbeln um Gott, dessen Größe aus aller Vergleichung gerückt ist, das Urgeheimnis alles Werdens, das beschlossen ist in gewaltiger Raumsymbolik.

Die Zyklen aus den letzten Jahren bedeuten nicht überall eine Steigerung gegenüber der Kraft jener Visionen. Das gilt vor allem wohl für Faust, dessen konkrete Dramatik Weiß nicht zu liegen scheint; wie er denn nicht eigentlich ein Darsteller tätiger Handlungen genannt werden kann. Diese Illustrationen des Werkes (das in monumentaler Ausstattung in zwei Bänden den ganzen Text bringt) leiden an der Zwiespältigkeit, daß eine anschauliche Szene dargestellt werden soll mit den gleichen phantastisch-überweltlichen Formen wie die Schöpfungsbilder. In manchen Blättern der Genesis steht er dagegen ganz auf seiner Höhe; zumal in dem der mütterlichen Eva, in der das Erdgebundene und das höhere Symbolhafte in gleicher Weise trefflich sich darstellen. Diese Zyklen müssen freilich, ihres fortlaufenden und illustrativen Charakters wegen, als Ganzes angeschaut und genossen werden; denn da sie einheitliche Vorstellungsreihen bilden, so bedeutet jedes Herausnehmen einzelner Stücke ein Zerreißen von Zusammenhängen. Am höchsten steigert sich diese Gemeinsamkeit der Idee naturgemäß bei der Apokalypse, mit der sich Weiß in Wettstreit mit Dürer begeben hat. Indessen kann man ihm nicht unrecht tun; denn diese beiden Holzschnittfolgen sind so grundverschieden in der Ausprägung der gleichen Gedanken, daß von einem Vergleich keine Rede sein kann. Die Raumsymbolik und Unendlichkeit seiner früheren Genesis-Szenen wird hier zur fortlaufenden Notwendigkeit, und in ihr und mit ihr erhebt sich die mystische Raserei zu erstaunlicher Höhe. Die Leidenschaftlichkeit des Theologen Johannes, die so viel Alttestamentarisches in der Gesinnung, so viel Zukunftsträchtiges im Visionären enthält, wird beinahe noch von der Furie dieser gewitterhaften Phantasie überboten, die Welten in Bewegung setzt und auf ungeheure Gestalten bezieht, die mit Feuer- und Erdmassen Fangball spielt und Äonen von Raumweiten mit ausfahrender Gebärde zusammenreißt; und die schließlich in ihren Darstellungsmitteln doch weit einfacher und übersichtlicher geworden ist, als in den früheren Blättern. So daß man nicht anstehen wird, diesen Zyklus als das bisher reifste



Walchensee. Holzschnitt



Sehet, welch ein Mensch! Holzschnitt

Werk von Josef Weiß anzusehen: bis vielleicht ein neues es noch überbietet. Denn seine Schöpferlust ist von einer unendlich quellenden Kraft, recht aus unserer chaotischen Zeit heraus, die sich in den ausschweifendsten Phantasien der bildenden Kunst nicht genug tun kann. (Ebenso wie „Faust" ist die Apokalypse im Verlage von Hugo Schmidt in München erschienen; Siebenundzwanzig große Wiedergaben der Holzschnitte mit Einleitung von Hugo Kehrer und dem Text der Apokalypse.)

Frage. Von Erika Spann-Rheinsch

Schau' ich zur Wintererde
Mit Ahnungsblicken nieder,
So fühl' ich: Hier schlummern mir Blumen
Und schlummern mir neue Lieder!

Und frage: Wie werdet ihr leuchten,
Ihr Blumen, die erst kommen?
Wie werdet ihr Lieder klingen,
Die noch kein Ohr vernommen?

Der Mensch Humperdinck

(Erinnerungen an gemeinsames Schaffen)

Von Robert Misch

Es war im Jahre 1889, als ich Humperdinck kennen lernte — in Biebrich, auf der Terrasse des schönen Wirtshauses am Rhein. In demselben Biebrich, in dem Richard Wagner eine Zufluchtsstätte gefunden und „Die Meistersinger" vollendet hatte. Ich war damals Leiter eines Wiesbadener Blattes und hatte die ersten Bühnenerfolge bereits errungen. Der „Lektor" und „musikalische Sachverständige" des Musikverlages Schott in Mainz, mit dem mich ein Mainzer Kollege bekannt machte, interessierte mich eigentlich nur als Freund des Hauses Wahnfried und einer der Jünger des Meisters, dessen Sohn Siegfried er schon damals in der Theorie seiner Kunst unterrichtete. Ein Musiker wie andere auch. Nur fielen mir schon damals die prachtvollen blauen Augen und die hohe, von regem Geistesleben zeugende Stirn auf, auch sein verträumtes Wesen. Wir wechselten freundliche Rede und sahen uns dann fast zwei Jahrzehnte nicht wieder.

Sein „Hänsel und Gretel" hatte ihn längst zu einem berühmten Manne gemacht, ihm Gold und Lorbeeren errungen, als wir uns bei einem befreundeten Maler in Berlin wiedertrafen, der eben seine drei Mädels und seinen Buben, bildhübsche, frische Kinder, porträtierte. Seine Mainzer und Frankfurter Zeit und auch die Bopparder Episode lagen nun schon hinter ihm. Er war nicht nur der gefeierte Komponist, sondern auch ein hochgeschätzter Lehrer an der Berliner Hochschule für Musik geworden. Ich besuchte ihn einige Male in seiner Grunewald-Villa, die er Isidora Duncan abgemietet hatte. Ihr kleiner Tanzsaal war sein großes Arbeitszimmer geworden. Und hier klagte mir Humperdinck einst:

„Die Leute wollen mich immer auf den **Märchen**komponisten festnageln; aber nun möchte ich gern einmal einen anderen Text haben, zu einer realistischen, etwa einer lyrisch-komischen Oper. Über hundert Entwürfe und Libretti habe ich da in meinem Schrank liegen. Keiner gefällt mir."

Da erzählte ich ihm einen Stoff mit einem Studentenhintergrund, der gleich nach den Befreiungskriegen spielen sollte. Eine harmlos-heitere Sache mit Verkleidung, Entführung, Fuchstaufe, Studentenulk, Mondscheinromantik und Liebe. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mich funkelnden Auges anblickte, jugendlich enthusiasmiert: „**Das gefällt mir** — das kann was für mich sein. Davon machen Sie mir einen Entwurf."

Ich hatte den Stoff einige Jahre vorher für die Sprechbühne geplant und gestaltete ihn nun also für die Opernform um. Meister Humperdinck erwärmte sich immer mehr dafür, nur sollte ich den Hintergrund an seinen geliebten Rhein verlegen. Aber nun kam ein zeitliches Hindernis dazwischen: Humperdinck hatte sich Direktor Reinhardt gegenüber zur musikalischen Illustrierung von Vollmöllers pantomimischem Spiel „Mirakel" verpflichtet, sollte es einstudieren und zunächst in London dirigieren. Also mindestens ein Jahr Verschiebung. Es kam noch schlimmer. Der angetrie-



Engelbert Humperdinck mit seiner Tochter auf der Fahrt nach Afrika

bene und gehetzte Meister — Humperdinck war stets ein langsam Arbeitender und von zartem Körper und zarten Nerven — brach in London zusammen und kehrte krank nach Berlin zurück, wo ihn ein Schlaganfall an den Rand des Grabes brachte. Ganz langsam genas er wieder, erwachte auch seelisch und künstlerisch zu neuer Triebkraft.

Kurz vor der Katastrophe hatte Humperdinck seine neuerbaute Villa in Wannsee, abseits vom See inmitten eines großen Gartens, bezogen, an die sich meine hauptsächlichsten Erinnerungen knüpfen. Hier erst lernte ich ganz sein inniges Ehe- und Familienleben kennen. Humperdinck hatte das große Glück gehabt, eine Frau zu gewinnen, die ihn in allem ergänzte, was ihm fehlte, ohne ihn in seinem künstlerischen Schaffen beeinflussen zu wollen oder zu können. In allen Dingen aber, die nicht seine Kunst betrafen, in allen materiellen Fragen leitete sie diesen, darin fast kindlichen Mann. Sie führte nicht nur mit Hilfe einer unverheirateten Schwester, der „Tante", dies gastfreundliche Haus aufs musterhafteste, sie hatte auch das Finanzielle fest in die Hand genommen, stand hinter seinen Kontraktabschlüssen und dergleichen mehr. Und das war notwendig. Hatte doch Humperdinck für eine verhältnismäßig geringe Abfindung die Notenverlagsrechte von „Hänsel und Gretel" abgetreten und sich nur die Bühnentantièmen vorbehalten, die ihm dann allerdings ein Vermögen einbrachten. Ganz weltfremd stand der Komponist allen Geldfragen gegenüber. Er war wirklich der Märchenpoet und Träumer, wie sich das Volk, zumeist wohl mit Unrecht, den Künstler, insbesondere den Musiker vorstellt. Und wie bei Beethoven vertiefte sich diese Weltentfremdung durch seine zunehmende Schwerhörigkeit, die Verkehr und Gespräch immer schwieriger gestaltete. Nahm man sich aber die Mühe, diese Schwierigkeiten zu überwinden, und traf man das richtige Thema, so merkte man bald, wie scharf trotz alledem dieser „Träumer" viele Dinge der Welt beobachtete und — bespöttelte. Dieser vielseitig gebildete Geist — als Sohn eines Gymnasialdirektors auf humanistischer Grundlage erzogen, mit starken Interessen für Naturwissenschaften — verband zarteste Lyrik mit einer ironischen Betrachtung des Weltgetriebes. Er liebte Witz, und er hatte Witz. Dazu mußte man freilich erst sein Vertrauen gewonnen haben. Fremden Menschen stand er zunächst ablehnend und schweigsam gegenüber. Auch im Kreise der Freunde und der Familie konnte er oft stundenlang schweigen. Das ging so weit, daß ihn Fernstehende und oberflächlich Urteilende zuweilen für stumpf und verbraucht hielten. — „Außer mir und meinem Schwager Wette," sagte mir einst seine Frau, „sind Sie jetzt der einzige, der ihn zum Reden bringen kann, und den er auch leicht versteht."

Der Wein, den er als echter Rheinländer schätzte, als Sachverständiger zu würdigen verstand und mit Maßen trank, belebte seine Zunge zuweilen. Welche gemütlichen Abende verlebten wir nicht — im Verlaufe unserer Arbeit war ich des öfteren Logiergast in der Wannsee-Villa — auf seiner Diele, die in riesigen Abmessungen gehalten ist und einen Sternenhimmel trägt, der bei verdunkeltem Saal aufleuchtet! (Ein effektvoller elektrischer Kniff.) Während wir ein „Bowlchen" am offenen Kamin tranken, in dem nach Altväterweise große Holzblöcke schwelten und knisterten, lösten sich Herzen und Zungen. Das waren unvergeßliche Stunden, in denen der Meister auftaute und sich gehen ließ. Humperdinck saß dann wie ein vielgeliebter Patriarch in einem seiner violetten oder blauen Samtschlafröcke — der einzige Toilettenluxus, den sich der sonst so einfache und bescheidene Mann gönnte — zwischen den Seinen und einigen nahen Freunden oder Schülern. Waren junge Mädchen dabei, Freundinnen der Töchter, so war er besonders „aufgekratzt", denn er liebte die Jugend und den Reiz holder Weiblichkeit. Auch hingen seine Schüler mit großer Verehrung an ihm. Außer Siegfried Wagner wären als solche besonders Leo Blech, der Berliner Generalmusikdirektor und Komponist, und Oskar Fried zu nennen. An solchen Abenden war er dann meist nach einer gewissen Stunde plötzlich verschwunden. Lautlos hatte er sich ohne Abschied, allem Formenkram abhold, zur Ruhe begeben.

Musiziert wurde an solchen Abenden sehr wenig, eigentlich fast nie. Von seinem Schlaganfall hatte Humperdinck eine leichte Behinderung in der linken Hand zurückbehalten, die durch gewisse Fingerübungen fortzubringen er bald verschmähte. Mir spielte er zwar von Zeit zu Zeit das neu Komponierte unsrer Oper vor und sang dazu mit der allen Komponisten und Kapellmeistern eigenen Krähstimme. Aber infolge der nur unvollkommen gespielten Harmonie gab es mir stets nur einen recht unvollkommenen Eindruck, wenn ich auch besondere Schönheiten der Musik sofort erkannte.

Ich hatte allmählich die beiden ersten Akte der Oper, die erst „Der Taugenichts" benannt werden sollte, dann aber von ihm sehr glücklich in „Gaudeamus" umgetauft wurde, in Verse gegossen. Nach seiner Genesung machte er sich in seiner langsamen Art an die Vorarbeiten, notierte sich Motive usw. — Da hatte ich die unglückselige Idee, mit einer anderen Arbeit dazwischenzutreten. Die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege stand bevor. Ich hatte Blücher, eine meiner geschichtlichen Lieblingsgestalten, in den Mittelpunkt einer sonst freierfundenen Handlung beim Rheinübergang bei Caub gestellt und bat ihn, zu diesem Einakter, den ich mir als Fest- und Gelegenheitsstückchen, als Beigabe zu einer kurzen Oper oder einem größeren patriotischen Stück dachte, einige Musikeinlagen zu komponieren. Hatte

ich das Werkchen in kaum zwei Wochen vollendet, so würde ja wohl Meister Humperdinck in 3—4 Wochen die Musik dazu machen. Leider ging er auf meinen Plan ein; aber aus den Wochen wurden dem langsam Arbeitenden Monate. Zur Festfeier kam es zu spät und war und blieb überhaupt ein Zwitter, das nicht Oper und nicht Schauspiel war, aber auf Wunsch von Verleger und Direktor (die Kölner Oper brachte es zunächst) durch ein übrigens prächtiges und gehaltvolles Vorspiel, durch neue Einlagen, eine Pause und Szenenwechsel künstlich zu einem abendfüllenden „Singspiel" ausgereckt wurde, nach Kriegsausbruch auch über viele Opernbühnen (auch in Berlin) ging. Indes ein ganzes Jahr war für unsere eigentliche Oper verloren — und dann brach der Krieg aus.

Vorher aber — im Frühjahr 1914 — machten wir, Meister Humperdinck, seine Frau, seine Tochter Edith und ich, auf Einladung der „Hapag" eine prächtige Orientreise auf dem Vergnügungsdampfer „Meteor", die in Genua begann, über Nizza und Montecarlo nach Algier, Tunis, Ägypten, wo wir zwei Wochen in Kairo blieben, und nach Beirut führte, von wo uns die Libanonbahn nach Baalbek und Damaskus brachte. Über Rhodos, Kreta (Kandia und Knossos) ging es nach Korfu (Achilleion), Cattaro und Venedig zurück, wo wir angesichts der auf den Kaiser wartenden „Hohenzollern" wieder an Land stiegen. Unvergeßliche, märchenhafte Tage, durch den Krieg, der wenige Monate später ausbrach, wie ein Abgrund von unserer schlimmen Zeit getrennt! Diese Reise, die mich von früh bis spät mit Humperdinck zusammenbrachte, band uns eng aneinander und gewährte mir einen Einblick in das Innere dieses zugleich kindlichen und klugen Künstlers, den mir sonst ein jahrelanger Verkehr nicht ermöglicht hätte.

Diese schönste und weiteste Reise seines Lebens trug auch wesentlich zu seiner Stärkung und vollen Genesung bei. Die Seekrankheit kannte er nicht. Wenn bei starkem Seegang der Speisesaal nur von ganz wenigen Passagieren zu den Mahlzeiten besucht wurde, der liebe Meister war sicher dabei. Nie vergesse ich, wie ich ihn bei der ärgsten Schaukelei, zwischen Algier und Tunis — an den Tischen saßen kaum vier speisende Gäste, und auch mir war der Appetit vergangen — vor einer hochgehäuften Portion Gänsebraten antraf. Wie oft haben wir später darüber gelacht!

Voll regsten Interesses saugte er förmlich die herrlichen Architektur- und Landschaftsbilder, all dies fremdartige Leben des Orients in sich ein. Von den Teilnehmern dieser Gesellschaftsfahrt mit ehrfürchtigem Respekt umgeben, war er wie durch eine unsichtbare Mauer schon durch sein Gehörleiden von ihnen getrennt. Das herrliche Frühlings- und Wüstenklima Kairos im Februar, die wundervolle Sonne, die Klarheit und Trockenheit der Luft sagten ihm besonders zu. Das Menahaus, das originelle und prächtige Hotel am Rande der Wüste bei den Pyramiden von Gizeh, wollte er im nächsten Winter für einige Monate aufsuchen und dort — ein Gegensatz, den die meisten Künstler lieben — an unserer deutschen Rhein- und Studentenoper arbeiten. Auch eine herbstliche Fahrt nach Madeira und Teneriffa planten wir beide.

Die Wander- und Reiselust, die Sehnsucht nach der Sonne des Südens, uralt germanische Triebe, waren in diesem urdeutschen Künstler, dessen Musik so fest im heimischen Mutterboden wurzelt, ganz besonders stark ausgeprägt. Aber stets ergriff ihn bald immer wieder die Sehnsucht nach seinem Heim und nach der Heimat, so daß seine Gattin ihm zuweilen sagte: „Dort, wo du nicht bist, ist das Glück." — Eine solche Reise wie diese, in einem schwimmenden Hotel, rastlos weiter von See aufs Land, von Land auf See, noch dazu an der Seite der Gattin und der erwachsenen liebenswürdigen und schönen Tochter, war daher besonders nach seinem Geschmack. — Aber „was sind Pläne, was sind Entwürfe!" Im Herbst 1914 waren uns die glückseligen Inseln und Ägypten so unerreichbar wie der Mond. Und tiefe Wehmut ergriff mich, als ich unser liebes, wackeres Schiff „Meteor" etwa zwei Jahre später im Hamburger Hafen tatenlos träumend vertäut fand. Damals aber ahnte es keiner von uns, was uns so bald bevorstand. Wie harmlos lachte Humperdinck, als ich auf der Zitadelle von Kairo mit den schottischen Soldaten scherzte! Wie ahnungslos wohnten wir in Tunis einer Wohltätigkeits-Veranstaltung des französischen Generalgouverneurs bei, zu der man uns durch Funkspruch eingeladen!

Beinahe wäre dem lieben Meister in seiner Unbekümmertheit allen äußeren Dingen gegenüber ein recht fatales Reiseabenteuer zugestoßen. Auf der Rückreise lag unser Schiff vor Korfu auf der Reede. Bald nach der Besichtigung des Achilleion, der ein Frühstück im Hotel folgte, sollte die Abfahrt nach Cattaro vor sich gehen. Frau Humperdinck und ihre Tochter besichtigten noch zuvor mit anderen Reisenden die Zitadelle. Ich hatte es übernommen, unseren Meister mit aufs Schiff zurückzubringen, verlor ihn aber aus den Augen und fuhr, in der Hoffnung, ihn schon an Bord zu finden, mit einem der Boote hinüber. Kurz vor der Abreise entdeckten Frau und Tochter sein Fehlen und fuhren nach dem Hafen zurück, da der Kapitän ja genau an seine Stunde gebunden war. Was hätte der Weltfremde ohne Geld, inmitten einer fremden Umgebung wohl begonnen?! Große Aufregung auf dem Schiff! Im letzten Augenblick — man verzögerte die Abfahrt um eine halbe Stunde — brachten sie den lieben Meister triumphierend an, der harmlos und vergnügt dem bunten Hafentreiben zugeschaut

hatte, ohne an Schiff und Abreise zu denken.

Kurz nach Kriegsausbruch ging dann Humperdinck, erfrischt und ausgeruht, an die eigentliche Komposition seiner letzten großen Oper „Gaudeamus“, die er natürlich ganz durchkomponierte wie die übrigen. Außer seiner komischen Oper „Heirat wider Willen“, die leider am Text scheiterte, (und unserem unerheblichen Singspiel) ist es der einzig realistische und heitere Stoff, den der Meister vertont hat. Voll Eifer stürzte er sich zuerst auf den mittelsten, den zweiten Akt, der in einem Jungfernstift zu Boppard um 1820 spielt, und dessen Inhalt ihn besonders anzog. Eine Gesangsstunde und eine Tanzstunde der jungen Mädchen, das Wiedersehen und das Liebesduett, die Postkutschenabfahrt der falschen Marquise, das Gutenachtlied der Pensionärinnen, ihr Abgang mit den brennenden Kerzen, die erst gestörte, dann doch geglückte Entführung der weiblichen Heldin, das entzückende Piano-Terzett am Fenster, das Erwachen und die Wiederberuhigung des nächtlichen Marktes, der Übermut der in Nachtgewändern herbeistürzenden jungen Mädchen: es ist wohl mit das Zierlichste, Graziöseste und Anmutigste, wie später auch der Erfolg bewies, was die Muse des Komponisten ihm spendete.

Dieser Akt war die Frucht eines Frühlings und Sommers in Wannsee und am Rhein, an den er immer wieder zurückkehrte, wie Antäus neue Kraft aus dem Mutterboden saugend. Er machte sich dann auch bald an den ersten, den eigentlichen Studentenakt mit der „Fuchsentaufe“ auf dem Drachenfels. Der „Landesvater“, das bekannte „Fuchsen“- (Was kommt dort von der Höh’) und das Gaudeamuslied bildeten den Einschlag zu seinem feinen Musikgewebe, in das sich realistische, auch in der Musik humorvoll gehaltene Szenen der Handlung, eine Hymne an den Mond und zwei seiner schönsten Liebesduette einflochten. In motivisch sehr feiner und reizvoller Verschlingung des letzten Liebesduetts mit dem weit in der Ferne verklingenden Gaudeamusliede der mit Fackeln abziehenden Studenten, auch instrumental außerordentlich wirksam, schließt dieser Akt.

Mancherlei äußere und innere Gründe ließen aber dann, nachdem der erste Akt fertig instrumentiert war, eine große, große Pause entstehen. Wolfram, sein einziger Sohn, der ihn stets anfeuerte, seine Einzelskizzen abschrieb und zusammenstellte, war in den Krieg gezogen und erkrankte dann. Vater und Mutter reisten zur Pflege nach Bruchsal. Hier erkrankte der Meister selbst und schließlich auch die ihre Kranken pflegende Mutter und Gattin, die dann leider einer Herzschwäche erlag, im März 1916. In seiner stillen und ruhigen Weise ertrug es Humperdinck gefaßt; aber innerlich verharschte diese Lebenswunde wohl nie. Hatte ihm doch diese gute, kluge, in jüngeren Jahren auch schöne Frau unendliches Glück gespendet.

Natürlich litt die Beendigung der Oper darunter. Und außerdem konnten wir uns über den letzten Akt nicht recht einigen, so daß es erst der Vermittlung eines gemeinsamen Freundes und eines gegenseitigen Nachgebens bedurfte, um diese Gegensätze auszugleichen. So kam das Ende des Krieges herbei, ehe Meister Humperdinck die letzte Note schrieb und sein Finis unter die Gaudeamus-Partitur setzte.

Da der Komponist in Wannsee, der Textautor am Scharmützelsee, also fast drei Stunden Eisenbahnfahrt voneinander entfernt wohnten, so war die Aussprache über ihr gemeinsames Musenkind, außer meinen öfteren Besuchen, die er einige Male erwiderte, natürlich in der Hauptsache brieflich. Als teuere Reliquie, liebe Erinnerung und Niederschlag dieser herzlich von mir geliebten Arbeit, der letzten großen und ganz andersartigen Oper des „Märchenkomponisten“, sind mir eine große Anzahl von Karten und Briefen geblieben, die ich einmal der preußischen Staatsbibliothek vermachen möchte und vorher als Sonderbüchlein herausgeben, sobald erst dies letzte musikalische Vermächtnis des Meisters dem deutschen Volke und auch dem Ausland so recht nach seinem ganzen Werte bekannt sein wird.

Kaum fertiggestellt, erlebte „Gaudeamus“, dank dem Entgegenkommen des damaligen Intendanten Dr. Kraetzer (jetzt in Mannheim), in einer szenisch und musikalisch gleich vortrefflichen Wiedergabe im Frühjahr 1919 zu Darmstadt seine Uraufführung, unter lebhafter Teilnahme (auch an den Proben) des großherzoglichen Paares, mit einem geradezu ungeheuren Erfolge, den auch die Kritik anerkannte. Das Publikum jauchzte in heller Begeisterung den freudestrahlenden Meister immer wieder und wieder hervor. In Rostock, Kiel, Schwerin und an anderen Bühnen blieb ihm dieser Erfolg treu, trotzdem man, wie mir ein Bühnenleiter sagte, „doch jetzt nicht gerne Studenten auf der Bühne sieht“; trotzdem oder gerade weil es sich musikalisch und textlich von den Extremen der „Allerneusten“ fernhält und alle Errungenschaften des nachwagnerischen Orchesters mit Melodienreichtum und einem prächtigen, graziösen Humor seiner musikalischen Arbeit verbindet. Nach diesem Schwanensang hat Humperdinck wohl nur noch kleinere Arbeiten verfaßt. Und nun haben wir ihn an einem herrlich-sommerlichen Tage dieses schönsten Herbstes in Stahnsdorf unter märkischen Kiefern, dem Symbol seiner zweiten Heimat, die er mit seinem feinen Naturgefühl ebenfalls liebte, an der Seite der Gattin zur ewigen Ruhe gebettet! Das deutsche Volk wird ihn nicht vergessen, die Musikgeschichte ihn stets zu einem der ersten Meister der nachwagnerischen Epoche zählen.



Modellstudie zu Ph. E. Bach am Klavier

Von Adolph von Menzel

Studie zum Flötenkonzert (1852). Kreide, gelbbraunes Papier, weiß gehöht

(Berlin, National=Galerie)

Der heilige Bub

Novelle von Fritz Berger

Im Baumgarten hinter dem Hause lag der Dieter mit dunkelrotem Kopf im Gras auf dem Bauch, und mit zusammengebissenen Zähnen schluchzte er wütend vor sich hin. Manchmal riß er kleine Grasbüschel aus dem Boden, die er mit zuckenden Händen hinter sich warf; einmal griff er in blindem Tasten einen Apfel auf, dessen Kühle sein Wüten für einen Augenblick beruhigte. Er richtete sich zum Sitzen empor, betrachtete mit seinen verheulten Augen die Frucht, sah, daß sie rote Backen hatte, und biß endlich mit verzweifelter Wehmut hinein. Gleich darauf aber spuckte er gewaltig aus, denn in der Hälfte des Apfels, die er noch in der Hand hielt, ringelte sich der Vorderleib eines fetten Apfelwurms, dessen Hinterleib er also mit dem Bissen vom Apfel im Munde hatte. Weit ausholend schmiß er den Rest hinunter an das Scheunentor, wo er zerplatzte und einen feuchten Klecks, wie einen unregelmäßigen Stern hinterließ. Und wie wenn das unsaubere, kleine Mißgeschick ihn seinen großen Kummer noch herber und eindringlicher hätte fühlen lassen, stützte der derbe, fünfzehnjährige Bub die Ellenbogen auf die hochgezogenen Knie, die Backen auf die Fäuste und heulte ausgiebig vor sich hin, bis es genug war. Endlich aber schlief er, erschöpft von seinem Rasen und vom Weinen, in dem heißen Spätsommernachmittag ein, und der leichte Luftzug, der von den Wiesen herüberstrich, führte den feinen Heuduft über sein verwirrtes Kraushaar und sein von den verschmierten Tränen schmutziges Bubengesicht.

Drinnen im Hause aber schmetterte eine noch viel schärfere Tonart. Wie ein heiliges Gewitter fuhr die Bäurin von der Stube in die Küche und zurück, rasselte mit Pfannen und Töpfen, blaß vor Zorn, Atemnot und Herzklopfen, und ließ Blitz, Donner und Hagel aus ihrem Munde gehn, bis wieder Atemnot und Herzklopfen ihr Einhalt geboten. Im Vorüberschießen gab sie einer heulenden, jungen Magd, die auf der Bank am Ofen saß, mit ihrer knochigen Faust manchen erfahrenen Knuff ins Kreuz oder in die Rippen und hob die gleiche Faust mit drohendem Schelten gegen den Bauer, der finster und verlegen am Fenster stand und auf den Hof hinausstarrte.

Es war ja freilich eine verdammte Geschichte, daß ihn seine Frau mit der Magd ertappt hatte; aber schließlich war sie doch selber daran schuld, daß er nebenaus gegangen war. Warum auch lag sie, die so viel älter war, als er selber, und es immer mit ihren Herzkrämpfen bekam, wenn einmal etwas uneben lief, und die dazu dürr und eckig war, wie ein Eichenkloben, ihm immer mit Schelten und Schmälen in den Ohren und machte ihm das Leben sauer! Nun ja, jetzt schimpfte sie eben, bis ihr Kropf leer war, nachher fing sie an zu weinen, schließlich trutzte sie noch ein paar Tage lang, und dann war's fertig. Also machte man einstweilen einen runden Buckel, bis das Donnerwetter sich verzogen hatte. Er fing sogar an, ganz leise auf die Scheiben zu trommeln, als sie unter heftigem Selbstbedauern zum Schluchzen überging, wie er es erwartet hatte.

Da fuhr er plötzlich zusammen: Was rief die Frau da? Der Bub war mit dazugekommen, der Dieter? Sakramentsakrament! Jetzt war's gefehlt! Und der grobe Mann wurde erst blaß unter seiner sonnenverbrannten Haut, dann aber feuerrot, und die Hände, mit denen er gerade einen Zapfenstreich hatte an die Scheiben trommeln wollen, sanken ihm herab. Das war ihm bös in die Knochen gefahren! Einen scheuen Blick tat er über die Schulter in die Stube hinein, sah, daß die Frau jammernd und keuchend im Winkel saß, das Nastuch vor die Augen, die linke Hand auf die Brust gedrückt, und schlich wie ein armer Sünder zur Tür hinaus. Im Flur schlug er sich den Hut auf den Kopf und verließ das Haus durch die Hintertür, um nach den Feldern und Wiesen hinauszukommen.

„Sakramentsakrament!“ stieß er fortwährend durch die geschlossenen Zähne, und er duckte sich unter die Johannisbeerbüsche und Stangenbohnen, wie wenn der Gendarm hinter ihm her wäre. Als er aber in den Baumgarten trat, wäre er beinahe über den Körper des Dieter gestolpert, der da mit verschwollenen Augen und geballten Fäusten schlief; auf den Zehen ging er mit schlechtem Gewissen an seinem Buben vorbei und verschwand mit hastigen Schritten, immer halblaut vor sich hinfluchend, in der Richtung nach dem Dorfe zu.

Es wurde keine gute Nacht für die Leute, die im Hofe des Wendelin Strittmatter zurückgeblieben waren. Die Magd war nach des Bauers Weggehn noch eine Weile zaghaft in der Stube gesessen, ob vielleicht die Frau sie noch heute abend zum Hause hinausjage. Als diese aber fast regungslos im Winkel sitzen blieb und nur ab und zu schwer aufstöhnte, wurde dem Mädchen in dem dunkelnden Gemache unheimlich zumute, und es schlich, wie vorher der Bauer, leise zur Tür hinaus. Im Flur aber hörte sie das Vieh im Stall sich bewegen, schritt zu und schüttete den Tieren wie gewohnt ihr Futter auf, lockerte die Streu mit der Furke, sah nach, ob die Kühe nicht zu kurz angehängt seien,

daß sie sich niederlegen konnten, kurz, sie erfüllte ihre Verrichtungen wie jeden Tag, ohne Nachlässigkeit, weil sie etwa doch das Haus verlassen müßte, aber auch ohne besondere Sorgfalt. Beinahe wäre sie dann wieder in die Stube gegangen, weil ihr gesunder und von Gewissensbissen keineswegs gestörter Magen sie daran erinnerte, daß es Zeit sei zum Abendessen; aber an der Tür fiel ihr ein, es werde wohl nicht geraten sein, der Frau heute abend noch vor die Augen zu kommen, und sie tappte hungrig über die dunkle Stiege nach ihrer Kammer hinauf.

Während sie beim Scheine eines Lichtstumpens in ihren Sachen kramte, unschlüssig, ob sie nicht am besten ihr Zeug gleich jetzt zusammenrichten sollte, damit sie morgen früh zum schleunigen Abzug parat wäre, schlich abermals ein verstohlener Schritt durchs Haus; unter dem huschenden Tritt nackter Sohlen erkrachte die Holzstiege, die Tür der Kammer nebenan öffnete und schloß sich leise, und die Magd hörte durch die dünne Bretterwand, wie nach kurzem Umhertappen sich einer schwer aufs Bett warf und in sein Kopfkissen hineinschluchzte.

„Jesses, der Dieter!" fuhr es ihr halblaut heraus, und sie wurde blaß vor Schreck, als ihr einfiel, was die Frau vorhin gesagt hatte. Also war es doch wahr! Umsonst heulte doch der Dieter nicht so, der sonst jeden Abend an die Zwischenwand geklopft und ein lustiges „Gutnacht, Madlene!" herübergerufen hatte! Und das dumme, aber nicht schlechte Ding begann erst jetzt, recht bitterlich und schamvoll zu weinen, daß sie der Magen stieß, nicht wie heute abend, wo sie eben losgeheult hatte, wie es sich gehörte, wenn man bei einer Lumperei abgefaßt worden war. Endlich aber schlief sie, auf ihrem Koffer hockend, über ihren Tränen doch ein und erwachte erst mit steifem Kreuz, als der Lichtstumpf in der Bierflasche schon heruntergebrannt war. Im Dunklen warf sie die Kleider ab und kroch ins Bett, versuchte auch noch Reu und Leid zu erwecken, aber mitten unter den herrlichsten Vorsätzen von Abbitte und fortan unsträflichem Lebenswandel sank plötzlich über sie der tiefe, bleierne Schlaf der Leute, die tagsüber schwere, körperliche Arbeit geleistet haben.

Auch der Dieter, der in seinen Kleidern auf dem schmalen Bette lag, war endlich ruhig geworden, aber sein Schlaf wurde von abscheulichen Träumen heimgesucht, in denen er bald mit dem Vater rang, wie ein Verzweifelter, bald die Hände um Madlenes weißen Hals krampfte, um an ihnen beiden das Leid seiner tief verletzten jungen Männlichkeit zu rächen.

Denn die glatte und pralle, zwanzigjährige Madlene war mit dem frühentwickelten Knaben recht unvorsichtig umgegangen und hatte ihm manche kindische Liebkosung zuteil werden lassen und gestattet, die bei einem erwachsenen Burschen nicht ohne Bedenken gewesen wäre. Und wenn sie etwa in der heißen Heuzeit zusammen rechten oder im Schatten saßen und sich abkühlten, so zeigte sie ihm wohl von ihren nicht allzu derben Reizen mehr, als für das erwachende Blut des Knaben gut war. Vielleicht geschah das ohne Arg, war's doch nur das Spiel mit einem Kinde; vielleicht aber auch sandte die krauslockige Landschöne die Probepfeile ihrer Verführungskunst mit der gleichen, verschlagenen Berechnung ab, mit der auch vornehme Damen aus bloßer Lust am Treffen eine unbegehrte und untaugliche Beute anschießen, wie denn überall unter dem Gotteshimmel die Völker der Langhaarigen sich im Zweikampf der Geschlechter bloß durch die größere Feinheit oder Plumpheit ihrer Waffen von einander unterscheiden.

In Dieters Haut jedenfalls hafteten die Bolzen fest, welche die schöne Madlene so oder so auf ihn abgeschossen hatte, und in deren Versendung das hirnlose Geschöpf selbst dann nicht innehielt, als der Bauer ihr nachzustreichen begann. Und in seinem erdhaften Sinne war diese Knabenliebe nicht so ein himmelblau duftiges Schwärmen, wie es dem von früher Jugend an mit romantischer Lyrik gefütterten Gymnasiasten sein erstes, kindisches Liebesahnen vergoldet, sondern der heißblütige und verliebte kleine Mann hatte wunderlich ernsthafte und gründliche Pläne gemacht: Der Hof würde ja einmal ihm gehören, ihm ganz allein, da keine Geschwister da waren; dann wollte er die Madlene heiraten. Daß die ein paar Jahre älter war, als er selber, das machte gar nichts, die Mutter war ja auch ein Dutzend Jahre älter, als der Vater. Und wenn sie erst einmal seine Frau war — er biß die Zähne zusammen, wenn er daran dachte, und ballte die Fäuste, oder er lief in den Hof hinaus und spaltete mit der Axt einen recht knorrigen Buchenklotz, damit die dunkle Kraft, die in ihm tobte, irgendwo hinauskonnte.

So hatte er den Sommer hindurch, je strotzender Muskeln und Adern ihm anschwollen, sich immer fester in diesen Zukunftsplan hineingedacht, und manche Nacht lag er mit klopfendem Herzen in seinem Bette, wenn er hörte, wie nebenan das blühende Mädchen sich auf dem Lager herumwarf.

Und heute also war das gekommen! Totschlagen müßte er sie alle beide, den Vater und das schlechte Ding, oder das Haus anzünden, daß sie alle verbrannten, er selber mit! Oder er wollte sich aufhängen, da vor ihrer Kammertür, daß sie tot umfiel vor Schreck, wenn sie morgens heraustrat und er ihr mit geschwollenem Gesicht und blauroter Zunge entgegengrinste, wie damals der Landstreicher, den sie im Walde gefunden hatten!

So raste der verzweifelte Bursch, dem das Erlebnis einen Hieb ins Kernholz versetzt hatte, bis endlich auch er in schweren Schlaf versank.

Fäusteschlagen an seine Tür und jammerndes Rufen weckten ihn am hellen Morgen aus einem furchtbaren Traume, in dem er mit dem Beil auf eine dunkle, knurrende Gestalt losgeschlagen hatte, die unter seinen Hieben laut erdröhnte, aber gleichwohl nicht umzubringen war. Er schrak wild empor und erkannte die heulende Stimme der Madlene: er solle doch schnell hinunterkommen, es sei mit der Mutter etwas passiert! Und immer lauter jammernd polterte sie die Stiege wieder hinab. Als der Dieter eilends hinunterkam, fand er die Mutter auf der Bank im Winkel zusammengesunken, mit verglasten Augen und halboffenem Munde.

Mit mehr dumpfem Staunen, als Schmerz und Trauer stand der Dieter da, noch ganz benommen von seinem schweren Schlafe. Unter reichlichen Tränen erzählte Madlene, wie sie heruntergekommen und gleich nach dem Stall gegangen sei, um dem Vieh aufzuschütten. Dann sei sie in die Stube getreten, um zu sehen, wo die Bäurin bleibe, und so habe sie die Frau gefunden. Sie müsse schon mehrere Stunden tot sein, denn sie sei schon ganz kalt.

Mit starren, abwesenden Augen blickte der Dieter auf das Mädchen, das am Ende seines Berichts mit vielen geläufigen Worten über das Unglück zu jammern anhob und die Tugenden der Verstorbenen zu rühmen begann. Jählings aber verstummte sie, als sie in den Augen des Buben eine Anklage zu lesen meinte, woran dieser in seiner halben Betäubung aber keineswegs gedacht hatte. Doch auch dieser Lage zeigte sich ihr behendes Wesen gewachsen: sie schickte sich an, die Stube dem feierlichen Augenblick entsprechend herzurichten.

Zwar die tote Frau noch einmal anzurühren wagte sie doch nicht; aber sie griff aus dem Herrgottswinkel über ihr das Kruzifix herab und stellte es auf den Tisch, daneben die beiden versilberten Leuchter, deren Kerzen sie anzündete, und sie ging hin und wieder, um Dieters starren Augen auszuweichen, mit manchem Seufzer und trauernd zur Seite geneigtem Kopf. Endlich hängte sie ein weißes Tuch über den Spiegel, hielt das Pendel der großen Wanduhr an und blickte dann kummervoll getröstet auf das Werk ihrer Hände.

Da fand sie, daß noch etwas fehle: zwar das Weihwasserkesselchen neben der Tür war längst eingetrocknet; aber auf der Kommode unter dem Spiegel stand neben ein paar Schachteln, die mit Muscheln beklebt waren, zwei schlechten Vasen aus Milchglas mit staubigen Stoffblumen, einer Photographie der Bäurin im Hochzeitstaat und einer ebensolchen des Bauers in Infanterieuniform mit rot aufgemaltem Kragen und Aufschlägen ein großes und dickes, geschliffenes Glas mit rubinrotem Streifen und der täppischen, eingeätzten Inschrift: „Trinken ist das allerbest schon vor tausend Jahr gewest." Diesen Pokal ergriff sie und ging damit vors Haus an den Brunnen, wo sie ihn sauber ausspülte und mit frischem Wasser füllte. Im Vorübergehn brach sie ein Zweiglein Buchsbaum ab, das sie hineinsteckte, und trug dann diesen Notersatz für Weihwasser mit frommer und bekümmerter Miene in die Stube, wo sie das Glas in schicklicher Weise vor das Kruzifix stellte. Nachher fiel ihr ein, sie hätte wohl Salz oder Zucker in das Wasser werfen oder etwas Essig hineingießen sollen, damit es eben nicht das pure Wasser wäre, aber schließlich ließ sie alles, wie es war.

Der Dieter aber stand noch immer in der Stube und folgte mit leeren Blicken allen ihren Verrichtungen. Weil ihr das unheimlich wurde und sie doch nicht wagte, ihn anzureden, die brennenden Kerzen aber, die in der durchs offene Fenster einströmenden lieblichen Morgenluft leise zu flackern begannen und das Gesicht der Toten im schattigen Winkel wechselnd beleuchteten, sie an die Kirche erinnerten, nicht zuletzt wohl auch, weil angesichts des verwaisten Knaben in ihrem oberflächlichen Sinne jetzt doch die Reue die Oberhand gewann, sank sie auf die Knie und sprach mit halblauter Stimme erst ein Vaterunser und dann ein Sterbegebet.

Als sie eben geschlossen hatte: „Herr, gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr!" — da sprach der Dieter zum ersten Male. Mit heiserer Stimme fragte er: „Wo ist der Vater?"

Mit einem furchtsamen, halben Blicke erwiderte die Madlene, sie wisse es nicht; die Schlafkammer der Eltern sei leer und das Bett unberührt. Offenbar sei der Bauer die Nacht überhaupt nicht nach Hause gekommen.

Eine kurze Weile stand der Dieter fassungslos mit dämmerndem Bewußtsein: hier ruhte die tote Mutter, einsam im Winkel gestorben, der Vater, der ihr das Herz gebrochen, war in Zorn und Scham davongelaufen und lag in weiß Gott welchem Wirtshaus herum, und die einzige, die bei der Leiche betete, war die verbuhlte Magd, die schwere Mitschuld am Tode der Mutter traf, und um die noch gestern seine schwülen Gedanken gestrichen waren. In seinem unreifen und langsamen Denken war er nicht imstande, mit einmal zu erkennen, in wie besonderer und schrecklicher Weise alle Umstände zusammentrafen; aber die düstere Ahnung sank über ihn herein, daß ein schweres und unerbittliches Schicksal auf seine wehrlose Jugend herabgebrochen sei und sie erdrücken wolle. Und da stürzte er in die Knie, schlug mit der Stirn auf das Bänklein neben der Leiche auf, und erschöpft durch die Stürme der Nacht fing er nun erst an, hilflos wie ein kleines Kind zu weinen und nach der Mutter zu rufen.

Die erschrockene Madlene wagte nicht, den Burschen zu trösten, und betete in ihrer Angst und Reue alles herunter, was ihr grade einfiel; just war sie bei einem Notgebet gegen Sturm- und Wetterschaden, als der Bauer eintrat. Gestern abend war er

bis nach Sonnenuntergang durch die Felder gelaufen und dann scharf trinkend im Wirtshaus gesessen, bis der Wirt nichts mehr hergab. Statt nun nach Hause zu gehn, wohin er sich nicht traute, war er durch die helle Nacht nach den Matten hinaufgestiegen und in ein Heustadel gekrochen, in dem er seinen Rausch, aber nicht sein schlechtes Gewissen, zur Hälfte verschlief bis in den hellen Tag hinein. Jetzt stand er mit wüstem Kopfe und schlaffen Gliedern in der Tür, Heuhalme im Haar und am Rock. Als er mit noch blöde zwinkernden Augen erkannt hatte, was geschehen war, knickten ihm die Beine vollends ein, und er sank auf ein Stühlchen neben der Tür, die er offen stehen ließ, so daß im luftigen Durchzug die Geranien auf dem Fensterbrett rauschend ihre Blütenbüschel schüttelten und die weißen Gardinen gegen die unruhig auf dem Tische flackernden Kerzen hinwehten. Und das einzige Wort, das der Bauer in seinem Schrecken hervorstieß, war das gleiche, mit dem er gestern davongegangen war: „Sakramentsakrament!" stammelte er verstört.

Die Madlene hatte, als der Bauer eintrat, einen Augenblick überlegt, ob sie auch ihm, wie vorher dem Dieter, ihren Leidbericht machen sollte. Sie spürte aber doch, daß ihr Gewissen zu schlecht war, zumal der Bub noch immer still vor sich hin jammerte, und da der Bauer ihrer offenbar gar nicht achtete, sann sie darauf, sich mit guter Art zur Stube hinaus zu machen. Unter ununterbrochen währendem, lautem Beten rutschte sie mählich auf den Knien der Türe zu und hatte sich schließlich an der endlosen Kette der lauretanischen Litanei, zu der sie selbst die Responsorien sprach, bis nach dem Flur zurückgegriffen. Da stand sie erleichtert und geräuschlos auf und huschte nach dem Stall, wo sie allerdings vonnöten war, da die Kühe gemolken werden mußten.

Dem jetzt völlig ernüchterten Bauer fiel endlich ein, daß er auch noch anderes verrichten müsse, als nur erschrocken vor sich hin zu fluchen. Mit unsichern Schritten trat er zum Tisch, sah den Buchsbaumzweig im Wasser stecken, zog ihn heraus und besprengte mit einer ungeschickten Bewegung Stirn und Brust der Frau mit Madlenes Notwasser. Jetzt erst sah er, daß die gebrochenen Augen noch halb offen standen; aber auch er traute sich nicht, den Leichnam zu berühren, sondern trat erschrocken zurück, da es ihm vorkam, als ob die toten Augen starr auf die seinen gerichtet seien. Dabei aber stieß er an den stillgewordenen Dieter, der bei der Berührung stracks emporfuhr und den Vater mit einem bösen Blicke ansah. Betreten und ohne in sich die Kraft zu finden, den Sohn zurechtzuweisen, wandte sich der Bauer ab; der Dieter aber ging, ohne noch einmal nach ihm oder der Mutter zurückzuschauen, mit festem Schritt aus der Stube und überließ den haltlosen Mann der schlimmen Zwiesprache mit seinem Gewissen und der toten Frau, die er, der als Knecht auf den Hof gekommen, nie geliebt, sondern aus bauernschlauer Berechnung geheiratet und auf jegliche Weise bis ins letzte Ende hinein und aus dem Leben hinaus gekränkt hatte.

❀ ❀

Ein Vierteljahr später also heiratete der Bauer Wendelin Strittmatter seine Dienstmagd Magdalene Rutishuser.

Nun ja, darüber gab es nicht viel zu sagen; er war ja erst wenig über vierzig hinaus, und man mochte es ihm schon gönnen, daß er sich jetzt eine Junge und Runde zulegte, nachdem er solange mit einer Alten und Kantigen gehaust hatte. Auch brauchte der Hof, wenn er auch nicht sehr groß war, eine Bäuerin, die dem Wesen vorstand, und daß die Madlene schaffen konnte, das wußte jedermann. Freilich mußte sie sich nun doppelt daran halten, wenn sie etwas für sich und etwaige Kinder erhausen wollte; denn der Hof, der von der verstorbenen Frau stammte, war dem Dieter verschrieben, der schon bisher als zu seinem Eigenen dazu gesehen hatte, wenn der Bauer vor dem Zanken seiner kränkelnden Frau, und weil er ohnedies gern über dem Glase hockte, ins Wirtshaus entwichen war.

Immerhin rief das Aufgebot von der Kanzel bei den meisten nur gelassene Billigung hervor, höchstens etwas Schmunzeln bei einigen Schalkhaften, denen die glatte Madlene selbst in die Nase gestochen hatte, und die durch manche derbe, aber wohlaufgenommene Bauernkaressen beim Tanz und sonstwo handgreiflich überzeugt waren, daß in ihren Kleidern nicht bloß ein aufwattierter Besenstiel steckte.

Das Kopfschütteln begann erst am Hochzeitstage, denn da fehlte der Dieter, fehlte bei der Trauung in der Kirche und beim Hochzeitessen im Wirtshaus. Seit dem Tode der Mutter hatte er im Hause kaum den Mund aufgetan, außer zum Essen, bot niemandem die Tageszeit, und wenn er angesprochen wurde, was selten genug geschah, da der Bauer sowohl als Madlene sich vor dem finsteren Wesen des Burschen mit Grund scheuten, so antwortete er meist gar nicht oder nur mit düsteren, haßerfüllten Blicken oder kurzen und groben Worten. Aber er arbeitete wie ein Knecht und härter als ein Knecht. Wenn er, um die Felder für die Winterbestellung zu bereiten, einen Tag lang den Pflug geführt hatte, für den er eigentlich noch viel zu schwach war, dann fiel er des Abends mit zerbrochenen Gliedern auf sein Bett, das er sich seit jener Nacht, ohne zu fragen, in der unbenutzten Knechtskammer über dem Stall aufgeschlagen hatte. Da konnte er kommen und gehn, ohne daß ihn jemand sah, und er brauchte nicht zu sorgen, daß ihn etwa die Madlene hörte, wenn er wieder einmal einen seiner schmerzlichen Wutanfälle bekam.

Die aber mehrten sich, als der Dieter aus

Blicken und Worten merkte, daß es nun soweit sei, und daß er die Madlene, die er zu seiner Frau hatte machen wollen, zur Stiefmutter bekommen sollte. Nicht zehn Rösser, so schwur er sich damals mit blutigen Tränen, sollten ihn zu dieser gottverfluchten Hochzeit bringen! Und das machte er wahr, denn am bestimmten Tage war er in aller Frühe auf und davongegangen und nirgends zu finden, so daß der Bauer fluchend und die Braut weinend vor Scham mit ihren bestürzten Zeugen den Weg zur Kirche und in den neuen Ehestand antraten und zu fühlen meinten, wie die spitzen Blicke der Leute ihnen durchs Festgewand und gar durch die Haut bis in ihre Heimlichkeit hineinstachen. So war denn vom ersten Tage an der Frieden weggesunken, der ohnedies nur auf einer brüchigen und unterhöhlten Oberfläche gestanden hatte; denn der Dieter war nun ganz und gar widerborstig und aufbegehrisch geworden und hängte nicht nur der Stiefmutter das Maul an, sondern auch dem Vater, der aber nicht wagte, den Burschen dafür zu züchtigen, sondern wie billig seinen Zorn an der Frau ausließ.

Aber das Ärgernis wenigstens mit dem Buben dauerte nicht mehr lang; der Pfarrer mischte sich ein, der ohne eigene unziemliche oder hinterhältige Neugier durch einige scharfäugige und scharfzüngige Weiblein über seine eigenen Beobachtungen hinaus auf dem laufenden erhalten wurde über alle wichtigen und nichtigen Dinge in seiner Gemeinde. So meinte er auch den Schlüssel zu den Vorgängen im Hause des Strittmatter in der Tasche zu haben, bevor er daran ging, die aus den Fugen geratene Seele des Dieter aufzuschließen und einzurenken.

Es wurde aber, als der Pfarrer den Dieter zu sich kommen ließ, wohl eine merkwürdige Unterredung, wie sie der geistliche Herr sich kaum vermutet hatte. Nach kurzem Verlauf nämlich zeigte es sich, daß der Seelenhirte befangener war, als sein bockiges Schäflein. Denn als der Pfarrer mit gütiger und eindringlicher Rede dem Dieter sein Unrecht vorhielt, auch mit allen üblichen Worten ihn an das vierte Gebot erinnerte, das eben, wie früher gegen Vater und Mutter, jetzt gegen Vater und Stiefmutter gelten müsse, da wurde der Bursche zwar dunkelrot, freilich nicht vor Beschämung, wie der andere meinte, schaute aber dem freundlichen alten Herrn mit einem festen Blick in die Augen, und erklärte ungelenk, aber unmißverständlich, das vierte Gebot habe nun für ihn keine Geltung mehr, er könne Vater und Mutter nicht mehr ehren.

Vergebens suchte der bestürzte Geistliche den Grund für diese ungeheuerliche Rede und Sinnesart herauszubekommen; der Dieter blieb standhaft und entschlossen: nur im Beichtstuhl werde er den offenbaren.

Ja was denn daraus werden solle! jammerte der alte Herr, hilflos vor dem starren Sinn des Fünfzehnjährigen, dessen gute Artung ihm noch vom Kommunionunterricht her bekannt war und dem er keine Herzensschlechtigkeit zutraute.

Aus dem Hause wolle er, und geistlich wolle er werden, fuhr der Dieter so unverweilt heraus, daß der Pfarrer merkte, hier sei mit Gründen nichts mehr zu machen, mochte er sie nun auf göttliche oder auf menschliche Autorität stützen. Denn was einmal im Schädel eines Schwarzwälder Bauernbuben festsitzt, das läßt sich selbst mit Pulver nicht mehr wegsprengen; eher geht der Schädel mit in die Luft. Bevor er den Dieter aber seufzend entließ, bestellte er ihn für den folgenden Tag zur Beichte in die Kirche, hoffend, es werde dem Eindruck des heiligen Orts und des ehrwürdigen Vorgangs gelingen, das starre Wesen doch noch zu erweichen.

Am nächsten Tage aber, als der Dieter mit blassem Gesicht und von Tränen geröteten Augen die Kirche verließ und hinter ihm der Pfarrer mit kummervoll geneigtem Haupte dem Pfarrhause zuschritt, da hatte der Bub, und nicht der Geistliche, eine gewonnene Sache, wenigstens zur Hälfte. Ganz aber war sie gewonnen, nachdem der Pfarrer auch mit dem Wendelin Strittmatter eine Unterredung gehabt hatte; dieser, der scheu und verlegen gekommen war, denn der Pfarrer konnte höllisch scharf mit einem durch die Hecken fahren, wo es nötig war, fühlte seinen Herzspann weichen, als er erfuhr, worum es herging. Ohne Sperren, vielleicht auch schon mit schnell berechnenden Hintergedanken, gab er seine Zustimmung, daß der Dieter geistlich werden dürfe, zumal der Pfarrer mit keinem Wort verraten hatte, daß er nunmehr tiefere Kenntnis über den Grund des Zerwürfnisses im Hause Wendelins hatte, als dieser selbst.

Nach manchem Schreiben an die Direktion des Gymnasiums in der Kreishauptstadt und den Präfekten des dortigen bischöflichen Knabenkonvikts und nach ebensovielen zweifelnden Antworten von beiden Stellen, weil der Dieter doch schon zu alt sei, um die Humaniora von unten anzufangen, machte sich der Pfarrer, der denn auch ein Schwarzwälder war, und ein richtiger, mit entschlossenem Eigensinn daran, den Dieter so weit vorzubereiten, daß er wenigstens nicht mit den Kleinsten auf die Schulbank zu sitzen käme. Ja, um ihn desto gewisser zu fördern, wie er sagte, in der Tat aber aus schöner Menschlichkeit und Fürsorge für das Seelenheil seines Schutzbefohlenen, nahm er diesen ganz zu sich ins Pfarrhaus, wo er sich in Haus und Stall, und wenn das Frühjahr käme, im Garten nützlich machen könne.

Der Dieter aber lernte mit zusammengebissenen Zähnen, und wenn es seinem des Lernens entwöhnten Kopfe im Anfang auch härter ankam, als damals seiner noch unerwachsenen Kraft das Pflügen mit den störrischen Ochsen, so drückte er sich doch mit der gleichen harten Entschlossenheit durch,

so daß er um die Weihnachtszeit den steilsten Anstieg überwunden hatte und nunmehr weniger beschwerlich, aber mit dem gleichen heißen Eifer, auf etwas flacherer Bahn weiterschreiten konnte.

Dennoch gelang es ihm nicht, ganz zu erreichen, was sein Lehrer gehofft hatte, als er nach Ostern die Prüfung machte: statt in die Tertia, konnte Dieter nur in die Quarta aufgenommen werden. Denn der Pfarrherr, der zwar über die Bedürfnisse der Liturgie hinaus ein fermer Lateiner war und wohl auch seinen Homer noch gerne aufschlug, hatte in der Mathematik selbst nur ziemlich verstaubte Kenntnisse, und auch das Französische, oder, wie er es mit Laune nannte, das Frankogallische, hatte er seit seiner Schulzeit gar nie mehr, und auch damals nur mit Abneigung getrieben, da ihm die Aussprache Schwierigkeiten machte. So konnte er seinem Schüler in diesen beiden Fächern nur recht wenig mitgeben, was ihn freilich nicht sehr bekümmerte, da er sie für unwichtig hielt und gründlich mißachtete.

Die prüfenden Herren aber dachten darüber weniger läßlich, und der Professor des Französischen, der ohnehin den „Bibelreitern und Kulturbremsern", wie er als starker Geist die zahlreichen durch ihre Geistlichen vorbereiteten Prüflinge zu nennen beliebte, nicht grün war, warf durch den rauhen Windstoß seines Urteils das Bäumlein von Dieters Hoffnung vollends um, das schon unter der scharfen Säge des Mathematikers sich zum Fallen geneigt hatte.

Es war ja freilich ein bißchen arg: nach einer recht unvollkommen gelösten schriftlichen Arbeit, die nicht einmal besondere Fußangeln und Fallstricke enthielt, bekam Dieter, um seine mündliche Fertigkeit zu erweisen, ein französisches Buch in die Hand, aus dem er vorlesen sollte. Mit schlechtem Vertrauen fing er, dessen Sprachwerkzeuge sich unter den rauhen alemannischen Kehllauten entwickelt hatten und keinem Nasal gewachsen waren, zu lesen an: „Eh Frahßä e eh Ahglä dischbidär ahsahbl" ...

„Was ist das?" brüllte der empörte Professor, und mit sonorer Eleganz las er dem verdutzten Dieter den Satz vor, wie es allerdings der gute Pfarrer niemals gekonnt hätte: ‚Un Français et un Anglais disputèrent ensemble.'

Der dunkelrot gewordene Dieter fing mit noch schlechterer Zuversicht von neuem an: „Eh Frahßä e eh Ahglä dischbidär" ...

„Genug und übergenug!" rief der Professor, wandte sich stracks um und ließ den betretenen Dieter nach donnernd zugeschlagener Türe allein.

Er kam also nur in die Quarta und saß unter sehr viel jüngeren und kleineren Knaben, die mit der unbewußten Grausamkeit der Jugend den hochaufgeschossenen Burschen zur Zielscheibe ihrer nicht immer feinen Witze zu machen begannen. Aber mehr noch als seine mächtigen Fäuste und seine ungewöhnliche Körperkraft bewirkte bald sein ruhiges und verschlossenes Wesen Zurückhaltung und selbst Achtung bei der unbedachten Jungmannschaft. Auch die Lehrer, die im Anfang den Dieter mit zweifelnden Augen betrachtet hatten, erkannten binnen kurzem, daß in ihm nicht einer von den vielen mäßig begabten Bauernbuben vor ihnen stand, wie sie alljährlich zu Dutzenden von eifrigen Landpfarrern in die Gymnasien geschickt werden, um dem Heere der streitenden Kirche einen zuverlässigen Nachwuchs zuzuführen, sondern ein aus einem ganz besonderen Holz geschnitzter Kerl, der sich sein Ziel selbst ausgewählt hatte und den Weg dahin über alle Unebenheiten hinweg hartnäckig verfolgte. Dazu kam aber bald noch etwas anderes.

Als der Dieter damals in Zorn, Ekel und zurückgeschlagener Sinnenbrunst ohnmächtig raste und über gewalttätigen und schrecklichen Plänen brütete, da kam er endlich zur Ruhe in dem dämmernden Entschluß, nicht allein den Hof zu verlassen, sondern aus der Welt überhaupt zu flüchten. Wenn es im Lande Klöster gegeben hätte, so hätte er vielleicht den abenteuerlichen Versuch gemacht, in ein solches, das er sich als den Ort friedlichster Beschaulichkeit voll Betens und Psalmensingens vorstellte, als ein künftiger frommer Mönch jetzt schon einzutreten. Wie eine Art Kloster aber kam ihm auch das Pfarrhaus vor, wo der Geistliche mit seiner alten Schwester einsam hauste und keine weltliche Versuchung über seine Schwelle ließ. Und so verbiß er sich in seinem Grübeln immer fester in den Gedanken, daß er Pfarrer werden wolle, dem Vater und der Stiefmutter zum Tort und sich selber zum Heile.

Bevor aber sein Pfarrer ihn auf den Weg zu seinem Ziele setzte, sprach er eingehend mit ihm die Pflichten durch, die er seinem künftigen Stande schulden werde, und stellte ihm das Leben berühmter Heiliger und anderer namhafter Männer von wenigstens heiligmäßigem Wandel als Vorbild hin, dem er möglichst nahe kommen müsse. Hierbei tat er vielleicht etwas zu viel, da er nicht an den erschütterten Seelenzustand des Dieter dachte; denn in dem jungen und unverdorbenen, aber ganz außer sich geratenen Burschen erwachte aus der Asche der Abbrunst eine solche Verachtung des Weibes und aller fleischlichen Begierden, als ob auch er, wie so manche seiner neuen Vorbilder, durch allen Schlamm von Sünde und Ausschweifung hindurchgegangen wäre und wie jene die endliche Bitterkeit in der Hefe des allzuoft und hastig geleerten Bechers der Lust gefunden hätte. Solche hochtrabenden Sätze, die er in manchem von des Pfarrers Büchern fand, machten ihm Eindruck, und es dauerte nicht lange, da meinte er seine eigene Sündhaftigkeit darin bezeichnet zu sehen, ja, er säumte nicht, sich beizeiten einen heimlichen Spartopf von guten Wer-

ken und Kasteiungen anzulegen, um am Tage der Abrechnung besser zu bestehn.

Bald war er so weit, daß er sein Körperliches nur mit Widerwillen empfand, und gegen die Regungen seines jungen Blutes, über die er nicht Herr war, kämpfte er an, wie gegen den üblen Teufel selbst. Der alte Pfarrer, der so schwere Anfechtungen am eigenen Leibe nie erfahren oder aber sie längst vergessen hatte, erstaunte nicht wenig, als er eines Nachts darauf kam, daß der Dieter, statt in dem weichen Bette, auf der harten Diele seines Kämmerleins lag. den Kopf auf einem großen Wörterbuch, statt des Kissens, und ohne eine andere Zudecke, als ein paar Kleidungsstücke. Er wollte das nicht unbedingt tadeln, obwohl er nicht wußte, gegen welchen Feind der Bub mit diesen Waffen rang, mahnte aber doch zur Mäßigung, da er sich für sein Studium frisch halten müsse. Dabei ahnte er nicht, daß der junge Asket auf dem bloßen Leibe einen Bußgürtel trug, den er sich nach der Beschreibung in einem seiner Legendenbücher aus einem alten Faßreifen selbst hergestellt hatte, und der ihm die Haut jämmerlich zerschand, sonst hätte er dem Unfug wohl ein schnelles Ende gemacht, da so heftige und wilde Bußübungen ihm mit Grund verdächtig und unwillkommen waren. Wenn er ihm dagegen das Gebet immer wieder als die beste Hilfe in allen Kämpfen und Versuchungen empfahl, so wußte er wohl nicht, daß der Dieter hierin längst ein übriges tat und in mancher frostigen Winternacht in seinem dünnen Hemde vor dem Kruzifixe kniete und sich zerrang, bis ihm vor Mattigkeit die Augen zufielen.

Der Dieter war also, wie er das Gymnasium bezog, auf dem besten Wege, sich zu einem kleinen Heiligen heranzubeten und zu büßen, und nur sein überaus kräftiger Körper behütete ihn vor schweren Störungen seiner Gesundheit. Auf manche seiner Übungen und Kasteiungen freilich mußte er verzichten, als er ins Konvikt eintrat, da dort deren erforderliche und zulässige Ausdehnung durch die Hausordnung festgesetzt war, und auch seinen schmerzlichen Bußgürtel mußte er bald ablegen.

Diese größte Heimlichkeit des Dieter war aber bekannt geworden, als im Sommer die Konviktszöglinge zum gemeinsamen Baden geführt wurden; während alle anderen schon im blaugrünen Wasser des Bodensees plätscherten, blieb er in sich gekehrt und ohne einen Blick auf die nackten Körper der Kameraden, die ihm schamlos vorkamen, am Ufer und machte keine Anstalten, sich auszukleiden. Vergebens mahnte der Aufsichtführende zur Eile, der Dieter erklärte entschlossen, er wolle nicht baden. Da rief der muntere Mann, der annahm, es liege hier ein Fall der ihm sonst bekannten Schwarzwälder Wasserscheu vor, einige der anderen herbei, um dem Kameraden beim Auskleiden behilflich zu sein. Lachend eilte der nackte und triefende Schwarm hinzu, und dem Dieter, der totenblaß und zitternd angesichts des Vorgesetzten keine Gegenwehr wagte, wurden die Kleider vom Leibe mehr gerissen, als abgezogen. Endlich flog auch das Hemd ins Gras — und jählings entstand eine tiefe, betretene Stille.

Denn um die schlanken Hüften des nackten, hageren Jünglings, der da auf dem grünen Anger stand und in bebender Scham die Hände vor das Gesicht preßte, schlang sich der grausame Gürtel, dessen Spitzen und scharfe Ränder tiefe blutende und schwärende Wunden in das zarte Fleisch gerissen hatten. Mit Entsetzen starrten die eben noch so lustigen Knaben auf das Marterbild, und bebend und blaß, wie Dieter, aber vor tödlichem Schreck, stand der junge, frische Geistliche da, der ja nur Dieters Bestes gewollt hatte, und dem aber etwas spät einfiel, daß der Scherz, den er beabsichtigt hatte, von allem Anfang an von etwas grobem Schlage gewesen sei. Über die gesenkten Häupter der kleinen Schar aber, die da schweigend im Sonnenschein am Seeufer stand, zog es dahin wie der Flügelschlag der Ewigkeit, der wohl mitten im Alltag uns anweht, wenn ein gewaltiges Erleben uns ans Herz greift.

Endlich faßte sich der Aufsichtführende so weit, daß er die andern wieder ins Wasser schickte. Dann löste er mit zitternden Händen den blutbefleckten Marterreifen von Dieters Hüften und war ihm beim Ankleiden behilflich mit der Sorgfalt eines großen Bruders, der seinen jüngeren ohne Absicht im Übermute verletzt hat. Mit beweglichen Worten bat er den Verwirrten um Verzeihung und schickte ihn allein nach Hause. Den Gürtel aber rollte und band er eng zusammen und barg ihn unter seinem Gewande, um ihn nach der Rückkehr dem Präfekten vorzulegen, ob er vielleicht durch das unheimliche Beweisstück für den außer aller Voraussicht liegenden Vorgang die ernste Rüge, die er verdient hatte, zu mildern vermöchte.

Natürlich wurde der Vorfall bald in der Schule, ja in der Stadt bekannt und besprochen; aber bei allem Aufsehen, das er erregte, war doch von den Kleinen wie den Großen kaum einer, selbst nicht der starkgeistige Professor des Französischen, so seelenhart, daß er gewagt hätte, ihn etwa lächerlich zu finden. Höchstens meinte einer von den kälteren, der Bub gehöre eben einer anderen Welt an, als der gegenwärtigen, und wußte wohl nicht, wie gründlich richtig das war.

Daher wurden auch fortan manche sonderbaren Eigenheiten des Dieter duldsam aufgenommen, mit denen ein anderer wohl schlimm angestoßen wäre. Wenn er, der sonst alle seine Arbeiten mit unsträflichem Fleiße erledigte, als Sekundaner etwa sich weigerte, von der Liebe zwischen Dido und Äneas Kenntnis zu nehmen oder auch nur

die Wörter zu diesen Versen des Virgilius aufzuschlagen, so ging man darüber als über eine Wunderlichkeit hinweg; als in Prima Horaz gelesen und weit über Gebühr gepriesen wurde, ersparte man dem Dieter die Küsse und Umarmungen der Lydien, Lalagen und aller andern leichten Schönen, und der launige Lehrer des Griechischen ersann noch einen anderen Ausweg, um Ärgernis und Beschämung zu vermeiden: wenn im Homer eine der heiklen Stellen heranstand, die von den saftigen Liebesabenteuern der Götter und Helden handeln, und die der lebensfrohe Grieche mit heiterer Schalkhaftigkeit über den schönhinwallenden Blumenteppich seines Gesanges verstreut hat, auf dem sie wie rosige Ferkelchen herumtollen, quiekend und mit geringelten Schwänzlein, so mutete er weder dem Dieter, noch einem anderen die Übersetzung zu, sondern gab sie selbst mit klug gewählten Worten und ließ dann aber die vorkommenden unregelmäßigen Zeitwörter und Hauptwörter nach allen Richtungen hin abwandeln und beugen. Für diese Leistung jedoch erwählte er sich mit Vorliebe den Dieter, der während des Übersetzens die Finger in die Ohren zu stecken pflegte, um nichts von den Scheusäligkeiten zu vernehmen; aber dann verfehlte er keine Form, sondern antwortete Schlag auf Schlag.

Daß auch die Blüten der deutschen Dichtkunst auf dem Boden von Dieters widerwilliger Seele verdorrten, war somit kein Wunder. Der einzige Dichter, den er allenfalls gelten ließ, war, sonderbar genug, Gotthold Ephraim Lessing, unter dessen Rationalismus er den Gottsucher ahnte und dessen Evangelium der Toleranz er, was vielleicht noch sonderbarer erscheinen mag, selbst mit der äußersten Duldsamkeit aufnahm. Denn Dieter war weit mehr mystischer Schwärmer, als eifernder Katholik, und hätte zweifellos dem heiligen Franziskus von Assisi die Palme viel eher gereicht, als etwa dem Ignaz Loyola.

So schritt er manches Jahr seine eigenen, wunderlichen Wege durch den schönen Park eines aufs Universale gerichteten Lehrplans, mit dessen Hilfe das Gymnasium die größte Freiheit in der Beurteilung aller menschlichen Dinge zu erreichen strebt, und er mied alle sorgfältig gepflegten Bäume, deren Früchte heitere Sinnenfreude gewährten oder versprachen, suchte dagegen und verehrte mit Inbrunst und oft qualvoller Andacht jene wenigen und einsam stehenden, die in den Höhlungen ihrer morschen Stämme verwitterte Heiligenbilder trugen und zur Abkehr von allem Irdischen mahnten. Darüber achtete er es wenig, daß man ihn mehr und mehr mit sonderbaren Augen zu betrachten anfing, und es war fast nur Bescheidenheit, die ihn erröten ließ, als er durch Zufall erfuhr, daß er endlich von den Kameraden hinter seinem Rücken mit gutmütigem Spotte nur noch „der heilige Bub“ genannt wurde.

Nach Hause dachte er selten oder vielmehr, er wollte nicht daran denken. Er meinte sogar, er habe alle Wurzeln herausgerissen, mit denen er im Heimatboden festgesessen hatte, ja, er hoffte noch alle absterben zu sehen, die ihn mit der Gebrechlichkeit der irdischen Dinge überhaupt verbanden. Aber wenn er etwa zur Frühjahrszeit über den Seerücken streifte, so begegnete ihm wohl, daß er einem pflügenden Bauersmann versunken nachblickte und die Linie der Furchen prüfend und scharf vergleichend mit den Augen maß, oder gar, daß er eine Handvoll des frischgepflügten Bodens aufgriff und den herben Duft der fruchtbaren Ackerkrume in tiefen Zügen einsog.

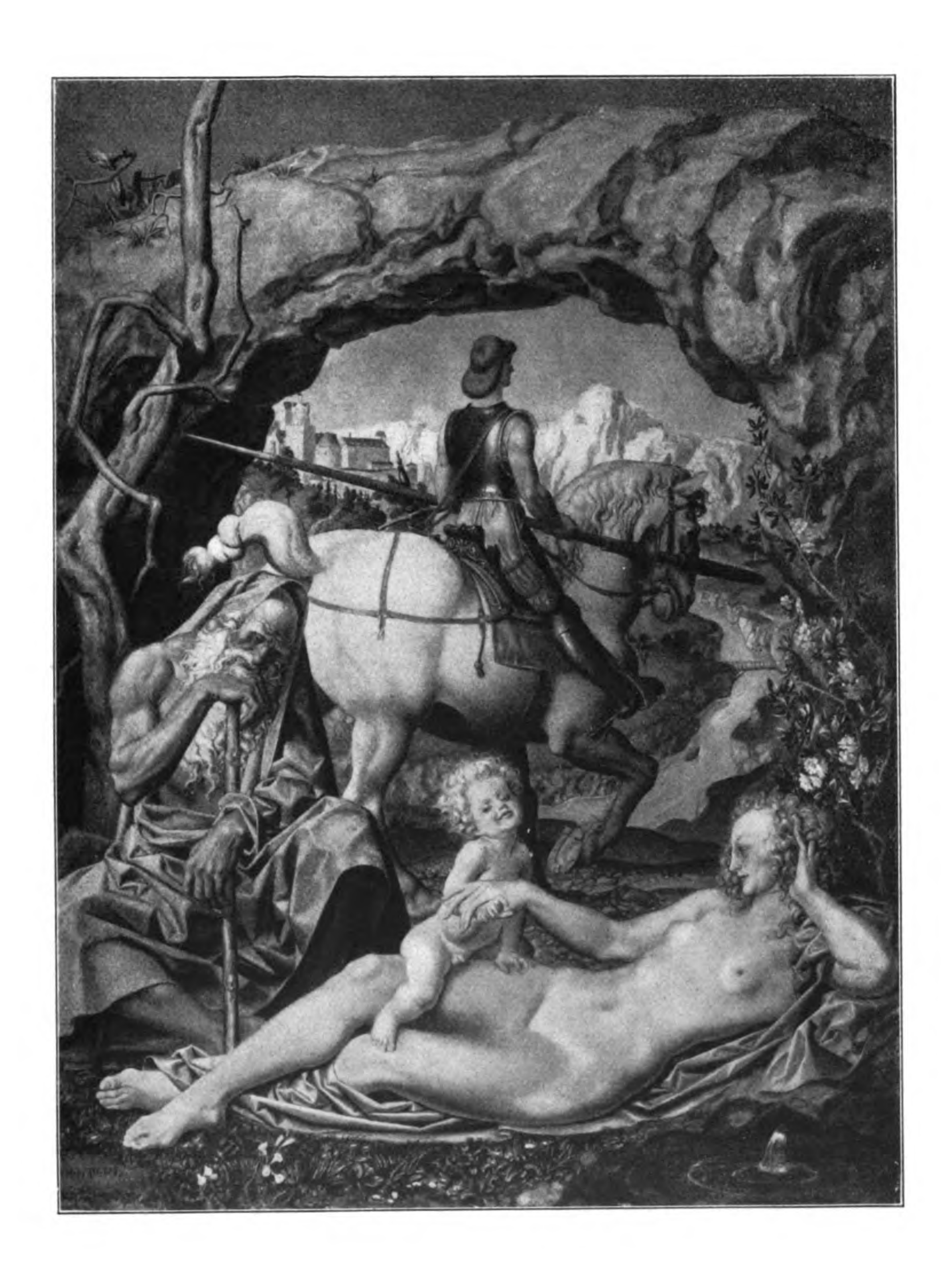
Einst geriet er an einem heißen, einsamen Sommernachmittag in ein Seitentälchen, fern von allen Menschenwohnungen, in dessen sanftansteigender Mattenwiege das frische Heu in kleinen Haufen geschichtet lag. Auf deren einen im Schatten des Waldrandes ließ sich Dieter zu kurzer Rast und Einkehr nieder. Das Büchlein, das er hervorzog, stammte nicht aus der Bibliothek des bischöflichen Knabenkonvikts, denn es war eine Auswahl aus dem „Cherubinischen Wandersmann“ des Angelus Silesius, und es ist zweifelhaft, ob der Präfekt große Freude über das eigenartige Andachtsbuch gehabt hätte. Der Dieter aber, der durch Zufall beim Buchhändler darauf gestoßen war, hatte es immer in der Tasche und grübelte oft stundenlang über den mystisch-geheimnisvollen Versen, bei deren manchem man sich fragen wird, ob ihr Verfasser überhaupt noch auf dem Boden des Christentums gestanden habe. Der nunmehr über zwanzigjährige Primaner Dietrich Strittmatter jedoch erkannte in den Sprüchen nicht den schlechtverhüllt oder unbewußt pantheistischen Sinn, sondern nur das Ringen einer suchenden Seele gleich seiner eigenen, die um das Einssein mit Gott sich müht, ja, wenn er las:

Ich bin nicht außer Gott, und Gott nicht außer mir;
Ich bin sein Glanz und Licht, und er ist meine Zier.

Heute aber stieß er beim verlorenen Blättern auf einen Vers, der ihm den Weg zur irdischen Vollkommenheit aufs trefflichste anzuzeigen schien und ihn in seiner hingegebenen Stimmung tief ergriff:

Wer unbeweglich bleibt in Freuden, Leid und Pein,
Der kann nunmehr nicht weit von Gottes Gleichheit sein.

Und als er ganz in der Nähe und da und dort über das Büchlein verstreut den gleichen und ähnliche Gedanken entdeckte, da versank er in ein tiefes, unruhiges Sinnen, aus dem er unvermutet hinüberglitt in Erinnerungen aus seiner Knabenzeit, in der er ohne alles Sinnieren über Diesseitiges und Jenseitiges dummlich und erdhaft dahingelebt hatte. Auf seinen eigenen Feldern hatte er gearbeitet, daß er abends wie ein Stein ins Bett gefallen war, und mit den eigenen Ochsen den Pflug geführt, da wußte man doch, wofür man schaffte! Noch ganz



Die vier Lebensalter — Gemälde von Theodor Baierl

anders hatte das Heu geduftet, als hier, wie er es noch auf den eigenen Matten wendete und rechte, zusammen mit —

Ja, nun stand er stracks und steil auf, mit einer strengen Falte zwischen den Augen und hart zusammengepreßten Lippen. Wie sagte doch sein Wandersmann?

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt werden,
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du Erden.

❦ ❦ ❦

Nicht jedesmal war der Dieter nach Hause gefahren, wenn die Ferien herankamen; durch die Verwendung seines heimischen Pfarrers war es möglich geworden, daß er mit einigen Elternlosen und ganz Verlassenen, für die niemand sorgte als die Gemeinde und etwa ein gleichgültiger Pfleger, in den leergewordenen Räumen des Konvikts zurückbleiben durfte. Die seltenen Male, wo er einige Wochen zu Hause zugebracht hatte, war es für alle drei ein ungutes und scheues Zusammensein gewesen, am meisten wohl für den Dieter selbst, weil er, wie sehr er es auch als Pflicht fühlte und mit sich selber darum rang, doch seiner Seele das große Verzeihen nicht abzwingen konnte.

Vielleicht kam es den Bauer härter an, daß der einzige Sohn sich der Heimat so entfremdet hatte, als er zeigte. Daneben aber bohrte in dem eigennützigen Manne, dem der Dieter immer zuwider gewesen war, weil er die Augen seiner herrischen Mutter im Kopfe trug, seit er dessen Gleichgültigkeit gegen Besitz und Gewinn erkannt hatte, schon lange die Berechnung, wie er ihm seine Ansprüche auf den Hof abkaufen oder ihn vollends daraus verdrängen möchte, zugunsten der Kinder, die er von der zweiten Frau erhoffte.

In den ersten Jahren jedoch blieb diese Hoffnung eitel, und der Bauer, der daran verzweifelte, anders als auf diese Weise in den Besitz des Hofes zu kommen, verfehlte nicht, der Frau die ärgsten Vorwürfe zu machen, als ob sie durch ihren Wandel vor der Ehe ihre Unfruchtbarkeit selbst verschuldet habe. Die Frau Madlene aber war in ihrem dummen Kopfe des festen Glaubens, daß sie verhext sei, und natürlich konnte nur die verstorbene Bäurin ihr diesen Tuck angetan haben. Daher ließ sie es nicht bei Beten und Wallfahrten bewenden und sorgte dafür, daß das Weihwasser im Hause nicht ausging, weil auch hierin ihr Gewissen der Toten gegenüber nicht ganz reinlich war: auf den Rat einer ausnehmend klugen Frau, die auch sonst das Gras wachsen hörte, tat sie vielmehr ein übriges, indem sie an allen üblen Gedenktagen ihrer früheren Verfehlungen, besonders aber an dem letzten, der die Bäurin das Leben gekostet hatte, zu deren Grab pilgerte und mit heftigen Gebeten und Gelübden den Groll der Verstorbenen zu besänftigen beflissen war. Endlich, es war schon im siebenten Jahre ihrer Ehe, schien ihr dies geglückt zu sein, und der Bauer verschob einen entschiedenen Angriff auf Dieters Uneigennützigkeit nur noch bis zur Geburt des Kindes, die um die Weihnachtszeit erwartet wurde. Es traf sich aber, daß just um diese Zeit alle seine gewinnsüchtigen Pläne mit eins und für immer dahingingen.

In diesem Herbst hatte Dieter die Universität bezogen, nach manchen langen Unterredungen mit seinem Pfarrer, von denen er aber immer nachdenklicher zurückkam. Vielleicht hätte in diesen Tagen der Vater von Dieter alles erreicht, denn der angehende Student trug sich jetzt ernstlich mit dem Gedanken, Ordensmann zu werden, statt Weltgeistlicher, da er nicht mehr hoffte, im Getriebe des Alltags der rechten Feierstimmung der Seele teilhaftig zu werden, die, wie er meinte, ihn schnurstracks vor die offene Himmelstür zu führen, aber nur in der Abgeschiedenheit der Klausur zu erblühen vermöge. Der mißtrauische Bauer dachte jedoch seine Karte erst dann auszuspielen, wenn er den sicheren Trumpf in der Hand hätte, den ihm aber die Frau erst in einigen Monaten ins Haus bringen sollte; daher ließ er den Sohn abziehen, ohne das Wort zu sprechen, das vielleicht das andere gegeben und eine neue Grundlage geschaffen hätte, auf der sie wenigstens erträglich und ohne die schlecht verborgene Feindseligkeit nebeneinander hätten leben mögen.

Als Dieter auf die Universität kam, um nach dem Rate seines alten Freundes für einmal es mit der Theologie zu versuchen, pfiff gerade durch die kirchlichen Kreise eine scharfe Kampfluft, losgelassen aus stets bereiten, prallgefüllten Schläuchen durch einige besonders hitzige, ansehnliche Kleriker, die ihrerseits wieder durch gewisse unliebsame und wenig geschickte Maßregeln des Staates auf den Plan gerufen waren. Auch von den Kathedern der Hörsäle wehte dieser scharfe Wind herab um die Köpfe der Studenten, ja, mit Betrübnis mußte Dieter erleben, daß auch Angehörige des Ordens, auf den er seine stille Hoffnung als auf eine mögliche Zuflucht gesetzt hatte, sich nicht von dieser Kampfesstimmung freigehalten hatten, als sie um die Adventszeit in der Universitätsstadt vielbesuchte Missionen abhielten. Er war eben noch zu unerfahren, um zu erkennen, daß es nur eine von den zahlreichen Reibungen war, in der die beiden nebeneinandergeordneten Mächte im Staate ihre Kräfte erprobten, und obwohl sein Verstand für diesmal dem Angegriffenen recht gab, so wurde er doch durch die unter schmetternder Fanfare erfolgte Gegenwehr aufs stärkste betroffen. Denn der scharfe Ton war so gar nicht übereinzubringen mit der milden und verträglichen Art, in der etwa sein heimischer Pfarrer ähnlichen Streitigkeiten mit dem Amtmann oder dem Bürgermeister auszuweichen oder sie beizulegen verstand. Die kirchliche Welt, auch die der Ordensleute,

war also doch ganz anders beschaffen, als er sie sich zurechtgedacht hatte.

Auch das theologische Studium erfüllte ihn, je länger er es trieb, mit Erstaunen und Enttäuschung. Wo er sich letzte Aufschlüsse voll himmlischer Klarheit und Verzückung erwartet hatte, da fand er eine recht trockene Gelehrsamkeit, die jene Heilswahrheiten, welche er als des Beweises nicht bedürftig zu einem Wesensteile seiner inbrünstigen Seele gemacht hatte, mit den Methoden der sonst nicht immer gelobten exakten Wissenschaften zu beweisen bemüht war, wobei aber, wenn man genau zusah, das Exempel doch nicht immer klappen wollte.

In seinem schweren und langsamen Blute aber fand er fürs erste nicht den Entschluß, in Gottes Namen umzukehren, solange es noch Zeit war, wenn er auch wohl merkte, daß es ohne sein Zutun in ihm bohrte und schaffte. Und eines Tages erkannte er ohne Freude, daß der Fehler nicht allein an den Einrichtungen lag, die ihm nüchtern und starr und manchmal selbst feindlich erschienen, sondern doch wohl zum guten Teil an ihm selber.

Blindlings und in leidvollem Zorne war er in seiner ratlosen Jugend damals losgestürmt, nur bestrebt, einen möglichst großen Abstand zwischen sich und die Eltern zu legen, und wie ein Mensch, der mit brennenden Kleidern ins Wasser springt, so hatte er sich in seine heftigen geistlichen Übungen gestürzt; sein Widerwillen gegen alle Lebenslust und Sinnenfreude aber, ja selbst seine inbrünstige Versenkung in das wunderliche Christentum des Angelus Silesius erschien ihm jetzt als eine Art von Scheuklappen, die er sich angeschnallt hatte, um sich jeden Blick nach rechts und links, ganz besonders aber nach rückwärts zu verbieten.

Als er so weit war, begann er mit vollem Bedacht weiterzubohren und traf bald auf seine empfindlichste Stelle in einem abgelegenen und gemiedenen Winkel seines Bewußtseins, wo jene gefürchteten Erinnerungen voll Haß und Abscheu verkapselt lagen, wie Finnen im dicken Muskelfleische. Obwohl er hier schmerzlich zurückzuckte, ließ ihm doch das gründliche Wesen, das in ihm steckte, keine Rast, und wenn er auch den Kopf etwas hängen ließ, weil er vorläufig noch nicht absah, wohin das alles noch führen solle, so stach er doch unbarmherzig hinein in alle ungesunden und verdächtigen Stellen und begann in sich eine etwas gewalttätige und schmerzhafte, aber heilsame Gesundkur, die ihn wohl auf seine gute und natürliche Art zurückgeführt hätte, auch wenn die Ereignisse nicht eingetreten wären, die gerade um diese Zeit sich in seiner Heimat vorbereiteten.

Als er an Weihnachten nach Hause kam, mit dem Vorsatze, den er mit Genugtuung als gut und fromm empfand, nun endlich ins reine zu bringen, was zwischen ihm und den Eltern lag, da empfing ihn der Vater mit unruhig beobachtenden Blicken voll hinterhältiger Gedanken; die Stiefmutter aber lag in schweren Kindesnöten, und wie sehr ihr junger und kräftiger Leib auch arbeitete und sich mühte, so konnte sie doch dem Bauer den Sohn nicht gebären, auf den er bestimmt rechnete. Zu spät merkte die Hebamme, die in unmutigem Warten nun schon den zweiten Tag scheltend auf dem Hofe weilte, daß das Kind gegen die Ordnung mit den Beinen voran ans Licht strebte; statt nun aber, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, den Arzt zu holen, nahm sie in frechem Vertrauen auf ihre handwerksmäßige Kunstfertigkeit die Wendung selbst vor, mit dem Erfolge, daß das endlich ans Licht geborene Kind tot war und auch die von ihrer Bürde befreite Wöchnerin in wenig Stunden sich still zu Tode blutete.

Mit Schrecken hörte Dieter in seiner Kammer das Schreien der Kreißenden, das erst nach Mitternacht verstummte; er hatte, als er ankam, gar nicht gewußt, welches Ereignis bevorstand, und wartete jetzt in tiefer Erregung, bis er hinuntergeholt würde, um das Neugeborene zu sehen und die Stiefmutter zu begrüßen. Endlich aber, als niemand ihn zu rufen kam, stieg er beim späten Aufgang der Wintersonne hinab in das allzu stille Haus, mit freundlichen und verzeihenden Worten auf den Lippen.

Als er die Tür zur Stube öffnete, schlug ihm die dumpfe und verbrauchte Luft widrig entgegen. Auf dem Tische stand eine große Kaffeekanne und eine halbgeleerte Tasse; Brot und Speck lagen dabei, wie wenn eben jemand von einem zeitigen und nahrhaften Frühstück aufgestanden wäre. Über einem Stuhl hing ein dicker Frauenmantel, daneben auf dem Boden schwammen blutige Leinwandstücke in einem wassergefüllten Eimer. Auf der Ofenbank lag schlafend eine große Katze, die, als Dieter eintrat, blinzelnd den Kopf erhob. Sonst war niemand da.

Durch die angelehnte Tür der Schlafkammer tönte halblautes Murmeln. Dieter öffnete vorsichtig, tat einen Blick hinein und stand in tiefster Bestürzung. Denn drinnen lag in dem breiten, unordentlich zurechtgemachten Ehebette Frau Magdalene mit wachsbleichem, regungslosem Antlitz in den gewürfelten Kissen, und in ihrem Arme ruhte das neugeborene Kind, bleich und regungslos und tot, wie die Mutter. Auf einem kleinen Tische neben dem Bette stand das Kruzifix aus dem Herrgottswinkel in der Stube, daneben brannten in den versilberten Leuchtern zwei Kerzen, deren steile, gelbe Flammen in das rosige Licht hineinstachen, das die aufgehende Sonne durch die kleinen Fenster auf die stillen Gesichter in dem großen Bette sandte. Vor das Kruzifix war ein starkes geschliffenes Glas mit rubinroten Streifen und eingeätzter Inschrift gestellt; darin steckte im Weihwasser ein immergrüner Buchsbaumzweig, an dessen Blättern noch

einige Schneeklümpchen hingen, die eben zu tauen begannen.

Davor aber kniete trockenen Auges die schuldhafte Hebamme und ließ die Perlen von Frau Magdalenens Rosenkranz durch die Finger gleiten, mit leiernden Lippen betend, mit ihren Gedanken wohl schon bei dem Bericht für die Leichenschau und den Arzt, den sie haßte und fürchtete, weil er ihr schon einige Male scharf auf die Finger geklopft hatte. Als Dieter vollends eintrat, hob sie den Blick nach ihm, erkannte mit Betretenheit, wer es war, stand auf und rückte betend mit kleinen Schritten an ihm vorbei in die Stube, wo sie die letzten Gesätzlein des schmerzhaften Rosenkranzes verhallen ließ, um dann in schleuniger Flucht das Haus zu verlassen.

In schweren Gedanken stand Dieter vor dem Bette. ‚Alles wiederholt sich im Leben,‘ mußte er denken, denn in seiner Erinnerung wachte jener Tag auf, wo er vor seine tote Mutter getreten war. Damals war es freilich ein frischer Sommermorgen gewesen und die Mutter hatte in der Stube gelegen; aber das Kruzifix, die Kerzen und selbst das Glas mit dem Buchsbaumzweig, alles stand wieder da, wie ehemals. Ja, sogar eine gleichgültige Beterin hatte hier wie dort gekniet, und auch sie hatte sich davongemacht mit einem Gesicht, wie das leibhaftige böse Gewissen. Damals aber war es die Madlene gewesen, und die lag jetzt selber da, bleich und kalt, und sie hatte mit dem bitteren Tod bezahlt, was sie einst in ihrem leichten Sinn verfehlt hatte.

Ihm aber, dem Dieter, der da in tiefem Erbarmen vor dem Schmerzensbette stand, ihm hatte der Tod die Türe vor der Nase zugeschlagen, und für die Verzeihung, die er endlich seinem frommen Herzen abgerungen hatte, war es zu spät; jetzt wog ein anderer Schuld und Sühne ab. Aber nicht für alles war es zu spät, gottlob, dem Vater wenigstens konnte er noch die Hand reichen und mit einem Druck die Feindseligkeit auslöschen, die sieben Jahre zwischen ihnen geschwelt hatte! Aber wo war der Vater? Ein widriger Gedanke durchfuhr den Dieter: sollte er wieder weggelaufen sein, auch so, wie vor sieben Jahren?

Da hörte er aus der dunklen Nische zwischen dem hohen Fußende des Bettes und der Wand ein schweres Atmen; er trat hinzu und fand den Alten auf der Kleidertruhe sitzen, das frühergraute Haupt gesenkt und auf die Fäuste gestützt. Mit einem freundlich bittenden Wort streckte Dieter dem Vater die Hand hin. Der aber stand langsam auf, sah ihn aus hohlen, übernächtigen Augen mit einem bösen Blicke an und trat in die Stube und zum Hause hinaus, ohne noch einmal nach dem Sohne oder den Toten auf dem Bette zurückzuschauen. Den erschütterten Dieter aber überließ er der Zwiesprache mit seinem noch immer nicht genug gereinigten Herzen und der toten Frau, um die einst seine erwachten Sinne in heißem Begehren gestrichen waren, an die er dann jahrelang nur mit Haß und Abscheu zu denken vermocht hatte, und deren ernsthaftes Totenantlitz aber ihm jetzt ein hallendes: „Richtet nicht!“ in sein Gewissen hineinrief.

Ja, Dieter, alles wiederholt sich im Leben, und das ist gut so! Denn in dieser schweren Stunde wirst du das letzte und häßlichste Unkraut aus deinem Herzen ausroden, die Selbstgerechtigkeit, die, vielleicht ohne daß du es wußtest, unter deinem heiligmäßigen Wandel zu wuchern begonnen hatte!

⁂

Voll schwerer Sorge war Dieter nach der Universität zurückgereist, denn der Bauer, dem mit dem Tode auch des Kindes die letzte Hoffnung dahingegangen war, wich verschlossen und tückisch allen ehrlichen Versuchen des Sohnes aus, mit ihm wieder zurechtzukommen, da er ihm sein jahrelanges Trotzen nun mit Wucherzinsen heimzuzahlen gedachte. Das Schlimmste aber war, daß er vor Zorn und Enttäuschung, die ihm in seinem beschränkten Schädel als unheilbar vorkam, weil er von sich auf andere schloß und dem Dieter nichts Gutes zutraute, auf ein wüstes Trinken verfallen war, über dem er den Rest von klarem Urteil völlig verlor.

Mit ein paar verkommenen Gesellen saß er tagelang hinter dem Glase und ließ sich den Kopf noch mehr warmmachen, als es der Schnaps ohnehin schon tat, und dann stieg ihm wohl sein eingebildetes Elend auf die Zunge, daß er auf den Tisch hieb und schrie: „Vom Hof herunter und in den Boden hinein will er mich haben, der verfluchte Herrenvogel, der er auch ist!“

Denn je mehr er selbst herunterkam, um so mehr sah er in wiedererwachter Knechtsnatur in dem fremdgewordenen Dieter nur den Sohn der alten Herren des Hofes, zu denen er selbst nicht gehörte. Darum wäre von ihm aus der Hof ganz verlottert, wenn nicht der alte Knecht, den er in den letzten Jahren eingestellt hatte, zum Rechten gesehen hätte, so viel die Arbeit des Winters es verlangte.

Der Dieter aber saß in der Universitätsstadt und nahm das Studium wieder auf, das ihm keine Freude machte. Ob er auch berufen sei für das Amt, das für den, der es ernst nimmt, wohl das schwerste von allem ist, das wollte er gar nicht mehr überlegen, sondern er dachte, daß er es eben machen müsse, wie hundert andere, die ohne Bedenken ihres Weges schreiten und schließlich doch ganz gute Geistliche werden, mit denen ihre Gemeinde und ihre Vorgesetzten ebenso zufrieden sind, wie sie mit sich selber. Ebensogut hätte er ja Arzt oder Richter werden können, oder Philologie studieren; dazu wäre es übrigens jetzt noch immer Zeit gewesen. Aber wozu das Studium wechseln? Dieses hatte er einmal angefangen, so wollte er es auch zu Ende führen. Pfarrer werden, das war ein Beruf, wie jeder andere, die Haupt-

sache war, daß man fleißig dafür arbeitete. Und das tat er mit grimmigem Eifer, wie nur je in seiner besten Schülerzeit.

Wer damals in Dieters gleichgültige und freudlose Seele hätte blicken können, der hätte ihn wohl für einen von den traurigen Philistern gehalten, wie sie zu Hunderten die Hörsäle der Hochschulen bevölkern, und nicht nur diese, Menschen, die mit nichts anderem als einem ausdauernden Sitzteil ausgestattet, in gleichviel welchen Beruf hineinrutschen, der sich ihnen gerade darbietet, und ihn dann aber auch zum Gottserbarmen öd und unlustig verwalten. Was aber bei allen anderen Ämtern und Beschäftigungen nur dem eigenen oder staatlichen Geschäftsbetrieb zum Schaden gereicht und allerdings etwa beim Schulmeister aller Grade zum Verbrechen werden kann, solche gedanken- und herzlose Berufsübung wird zur Unsittlichkeit beim Geistlichen, der zum Vermittler der jenseitigen Dinge nicht durch Stola und Bäffchen gestempelt werden kann.

Aber auf diesem bedenklichen Wege war der Dieter gar nicht in Wirklichkeit, wenn er es auch selber meinte. Sondern seine tiefe Unlust und Niedergeschlagenheit war nichts anderes als das stadium contritionis, der Zustand der Zerknirschung, der nach allen Moralisten der Wiedergeburt der Seele vorangehen muß, und der nicht bei allen Sündern in gleicher Weise zutage tritt. Bei dem Dieter war es der letzte Abschnitt seiner Reinigungs- und Gesundkur, die er schon vor Weihnachten an sich begonnen hatte, und die durch die Stunde an Madlenes Totenlager, wie durch die Unversöhnlichkeit des Vaters in Lauf gehalten und beschleunigt worden war. Daß es bei ihm länger dauerte, als bei anderen Menschen, nun, dafür war er ein schwerblütiger Wälderbauer; Eichenholz bohrt und schneidet sich eben schwerer, als tannene Bretter, aber was daraus gezimmert wird, das ist währschaft und hält für die halbe Ewigkeit.

Im Anfang des März erhielt Dieter von seinem Pfarrer einen eiligen Brief, auf den er sofort zusammenpackte, um in die Heimat zu reisen. Der Vater habe, leider als er vom Wirtshaus kam, so schrieb der Pfarrer, einen bösen Sturz getan, und erst am Morgen darauf sei er gefunden worden, bewußtlos und klamm vor Kälte, da er die Nacht im schmelzenden Schnee gelegen habe. Viel Hoffnung gebe der Arzt nicht mehr, und wenn Dieter ihn noch am Leben treffen wolle, so müsse er schnell kommen.

Bald stand Dieter zum dritten Male in seinem jungen Leben an einem Totenbette, und wieder war ein unversöhnter Mensch von ihm gegangen. Aber diesmal fühlte er die Schuld nicht bei sich allein, denn über alle Bemühungen hinaus, die ihm nach Madlenes Tod fehlgeschlagen waren, hatte er dem Vater einen ehrerbietigen Brief geschrieben, in dem er sich selbst nicht schonte, und der, wenn es überhaupt einen gab, den Weg zur Versöhnung hätte eröffnen müssen. Doch von dem Knecht erfuhr er, und der Pfarrer bestätigte voll Trauer, daß der unselige, vom unablässigen Trinken ganz herabgekommene Mann, der nicht mehr spürte, wie sehr er sich selbst beschimpfte, in trunkenem Hohne seinen Kumpanen im Wirtshaus das Schreiben des Sohnes, das er schon einige Tage zerknittert in der Tasche mit sich herumtrug, vorgelesen und es dann zusammengedrückt und ins Licht gehalten habe, um sich mit seinen zitternden Trinkerhänden die Pfeife daran anzuzünden. Am nämlichen Abend aber geschah es, daß er den schlimmen Fall tat, von dem er nicht mehr aufstand.

Dieter war nicht mehr so selbstgerecht, daß er hierin ein unmittelbar erfolgtes göttliches Strafgericht erblickt hätte, das den Vater in der Blüte seiner Sünden dahinraffte, um ihn der Verdammnis zuzuführen; so einfach stellte er sich das Walten der Vorsehung doch nicht mehr vor. Vielmehr vertraute er sicher, daß dem irrgegangenen Manne, wenn selbst ihm sein jäher Tod keine Zeit gelassen hätte, zu bereuen, was in seinem Leben zu bereuen war, dereinst ein gnädiger Richter erstehen werde. Den Teil der Schuld aber, der, wie er wohl fühlte, ihn selber dafür traf, daß es mit dem Vater dieses Ende genommen hatte, nahm er in Reue auf sich.

Schon auf dem Heimwege vom Leichenbegängnis und beim Totenessen nestelte sich der und jener von den Nachbarn und Angrenzern an ihn, um ihm auf den Zahn zu fühlen, wie er es mit dem Hofe nunmehr zu halten gedenke. Denn mancher hoffte, es werde, da der Dieter nun doch wohl verkaufen müsse, mit dem angehenden Pfäfflein keine Schwierigkeit haben und etwa ein guter Schick zu machen sein. Der Dieter aber gab nur ausweichende Antwort, weil er mit Recht meinte, eine so wichtige Sache müsse man zweimal beschlafen. Die Bauern freilich dachten, er halte aus erlaubtem Eigennutz zurück, um ihr Begehren zu steigern und einen höheren Preis zu erzielen, und ihre Achtung vor Dieter, den sie für einen unpraktischen Studierten gehalten hatten, stieg beträchtlich.

In diesem jedoch war, als er nach dem Tode des Vaters zum ersten Male seit so viel Jahren wieder durch das ganze Anwesen geschritten war, eine wunderliche Bewegung emporgestiegen, die ihm allerdings den Entschluß schwer machte, den Hof loszuschlagen.

Wenn er den Blick zu dem eichenen Balken über der Haustüre erhob, so las er neben der Jahreszahl 1652 den Namen seines Urahnen von der Mutter her, Fridolin Vonderach, der das Haus gebaut oder doch aus der Asche des großen Krieges wieder hatte erstehen lassen, er selber wohl der Nachkomme vieler trotziger Bauern, die an der gleichen Stelle vielleicht seit manchen hundert Jahren seßhaft gewesen waren, nämlich da, wo der Bach, der rauschend vom

Bergwalde herabkam, in ruhigerem Laufe dahinfloß und ihrem Geschlechte den Namen gegeben hatte. Der gleiche Familienname neben neueren Zahlen wiederholte sich auf den seither errichteten Gebäuden, Ställen und Scheunen, ja der Dieter entsann sich eines alten, ungeheuren Buches, der „Kosmographey der gantzen Welt“ des Sebastian Münster, das in dem Wandschrank in der Stube zu oberst lag, und auf dessen Vorsatzblatt jener erste bekannte Urahn seinen Namen eingetragen hatte. Und als er jetzt ging, es herabzuholen, und es aufschlug, was ihm früher die Mutter immer verboten hatte, da fand er neben des Ahns Namen auch die seiner vier Ehefrauen, die dieser rüstige Freier nacheinander ehelichte; erst von der letzten, die er im Alter von sechzig Jahren heimführte, hatte er sechs Kinder gehabt, darunter zwei Söhne. Diese Stammutter aber, Dieter las es mit Erstaunen, hatte als Mädchen Magdalena Rutishuser geheißen, gerade wie seine verstorbene Stiefmutter, mit der er also wohl von Urzeiten her verwandt gewesen war. Ja, Dieter, alles wiederholt sich im Leben, die Namen, die Ereignisse und die Menschen!

Die lange Reihe der Vonderach stieg herab bis auf Dieters Großvater und dessen einzige Tochter, die Dieters Mutter gewesen war, und damit schloß die Ahnenliste. Der Vater Strittmatter fehlte, sei es, daß die Mutter, als sie ihn recht kennen lernte, ihn nicht für würdig hielt, in der stolzen Linie zu stehn, sei es, daß er selbst, als gewesener Knecht ohne Herkommen, sich scheute, seinen geringen Namen neben die vornehmen der alten Bauern zu setzen. Und als der Dieter die Namen noch einmal überflogen hatte, griff er zur Feder und schrieb unter den der Mutter seinen eigenen auf das rauhe Papier, ohne sich etwas Weiteres dabei zu denken, als daß er auch dazu gehörte; daß er den Namen des Vaters dazu zu setzen vergaß, auch dabei dachte er sich nichts.

Alles aber, worauf er blickte, weckte jetzt, da er mit überlegendem Auge sah, die Erinnerung an die Vorfahren: die steinerne Schwelle, die tief ausgehöhlt war von hunderttausenden von Tritten freudiger und sorghafter Menschen, deren Blut auch in seinen Adern floß, die schweren, von ihren ruhenden Körpern glatt polierten Tische und Stühle, von denen mancher eine längst verschollene Jahreszahl trug, bis herab zu den zinnernen Tellern, die zerkratzt und zerrieben waren durch die Messer und Löffel vieler Geschlechter der Vonderach, auch durch die seinen.

Über solcher einsamen Zwiesprache mit den zahllosen wackern Vorfahren, deren tüchtiges Leben nun in sein einziges zusammenlief, verflog der letzte Rest von schwärmerisch-christlichem Weltbürgertum, in dem er sich so manches Jahr halbverklärt und körperlos zwischen Himmel und Erde schwebend gedacht hatte, und zwar dem Himmel näher, als der Erde, und er fühlte die tausend Fäden, die ihn ans Diesseits knüpften und herabzogen in seine Berge, sein Dorf, in sein eigenes Haus.

Am Morgen des nächsten Tages schritt er hinaus auf die Felder, die hinter dem Baumgarten beginnend über die flachen Höhen gelagert waren und sich vom Bache hinaufschwangen bis zum fernen Waldsaum, wo ein starres Dickicht von Jungtannen eine schwarze, zackige Linie als Grenze zeichnete, über der einzelne, gewaltige Fichten emporragten und mählich zu dem düsteren Hochwalde der Berge hinüberleiteten. Die Märzluft war warm vom Föhn, der in weichen, heißen Wellen daherstob und den letzten Schnee des Nachwinters aufgesogen hatte. Nur in den Mulden lagen noch einzelne langgestreckte Lasten mit zernagten Rändern, von den Winterstürmen da zusammengeweht, aber auch aus ihnen rannen eilige Wasserfäden hervor und suchten den Bach, der mit belebterem Rauschen zu Tal stürzte. Über den feuchtblauen Himmel zogen hoch oben die feinen, weißen Föhnstriche, viel tiefer aber jagten nasse, weiße Wolkenballen vor dem Atem des Windes her. Mit ihren herunterhängenden und ihnen voran flatternden Fetzen streiften sie die Wipfel der hohen Fichten und ließen, wenn sie die Sonne bald verhüllten, bald freigaben, bald Licht, bald Schatten über die Landschaft wandern. In diesem Spiele erglänzten die klebrigen Blatt- und Blütenknospen der Obstbäume, die dicht vor dem Aufbrechen standen, leuchteten die ersten Gänseblumen und Primeln aus dem kurzen nassen Grase von Rainen und Matten, und ein paar frühzeitige Finken sangen das erste Lied des bescheidenen Vorfrühlings in die wiedererweckte Welt.

Über die Felder in der Ferne zogen langsam und mit schweren Schritten die pflügenden Bauern, die jetzt, da die Erde sich geöffnet hatte, sie bereiteten für die Frühjahrssaat, bevor etwa ein einfallender Frost sie wieder verschlösse. Auch Dieter, der über den vom Tauwasser aufgeweichten und schmutzigen Feldweg langsam emporgestiegen war, fand den alten Knecht bei der Arbeit. Aber er konnte sie nicht loben, denn der Pflug war nicht tief genug gegangen, um den schweren Boden richtig umzustürzen, und die Furchen zeigten manche Ausbuchtungen, wie sie einem nachlässigen oder schwachen und ungeschickten Pflüger begegnen mögen.

Gerade kam der Alte über die Höhe zurück auf Dieter zu, und dieser bemerkte wohl, daß beim rascheren Ausgreifen der bergab schreitenden Ochsen, über die der Pflügende nicht die rechte Gewalt hatte, der Pflug bald nach rechts, bald nach links auswich. Der Knecht las wohl in Dieters Augen den Vorwurf; denn als er herangekommen war und den Pflug gewendet hatte, band er die Leitseile an der Pflug-

sterz fest und trat mit schwerem Atem zu Dieter.

Er wisse wohl, meinte er, daß er nicht sauber geschafft habe; aber das föhnige Wetter mache ihm immer solche Atemnot zu dem Gliederreißen, das ihn in jedem Frühjahr überfalle wie ein Beißwurm. Dieter solle es doch nicht zürnen, aber der Acker müsse eben bestellt werden, so gut oder schlecht es ohne Hilfe gehn wolle.

Dieter nickte nur und trat zu dem Pfluge. Er sah gleich, daß das Pflugmesser oder Kolter, von dessen Stellung für das tiefe Pflügen fast alles abhängt, zu hoch gesteckt sei, und auch das Vorgestell war so tief eingehängt, daß kein Zweifel blieb, der Alte habe sich die Arbeit nach Tunlichkeit erleichtert, da er niemand erwartete, der ihm auf die Finger sah. Mit ein paar Handgriffen stellte Dieter den Pflug so ein, wie es der schwere Boden verlangte, den er noch wohl kannte; dann nahm er die beiden Sterzen in die Hand, fühlte im Greifen, daß es der gleiche Pflug sei, den er selbst und wohl sein Vater und Großvater über den gleichen Acker geführt hatten, und er rüttelte leise daran, wie an der Hand eines alten Freundes.

Da trat der Knecht, der Dieters Beginnen mit bedächtigen Augen verfolgt hatte und sich sein Schweigen nicht zu deuten wußte, mit der Geißel in der Hand heran, um weiter zu pflügen. Dieter aber bedeutete ihn kurz, die Ochsen anzutreiben, er selbst wolle den Pflug führen.

Es war wohl nur ein Einfall, neben der Erinnerung an die eigene Arbeit am gleichen Platze aus dem altererbten Bauernblute angesprungen, daß er versuchen wollte, ob er wohl noch pflügen könne. Aber als die Ochsen sich schwer ins Geschirr legten, der umgesteckte Kolter tief in den Boden hineinstach und ihn mit seinem scharfen Messer durchschnitt, als über die silberne Pflugschar die dunkelbraunen, glänzenden Schollen in weichem Stürzen sich vor seine Füße legten und ihren herben, kräftigen Duft zu ihm hinauf sandten, der ihm so unendlich vertraut geblieben war:

Da wurde ihm mit eins zumute, als ob er nie auf den Schulbänken den widerwilligen Kopf mit gelehrter Wissenschaft gefüllt, nie in qualvollen Stunden über fremde und eigene Sündhaftigkeit die Zähne zerknirscht und die Hände zerrungen hätte mit Gedanken voll Weltflucht und Abtötung, sondern als ob er immer den Pflug geführt und sein eigenes Feld bestellt hätte, wie die hunderte seiner Vorväter, die er bis in die fernsten Zeiten erahnte, eine lange Reihe fester Bauern auf eigenem Grund, deren erdhafte Kraft und erdhafter Sinn sein bestes Erbe war.

Eratmend hielt er auf der Höhe, wo der Acker zu Ende war und wo der Blick hinaus nach Süden streifte; da lag über dem weithin ziehenden Tale des Rheines und fernem Hügellande die silberne Kette der Alpen in der föhnklaren Luft. Und in die schimmernde Ferne hinaus und tief hinein in sein eigenes Wesen schaute der Dieter mit leuchtenden Augen.

Der Knecht aber holte zu weiterer gemächlicher Arbeit die Pfeife hervor, und während er mit Stahl und Stein Feuer schlug, blickte er nach der eben gepflügten Furche hinab, sah, daß sie tief und schnurgerade war, und brummte anerkennend: „Pflügen kann er, der Dieter, fast wie ein Meisterknecht!“

Dann fiel sein Blick auf diesen, der in seinem halbgeistlichen Gewande mit flatternden, feuchten Locken hochaufgerichtet in Wind und Sonne stand; und wieder brummte er in halber Scheu: „Er sieht doch aus, schier gar, wie ein Heiliger, der Dieter!“

Der aber hieß ihn den Pflug wenden und zog eine zweite Furche die Höhe hinab, tief und schnurgerade; mit mächtiger Kraft verhielt er das Gespann, das beim Hinabschreiten stärker ausgreifen wollte, sah die gleichmäßigen braunen Schollen über die Pflugschar rieseln und setzte Schritt für Schritt mit schwerem, langsamem Auftreten in den fruchtbaren Boden, ein wiedergewonnener Sohn der mütterlichen Erde, die er nie mehr verlassen wollte.

Der Schwur. Von Carl Paul Hiesgen

Im Dielengang ging zwölfmal
Die alte Bauernuhr.
Du riefst, ich sollte kommen,
Mir war's ein heilger Schwur.

Um Mitternacht stieg leise
Mein Herz zu dir herein.
Du lagst im weißen Linnen,
Als wie im Totenschrein.

In deinen Madonnenhänden
Schlief blühend ein Ave Marie.
Ich öffnete weit deine Arme
Und küßte dein schneeweißes Knie.

Und küßte dich, bis du weintest,
Und ging bei deinem Schwur.
Im Dielengang ging zwölfmal
Die alte Bauernuhr.



Berliner Bühnen. Von Dr. Paul Weiglin

Mit fünfzehn photographischen Aufnahmen von Hans Natge, Karl Schenker und Zander & Labisch, Berlin

Die Franzosenkrankheit

Es war in den liebenswürdigen Septembertagen, wo der Theaterkarren gewöhnlich noch ein bißchen ziellos über die staubige Straße zuckelt. Da lud das Theater in der Königgrätzer Straße, das ebenso reizend ist, wie es scheußlich heißt, zu einer Première ein, einer richtigen Première, denn die Verfasser waren Franzosen und hießen tadellos echt: Gaston de Caillavet und Robert de Flers. Man konnte sich die „Fahrt ins Blaue", auf die die beiden Herren ein verliebtes Pärchen schicken, wohl gefallen lassen und brauchte nicht entrüstet zu tun, wenn eine von Frieda Richard mit entzückendem Takt gespielte Großmama die jungen Leute, die sie auf einer regelrechten Hochzeitsreise vermutet, in fürsorglicher Liebe verkuppelt. Aber die Wetterkundigen fürchteten, daß die Pariser Stückeschreiber und die Berliner Theaterdirektoren sich mit dieser einen Fahrt nicht begnügen würden, und in der Tat bekam ein Theater nach dem andern die Franzosenkrankheit. Das Trianontheater unter den Stadtbahnbogen ließ Wedekind Wedekind sein. Der „Kammersänger" mit Kaiser-Titz tat freilich seine Wirkung auch auf ein dem Dichter fernes Publikum, und der noch nirgend öffentlich gegebene „Tod und Teufel" mit Heinrich Schroth als dem ideal gesinnten Mädchenhändler zog gewiß die Leute an, zumal auf dem Zettel sehr deutlich zu lesen stand, in welcher Öffentlichkeit das Drama spielt. Aber „Freund Teddy" von Rivoires und Besnards Gnaden erwies sich als zuverlässiger, ein anständiges und unterhaltsames Stück, dessen Neubelebung sich lohnt, da Arnold Korff mit warmherzig-



Erika Gläßner, Heinz Stiede und Frieda Richard in der ‚Fahrt ins Blaue' von Gaston de Caillavet und Robert de Flers. (Theater in der Königgrätzer Straße)

drolliger Menschlichkeit den verliebten Helden spielt. Das unter der gleichen Leitung der Brüder Rotter stehende Kleine Theater griff ebenfalls auf einen altbewährten Boulevard-Schwank zurück: „Fräulein Josette — meine Frau“ von Gavault und Charney, obgleich Carola Toelle ein wenig zu klösterlich für die tugendhafte Heldin erzogen war. Und selbst das Kleine Schauspielhaus unterbrach den vielgescholtenen und prozeßverfolgten Schnitzlerschen „Reigen“, um die wundervoll rangenhafte Käte Dorsch als Kiki in Picards Schwank, verliebt, berechnend und wehrhaft über die Bühne tollen zu lassen. Ein paar Schritte weiter, im neugegründeten Theater am Zoo begann Gustav Charlé mit einem falschen Franzosen, mit Rudolf Eger, dessen „kleine Lecassot“ kein Modell, sondern eine Marquise ist und gottlob nicht den leichtsinnigen Maler, sondern den treuen Freund und Marquis heiratet. Aber über einen verunglückten Roda Roda fand auch diese Bühne den heilbringenden Weg nach Paris, und wenn man dem „Ewig-Männlichen“ von Romain Coolus auch nicht viel Besseres nachsagen kann, als daß Hansi Arnstädt Toiletten trägt, wie sie einer Kokotte mit 40000 Franken Monatsrente zukommen: der Direktor hat, was er braucht, um sein gewiß gewagtes Unternehmen der Gunst der Masse zu empfehlen. Auch Bühnen, die es eigentlich nicht nötig haben sollten, machen die französische Mode mit. Die „Tribüne“, die den an die Geheimnisse dichterischen Schaffens rührenden „Wettlauf mit dem Schatten“ von Wilhelm von Scholz in einer sehr eindringlichen Vorstellung herausgebracht hatte, verschrieb sich alsbald den knalligen Wirkungen von Alexandre Bissons „Fremder Frau“, die freilich durch Rosa Valettis überragende Kunst aus einem gruseligen Kinoschmarren zu einer fast vollgültigen Tragödie wird. Und wenn ich schließlich noch Tristan Bernards „Hühnerhof“ in den Kammerspielen erwähne, so ist damit die lange Reihe der französischen Gäste bei weitem nicht vollständig namhaft gemacht.

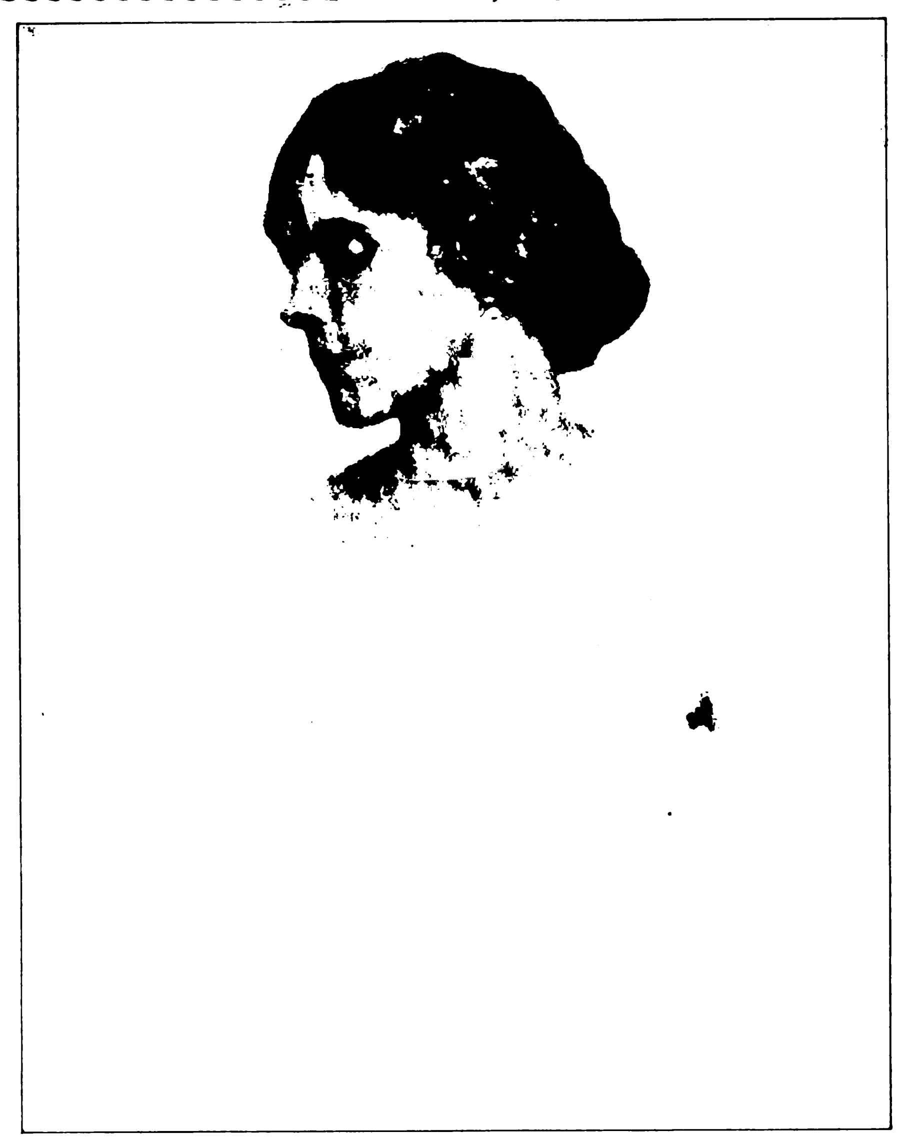
Man kann nicht sagen, daß die Franzosen sich durch die Bank sittenlos aufführten. Ein Stück wie z. B. der „Hühnerhof“ wird auch zarte Seelen durch keine ausgesprochene Unanständigkeit verletzen. Da ist einer, der sich vor den Frauen nicht retten kann und sich nach Ruhe sehnt, und ein anderer — von Hugo Thimigs quecksilberner Blondheit aufs lustigste dargestellt, — der sich in Abenteuer stürzen möchte, aber sich am Ende in einer possenhaften Wendung mit einer ziemlich verkalkten Tante einschließen muß. Warum soll man über solche Dinge nicht lachen, wo das Lachen so rar geworden ist? Das Unangenehme ist nur, daß wenige fühlen, wie fremd uns diese Lustigkeit ist, die sich an einer rein physisch genommenen Erotik entzündet. Es ist für einen Deutschen schwer festzustellen, was deutsch ist in der Kunst. Aber man kann mit Sicherheit behaupten, daß diese Spielart unserm Wesen widerspricht und nur deshalb beklatscht wird, weil wir wie überall so auch im Theater das Fremde für vornehmer oder mindestens für flotter halten. War das schon in Friedenszeiten ein Jammer, so ist es jetzt eine Schande. Man darf die Theaterdirektoren nicht tadeln: sie wollen und müssen verdienen. Die Presse aller Parteien tut ihre Pflicht: sie warnt, aus Gründen des guten Geschmacks und des Nationalstolzes. Schuld allein hat das Publikum, das es nicht über sich gewinnt, derartige Vorstellungen zu meiden.

Käte Dorsch
in der Titelrolle von „Kiki“ von André Picard
(Kleines Schauspielhaus)

Sonderbare Heilige und geschäftstüchtige Macher versuchen freilich uns einzureden, daß auch diese Krankheit ein Segen sei. Sie schwärmen von der Solidarität der Kulturvölker und verschweigen klüglich, daß immer nur wir es sind, die darauf hineinfallen. Und sie schwindeln. Denn wenn wir an das Beste denken, was der gallische Geist unsrer Bühne geschenkt hat, an Molière, so bemerken wir, daß sich niemand um ihn bekümmert. Wir haben in Max Pallenberg einen Humoristen, der für die Charakterrollen des großen Franzosen geschaffen ist. Er muß in einer amerikanisch-deutschen Albernheit („Jonnys Busenfreund“ im Komödienhaus), zusammen mit Hans Waßmann, sein Talent verzetteln, und wenn er Molière spielen will, tut er wohl daran, sich zu den Tschecho-Slowaken zu verfügen.

Der Operettentaumel

Wenn man an die Franzosen denkt, wird man milde gegen die Operette. Sie er-



Margarete Christians im ‚Hühnerhof‘ von Tristan Bernard. (Kammerspiele)

scheint selbst in ihren geringeren Leistungen als das kleinere Übel. Die alte Revue hat James Klein in der Komischen Oper neu belebt. Er erreicht mit dem die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit glossierenden „Herrn der Welt“ zum mindesten den Glanz der Ausstattung im alten Metropoltheater; das, was man unter „Betrieb“ in Berlin versteht, hat den Stoff für Kollos „Königin der Nacht“ mit der reizenden Alice Hechy im Neuen Operettentheater hergegeben. Eine richtige Tanzoperette ist das in der Handlung recht arme „Nixchen“ von Oskar Straus im Wallner-Theater. Antikisch kommt uns diesmal Gilbert in der „Braut des Lucullus“ (Luzulus sagt der humanistisch ungebildete Berliner). Das Theater des Westens hat für den behaglichen Römer den rundlichen Humoristen Jakob Tiedtke. Zu Offenbach hat sich der hochbegabte Eduard Künnecke gefunden, nachdem er mit seinem reizenden „Vetter aus Dingsda“ erneut seinen Melodienreichtum und seinen feinen Geschmack erwiesen hatte. Seine neueste Operette — wiederum am Nollendorfplatz gespielt, gesungen, getanzt — schöpft aus dem alten Amphitryo-Stoff und bringt eine lustige, gelegentlich auch etwas bedenkliche „Ehe im Kreise“ zustande. Die Aufführung ist glänzend. Lori



Fräulein Klinder und Arnold Korff in ‚Mein Freund Teddy‘ von Rivoire und Besnard. (Trianon-Theater)

ungefähr so gestaltet sind, wie sie der Durchschnittsbürger selber erlebt hat. Was freilich gegen den dichterischen Wert des Werkes spricht. Denn diesen Vorzug teilt es mit einem ordentlichen Zeitungsbericht. Ein Oberstleutnant, altpreußisch, tüchtig, ein wenig trocken und ganz phantasielos, hat im Krieg seine Frau und seinen Sohn verloren. Die Frau hat sich an einen pazifistisch salbadernden Hausfreund verloren. Der Junge, der carloshaft für die schöne Stiefmutter schwärmt, ist Kommunist. Der Adjutant des alten Herrn ist nicht minder bankrott. Er findet sich nicht in die neue Zeit und ist entsetzt, als seine in Sudermanns Sinn „frei“ gewordene Braut von Liebe ohne Ehe redet. Es fehlen auch nicht die unentwegt Gläubigen, der jüngere Bruder dieses verzweifelten Offiziers und eine kleine verwaiste Baltin. Es treten angesäuselte Soldatenrätler auf. Maschinengewehre knattern. Und während eine ausströmende Gasflasche den unrettbaren Oberstleutnant erlöst, findet sich die verirrte

Leux gibt die Alkmene. Den lebhaftesten Beifall erringt Claire Waldoff als Europa durch ein zündendes Couplet. Im deutschen Künstlertheater — wer denkt noch an die „Scheidungsreise“? — ist Max Adalbert als heiliger Ambrosius zu sehen, d. h. als tugendhafter Gymnasialprofessor. Er singt sogar, was er eigentlich nicht kann, und wandelt selbst diesen Mangel in einen humoristischen Vorzug.

Die Revolution

„Wo waren wir stehengeblieben?“ fragt Max Adalbert als heiliger Ambrosius. Vielleicht hat sich auch Sudermann so gefragt, als er sich in seiner Reihe vaterländischer Schauspiele vom „deutschen Schicksal“ an den „Notruf“, sein Revolutionsdrama, machte. Er hat seine Lorbeeren als der freilich nicht ganz unbestechliche Kritiker der Zeit gesammelt. Die Zeit schritt fort. Er ging mit oder doch hinterdrein, und so schrieb er mit all seiner Bühnengewandtheit ein Stück aus dem bösen Spartakistenwinter 1918/19. Der Reiz des in der Königgrätzer Straße aufgeführten Dramas liegt darin, daß Menschen und Schicksale



Lili Breda und Hans Waßmann in ‚Jonnys Busenfreund‘ von Walter D. Ellis. (Komödienhaus)

Gattin zum Gatten, was eigentlich eine Roheit ist, denn fünf Minuten vorher war sie zum Sterben bereit. Das ist alles gut gemeint und nicht ohne Wirkung gemacht, aber es steht kein erglühender Mensch dahinter.

Die politische Gesinnung Sudermanns wird den Lesern dieser Hefte näher stehen als die des Münchner Kommunistenführers Ernst Toller. Mag er als Revolutionär gesündigt haben und büßen müssen: die Reinheit seines dichterischen Schaffens hat die ergreifende Vorstellung seiner „Masse Mensch“ in der Volksbühne vor jedermann offenbart. Eine Frau, von Mary Dietrich mit unvergeßlicher Kraft gestaltet, hilft die Masse zum Umsturz treiben, stimmt der Bewaffnung der Menge zu und fühlt sich dann des vergossenen Blutes schuldig. Sie sühnt durch den Tod, nachdem sie sich einer gewaltsamen Befreiung aus der Haft widersetzt hat. Aber dieser Opfertod ist nicht umsonst. Wir fühlen auch ohne die etwas aufdringliche Symbolik zweier armseliger Gefangener, die sich um ein Stück Brot zanken und beim Knall der Salve Frieden schließen: wenn die Menschheit überhaupt noch besserungsfähig ist, so wird sie es durch das uneigennützige Vorbild einzelner. Und ist das nicht merkwürdig, daß ein kommunistischer Agitator sich gegen die Masse wendet und im einzelnen das Heil erblickt? — Die Regie hatte Jürgen Fehling. Es war meisterhaft, wie er die schwierige Aufgabe einer zwischen Wirklichkeit und Traum schwebenden Dichtung löste.



Lori Leux und Ilse Marwenga im ‚Vetter aus Dingsda‘ von Robert Künnecke. (Theater am Nollendorfplatz)

Zum eigentlichen Revolutionstheater von Berlin entwickelt sich immer mehr das Große Schauspielhaus. In diesem weiten Raum, der die Leitung des Spiels wie den Spieler selbst zu greller Deutlichkeit zwingt, ist das Drama des Mitleids, sind Hauptmanns „Weber“ in die Nähe von Hölz und Spießgesellen gerückt. Und Hartmanns Karl Moor, Klöpfers Götz konnten das Schillersche Schauspiel so wenig wie das Goethesche vor dem Schicksal retten, zu Spektakelstücken zu entarten. Gewiß, auf dem Titelblatt der „Räuber“ steht „in tyrannos“, und das letzte Wort des Berlichingen heißt: „Freiheit“, und immer hat uns der Sturmwind kühner Jugend erfrischt, der durch beide Werke gewaltig braust. Er hat sicher auf keiner Bühne so hinreißend getobt wie im Großen Schauspielhause. Aber Schiller und Goethe haben nicht bloß fortissimo vorgeschrieben, und jedes andere Tempo ist nun mal in diesem Hause unmöglich.

Ein Revolutionär, der kurz vor der Entscheidung stockt und sich nach Pflicht und Schuldigkeit subordiniert, ist Fritz von Unruhs Prinz Louis Ferdinand. Das Deutsche Theater brachte die wegen ihrer zersplitternden Einzelheiten nicht sonderlich bühnengerechte Tragödie zu starker Wirkung. Denn so kräftig der Dichter den Konflikt in der Seele seines zum König berufenen und aus preußischem Pflichtgefühl entsagenden Helden anpackt: es fehlt eine letzte Klarheit grade an

der entscheidenden Wendung. (Buch bei Erich Reiß, Berlin.) Die von Gustav Hartung geleitete Vorstellung zeigte das Deutsche Theater mit Hartmann als dem Prinzen, Lina Lossen als Königin, Werner Krauß als Wiesel (dem Kriegsrat und Königsmacher) auf einer Höhe, die seinen besten Überlieferungen entspricht.

Artistentum

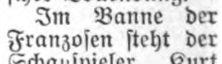
Auch im „Kean“ von Alexander Dumas floß einmal revolutionäres Blut. Unsre Väter und Großväter wenigstens empfanden dies Schauspiel von Genie und Leidenschaft als einen Kampfruf wider die gesellschaftliche Mißachtung, in der der Stand des Bühnenkünstlers noch immer lebte. Nun hat Kasimir Edschmid aus dem alten Theaterstück „ein Stück Theater“ gemacht. Aber der Titel trügt. Es ist ein Stück Zirkus geworden und gehört statt ins Deutsche Theater ins Große Schauspielhaus. Trotz Bassermann, der in der Titelrolle den Hamletschen Monolog erschütternd spricht. Trotz Paul Graetz, der als Souffleur gespenstisch herumhuscht und sein Liedchen vom Hampelmann so rührend singt und summt, als sei es etwas Heiliges. Denn das Wesentliche des Abends ist Boxen und Springen und Pistolenschießen und vor allem, daß Bassermann auf den Händen läuft. Viel Seele hatte Dumas nicht. Aber der Expressionist hat noch viel weniger.



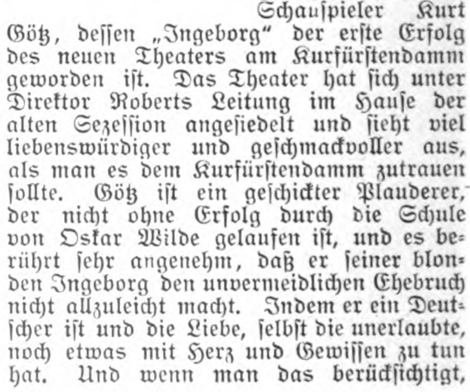
Emmi Sturm in der Titelrolle der ‚Braut des Lucullus‘ von Gilbert. (Theater des Westens)

Auch Sternheims „Manon Lescaut“ lebt aus zweiter Hand (was man so leben nennt). Das Theater in der Königgrätzer Straße hat ihm eine neue Rolle für die Orska zu danken. Aber auch ihre ebenso raffinierte wie engbegrenzte Kunst führte das Schauspiel nicht zum Siege, das Sternheim (nach der Anzeige seines Verlegers) „über der Vorlage des berühmten Liebesromans des Abbé Prévost“ geschaffen hat. Sternheim ist Philistertöter. Und wie philiströs ist es, glauben machen zu wollen, daß die Dirne wesentlich interessanter und wertvoller ist als der Bourgeois!

Als ein beglaubigter Dichter lebt Max Dauthendey in unsrer Erinnerung. Die „Spielereien einer Kaiserin“ freilich, die das Lessing-Theater wieder aufnahm, lassen wenig von dem Reichtum an echten Schätzen ahnen, den der Lyriker namentlich auszustreuen pflegte. Er hat in diesem Schauspiel nicht mehr gegeben als fünf Bilder aus dem Leben der ersten Katharina, der Gattin Peters des Großen. Wir sehen sie filmmäßig als Dragonerweib, als Geliebte Menschikoffs, als Kaiserin, als Herrscherin und endlich auf dem Totenbett. Diese Bilderfolge ist geschmackvoll und unterhaltend gemacht; sie entbehrt jedoch der festen dramatischen Verknüpfung, und sie würde vermutlich nicht wieder aufgefrischt worden sein, wenn das Theater nicht für die Katharina und den Menschikoff zwei hervorragende Darsteller hätte: Tilla Durieux und Albert Steinrück. Hier genießt man einmal bloß Schauspielkunst. Jedes Wort, jede Bewegung, jede Miene ist von klassischer Vollendung.



Im Banne der Franzosen steht der Schauspieler Kurt Götz, dessen „Ingeborg“ der erste Erfolg des neuen Theaters am Kurfürstendamm geworden ist. Das Theater hat sich unter Direktor Roberts Leitung im Hause der alten Sezession angesiedelt und sieht viel liebenswürdiger und geschmackvoller aus, als man es dem Kurfürstendamm zutrauen sollte. Götz ist ein geschickter Plauderer, der nicht ohne Erfolg durch die Schule von Oskar Wilde gelaufen ist, und es berührt sehr angenehm, daß er seiner blonden Ingeborg den unvermeidlichen Ehebruch nicht allzuleicht macht. Indem er ein Deutscher ist und die Liebe, selbst die unerlaubte, noch etwas mit Herz und Gewissen zu tun hat. Und wenn man das berücksichtigt,





Paul Hartmann in ‚Prinz Louis Ferdinand von Preußen' von Fritz v. Unruh. (Deutsches Theater)

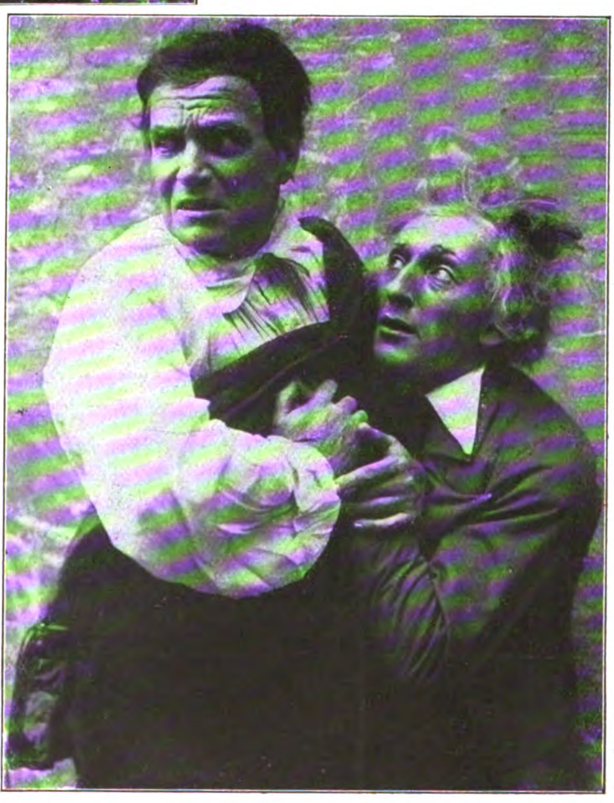
der großen Volksbühne am Bülowplatz, ein Unternehmen durchgesetzt, das unter der Leitung von Paul Henckels und Dr. Hans Lebede eine Reihe vortrefflicher Leistungen aufweisen kann. Es war ein Mißgeschick, des Lyrikers Heynicken „Ehe" aufzuführen. Aber man spielt Eulenbergs „Alles um Geld", Henckels, der den phantastischen Schuldenmacher gibt, und verleiht der im Zwischenreich von Romantik und Realistik schwebenden Tragödie das eindrucksvollste Bühnenleben (Buch bei J. Engelhorn, Stuttgart). Über dasselbe kleine Theater tändelte Bahrs „Konzert", an das die Vergeßlichen längst nicht mehr dachten, wenn sie die geläufige Klage anstimmten, daß wir kein deutsches Lustspiel hätten. Hebbels „Maria Magdalena" wurde nicht ganz bezwungen, aber der Versuch zeigte doch, wie ernst die Bühne ihre Aufgabe nimmt.

Auch das Lustspielhaus in der Friedrichstraße steht in diesem Winter (und in seiner Geschichte zum erstenmal) unter einer Leitung, die möchte man den Verfasser beinah schon aus der Gesellschaft der Macher entfernen.

Das deutsche Herz

Vielleicht klingt die Überschrift dieses Abschnitts manchem pathetisch oder sentimental. Aber wer einen halben Berliner Theaterwinter überstanden hat, wird dankbar für das, was seine Kritik entwaffnet, was ihm ans Herz gegriffen hat. Und er möchte den Fernstehenden, die diese viel und oft mit Recht geschmähte Stadt abscheulich finden, nachdrücklich versichern: wir sind selbst im Theater nicht so gottverlassen, wie ihr glaubt. Freilich muß man das Deutsche suchen wie überall im Vaterland. Aber es ist da, und wer will, kann sich daran erquicken.

Man muß sich nur von Vorurteilen befreien. Schloßpark-Theater in Steglitz, das klingt beinah wie früher der Schwarze Adler in Schöneberg oder Mutter Graebert **in der Hasenheide, und doch hat sich hier, ähnlich wie bei**



Albert Bassermann und Paul Graetz in ‚Kean' von Kasimir Edschmid (Deutsches Theater)

es ernst nimmt mit der deutschen Kunst. Es begann mit den „Schauspielern“, einer Komödie von dem Rheinländer Wilhelm Schmidtbonn. Ein Fünfzigjähriger — Alfred Abel spielt ihn herrisch, knapp, kalt, hundertfach enttäuscht und dennoch lebensgläubig — wird noch einmal von der Sehnsucht nach Liebe geschüttelt. Drei hübsche Schauspielerinnen von einem wandernden Meerschweinchen haben es ihm angetan. Eine von ihnen soll die Seine werden. Die Truppe befindet sich in Not. Die drei, die das Ansinnen zunächst abgewiesen haben, besinnen sich und kommen eine nach der andern zu dem fremden Herrn. Der wundert sich über das dreifache Glück, bis er sich seiner Einsamkeit erneut bewußt wird. Doch eine von den Dreien bleibt und schenkt sich ihm aus Mitleid, was ihren Verlobten und Kollegen, der ihre edle Regung versteht, nicht auf die Dauer verstimmt. Die Vorstellung scheiterte an den drei Damen, die nichts von der romantischen Schwermut hatten und ebensowenig von der romantischen Heiterkeit, die das Wesen dieses Stückes ausmachen und die ihm trotz theatermäßigem Ungeschick seinen Wert verleihen.

Einen stärkeren Erfolg erspielte dasselbe Theater (gleichfalls unter Heinz Saltenburgs Leitung) dem „Peter Brauer“ von Hauptmann (S. Fischer, Berlin). Die Tragikomödie ist 1911 entstanden, und ihre Verwandtschaft mit dem „Kollegen Crampton“ und „Michael Kramer“ liegt auf der Hand. Es ist nicht minder klar, daß sie nicht zu den Meisterwerken des Dichters zählt. Und dennoch! Der verlumpte Maler, der den falstaffmäßigen Helden abgibt, braucht vielleicht nicht einmal von einem so prächtigen Humoristen wie Tiedtke gespielt zu werden, um seine Menschlichkeit zu bewähren. Dieser Mann ist das Stück wert, mag es im übrigen lässig gebaut sein und im letzten



Fräulein v. Ackney, Hans Marr und Alfred Abel in den ‚Schauspielern‘ von Wilhelm Schmidtbonn (Lustspielhaus)



Die Stammtischgäste im II. Akt von Gerhart Hauptmanns ‚Peter Brauer'. (Lustspielhaus)

Akt an Dürftigkeit und an Längen leiden. Und auch sonst gelingt Hauptmann mancherlei, was kein andrer ihm nachmacht. Da gibt es z. B. einen Rittmeister mit etwas schwerer Zunge — unsinnig, talentlos! Aber dieser Mann (Alfred Haase) ist keine Karikatur. In Beschränktheit und Ungeschick ist auch er ein Mensch, ein prächtiger, ein rücksichtsvoller, und es ist ein Irrtum, wenn man die Gestalt als eine unzeitgemäße Verhöhnung des Militarismus ansieht.

Der „Peter Brauer" ist kein Meisterwerk. Das sind dagegen die „Jungfern von Bischofsberg", die endlich in den Kammerspielen zu längst verdienten Ehren kamen. Hauptmann wird vermutlich mit anderen Werken, die gleich den „Jungfern" vor vielen Jahren auf ein unempfängliches Publikum stießen, ähnliche Erfahrungen machen. Dieses Lustspiel galt für dünn, schwächlich, langweilig. Und jetzt stellte sich heraus, daß es deutsch ist, wie die Figuren am Naumburger Dom, von denen es schwärmt und zu denen auch kein Deutscher eine Wallfahrt unternimmt. In diesem Stück atmet ein wunderbares Behagen, eine selige Leichtigkeit, ein gutmütiger Humor. Und die Ausführung war des Kunstwerks würdig. Da war Max Gülstorff als Oberlehrer Dr. Nast, und es war um jede Bewegung schade, die einem entging, weil man doch auch die reizenden vier Ruscheweys sehen wollte und den weinfrohen Onkel und den frischen Dr. Grünwald, den melancholischen Bibliothekar oder den frechen Vaga-

bunden. Man hatte an diesem Abend das seltene Erlebnis einer reinen und köstlichen Heiterkeit.

Nachdem die böse Zeit einer seelenlosen Pedanterie vertrieben ist, machen sich die Menschen vom Bischofsberg nach Bimini auf den Weg, zur Märcheninsel. Und wir ahnen, wie im Märchen letzte Erfüllungen ruhen. Julius Berstl hat ein richtiges Märchenspiel geschrieben: „Der lasterhafte Herr Tschu.“ Es wird im Lessing-Theater gegeben und zeigt einen bösen Mandarinen, der vom Höllenrichter zur Strafe für seine Sünden noch einmal auf die Erde geschickt wird. Er muß in den Leib eines Flickschneiders schlüpfen und wird nun an seiner Frau und an seiner Geliebten um einige schmerzliche Erkenntnisse reicher. Alexander Granach war Herr Tschu, Elisabeth Bergner die Geliebte, beides die schauspielerischen Höhepunkte des Abends, der im übrigen darunter litt, daß der Dichter sich den Humor hatte entgehen lassen, der in dem verschneiderten Richter liegt. Und doch: man war dankbar, daß wieder einmal jemand die Rätselfrage stellt: Was bist du?



Tilla Durieux in den ‚Spielereien einer Kaiserin‘ von Max Dauthendey. (Lessing-Theater)

Schlichter tut das auch Ferdinand Raimund und weiß besseren Bescheid, weil er ursprünglicher empfindet und volkstümlicher gestaltet. Am Bülowplatz hatte man gegen das Ende der vorigen Spielzeit den „Bauer als Millionär“ herausgebracht. Wer das ergreifende Schicksal Wurzels je erlebte: wie die Jugend Abschied nimmt und das Braunerl in einen Schimmel verwandelt, ging mit sorgender Liebe ins Staatstheater, wo die „Gefesselte



Celly Böheim, Roma Bahn, Liselotte Denera und Mervis in den ‚Jungfern vom Bischofsberg‘ von Gerhart Hauptmann. (Kammerspiele)



Fräulein Bergner und Herr Franael im ‚Lasterhaften Herrn Tschu' von Julius Berstl. (Lessing-Theater)

Phantasie" neu einstudiert war. Es schien alles getan zu sein. Der Schauspieler Karl Etlinger, der den Harfenisten Nachtigall spielen würde, hatte das Zauberspiel bearbeitet, und man führte die Musik auf, die Mottl für das Stück aus Schuberts „Zauberharfe" entlehnt hat. Aber hatte sich der gute Raimund nicht übernommen, als er die Phantasie selber auf die Bühne zu bringen wagte? Er hatte doch nun mal was von seinem ursprünglichen Konditorhandwerk. Gewiß! Seine Genien könnten aus Tragant sein. Aber er ist eben doch ein Dichter und hat ein reines Herz, und wir glauben an seine Phantasie, die Neid und Anmaßung in Fesseln schlagen, und lachen über die Dichterlinge im Hofstaat Hermiones, der Fürstin. Uns geht eine Ahnung auf, daß dem melancholischen Komödianten und Vorstadtdichter Vipria und Arrogantia das Leben schwer gemacht haben wie nur je einem Großen und daß in diesem bunten Spiel eine ergreifende Lebensbeichte ruht. Uns behagt der wienerische Apollo, dem Ledebur das Aussehen eines alternden Theaterdirektors und ersten Helden gab, und wir jubeln, wenn der Harfenist Nachtigall seine Späße macht und einen Kranz Knackwürste als nahrhaften Lorbeer empfängt. Ja, dieser Harfenist, der bei Hofe durchfällt und



Elsa Wagner als Vipria und Paula Conrad als Arrogantia in der ‚Gefesselten Phantasie' von Ferdinand Raimund. (Staatstheater)

statt König nur Narr wird: er ist der eigentliche Held des Abends und in Etlingers Darstellung eine echt tragikomische Gestalt. In dieser Welt ist gut sein, denn es ist unsre deutsche Welt, und sie wird bestehen, wenn die Franzosen, die Operettenmacher, die Revoluzzer und die Artisten von heute längst vergessen sind.

Lied der Heimatlosen. Von Else Torge

Kam der große Sturm, der Leben brach, —
Auch mein kleines Haus in Trümmern lag!
Mann und Heim und Kind wie Hauch verflogen, —
Wanderschuh, ach, hab' ich angezogen.
Menschen, Städte wechseln um mich her,
Bin an keinem Ort zu Hause mehr.
Niemals Fluß und Stern so einsam schwinden,
Als ein Weib, das nicht vier Wände binden. —
Was ist Lust und Glück, — was Leid und Tod?
Leben hat sein eigenes Gebot:
Heilig Wunder, wachsend mir aus Schmerzen, —
Jedes Tal ward Wiege nun dem Herzen,
Tausend Ufern zu, von Bergen nieder
Jauchzt die übervolle Seele wieder,
Fremde Tore, Dachgehöck und Mauern
Überschütten mich mit Heimatschauern,
Niegesehne Menschen sind Vertraute —
Machtvoll sich die größre Zuflucht baute!
Für das enge Heim, das mir entschwand,
Bist nun Heimat ganz — o Vaterland!

Sprechen, Vortragen, Reden

Von Dr. Gustav Manz

In meiner badischen Heimat erzählt man sich aus längst verklungenen Zeiten eine hübsche Anekdote. Der alte Großherzog Friedrich, jener gütige Fürst, geliebt und verehrt von hoch und niedrig, jung und alt, kam bei einem seiner vielen Besuche im Lande Baden in irgendein Dorf, wo er mit allen Ehren empfangen wurde. Der Ortsschulze hatte die schwierige Aufgabe übernommen, den Landesherrn zu begrüßen. Aber er kam schon über die vertrackte Anrede „Königliche Hoheit“ nicht mehr hinaus; immer starrer wurde sein Blick, immer röter wurde sein Kopf; schließlich legte er verzweifelt die linke Hand auf die Herzgegend und stotterte die Worte heraus: „Königliche Hoheit, do steckt's.“ Das hat ihm selbstverständlich der alte Großherzog Friedrich gutgeschrieben, und die weitere Rede blieb ungehalten.

Wie oft mögen sich wohl im deutschen Vaterlande ähnliche Dinge zutragen! Wie oft mag es einem verzweifelten Sprecher unmöglich sein, das strudelnde Chaos der durcheinanderirrenden Gedanken zu ordnen und zu formen, rednerisch zu gestalten! Freilich vom rein menschlichen Gesichtspunkt betrachtet, hat dieses Versagen im rechten Augenblick etwas Rührendes: denn der stille Beobachter merkt wohl, daß es nicht die Armut der Empfindungen, sondern eben die Unfähigkeit des Gestaltens ist, die einen solchen Redner dem auf den Sand geschleuderten Fisch vergleichbar macht. Viel übler ist ja der umgekehrte Fall: labbriger Redeschwall ohne geistige Grundlage, ohne Durchleuchtung mit wahrem Empfinden. Diese seelenlose „Routine“ bildet das genaue Gegenteil jener Redeverkümmerung. Sie ist nichts anderes als eine abscheuliche Wucherung, gegen die mit den schärfsten Instrumenten vorgegangen werden müßte. Beides aber, das Zuwenig und das Zuviel, sind Fehlerzustände, Mißbildungen, die sich dem Kundigen darstellen als der nicht erreichte oder leichtfertig mißachtete Ausgleich von Inhalt und Form, zwischen seelischem Gehalt und klanglicher Verkörperung.

Man sagt nichts Neues, wenn man behauptet, daß gerade dem deutschen Wesen von Hause aus die Kunst der Rede in geringerem Maße eigen sei als etwa den beweglicheren Romanen. Aber man wiederholt auch nur Längsterkanntes, wenn man demgegenüber versichert, es sei durchaus möglich, diesem Mangel der Anlage durch Schulung abzuhelfen und vielleicht kümmerliche Keime doch zu einer erfreulichen Lebensfähigkeit zu entwickeln. Im allgemeinen dürfte diese Tätigkeit angenehmere Früchte tragen, als etwa der Versuch, den geborenen Schwätzer auf ein vernünftiges und erträgliches Maß seiner mündlichen Äußerungen zurückzudämmen. Entwickeln und hervorlocken macht ja gewiß immer mehr Freude als Abhacken und Beschneiden. Jedenfalls habe ich in langjähriger Tätigkeit, in den verschiedensten Berufskreisen, im öffentlichen und im häuslichen Unterricht des Vortrags und der Rede diese Beglückungen eines geduldigen, aber schließlich doch befriedigten Gärtners erfahren dürfen . . .

Wer immer sich mit diesen Dingen praktisch beschäftigt — ich tue es nunmehr seit etwa drei Jahrzehnten — der entdeckt alsbald den Grundquell aller Mangelhaftigkeit des mündlichen Ausdrucks, ganz einerlei, ob es sich um die verständnisvolle, gefühlsmäßig betonte Wiedergabe einer Dichtung oder um das Formen frei aufsteigender Gedankenreihen in mündlicher Rede handelt. Das ist das Unbewußtsein dessen, daß die menschliche Stimme ein Organ ist, dem von der Weltschöpfung, man möchte fast sagen, die priesterliche Aufgabe geworden ist, Seelisch-Schwebendes, Unwägbares, Unmeßbares in Klänge zu formen und so allein, da Seele zu Seele immer nur durch körperliche Vermittlung spricht, dem anderen etwas mitzuteilen, einen Teil seiner selbst an den anderen hinzugeben. Wie aber ist die Priesterin Sprache, vor allem in der Materialisierung unseres gesamten Lebenszuschnittes, in der Hast der modernen Geschäfts- und Erwerbsjagd herabgewürdigt worden zum dienenden Aschenbrödel! Die meisten Menschen benützen ihre Stimme ja überhaupt nur als Betriebsstoff für die Fortleitung des Alltäglichen und Gleichgültigen, des Trivialen und Überflüssigen. Man kann es letzten Endes wohl verstehen, daß die sprachliche Sonderlingssucht gewisser Expressionisten aus dem ängstlichen Bestreben erwächst, um Gottes willen nichts gemein zu haben mit dieser Philistersprache eines durch und durch kaufmännisch eingestellten Daseins.

Im Zusammenhang mit der eben angedeuteten Tatsache ist auch die merkwürdige Erscheinung zu begreifen, daß viele unter uns von Wert und Wesen ihrer Stimme keine Ahnung haben, ja daß sie geradezu, wenn man sie einmal im Unterricht künstlerisch anzuwärmen und aufzulockern verstanden hat, vor der Klangleistung und Tragfähigkeit ihrer eigenen Stimme erschrecken. Das beweist nur, daß sie ihnen gar nicht als ein lebendig arbeitendes Organ in das Vorstellungsleben eingedrungen ist: sie wissen zwar, daß der Turner nicht bestehen kann, wenn er nicht dauernd seine Muskeln stählt, daß der Klavierspieler nicht vorwärtskommen kann, wenn er nicht Tag um Tag in be-

wußten Übungen seine Finger über die Tasten jagt, aber das wissen sie nicht, daß das zarte, genial erdachte Instrument der Stimme rettungslos verkümmern, verstauben und verrosten muß, wenn nicht auch ihm ständige Aufmerksamkeit und sorgsame Liebe gewidmet wird. Wir treiben als Kinder eines „hygienischen" Zeitalters Sonderpflegen allerart; Zahnpflege, Fußpflege, Handpflege gehören zu den unweigerlichen Pflichten des sogenannten gebildeten Mitteleuropäers; Sprechpflege aber rechnet man zu den Überflüssigkeiten, wenigstens wenn es sich um die eigene Muttersprache handelt. Ich habe unter meinen Schülern gelegentlich Seminaristen oder angehende Oberlehrer gehabt, die mir einwandfrei die phonetischen Geheimnisse der französischen oder englischen Sprache enthüllen konnten. Dieselben Leute aber ahnten nichts von der Klangsymbolik unserer deutschen Laute. Unserer eigenen Sprache gegenüber zeigten sie eine Verkrustung des Seelenlebens, deren Schorf schließlich nur mit den beizenden Mitteln der Ironie oder der Karikatur zu entfernen war.

Und da komme ich auch noch auf etwas anderes, was der Pflege des lebenden Wortes entgegensteht. Das ist die sogenannte „Verbuchstabung" unseres schreibseligen und druckwütigen Zeitalters. In irgendeinem Lehrbuch der Sprechkunst wird mit Recht darauf hingewiesen, daß viele unter uns auf die Frage: was ist ein „i" oder was ist ein „u"? die Feder zur Hand nehmen würden, um den Buchstaben „i" oder „u" hinzuschreiben. Soweit ist es mit uns gekommen, daß wir in einer völligen Verdrehung der Wirklichkeit das kümmerliche Gerüst unserer Schreibsprache als etwas Wesentliches ansehen, hinter dem die wundervolle Architektur des Klanges schmählich versteckt wird. 25 Buchstaben zählt unser Abc, aber sie bedeuten doch angesichts der Fülle wirklich vorhandener und möglicher Klänge nichts anderes, als etwa die sogenannten „Sigel" der Parlamentskurzschrift im Vergleich zu dem wirklich gesprochenen Wort.

Wer also die Kunst des Sprechens, Vortragens oder Redens weiterzugeben unternimmt, der muß seine Schüler erst über diesen klaffenden Abgrund zwischen Schrift und Klang hinübergelotst haben! Er muß am eigenen lebendigen Beispiel aufgezeigt haben, daß die Schrift das letzte, das Äußerliche, das Behelfsmäßige ist, daß vor der Schrift der Klang steht, daß aber auch er kein erstes ist, sondern nur die Folgeerscheinung seelischer Vorgänge, der Versuch, Unsagbares zu sagen, Unmeßbares zu messen. Freilich wäre es verfehlt und ein Hindernis für die unterrichtliche Förderung, wollte man bei diesem Stufengang von der seelischen Vorstellung, d. h. der inneren Anschauung über den schwingenden Klang bis zur zeichnenden Schrift bereits beim zweiten Schritt in den Pessimismus verfallen, aus dem heraus etwa Fritz Mauthners viel besprochenes sprachkritisches Werk entstanden ist. Mit diesen Unzulänglichkeiten, die sich immer drohend erheben werden, wo Endliches und Unendliches zusammenstößt, muß man sich abfinden: ein Lehrer, der nicht Optimist ist, ist kein Lehrer.

⁂

Wer meinen bisherigen, freilich nur leichthin andeutenden Worten aufmerksam gefolgt ist, mag sich schon von selbst gesagt haben, auf welche Weise den Mängeln der Sprechscheu abzuhelfen wäre. Ich habe in meinem Buch „Das lebende Wort" (5. bis 7. Auflage, Berlin 1921) nicht lehrhaft, sondern in einer Reihenfolge praktischer Vorschläge versucht, einen solchen natürlichen Lehrgang aufzuzeichnen. Unabhängig z. B. von Prof. Geißler (dessen „Rhetorik" ich nur auf das wärmste empfehlen kann!) bin ich gleichfalls aus den Erfahrungen der Praxis zu einem entwicklungsgeschichtlichen Aufbau auf psychologischer Grundlage gekommen. Ich lehre zunächst sprechen; ich verlange Deutlichkeit und Schönheit der Aussprache als zwei gleichgerichtete Wege zur inneren Wahrheit; ich fordere die gründlichste Vorbereitung, vor allem in der Atemführung, diesem Betriebsquell des Sprechvorgangs, im genauesten Einüben der einzelnen Laute und Lautverbindungen. Ist diese Rodearbeit getan, dann lehre ich lesen, d. h. vorlesen, nicht für sich lesen, sondern für andere lesen. Allmählich suche ich die Loslösung vom sklavischen Anklammern an die Druckzeile, mit anderen Worten, ich leite die Kunst des Vorlesens allmählich hinüber in die Kunst des Vortragens, ich verlange immer stärkere Ausbildung des Raumbegriffes im Buche, immer weiter schreitendes Erfassen größerer Wort- und Satzgruppen. Alle diese Dinge sind immer noch Vorarbeit für das ideale Ziel des freien Vortrags, der für die überwiegende Masse der lernbegierigen Schüler das Erstrebenswerte bildet. Hier gabelt sich der Unterricht. Es handelt sich darum festzustellen, ob der Lernende sich im künstlerischen Vortrag von Prosa- und Versdichtung ausbilden oder auf das freie stürmische Meer der öffentlichen Rede hinaussteuern will.

Ich halte eine Schulung gerade auf letzterem Gebiet in einer völlig politisierten Volksgemeinschaft für unerläßlich und habe, wo immer ich es konnte, auf das entschiedenste betont, daß wir in Deutschland im allgemeinen, etwa im Gegensatz zu England, schwere Unterlassungssünden begangen haben. Freilich, unsere sozialistische Partei hat schon vor Jahrzehnten, unter dem Druck der äußeren Verhältnisse, Rednerschulen und Diskutierklubs nach englischem Vorbild eingerichtet. Sie hat ihren Parlamentariern, Gewerkschaftsführern und Vereinssekretären dadurch ein Rüstzeug mitgegeben, das sie gegenüber den Vertretern der bürgerlichen Parteien ohne weiteres in Vorteil setzen mußte. Und wenn dem gegenüber vielfach mit Recht behauptet wird, es handle sich da

häufig um Schlagwortdressur und rednerische Schablone, so ist es eben die Aufgabe aller derer, die sich heute endlich um diese Dinge bekümmern, solche Fehler und Auswüchse zu vermeiden!

Gerade deshalb, weil ich vom Redner Deckung von Form und Inhalt verlange, ehrliche Ausdruckskunst, habe ich auch den künftigen Redebeflissenen stets vor die freie Darbietung eigener Gedankenreihen eine Zwischenstufe gesetzt: den verständnisvollen Vortrag von Versen und Prosa, d. h. die Einübung am gegebenen Stoff. Nicht allein, daß auf diese Weise stimmliche Ausdauer und all die Geheimnisse des zusammenhängenden Vortrags (Verteilung von Licht und Schatten, die Gesetze der Steigerung, des Wechsels in Zeitmaß, Tonfärbung und Tonstärke) erschlossen werden, — die Sprache unserer großen Meister in gebundener und ungebundener Rede liefert den vorbildlichen Stoff für die kraftvolle Anschaulichkeit, den Reichtum des Wortschatzes, das Wesen und den Wert der Metapher, die architektonische Gliederung des Satzes, die Aneinanderfügung der Satzreihen, den zielbewußten Aufbau einer Rede. Sorgsamste Auswahl des Beispielstoffes hat darauf zu achten, daß man nicht abstrakte Abhandlungen vorlesen, sondern lebendig Erschautes in immer freierer Lesekunst wiedergeben läßt. Schon hier wird angesichts alles dessen, was in plastischer Rundung und in berückender Farbenfülle vor dem inneren Auge ersteht, auf den berühmten, alles erschöpfenden Ausspruch Friedrich Theodor Vischers hinzudeuten sein: „Eine Rede ist keine Schreibe!"

Hat man die Schüler erst soweit gefördert, so muß der kühne Sprung aus der Theorie in die Praxis so rasch als möglich geschehen, denn wenn das Reden über die Dinge meistens vom Übel ist, so ist es dies ganz gewiß in Sachen der Redekunst selbst! Das lebendige Beispiel des Lehrers muß jeden Augenblick vorhanden sein, aber es wäre verfehlt, wenn er den Vorsprung seines Könnens und Wissens, seiner Gewandtheit und Geistesgegenwart die noch Aufstrebenden zu sehr spüren lassen wollte. Mut machen, Selbstvertrauen wecken sind wichtige Aufgaben für den, der dem anderen die Zunge lösen will. Letzten Endes kommt es ja immer darauf an, ihm die Kunst der Rede als eine Willenshandlung hinzustellen, durch die man auf einen anderen einwirken, durch die man ihn nicht etwa überreden oder überrumpeln, sondern glaubhaft überzeugen will. Mit Recht haben aber alle Praktiker unserer Tage den schweren Ballast der antiken Rhetorikregeln so ziemlich über Bord geworfen. Es ist selbstverständlich, daß uns Aristoteles, Quintilian, Cicero u. a. noch manchen guten Wink im einzelnen geben können, im übrigen aber entfernt sich die deutsche Rede himmelweit von dem, was die antike Rhetorik von ihren Jüngern verlangte. Es handelt sich ja bei uns, soweit wir nicht gewissenlose Demagogen sind, nicht um die Leidenschaftserregung um jeden Preis, nicht um eine schauspielernde Darstellung wirklicher oder geheuchelter Gefühle, nicht um einen Kampf mit allen Mitteln der Täuschung und Hinterlist, sondern um die ehrliche Aussprache eigener Überzeugung. Das beständige Hindeuten auf das Grundgesetz deutscher Redekunst, nämlich sachliche Klarheit und Kürze, ist dringlichste Notwendigkeit. Der Lernende muß schließlich zu der Überzeugung kommen, an die er vielleicht beim Beginn seiner Studien bei Leibe nicht gedacht hat, daß nur aus der Kraft und Stärke der Persönlichkeit, aus der Lauterkeit des Wesens die Kunst der wirksamen Rede erwächst. Wir wissen, daß in der Geschichte der neueren Redekunst Männer in erster Reihe stehen, die, wie Bismark, große Redner, aber rein handwerklich betrachtet schlechte Sprecher gewesen, daß andere, wie z. B. Naumann, ihre unleugbar starken Wirkungen trotz eines schnarrenden Organs erreicht haben. Es soll damit gewiß nicht gesagt sein, daß man im Hinblick auf solche Beispiele das Technisch-Handwerkliche vernachlässigen dürfe, aber immerhin mag daraus ersehen werden, daß die Eigenschaften des Charakters, der gesamte geistige Zustand und die vorherrschende Temperamentsrichtung von entscheidender Bedeutung sind.

Immer wieder komme ich in meinen praktischen Übungen auf das Paradoxon zurück, daß die Kunst zu reden nichts anderes ist, als die Kunst zu schweigen, d. h. alles Unwesentliche zu unterdrücken, immer bei der Sache zu bleiben, den Schmuck nicht überwuchern zu lassen. Die Bewährung dieses Grundsatzes kann man natürlich nur erreichen, wenn man in den Redeübungen (wie ich sie z. B. an der Berliner Verwaltungsakademie eingeführt habe und in entsprechender Form künftighin auch an der Technischen Hochschule in Charlottenburg vornehmen werde) den Versuchssprecher nur über Dinge reden läßt, von denen er wirklich etwas versteht. Es muß ihm klargemacht werden, daß die höchste Stufe rednerischer Fähigkeit erst dann erreicht ist, wenn man sich dazu zwingt, in zehn bis zwanzig Minuten über ein Thema zu reden, dessen sachliche Beherrschung einem an sich gestatten würde, mehrere Stunden zu sprechen. Der Redner, der alles sagt, was er weiß, ist gewiß kein vollendeter Vertreter seiner Kunst.

Eine der wichtigsten Aufgaben ist in diesem Zusammenhang die allmähliche Ausbildung in der Kunst der freien Aussprache, dessen, was wir im Vereins- und Parlamentsleben mit den herkömmlichen Fremdwörtern „Debatte" und „Diskussion" zu bezeichnen pflegen. Kann man sich mit seinen Lernbeflissenen erst in dieses freie rednerische Schlachtgetümmel begeben, so ist meistens das Stadium allgemeiner Mitarbeit glücklich erreicht. Selbstverständlich ist es bei der Auswahl der Stoffe, die da im sogenannten

„Referat" und „Korreferat" mit anschließender Aussprache behandelt werden, von entscheidender Wichtigkeit, daß „die geistige Weitspannung des Themas einen möglichst großen Teil der zum Lernen vereinigten Arbeitsgemeinschaft rein sachlich oder gefühlsmäßig fesselt. Denn immer wieder kommt es darauf an, nachzuweisen, daß beim Reden der eine laut spricht, die anderen leise mitsprechen, daß aus diesem Hin und Her einzig und allein die gemeinsame geistige Luft gewonnen wird, innerhalb deren Redewirkungen des einzelnen zündende, entzündende, d. h. Beifall oder Widerspruch weckende Kraft ausüben." In diesen Sätzen suchte ich in dem der öffentlichen Rede gewidmeten Kapitel meines oben erwähnten Buches das Wesentliche zusammenzufassen. Man möge mir gestatten, auch noch einige weitere Sätze aus jenem Zusammenhang anzuführen. Ich warne dort zunächst vor der unseligen deutschen Neigung des ewigen Kritisierens, die ein Haupthindernis für die Entwicklung zur rednerischen Wirksamkeit bildet. Denn diese erfordert Entschlußkraft, Wagemut und Ehrlichkeit, sie setzt Wärme, Feuer und Beweglichkeit voraus, alles Dinge, die der nicht zu besitzen pflegt, der sich lediglich auf unsachliche oder höhnische Zwischenrufe beschränkt. Gemeinsame Arbeit an einer gemeinsam aufzuklärenden Sache muß stets das Leitmotiv für jedes einzelne zur Besprechung gestellte Thema sein. Und, daß es gelingt, auf diese Weise die ursprünglich nur entgegennehmenden Schüler in darbietende Mitarbeiter zu verwandeln, habe ich oft genug erlebt. „Wir erkannten manches Mal in gemeinsamer Freude, daß Redekraft wächst mit der Vertiefung des Menschlichen in uns, daß Wort und Klang nichts anderes sind oder sein sollen, als der Versuch, Geistiges in eine leibliche Form zu bannen. Und es ist dann zunächst gleichgültig, ob man über die Unsterblichkeit der Seele oder die Erhöhung der Eisenbahnpreise sich allmählich Herzen und Sinne erregt und die Köpfe erhitzt. Denn es gibt nichts im weiten Umkreis menschlicher Dinge, was nicht den Anspruch hätte, um seiner selbst willen ehrlich beurteilt und ehrlich verteidigt zu werden. Die Wirkungen der Redekunst sind nicht an das ‚Was', sondern an das ‚Wie' des Vortrags geknüpft. Es kommt immer nur darauf an, ob es den Beteiligten gelingt, innerhalb der gegebenen Grenzen die besonnene Auswiegung vorzunehmen, Kleines nicht aufzubauschen, Großes nicht herabzuwürdigen, Form und Inhalt, Ton und Vortrag zu einer Stileinheit zu verschmelzen, die in geschlossener Wucht kraftvoll auf ihr Ziel, die seelische Eroberung des anderen, zusteuert."

Trefflicher hat sich über diese Dinge im urdeutschen Sinn, d. h. in einem wesenhaften Gegensatz zu romanischer Schönrednerei oder zu jener sophistischen Hinterlist des Engländers Hamilton (in seinem berüchtigten Büchlein über parlamentarische Logik, Taktik und Rhetorik) niemand ausgesprochen, als der selber so redekarge aber schreibgewaltige Gottfried Keller in seinem „Fähnlein der sieben Aufrechten". Man lese doch wieder einmal nach, was dort der alte Frymann und der alte Hediger zur Sache zu sagen wissen! Freilich ist es einer der genialen Züge Kellerschen Humors, daß diese beiden wackeren Schweizer, die einem anderen so gute Ratschläge zu geben wissen, vorher selbst nicht in der Lage waren, die von ihnen erwartete Rede zu halten, — ein hübsches Beispiel dafür, daß Kritisieren leichter ist als Bessermachen.

Dem gegenüber sei es der Zweck dieser Zeilen, dahin zu wirken, daß wir uns die Zunge lösen zu schöpferischer Mitwirkung an den Aufgaben unseres privaten und öffentlichen Lebens; ferne aber sei uns jene zersetzende Nörgelei, die sich wie ein Meltau auf Blüten legt, oder gar jener uferlose Redeschwall, der unter seinen trüben Fluten alles keimende Leben ertränkt!

Frauen im Pelz. Von Alfons Paquet

Die Winterluft ist voll vom zarten Glimmer
Des trockenen Schneestaubs, den der Wind
Im weiten Schwall von den beschneiten Dächern fegt.
Die Frauen gehn, in Pelze eingehüllt,
An ihren Hüten schillern Taubenflügel,
An ihren Füßen pelzbesetzte Stiefel.
Wie gleichen diese Frauen doch den zarten Tauben,
Die zierlich gehn, doch niemals sich zum Flug erheben.
Wie sind die Wangen frisch und ohne Falsch,
Wie ist ihr Gang voll heiterer Wärme,
Wie glitzert um sie her die kalte Winterluft!

Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

E. G. Kolbenheyer: Das Gestirn des Paracelsus (München, 1922) — Franz Werfel: Spielhof (München, 1921) — Elsa von Bonin: Versuchungen des Herzens (Jena, 1921) — Elisabeth Schucht: Die von uns geboren (Halle a. d. S., 1921) — Alfred Kleinberg: Ludwig Anzengruber (Stuttgart, 1921)

Lange haben wir auf Sie gewartet, Dr. Erwin Guido Kolbenheyer. Seit Jahren schaute der Bücherwart dieser Hefte von einem stattlichen Hügel, der sich aus Papier und Pappdeckeln angehäuft und auf den er sich gerettet hatte, nach Ihnen aus; aber vergebens beschattete ich meine Augen vor dem grellen Alltagslicht und suchte die Horizontlinien und die Wege, die von dort herlaufen, nach Ihrer hohen Gestalt ab, die mir seit Ihrem Erstling, dem Spinoza-Roman ‚Amor dei‘, schon vertraut war. In langen Linien zog es heran, das Literaturgewimmel, wie Ameisenreihen, die größer und größer wurden, je näher sie kamen, und endlich Menschengesichter erkennen ließen und je ein Buch, das sie zu meinem Hügel legten, wie jenes Bäuerlein seinen Scheit zum Scheiterhaufen. Denn wie Noah aus Furcht vor dem Wasser Seefahrer und Schiffskapitän wurde, so habe ich mich aus Entsetzen vor der andringenden Sintflut der Zeitliteratur auf den hohen Bücherhaufen gerettet, den mir Brief- und Paketträger ins Haus schleppen, und ein Spötter könnte sagen, ich stände in Wahrheit über dem Schrifttum der Gegenwart ... Nun endlich naht dem Ausschauenden eine Gestalt, auf die ihrer Größe nach der Name Kolbenheyer ausgezeichnet paßt, in blutrotem Gewande, das aber keine zeitpolitische Bedeutung hat und nicht aus der Werkstatt eines Kleidermachers, sondern eines Buchbinders stammt. Mächtig wie die Gestalt, ist auch der Band, den ich mit beiden Händen in Empfang nehme und sogleich zu eingehender Zwiesprache abseits führe, er trägt die Aufschrift: Das Gestirn des Paracelsus. Wir erlebten schon die Kindheit dieses Philippus Aureolus P. Theophrastus Bombastus von Hohenheim, von eben dem Meister erzählt, der jetzt die Fortsetzung bietet. Wir sahen, wie Theophrast zu Maria-Einsiedeln im Kanton Schwyz von seinem Vater, dem Arzt und Chemiker, ersten Unterricht erhielt und wie die Keime seiner Entwicklung in ihn gelegt wurden, ihr Wachsen und Werden wurde uns in jener klaren, hellen und stählernen Sprache geschildert, die auch dies schwere Buch — schwer nach Umfang und Gehalt — auszeichnet.

Mit einem mächtigen Auftakt, wie von Posaunen geblasen, beginnt das Epos. Über die unumstößliche, aber ach so kleine Wahrheit, daß die Menschen ein Gleichnis brauchen, zu dem sie in ihrer Einsamkeit flüchten können, wenn die bange Stunde sie befällt, breitet „der Sturmgewaltige“ flügelgleich seinen Mantel, sieghaft, wie die ewige Sehnsucht, die keine Gleichnisse kennt. Aus so brausendem Sturm mächtiger Empfindungen und Gedanken versetzt uns der Dichter sogleich in das stille Dämmerlicht eines Klosters. Der Bischof liegt im Sterben. Die Mönche liebten ihn nicht, denn er war hart und streng gegen sie, wie gegen sich und führte ein verstummtes Leben: heimlich beschäftigte er sich mit Experimenten der Chemie und Alchimie. Nun war er von den Giftdämpfen seiner Geheimnisse überwältigt worden und in seiner Sterbestunde ruft er nach Theophrast, dem von allen verspotteten Klosterschüler. Der Bischof hatte in ihm eine verwandte Seele gefunden, einen Willen, hinter die Form zu kommen, mit der ein guter Gott die Sinne sättigt — er sollte der Erbe seiner Studien sein. Bevor noch das Sterbeglöcklein läutete und des Kirchenfürsten Nachlaß von unwürdigen Händen durchstöbert würde, sollte Theophrastus Bombastus von Hohenheim heimlich mit den Schriften des Bischofs aus dem Kloster entweichen, dies geistige Vermächtnis von der dreigestuften Welt und ihren Geheimnissen (hier klingt Swedenborgs Stimme hinein) zu retten. Und Theophrast entflieht leichten Herzens der Lateinschule und seinen Quälern mit dem geborgenen Manuskript. Er eilt zum Vater, der ihn sogleich in Obhut und Dienst nimmt, denn auch er sucht die Wahrheit in glühenden Öfen und dampfenden Elixieren. Aber Theophast ist die Heimat zu eng. Auf sich selber fühlt er sich zurückgewiesen, und stark genug, sein Schicksal zu schmieden, seine Träume zu erfüllen. Und er zieht in die Welt hinaus, seiner Bestimmung entgegen. Unmöglich, daß wir ihm auf diesen vielen Wegen folgen könnten. Braucht doch sein Dichter fast ein halbes Tausend stattlicher Buchseiten dazu, seine Abenteuer und seine Entwicklung zu beschreiben, ihn in lustige Weinschenken und auf die furchtbare Öde der Pestinsel zu führen, an Krankenbetten, wo er seine neuen und eigenen Methoden, seine erfundenen Arzneien erfolgreich anwendet, so daß er zum „Doktor beider Arzeneien promovieret“ wird. Wir begleiten ihn als Feldscher im Kriege, als gesuchten Arzt

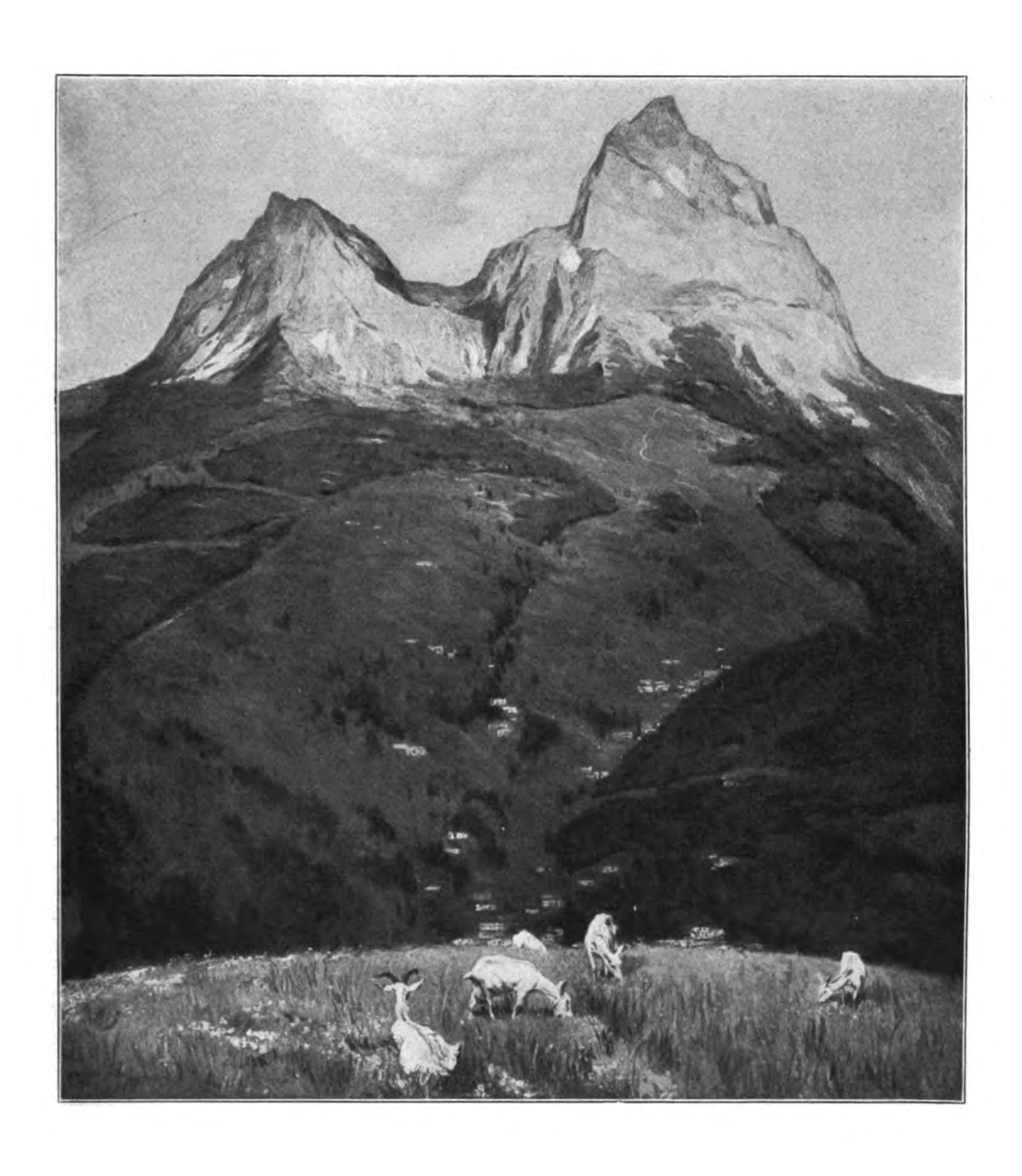
im Frieden, wir sehen, wie er die Heilkraft der Natur zu erkennen und zu benutzen weiß und in seinem immer praktischen, immer rastlosen Streben zum Begründer der pharmazeutischen und dadurch der medizinischen Chemie wird. Ein Zurückführen des Medizinwesens auf Einfachheit, auf die Natur ist sein Ziel, und indem er so die alten, hochgelahrten Köpfe und Zöpfe der Zunft zum Wackeln bringt, beschwört er zugleich Neid, Verleumdung, Streit und Verfolgung gegen sich herauf. Wohin ihn seine vielen Fahrten auch führen: in Montpellier, Paris, Danzig, Wilna, Wien, Tübingen, Freiburg — überall sieht er dieselben hochmütigen, höhnischen Gesichter unter den Baretten und überall neiderfüllte, haßkalte Blicke. Aber er ist in sich gefestigt und frohen Mutes. Er sieht zu seinen Füßen hingekrümmt die vier Elementstiere der Alten. Er aber türmt den Altar der neuen Kunst, seiner eigenen deutschen Kunst auf vier Steinsäulen aus dem Feuergrunde. Und die Säulen tragen ihre Namen: „Philosophei, Astronomei, Alchymei und die Tugend des kunstlauteren Gemüts." Heimatlos und angefeindet von allen Seiten, ohne Herd und Bett zieht er entsagend und doch froh des eigenen Rätsels dahin wie in einer Nacht, die von Flammenzeichen durchglüht ist.

Die Erzählung schließt mit dem Abschied des Paracelsus von Basel, das er wegen heftiger Streitigkeiten mit den dortigen Ärzten verlassen muß. Wir werden also, da er damals erst 35 Jahre alt war, noch einen dritten Band des großangelegten Epos zu erwarten haben und uns dazu das Schlußwort aufsparen. Auch in diesem Bande hat Kolbenheyer nachgewiesen, daß er einer der größten Epiker unserer Zeit ist. Voll Poesie und Wissen, voll feurigen Schwunges und tiefen Ernstes, dabei mit einer Kunst lebendiger Schilderung begabt, die nicht vielen eigen ist, fesselt er uns selbst mit diesem entlegenen Stoff, als erlebten wir ein spannendes Drama. Oft ist er ein wenig verschleiert und dunkel, und hie und da einmal gesucht im Ausdruck, aber immer ein Epiker von hohem Wuchs, mächtig einer Sprache, die wie Orgelbrausen klingt.

⌘ ⌘ ⌘

Für jeden, der die Wirren und Gärungen unserer neuen Zeitdichtung mit Ernst und Aufmerksamkeit (das heißt in diesem Fall mit Sorge) beobachtet, wird Franz Werfels erzählende Phantasie Spielhof eine freudige Überraschung sein. Nicht als ob auch hier ein großes Kunstwerk vor uns läge — dazu ist es an sich zu schmächtig und im Ausklang zu verloren —, aber es bedeutet eine Umkehr, eine merkenswerte Abkehr von dem Ismenblendwerk der Programm- und Cliquendichter mit ihren aufdringlichen Mätzchen, eine Einkehr zu der Quellen des Eigenen, die jedem Dichter schließlich das Beste geben müssen, und eine Hinkehr zu dem schlichten Stil, zu den uraltewigen Gesetzen der Lebensgestaltung, die schon unter der Sonne Homers gereift sind. Werfel galt als ein Vertreter des „abstrakten Expressionismus", reiner Gedankendichtung, die bei ihm mitunter in Hymnik oder in Predigt umschlug, unrettbar schien er den gesuchten Ausdrucksformen der Moderne verhaftet. In seinem Spielhof reißt er sich los von den farbigen Stricken und glitzernden Netzen der Klüngelliteratur und geht seinen eigenen Weg — aufwärts ... das ist das erfreuliche: aufwärts, gleich Kolbenheyers Paracelsus, wie ein Mann, der sich selber sucht, in der Einsamkeit des Friedens gewiß ist. Und merkwürdig: ein Suchen nach seinem besten Selbst ist auch die eigentliche Begebenheit dieser Erzählung. Lukas, zu einem öden Bürodasein im Aktenstaub vom Leben verurteilt, träumt in der Nacht seines dreißigsten Geburtstages einen seltsamen Traum, dessen er sich aber am Morgen nicht mehr entsinnen kann. Er hat nur ein dumpfes Gefühl, als wäre er für eine Stunde in einer unbekannten Welt gewesen und hätte dort das geliebteste Wesen, ein Weib, einen Freund, ein Kind begraben müssen. Und eine mächtige Sehnsucht steht in ihm auf, heißt ihn Beruf und Umwelt abschütteln. Mit Wanderstab und Rucksack macht er sich auf den Weg — seinen Traum zu suchen.

Zu gar wunderlichen Erlebnissen führt ihn sein Weg. Er gelangt an eine Fähre, von einem gespenstisch-riesenhaften, uralten Fährmann betreut, der in seiner Wohnung vor dem Bilde von Gott-Vater und Sohn die erschreckende Frage tut: „Immer Vater und Sohn! Wer weiß aber etwas vom Großvater?" In einem weißen, sauberen Bett, das seltsamerweise für den Ankömmling wie wartend aufgeschlagen steht, heißt der Alte ihn Schlaf suchen und seinen verlorenen Traum finden. Aber im Traum sieht Lukas nur seinen toten Vater, den er alt und mürrisch gekannt, als fröhlichen, werktätigen Mann und einen Jüngling, der ihm ähnlich, aber doch nicht er selbst ist, sondern schöner, besser, — die Vollendung von Vater und Sohn. Er sieht die ewig schreitenden Geschlechter — und erwacht. Er wandert weiter, seinen rechten Traum zu suchen. In einem Bauernhaus findet er bei einer sauberen Bergmannsfrau wiederum „auf höheren Befehl" ein Bett bereitet, und wiederum träumt er einen Traum, süß und schrecklich zugleich, aber noch immer ist es der rechte nicht. Und er findet den dritten Traum, das ist der Spielhof, der Hof seiner Kindheit und Unschuld, der Hof der Kindheit mit Musikautomaten und Puppentheater und anderem Spielzeug. Das wunderschöne, weiße Kind in diesem Spielhof aber ist er selbst, nicht wie er war, sondern wie er hätte sein können, sein sollen: „Es lag auf diesen Kinderzügen die Weisheit jener Geschöpfe, die sich niemals durch ihre Geburt von sich selbst entfernt haben, oder im Augenblick des Todes eins mit sich werden."



Die Mythen
(am Vierwaldstätter See)

Gemälde von
Prof. Kurt Kempin

Und der Kleine zeigt ihm seine alte Großmutter, die aber das Aussehen einer Puppe behält. Unklar, verschwommen ist diese Vision, aber er erkennt sie als den wiedergefundenen Traum: eine Stunde ist er in einer unbekannten Welt gewesen und hat dort seine liebsten Menschen begraben müssen. Nun steht er wieder vor der engen Stadt, die er vor drei Tagen verlassen hat und zu der er wieder hinunter muß.

Man sieht: wir haben hier keinen großen Stoff, keine besonderen und bedeutenden Begebenheiten vor uns, manches mutet sogar unklar an, ist mit Symbolen und Allegorien überhäuft, mit Recht darum „Eine Phantasie" genannt. Aber es kommt nicht auf das Was in diesem Buch an, sondern auf das Wie, nicht auf das Ziel, sondern auf den Weg. Franz Werfel wirft hier alle Stelzen und Krücken einer mechanisch hergestellten Kunstform von sich, er zieht das kennzeichnende (aber auch abgetragene) Zunftgewand des Expressionisten aus, er folgt ganz einfach seiner dichterischen Eingebung, seinem künstlerischen Traum und siehe da: auf einmal ist er ein anderer, ein Größerer, ein Eigener. Nicht mehr allein Gedanken- und Begriffsdichter, sondern ein Schauender, der zum erstenmal auch ein vertrautes Verhältnis zur **Natur** findet, deren Darstellung hier überrascht, uns einen ganz neuen Werfel zeigt. Als einer der ersten unter der Schar der uniformen „Ausdruckskünstler" hat er diese einzwängende Gleichtracht der vorgeschriebenen und vergänglichen Kunstmode von sich geworfen und schreitet frei seinen Weg. Aber nicht nur äußerlich bricht Werfel mit den Satzungen der „solidarischen" Neutöner. In seinem Traume vom Vater löst er sich auch von dem unumstößlichen Dogma der Jüngsten, daß alle Väter ausgemachte Schurken seien, (wobei das Spaßhafte ist, daß sie zu einem Teil wohl selber einst in so liebliche Gemeinschaft aufrücken werden), eine Meinung, die er selber noch in seinem letzten Roman: „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" wenn auch mit anerkennenswerter Würde vertreten hatte. Werfels Spielhof ist durchhaucht von reiner, ungesuchter Romantik, empfangen vom Geist der Musik, die er hier einmal sehr schön „unser Einverständnis mit Gott" nennt.

⌘ ⌘ ⌘

Die Schriftstellerin **Elsa von Bonin** — nicht zu verwechseln mit Frau Anna von Bonin, die unter dem Decknamen Hans Werder ihre Unterhaltungsromane zu schreiben begann — hatte schon vor Jahren einen Roman veröffentlicht, der zufällig nicht in meine Hände gelangt ist. Sollte sie, wie bei einer Dame, die man nicht kennt, schon aus Höflichkeit anzunehmen ist, noch jung sein, so könnte die Lebensmüdigkeit, Weltgleichgültigkeit, die sich in den **Versuchen eines Herzens** etwas blasiert und ein wenig weitschweifig äußert, traurig stimmen. Gerade darum traurig stimmen, weil in diesem Roman eine fein organisierte Netzflügler-Seele (wenn dieses Bild erlaubt ist) und zugleich ein wacher Verstand offenbar werden, denen man ein eheliches Verhältnis zueinander wünschen möchte, das frischere und frohere Geisteskinder zur Welt brächte. Eine große Trauerweide scheint ihre Schatten über das Leben dieses jungen, vornehmen Herrn zu spannen, der den Roman in Ichform und zugleich in Briefform an eine tote Geliebte schreibt. Er hat sie so sehr geliebt, daß er keine Freude mehr am Leben findet und beharrlich das eintönige Instrument Trübsal bläst. Er will in diesem großen Romanbrief den Nachweis führen, daß er sich redlich bemüht habe, seine Schwermut zu bekämpfen und dem Leben gerecht zu werden. Er läßt sich willig in die Bahn fremder Gefühle treiben, er reibt sich die Augen, sieht die Liebe, den Kummer, die Freude der anderen, und zieht ihnen nach. Er liebt, soweit das einem gebundenen Herzen möglich ist, er heiratet eine vortreffliche, standesgemäße Frau, die hübsch, klug und verständig ist, sie schenkt ihm zwei gesunde Knaben, ihn selbst locken Ehre und ersprießliche Tätigkeit. Als reicher Magnat, als Reichstagsabgeordneter und mit anderen Ämtern Gesegneter, kann er ein Leben im großen Stil führen. Und er tut es. Er hofft redlich, daß alles gut ausgehen könnte bei starkem Willen. Vergebens. Er häuft durch sein Suchen nach Heilung der Herzenswunde nur Schuld und neuen Kummer auf sich. Schon seine Heirat ist ein Unrecht, weil er ein edles Menschenwesen um sein Glück betrügt, schlimmer noch, daß er später im verzweifelten Anklammern an das Leben sie auch noch buchstäblich betrügt. Er erkennt schließlich, daß sein Rechtsstreit mit dem Leben verloren ist, daß nur die gute, starke Rasse in ihm es noch ertragen hat, während er selbst für sich allein jämmerlich zusammenbricht. Und es kommt die Stunde, wo er nicht mehr weiter kann, freiwillig scheidet er aus dem Leben.

Der Roman hat den Schimmer eines feinen Gespinstes, seelisch wie gedanklich, der Stil ist knapp und klar, die Schilderung der Begebenheiten zeugt von epischem Können — meisterhaft zum Beispiel die Hüttennacht mit Sinaida —, mitunter klingt ein feiner, inniger Ton tief ins Herz hinein, so gleich zu Anfang die Schilderung der Mutter oder später der Liebe zu Adriana. Und doch befriedigt der Roman nur an einzelnen Stellen. Dieser melancholische Byronsproß wühlt zu viel in belanglosem Familienkram, es gibt langweilige Stellen, bei denen man ungeduldig auf seinem Stuhl rückt; überflüssige Scheinphilosophie drängt sich auf, der herrische Egoismus eines von hochmütigem Dünkel Besessenen wird oft so dick aufgetragen, daß er nicht nur abstößt, sondern zur Quelle stiller Heiterkeit beim Leser wird, etwa wenn bei einem Besuch von

Offizieren der einzige Infanterieleutnant, der obendrein einfach Bergmann heißt, von dem tiefgebeugten Weltschmerzler, der diesen Briefroman schreibt, mit hochgereckter Nase als seines Verkehrs unwürdig übersehen wird, oder wenn er fassungslos vor der Tatsache steht, daß ein Baron, ein richtiger Baron, den Lehrberuf erwählt hat. Seelische Brutalität ist keine seltene Eigenschaft dieses oft sehr gescheit, mitunter auch geziert Plaudernden — eine seltsame Mischung mit den obengeschilderten Eigenschaften.

Alles in allem haben wir es mit einem beachtenswerten Talent zu tun, das wohl nur darum die berührten Fehler in diesem Roman aufweist, weil eine Frau dichterisch in die Seele eines Mannes schlüpft. Wir wissen ja alle, wir Männer, daß die Frauen uns für grobkörniger halten, als wir sind — oder nicht? Scherz beiseite: hätte Elsa von Bonin einen weiblichen Ichroman geschrieben, wären sicherlich jene Schlacken nicht zu spüren gewesen. Wir hoffen auf ihr nächstes Werk und wünschen ihr, daß sie dazu aus den Schatten der Trauerweide in helles Sonnenlicht treten möge.

Verschiedener können zwei Schriftstellerinnen kaum voneinander sein als Elsa von Bonin und Elisabeth Schucht. Während jene in die Seele eines Mannes schlüpft und dessen sehr maskuline Erlebnisse darstellt, ist Elisabeth Schucht in ihrem Roman Die von uns geboren so sehr Weib, daß sie sich zu einem leidenschaftlichen Hohenlied der Mutterschaft aufschwingt. Künstlerisch betrachtet bedeutet der Roman nichts. Er ist im Stil des Zeitungsberichtes erzählt, sprunghaft und mit äußerer Spannung erfüllt. Die Gutsbesitzerin Beate Thyssen lebt in unglücklicher Ehe. Obwohl sie ihrem Mann zwei Kinder geschenkt hat, will sie sich von ihm trennen, denn dieser Mann, an Gestalt ein Hüne, ist feige und schlaff, obendrein knauserig und ausschweifend. Beate will zu ihrem Jugendgeliebten, dem Arzt Ernst Koch. Aber in der Nacht, bevor sie diesen Entschluß ausführt, bricht Feuer aus. Ihr Sohn Hans, der von den Flammen abgeschnitten ist, soll aus dem Fenster in ein aufgehaltenes Sprungtuch springen, aber er ruft herab: „Mutter — ich kann nicht.“ Er wagt es nicht, er ist zu feige, er hat das Blut des Vaters ... Da dringt die Mutter in das brennende Haus, faßt den Knaben und springt mit ihm hinunter, der Knabe ist gerettet, aber sie verliert den rechten Arm. Nun gibt sie ihren Plan auf und bleibt bei den Ihren. Aber ihr Mann sinkt tiefer und tiefer, und auch die Kinder bringen der entsagenden, sich selbst bezwingenden Mutter nur Kummer. Die Tochter verlobt sich mit einem leichtsinnigen Offizier, und Hans gibt sich noch als halber Knabe einem ausschweifenden Leben hin. In dieser Not bewährt sich der alte Jugendgeliebte der Mutter: er klärt die Kinder auf, zeigt ihnen das Opfer der Mutter, die so über ihre Kinder nun doch noch den Sieg des Guten davonträgt und nun beruhigt sich der lange aufgeschobenen Operation unterziehen darf, bei der sie stirbt. Es ist ein Tendenzroman und seine Lehrmeinung lautet: „Das Verantwortungsgefühl für die, die nach uns kommen! Das tut mehr not, als alle Theorien von Kindespflichten. Nicht Rückschau — Vorschau! Und wird euch dies alles so recht von Herzen klar bewußt, so ergibt sich von selbst die Ehrfurcht — die Liebe — die Dankbarkeit für die, die euch geboren, und die doch auch nur für euch gelebt.“ — Gabriele Reuter, die das Buch mit einigen empfehlenden Worten einleitet, rühmt mit Recht die Gesinnung und den sittlichen Wert der Erzählung. Abgesehen hiervon ist sie flach und jedes dichterischen Hauches bar.

Ein Buch, das endlich einmal kommen mußte, ist Alfred Kleinbergs Ludwig Anzengruber, ein würdiges Denkmal des humorvollsten und volkstümlichsten Dramatikers der neueren deutschen Dichtung. Schon sind dreißig Jahre seit seinem Tode verflossen, dieweil seine Dichtungen immer lebendiger auf unseren Bühnen und in unseren Herzen werden. Aus diesem mit ungemeiner Sorgfalt und Liebe aufgebauten Lebensbilde, mehr noch aus der mit feinem Verständnis gegebenen Erläuterung und Darstellung des großen Dichterwerks, wird ein neues Geschlecht die große Verehrung für diesen Poeten schöpfen, die ihm gebührt, und so an dem Toten wieder gutmachen, was seine Zeitgenossen an ihm gesündigt haben. Das rund 500 Seiten starke, gut ausgestattete und mit einem Bildnis Anzengrubers geschmückte Buch erfüllt restlos seinen Zweck. Professor Klingenberg, ein bekannter österreichischer Literarhistoriker, zeigt nicht nur die warme Verehrung für den Dichter, ohne die ein solches Werk immer nur ein tönendes Erz und eine klingende Schelle bleibt, er hat auch die nötigen Kenntnisse und das fachmännische Urteil, seiner Aufgabe ganz gerecht zu werden. Wilhelm Bolin, Anzengrubers ältester und bester Freund, hat das Buch mit empfehlenden Worten eingeleitet. Und Klingenberg selber schließt daran das schöne Bekenntnis: „Biographie ist ein Wiederaufbau eines verklungenen Lebens mit allen Mitteln künstlerischen Schauens und Gestaltens.“ Es kommt tatsächlich bei solch einem Werke keineswegs darauf an, möglichst viele neue Tatsachen beizubringen, wie die Wichte meinen, sondern das scheinbar Widerstrebende mit liebevollem Verstehen und Sicheinfühlen zur Einheit der Persönlichkeit zusammenzuzwingen, das Wesen und Werk des Mannes bloßzulegen in ihrem Verhältnis zur Kunst und zur Zeit.

Illustrierte Rundschau

Die Modenkünstlerin Hedwig Buschmann — Elfenbeinarbeiten von Otto Glenz sowie von Herwegh und Voß — Die Ankefasspitze von Anna Keßler — August Gaul † — Ausstellung Berliner Photographie — Zu unsern Bildern

Selbstverständlich sind auch unter den Schneidern die Schuster in der Überzahl, d. h. die schnellfertigen Macher, die ohne die geringste Spur innerlicher Beteiligung ihren Auftrag erledigen. Und doch ist die Schneiderei, vor allem die für die Damen, ein höchst reizvolles Handwerk, das es wohl verdient, mit dem Ehrennamen einer Kunst geschmückt zu werden. Mit Geschmack und Phantasie kommt eine Künstlerin wie **Hedwig Buschmann** in Berlin noch lange





nicht aus. Um so entzückende Kleider zu schaffen wie die hier abgebildeten, muß man sich auch in die Menschen einfühlen, die sie tragen und erst zum Leben erwecken sollen. Man muß die Menschen sozusagen erdichten, für die man Kleider entwirft, und es mag für eine Künstlerin einen tiefen Schmerz bedeuten, wenn so ein Kleid nicht an die rechte Stelle kommt. Hedwig Buschmann liebt ihre Werke, denn sie hat von ihrem Selbst

Links: Abendkleid aus gelb-silbernem Chiffonbrokat mit weißem Pelz und zartfarbig gesticktem Gürtel. **Rechts:** Schwarzes Chiffonsamtkleid mit hellkirschrot bemalter Seide gefüttert. Modelle von Hedwig Buschmann, Berlin



hineingelegt, und wer sie nur als Geschicklichkeitsproben wertet, der hat ihr Wesen nicht richtig erkannt.

Die **Elfenbeinkunst** ist von der Mode so begönnert worden, daß der künstlerische Schund wie Unkraut aufgeschossen ist, und manchem, der sich nicht ganz sattelfest fühlt, mag die Lust vergehen, sich mit Dingen abzugeben, die mit Hilfe eines ebenso kostbaren wie ansprechenden Materials Werte vortäuschen, welche vor dem strengen Gericht der Zeit nicht standhalten werden. Denn das ist das Seltsame, daß sich das Geschmacklose und Unehrliche eines Tages doch verrät. Auf einmal kann man so ein Stück nicht mehr ansehen! Dieser Gefahr setzt sich der Kunstfreund bei den Arbeiten von **Otto Glenz** zu Erbach i. O. nicht aus. Der Künstler steht im innigsten Verhältnis zur Natur und beherrscht die Elfenbeintechnik und ihre Forderungen vollkommen.



Dies gilt auch von zwei jungen Rheinländern namens **Herwegh** und **Voß**, die in Berlin eine gemeinsame Werkstatt



Oben: Elfenbeinanhänger von Otto Glenz, Erbach. Unten: Geschnitzte Elfenbeinkette aus der Werkstätte von Herwegh-Voß, Berlin

für Edelmetall- und Elfenbeinarbeiten gegründet haben. Sie haben allerlei lustige Einfälle, verstehen jedoch sehr gut, sich von jeder bloßen Spielerei fernzuhalten. Es ist unterhaltend zu beobachten, wie sie Ketten und Broschen in feinster Ausschnitt- und Perlenarbeit mit phantastischen Vögeln und flötenden Panen in reizender Silhouettenart schmücken, ohne sich gegen das Material zu versündigen.

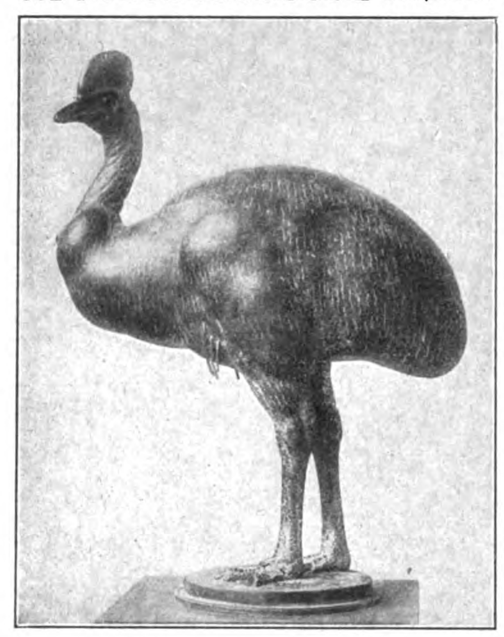
☒ ☒ ☒

Eine neue Spitze hat die Plauener Industrielehrerin Anna Keßler erfunden: die Ankefasspitze. Selbstverständlich beruht sie auf alten Überlieferungen, und zwar der Filettechnik. Die Häubchen, Handschuhe und Kragen, wie sie in den sechziger Jahren unsre Mütter und Großmütter arbeiteten, zeigen die Anfänge dieser Technik, die, umgestaltet, eine sehr wirkungsvolle Handspitze ergibt, welche es mit fremden Mustern durchaus aufnehmen kann.

☒ ☒ ☒

Mit August Gaul, der am 18. Oktober im 52. Lebensjahr verstorben ist, hat die deutsche Kunst einen ihrer liebenswürdigsten und tüchtigsten Meister verloren. Er war mit einer seltenen Ausschließlichkeit Tierbildhauer und hat es auf diesem Gebiet zur Vollendung gebracht. Er war der unumstrittene Erste in seinem Fach, und daß er sich beschränkte, war ein Zeichen der bedächtigen Weisheit, mit der er schuf, was ihm erreichbar war. Gaul hat den pathetischen Realismus, womit er die Löwen am Begasschen Kaiserdenkmal in Berlin arbeitete, bald aufgegeben. Er sah in der Ruhe und Klarheit der Formen sein Ziel und wurde darin durch ägyptische Vorbilder bestärkt. Ins Monumentale freilich vermochte er seine Werke nicht zu steigern. Er war hierfür zu herzlich, vielleicht sogar zu deutsch veranlagt, und es ist bedeutungsvoll für das Ausmaß seines Talents und die Liebe, die es erweckt, daß Gaul einen Brunnen geschaffen hat, der schnell den zärtlichen Namen „Streichelbrunnen“ erhielt. Ihm war das Tier der gute Freund. Gewiß

Ankefasspitzen von Anna Keßler-Plauen



resausstellung Berliner Photographie stattgefunden, ein Unternehmen, das sich wiederholen soll und das gewiß geeignet sein wird, die vielen ästhetischen Fragen, die uns auch heute noch die Lichtbildkunst aufgibt, zu klären. Der Herausgeber des Photographischen Jahrbuchs Artur Ranft legt ein Bekenntnis der Ehrlichkeit ab: die künstlerische Entwicklung soll sich nur auf dem Boden des rein Photographischen abspielen. Damit ist allen Mittelchen und Mätzchen der Krieg erklärt. Und unsre Bilder zeigen: es geht! Wie frisch und ursprünglich hält die Hartmannsche Aufnahme die Bewegung fest, genau in dem Augenblick, wo die beiden Figuren bildmäßig wirken, und mit welcher Zartheit ist die Falkesche Gruppe nicht gestellt, sondern empfunden.

✠ ✠ ✠

Und nun zu unsern Bildern! Es ist Kürze geboten, und so mag es einmal im Depeschenstil gehen. Ein feierlicher Auftakt: das strenge Frauenbildnis des Düsseldorfers J. Müller-Maßdorf. Einfache Linien. Starker Farbenkontrast. — Alfred Bachmann (zw. S. 480 u. 481) ist den

brachte er mit einer überraschenden Kraft zunächst das heraus, was für die äußere Erscheinung einer Katze, eines Kasuars, eines Pinguins bezeichnend war. Aber in ihm steckte nicht bloß ein scharfsichtiger Bildhauer mit einer bewundernswert sichern Hand und einer bis ins letzte gehenden technischen Schulung. Er war wie fast alle unsre deutschen Künstler auch ein Stück Dichter und fühlte eine fast zärtliche und sehr ehrfürchtige Liebe zu seinen Modellen. Er vermenschlichte sie nicht. Aber er ließ eben ahnen, daß doch wohl eine tiefe Verwandtschaft uns mit den fälschlich seelenlos bezeichneten Geschöpfen Gottes verbindet, und wenn diese innige Auffassung mit die Schuld daran trug, daß Gaul die letzte monumentale Größe nicht erreichte: ihr ist es zuzuschreiben, daß Gaul zu den wenigen Bildhauern zählt, die volkstümlich geworden sind und den Beifall des Kenners wie des Laien auf sich vereinigen.

✠ ✠ ✠

Im Kunstgewerbemuseum zu Berlin hat die erste Jah-



Oben: Kasuar. Bildwerk von Prof. Aug. Gaul. Unten: Prof. Aug. Gaul †
Zeichnung von Prof. Max Liebermann



Lesern längst bekannt; stark in der Beobachtung von Wasser und Luft; hier ein kraftvoller Dramatiker. — **Paul Plontkes** „Spitzenklöpplerinnen": Erinnerung an Brügge und andre flandrische Städte und Nester, dem Maler im Kriege vertraut geworden; kräftige und derbe Farbwirkung; trotzdem über dem Bilde der Silberduft der Landschaft (zw. S. 488 u. 489). — Das Kinderbildnis zw. S. 496 u. 497 von der begabten **Hela Peters**. — Die Landschaft von dem Berliner **Richard Albitz**

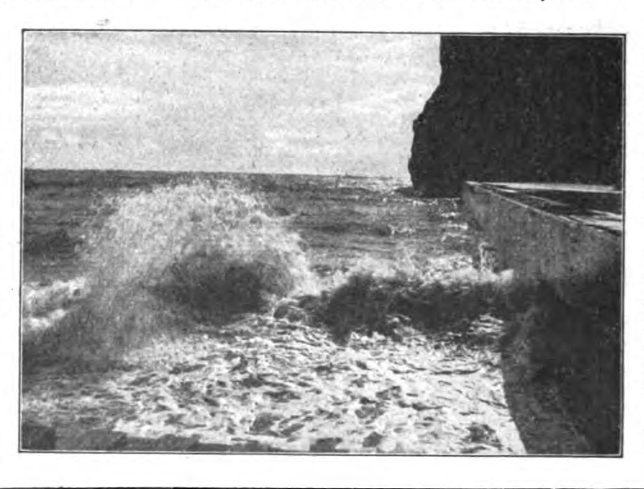


(zw. S. 528 u. 529) fesselt durch die merkwürdige Farbigkeit. Man spürt Kälte, Nässe, Sonne. — **Menzels** Studie (zw. S. 544 u. 545) gibt Gelegenheit, an ein verdienstvolles Unternehmen des Verlags Ernst Arnold, Dresden, zu erinnern: die „Graphischen Bücher", eine Sammlung, die allmählich das Wesentliche aus dem weiten Gebiet der Graphik älterer und neuerer Zeit übersichtlich und wissenschaftlich zuverlässig bringen soll. Man kann den schönen Bänden nur alles Gute auf den Weg wünschen. —

Erste Jahresausstellung Berliner Photographie: Ausflug. Aufnahme von Otto Hartmann, Karlshorst. Unten: Dr. Heller und Frau, Gustav Falkes Tochter. Von M. Diez-Dührkoop, Berlin



Aus der Ersten Jahresausstellung Berliner Photographie. Oben: Die Tänzerin Maria Asty Aufnahme von Karl Schenker, Berlin (Mörlins Verlag). Unten: Die Welle. Aufnahme von C. J. von Dühren, Berlin



Theodor Baierl (zw. S. 552 u. 553), geborener Münchner, ein Hauptvertreter ausgesprochen christlich-deutscher Kunst. Die Stadtpfarrkirche in Augsburg erfreut sich einer Reihe Fresken, der Dom zu Worms mehrerer Glasfenster von seiner Hand. Unser Bild, an Welti mahnend, reizvoll und sicher in der Komposition, wundervoll die rechte Hand der liegenden Frau. — Die „Mythen" endlich (zw. S. 576 u. 577) von dem Darmstädter Prof. Kurt Kempin: tüchtig, klar, von fast dokumentarischer Treue.
P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Aus der Ersten Jahresausstellung Berliner Photographie. Oben: Die Tänzerin Maria Asty Aufnahme von Karl Schenker, Berlin (Mörlins Verlag). Unten: Die Welle. Aufnahme von C. J. von Dühren, Berlin

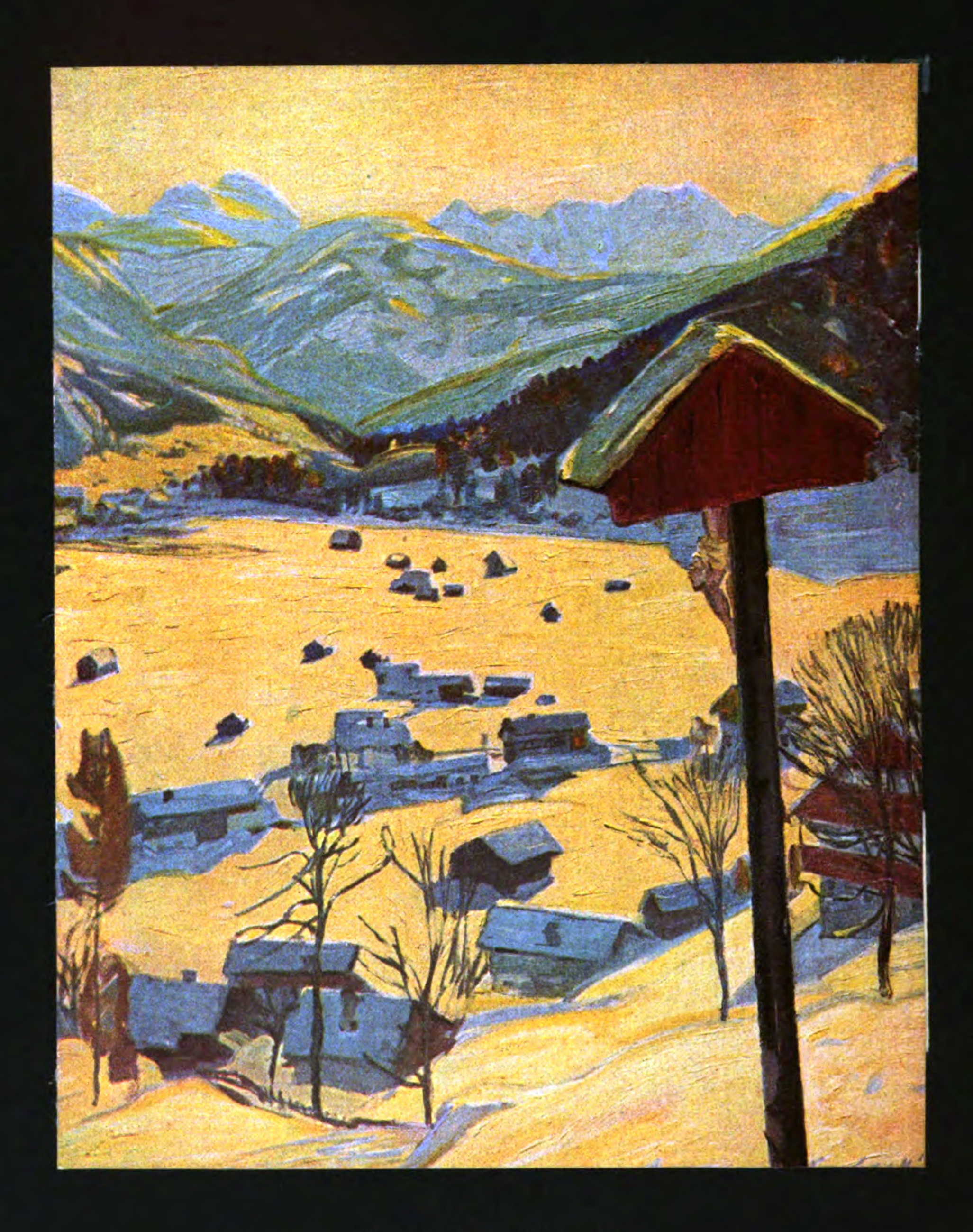


Theodor Baierl (zw. S. 552 u. 553), geborener Münchner, ein Hauptvertreter ausgesprochen christlich-deutscher Kunst. Die Stadtpfarrkirche in Augsburg erfreut sich einer Reihe Fresken, der Dom zu Worms mehrerer Glasfenster von seiner Hand. Unser Bild, an Welti mahnend, reizvoll und sicher in der Komposition, wundervoll die rechte Hand der liegenden Frau. — Die „Mythen" endlich (zw. S. 576 u. 577) von dem Darmstädter Prof. Kurt Kempin: tüchtig, klar, von fast dokumentarischer Treue.

P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: Paul Oskar Höcker in Berlin
Künstlerische Leitung: Rudolf Hofmann in Berlin — Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien — Druck: Fischer & Wittig in Leipzig — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50





Im gelben Gegenlicht
Gemälde von Otto Bauriedl



Die kleine Helma Habermann

Thüringischer Roman von Marthe Renate Fischer

Fortsetzung

Um den Anfang April lief bei Stauchs ein Brief vom Vetter Oehler ein, worin dieser das dem Stauch als eine zweite Hypothek gemachte Darlehn aufsagte. Der Grund hierzu sei, also schrieb Oehler, daß Stauch die erste Hypothek, in welche Oehler habe aufrücken wollen, anderweitig vergeben habe. Stauch antwortete mit Ausflüchten, setzte seine Worte weltmännisch und tat so, als ob er die Angelegenheit damit für erledigt halte. Oehler jedoch blieb auf seinem Recht bestehen. Nun suchte Stauch den beharrlichen Gläubiger in seinem Wohnorte auf. Fand ihn jedoch daselbst nicht vor. Oehler war auf die Reise gegangen. Er besuchte seine Geschäftsfreunde in Schlesien und sammelte neue Aufträge. Rosamund schaute umher. Lobte, was er sah. Besprach schließlich seine Angelegenheit mit der Tante Berta, die ihm nicht raten konnte. Stauch achtete der Ablehnung nicht. Redete jetzt sogar von einer Geschäftseinzahlung, die Oehler leisten solle und die gut verzinst werden würde, gewissermaßen von einem beweglichen Depot, das beliebig herangezogen werden könne, aber in bestimmtem Zeitraum immer wieder ergänzt werden müsse.

Er sprach zu Weibern — auch Flora hatte sich eingefunden und hörte ihm zu —, betonte ausgiebig den hohen Zins, den das Kapitälchen einbringen würde, und vergriff sich im Ton, denn er war ganz ungeschäftlich. Und dann räusperte er sich: er hatte mit seinen streifenden Augen die grauen Augen der Nichte erwischt, die kühl und kaufmännisch dreinschauten.

Sie sagte: „Da läßt der Vater sich nicht drauf ein."

„Warum nicht?"

„Das ist doch kein Geschäft — nix Sicheres."

„Das laß du nur deinen Vater entscheide."

Aber sie wiederholte: „Nein, das macht er nech, das ist nix für uns." Drehte sich und ging von dannen.

Als sie miteinander aßen, zog Rosamund andere Register auf. Er sprach von seinem Sohn. Nun wurden Floras kühle, graue Augen warm. Sie hörte ihm zu und zeigte ihre Vorliebe.

In der Nacht kam übles Wetter. Stürmischer Wind sprang auf, Regen stellte sich ein. Rosamund hörte dem Wetter zu. Sorgen saßen an seinem Bette. Die Sorge, wo er das Geld zur zweiten Hypothek auftreiben solle, falls Oehler starrköpfig bleibe und auf Auszahlung dringe. Dann auch die Sorge um den beweglichen Geldpunkt, eine Auszahlung, die bevorstand. Eingesperrt, wie er hier war, nahm alles trübe Farbe an. Alle Mauern rückten zusammen. Zuletzt war kein Durchschlupf mehr für ihn zu sehen. Ja, was denn weiter alsdann —? Seinen Kram verkaufen —? Das war keine Sache zum Scherzen.

Er schalt auf sich selbst. Auf seinen Zug zum Wohlleben. Zur Großartigkeit. Bauer bleiben! Selber ackern! Selber ernten! Selber seine Mistfuhre laden. Das heulende Elend wäre ihn angegangen, wenn nicht die Wut sich eingestellt hätte hier auf die Menschen in ihren fetten Betrieben. —

Am andern Morgen besuchte er ein paar

Bekannte und horchte nach Holzkäufen. Einer erzählte ihm von dem Bankerott eines großen Holzhändlers, mit dem Beckmann viel gehandelt hatte. Das komme vor, antwortete Rosamund. — Am Ende werde es auch Beckmann betreffen. — Möglich, daß es ihn jucken werde. — Bloß jucken? — Mehr nicht. — Na, na! —

Als Rosamund wieder zu Oehlers kam, war Flora im Laden und verkaufte einer Balsamträgerin ihre Tropfen und Salben. Hienfong-Essenz, Mariazeller Tropfen, Lebensbalsam und Lebensöl, Brand- und Wundsalbe, Weiße Salbe. Sie schrieb die Rechnung. Die Frau zahlte. Flora strich ein und sagte: „Willst du nix abzahle?"

„Heute kann ich nech — heute ist mein Kauf schon größer gewesen."

Flora erwiderte: „So lange läßt man nech gerne anstehe. Das gieht nicht." Aber sie klappte ihr Buch zu.

Es war eine hagere, große Frau, die vor ihr stand. Eine von den Frauen, denen das Leben Steine vor die Füße wirft, sie mögen sich schicken, wie sie wollen. Ihr Mann war schwächlich, ihr Kind, ein Mädchen von zehn Jahren, konnte sich nicht mit dem Wachsen befassen, weil es allzuviel arbeiten mußte.

Dann war noch eine Schwiegermutter im Hause, die seit acht Jahren krank an der stillen Gicht lag. Konnte sich nicht aufdecken, konnte sich nicht zudecken, aber ihr Bett stand in der Wohnstube mitten im Leben. Auf daß die alte Frau noch sehe. Noch teilnehme. Die Schwiegertochter begrub sie nicht vor der Zeit. Sie teilte ihr noch mit — Pläne — wie den mit dem Korbhandel, als künftigen Ernährungsträger. Sie gab ihr auch von ihrer Sorge ab, alle ihre hundert Meilen Sorge mußte die Mutter mit durchlaufen. Und sie trug ihre gesamte Freude heran ohne Unterschlagung; ihre gesamte ganz dünne Freude, die keine strotzenden Ursprünge hatte, kein lachendes Rot, kein quellendes Blau, kein kraftjauchzendes Grün. Die sich an ganz mageren Farben mußte genügen lassen.

Und die Schwiegermutter sah die Tochter an, das lange, wackere Gesicht, das schlichte, braune, gezopfte Haar, die festen, eifrigen, stillen Augen, die wollten. Empfing die Schattenbilder des Lebens als eine Bejahung. Denn bis zu Mitfreude oder Mitsorge reichte doch der Stoff in ihr nicht mehr zu.

Sie konnte sich doch nicht mehr aufdecken — nicht mehr zudecken.

Wenn abends alle Arbeit getan war, kam die Schwiegertochter mit dem Psalter oder dem Neuen Testament und las vor als Tagbeschluß und Abendsegen. Sie nahm jede Silbe extra auf die Zunge. Auf daß sie nichts verkürze. Hatte etwas so Besinnliches bei ihrem Vortrag. Und zum Schluß streichelte sie die alte Frau und lächelte dazu. Ja — — und sie hielt ihren Oberkörper ein bißchen sehr gerade.

Diese Eline Kessel, die gegen die Vierzig heran war, stand vor der jungen Flora Oehler, die mit einem Stein nach ihr warf, sie solle zahlen. Flora Oehler war aber nicht unfreundlich, sie sagte nur geschäftlich ruhig, ohne Umschweife, was sich gehörte.

Dann mischte die Tante sich ein: wann Eline denn „gehe"?

„Morgen früh," antwortete Eline sanft.

„Ach, du giehst auf Saalfeld zu — jelte?" So die Tante.

„Ja."

„Ich komme heute abend noch a bißchen hien. Du sollst mir was mitbringe." Sie sprach noch ein paar Worte Wärme und Tröstlichkeiten.

Indessen ging Rosamund in die Wohnstube hinüber. Da lagen auf einem Arbeitstisch kleine Berge der schlanken Laborantenfläschchen aufgeschichtet, schon gefüllt und verkorkt. Flora versiegelte sie jetzt. Das ging ja unheimlich rasch, ganz maschinenmäßig — die Griffe nach dem Fläschchen und mit der anderen Hand das Überwischen des Siegellacks mit einem Strich, so daß er deckte und nichts vergeudet wurde.

„Das hast du weg," sagte Rosamund.

„Ja, das macht die viele Übung. Wie ich noch e Kind war, ha ich das doch schon gemacht." Sie lachte. Und dann sagte sie ärgerlich mit einem Kopfwinken zurück: „Sie macht immer Übergriffe. Das kann sie sich nech abgewöhne."

„Kessels sind ordentliche Leute," entschuldigte Rosamund. „Und Eline hat's schwer."

„Ja. Aber Geschäft is Geschäft."

Er sah ihr weiter zu, studierte ihr Gesicht, das so fein war. Darüber wurde ihm sonderbar zumute — himmelkrank. Wieder trat die Tante ein, gluckerte ein wenig mit ihrem lieben Lachen, das zwei starke Hände hatte und wegräumte. Stellte sich ein bißchen breit mit an den Tisch und erzählte Spaßhaftes von Milius' Anwesenheit um Neujahr. Unterbrach sich: „Was ist denn mit dich? — Lieber Gott, du bist doch kreideweiß."

Flora war nun auch zur Hand. Sie holte vom besten Likör.

„Unterwegs wird das wieder besser," sagte Rosamund.

„Ja, wann denn unterwegs?"

Es werde allmählich Zeit. — Behüte, er müsse doch noch zum Mittag dableiben. — Nein, nein, das könne er nicht. —

Sein Weg führte ihn dann bei Kessels vorüber. Just kam Eline aus dem Haus und säuberte ihre Fensterscheiben. Das Haus war klein und alt mit Fensterscheibchen von kaum Spannengröße. Eline trug einen Blechnapf voll Wasser und einen kleinen Schöpftopf, mit dem sie von außen die Fensterscheiben begoß. Das Wasser trieb am Hause herunter. Aber es war doch alles fein und sauber, das Haus, das Ställchen und der kleine Schuppen hinter dem Hause. Das Töchterchen fegte. Alle Leute fegten und planschten dem Sonnabend zu Ehren. Und um alle Häuser gackerten im bunten Flor die vielen Hühner mit ihren prachtvollen Herren im großen Kamm mit langen Bartlappen. Rosamund blieb stehen. Eine schöne, rehfarbene Ziege kam dazu. „Ist das deine?“ — „Ei ja!“ — „Und deiner Dorothee geht es gut?“ — „Ei ja.“ — Ja, die Großmutter sei doch ihr Trost. Immer eine Stelle, zu der man sprechen könne. Der liebe Gott sehe es auch. Ach, der wisse Bescheid. — So sei nun einmal ihr Glaube. — Sonst, wer weiß, was sonst ihrem Mann alles zustoßen könne. Denn er sei doch auch anfechtbar. „Ach, meine Dorothee will ich schon pflege,“ sagte Eline. „Der will ich ihr Dasein schon erleichtre, soweit eins kann. Das weiß sie auch, daß ich an ihr hänge. Dann tut sie so gravitätisch ...“ Und sie lächelte mit ihren ganz weißen Zähnen, die unecht waren, und sprach wieder alle ihre guten Worte ohne Verkürzung.

Und die alte Dorothee — lieber Gott! — die sich nicht aufdecken konnte — die sich nicht zudecken konnte — —

Rosamund stapfte bergab. Er sah über die Bergfelder mit ihren Hebungen und Senkungen und oberen Flächen, die einem großen Teppich aus breiten Flicken von frischfarbenem, grünem und braunem Samte glichen.

Dann hielt er sich tiefer. Schlug einen Weg ein, der abschnitt. Kam ganz in die Enge, zwischen Wald und Berg auf gewundenem Weglein. Hatte nichts zu betrachten, das ihn ablenkte. Dachte an die Eline Kessel mit ihren Porzellanzähnen — wie sie lächelnd behauptet hatte, daß die Großmutter gravitätisch tue — — die Großmutter, die sich nicht — — Dachte im Gegensatz dazu an die junge Flora Oehler, an das Geschäftsmäßige, Gegenständliche, das ohne Wärme war. Fühlte, wie ihn etwas von innen her ankroch. Ihm zum Munde hochschäumte. Haß! Auch die Tränen stellten sich ein. Sie liefen breit über seine hüpfenden und zuckenden Wangen.

❧ ❧ ❧

Mag die Mutter in der Grämelecke sitzen, mag der Vater poltern und werfen, soviel er will — in einer Woche ist Pfingsten!

Wer kommt zu Pfingsten auf Urlaub daher? Der Soldat! Der sehr geehrteste, allerfeinste Soldat! Die ganze Landschaft putzt sich für den Soldaten. Sehe eins die Bäume an, die Kastanien mit ihren Blütenbäumchen und ihren Blattfächern, die alle Tage größer werden, die schlanken, goldbraunen Fischchen am Buchengezweige, daraus die ganz durchsichtig blanken, hellgrünsten Buchenblätter sich prinzeßlich herauswinden, die wassergenügsamen Bergweiden mit den weißgrauen, knolligen, ungekämmten Kätzchen — all die grünen Pinselchen, Quästchen, Büschelchen, die aus der Zweighaut hervorsprießen, neugierig, ungestüm, ellenbogenhaft, krähend, jauchzend, betend, jubilierend. Ja, die Hefenfrau kennt eine Frau oben in der Gegend von Wickersdorf, die in einer Nacht die Bäume hat meckern hören. Und der Vetter Michael erzählt auch mancherlei von Geräuschen, deren Urheberschaft aussteht. Kommt weder Mensch noch Tier dafür in Frage, ob der Klang gleich darauf hinweisen möchte. —

Helma Habermann ging gen Saalfeld zu den Butterkunden. Machte ihre Sache ab, pilgerte wieder heim, Einkäufe im Korb, Kaufmannswaren.

Da der Himmel verdrossen war, hatte sie ihre Person nicht sonderlich herausgeputzt. Und sie sah nicht hübsch aus. Die Haut hatte schlechte Farbe. Der Mund war zugeklappt wie ein Alltagsmund. Am Fuß schmerzte sie was. Sie mochte einen Stein- oder Glassplitter eingetreten haben. Der Schmerz war nicht eben schlimm, aber mit der Zeit wurde er doch lästig bis zum Hinken. Sie ging links der Saale, nicht auf der großen ebenen Fahrstraße, dem durch die Landschaft laufenden weißen Band, dem auf weite Strecke die Hauptverbindung obliegt in dem Zuge dieser großen, sich einander angliedernden Taleinschnitte. Der Weg, den sie innehielt, verband Dörfer, die abseits lagen, führte in die Berge und über die Berge und um die Berge, war ein Verzweigler und Einsammler. Er lief hier durch die grünen Felder, und es ging sich wohl auf ihm. Erlen am Wege, die nackend dastanden mit ihrem grauen Geäste ohne Rücksicht auf die frühjahrliche Bekleidungsnotwendigkeit. Andere Laubbäume schlossen sich an. Kirschbäume säumten die Straßenränder. Weiterhin kommt dann zur Rechten der Steinbruch und noch ein wenig weiter, aber nun am andern Wegrande, das weiße Zechsteinschlößchen, der Wetzelstein. Und nach drüben, jenseits der Saale, wird der Blick auf den Bohlen frei

mit seinen wunderschönen geologischen Verwerfungen. Kurz bevor der Steinbruch erreicht war, setzte Helma ihren Korb ab, zog Stiefel und Strumpf aus und nahm ihren Hinkefuß in Augenschein.

Eine kleine unartige Stelle zeigte sich. Sie befeuchtete ihren Finger und wischte ab. Ja, da war wohl ein Löchlein im Fleisch. Aber wie sie auch drückte und schob, sie konnte keinen Fremdkörper zum Austritt bewegen.

Darüber kam ein Schritt heran, und eine junge Männerstimme sagte brummig heiter: „Verlohnt's denn?"

„Ei jawohl."

„Ene Spanne reicht wohl nicht zu?"

„Nee, die reicht nicht zu."

Der Mann stand weiter. Er war mittelgroß, dunkelköpfig, mit Schnurrbart und breiten, dicken, dunklen Brauen. Das Gesicht rund und gebräunt. Und die Hände mit einem schwärzlichen Überzug versehen, den keine Seife entfernen konnte und der ihn als Schlosser oder Schmied verriet.

Helma hatte Strumpf und Schuh wieder angezogen. Hob jetzt den Korb auf den Rücken. Sah neben sich auf dem Grasrand ein ganz verqueres Aststück liegen mit vielen splittrigen, ungemütlichen Stellen und nahm es in die Hand.

Der Schmied sagte gutmütig unbeholfen: „So färchtnig sind Sie? Ich will Sie doch nichts tun."

Darauf lachte Helma und gab zurück: „Das ist auch bloß für alle Fälle." Sah den Mann ganz warm und freundlich an und sagte: „Gehen Sie nur, ich kann doch nicht Schritt halte."

Der Schmied nickte, es sei recht so, lächelte vor sich hin und ging. Und Helma folgte auf der nämlichen Straße, lächelte ebenfalls und freute sich über den Menschen. Dennoch — — sie kannte ihn nicht. Und hier in der Gegend des Steinbruchs hieß es vorsichtig sein. Der Steinbruch hat das Aussehen einer großen, länglichen, strauchbewachsenen Einbuchtung mit hohen Wänden. Rot die Farbe des Steins, malerisch die Vorsprünge und Bauchungen, und das Buschwerk hoch und niedrig, mit flatternden grünen Pelerinchen der Frühlingsblätterfarben.

Es begann zu regnen in spärlichen Tröpfchen. Ein Gewitterlein redete mit sich selber. Als das nächstgelegene Dorf erreicht war, schüttete ein Wolkenfetzen kurz und kräftig seinen Segen aus. Helma sprang die Steinstufen zum Gasthof hinauf.

An einem der Tische im Gastzimmer saßen die alte Hefenfrau und die heilige Händlerfrau. Die Hefenfrau sagte, als Helma eintrat: „Das ist recht von dich, daß du untertrittst."

„Wegen dem bissel Regen doch epper nicht?" Helma lachte, kramte in ihrem Korb und lieferte der Gastwirtin eine Anzahl Päckchen ab. „Alles pünktlich erledigt. Dafür geben Sie mir a bissel Wasser und Seife für meinen Fuß. Da habe ich was eingetreten."

An einem der langen Tische saß der Schmied. Er hörte nachher die Unterhaltung zwischen der Hefenfrau und der Händlerfrau auf einer Seite und der Helma Habermann auf der andern. Zuvor sah er, wie Helma Habermann wieder in die Stube kam, lachenden Mundes und auf gleichmäßig zutretenden Füßen.

„Das ist der Urheber," sagte sie, „a bissel Glas, daß man es kaum sieht, und das bringt so e großes Frauenzimmer aus dem Tritt."

Der Schmied lächelte. So e großes Frauenzimmer ... Und dann sah er, wie bald auch die Helma Habermann lächelte, zu dem, was die Hefenfrau sagte. Aber das Lächeln war voller Staunen.

Die heilige Händlerfrau jedoch bekräftigte.

Darauf erwiderte Helma Habermann: „Unsinn! Unsinn! Wo kann denn mein Vater mein Jawort weggebe, und ich weiß nix davon? Einweihe muß er mich doch wenigstens. Und übermorgen schon — —?"

„Übermorgen kimmt er bei euch hin," sagte die Hefenfrau. „Ich ha's von ihm selber."

„Da hat er dir eins aufgebunden. — —"

„Das hat er nicht. Er ist doch auch nicht uneben. Der kriegt schon allerwege, was er braucht."

„Aber nicht bei mich!"

„Ja, das mußt du mit deinen Vater ausmache. Mit dem ist er einig. Er bringt Viertausend zu. Soviel hat ihm müssen sein Bruder auszahle."

„Aber der kennt mich doch kaum, der Löser. Und der soll ans Heirate denken mit mich? Da muß er doch erscht antrete, und mir a bissel die Hand drücke und a bissel scharmutzieren." Sie riß ihren Mund weit auf vor Lachen. „Unsinn! Unsinn! Unsinn!" und in ihrer Stimme klang wieder das Glöckchen.

Die Händlerfrau schlug ihre heiligen Augen auf und sagte: „Du kannst dich drauf verlasse. Ich ha's von seiner Schwägern gehört. Das ist eine Frau, was keine leichtsinnigen Reden macht. Ach, und der Armin Löser, der wird deine Billigung schon finden. Und die erben auch noch, Lösers. Da is noch ene Schwester, mit der ist nix Gescheidts. Die sieht so gelb aus und so weiß, und dann hat sie solche rote Maullippen. Wenn die stirbt, erben die zwei Brüder noch emal."

„Das geht mich alles nix an, der Armin Löser nix und seine Schwester nix. Ich bin doch keine Kuh, wo man in den Stall bringt, und da frißt sie und ist zu Hause.“

Die Wirtin hatte ihr eine Tasse Kaffee hingestellt. Die nahm sie beim Wickel. Blinzelte während des Schlürfens mit den Augen, das Vorhergegangene sei erledigt, und sie wolle ihre Ruhe haben. Hatte beide Ellenbogen auf den Tisch gestemmt. Machte sich ganz breit. Hielt die Tasse zwischen den zehn Fingern.

Die füllige Hefenfrau mit ihren sechzig Jahren, mit ihrem rechtschaffenen wackelnden Oberzahn und dem dunkeln Kattuntuch, das fest wie eine Mütze den Kopf umschloß, sagte: „Jeder hat sein Gewissen. Danach geht's. Wie ich jung war, ich hatte doch meinen Valentin. Aber meine Mutter hat die Heirat nicht zugegeben. Sie hat die Gewalt gehabt. Da habe ich mich mußt füge. Und meinen Mann hat sie mir so ausgesucht: den nimmst du. Nune arbet' man miteinander. Was soll man den Mann da ploge? Ich kann ihn nicht schänden. Wenn meine Mutter mal grillig war, er hat sich immer försch Loch gestellt. Er hat mir nix laßt anhänge. Nu waren wir immer einig. Man kann gegen das Leben nix machen. Man muß a bissel nachgiebig gegen das Leben sein.“

Die blonde Händlerfrau verdrehte ihre heiligen Augen und sagte ausdrucksvoll im kirchlichen Tonfall: „Wir waren erscht drei Jahre verheirat', da starb mein Mann. Das kann dir doch ebenso giehe, Helma. Dernach bist du wieder frei.“

Darauf lachte Helma Habermann mit weit aufgerissenem Munde. „Ich soll einen heirote, wo ich bloß drauf warte, daß er balle stirbt? Nee — das mache ich nicht. Und das will auch mein Mutterle nicht. Unsinn! Unsinn! Unsinn!!“ Und ihre Augen strahlten und sahen ein ganz anderes Zukunftsbild an der Seite des Milius Stauch. „Und itze geht's heim!“ Sie stand auf. Drollig an Stimme und Mienen sagte sie: „Da will ich mein Mutterle aber ins Verhör nehmen.“

Die Hefenfrau äußerte: „Ich giehe mit. Der Regen hat aufgehört.“

Sie stemmte sich mit ihren Händen auf den Tisch, um den Aufstand zu bewerkstelligen. Davon krachte der Tisch. Und der Stuhl, als er von ihrem Gewicht befreit wurde, ließ auch etwas wie einen Kreischton vernehmen. Helma Habermann aber riß ihren Mund auf bis zur äußersten Möglichkeit und lachte Tränen. Sprang der Hefenfrau bei und tröstete sie. Hob an den Körben des Gewichtes wegen und sagte: „Ich nehme deinen Korb, Heinerjette, der ist schwerer. Ei gar, so viel mußt du nicht mehr tra'e! Der hat Gewicht.“ Und die Hefenfrau war einverstanden. Und sie gingen beide von dannen, an der Mühle vorüber.

Ehe dann der Weg zu steigen begann, wurden sie von einem Schritt überholt, und der Schmied sagte: „Den Korb trage ich.“ Nahm der Hefenfrau den Korb ab und streifte die Bänder geschickt über die Achseln.

Er sagte zur Helma Habermann gewandt: „Ausreißen tue ich nech mit dem Korb vom Fräulein. Da ha ich zuviel Respekt, Sie könnten mich einhole, und dann ging's mir danach.“ Und dann sah er, wie der Weg schmal und einsam wurde zwischen abschüssigem, hohem, busch- und baumbewachsenem Rand zur Saale hinab und steilem ansteigenden Gelände zur Berghöhe hinauf. Und immer schwieriger, nun ganz, ganz schmal, zur Rechten von rotem Fels begrenzt und zur Linken neben einem knappen Barrièrechen hin, das wegen der Absturzgefahr angebracht worden war. Denn der Fels sprang hinunter in geradem Fall in doppelter Haushöhe.

Der Schmied ging vorneweg, seinen Laufstock hatte er mit Lächeln der Hefenfrau gegeben. „Zum Stützen . . .“

Da hatte Helma Habermann wieder zu lachen begonnen.

„E Zacken ist es freilich nech,“ hatte der Schmied darauf anzüglich gesagt. —

„No — ich will mal frä',“ fing nun die Hefenfrau die Unterhaltung an. „Wie alt sind Sie denn?“

Darauf sagte der Schmied, daß er fünfundzwanzig Jahre alt sei.

„Was Festes hunn Sie doch wohl schon?“ Also weiter die alte brave Heinerjette.

„Ene Schmiede, ja,“ antwortete der Schmied „und ene Frau auch, und dazu e Mädelchen von drei Jahren. Mit dem Jungen gieht die Frau noch, der kann alle Tage einrücke.“

„Jo, wenn man da ene liebe Fraue hat — —“

„No — sie bringt die Kinder. Dadraufhin muß man den Weibsen was nachsiehe.“

Er wandte den Kopf und traf auf Helmas Augen, die bedauerlichen Ausdruck hatten. Auf Grund dessen sagte er: „No ja — sie ist gut. Sie macht ja. Freilich — was Unebnes da springt ma doch nech ran.“ Lachte. Und sie gingen nun weiter, vorn der schwarzschopfige, stämmige Schmied mit dem Korb auf dem Rücken, danach die Hefenfrau in wuchtender Breite und zuletzt die zarte Helma.

Der Weg führte bergab. Eine saftgrüne stille große, runde Wiese tat sich auf, zur

Linken nach der Flußseite zu, von Weidengebüsch eingefaßt. Laubbäume standen da als Wächter des Friedens. Berge schauten herüber. Vögel riefen von drüben her aus den Wäldern. Es gab so wunderschöne Bäume auf dieser Wiese, mit tiefem, kurzen, rundumlaufenden Bewuchs, der weit unter den hohen Baumkronen ansetzte und malerisch-neckisches Aussehen hatte, etwa wie schamhaft angelegte, rutschende Pluderhöschen. Und alles war so jung hier, die Wiese in ihrem Grün, der absunderlich fröhliche Baumbewuchs, die drei Menschen einschließlich der alten Hefenfrau, die jetzt die regennasse Wiese überquerten.

Denn nun spannte die Hefenfrau mit beiden Händen ihre Röcke nach vorn und zeigte ohne Scheu ihre derben, stampfenden Beine, und Helma Habermann tat desgleichen, nur daß hier zwei schlanke, aber nicht unhübsche Steilchen zu sehen kamen. Der Schmied aber war ein paar Schritte zurück, betrachtete und lächelte gutmütig. Und dann ging er neben der Jungen, und Helma Habermann begann zu plaudern. Machte ihn auf die Bäume mit den Pluderhöschen aufmerksam. Kam auf den Sorgenstuhl ihrer Herzmutter zu sprechen, was der aushalten müsse. Der Schmied hörte ein zerhacktes Stimmchen reden. Und nahm an, daß sie ihn für unglücklich in der Ehe halte und ihn durch Hinweis trösten wolle, daß überall der Sorgenstuhl vorhanden sei. Er gab den Korb zurück, denn sein Weg zweigte ab. Schönen Dank für die Gesellschaft. Dazu reichte er die Hand. Lächelte ein bißchen, nickte und ging.

Und er hat noch manch liebes Jahr, wie es die Zeit etwa hergab, und der Zufall es veranlaßte, an den Gang mit der dicken Hefenfrau und dem kleinen, braunen Mädel zurückgedacht, mit gutmütigem Lächeln, das gewissermaßen fernab war. Und hat auch manch einem davon erzählt, wie von einem Bildchen: „Da ging ich mal — —“ Oder: „Da hab' ich mal ein Mäderle getroffen — Das ist schon viele Jahre her — —“ Bis mal eine dieser Erzählungen an die rechte Quelle kam — — —

Als die beiden Weiber allein dahingingen, jetzt bei aufsteigendem Wege, kam das Gewitter richtig zum Ausbruch mit ein paar bitterbösen Schlägen, grellem Zacken der Blitze, rauchgrauem Himmel und klatschendem Regen. Es war nur von kurzer Dauer. Die beiden Korbträgerinnen waren darüber heimgekommen. Helma hängte die triefenden Kleider über die Stange, band den nassen Kopf mit einem Tuche ein und machte sich über die fällige Arbeit her.

„Alles erledigt, Mutterle. Dabei bin ich pudelnaß geworden. Heinerjette war mit dabei.“ Sie erzählte beiläufig. Schaffte und drehte sich. Und dann schlüpfte sie ins Haus. Schlecht war ihr zumute. In den Gliedern zog es. Im Kopf war etwas Unwirrsches. Sie dachte an das Geschwätz der Frauen, daß am übernächsten Tage ihr Verlöbnis mit dem Armin Löser stattfinden solle. Darauf stieg sie auf den Höllenstein, die ebene Oberdecke des bäuerlichen Backofens, der neben dem Ofen in Schulterhöhe in die Stube hineintrat, von der Küche aus aber bedient wurde. Er war keine Unzierde für die Stube, denn er bildete eine Vorderlinie mit dem Ofen, stellte sozusagen ein hochgelegenes Kämmerlein dar zwischen Stubenseitenwand und Ofen, ein Absteigequartier, das einer oder zwei Personen harte, warme Lagerstatt bot. Denn im Ofen wurde gekocht, auch alles von der Küche aus. Oben quer nach der Küchenwand zu lag ein strohgestopftes Kopfpolster. Darauf legte sich Helma zurecht. Hatte neben sich den warmen Ofen und unter sich die Backofenwärme. Lachte, als sie an die tröstende Rede der Händlerfrau vom frühen Tode ihres Ehemannes dachte. Gähnte. Wurde allmählich warm durch und durch. Kriegte eine kleine, verwischte, müde Stelle im Kopfe.

Die Stube war dunkel. Durch die Fenster fiel es grau herein, so daß der Blick bald keinen Anhalt mehr fand.

Helma hörte, wie eins sagte: „Meine Sache ist das nich, daß ich mit ihr rede. Mein Wille ist das überhaupt auch nicht. Du denkst bloß an dich, du willst dir'sch leichter machen.“ Es war die Stimme der Herzmutter. Ganz ermuntert hörte Helma dem Gespräch der Eltern zu. Es verhielt sich wirklich so, wie die Frauen gesagt hatten: Löser war herbestellt worden, und ihre Verlobung mit ihm sollte tunlichst am übernächsten Tage stattfinden. So war des Vaters Wille! Im Falle ihrer Widerrede würde er zum Stock greifen, sagte er. Da wolle er aber zudrücken!

Helma lachte auf. Es war dasselbe wurzellose Lachen wie zuvor, als sie an die tröstende Rede der Händlerfrau gedacht hatte.

Habermann zündete die Lampe an. Sein Mädel stieg vom Höllenstein herab, und die Unterredung zwischen Vater und Tochter begann. Von der einen Seite der Befehl, von der anderen Seite das Nein.

Nein, nein, nein! Ja, wenn es notwendig wäre; aber notwendig sei es nicht. Der Vater solle noch einen Knecht dazu mieten. Oder er solle einen älteren nehmen. Den könne er wegschicken, wenn er nicht nach

Wunsche sei. Mit dem Schwiegersohne aber müsse er auskommen. Und dann handelte sie um ein Jahr Aufschub — um dreiviertel Jahr — um ein halbes Jahr.

Habermann aber sprach von der Peitsche. Und die Herzmutter stand immer bereit, sich dazwischen zu werfen. Zuletzt handelte, schacherte, feilschte das Mädchen um einen Aufschub von vier Wochen. Der Vater solle den Löser abbestellen. In vier Wochen werde sie sich erklären, ob sie den nehmen werde, oder ob es ein anderer sei, den sie nehme. — Und das sei doch gegen allen Anstand, daß der Löser hintenherum komme. Ob er etwa den Vater heiraten wolle. Und sie sprach wieder davon, sie sei doch keine Kuh, die man hier ab- und dort anbinde.

Und der Vater Habermann, der froh war, daß die Sache im Schusse war, daß der unvermeidliche Kampf tobte, der bestanden werden mußte, der Vater Habermann, der sich vor dem Waffenstillstand als der Niederlage fürchtete, darin jeder errungene Vorteil ihm wieder entrissen werden würde — wurde viehisch roh. Durch!

Da war die Mutter kurzsichtig und wurde auch hart. Der Mann wollte nicht mehr, was half da das Sperren?

Helma blickte die Eltern an. Sie schaute vom Vater zur Mutter.

Die Mutter sagte: „Helma, du hast itze deinen Willen lange genug gehabt. Itze mußt du aber nachgeben. Mer können doch die Wirtschaft nich hinrichten. Da gehört en Junges her, was seinen Profit dran hat und nune zupackt. Dir fällt's doch auch emal zu. Für wen plogen wir uns denn sonst?" Standen beide vereint desselben Willens, Vater und Mutter — beide roh, in großer Angst vor der Niederlage. Und Helma sah vom einen zum andern. Und begann zu lächeln. Daß es der Mutter kalt über den Rücken lief. Sagte: „Gut! Gut!" Und lachte auf. Rieb ihre Augen und sagte: „Mich schlofert's! Ich bin müde." Sah wieder die Eltern an und ging aus der Stube. Aus war der Kampf.

Die Eltern setzten sich auf die Ofenbank. „No," sagte der Mann, „das hätte geholfen." Die Frau schwieg.

Als der Mann vom Termin zur Hochzeit zu sprechen begann, sagte sie: „Ich weßß nich." Und wiederholte das Wort. Darüber kam eine zwistige Rede in Gang. Unfroh gingen sie nach ihrer Kammer.

Ehe sie sich niederlegte, trat die Mutter bei ihrem Mädel ein — bei dem Herzmädel, das der Mutter immer Balsam herbeigetragen hatte in allen Nöten ihres Lebens. Es kam der Mutter doch ein bißchen wie Totschlag vor, was jetzt an dem Mädel verübt werden sollte. Ach, und sie wünschte nicht, daß ihres Mädels Seele Schaden nehme. Diese feine, kleine Lachseele, diese Goliathseele mit den Psalmen Davids. Die Beine zitterten ihr, als sie eintrat. Aber siehe, da lag das Mädchen schlummernd im rotbunten Bette, den Kopf auf dem nackten Arm, die Augen geschlossen, die Brauen ein klein wenig gegeneinandergerückt. Atmete ruhig.

Nun lief die Frau von dannen auf leisesten Sohlen, als ob ein Feind im Hinterhalt liege. Denn inwendig warnte sie etwas, es sei nicht wahr, daß ihr Kind schlafe. Und es sei eine Lüge, daß ihr Kind unverweinte Augen habe. Aber trotz allen Betens und Bangens tat ihr Kopfkissen allmählich doch seine Schuldigkeit, und die Gedankenverwischung begann.

Das hellgraue, durchsichtige, lückenhafte Vorhänglein, durch das die Täglichkeit immer wieder einmal hervorblitzte, rollte allmählich ab, und die Seele der Mutter Habermann trat in die Vorgärten vom Schlummerland ein. In dieses feine, starke Kraftland, das jeden Atemzug mit reichen Medizinen der Ruhe speist, das voller Wunderkammern steckt der abgeschiedenen Seelen und der höchsten Merkwürdigkeiten. Und wo am Ausgang das Kräutlein Vergessen steht, dessen Duft ein Auslöscher ist — dessen, was man im Traumland gesehen hat.

Die Herzmutter wurde aus dem Traumland vorzeitig abgerufen durch ein Geräusch, das der nächtlichen Stille nicht angehörte. Sie hatte in feiger Angst die Schlafkammertür nicht eingeklinkt. Da hatte ihre Sorge Posten gestanden. Ließ jetzt das Knarren einer Treppenstufe zu einem Höllenkreischen anschwellen, das die Mutter weckte. Stellte die Frau gleich mitten in ihren Alltag hinein. Die Mutter Habermann rutschte aus dem Bett. Trat mit brennendem Licht zur Treppe hinaus. Und sah hier ihr Mädel wanderfertig mit einem Bündel im Arm, einem Sachenpaket.

„Wo willst du hin?"

„Fort."

„Bei wem willst du hin?"

„Bei meiner Pate."

Leise die Stimmen, Frage wie Antwort.

Der Alte mit seinem schlechten Gewissen war auch wach geworden. Rutschte auch aus dem Bett. Kam dazu, wie er ging und stand, bloß- und dürrbeinig, nur im Hemde, dem er die schnell ergriffene Hose beigesellte. Der eine Hemdärmel war aufgerissen und schlenkerte neben dem haarigen Arm daher. Die Mutter hatte Strümpfe auf den Füßen, einen Rock auf dem Körper, dazu eine alte,

ungute Taille. Der Kopf war mit einem wollenen Tuche eingebunden. Sie sah ganz und gar angezogen aus und war doch in ihrem Bettgewande.

Und Helma sah die lächerlichen Gestalten und lachte nicht. Und die beiden Alten sahen auf ihr Mädel, und es begann ihnen in den Knien unsicher zu werden.

Sie sahen, daß ihr Mädel von ihnen ging — sie verließ — sahen es nicht nur am Bündel, das sie im Arme trug.

Da sagte die Mutter mit fremder Stimme: „Wenn es so ist — — wenn — wenn — —"

Und der Vater sagte: „Freilich, da warten wir e paar Monate noch — — Er machte eine Pause und sagte: „Oder — —"

Und die Mutter fiel ein: „Ja, das ist besser, da verkaufen wir am Ende lieber."

Steil stand der Schrecken zwischen ihnen, ein himmellanger Pfahl. Verkaufen — — Von jedem heimlich schon gedacht, aber noch von keinem ausgesprochen. Ja, warum denn nicht verkaufen — wo doch kein Sohn mehr im Hause ist? — Freilich würde der Verkauf das beste sein.

Dem Alten fielen seine Weitläufigkeiten ein. Der Mutter tauchte die größere Rast und Ruhe auf, die der Körper einforderte. Verkaufen! —

Helma dachte an den Abschied von der Scholle, das Verstoßen der Scholle. Ja doch.

Sie hatten sich getrennt. Die Alten waren allmählich in geordneten Schlaf versunken, das Mädel lag wach und weinte Stunde um Stunde, bis die Brust erleichtert war und die Gedanken taumelnd im Kopfe sich stießen. Bis die Werkzeuglein, die sie hervorbrachten, überanstrengt den Dienst verweigerten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, was war das nun für ein folgender Tag! Der Alte war guter Dinge. Und die Frau war auch erleichtert wegen des annehmbaren Ausweges, der sich darbot. Ihr Bäuerliches, ihre Anhänglichkeit aus langer Gewöhnung, ihr Freiheitsgefühl mit eigenem Hof und Haus und Ackerland, ergab sich in die Notlage.

Helma sah braun und blaß und krank aus und ein wenig schuldbeladen. Und war doch Siegerin.

Der Alte suchte den Löser auf und machte seine Auseinandersetzung mit ihm ab. Und Helma ging fernerhin braun und blaß und krank einher und tat, was ihres Amtes. Konnte nichts anderes denken, als daß jetzt der Vater beim Löser sei, und daß er alle hinterhaltige Verabredung rückgängig mache.

Konnte nichts anderes denken, als wie nahe ihrem Hals der Strick gewesen war, der sie anschleifen sollte. Dachte immer neue Vergleiche. Und zwei fremde Stimmen waren in ihr, eine, die sie der Treulosigkeit gegen die Scholle zieh, gegen das lebendige Eigentum, und eine zweite, die sich gegen die Herzmutter erhob. Die erste Stimme mußte sie aber unterstützen, damit die zweite nicht die Oberhand erhielt.

Und die Mutter schlich in den Sorgenstuhl und fühlte den halben Abfall und tat Buße in ihres Herzens Grunde. Sie sagte: „Helma, mir is schlecht. Du gehst beim Vetter und holst mir e paar Tropfen. Ich brauche sie aber erscht för morgen frühe. E paar habe ich noch. Du kannst oo mal horchen wegen ener Tageliehnern." Sie wollte ihr Mädel ein Weilchen nicht sehen. Der Herrgott würde ihr goldenes Herz wieder in den gehörigen Takt bringen. Denn die Alten hatten sich nun der Eingriffe begeben und warteten demütig auf Gottes Ratschlüsse. —

Helmas Weg führte sie wieder über die baumgegürtete Wiese, über den Felsenweg am roten Gestein. Sie machte ganz rasch im Dorfe drüben ihre Sache ab. Ging ohne Verzug wieder heimwärts und sprach mit sich selber „Es ist alles gut geworden," sagte sie, „das ist doch die Hauptsache. Schön war das von meinem Mutterle nicht, aber da muß man darüber weg. Das hilft nix. Das muß man vergesse. --" Und blieb doch stecken.

Die Mühllache lief ihr zur Linken wie schwarzbrauner, geriefter, blank polierter Stahl, dunkel von Baumschatten und Spiegelungen. Dann wurde es breiter, lichter — die Saale. Der Weg stieg. Die Sonn war schon untergegangen. Aber das Licht hing noch ein wenig weiter in der Luft.

Sie setzte sich am Wege nieder und wollte Ordnung in sich schaffen. Zwang sich Entschuldigungen zu denken und gelangte zum Gegenteil. Die Balsamfrau fiel ihr ein, die jüngst vorgesprochen hatte mit Wundsalbe, Hienfong und Hamburger Lebensessenz. Eline Kessel war der Name.

Als die Balsamfrau das gesehen hatte, wie die Habermannsmutter im Korbstuhl saß, und wie die Tochter mit feinen Worten zu der Mutter redete, da hatte sie von ihrer Schwiegermutter zu erzählen begonnen — die seit acht Jahren an der stillen Gicht zu Bette liege. Die sich selbst nicht aufdecken könne, nicht zudecken könne. Und der sie doch alle ihre Freuden zutrage und alle ihre Sorgen. Die sie auch am Psalter und dem Evangelium teilnehmen lasse. Und hatte ihre alte Dorothee gelobt, daß sie ihr noch lange verbleiben möge. Daß sie ihr beileibe keine Last bereite.



Mädchenbildnis
Gemälde von Harold Bengen

In Helmas Herzen wurde es warm, und sie sagte vor sich hin: „Mutterle — Mutterle —“ Sah ihr Mutterle vor sich, damals — vor Jahren — als Großmutter zu dem hölzernen Puppenkinde. Hörte das hochnotpeinliche Examen nach Herkunft der Bekleidungsstücke. — Sah ihr Mutterle weiter an ihrem Geist vorüberziehen, immer mit dem warmen Sonnenschein ihres Mutterherzens. — Sah sie so in allen ihren verschiedenen Lebensstunden — in der Nachsicht mit ihrem bequemen Mann. — Sah sie in Krankheitszeiten — in Trauerzeiten — ergeben und gläubig im Hafen des Sorgenstuhls. — Sah sie tragen — tragen — tragen — ihr Leben lang. — Und sah sie in ihrer rüstigen, ernsthaften Vorsorge anstandsvoll ihrer Tochter Ruf behüten, indem sie Rock und Jacke ihres Herzmädels unter ihren Arm steckte und damit das Entweichen unmöglich machte.

Eine köstliche Wärme zog in Helmas Herz. „Mutterle — Mutterle!“ Lachte und weinte in Erinnerung und gegenwärtigem Dankgefühl. Hatte den Trieb, heim zu kommen, und stand auf. Hörte dabei plötzlich einen ganz merkwürdigen Schritt, ein sachtes Pfeifen. Lauschte und stutzte.

Und sie flatterte jauchzend mit gebreiteten Armen daher. Hing dem Soldaten am Halse — dem Milius Stauch — der sie ein wenig hob, so daß sie ihre Hände hinter seinem Nacken verschränken konnte, und hing dem jungen Mannsbilde nun auf der Brust als ein feines, lebendiges Kleinodlein, bis er zufaßte und sie wie ein Kind auf dem Arme trug.

Und das Küssen! Gott! Gott! Gott! Das viele Küssen! Und das Liebhaben! Das feste, feste Aneinanderschmiegen! Und der rein körperliche Wärmeaustausch.

Und alles erneuerte wieder, als das Mädel zu sprechen begann und das Herz ausschüttete. Als die Gefahr sich wieder abzeichnete. Wie ein grauenhafter, großer Spuk sich wieder zeigte. Ein toter Spuk, der keinen Schaden mehr anstiften konnte. Dem man aber doch noch ansah, was er an Leid herbeigeführt hätte. Trennung! Schmerzen! Und wieder kam das Küssen! Und das Liebhaben! Und der Wärmeaustausch.

Danach ein kleines, feines, halbsattes Atemschöpfen.

Und nun gehen sie bergan am roten Fels vorüber, Helma vorauf, der Soldat hinterdran. Strecken schelmisch ihre Rechte aus, so daß ihre Fingerspitzen den Felsen streifen.

So machen es die unsoliden Männer und Burschen ihres Heimatsdorfes, die lieber im Nachbardorf als im heimischen ihren Schoppen trinken. Denn das Nachbardorf ist großartiger. Wenn sie im nächtlichen Dunkel ihre Schritte heimwärts lenken, tasten sie mit der Rechten nach der Felsennähe wegen der zur Linken lauernden Absturzgefahr. Die abgestoßenen Nägel an der Rechten sind das Kennzeichen ihrer lebensgenießerischen Gänge.

Es ist nun ganz schummerig geworden. Das dunkler gewordene Licht weckt wunderbare, feine Töne der Traumhaftigkeit und Verschlafenheit in der Landschaft. Aber Bursch und Mädchen sehen nichts von aller Schönheit. Es unruht in ihnen. Preßt ihnen Herz und Atem. —

Jetzt hat der Gang hintereinander sein Ende erreicht. Wie der Weg erst bergan führte, so hat er wieder bergab geführt. Ist nun breiter geworden. Und vor den beiden tut sich die Wiese auf. Die aller acht Tage ein anderes Ansehen hat, in ihrer Beblumung und im Gehabe des Baumwuchses. Aber sie biegen zur Rechten ab — schlagen wie spielerisch einen Weg ein, der sie nicht heimführt. An einem sickernden Bächlein gehen sie entlang. Hinter einer Strauchwand halten sie sich, die sie gegen Sicht schützt.

Ach, das Geklemme von Wiese und Busch und Berg, das ganze Gewinkle und Gelausche kennen sie von Kindeszeiten an. Da tut sich bald eine Kammer vor ihnen auf, der Fußboden von Gras und Kräutern gebildet, die Wände von spielendem Buschgezweige aufgebaut, die Decke hoch, hoch, ein wenig Himmelsfarbe und drunter Baumkronengewiege.

In dies Lauscheplätzchen ziehen sie ein wenig ein.

Die Dämmerung nimmt zu. Der Mond leuchtet blank zur Erde hernieder.

⌘ ⌘ ⌘

Die Habermannsmutter hatte einen Traum von einer wunderfeinen, goldenen Kette von vielen Meilen Länge. Den Traum übersetzte sie sich als Vorzeichen kommender guter Tage. Und ihre Seele, die den Traum ersonnen hatte als Sehnsuchtsgebet um das Ausruhen von allen vergeblichen Widerständen, wurde heiter und des Glaubens an eine Erfüllung voll.

Da war nun der Milius Stauch im Orte —

Die Habermannsleute konnten nichts gegen das Einvernehmen der Jungen, das Anstoß bei Rosamund Stauch erregte, tun. Sie trugen verrostete Waffen in ihren Händen.

Der Alte tat sich um wegen des Verkaufs seines Gütchens, und trachtete nebenher noch Vorteile herauszudrücken durch kleinen, unübertriebenen Holzverkauf. Versäumte Notwendiges an täglicher Arbeit. Ließ dann

wieder den Bauern in sich sprechen und holte nach. Und Helma arbeitete und schaffte um der paar Freistunden willen, die sie im Verein mit dem Soldaten von dessen kargem Urlaub abbröckelte.

Das feinste Vorpfingstwetter arbeitet weiter. Das Wachsen schlägt wahrhaftig Purzelbäume. Alles ist versessen, zur Erde herauszukommen, zu fächeln und aufzuklappen. Andachtsvoll stehen die Fruchtbäume mit ihren übergestülpten Blütenröckchen, mit ihren schleierigen, weißen Märchenglocken. Jegliches Gewächs lockert den Griff. Da sind die Ahorne, die binnen vierundzwanzig Stunden das gesamte Blattwerk herausgegeben haben, das straff eingeknospet war und das nun schlaff wie nasse Wäsche von den Zweigen herniederhängt — und das — das — das in vierundzwanzig Stunden Dauer sich steift und breitet zu voller, bunter, gelbrot-grüner Schöne! Mit einem Male verdecken die Bäume die Aussicht! Schicken den Blick zurück, der nach den Bergen fliegt, ihrer Bekrönung durch Baumwuchs oder Ackerland, ihren Gesichtsfalten von Tausenden von Jahren, den menschlichen Einmischungen, als da sind Wege oder Steinbrüche, oder Ruheplätzchen für die armen, menschlichen Gebrechlichkeiten. Sie halten den Blick auf bei ihrer jungen, grünen Pracht, breiten und füllen sich von Stunde zu Stunde mehr. Bis eines Tages ihre Mauer undurchblickbar ist.

Mitunter schlägt Milius den Herrenton an. Und Helma lacht nicht seines Überlegentums. Und sie sehen und erschauen alles rundum.

Der Schlosser Ulrich aus Saalfeld erschaut nichts. Er erschaut den paradiesengrünen Farbenton der Saat nicht, nicht die Pluderhöschen an den weitkronigen Bäumen auf der Wiese. Und er kennt auch nicht das Klingen und Summen und was so drum und dran hängt an allerlei Schwebetönen der Fliegen und Mücken, der Grashüpfer und der kleinen Nagetiere. Er geht mit flatternden Joppenschößen dahin und hört kaum die Lerchen singen.

Es ist am ersten Pfingstfeiertag. Milius hat sich mit seinem Rosamund erzürnt. Der Alte wollte ihn hinauf zu Dehlers schicken. Da hat der Junge an Verkürzung gedacht und hat sich aufgelehnt. Und hat sich draußen mit seinem Schätzchen gefunden, irgendwo zwischen den Bergen. Sie gehen nebeneinander dahin und führen sich sacht bei der Hand. Der Himmel hat weißes, gläsernes Schuppengewölk, das wie Silber blitzt. Die Luft ist zutraulich und zärtlich, wie ein Kind nach dem Schmollen.

Sie hören den Bach lachen, gurgeln und zischen, sehen, wie er lockt, springt und läuft. Hören die Lerchen singen. Erschauen sie in ihrem wolligen Flackerflug hoch oben zwischen den Wolken, wie sie schweben und schiffen. Wieviel Lerchen singen denn — oben unter den Wolken — oben über den Wolken — unten zwischen Saat und Ackerscholle —? Wieviel Lerchen flackern auf — wieviel fallen herab —? Und immer singen sie und jubilieren sie. Sie singen: „Wiedersehen, tü tüt tüt —" oder sie singen: „Hier sitz' ich, hier sitz' ich." Die dort drüben eben aufsteigt, singt: „Tütterütü" — und danach singt sie: „Tü — tü — tü — tü — tü —" und schmelzt ihren Ton immer weiter in köstlichste Süße hinein. — „Siehst du wohl, siehst du wohl," singt die eine. Man kann gar nicht nachsingen, was die Lerchen alles singen. Sie sind Gesangeskünstler. Sie singen, schmelzen, zwitschern ihre Melodie auf dem allerzärtlichsten Vokal. Sie verbessern jeden Vokal nach ü hinüber. Sie lachen auf ü, sie lieben auf ü, sie schelten auf ü. Sie singen: „Hört, hört, hört, es geht schon." Oder sie singen: „Siehst du, da sitz' ich." Aber jeder Vokal ist mit ü überzogen. Die Hefenfrau sagt, die Lerchen singen: „Wüssen Sü, wüssen Sü —" und die Habermannsmutter sagt, sie singen: „Tütelü —" und das sei alles. —

Ein kleiner, schwarzer, pudliger Hund tauchte auf. Danach kam ein derber, bäuerlicher Mann mit kreisrundem Gesicht und einer Brille vor den Augen. Der Mann sah das junge Volk, das den Lerchen nachschaute in ihrem drolligen Fluge, der so ungeschickt anhebt und so schwebend anmutsvoll weiter verläuft, wenn sie ihre Wolkenhöhe erreicht haben. Hörte, wie das braune Mädel versuchte, dem Gesange nachzuzwitschern. Und er blieb lächelnd stehen und sagte: „Ja, die singen immerzu, die Lerchen, und die werren nich heiser davon. Aber wenn wir Menschen bluß amal a bissel merre pappern, da titt uns gleich der Kehlkopp wiehe." Und Helma Habermann lachte, und der Mann mit dem kreisrunden Gesicht lachte ebenfalls.

Der Himmel war kostbar durchsichtig, porzellanblau, glasblau, türkisblau. Ginster blühte. Das Bachwasser plauderte.

Da sprach und plauderte auch die Helma Habermann.

Und der reife, bäuerliche Mann mit dem kreisrunden Gesicht sagte zum Milius Stauch: „Ich bin noch ledig, bloß ich bin nicht merre jung genug. Sonst — das Fräulein kann sich betragen mit jedermann, die würde mir auch gefalle."

Darüber gerieten die Jungen ins Freuen. Scherzrede erfolgte von hüben und drüben. —

Sie sitzen jetzt auf einem Rasenstükchen. Hören ein Summen. Sehen ein Kriechen. Ein Loch im Stükchen und darin ein Wespennest. Ei, ei! Sie sitzen jedes auf einer Seite vom Wespennest. Es zuckt ihnen vorlaut in den Fingern nach einem Stäbchen, daß sie stören möchten. Es fächelt ihnen zwischen den Lippen, ein wenig in den Bau hinein zu pusten. Und Helma klopft spielerisch ein klein wenig auf den Rand zum Wespenloch. In gehöriger Entfernung und sacht. Ein bißchen unruhig werden die Wespen. Eine kommt heraus und schnüffelt wegen der Gefahr. Und sucht ab. Dann kommt noch eine.

Milius verbietet im strengen Tone. Sie werden sich doch beileibe nicht zanken, die beiden Kinder? Sehe eins an —: Helma zieht ein Brummlippchen. Ja, warum sollen sie sich nicht einmal zanken? Doch — wegen der Versöhnung, die nachfolgen muß. Ihre Liebe möchte einmal beißen und kratzen aus Spielerei. Denn die Abschiedssorge frißt schon an ihnen.

Nicht die Sorge um die Machtstellung des alten Rosamund, trotzdem der Soldat die Ablehnung wacker spürt und sie auch der Helma Habermann zugetragen wird durch Gute und Böse, durch die rechtschaffene, alte Heinerjette, wie auch durch die schlaue, kleine, steckendürre Horcherin, die Theresie, die so unzuverlässig im Weitererzählen ist, oder durch die Tochter der Hesenfrau mit ihrem ganz engen Standpunkt, die Lydia, die so wunderschön ausbessert und stopft, und ihre Hände so niedlich zu drehen weiß während des Erzählens, und noch durch manche andere.

Das alles ficht indessen das junge Paar nicht an. Die Liebe frißt sie. Der Liebesbaum in ihnen wirft so breite Äste, daß er jeglichem Organ den Platz verringert. Er stößt jeden Nerv aufwieglerisch an. Sie brauchen durchaus ein kleinstes Zerwürfnis wegen des nachfolgenden Versöhnungstaumels, oder sie brauchen etwas anderes, das sie außer Atem bringt, irgendein anderes kleinstes Explosiönchen.

Ja, da kommt der Ulrich. Vielleicht können sie sich an dem ein bißchen reiben. Sie sitzen da wie die bösen Buben und lachen. Zeigen ihm: sieh einmal, hier ist ein Loch im Rasenstükchen. Was mag drinnen sein im Loch? Rücken ein bißchen ab. Man müßte einmal pusten, sagen sie. Und der Trottel geht auf den Leim. Bückt sich. Pustet, was die Lunge irgend hergeben will. Schickt den Wespen einen Luftstoß von Geschoßstärke in den Bau, eine Kriegserklärung, die sie annehmen. Er steht da gespreizt mit Beinen und Joppenschößen. Und das gelbbraune Volk fährt über ihn her, zwängt sich ihm in jeden Winkel seiner Kleidung. Sucht die Hautstellen. Wie gespritzt fahren sie zum Loche heraus und verteilen sich über den Angreifer.

Er springt zurück, reißt sein Taschentuch hervor, fährt über Nacken und Gesicht damit, schlägt damit. Wirft seine Joppe ab, unter der das Gesindel steckt. Schleudert die Weste von sich. Reißt brüllend seine Hose vom Leibe. Quetscht, zerdrückt — tötet — zertrampelt, was er erwischen kann. Flucht und schimpft und stößt allerhand Schmerztöne aus. — Und er verliert alle Scham, denn er reißt das Hemd hoch und macht seinen Körper frei. Wirft sich schließlich in das Bächlein, das neben der Straße zu Tale plappert.

Und die jungen Unholde ersticken beinahe im Lachen, ihre Jauchztränen fließen, Backen und Kiefern schmerzen von ihren jubelnden Verdehnungen. Dabei halten sie sich dem Kampfplatze fern, springen von dannen, um nicht in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Und sie haben gesehen und gezählt. Acht Stiche, zehn Stiche, nein zwölf Stiche — — o weh! o weh! Ach, trösten sie sich, der Ulrich hat ein dickes Fell und eine gute Natur. Warum ist er so ein Tolpatsch? Sie kommen in das Holz. Suchen ein feines Plätzchen, um sich niederzulassen. Haben wieder eine kleine Stube mit Strauchwänden und einer Decke aus Himmelsblau und einem Ausblick auf Wiesengründe. Und sie sind ganz glücklich. —

Am Abend vor dem frühen Morgen, wo der Soldat in seine Garnison zurückkehren muß, schleicht er heimlich in den Grasgarten unter Liebchens Schlafkammerfenster. Mitternacht ist vorüber. Er denkt nur daran, Liebchens Fenster zu sehen. Seine Sehnsucht und seine dankende Liebe haben ihn nicht schlafen lassen. Es ist ein Seil gespannt von seiner Seele zu ihrer Seele. Wenn er zaubern könnte, würde er Liebchen an das Fenster zaubern. Will sie nicht umfangen. Will sie nur sehen. Und über ihnen oben am Himmel müßte die Krone der Liebe schweben. Eine himmellichthelle Krone. Eine große Glanzstelle, die siegreiche Zukunft kündet.

Es hatte geregnet. Donnerstimmen, die aus verschiedenen Zentren kamen, sprachen zueinander. Blitzscheine eilten über die Himmelsweite. Sie rissen eine hohe breite Lichtbahn in das schwärzliche Himmelsgewölbe, oder sie tauchten kurz und blendend auf wie ein zürnendes Gottesauge. Denn man sah keinen Blitz, nur der Flammenschein, bald blasser, bald schärfer in seinem Geleuchte, jagte flackernd und zingernd über die Wolkenmassen, wunderbar gefärbt in

rosenrotbläulichem Licht, in weißbläulichem oder klarbläulichem Licht. Und in dem Flimmern der bestrahlten Fläche erstand für weniger Sekunden Dauer die Landschaft wie ein Feenbild an Bergen und Weiten und Wäldern und Bäumen und paradiesengrünen Frühlingstriften — lebte auf für weniger Sekunden Dauer und sank wieder zurück in die Dunkelheit. — Allmählich wurde das Schwingenzucken des großen fremden Lichtvogels, der über den Himmel strich, seltener. Blasse Huschhelle flackerte daher, wie ein müdes Lidzucken. Und der Donner murmelte aus tiefem Schlafe.

Unten im Garten stand Milius Stauch, oben im offenen Fenster lehnte sein Liebchen vorgebeugt. Beider Augen waren in das schwärzliche Dunkel gerichtet. Suchten einander darin. Glaubten einander darin zu finden — als noch einmal mit breitem Flügelschlage der Lichtvogel über den Himmel zog — begleitet von dem orgelnden Donnerrollen.

Und das war doch beinahe, dieses einzelne Geschehnis, als habe sich der Wunsch des Soldaten erfüllt, als habe die himmellichthelle Liebeskrone über ihnen beiden gestanden. Und als habe eins da oben auf der himmlischen Orgel klaviert, ihnen zur Bekräftigung eines segensreichen Ausganges.

Also faßte es der Milius Stauch auf. Und also verstaute er es in seiner Erinnerung. Stand unter dem frommen Einfluß, während er heim in seine Garnison fuhr, aß sein Frühstück, das die Mutter ihm mitgegeben und biß dazu von den Karfreitagseiern, die sein Liebchen ihm zugesteckt hatte. Seine Seele aber trug schwer an dem Abschied und sehnte sich nach dem, was er entbehren sollte. —

Und das Leben lief weiter, brachte jedem seines Tages Arbeit und rückte die Lebenslinien, fügte Widerstände, die den Lauf erschwerten, schlug seine Hacke ein und riß tödliche Abgründe. —

Die weißfederköpfigen Butterblumen, die Ball an Ball gestanden hatten, waren abgesamt. Im üppigen Wiesengras standen ihre vielen nackten blassen beraubten Schäftchen mit den abgekippten Kelchblättern in melancholischer Eintönigkeit. Herrlich in strotzender widersetzlicher Kraft leuchtete das Sommergrün an Baum und Strauch. Tanne und Fichte trugen ihre fingerlangen hellsten Jugendtriebe neben dem schwarzgrünen Altersnadelkleid.

Es sah aus, als pausiere die Natur ein wenig, als raste sie und halte den Atem an. Die Nächte waren weißhell, das Korn begann zu blühen.

Habermann hatte von einem Holzkäufer oben in den Bergen gehört. Machte sich auf den Weg und behorchte sich unterwegs, wo irgend er dazukommen konnte. Wo war einer, der Holz kaufen wollte, wo war einer, der eine Bauernwirtschaft erwerben wollte? Er traf auf einen alten wackligen Schäfer mit seiner Herde und den zwei Wachthunden, einem schwarzen glattlockigen, altersschwachen, der rasten wollte, und einem ganz jungen braunen, der ein Beißer und Kläffer war. Der Mann führte ihn am Strick, den der Hundekerl spielerisch zwischen den Zähnen hatte.

Die Sonne schien. Habermann fing die Unterhaltung an.

Es ging um dies und das ins allgemeine hinein. Dann kamen die Geradezufragen. Das Verfahren war ein langweiliges; aber es blieb nicht ohne Erfolg. Eine Holzauktion solle angesetzt sein da oben — oder wohl bloß mehr eine Besichtigung. Große Käufer sollten benachrichtigt worden sein.

Da mochte für den Bauern Habermann etwas abfallen.

Er ging weiter. Sah über die Äcker, strich mit den Augen über das Holz in der Runde und begutachtete die jährliche Wachslänge.

Im Gasthofe fand er zwei Personen vor, die des Geschäftes harrten, Beckmann, den großen Holzhändler, und Rosamund Stauch. Sie tranken Kaffee. Nachher ließen sie Bier kommen. Sie hatten ihren Platz am Fenster der großen Gaststube gewählt, ganz am Ende in der Ecke, wo an der Nachbarwand das Klavier stand, das mit einem Überzug von buntem Möbelstoff versehen war.

Habermann hatte sich möglichst weit entfernt dicht neben den Schenktisch niedergelassen. Er bestellte Bier. Ging darauf in die Küche und befragte sich bei den Wirtsalten. Um was drehe es sich hier? Wer werde erwartet? Wie solle der Handel sein? Etwa nur ein Abschluß eines schon im Gange befindlichen Geschäftes oder etwas Neues, das werden könne oder nicht werden könne?

Schließlich fragte er auch nach dem Wege, auf dem die Hauptpersonen daher kommen mußten. Er wollte sie abfangen. Mußte aber zu seiner Enttäuschung erfahren, daß keiner darüber Bescheid geben konnte. Vielleicht kämen sie über die Berge, sagten die Alten, hinten durch die Äcker. Oder sie würden am Ende von unten, von der Stadt herkommen, auf der Hauptstraße. Möglicherweise aber — Auch der Beckmann und der Stauch hätten danach gefragt. —

Die beiden saßen schon über eine Stunde hier oben. Sie hatten miteinander geredet und miteinander geschwiegen. Waren beim

Reden an einen Punkt gekommen, der Aussprache heischte, vor der sie aber beide zurückwichen. Denn ein Bruch konnte daraus hervorgehen. Ihrer beider Hoffnung jedoch lag im Fortbestand mit einsetzendem Aufschwung. Endlich kam ein Dritter und brachte Botschaft, daß man sich gut noch zwei Stunden zu gedulden haben werde — bis die Dickwänste kommen würden, die Großsprecher. Er gehörte zu denen in der Fensterecke. Setzte sich dazu, und sie tuschelten.

Dann rief eins nach Karten und verlangte nach dem Wirt, er solle den vierten Mann abgeben. Aber der junge Mann war nicht daheim, und der alte Wirt, der Großvater, war ein wenig fahrig im Gedächtnis.

Habermann hatte die Botschaft mit angehört. Er wollte hier warten. Aber das Aufgeleimtsein vielleicht auf zwei oder drei Stunden Dauer gefiel ihm nicht. Er ging also wieder auf ein Weilchen in die Küche, wo der Großvater ein Paar Schuhe besohlte. Als der Alte sein Geschäft, seinen Land- und Wirtschaftsbestand dem Schwiegersohne übergeben, hatte er das Basteln begonnen. Er schreinerte ein wenig, bestrickte Töpfe, besserte die Schuhwaren aus, alles so weit es der Wirtschaftsbetrieb erforderte und alles in unübertriebener Zulänglichkeit. Er machte Lehrjungenarbeiten, die ihrem Zweck aber gerecht wurden.

Dem Alten war der Habermann langweilig, das Absonderlichtun, daß er von Holzverkauf sprach und von Wirtschaftsverkauf. Er war immer ein Neidhammel gewesen, der keinem Menschen was gegönnt hatte. Ihm mißfiel alles beim Nachbar von der Stiefelsohle angefangen bis zum Hemdkragen hinauf. Lachte eins, so mäkelte er. Fror eins, so mäkelte er wieder.

Als Habermann seinen Platz in der Gaststube wieder einnahm, sagte unter vier Augen der zuletzt Gekommene des feindlichen Tisches zu seinen Genossen: „Der Habermann könnte doch mitspielen."

„Mit dem stiehen wir nich so," antwortete Rosamund.

„No, heh, was macht das."

„Du bist doch auch nicht besser mit ihm dran wie wir," nun wieder Rosamund.

„Das schon. Drum spiele ich aber doch Skat mit ihm, wenn's die Not erheischt. Wir brauchen ja nicht weiter mit ihm zu rede."

„Das läßt sich nicht so durchsetzen."

Sie papperten weiter. Der dritte Mann behauptete, das wäre blamierend, wenn sie hier sitzen sollten in der richtigen Vierzahl, und wollten sich daran stoßen, daß sie nicht miteinander einig wären. Stand auf, ging zum Habermann und fing die Unterhaltung an. Vom Wetter. Vom vergeblichen Warten. Dann vom Skat. Und ja, da waren Greifzangen in der Luft: sie rückten richtig zusammen, und das Spielen begann. Sprachen nur das Sachliche. Allmählich jedoch ließ die Feindschaft nach, und die Mienen wurden umgänglich. Sie spielten zwei Stunden lang. Es war der große Beckmann, der den Ton angab, einen ein kleines bißchen aufgeregten Ton. Der allmählich sachter wurde, als besinne sich der Mann. Ja, der große Beckmann wurde leutselig bis zur Kameradschaftlichkeit gegen den Bauer Habermann. Legte die Karten und sagte: „Das Warten ist langweilig. E Geschäftsmann sitzt nicht gerne müßig. Hören Sie, brauchen Sie nicht irgend was an Holz in kleinen Pöstchen? Wollten Sie nicht bauen?"

Habermann antwortete, nein, er wolle weder bauen noch kaufen.

„Aber verkaufen ..."

Das schon eher. Ja, er sei eben darum hier. Und er setzte auseinander: da sei ein Zipfel schlagbarer Fichten. Nun wurde das Größeverhältnis festgelegt. Es war dem großen Beckmann ein bißchen zu wenig. Ja, und sie sollten möglichst bald geschlagen werden; denn er wolle danach sein Gütchen verkaufen.

Beckmann entgegnete, sein Bekanntenkreis sei ein sehr großer, vielleicht könne er irgend jemand nachweisen. Er wolle daran denken. Sie sprächen schon noch darüber. Er setzte sich wieder zurecht. „Wer gibt? Habermann, Sie geben."

Habermann mischte und gab, und sie spielten weiter. Und dann kam endlich die Erlösung. Die beiden großen Holzhändler traten ein, und die Unterredung begann.

Sie sagten, daß sie eigentlich versorgt seien und daß sie sich nur bei besonders preiswerten Angeboten zu einem Kaufe entschließen könnten. Habermanns kleinen Fichtenkram wollten sie sich baldigst ansehen. Waren viel beflissener mit dem kleinen Bauern und seinem Holzzipfel als bei den großen Angeboten des großen Beckmann.

Habermann ging seiner Wege. Den Unterschied im Verkehrston hatte er wohl bemerkt und zog seine Schlüsse daraus. Auch ein Stutzen Rosamunds war ihm aufgefallen, als Beckmann mitten im Spiel sich an ihn herangemacht hatte mit Verkaufsangebot und Kauffrage. —

Die Sonne neigte zum Untergange. Weiß- und gelbdoldig leuchtete es aus den grünen Wiesen in unvergleichlicher Schönheit; viele, viele lila aufrecht stehende Glocken blühten an den Kornrändern.

Als Habermann sich umdrehte und den Weg zurückschaute, gewahrte er zwei Gestalten, die hurtig daherkamen und aufgeregt mit ihren Händen in der Luft umherfuhren. Er erkannte Stauch und Beckmann, die zu streiten schienen. Wollte Bescheid wissen, was da im Gange sei, und blieb stehen.

Nachher gingen sie miteinander. Das sonst so heitere, füllige Gesicht des Rosamund Stauch, wie auch das brutale Geldverdienegesicht seines Geschäftsfreundes hatten einen grauen Hautton, über dem das Rot der Erregung flackerte, und einen gespannten Ausdruck. Das hagere Bauerngesicht des Habermann aber war ein Aufpasser.

Beckmann fing ein Gerede über den Saatenstand an. Als ihr Weg sie wieder an einem Holzstreifen dahin führte, kam er auf das sozusagen Wissenschaftliche des Holzhandels zu sprechen. Lobte ihn. Nun ja, man habe einmal Schwierigkeiten, das wolle heißen, daß man sich gelegentlich verschätzen könne, und daß alsdann der Verdienst für die geleistete Arbeit ein zu geringer sei — immer von dem Standpunkte aus gerechnet, daß man als Verdiener ziemlich ausgiebige, auch begründete Ansprüche stelle. Aber im allgemeinen biete der Holzhandel Aussichten auf Erwerb eines Vermögens dar, einen Aufschwung sozusagen von Klasse vier nach Klasse eins. Während der Landbesitz bei aller großen Plage ein nennenswertes Höherkommen beinahe ausschließe. Was man in dem einen Jahre auf die Bank trage, müsse man in dem andern Jahre wieder zusetzen. Von dem Standpunkte aus betrachtet könne er also ihn, den Habermann, mit seinen Verkaufsabsichten seines Gütchens wohl verstehen. Nach seiner Beurteilung eigneten ihm auch andere, mehr kaufmännische Fähigkeiten. Er selbst habe gegenwärtig ein Geschäft im Gange, das aller Berechnung nach einen ausgiebigen Verdienst abwerfen werde. Er sei nicht abgeneigt, einen guten Bekannten sich beteiligen zu lassen — selbstverständlich unter barer Einlage. Das sei Geschäftsprinzip bei ihm. Mit einer kleinen Einzahlung, von vielleicht dreitausend Mark, würde er sich in diesem Ausnahmsfalle genügen lassen. Er glaube, daß der Profit das Doppelte überschreiten werde in drei Wochen bis drei Monaten Zeitlauf.

Habermann, der magere, lange Bauer, hörte zu und mißtraute. Er habe anderes vor, sagte er. Es war der erste kaufmännische Sieg, den er errang.

Zwei Wochen später kam die verbürgte Nachricht vom Bankerott des Beckmann, und wieder eine Spanne später, ein paar Tage nur, lief eine Schauermär um, die sich aber als Wahrheit auswies: der große Beckmann war abgetan, er hatte freiwillig seine Zelte auf dieser Erde abgebrochen.

Sein Zusammenbruch war ein vollständiger gewesen, durch nicht ganz einwandfreie Machenschaften hinaus gezögerter. Wegen der unvermeidlichen Folgen im gerichtlichen Verfahren und wegen allerlei bürgerlicher und kaufmännischer Unmöglichkeiten, je wieder ins Gleichgewicht, geschweige denn auf einen grünen Zweig zu kommen, hatte der robuste, handelstüchtige Mann, der vorteilsflinke Geist, seinem Leben durch Erhängen ein Ziel bereitet.

Es war gräßlich, sich das auszumalen: ein Beckmann, der gönnerhaft aufzutreten liebte, hatte in der Schlinge eines gemeinen, hänfenen Strickes geendigt, auf einer dunklen Bodenkammer, deren Schlüssel er von innen abgezogen hatte. Um nicht gestört zu werden — nicht zurückgeholt zu werden. Diesen Mann, der breithändig zu geben pflegte, der leben ließ, hatte der leere Säckel, diesen Mann, der festsohlig seine Wege zu gehen wußte, hatte der verlegte Lebenspfad von hinnen getrieben, der Ausblick in Knechtsenge, der ganz ferne Ausblick vielleicht auf die Qual des abgeräumten Tisches. Nicht so sehr eine Haftstrafe an sich als Gewissensbiß, als vielmehr die Haftstrafe als Verkürzer in der Ehrzumessung der Menschen. Ihre verneinende Gesinnung hätte er unter die Füße getreten, aber ihr Recht ihn als öffentlich bemakelten Menschen auf niedrigere Stufe zu stellen, hätte ihm jeden letzten Faden Lebenskraft abgeschnitten.

Her also mit dem hänfenen Erlöser!

Rosamund taumelte, als ihm die Kunde überbracht wurde. Er schlug der Länge nach auf die Diele hin. Seine Amanda kriegte ihn nicht sobald aus der Ohnmacht wieder zum Leben. Als er seine verflatterten Sinne allmählich wieder beisammen hatte, wankte er zum Tisch, saß dort, in hochgestemmten Händen sein Gesicht vergrabend, und weinte schluchzend. Das Schluchzen wurde mitunter so laut, als ob er schreie.

Seine Frau drang in ihn, daß er sich aussprechen solle.

„Hin, alles hin!" antwortete er ihr.

„Was denn hin?"

„Alles hin!"

„Das Kapital etwa," forschte sie, „von der Bank, das — das —" Ihre Stimme schluckte.

„Alles hin!" lautete wieder die Antwort. Ihr Eingebrachtes, lieber Gott, nebst allem, was dazu gespart worden sei, und nebst dem großen Verdienst aus den vergangenen Jahren, dem Holzverdienst?

„Ja doch! Hin! Hin! Alles miteinander hin!“ Er begann zu toben. Der Hund! Der Lump! Der Betrüger! Der Teufel habe ihn geholt! Er sei aber zu schlecht noch für den Teufel! Die Leute einwickeln, als sei es eine Ehre für sie und sie hinterher aussaugen. Dieser Lumpenkerl!

Die Frau zeterte.

Da sprang er wie ein Rasender auf und sah umher. Seine wilden Augen flogen, als ob sie Ausschau nach Verwüstbarem hielten. Und dann kamen die Keulenschläge. Nicht bloß das Geld sei weg, die paar Tausende, sondern alles sei weg! Das Gut überlastet und drüber hinaus über das Gut noch seine Gutsagen, seine Querschriften! Nicht der Löffel im Tischkasten gehöre ihnen mehr. Drohungen und Anklagen folgten. Gegen die Frau, was sie alles verbracht habe! Und wieder und abermals gegen den fahnenflüchtigen Beckmann, wie gegen diese und jene Unvorhergesehenheit.

Aber keinmal klagte er sich selbst an. Er war wie eine zärtliche Mutter gegenüber seiner Person, die er schonte und mit bunten Lappen der Entschuldigungen und des Bedauerns umwickelte.

Seine Augen waren fürchterlich anzusehen. Ein unheimliches Licht brannte darin, als ob sich seelisch etwas bei ihm ereignen werde — eine Verschiebung. So gerechnet, als ob jegliches Erfassen von dem Augenblicke der Verschiebung an unter eine falsche Nummer würde zu stehen kommen, das Heitere zum Beispiel unter den Ausdruck der Trauer und des Tränenergusses, und das mitleidig Teilnahmsvolle oder herzinnigst Betrübte unter den Ausdruck einer nicht einzudämmenden Fröhlichkeit.

Amanda erschrak; aber ihr Erschrecken ging nicht tief. Das Erschrecken über die bloßen, nackten, drohenden Tatsachen der Verarmung war ungleich größer gewesen. Der Magennerv hatte stärker als der Herznerv geantwortet. Ihre Zeterstimme erschallte mit Anklagen und Wehklagen.

Da griff Rosamund mit breiten Händen an seinen Kopf und drohte mit dem Strick. Sah erleuchtet dabei aus, wie wenn er einen Ausweg erschaute, der ins Lichte mündete, auf ein Ausruheplätzchen. Sah zugleich aus wie einer, der die Rute in der Hand hält, das Strafwerkzeug.

Darauf begann Amanda sich zu fürchten und wurde zahm. Und Rosamund sackte wieder auf der Bank zusammen und nahm den Kopf in seine Fäuste.

Er begann einen Ausweg zu suchen und fand keinen. An jedem ausmündenden Wege stand ein Polizist, der die Rechte andrer wahrzunehmen hatte. Da die Sperre ohne Gnade war, warf er die Schultern zurück und empfahl dem Herrgott an, seinen Karren aus dem Dreck zu ziehen.

Das war alles am Vormittage geschehen. Die aus seiner verfahrenen Lage hervorwachsende brutale Gleichgültigkeit der zusammengebissenen Zähne hielt bis zum Nachmittage an. Dann schwand sie plötzlich vor dem Anblick zweier Personen, eines Mannes und eines Mädchens, beide von behendem Wuchse, die auf der Dorfstraße daher kamen.

Denn er erkannte Oehlers, Vater und Tochter.

Er stand vor seinem Hoftor, wandte sich jetzt um, klappte das Tor zu, als ob er nichts gesehen habe, und torkelte ins Haus.

⁂ ⁂ ⁂

Es wurde eine böse Unterredung. Oehler bestand auf seinem Recht der Auszahlung. Das freilich erst bei drei Monaten zur praktischen Gültigkeit gedieh. Aber er suchte anderweitige Deckung durch Holz-, Vieh- oder Landüberlassung. Er begehrte Klarlegung der Verhältnisse.

Darauf verwirrte sich Rosamund und begann zu faseln.

Oehler schrieb auf, trieb an, fragte, forschte — bis das gesamte große, elende Lumpenstück eines ganz zerfetzten Besitzes vor seinen Augen ausgebreitet lag.

Der kleine Mann mit der scharfen Art zu blicken und der haarscharfen Art der Rede fand schwere Worte, die den Kern trafen. Er faßte den Rosamund Stauch ohne Schonung an. Setzte ihn herab auf die Bank zu den ganz Unzuverlässigen, die derjenigen der Lumpe benachbart war. Und eröffnete ihm Aussichten, wie sie dem Beckmann vorgeschwebt hatten, als er zu der hänfenen Erlöserin seine Zuflucht nahm: Landstraße und Armenhaus — wenn nicht —

Was?

Wenn nicht eins die Sache in die Hand nähme — und nach Maßgabe der gesammelten Dokumente, vorausgesetzt daß keine Verheimlichungen vorlägen, den ganzen Kram zurechtrücke.

Herausspringen würde freilich herzlich wenig, keine Zukunft in dem Sinne vergangener Tage, aber doch ein kleinster Notgroschen von ganz wenigen Tausenden Höhe, zwei, drei Tausenden vielleicht, mehr kaum.

Zwei, drei Tausenden — —! Rosamund griff nach dem Rettungsseil. Der weitere Holzhandel schoß ihm durch den Kopf, auf ganz sicherer Grundlage im kleinen. Gleich her mit dem Gelde am liebsten.

Ja, von wem denn aber?

Oehler sagte, daß er niemanden kenne, der für den Rosamund Stauch gutsagen würde, daß er auch keinen kenne, der das Gut, wie die Verhältnisse jetzt lägen, kaufen würde — wo der Zwangsverkauf in Aussicht stehe. Bei dem dann aber für den gewesenen Besitzer nichts als der Wanderstecken übrigbleiben würde. Wenn einer, also sagte Oehler, in der von ihm erwähnten Weise die Angelegenheit ordnen solle, der müsse andere Interessen verwandtschaftlicher Natur im Auge haben — — als künftiger Schwiegervater des Milius Stauch.

Für den Jungen würde schließlich einer eintreten, für den Vater nicht. Denn der habe all sein reiches Hab und Gut verludert, während der Junge ein solider Mensch sei, dem Anscheine nach, und sich unter richtiger Leitung schon noch vollends festigen werde. — Ob denn da nicht irgendwelche Heiratsaussichten vorhanden seien?

„Hier in —"

Nun ja, überhaupt, in Saalfeld, oder in der Garnison, oder hier im Orte.

Rosamund starrte den Oehler an. Sein Blick war ohne Kraft. Und dann sah er sich nach der Flora Oehler um.

Die saß auf der Bank am Fenster dem Vater gegenüber, mehr im Rücken des Rosamund Stauch, der mit seinem harten Gaste am Tische saß. Das heißt der Rosamund Stauch hockte auf seinem Stuhl wie ein Teigstück, und der Oehler saß straff aufrecht, die Faust auf die Tischplatte gelegt und zugleich mit seinem Stuhl ein wenig abgerückt.

Denn er stand wohl auch auf zu kurzem, verdrossenem Gang durch die Stube, zu ein paar ärgerlichen knappen Schritten, nach denen er stehen blieb und irgendeinem Gedanken zornig Ausdruck gab. Und doch auch wieder neue Fragen stellte, aus denen hervorging, daß er den Fall weiter in seinen Gedanken behandelte, ihn nicht unter allen Umständen fallen ließ.

Er sah die grauen Augen seiner Tochter beständig auf sein Gesicht gerichtet mit Wärme und Zuversicht.

Flora erwartete die Erfüllung ihres einzigen großen Wunsches von ihrem Vater — ihr Lebensglück.

Sie wäre nicht abzuspeisen gewesen durch Vertröstungen oder Geschenke. Sonst hätte Oehler den Kram des Rosamund Stauch von sich geworfen und den leichtfertigen Kerl in seinem Brei ersticken lassen.

Stauch sah die Hilfsbrüderschaft in Floras Blicken, und seine Hoffnung lebte auf.

„Ich habe doch an Heirat zwischen unsern Kindern gedacht, zwischen meinem Sohn und deiner Tochter." Es kam immerhin ein bißchen kläglich heraus.

Oehler schwieg. Schließlich sagte er: „Ja das könnte doch bloß gescheh bei festen Unterlagen. Zuvor mußte man aufräumen. Ich habe nichts gegen deinen Sohn. Aber man müßte die Bedingungen erst aufstellen, und er müßte sich erklären, ob er damit einverstanden ist." Er setzte sich und notierte. Legte feste Zahlen an. Rechnete.

Ja, so würde es gehen. Verkauf des Gutes, sobald es sich passen würde. Bis dahin der Besitzer Rosamund Stauch unter Oehlers Kontrolle, gewissermaßen als ein Angestellter bei freier Beköstigung und einer kleinsten Geldzahlung für eigenste Bedürfnisse. Rechnungslegung gegenüber dem Erwin Oehler, der die erforderlichen, eben notierten Gelder vorschießen würde. Und dem es freistehen sollte, zu einem festgesetzten Preise das Gut zu übernehmen, bei etwelchen Verstößen seitens des Rosamund Stauch.

Nach der allgemeinen großen Abrechnung und Erledigung sodann Festlegung des übrigbleibenden Geldes oder Verwendung desselben unter Oehlerscher Beratung. Alles dies beim Rechtsanwalt aufgesetzt, gerichtlich festgemacht ohne Ausschlupftürchen.

Oehler legte den Rosamund Stauch sozusagen in ein Bett, das nach Zentimetermaß gemacht war, keinen Zentimeter länger als der Mann bei natürlicher Körperlage gewachsen war, aber zu kurz, wenn er sich strecken wollte, ebenso auch keinen Zentimeter breiter als seiner Schulterweite angemessen war, wenn er in ruhiger Haltung verharrte. Die Lagerstatt war für einen demütigen und ergebenen Menschen zugeschnitten. Nichts Leblustiges war daran. Es war eine Lagerstatt, ungeeignet für frohe Träume.

Und doch ward diese erbärmliche Enge als eine Wohltat nur zugestanden dem Vater des Milius Stauch nach der Verlobung des Sohnes mit der Oehlerschen Tochter.

Davon daß Milius den Plänen der Alten beistimmte, hing einzig die Hilfe ab. Im andern Falle: — nichts! Keinen Pfennig. Denn es blieb ein mißlich ärgerliches Unternehmen, wenn auch bei strenger Handhabung eine Geldgefahr für den Vorstrecker ausgeschlossen erschien.

Flora stand auf, legte dem Vater dankbar die Arme um den Hals und küßte ihn. Und Oehler hob die Hand und streichelte seiner Tochter Wange.

Rosamund Stauch aber hockte auf seinem Stuhl kreideweiß von Angesicht. Seine glasigen Augen haschten nach den Augen des jungen Mädchens, die seinem Blicke keine Antwort gaben. In seiner fürchter-



Regenwetter. Künstlerische Aufnahme von Peter Oettel

lichen Enge fiel ihm die hänfene Erlöserin als Drohmittel ein. Und er sprach von ihr.

Darauf zuckte Dehler die Achseln.

Dieses ablehnende Achselzucken schlug den Rosamund Stauch tot. Empörung wollte heraufbrausen, aber es wurde eine bloße kraftlose Widerspenstigkeit daraus. Er machte Ausstellungen, die abgelehnt wurden.

Dehler sagte, daß er sich acht Tage lang an seine Worte gebunden halte. Daß er, wenn diese Zeit verstrichen und keine Einigung erzielt worden sei, nach neuen Gesichtspunkten, die ausschließlich seine eigenen Vorteile im Auge hätten, verfahren werde, und auf die alten Pläne nicht zurückkommen werde. Das sei fest beschlossene Sache bei ihm. Er stand auf, lehnte eine Einladung zu Kost und Trunk ab, er habe es eilig, weiter zu kommen. Sprach überhaupt kein allerkleinstes Wort, das über den Bedarf der Minute hinaus gereicht, und war dann wieder draußen auf der Dorfstraße, auf der er behende mit seiner Tochter weiter ging ohne Umblicken. —

Die veränderten Verhältnisse hatten den beiden Lebensgenießern im Stauchschen Hause ein Gesicht gezeigt, das sie entsetzte. Sie verbrauchten drei Tage der bewilligten Gnadenzeit mit Vergeblichkeiten, Tröst- und Hilfe-einforderungen, die sie enttäuschten und um keinen Schritt weiter brachten.

Fernere drei Tage legten sie an mit dem Schlagen von bunten Seifenblasen. Es drehte sich um die absonderlichsten Verkaufsmöglichkeiten und um ganz waghalsige Heiratspläne.

Am letzten dieser sechs vollständig vergeudeten Tage wurde Amanda krank. Und das war die erste große wirtschaftliche Tat, die sie in Diensten ihres Mannes vollbrachte. Denn es ließ ihm einen Aufschub erstehen nach der einen Seite und schaffte ihm verstärkte Druckmöglichkeit nach der anderen.

Er hatte ein Kettenklirren im Ohr, wußte nicht, ob es vom schlechten Gewissen oder vom Schicksalsschritt im allgemeinen herrührte. Aber es graute ihm vor dem Deutlicherwerden und Näherkommen.

Er fuhr am siebenten Tag in die Garnison seines Sohnes, um Urlaub für diesen, wegen Erkrankung der Mutter, nachzusuchen. Stand als ein zitternder Alter vor dem Hauptmann und brachte sein Anliegen vor.

Der Hauptmann, der ihn einige Wochen zuvor kennen gelernt hatte, als einen bäuerlich geweckten, schelmischen Mann, sah prüfend auf den ganz verstörten Antragsteller. Er sagte ihm, daß der Urlaub auf Grund der zwingenden Veranlassung bewilligt sei — trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse, da das Manöver vor der Tür stehe, ein Umstand, der die Urlaubsdauer einschränke.

Die graue Farbe und die hängenden Gesichtszüge des Bauern Stauch, dazu der Blick, der nicht recht standhielt, weckten Mißtrauen in ihm. Vielleicht lag mehr noch vor als nur der Krankheitsfall. Er dachte an geschäftlichen Zusammenbruch. Dabei meldete sich wieder der Wunsch, den guten Soldaten für die Wehrmacht zu erhalten.

Die beiden Stauchs fuhren ab. Unterwegs fragte Milius den Vater nach dem Grund seines Kommens, von der Erkrankung der Mutter abgesehen.

Der Vater sehe so verstört aus — sagte er.

Ja, das verstöre den Menschen, antwortete Rosamund, wenn eins so plötzlich gelb werde und umfalle und dann so daliege.

Wenn die Erkrankung der Mutter eine so besorgnisvoll schwere sei, würde der Vater gewiß nicht selbst gekommen sein, entgegnete der Sohn. Was denn sonst noch vorliege?

Da sei freilich mancherlei, erwiderte Stauch. Wenn das Schicksal einmal einen Menschen beim Schopfe fasse

„Verluste?“ fragte der Sohn.

Rosamund fing an zu weinen aus rotgeränderten Augen. Unverändert die Haltung dabei, stier wegblickend die Augen. Nach einer Weile zog er sein Taschentuch, wischte ab und schneuzte sich.

Sie waren im Abteil auf der Fahrt, standen ganz allein am einen Ende des großen Wagens. Aber eine Station war erreicht, der Zug hielt und es stiegen neue Fahrgäste ein. Nun schwiegen sie beide. Sie wandten keinen Blick einander zu. Wollten beide nicht lesen, was auf dem Gesicht des andern geschrieben stand.

Der Vater wollte des Sohnes Erschrecken, seinen Sturz nicht sehen, und der Sohn fürchtete sich vor dem Ausdruck trostlosen Jammers in des Alten Zügen. Die ganz stillen Tränen ohne Wangenzucken waren ihm ins Herz gefahren.

Auf dem Wege von ihrer Bahnstation zum Heimatsorte redeten sie dann.

Die Sonne schien heiß auf die Felder herab, die der Ernte entgegenwuchsen, auf die Gerstenstreifen, die grünlich, hochschleirig am Wege standen, auf das Korn, das schwerhalmig sich zu bäumen begann. Blauer Hafer leuchtete herüber, ein gemähtes Kleefeld buchtete sich zwischen die Halmfelder ein.

Nun sprach Rosamund. So sei die wirtschaftliche Lage. Der Schurke, der Beckmann, habe ihn ins Verderben gelockt. Seine Stimmung war die, daß alles um ihn her zertrümmert sei, und daß nun einer dahertreten müsse, um die Trümmerstätte aufzu-

bauen, einer, der aus dem zerstörten Palast ein Wohnhäuslein hervorgehen lasse, aus dem Magengeschlemme einen Fetzen Wurst für die tägliche Erfordernis. Er sprach zu Milius, seinem Sohn, als zu dem Berufenen. Allen anderen Kram beiseite werfen! Hier seiner Pflicht nachkommen!

Da sei Dehler, der ihn zum Schwiegersohn begehre und der unter diesen Umständen die erforderlichen Vorschüsse leisten wolle. Die nicht gefährdet seien. Denn ein paar Tausend würden verbleiben — um die Zukunft der Eltern sicherzustellen.

Und nun ging wieder das Klagelied los gegen Schicksal und Menschen. Er machte die Luft dick mit seinen Reden, verlegte Weg und Steg, so Flucht wie Auflehnung.

Denn ganz verschwommen, ganz rasch dachte Milius daran, sich zu bergen. Er dachte an das Verbleiben beim Militär oder an die Einheirat bei Habermanns. Auch daß es irgendwelche Möglichkeit geben müsse, ohne die Dehlersche Hilfe den Faden des heimischen Besitzstandes zu entwirren und aufzuwickeln.

Als sie dann aber daheim zwischen den Wänden waren und sich zu dem stieren, verdunsenen Gesicht des Rosamund das ratlose und verdutzte Gesicht der Mutter gesellte, sah er ein, daß es keine Flucht für ihn gebe.

Die Mutter hatte sich aus dem Bette aufgerafft, saß in der Sofaecke. Und ihre Augen wanderten, und ihre Hautfarbe war wie Wachs, und ihr Mund, wenn er sich auftat, brachte nur den Namen des Sohnes hervor. Was lag aber alles darin an Hilfeheischung!

Milius hatte die Uniform ausgezogen. Er wollte nicht im Soldatenrock seinem Liebchen sagen, daß er die gelobte Treue nicht halten könne. Daß er sie verlassen müsse, weil seine Alten sonst verhungern würden. Daß er — — Ja, da war doch kein Ausweg sonst zu finden.

Seine Zeit drängte, Gott sei Dank. Nur vier Tage Urlaub einschließlich der beiden Reisetage waren ihm bewilligt worden. —

Feierabend war herangekommen. Milius ging durch das Dorf und blickte umher. Er schaute nach seinem Liebchen aus, dem er Ade geben mußte. Dachte an eine trockne, harte, kurze Viertelstunde der Auseinandersetzung von seiner Seite. Dann an einen Händedruck und gute Zukunftswünschung beiderseitig. Und dann auch daran, daß ein jeder von ihnen doch etwas mit sich hinüber nehmen würde in seine kommenden Tage — ein Erinnerungsbild überglücklicher Stunden, das nie ganz verblassen würde. —

Ohne daß es sich als Minderer in die neuen Tage einmischen durfte.

Er dachte an diese neuen Tage an Floras Seite nicht ohne ein Gefühl starker Bitterkeit. Und er meinte, daß Helmas Weg in ein anders gestaltetes Leben ein leichter zu gehender, als der ihm beschiedene sei, und freute sich dessen.

Und dann erschaute er sie, winkte verstohlen und ging fürbaß.

Sie hatte gesehen, in welchen Schlupf er abgebogen war, und folgte ihm nach. Suchte und fand ihn.

Er ging rasch vor ihr her weiter ins Einsame.

Ackerland, das in einen Rasensaum überging, lag platt da wie eine schmale Tenne. Hinter dem Ackerland stieg bebuschter Berg an. Jenseits des Rasensaums kam eine steilschräge Senkung. Oben am Rand aber des Rasensaums und der Senkung standen Eichen in gerader Reihe. Eine Buschecke führte in waldigen Bestand hinüber. Es war ganz einsam hier. War nur eben abendhell unter den weitgebreiteten Baumkronen. Nach unten, wo die grasbestandene Senkung verlief, wo sie aufstauchte in flache Breiten, war der Weiterblick versperrt durch eine Kette hoher Haselsträucher.

Hier oben unter den Eichen wartete Milius.

Helma lief herzu. Wunderte sich, daß kein Empfang stattfand. Daß keine ausgebreiteten Arme auf ihr Eintreffen warteten. Daß kein lachender, verliebter Mund einen Ton der Freude ihr entgegensandte.

Milius sah ihren springenden, flatternden Schritt und drehte sich ab. Sah in das abgesperrte Landschaftsbild zu seinen Füßen, auf die Haselsträucher, die junge Frucht trugen. Sein Atem zögerte, sein Herz ruckte.

Hart drehte er sich um.

Und dann wurde aus dem Wiedersehen dieser jungen Liebesleute, aus dem viel erträumten Jauchzen, Küssen und Ineinanderschmelzen, ein stummes Handgeben, das von beiden Seiten zögernd war.

Helma suchte ihres Liebsten Augen. Die schauten sie an wie dunkle, verschlossene Kammern. Dabei ging plötzlich ein Lächeln um ihren Mund, und sie sprang an seinen Hals und drückte sich an seine Brust. Sie umschloß seinen Nacken mit ihren Fingern und legte ihre andere Hand liebkosend und haltend und zwingend an sein Gesicht, an seine Wange. So, daß er die ganze Helma fühlte, daß er ihre Besitzrechte sich zurück in das Gedächtnis rufen mußte, ihre große Hingabe. —

Dennoch packte er mit beiden Händen ihre Arme und tat Einhalt.

Er begann zu reden. Legte alles klar: die Seinen am Abgrund ohne Rettung, wenn er nicht einspringe und sich zum Opfer bringe. Der Vater habe unverantwortlich gehandelt. Nachher hätten ihn die Verhältnisse freilig überrannt. Jedenfalls gebe es keinen Weg sonst, um den Eltern eine ungefähre Sorgenfreiheit zu erringen für ihre letzten Lebensjahre. Nein doch, er verbesserte sich, es sei härter, denn es könne im strengen Sinne von keiner Sorgenfreiheit die Rede sein, sondern nur von einer Lebensmöglichkeit.

Seine Stimme klang, als gehe sie aus einem fremden Organismus hervor, blechern, unjugendlich. Ihrer beider Gesichter waren bleich, die Züge gespannt und hart. Fast war es nun, als ständen sich zwei Fremde gegenüber, so starke Sprache und so starkes Gehör fand die eiserne Notwendigkeit in ihnen. Das Dämmerlicht warf Schatten auf die Gesichter; aber kein Schatten konnte so dunkel sein, daß nicht eines am andern die Seelensprache, das tiefst Innerste erkannt hätte, die das Gesicht zum Ausdruck brachte. In dem Burschen war die Furcht groß vor einem Überfall, vor dem Beflügelten in seinem Mädchen, vor all dem, was ihm selbst nicht gegeben war. In dem Mädchen aber war alles stummer Schrecken, ein Weben von der Vergangenheit in die Zukunft hinüber.

Aus dem Gesicht des Burschen sprach neben dem Gramvollen das Durchringen, das Abbrechen. Aus dem des Mädchens ein herrenloses Versinken. Ihre Arme hingen schlaff herab, ihre Hände faßten Halt suchend nach ihren Kleidern, ihre Augen hoben sich, ganz verglaste, verjagte Augen.

Dabei begriff sie, daß die Notwendigkeit vor ihr stand, mit Tyrannengriff zupackte, lebensstarke Rechte auslöschte wie Schrift auf einer Schiefertafel, und Pflichten aufbaute, die weitab von diesen Rechten lagen.

Sie stammelte ein paar Worte.

Was waren das für Worte?

Milius merkte auf. Er bückte den Kopf vor und sah nach ihrem Gesicht, es solle erläutern, was sie gesprochen hatte.

Und während sie ihn noch anstarrte, mit Augen, die ganz wohl einer Sterbenden eignen konnten, gewahrte er, wie sie sacht in sich zusammenfiel. Sie hockte auf dem Grasboden und hatte ihr Gesicht in ihre Hände versenkt. Das hatte er nicht erwartet. Er hatte das herzwarm Strömende in ihr gefürchtet, das sich ihm an die Brust hängen würde, und gegen das er sich mit aller Kraft der drei Leiber, die in Gefahr waren, riesenstark würde stemmen müssen, mit der Kraft der Vorsorge für seine beiden Alten und für sich selber. Und er hatte auch ein bißchen ihr flinkes Mundwerk gefürchtet, das kränken und beleidigen würde, herabsetzen ins Jammerlappige mit mädchenkindischem Zorn. Oder eine Härte — aber er wußte selbst nicht was für eine Diese Gehorsamkeit und Zerbrochenheit jedoch waren Fremdheiten ihrer Seele.

Etwas in ihm begann zu zittern. Und dies Etwas, das ihn mit Furcht erfüllte, tastete ihren gestammelten Worten nach — — „Bin doch — — bin doch — — — — deine Frau — —“

Und jetzt begriff er. Und der Schrecken packte ihn.

Er brauchte Stütze. Sah keine. Und so kniete er auch nieder. Senkte auch sein Gesicht in die Hände. Und stammelte um Gewißheit. — Ob er recht verstanden habe. — Ob es so mit ihr stehe. — Gott der Herr im Himmel solle sich ihrer doch erbarmen.

Ganz leise von ihren Lippen: Es sei aber doch so. Ach — und sie wären beide — allzu glücklich gewesen.

Darauf noch ein paar Fragen. Und noch ein paar Antworten.

Milius wühlte seine Finger in das Haar und stöhnte, Helma aber stieß nicht Seufzer noch Klage aus. Wäre ihr schwerer Atem nicht gewesen, der vom Leben kündete, so hätte man sie können für ein gerichtetes Mägdelein halten. Denn ihr Nacken war so scharf herabgebückt, als sei der Kopf just im Fallen begriffen. —

Der Sommerabend umfloß die Landschaft. Hinter ihnen die Tenne der leuchtenden Felder, über ihnen die schattenden Eichenkronen, vor ihnen die grüne Grassenkung, die von der Stufe hinab zum Tale fiel.

Sie knieten beide hier, Bursch und Mädchen — oben auf dem grünen Rasensaum — zwei junge Menschenkinder, die vom Baume der Erkenntnis gegessen hatten und der Buße warteten. Der Bursch schluchzte, daß sein Körper schütterte. Da stand das Mädchen auf und ging sacht von hinnen. Und der Bursch hörte es und hörte es nicht. Und seine zwei Pflichten zerfleischten ihn weiter. Sie drangen beide auf ihn ein mit gleichen Rechten und heischten Zahlung ihrer Forderungen. Allmählich kam eine Art Ruhe und Erleuchtung über ihn. Er raffte sich auf, trocknete seine Tränen ab und schaute umher. Sah, daß sein Mädchen wirklich gegangen war, nickte vor sich hin und lächelte.

Es war recht so, daß sie den Platz geräumt hatte. Sie war eine ganz Starke, daß sie ihn nicht durch vorwurfsvolle Rede und durch Trauer- und Schmeichelworte bedrängt hatte. Das Lächeln auf seinen Lippen verblieb. Es war aber doch ein sonder-

bares, zum einen Teil schuldvoll trauervolles Lächeln, das einen Unterton von Glück hatte. Zum andern Teil jedoch war das Lächeln hart, und zwar in dem Sinne, daß am letzten Ende doch er der Zahler sein würde. Es war aber ohne alle Übertriebenheit empfunden, recht und schlecht, als etwas, das sich so gehörte.

Er ging heim im Soldatenschritt. Kam so auf den Hof, drückte mit festem Handgriff die Klinke nieder.

Und sah seine beiden Eltern vor sich, die Mutter in die Sofaecke gerückt und mit Bettstücken zugedeckt, fahl und ein bißchen verdummt, und den Vater auf der Bank ohne Pfeife und ohne Zeitungsblatt.

Als nun die Mutter des Sohnes Gesicht sah, darin nichts von Willfährigkeit zu lesen stand, nichts vom Plauderton, raffte sie sich auf, packte ihre zwei Bettstücken mit unsichern Händen und verließ die Stube.

Rosamund sah sich verdutzt um mit dem Hausherrnblick, stand zugleich auf und machte die Kammertür zu. Sah seine Frau dabei in der Kammer auf dem Bettrand sitzen, schlapp und unbrauchbar, voller Angst vor dem, was sich zutragen werde.

Er drehte den Kopf nach seinem Sohn und sagte unwirsch: „Was soll das heiße? Die Mutter verschreckt sich. Die läuft weg vor dir. Wir waren doch einig, daß an der Sache nix zu ändre ist. Die ist wie sie ist, und wenn wir uns die Haare alle einzeln ausraufe. Du bist e junger Kerl, du stehst nix aus. Du packst deinen Koffer und ziehst um. Das ist deine ganze Tat, die du dabei tust. Aber wir, ich und die Mutter, wo wir unser ganzes Leben lang die Herren hier gewesen sind und haben uns geschunden hier einen Tag wie den andern, wir sollen alle Freiheit einbüße. Wir sollen uns lassen von dem großen Salbenkocher kommandieren, so soll's gemacht werre. No, du wirscht dein Wörtle noch einwerfe, wenn du erscht da im Hause bist als der Schwiegersohn."

„Ich komme nicht hin," antwortete Milius hart.

„Du? — Wir fahren morgen hin."

„Ich nicht."

Rosamund stand mitten in der Stube seinem Sohn gegenüber, vier, fünf Schritte von ihm entfernt.

„Da gibt's keine Wahl," sagte er kurz. „Was geschehen muß, das macht man eben. — E Kind hat überhaupt Pflichten gegenüber seinen Eltern, wo eins nicht erscht das Maul drüber aufsperrt. Bis itze haben wir for dich gesorgt, und wie gesorgt! Nune ist das deine Pflicht, du tust a bissel was för uns. Das hat dir nie an nix gefehlt. Du hast deine Soldatenzeit konnt durchmache wie e Prinz. Die Mutter hat dir satt Kisten geschickt, und ich habe das Geld hergetan, aber ausführlich. Das ist ja lehrreich, wie du dich aufführscht itze. Aber da kommst du nicht bei mich durch. Morgen wird hingefahren und der Kontrakt feste gemacht, daß ich weß, wo ich dran bin. Vielleicht läßt er sich noch beeinflusse, Dehler, daß ma noch en bißchen kann an den Handel rantrete. So e grußes Bauerngut, und da soll man so verengert werre. Man weß nich, wie man sich soll retriere."

Während er noch weiter schalt und tobte, richtete er immer wieder einmal die Augen auf seinen Sohn. Und traf auf dessen Angesicht immer auf den gleichen Blick — der stillen, festen Ablehnung. Darüber wurde er ganz laut. Und sah doch, wie er seine Sache nicht damit verbesserte. Er zog sein Taschentuch und wischte seine Stirn. Jappte dabei ein paarmal, als ob ihn etwas anfliege. Das war ein bißchen Theater, das ihm in dieser Form immer angehangen hatte. Schließlich sah er wieder auf seinen Sohn. Sah ein Lächeln an dessen jungem Munde, das nichts Sohnliches hatte. Und das tat ihm wehe, denn es setzte ihn herab. Wut packte ihn.

Milius sagte: „Ich kann deinem Wunsch nicht nachkomm', weil ich gebunden bin. Ich habe a Mädel, das ich heiraten muß. Das ist meine Ehrenpflicht."

Rosamund schäumte. Schimpfworte stürzten heraus. Nachher kamen die Fragen: „Wer denn? Was denn?" und der Ton war hohnvoll hämisch. „Baut der Storch da etwa?" fragte er. „Sieh mal an, was du alles kannst! Und heiraten willst du? Auf was denn? Und wer ist denn überhaupt deine hohe Dame? Etwa dem Habermann seine?" Seine Augen und sein Mund geiferten, seine Hände, sein ganzer Körper, der dienernde Bewegungen gehässiger Untertänigkeit machte. Dabei drängten seine Augen aus dem Kopf, sahen käsig und kugelrund aus.

Und Milius reckte sich gerader und gerader. Er sah nach der Tür, die hinausführte.

Rosamund verstand den Blick. „Du bleibst hier."

„Ich gehe dahin, wo ich hingehöre. Ich will mein Mädchen nicht unglücklich mache."

Rosamund begann zu lachen. Die Furcht vor der Zukunft, vor seinem Sitzplatz, dem Eßnapf, der Bewegungsfreiheit, hatte sein Gehirn angetastet. Er schüttelte sich fast vor Lachen. „Das wäre neu," sagte er, „daß man wegen sowas ene Mähre macht, da zahlt man aus und danach ist's gut." — Er

lachte wieder. „Also dem Habermann seine!" Und eine große Schadenfreude sprach aus seinem Lachen.

Mit der erhobenen Faust sprang Milius herzu. Der Alte wich aus. In diesem Augenblicke zerriß etwas in dem Sohne, das keine kommenden Tage wieder verbinden konnten.

Ehe das gräßliche Ringen begann, gurgelte eine Gestalt daher, stolperte und fiel um. Mit vom Grauen verzerrten Gesicht lag Amanda auf der Diele.

Als sie sich aufrichten wollte, wimmerte sie. Sie langte nach ihrem Sohn und rief seinen Namen.

Und ob ihr Gesicht auch blöde war vom Entsetzen dessen, was ihre Augen erschaut und ihre Ohren erhorcht hatten, so leuchtete doch ein Licht daraus, das von oben kam, leuchtete aus aller einfältigen, schreckhaften Verzerrung doch die Mutterliebe. Sie dachte nicht an sich selbst in diesen Minuten, sondern nur an das Kind, das ihr Schoß getragen hatte. „Milius ..."

Ihr Sohn eilte zu ihr. Mit heiserer Stimme fragte er: „Was denn? Was soll ich denn?"

Sie faßte nach ihm, hielt sich fest an seinem Zeug und stammelte: „Milius ..."

„Ja, aber was soll ich denn? Was willst du denn? Steh doch auf, Mutter."

„Milius ..." sagte sie. Und so weiter auf alles Fragen und Umfragen. Sie nannte immer nur seinen Namen. Sie hielt auch ihre Augen auf die seinen gerichtet, was er fühle und denke. Und ihre Hand hielt sich weiter an seinem Zeug. „Milius ..."

Dieser sein Name, immer wieder gestammelt, wirkte gleich tausend Tropfen des herrlichsten Heil- und Beruhigungsbalsams. Sein Herz ließ vom harten Schlagen ab, das Brausen und Perlen in seinem Gehirn milderte sich. Und die Atemzüge, gleich treuen Dienern, schöpften freien Luftraum innen. Er hatte die Mutter aufgehoben und auf seinen Armen zurück zum Bett getragen, als ein ungeschicktes Bündel mit ihren Röcken und Tüchern. Nun sah er ihr Gesicht ganz nahe vor sich, das Kranke darin, aber auch ein Stückchen Fremdes, das der große Jammer mitgebracht hatte, ein Wanderhaftes der Gedanken. Sein Gesicht veränderte sich. Alle Härte und Aufgebrachtheit entschwand daraus.

Und die Mutter hielt seine Hand und nannte seinen Namen. Sie sah seinen Gram um sie, seine Mutter, und sah den Gram um seine zerschlagene Lebensfreiheit und den ganz allertiefsten Gram um den Totschlag, den er ausüben sollte an seinem Mädchen, seiner kleinen, feinen Helma Habermann. — — Die ihm vertraut hatte. — Die seine kleine Frau gewesen war. —

Er hingegen erschaute, wenn er seine Mutter ganz genau betrachtete, daß ihre Gedanken ungehorsam aller Orten vorsprachen und zugleich doch bei ihm waren. Denn immer wieder kam sein Name von ihren Lippen. Das klang trostlos eintönig, ein Tropfen, der fiel, und aufs neue fiel. Darüber legten sich eiserne Bande um seinen Nacken und um seine Hände.

Er half ihr von ihren Sachen. Streichelte sie. Und dann fiel sie in Halbschlaf. Und er saß neben dem Bett mit gesenkter Stirne. Aller Hemmnisse, die sie den Ihren in den Weg gebaut hatte, ihrer Einfältigkeit wie ihrer sinnlosen Kleiderkäufe, entsann er sich nicht, er sah nur ihre Mutterliebe, die nach seinem Herzen getastet hatte.

Inwendig erzählte ihm eins, sie würde nicht mehr lange leben, und er dürfe sie nicht darben lassen.

Die Tür tat sich auf und ein grauenhaftes Gesicht trat ein. Es gehörte seinem Vater an; aber der Sohn hatte es noch nie so gesehen mit ganz stieren Augen, die trunken von Angst waren. Das Gesicht hockte auf einer aus allen Fugen gegangenen Gestalt, der der Knochenbau zu mangeln schien. Schlappe, sackige Hände, schlurrende Füße, viel zu tiefsitzende Knie, die nach vorn knickten.

Auf den Knien rutschte die Gestalt heran. Kroch vor ihm auf dem Erdboden.

Und der Mund stammelte ein paar Sätze halb zermahlener Worte.

Da war etwas, davon die Gesetzlichkeit nichts erfahren durfte. — — Keine große Sache, aber doch etwas, das eilte. — Auch nichts ganz Schlimmes — ein Übergriff nur aus Leichtsinn und Vergeßlichkeit, der ganz rasch ausgeglichen werden mußte. Dem man freilich abhelfen konnte durch eiligen Verkauf von einigen Stücken Vieh. Aber — — — dazu mangelte es, zum Verkauf, just an der Zeit. — Und eben daran an der mangelnden Zeit würde auch der Versuch scheitern, leihweise den Fehlbetrag heranzuschaffen. Denn es war durchgesickert, wie er stand, und daß der Hund und Schurke, der Beckmann — — Mehr der zermahlenen, heiser klingenden Worte.

Milius starrte den Knienden und Rutschenden an, der sich jetzt aufzurichten bestrebte. Er sah sein feuchtes Haar, das verwirrt den Kopf umstand, als sei er aus einer Schlägerei hervorgegangen. Darunter das ganz fremde, verquollene Gesicht.

Er half dem Vater nicht, auf die Füße zu kommen. Kehrte seine grauen, glasharten Augen vielmehr ab.

Dabei traf er auf die wehrlosen Augen seiner Mutter. Und er hörte wieder, wie sie seinen Namen sprach.

ж ж ж

Zwei fremde Männer, Rosamund und Milius Stauch, fuhren miteinander über die Berge. Milius führte die Leinen, die beiden schönen Stauchschen Pferde waren vor den Wagen gespannt. Bis Saalfeld fiel die Straße gelinde ab, bald hinter Saalfeld aber stieg sie um so kräftiger an. Und so ging es dann weiter mit gelegentlichem Fall und verdoppelten Aufstiegen. Sie sprachen nicht miteinander, denn sie waren zwei fremde Männer, zwischen deren beiden Seelen ein tiefes, unüberbrückbares Wasser floß. War aber keine Halsstarrigkeit in ihnen, sondern war Unabwendbarkeit.

Rosamund hatte seine Rechte auf Gnadenerlaß verwirkt durch seinen gehässigen Hohn, der gegen die unglückliche kleine Helma Habermann hämisch angespült hatte — die durch seine Schuld zur Richtbank geschleppt wurde Und er hatte seines Sohnes Zukunftsparadies nicht nur vernichtet, wie er wußte, sondern er hatte es roh zertreten. Da war so vieles, was er totgemacht hatte für alle Zeiten mit breiten Füßen. Alle Lerchen zum Beispiel, die ihr Tirili und Tütelü sangen. Dann auch hatte er alle Farben auf allen Blumenwiesen ausgelöscht und alle Spiegelungen auf dem fließenden Saalewasser — versteht sich: nur die Paradiesesfarben und -spiegelungen. Und so auch mit den Sträuchern und Bäumen und mit den Wanderwolken am Himmel droben. Er hätte mit guten nachsichtigen Worten die kleine Helma Habermann beklagen sollen, der er den Lebensschützer und Glückbringer entreißen mußte. Und nun von ihm aus gesehen, dem Milius Stauch aus, auf sein Handeln bezüglich. — Es ging hier nach den Pflichten — welche Pflicht die zwingendere war. —

Darauf dachte er an seine Zukunft, und das geschah ohne Fürchten. —

Indessen blickte Rosamund umher, ob keines des Weges komme, das man mitnehmen könne. Er wollte aus der Vereinsamung, in der er hier saß, einen Anschluß haben. Aber sein Wunsch erfüllte sich nicht.

Nach längerer, ziemlich ebener Straße kam jetzt die letzte scharfe Steigung bergan. Bei der Wegbiegung tauchte das Dorf auf. Das weiße Vormittagslicht ruhte auf den schwarzen Schiefern der Häuserbekleidung und der Dächer und ließ sie erglänzen.

Der Wagen hielt. Rosamund und Milius stiegen ab. Ganz rasch war die Tante Berta zur Stelle. Wie es Amanda ergehe? Milius gab Auskunft. Darüber kam der Knecht und half beim Ausspannen. Und nun gingen sie ins Haus, wo ihnen Dehler entgegentrat. Er war beim Packen gewesen. In einem offenen Raum standen eine Anzahl Kisten, ein Gehäufe von Holzwolle lag daneben auf dem Fußboden. Sie kamen in die Stube und legten ihre Hüte ab. Die Stimmung war eine ganz nüchtern ordentliche. Hier sollte ein Geschäft zum Abschluß gebracht werden, das in allen Punkten schon feststand.

Jeder beherrschte sich also. Aber Rosamund war doch ein bißchen sichtbar der Zertretene. Und dann fragte Milius, wo Flora bleibe. Darüber stutzte Dehler. „Ja," sagte Milius ungelenk, es handle sich doch um ihrer beider Zukunft.

Und Dehler stutzte wieder, lächelte aber dazu. Er holte seine Tochter. „Komm nur." Dehler nickte.

Rosamund war überflüssig, keiner forderte seine Zustimmung ein oder bat etwa um seinen Segen. Graugesichtig saß er am Tisch, indes die andern dahergingen, forttraten.

Erwin Dehler stand vor einem Schreibpult mit geschlossenem Oberteil. Er trug die braune Wolljacke über dem Hemd, dazu die sehr hoch gegürtelten Beinkleider. Rosamund sah, wie er gegen das Pult lehnte, dann, wie er die Hände in die Taschen der Beinkleider schob. Er stand jetzt vor dem Pult, ein wenig später stand er seitlich; er bewegte sich, wie er wollte, Rosamund jedoch saß auf seinem Stuhl am Tische. Er war ausrangiert, ein abgesägter Baumstamm.

Als die Frauen hinausgegangen waren, schloß Dehler das Pult auf, nahm seine Niederschrift heraus und trug vor, wie die Stauchschen Verhältnisse ständen, alles klipp und klar, sein künftiges Eingreifen und seine daraus entspringenden Rechte. Am übernächsten Tage sollte die Zusammenkunft beim Notar stattfinden. Über den Termin zur Heirat spreche man später, wenn Milius' Soldatenzeit abgelaufen sei. Unnötig lange wolle man die Heirat nicht hinausschieben. Dehler verlangte eine Übersiedlung des jungen Mannes in seinen Betrieb, den er landwirtschaftlich vergrößern wolle.

Darauf kam Rosamund auch ein wenig zu Worte. Weil die Sache sozusagen Lot bekommen hatte, Richtung, Gleichgewicht, ließ die feindliche Spannung nach. Weil sie Geschäft wurde, sich in das tägliche Leben umsetzte, wurden ihr ihre Widerstände genommen. Die Verblüffung und der Schrecken waren dahin, die Arbeit des Aufräumens begann.

Sie gingen ins Freie und besichtigten das Feld, das Dehler kaufen wollte. Es trug Roggen, die Frucht stand gut.

Rosamund machte Vorschläge, wie dem Acker aufzuhelfen wäre. Dehler antwortete: „Von der Landwirtschaft verstehst du was, das muß man dir lasse."

Nachher gingen sie heim, setzten sich an den Tisch und aßen. Flora und die Tante hatten eine feine Mittagskost hergestellt, mit jungen Tauben und jungem Gemüse. Die Tante war eine rasche gute Köchin, desgleichen Flora, die im besten Gasthofe der Nachbarstadt das Küchenwesen erlernt hatte. Die Klöße dampften, ein Eierkuchen wurde als Nachspeise in Aussicht gestellt. Selbstgekelterter vorzüglicher Brombeerwein stand auf dem Tische.

Als die Tauben erledigt waren, ehe denn der Eierkuchen im Gesichtskreise erschien, forderte Dehler zum Anstoßen auf die Verlobten auf. Und es geschah also. Sie hoben alle ihre Gläser und stießen an. Und das Brautpaar küßte sich.

Es gehörte sich freilich, daß es geschah, darum zögerte auch keins von ihnen beiden. Aber sie machten kein Geschehnis daraus, keine Bänglichkeit oder betonte Festlichkeit. Sie besiegelten ihr Übereinkommen durch Unterschrift.

Nach dem Kuß reichte Flora ihrem Verlobten die Hand, und das geschah mit festem Druck und schloß das hochheilige Versprechen der getreuen Kameradschaft und jeder Art von Fürsorge und Liebe in sich ein.

Und Milius erwiderte den Druck. Es wurde keinerlei Überschwang von ihm erwartet. Darüber war er dankbar und erlöst. So wurde der Druck seiner Hand zu einem warmen und festen.

Die Tante räumte das Geschirr zusammen und ging in die Küche wegen des Eierkuchens. Sie rechnete nach, wen das betreffen mochte, der Verrat und Totschlag, der drinnen begangen worden war. Dachte an die kleine Helma Habermann — aber nur ja nicht, ja nicht —! Nein, nur ja nicht, nur ja nicht —! das wolle der große Vater im Himmel gnädigst verhüten, der den Habermannsleuten einen so schweren Packen der Schmerzen und Fehlschläge ohnehin hatte aufgeladen — nur ja nicht, wollte sie in dieser Verbindung an das kleine, tapfere Habermannsfräulein denken.

Sie sah sie vor sich ganz wie zufällig — wie sie als Kind daher gekommen war, spießzöpfig, kugelrund und ungeschickt an Jacke und Röcken, mit dem holzgeschnittenen Puppenkind an ihrem Herzen — sah sie, wie sie in die Stauchsche Wohnstube eingetreten war, wo die schlafäugige, feine Lockenpuppe der Flora Dehler auf dem Tische gelegen. — Und erlebte das ganze, kleine lächerliche Theater der Puppenbeleidigung und des Puppenmutterschmerzes, das viele Jahre zurücklag, aufs neue. Und dann auch weiter den gerechten Verlauf — die Auseinandersetzung und Ausgleichung bei der Herzmutter auf der Ofenbank. Sah immer wieder das kleine Mädchen mit seinen Liebesphantasien zu dem hölzernen Herzschatz vor sich stehen, hörte das Gezeter, das aus gesunder Lunge kam, sah das im Weinen hervorplusternde Kinderschnäuzlein. — Und sah den Milius Stauch daneben als beleidigten Vater. — Und sie betete um Gnade, indes ihre Tränen flossen.

Flora kam in die Küche. „Wo bleibst du denn bloß? Was soll denn das? Du weinst ja!" Ihr Blick, zuerst unruhig, wurde erstaunt und ungehalten. „Bleib nur draußen," sagte sie hastig, „den können wir nicht gebrauche, den Anblick." Sie nahm die Schüssel mit den Eierkuchen und kehrte in die Stube zurück. Und die Tante ergab sich in die Lage und nahm sich des Aufwaschens an. Kam nachher im geflickten Zeug und nahm Abschied. Sie wolle aufs Feld. Man müsse sich schicken, wenn man Tagelöhner habe. Sie hätten noch etwas Futterrüben zu pflanzen. Man müsse dabei sein, sonst fördre es nicht. Mit lächelndem Munde die Hand gereicht als der gesegnete Alltag. Und dabei ihre Gedanken gehabt über die Zivilkleider des Milius Stauch, daß er seine Uniform zu dem Besuch heute, zu dem traurigen Geschäft nicht habe hergeben wollen. Und unterwegs dann wieder ein paar Augen voll Tränen vergossen um das junge Blut, das von den Fangarmen des Schicksals zwangsmäßig gepackt worden sei, ohne Möglichkeit der Gegenwehr.

Am späten Nachmittag trug ihr der Wind ein Räderrollen zum Rübenacker hinauf, und sie sah umblickend unten im Fahrweg das Stauchsche Gespann mit den beiden Männern die Fahrstraße hinabrollen. Dabei bemerkte sie, daß sie miteinander sprachen. Denn Rosamund streckte den Arm und zeigte, und Milius folgte durch Kopfwenden der Weisung. Ja, sie hatten nun ihren Anlauf genommen, daß sie über den Berg der Schmerzen hinwegkamen, der ihr vergangenes Leben von der Zukunft trennte.

Es war kalt, mehr ein wüstblickender Novembertag, denn ein Julitag. Aber die Sonne hatte sich nicht völlig ausschalten lassen, man sah ihren Umkreis unter den Wolken, die den Himmel bedeckten und daraus hervorgehend einen wunderbaren breiten Strahlenfächer, der sich auf dem dickbauchigen Gelagere ausbreitete und bis weit zur Himmelsmitte hinaufreichte. Mit ungeblendetem Auge durfte man das Wunder be-

trachten, denn es war ungrell, von feinstem weißen Geglitzere und durch kleine matte Farbentöne schattiert.

Milius dachte an Helma Habermann und an ihre feinen Spiel- und Verhimmlungsworte. Was würde sie mit ihrem Vogelzwitschern die weiße hübsche Allotria des strahlenstreifigen Himmels bewundern, wenn sie ihn sähe. Ein Lächeln kam ihm, das bald verblich.

Die Fahrt führte im flotten Tempo wieder bergab. Die Bremse knirschte. Hin und wieder tauschten die beiden Männer eine Bemerkung aus ohne Feindschaft und ohne Wärme. Als Saalfeld erreicht war, stieg Rosamund aus. Er führte eine Bankanweisung bei sich, die er morgen ehestens einlösen wollte. Ohne die flüssige Summe heimzukommen, getraute er sich nicht. Da konnte schon einer seiner warten und von ihm verlangen, daß er Rechnung lege.

Milius fuhr weiter. Tief in ihm steckte die Furcht vor falschen Begegnungen. Habermannsche Felder lagen in der Nähe der Fahrstraße. —

Als er daheim angelangt war und die Pferde ausgeschirrt hatte, suchte er die Mutter auf. Sie saß wieder in der Sofaecke zwischen Bettstücken.

Nun werde ihr gut, sagte sie, da sie ihn sehe. Er saß neben ihr und hielt ihre Hand, und sie erschaute, daß seine Haut bleich war und seine Züge abgespannt bei seinen jungen Jahren, und sie nannte leise wieder seinen Namen.

Da nahm er sie in seine Arme und legte seine Stirn auf ihre Schulter.

So hatte er nie bei ihr gesessen. Was ihm an Streicheln und Hätscheln zugeflossen war, das war von der Habermannsmutter auf ihn übergegangen.

Er hob den Kopf, setzte sich zurecht und berichtete mit sachter Stimme.

Es sei nun alles geordnet, er habe sich mit Flora Dehler verlobt. Der Vater komme erst morgen, er müsse auf der Bank in Saalfeld erst abheben. Es wickle sich nun aber alles ohne Schande ab. Freilich binde ihnen Dehler die Hände, aber das sei ihm nicht zu verdenken.

Sie legten sich zur Ruhe. —

Ein paar Stunden nach Mitternacht stand Milius auf und ging ins Freie.

Die Gärten, die auf dieser Dorfseite hinter den Gehöften lagen, fielen alle ein wenig den Berg hinab. Er ging unten an den Zäunen dahin und sah aufwärts nach den Hausfenstern, die dunkel waren. So hinterwärts des Dorfes ging er von Besitz zu Besitz weiter auf schmalem Pfädlein in der weißhellen Julinacht. Als er bei jener letzten Zaunecke angelangt war, wo das ermordete Kind unter dem Stachelbeerstrauch seine Stimme in das Leben, das es, kaum betreten, wieder hatte verlassen müssen, mit leisem Wimmern einmischte, kehrte er schaudernd um.

Der Morgen erhob sich dämmernd aus dem weißhellen Licht der Nacht in das bunthelle Licht des Tages hinüber. Die Kornfelder geisterten und leuchteten weiß, alles an Gartenkräutern schien zu phosphoreszieren. Nur die Bäume standen dunkel da, fremde Eindringlinge oder Schläfer.

Ein Vogel zirpte auf. Von Sekunde zu Sekunde nahm das Licht zu. —

Als Milius von seiner Mutter Abschied nahm, sagte sie: „Soll ich ihr was ausrichte?" Ihre Stimme kam leise.

„Was sollte das sei? —" Und nach einer langen Pause: „Laß nur — —"

Er kehrte in seine Garnison zurück. Schrieb dort am zweiten Tage seiner Helma Habermann seinen Abschiedsbrief. Danach nahm ihn die wohltätige Klammer des Soldatenwesens gefangen. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Den Brief, den Helma Habermann von ihrem Frühlingsjungen empfing, hat keines Menschen Auge als das ihre zu lesen bekommen.

Sie hat ihn auf ihrer Brust geborgen bis zu stiller Stunde einsamsten Alleinseins Denn sie kannte seinen Inhalt wohl, ehe denn sie ihn öffnete. Auf dem Rasenstreifen unter den weiten Eichenkronen, im weißen Dämmerlicht des Abends hat sie den Wermutstrank seiner Worte in sich aufgenommen.

Da lag die kleine Helma Habermann mit dem Gesicht auf dem Rasenboden, von Weinen geschüttelt. Sie klagte dem Heiland das Leid ihrer Schmerzen. Ihr Jugendblumengarten war zerstört worden, ihre Liebeskammern zerstampft, ihre Urfreude ertötet. Seufzer und Wehlaute entschlüpften ihrem Munde. Keine Anklagen oder Verdächtigungen stellten sich ein. Das Schicksal war stärker als der Mensch, das Stückchen Fortkommen war das Herrische im Leben, dem man sich fügen mußte, wenn es seine Forderungen aufstellte.

Es gingen Wochen dahin. Das zerrissene Herz hörte allmählich auf zu bluten. Das Fieber ließ nach. Die Erntearbeit tat das Ihre dazu, das Schaffen bis zur Kraftgrenze. Am Abend freilich kamen allemal die Tränen wieder. Aber der Schlaf lag auf der Lauer, daß ihm seine Rechte nicht verkürzt würden.



Kruppsche Hüttenleute. Gemälde von Prof. Robert Sterl

Den Absagebrief des Milius Stauch, daß er sein Wort nicht einlösen könne, einen ungelenken Brief ohne lindernde Nebenworte, einen von der höchsten Lebensnot anbefohlenen Brief, den zitternde Hände niedergeschrieben hatten, hatte sie verbrannt. Nachdem sie ihn viele Male gelesen hatte. Immer wieder gelesen — mindestens doch an jedem Abend vor dem Schlafengehen zwei- oder dreimal — wenn sie ihn ihrem Leibchen entnommen hatte und ihn unter ihr Kopfkissen bettete.

Nun ruhte er aus, der Brief, und hatte seinen Frieden. Manchmal wimmerte er noch in der Esse wie das tote Kind unter dem Stachelbeerstrauch, wenn draußen der Wind stieß. Nein, sie wußte, es war der Wind — aber sie dachte doch, es sei der Brief, der ein wenig zum Weiterleben verdammt sei, da er allzu großes Herzeweh bereitet habe. —

Der Vater setzte indessen seine Verkaufsbestrebungen fort, die eines Tages glückten. Da hieß es, von der Scholle Abschied nehmen. Er glaubte, von der Stadt aus händlerisch besseres Fortkommen zu haben und siedelte nach Saalfeld über.

Es war im Oktober. Sonntag. Die Sonne schien. Bunte Sträucher prangten an den Hängen, alles Grasige der Böschungen hatte graugrünen Farbenton angenommen. Aber die Wiesen standen kurzrasig und froh.

In kleinen Gruppen weideten Kühe auf dem kräftigen Grün unter Aufsicht ihres Hüters oder ihrer Hüterin, eine Ziegenherde, die ein handfestes Mädchen beaufsichtigte, wurde herzugetrieben, auf der Dorfstraße trottete, von einem Knaben geführt, eine ganz kleine schwarzköpfige Hammelherde daher. Und am Bach entlang trieb eine große Gänsefamilie, die ein Gänter lenkte, ihr Wesen. Der Gänter redete mit seinen Frauen und wies sie an. Und er beschützte sie gegen jegliches daher kommende Ohngefähr röchelnd und zischend mit schlangenhaft gewundenem, lang gerecktem Halse. —

Die Übergabe der Habermannschen Wirtschaft hatte bereits stattgefunden. Die Möbelstücke sollten am andern Tage verladen und abgefahren werden, sie waren in die Scheune gerückt bis auf die beiden Schlafkammern, die noch im Gebrauch waren.

Helfen hatten die Dorfgenossen nicht viel können wegen der Kartoffelernte, die noch spät im Gange war. Aber dieser und jener hatte doch Hand angelegt, vor allem andern der Vetter Michael und die Hesenfrau.

Im Dorfe führte man häßliche Rede, daß die Helma Habermann guter Hoffnung sei. Man solle sie nur betrachten, sagten die Leute. Außerdem lief der Stauchsche Zusammenbruch noch in den Mäulern der Nachreder um. Aber das ging schließlich keinen etwas an, denn der Sohn heiratete die Tochter vom reichen Oehler. Jedoch mit Habermanns —

Es war um Sonnenuntergang. Rötliche Wölkchen befärbten den Himmel, die Berge nahmen violette Töne an. Ein wenig später verhängten sie sich, und es sah aus, als lagere Reif in den Falten. Zuletzt wurde der Himmel grau und das Licht verdämmerte.

Helma Habermann hatte dem zugesehen wie einem Abschiedsschauspiel hinten vom Baumgarten aus. Jetzt ging sie wieder ins Haus und griff mit an.

Als sie beim Essen alle am Tisch saßen, die neuen Besitzer des Anwesens wie auch die Familie Habermann, erbleichte sie und legte ihren Löffel nieder. Ihr Kind hatte sie mit stummer Sprache Mutter genannt. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen, ihre Hände unter dem Tisch gefaltet. Und sie wartete darauf, daß sich das Kind wieder regen solle. Dabei fühlte sie, daß eines Menschen Augen auf ihr lagen und sie befragten. Wagte nicht aufzusehen, wußte aber, daß der Blick, den sie empfand, von ihrer Mutter kam.

Der Himmel war dunkel, die Sterne glänzten. Der Mond kletterte unverdrossen Sprosse um Sprosse am Himmel herauf, aber noch weit gen Osten, unterhalb der Horizontlinie, ohne daß sein Schein bis zur Landschaft heraufdrang.

Helma saß in ihrer Schlafkammer auf dem Bettrand und wartete, daß ihre Mutter kommen solle. Und die trat wirklich ein, als sei es verabredet worden, rückte den Bettschemel herzu und setzte sich. Ohne ihr Kind anzusehen, den Blick gesenkt, faltete sie ihre Hände und begann zu beten. Sie sagte ein Gesangbuchlied her, das der Fürbitte für die Kinder galt. Legte dem Herrgott ihr Kind an das Herz, daß Er es erhalte bei Unglücksfall und Gefahr, daß Er ihres Kindes Fuß nicht gleiten lasse. Fünf Verse umfaßte das Lied, das mit der Bitte um Himmelserbschaft des ewigen Friedens nach sanftem Sterben schloß.

Die Augen der Habermannsmutter blieben gesenkt, ob sie gleich geendigt hatte. Sie wartete, daß Helma sprechen solle.

Eine Minute verrann, noch eine. Sie hörte, daß Helma weinte.

Und dann hörte sie ihre zerhackte, zerbrochene, ganz von Schmerzen zerrissene Stimme: „Mutterle, du machst mich ja tut! Das ist nicht recht von dir! Das dürfst du

nicht! Mein Herze ist mir so schwer, das schleppt ball auf der Erde, daß ich drauf tret. — Und du legst immer mehr derzu. Das reißt mir ja ab. Das — das —" Und sie lag vor der Mutter auf den Knien und legte ihr Gesicht auf deren Hände. —

Küßte — und küßte — und küßte die Mutterhände. Warf ihre Arme zur Mutter auf, daß sie sich bücken solle. Und beichtete. —

Beichtete zuerst alles große Glück, das ihr zuteil geworden, und das, wie nun die Auffassung mal sei bei den Menschen, ihr als Schuld ausgelegt werde. Und das ja auch Schuld sei. Ja doch, Mutterle. Das zugleich aber doch auch Glück gewesen sei. Nix Gottloses! Ganz gewiß nicht, Mutterle! Immer sei ein bissel davon ab ein Engel gestanden. Ganz leise, ein kleines bißchen schlaff und ergeben sprach sie dann vom Abschied, von jenem Abend unter den Eichen, wo das Schicksal daher gekommen sei und ihr Haus zerschlagen habe.

Und dann nun jetzt — wie das nun sei — mit — mit dem kommenden Kinde — wie die Herzmutter das empfangen werde. — Sie werde einen kleinen Prinzen zur Welt bringen, das habe ihr der Herrgott zugestanden. — Und der Herrgott und der kleine Prinz würden die Herzensgroßmutter auf den Händen tragen.

Da lächelte die Habermannsmutter, löste ihre Hände und umfaßte ihrer Tochter Kopf damit. „Dafür bin ich nich, Helma," sagte sie, „für den Prinzen. Ich bin merre für einen handfesten gesunden Jungen, den wir nich brauchen abwarte über seine Windelzeit weg. Und wenn er deine Gesinnung mitbringt, dann ist das gut. Du hast mir noch nix Schlechtes ins Haus gebracht bis itze. Überhaupt", sagte sie und säumte ein wenig, „du bist nicht die Erschte, die ledigerweise e Kindechen kriegt und wirscht nicht die Letzte sein. Da müssen wir uns mit tröste. — Das ist mir noch zehnmal lieber, als wenn ich dich so müßte auf dem Brette liegen sehen vor mir wie deine beiden Brüder. Und das wird der Herrgott schon berücksichtige. — Nune stieh auf, du hast e bißchen viel von deinem Urgroßvater an dir, meinem Vater seinem Vater; der war auch e bissel dichterisch."

Der nächste Tag des Abschieds aus dem alten Wohnorte brachte grobes Wetter, es war boshaft kalt und laut von Wind. Die Herzmutter sah schlecht aus. Denn so sauber und großartig ihr Gewissen auch war, daß sie sich christlich und mütterlich recht betragen habe, so hatte doch der Herzwurm an ihr genagt ihres kranzberaubten Helmakindes wegen. Darüber war sie nicht in die gerechte Schlafecke der sanften Buntheiten gekommen, sondern in die böse Ecke, wo die Alpe hausen, die sich dem Schläfer auf die Brust werfen und ihm den Atem verquetschen, die Bettzaierle und Trottenköpfe. —

Jetzt sprang noch die Nachbarschaft herzu mit kleinen Angebinden oder Versprechungen. Sie würden bringen, wenn sie in die Stadt kämen. Vom Schlachten natürlich, ja, sie würden schon an Habermanns denken. Selbst die heilige Händlerfrau kam, um möglicher, im Zukunftsschoße schlafender, noch nicht ersichtlicher Vorteile willen. Und dann sprang die dürre, kleine, halbverlogene Klatscherin, die Theresie daher. Aber die liebsten, feinsten Menschenkinder, die zuverlässigsten, besten und goldechtesten von allen, die Auslese, das blieben doch der alte fahrige Vetter Michael und die Hefenfrau. Der grobe Wind durchpustete sie, aber sie wankten nicht. Sie machten sich nützlich, wo irgend sie konnten. Und dann ade! ade!

Zwei Nachbarn fuhren die beiden Wagen mit den Möbeln und dem Wirtschaftszeug. Der Schultheiß nahm die Frauen auf seinen Rollwagen, Mutter und Tochter Habermann, der gewesene Bauer Habermann saß mit bei den Möbeln auf. —

In aller grauer Morgenfrühe war die Stauchsche Magd daher geschlüpft, Helma solle einmal aufs Dorf kommen. Die antwortete nach kurzem Besinnen, sie habe keine Zeit dazu. Doch, sagte die Magd, sie müsse kommen. — Warum? — Es erwarte sie doch eins.

Auf der Straße stand Amanda Stauch grau und wankend, dazu ein bißchen krumm von Krankheit. Sie trug ein großes Taschentuch in ihren Händen, in das sie hineinweinte. Unter dem Taschentuch hielt sie eine eingewickelte Schachtel kleinen Umfanges.

Sie wolle Lebewohl sagen, sagte sie. Der Helma Habermann alles Gute für die Zukunft wünschen. Wolle ihr sagen, daß sie alle Abend und alle Tage für sie bete. Und wolle ihr als Erinnerung hier das geben, was in der Schachtel enthalten sei, sie werde schon sehen.

„Was ist das, was da drinne ist?" fragte Mathilde Habermann, die sich dazu gefunden, nachdem sie vom Wohnstubenfenster aus die Zusammenkunft beobachtet hatte.

„Meinem Milius seine ersten Schuhchen, die er gehabt hat," sagte Amanda mit unsicherer Stimme. „Die habe ich aufbewahrt för mein erstes Enkelchen. Die sind mein liebstes Erinnerungsstück aus meinem ganzen Leben."

Und Mathilde Habermann antwortete:

„Die behalte du nur für dich, da sind die wertvoll. För meine Tochter und för mich würde das aber kein Präsent sein. Ich könnte nich för mich einstehe, daß ich för den sein Wohl bete, wenn ich würde die Schühle sehen. Wir machen weiter kene Verwünschungen; aber Erinnerungen wollen wir auch nicht haben. Milius wäre mir ja willkommen gewasen; aber wu itze das su kummen is, daß er ene andere muß heirote, da schneidt das ab. Nune hat er seinen Weg und wir haben unsern Weg." Sie faßte ihre Tochter beim Arme. „Kumm, Helma!" Ihr Ton war in jeglicher Rede kurz und fest gewesen und hatte jeglichen Widerstand von vornherein abgeschnitten. Sie führte ihr Herzenskind von dannen, indes Amanda heimwankte.

In ihrer Kammer, in die sie hastete, stand ein Schächtelchen auf dem Tisch, das eine Erbbrosche enthielt von ihrer Urgroßmutter seligen Angedenkens her. Diese Brosche hatte sie ursprünglich der Helma Habermann als Zeichen ihrer Anteilnahme bringen wollen. Nein doch, zuerst hatte sie an ganz anderes gedacht — an eine einfache kleine Gabe der Nützlichkeit, eine Wäscheleine, im Hinblick darauf, daß Habermanns mit Seilerwaren nicht sonderlich versehen waren. Der zweite Gedanke erst war zur Erbbrosche gegangen. Und ihr dritter hatte sie an die Schuhchen erinnert, voller Rührung über ihre eigne Güte. Und diese Güte war so übel abgefertigt worden.

Amanda Stauch wuchs wieder zurück. Sie verkleinerte sich. Wurde wieder dumm, wieder schwach. Wo sie zuvor so groß und stark gewesen war im stillen Bloßlegen ihrer Muttergefühle — — „Milius . . ." — — Das waren die Glanzstunden ihres Lebens gewesen, ihrer Herzenskraft, die nicht an eigenen Vorteil gedacht hatte, ihre Siegstunden, wo sie obgesiegt hatte ohne beschleicherische Hintergedanken. —

Indessen waren Habermanns unterwegs durch die wüsten Felder. Auf ihrem Kleeacker, der längst abgeerntet war, grünten und blühten noch ein paar Stäudlein weit verteilt. Der Wind wurde allmählich auch ein bißchen gelinder, und hin und wieder schaute die Sonne zur Erde herunter. Aber sie gab den Abziehenden doch kein freundliches Heimatsbild mit auf den Weg. Luft, Licht, Himmel, Erde, Fluß und Siedelungen — alles sah unwillig aus.

Sie kamen in ihrem neuen Wohnorte an, packten ihre Körbe aus, luden späterhin ihren Hausrat von den Fuhrwerken ab, die indessen auch angelangt waren. —

Es dunkelte dann frühzeitig zum Abend hinüber. Zugleich aber setzte der Wind wieder schärfer ein und wuchs an zu orkanartigem Sturm. Der die Menschen packte und an die Häuser drückte. Wolkenbruchartiger Regen ging hernieder.

Die Mutter Habermann sagte: „Das ist merkwürdig, man braucht nicht ans Vieh denke und sich sorge, daß nix passiert, drinne und draußen. Das ist doch ein sonderbarer Zustand. Man haucht so do·e ohne Verantwortung. Man braucht nirgends eingreife. Wie Gott will. Wollen schlofen gehen itze."

⁂ ⁂ ⁂

Als Habermanns ihre Wohnung zurechtgerückt hatten, ihre Stube mit der Wohnküche und den zwei Kammern, nahm Helma Habermann ihr Leben in die Hand. Sie erlernte das fachmännische Ausbessern, Wäschenähen und Kleidermachen, alles im gerechten Nebeneinander an der nämlichen Quelle.

Ihre Lehrmeisterin war eine flinke, kleine, habsüchtige Person, die möglichst viel an Arbeitsleistung aus der Lehrlingin herauszuholen trachtete, sie zu raschem Erwägen und Zufassen erzog und zu draufgängerischer Nadelführung.

Wenn nun darum auch eine städtische Künstlerin der Feinnäherei sich aus dem Bauernkinde nicht entfalten konnte, so wurde doch eine flinke, gerechte Nähterin aus ihr, die eine tadellose Bauernarbeit zustande brachte, an jeglicher Naht, gleichviel, ob sie der Neuanfertigung oder dem Ausbessern diente. Beim Kleidermachen neigte Helma Habermann ein wenig dem Zierlichen zu im Rahmen des Wohlanstandes.

Da sie sich ihrer furienhaften Lehrmeisterin nicht auf jede Stunde des Tages verschrieben hatte, so blieb sie gesund an Seele und Leib und gebar, als ihre Zeit gekommen war, ihr Knäblein, das bald zu wachsen begann. Und das die Züge des Vaters trug.

Den Rufnamen entlehnte der kleine Habermann von seinem Taufpaten, dem Vetter Michael, zum Wohlanstand wurde er von der Großmutter erzogen, und die ganz starke Heiterkeit des gesunden Geistes und Fleisches, mit ihren vielen kleinen Tugenden des täglichen Lebens, lernte er von seiner Helma kennen. Sie hielt ihn zu Wahrheit und Fleiß an ohne Schlaffheit und Übereile, ließ ihn zu gehöriger Zeit seine Händchen falten und hatte eine Rute im Gange, aus Überzeugung sowohl wie aus Erinnerung. Sie saß nun da als eigene Meisterin, nähte, besserte aus und schneiderte. Ihr Heimatsdorf trug ihr die Kundschaft zu.

In den Zeiten des landwirtschaftlichen

Leutemangels aber gürtelte sie ihre Röcke auf zur Landarbeit. Dann schaffte sie auf der Scholle, der schon die Arbeit ihrer jungen Kindheit gegolten hatte, oder in den benachbarten Wirtschaften. Blieb in der Natur. Sprach mit der Ackerkrume. Lernte neue Liedstrophen der Lerchen kennen.

Sie war zufrieden mit ihrem Tagesverlauf und mit ihrem Lebenszuschnitt. Hatte ihr Kind als Schatzzuträger immer neuer Freuden und als Erinnerung an Glücksstunden, deren Fortsetzung das Schicksal verboten hatte.

Mit großem Gewinnst war sie aus dem Zusammenbruch ihrer Hoffnungen hervorgegangen. Denn auch das Bildnis ihres Frühlingsjungen war ihr verblieben, der in keiner Weise schuldig oder treubrüchig war.

Sein Leben war von höherer Macht anders eingeschaltet worden. Sollte er wehklagen darüber? — seinen Tagen die sachte Freude, seinen Nächten den Schlummer nehmen? — seine Arbeitskraft schmälern, seine Gesundheit untergraben und zu Falle bringen? — unnutzbar werden? — Nein, das wollte die kleine Helma Habermann nicht.

Als ihr Kind geboren worden war, hatte Oehler die Geldfrage geordnet. Er hatte das Wochenbett bezahlt, den Jungfernkranz und die Erziehungsgelder.

Dieses Kapitälchen war für den kleinen Michael zinstragend angelegt worden. Hing keinerlei Schmach daran, daß der Vater des Kindes einen kleinsten Teil der Marschkosten des jungen Erdenbürgers auf sich nahm. In kleinen Sümmchen kamen die Patengeschenke, das „Eingebundene" dazu, und dann späterhin fortlaufend Ersparnisse der Helmamutter. Denn dem Michael Habermann sollte nach jeder Himmelsrichtung hin eine Pforte in den Luftraum geschlagen werden.

Aber schon als dreijähriger Bub entschied er sich. Er knüpfte eine große Freundschaft mit dem Schlosser Magnus Klötzer an, einem jung verheirateten Handwerksmann aus der Nachbarschaft. Pochte und rappelte in der Schlosserei umher und stieg im Laufe der nächsten jungen Jahre hurtig auf zum gern geduldeten Zureicher.

Helma Habermann hatte den Schaden von der Freundschaft zu tragen, denn ihr Jungchen lief ständig in schwarz angeblaktem Zustande daher, der nur Sonntags einer bürgerlichen Helle wich.

Aber es wurde ein tüchtiger kleiner Kerl aus dem Büblein, ein munteres Lebeweslein, das eine kleine Dämmung als Vatererbschaft in sich hatte.

Als der Michael Habermann fünf Jahre alt war, starb des Schlossermeisters Magnus Klötzers Ehefrau, die ihm keine Kinder geboren hatte, und um ein knappes halbes Jährlein später fragte der Meister, behufs der Übernahme des Pöstchens einer Frau Meisterin, bei der Helma Habermann an. Der Michael sei mitzubringen und solle als des Meisters Klötzer Erstgeborner gehalten werden, wie viele Kinder ihm die liebe Ehefrau auch sonst noch bescheren möge. Wolle er sich auch außerdem von vornherein verpflichten, sich der Frau Meisterin in allem, was Haus, Vieh- und Gartenwirtschaft anbelange, einzufügen. Wobei zu bemerken ist, daß sein Häuschen im Untergeschoß durch die Schlosserei eingenommen wurde, und daß es im Obergeschoß drei Fenster breit war. Sein Viehstand setzte sich aus zwei Ziegen und etlichen Kaninchen und Hühnern, dem sich ein Schlachtschweinchen beigesellte, zusammen, und seine Garten- und Landwirtschaft bezog sich auf einen Pachtacker bescheidenen Umfanges und einen Schrebergarten, deren Erträgnis, was Kartoffeln und Gemüse anbelangte, für den Haushalt von Menschen und Vieh ungefähr zureichen mochte.

Helma Habermann lehnte den Antrag ab. Sie sagte dem Manne, daß sie überhaupt nicht heiraten werde. Daß sie aber — — und nun folgten Zusicherungen der guten Nachbarschaft.

Und zu guter Nachbarschaft hielt die Familie Habermann in der Folge den Meister Klötzer an. Sie litten nicht, daß ein Gefühl des Gekränktseins in ihm hochkommen konnte. Eins und das andere machte sich bei ihm zu schaffen. Sie sprangen ihm auch bei mit gelegentlichen Zureichungen, mit Aushilfen auf seinem Ackerland und in seinem Gärtchen, und der Junge war sein Leibdiener und Freund.

So ergab er sich denn mit der Zeit in eine andere Heirat, der gegenüber die Freundschaft der Habermannsleute weiter bestand.

Bei der Helma Habermann aber riß die Anfrage zur Ehe nicht so bald ab — nur daß sie nicht hervorging aus Vorliebe für ihre Persönlichkeit und aus Werteinschätzung ihrer Vorzüge, wie dies beim Nachbar Klötzer geschehen war.

Eine andere Macht war hier im Spiele — sie hatte einen Zuweiser.

Dem Milius Stauch lag daran, sein gewesenes Schätzchen zur Ehe zu führen. Darum brachte er seine Empfehlung an, wo irgendein wohlgeordnetes Mannsbild in seinen Gesichtskreis trat, ein ungelenker Bursch oder ein Witmann jüngerer Jahre, wert als Stützer für ein Mädchen wie Helma Haber-

mann. Er empfahl sie an wie eins eine kaufmännische Ware empfiehlt, ohne daß die eigene Vorliebe vergangener Tage zum Ausdruck kam. Sie sei sehr flink, sehr fleißig, gänzlich unzänkisch und so weiter.

Er war in anderen Erdboden verpflanzt worden, und es ging ihm wohl. Seine Ehe war eine gute; die ihn umgebenden Verhältnisse waren wohlgeordnet. Seine Frau hatte ihm im Verlauf der ersten sechs Ehejahre vier zarte Töchter geboren. Die sie verständig erzog, indem sie der Tante Bertha ein wenig freie Hand ließ zu gemütvollem Unverstande.

Seinen Sohn aus seiner Liebeszeit mit Helma Habermann kannte er nicht. Er wußte jedoch, daß es dem Kinde der Helma Habermann in nichts, was Liebe an Versorgen bereiten konnte, fehlen würde.

Seine Mutter war im ersten Jahre seiner Ehe gestorben. Darauf war dem Vater nach dem Verkauf des Gutes, der bald danach erfolgt war, eine Art Heim bei Dehlers Bruder bereitet worden, demselben, der das ursprünglich Dehlersche Anwesen erworben hatte, den Besitz, wo Flora Dehler, ein Kind noch, fast den Tod gefunden hätte.

Hier half Rosamund in der bescheidenen Landwirtschaft und beim Destillieren der unterschiedlichen Mixturen. War nicht mehr der Holzhändler Stauch, sondern einfach der Hausgenosse. Vergrämelte darüber und wurde ein zänkischer Mann. Und er rückte nach unten hin mit Rock und Schuh, dem Kamm und dem Waschnapf und allem, was sonst noch dazu gehörte. Späterhin wurde er auch so einer, der angetrieben werden mußte, und so einer, der insgeheim sein Schnäpschen nahm. Sein Sohn war ihm ein fremder junger Mann mit Veranlagung zur Tüchtigkeit. Den Schwiegervater seines Sohnes haßte er. Seine Enkelkinder waren dumme Puppen für ihn — alle vier in roten Kleiderchen, alle vier in blauen Kleiderchen, alle vier in weißen Kleiderchen, alle vier mit denselben schmalen Köpfen, grauen Augen und spindeldünnen Beinen. Er verkam doch im Verlauf der Jahre ein bißchen.

Aber er hatte einen Schulmeister über sich, der ihn gelegentlich zurechtschob — die Tante Bertha. Sie kam alle paar Wochen einmal vom Berge herunter und nahm seine Rechte wahr. Die Dehlers sollten merken, daß es einen gab, der ihnen auf die Finger paßte und nicht litt, daß sie dem Vater Stauch seine Grenzpfähle verrückten.

Und der Vater Stauch sollte merken, daß eins sich um ihn kümmerte mit einer gewissen verwandtschaftlichen Anteilnahme. Sie sah seine Wäsche nach, sie paßte den Knöpfen an seinen Anzügen auf, sie nahm seine Kammer in Augenschein. Trug ihm immer ein Päckchen zu, das Leckerbissen enthielt. Fragte ihm auch seine Beschwerden ab. War der gute Geist der Güte und Nachsicht, der Ordentlichkeit und Gerechtigkeit.

Er wehleidete ein bißchen. Da ein Kratzerchen am Kopf. Die Tante lachte über den alten Pimpelkasten.

Ob er sich gestoßen habe? fragte sie ihn. — Ja, ja, gegen einen Nagel habe er sich gestoßen. Ein ganz tiefes Loch müsse da sein und eine lange Schramme.

Die Tante lacht ihr gluckerndes Frauenlachen. Holt einen Napf mit warmem Wasser und seift den Schaden aus. Ihre Seifung erstreckt sich über den ganzen Kopf samt den Ohren und dem Nacken. Dem unseligen Rosamund Stauch treibt die Suppe über die Augen, und er nimmt seine Tatze und verhilft auch seinem Angesicht zu bürgerlicher Reinlichkeit.

Nun, und die Wunde? fragt er. — Die Tante lacht wieder. Erbsengroß, aber beileibe nicht so tief, und der Riß, ehrlich gerechnet, nicht über Zentimeterlänge. Ganz groß und weltklug sieht sie auf das Jammerläppchen von einem Mannsbild hinab.

Dabei taucht plötzlich die Gestalt des früheren Rosamund Stauch vor ihrem inneren Auge auf, des heiteren, unternehmenden, wohlbeleibten Mannes mit der im Lachen hüpfenden Wange. Und ihre Seele erschrickt. Und das krampfige Spiel ihrer Lippen stellt sich ein, das den Schmerz zurückhalten und das Weinen hindern will.

Alle Leute tragen ihren Leidpacken. Die Tante Berta könnte sich seiner entschlagen; denn sie lebt nicht ungern bei ihrem Bruder im großen, geordneten Betrieb einer aufwärts führenden Lebenshaltung, verwitwet wie sie ist, ohne Kinder und sonst näheren Anhang. Denn sie hängt doch an der jungen Hausfrau, die sie erzogen hat, und die fleißig und verständig ist, ihren Kindern eine sorgsame Mutter und ihrem Manne eine Frau, wie sich's gebührt. Sie zankt nicht und macht ihm nicht mit Eifersüchteleien das Leben schwer. Sie sprechen sich aus, wenn sie verschiedener Meinung sind. Aber sie werfen keine Türen im Unmut und sagen sich keinerlei Häßlichkeiten.

In der Stunde, in der die Tante Berta zuerst daran gedacht hat, daß das Leben Ausgleiche bringe, dem, der allzu schwere Lasten zu tragen hat, einen ihn stützenden Freudenbringer, und so in dem Maße weiter ins Wirtschaftliche sowohl wie ins Menschliche hinüber — in der Stunde hat sie einen Packen der Sorge auf ihre Schulter genom-

men. Denn sie mißt nun aller Menschen Schicksale mit dieser Elle.

Und fürchtet jetzt den Ausgleich hier fürs Haus. Fürchtet ihn selbst für den Milius Stauch, der zwar in der Notlage war, aber doch in seinem Schritt nicht nachgelassen hat. Der von der Putzstube seiner Jünglingsjahre in die Putzstube seiner jungen Mannesjahre getreten ist, von einer besetzten Tafel zur anderen. Der niemals ausgesehen hat, als ob er Seufzer unterdrücken müsse.

Ein wenig als Sünde rechnet sie ihm die Fremdheit zum Vater an. Obgleich sie zugeben muß, daß es für den Alten besser ist, er hat sein Reich an anderem Orte. Wo sein Anblick nicht allstündlich die Erinnerung weckt, an das, was er zertreten hat. Wo seine ganz schwere, lange Rechnung, die er nicht hat zahlen, seine Lebenszusicherung, die er nicht hat einlösen können, nicht immer aufgeschrieben an der Wand hängen.

Ein kleiner Ausgleich im Sinne der Tante Berta ist dem Milius indessen doch bereits geworden. Seine Frau hat ihm keinen Sohn beschert.

Aber seine vier Mädelchen sind allerliebste Kinder, zierliche Dinger mit einer unheimlichen Ähnlichkeit zueinander. Gutgeartete Töchterchen mit angeborenem Verständnis für das praktische Leben. Keine Ausbünder nach irgendwelcher Seite hin.

Insgeheim lacht die Tante darüber, und sie hat die vier kleinen Mädchen alle lieb, wie sie sind. Und verzieht vom Herz- und Seelennerv aus ein bißchen an ihnen und vertieft die kleinen Unterschiede. So daß aus den vier roten oder blauen oder weißen Püppchen sich schließlich ein „Junge" entwickelt und eine „Sachte" und ein „Feinesbißchen" und ein „Brummlippchen". Aber alles mit haarscharfen Augen in bezug auf die Unterschiede gesehen. —

Als der Stauchsche Haushalt damals auseinander fiel, das Gut in Stücken verkauft worden war und Rosamunds Umsiedlung bevorstand, geschahen die notwendigen Aufräumungen, sowie die kleinen Verkäufe an Hausrat und dergleichen Tagessachen unter der Beihilfe der Tante Berta.

Dabei geriet sie unter die Dorfgenossen. Kam mit der Hesenfrau und dem Vetter Michael zusammen, dessen Schräublein sich indessen noch ein wenig mehr gelockert hatte. So daß er nun redete, ohne daß er einen Satz zum gerechten Ausklang brachte. Er schwatzte vielmehr von einem ins andre hinüber. Machte endlich Schluß, wenn er merkte, daß seine Worte ohne Wegeziel dahertrieben, und lächelte zu seinem Unvermögen.

Es sei schlimm, sagte er, wenn man alt werde. Er könne doch bald nichts mehr erzählen, da sei immer etwas, das ihn ablenke auf andre Reviere. Früher habe er über die Leute gelacht, die keine Sache zu Ende brächten, die immer vom Hundertsten ins Tausendste sprängen. Jetzt erst merke er, daß das Schräublein daran schuld sei oben im Uhrwerk. Und es sei sehr schade, daß es keinen gebe, der hineinfassen und das Schräublein wieder festziehen könne.

Die Tante Berta hatte Vertrauen gefaßt und stellte ihre Fragen mit aller lieben heimtückischen Schlauheit. Hier wären früher doch auch die Habermanns gewesen, wo die denn eigentlich geblieben wären?

Ach, in Saalfeld, antwortete der Vetter Michael. Ja, da wohnten sie.

Was denn der Habermann, der doch Bauer sei, in Saalfeld treibe?

Der Habermann, antwortete der Vetter Michael, habe ein paar kleinere Handeleien mit Holz gehabt. Ja, so sei das wuhl gewesen. — Bei dem einen Handel habe er schön verdient, bei dem zweiten habe er das Verdiente aber wieder zugesetzt, und beim dritten Geschäft habe er hinterher geschmissen.

Und jetzt nun?

Was sie denn meine? Ach so, dem Habermann wegen. Er handle also mit Vieh. Ja, was sich so gerade darbiete. Einem habe er sein Pferd verkauft. Der Handel sei ganz gut abgegangen. Er habe auch schon Kuhhandel gemacht. Und dann habe er ausländische Ziegen kommen lassen. Ja, das sei also so gewesen, daß er bei dem Holzhandel, wu er zugesetzt habe, doch a bissel erschrocken sei. Man denke doch immer noch an Stauch, wie der gestürzt sei. Und nun müsse er aber gehen.

Der Vetter Michael hatte um einen Schrank gehandelt, der ihm zugefallen war. Die alte Hesenfrau handelte um eine Truhe.

Die Tante fragte nach der Frau Habermann, wie es der mit der Gesundheit ergehe.

Heinerjette entgegnete: ihre schadhafte Stelle habe sie freilich behalten. Das wisse keins, wo die stacken möge. Denn die Arbeil bringe sie nicht hen, so viel habe sie nicht. Aber wenn man überhaupt so nicht viel tauge, da mache einen jeder Drack alle.

Und dann kam die Aussprache.

Die Tante solle nicht dumm tun, sagte die alte Heinerjette, als wisse sie nix. Das mit der Helma, daß sie ein Kind habe. Er heiße Michael nach dem Vetter, der auch sein Pate sei. Sie könne der Tante bluß sagen: wenn Milius Stauch die Helma geheiratet hätte, da hätte er ene Frau dran gekriegt, mit der er hätte Galle konnt machen,

merre wie mit der, wo er schließlich erwischt habe. Und sie erzählte, wie die Helma nähe. Und wie ihre ganze Gesinnung und Aufführung sei. Das sei eine Feste, sagte sie. Heiraten wolle sie nicht, habe sie gesagt, ihr Kind, das genüge ihr, habe sie gesagt. Außerdem habe sie noch ihre Herzmutter und ihre Arbeit, habe sie gesagt. Ja, so habe sie wirklich gesagt. Und das reicht zu, sagte die alte Hefenfrau. Die beschwere keinen. Die trappe bald amal her, wenn eins in der Not sei, und fasse mit an. Und das Jungechen, das sei ein prächtiges Kerlchen, das sei ein Prinz. „Er hat dem Milius sein Gesicht," sagte die Hefenfrau, „aber so, daß er'sch nich gleich verrät. Wenn mer'sch weiß, da is man balde dahinter, wo er seine Züge her hat. Aber weiß mer'sch nich, da kann man freilich die Adresse nicht angeben."

So hatte die Tante alles erfahren, was sie wissen wollte. Und sie dachte in der Nacht darüber nach, ob sie nicht mit der Helma Habermann in Verbindung treten könne. Aber das ging nicht an. Die Tante Berta gehörte in das Raubnest der Feinde.

Der Tag brachte neue Arbeit und schließlich den Aufbruch.

Und dann sah der gute Hausgeist der Oehlers, wie das häusliche Leben des jungen Ehepaars oben im behäbigen Laborantendorfe immer im gleichen gehaltenen Ton des besten Einvernehmens dahin lief, immer in aufsteigender Linie der geschäftlichen Erfolge und des wirtschaftlichen Aufschwunges sich bewegte. Wie keine schweren Fehlschläge eintraten, keine Unglücksfälle das Haus überfielen. Wie keinerlei Ausgleich sich vollzog.

Sah Einigkeit der Ansichten und Stimmungen. Sah gern getane Arbeit und froh verlebte Feierstunden, die durch das wachsende Ansehen noch gewürzt wurden. Milius Stauch paßte zwischen die Oehlers, als ob er in derselben Form wie jene gegossen worden wäre.

Aber die Tante Aurele Frischauf paßte nicht hinein und war doch aus ihrer Familie hervorgegangen. Ihr verstorbener Mann war Müller gewesen. Die Mühle hatte der Schwiegersohn übernommen. Nun lebte sie als Rentnerin, wo es sich eben machte. —

Die Frau war eine Großmutter ohne Naturbestimmung. Ihre Enkelkinder und sie selber wußten nichts miteinander anzufangen. Sie war ein Marterwerkzeug der Menschen, mit denen sie zusammenhauste. War ein Clown, der jedes Wort durch Grimasse zu einer Drolligkeit machte.

Sie hatte ihre eigene kleine Wohnung etwa in der Mittelentfernung ihrer Lieben. Aber sie flüchtete nur dorthin, sobald sie Unfrieden angerichtet hatte und es in ihrem Interesse lag, abzurücken.

Dann sahen die Nachbarn in ihrem Wohndorfe, wie sie putzte und scheuerte und ihre zwei Stuben von Grund aus aufwühlte. Genossen eine, ach, nur kurze Weile ihre unterhaltende Anwesenheit.

Denn die Tante Aurele hatte ein hilfsbereites Gemüt, das aus ihrer kleinen Häuslichkeit hinaus nach Betätigung drängte.

Sie war fleißig bis zur Teufelei.

Wenn sie ihre drei, vier Bekannten und Verwandten besuchte, unangemeldet und uneingeladen, streifte sie gleich die Staatsröcke ab und ging zum Arbeitsgewand über. Nahm als Gegenleistung die Beköstigung an und gewisse notwendige Gaben, auf die sie durch Hinweise aufmerksam machte. So zum Beispiel, wenn sie Holz oder Erdäpfel gebrauchte. Wenn aber die Geber ihre Lieferungen schließlich ehrlich zusammenrechneten, hatten sie die von der Tante erfahrene Arbeitsleistung nicht zu hoch bezahlt.

Die Abnutzung ihrer selbst jedoch, ihres Ausruhverlangens, durch die unbarmherzige, keinen Augenblick aussetzende Clownerie, die niemals abgelehnt werden durfte, wuchs sich ins Aschgraue aus. Und dann der Unfriede, der mit einem Male da war, und der Ärger, der immer abtropfte.

⌘ ⌘ ⌘

Habermann wäre mit der Zeit ein vermögender Mann geworden, wenn er sich besser gehalten hätte. Aber ihn hatte eine Gier nach Verdienst erfaßt, die ihn nicht an seine Gesundheit denken ließ.

Er wollte überall seine Hände im Spiel haben, bei jedem Ordnungsverkauf und jedem Notverkauf. Keine Kuh, kein Pferd in seinem Umkreis sollte tunlichst seine Krippe wechseln, ohne daß er seinen Händlerverdienst dabei eingesackt hätte. Von eigenen, größeren Käufen, im Holzhandel zum Beispiel, hielt er sich fern, seit dem einen Mal, wo er seinen Säcker ungut geschädigt hatte.

Sonst war er nicht unzufrieden mit seinem Leben.

Keine ins Breite gehende, nie abreißende, wirtschaftliche Betätigung wartete seiner und nahm ihn in die Sielen, kein Pflügen, kein Säen, kein Ernten, keine Mistfuhre, keine Holzarbeit, keine Handgriffe am ungehorsamen Innenbetrieb bei bröckelnden Wänden und hängenden Türen.

Auch die Krankheiten seiner Frau regten ihn nicht mehr auf. Denn es fanden keine Arbeitsbeklemmungen dadurch statt. Sie war jetzt die Frau im Großvaterstuhl, die arbeitete, soweit ihre Kräfte ausreichten. Und

von deren Ach und Weh nur wenig bis zu seinen Ohren drang.

An seinem Enkel hatte er Freude. Der Kerl war nicht unfolgsam, und seine Schreib- und Rechenbücher sahen sauber aus. Feile und Schraubenzieher aber handhabte er wie ein Alter. Da war zum Schluß noch alles besser ausgelaufen, als wenn der Heiratsüberfall mit dem Löser damals geglückt wäre.

Er hustete. Seine Tochter brachte ihm Tee. „Du hast die ganze Nacht gehustet," sagte sie. „Du mußt das mal auskoriere. Leg' dich wieder ins Bette, daß du warm bleibst. Heute wird daheim geblieben."

Nein, er habe eine Verabredung, seine Tour, die er zu machen habe, sei lang.

Die Hauptsache sei, daß er gesund bleibe, antwortete Helma. Er habe eine schlechte Gesichtsfarbe.

Habermann steckte seine Zehrung ein und ging. Es war kalt, Ausgang Oktober. Mit ihren bunten, blattarmen Laubkleiderfetzen standen die Bäume und Sträucher überall an Wegen und Böschungen, auf Bergen und Feldern. Der Laubfall raschelte, das sachte Lösen und Schweben und Auffallen der sinkenden Blätter auf den Erdboden. Der Himmel war voll brüchiger, heller Wolken, die hurtig segelten. Schwarze Massen nahmen ihre Stelle ein, zogen den hellen, brüchigen nach, die aus der Blickweite entschwunden waren, und machten einer unweißen, parchenen Decke Platz, die sich über den ganzen Himmel ausbreitete.

Plötzlich aber leuchtete es in dem unwirschen, suppigen Licht, in der unwirschen, suppigen Landschaft irgendwo auf, und eine Baumgruppe zeichnete sich ab mit leise im Luftzug spielenden Blättern, in Gold geschnitten alle miteinander, in Blaßgold, Dukatengold, Rotgold, Grüngold. Und die Stämme der Bäume hatten eine Politur, die ihnen sonst nicht eignete. Mit einem langen Strahl spielte die Sonne hinüber durch eine undichte Masche im breiigen Wolkenbehange. Stellte mitten in die kalte Wirklichkeit einen Zipfel Märchenfarbe.

Habermann sah es, er war nun schon zwei Stunden unterwegs mit kurzen Zwischenräumen, die allemal den Gasthöfen der Dörfer, durch die sein Weg ihn führte, gegolten hatten. Die ihn daherkommen sahen, kannten ihn und kamen mit ihren Ansuchen von selber hervor — das Pferd, die Kuh, ein Zipfel Holz, ein Zipfelchen Land, eine Ziege, ein Stallhasenpaar. Er betrog nicht. Aufpassen mußten sie aber doch. Denn er schröpfte sie ein bißchen mit kleinen Nebenlieferungen, mit Speck und Wurstproben. Wenn eins Land verkaufen wollte, hatte er beim Habermann schlechtes Gehör. Dazukaufen solle der Bauer, aber nicht davongeben; so war seine Rede. Aber die heutige Generation habe im Arbeitseifer leider nachgelassen. Er hatte lange vergessen, wie sehr ihm selbst die Arbeit zuwider gewesen war. Kam sich vor wie der Mann auf der Leiter mit weitem Ausblick.

Helma war öfter mit ihm gegangen. Dann waren sie auch an Sonntagen mit dem Jungen, als drittem Mann, hierhin und dorthin gewandert. Und ob der Alte gleich immer sein Geschäftliches im Kopfe gehabt hatte, so hatte er doch auch gelegentlich den Reden der Helma zugehört, dem bunten Kram, der sich wie Spielzeug anhörte.

Es war merkwürdig, wie oft er heut an sein Mädel dachte. Sie war eine helläugige, alltagstüchtige Person bei aller Märchenrederei. Rasch wie ein Mann nahm sie Stellung zu jeglichen Lebenslagen.

Er dachte an den Treubruch des Millus Stauch, der nun zwölf Jahre zurücklag, an die Geburt ihres Kindes — wie gründlich sie alle Folgerungen anerkannt hatte.

Noch weiter zurück pilgerten seine Gedanken, zu ihrem Kampf um ihre Liebe. Sie hatte harte Auflehnung betrieben, solange Erfolg zu hoffen gewesen. Als aber das Schicksal seine Paßkarte vorgelegt hatte, da hatte sie seine Rechte anerkannt ohne Besinnen und ohne Gemähre. Kein Geseufze hinterher, keine Hausfriedensstörung.

Die Witterung belästigte ihn, das Kalte, Unfreundliche, Feuchte. Sonst hatte ihn ein bissel Regen und Luftzug nicht angefochten.

Er dachte, daß er lieber hätte daheim bleiben sollen. Aber er lief seine Strecke ab. Erledigte, was sich bot. Hatte schließlich ein bißchen was im Rucksack und was im Beutel, eine anständige Tageseinnahme nach nicht unbescheidenen Begriffen.

Und am Endpunkt seiner heutigen Wanderschaft harrte seiner eine Aussicht auf ein Geschäft, das mehr ins Breite gehen würde.

Er saß im Gasthof hinter einem starken Punsch. Nebel zogen durch seinen Kopf, Betäubungsgeister fielen über seine schlappen Gedanken her und erdrosselten sie, Hitze und Kälte stiegen in ihm auf und jagten einander. Drei stramme Laufstunden waren es bis nach Saalfeld hinab. Seine Mattigkeit sagte zu ihm, daß er diese drei Wegstunden nicht überwinden würde. Liegen bleiben unterwegs. Oder abirren, so einfach der Weg war.

Er blieb über Nacht. Hustete. Fieberte. Dachte an seine Tochter und ihre verschiedenen Heiratsanträge, wie sie in jeder Heiratslage, ob hoch, ob tief, ihren Platz aus-



Bildnis

Gemälde von Carl Horn

(Glaspalastausstellung München, 1920)

füllen würde. Er sah sie im Sonntagskleid mit dem Hut und dem modischen Firlefanz; keine Dame konnte sich geschickter drehen und aufführen, keine Frau Doktor oder sonst dergleichen. Und so spukte sie weiter vor ihm her bei allerlei Verrichtungen, als Schafferin in der Landwirtschaft und als Schafferin im Heimwesen, bei der Krankenpflege, wie bei der Kindererziehung ihres Sohnes Michael. Seine Gedankenkammern taten sich auf und ließen ihr Bild hervorgehen bei längst vergangenen Begebenheiten. Auch sein Herz gab den Anstoß dazu. Denn er liebte seine Tochter doch. Es ist Liebe, wenn man immer einverstanden ist.

Der Kranke schlief ein und träumte, er solle seiner Helma einen Ehemann verschaffen, der zu ihr tauge. Da machte er sich als Vater auf und lief und lief — und suchte einen Mann in schweren Nöten, wohlverstanden, einen Mann, der sich in schweren Nöten befand.

Er fror und fieberte und hustete und schlief. Ganz spät erst stand er auf.

Saß in der Gaststube und zögerte. Es war derselbe Gasthof, allwo er vor langen Jahresläufen mit dem großartigen Beckmann, der bald danach seinem Leben ein Ziel gesetzt hatte, und dem großartigen Rosamund Stauch in Erwartung kommender Geschäftsverbindung beim Skat gesessen hatte.

Der Wirtsalte lebte noch. In ganz beschränktem Maße bastelte er auch noch. Er war ein dürrer Haufen Scheelsucht und Scheltsucht, der seinen Leuten das Leben schwer machte.

Seine Frau hatte vor nun sechs Jahren den Erdenstaub aus ihren Röcken geschüttelt und war aufwärts gepilgert. Sie war gar nicht einmal ungern gegangen. Und es liegt doch sonst im bäuerlichen Charakter, daß eins lieber auf der Scholle bleibt, solange nicht seine letzte Lebensneige ausgetunkt ist.

Der Schwiegersohn war auch gestorben.

Nun saß die Tochter allein mit dem Alten, und ihre Lebensgeister rangen mit ihr, die Lebensgeister, die zum Gleichmaß drängten, und die andern Lebensgeister der Roheit, die mit groben Schritten einhergingen und Platz schaffen wollten.

Habermann sprach mit der Frau. „Du mußt wieder heirote;“ sagte er, „daß du den Anhalt nicht ermangelst. Ich will mal umhorche. Wie ist denn dein Zuspruch?“

Sie nannte Namen.

Er verwarf und belobte.

„Das ist nix für dich,“ sagte er. „Der hat enen großen Ton im Kopfe, aber dahinter stackt nix. Den laß abfahre. Den andern aber — —“

Da erhob sie Widerspruch.

Habermann jedoch blieb bei seiner Rede. „Wo es sich um Heirat dreht,“ sagte er, „da ist man nicht so voreilig, da prüft man, gelte, nicht wahr? Das siehst du den Mann gar nicht an, was der for Geist hat. Er sieht so bieder. Aber es stackt drinne. Der würde dir nicht lossen zu nahe treten. Der würde die Zügel in die Hand nehmen. Da würden deine guten Täge erscht anfangen — wenn du sonst deiner Pflicht nachkommst. Dem Alten würde er seine Grenzen ziehe, wo er nich drüber weg därf. Und das tut not. Du mußt e bißchen einträglich sein, wie es nach deinem Vorteil ist. Bloß das schöne Gekucke, das hat keenen Zwack. Pack du nur zu und nimm den Mann. Hinterher bist du geborgen. Und Liebelei macht er auch mit dir. Da läßt er's nicht dran fehle. Das liegt doch drinne in den Mannsen, das Zuvorkommende. — Mir ist schlecht,“ unterbrach er sich — „man fürcht' sich vor'sch Raustreten.“ Er begehrte noch einen Kognak. Trank, hustete, schüttelte sich. Hörte einen Schritt und eine Stimme und sagte mit tiefem Aufatmen: „Das ist meine Tochter.“

Ja, es war Helma. Das schlechte Aussehen des Vaters, dazu der Umstand, daß er am vergangenen Tage nicht heimgekommen war, seiner Versicherung entgegen, hatten sie hergetrieben. Dorf um Dorf hatte sie ihm in den Gasthöfen nachgefragt. Im Korb, den sie auf dem Rücken trug, hatte sie seinen dicken Mantel.

Jetzt ordnete sie an, es werde gefahren, nicht zu Fuß der Weg zurückgelegt.

Nahm keinen Widerspruch an.

Und Habermann war der Mann in Nöten, der in ihre Hand fiel und geborgen war.

Das Gespann wurde beschafft. Klapperbeinig nahm der Mann seinen Platz auf dem Hintersitz ein. Seine Tochter kam an seine Seite. Zog den Mantel fest um den Vater herum, kippte ihm den Kragen hoch.

Habermann fühlte das Wagenrattern. Seine Gedanken stellten die Arbeit ein.

Er hatte beide Hände in die Manteltaschen gesteckt. Seine Helma umfaßte seinen Arm, hielt ihn daran und stützte ihn.

Mit der Zeit kamen sie heim.

Helma schaffte den Vater vom Wagen, brachte ihn in die Wohnung, zog ihn aus und behandelte ihn so, als ob er ein Kind wäre. Rückte ihn im Bett zu seiner Bequemlichkeit, rieb ihm die Füße warm. Die Frau kochte einen starken Kaffee, den sie mit zitternden Händen herzutrug.

Und dann wechselten Tag und Nacht. Sie kamen und gingen, indem eins von ihnen auf die fahle Schleppe des andern

trat. Die Tage des Oktober schöpften sich aus, der Mond rundete sich. Sein Licht fiel durch die Fenster und die Gardinen mit greller Ausdringlichkeit in die Krankenstube.

Da faßte Habermann nach der Hand seiner Tochter und sprach mit ihr.

Es war eins hinter ihm, das ihn sozusagen vorwärts schob auf das unbekannte Gottesland zu.

Er wäre viel lieber zurückgeblieben. Hätte viel lieber hier unten auf der Erde noch ein wenig seinen Wohlstand gemehrt. Hätte gern seine Gedanken noch pilgern und springen und Möglichkeiten gebären lassen. Wäre auf seiner Überlegenheitsleiter gern noch eine Sprosse höher gestiegen. Und hätte gern noch ein bißchen seine sachte Freude gehabt an seinem Mädel im Firlefanz und an seinem hellwachen Enkelsohn. An all der Wohlgesittetheit dieser kleinen, flinken Mädelmutter und ihres Kindes. An ihrem ganzen inwendigen Knochenbau und an ihrer Unerschrockenheit, die aussprach, was sie dachte an Tapferkeiten. Und schließlich doch auch ein kleines bißchen an ihrem bunten Redeunfug, an der Verbrämung des Alltags. Sie stand doch auch auf einer Leiter. Ja, das stand sie.

Er hielt ihre Hand. Wollte ihr noch Wegweisung für die Zukunft geben. Fand aber die Worte nicht mehr dazu.

Seine Frau kam, sah ihn und begann den 90. Psalm herzusagen: „Herr du bist unsere Zukunft für und für."

Er antwortete etwas mitten in ihren Vortrag hinein. Nichts vom Bauern Habermann haftete seiner Stimme mehr an, weder von dem früheren, noch von dem jetzigen, nichts von dem verkniffsten und verknitterten Wirtshausspringer, der seine paar Kräfte im Dienste von Hof und Scholle zu täglicher Plackerei nicht hatte hergeben wollen, nichts von dem Geschäftling, dem kletternden Leitermann, der mehr Kopf geworden war. Es sprach etwas Schlichtes und Junges aus seiner Rede, sein kleines Ewigkeitsteilchen.

Er hielt sich noch ein bißchen mit dem Sterben auf; aber schließlich kam er doch damit zustande.

Und dann wurde ihm ein ehrenvolles Begräbnis zuteil mit großem Geleit und vielen Kränzen.

Wenn aber dem Bauern Habermann Gelegenheit geboten worden ist, durch einen Schlitz im blauen Himmelstuche an einem der nächsten Abende etwa zur Erde hinabzusehen, dann wird sein Blick die Seinen beisammen gefunden haben, wie sie mit verweinten Augen seiner, des Ehemannes, Vaters und Großvaters, in Ehrung und Liebe gedachten.

Und weil indessen sein Schlackenherd der Vergangenheit von der himmlischen Dienerschaft entleert und gesäubert worden ist, wird er seine erste ganz große Himmelsfreude genossen haben. —

⁂

Die Habermannsherzmutter saß im Sorgenstuhl und teilte Audienzen aus. Die Nachbarschaft sprach vor, unter der Hand auch der Meister Klötzer immer wieder. Zwischendurch stellten die vergangenen Jahre sich ein, um Vortrag zu halten. Sie schlug auch ihr großes, inwendiges Photographiealbum auf und sah seine Bildnisse an, die der Lebenden wie die der Toten. Ging im Geist auf den Gottesacker, maß die Sterbestraße ihrer ganzen Lebensjahre ab mit allerhand Leuten, Nachbarn, guten Freunden und Verwandten, denen der Schlafrock war angezogen worden. Dachte auch an die Höllenhunde, an den Mann, dessen Kindchen unter dem Stachelbeerstrauch nicht zum linden Ewigkeitsschlafe gelangen konnte, und an den Miesel mit seinen nackenden Walpurgistänzen, die nun beide auch indessen gestorben waren. Trat mit dem Herrgott in Verbindung. Er möge Gnade walten lassen. Kehrte immer wieder zu den Grabhügeln ihrer Söhne zurück, die sie seit ein paar Jahren leider nicht mehr gesehen hatte. Ging darauf zu den künftigen Sterbefällen über, dem ihrigen zum Beispiel.

Darüber kam die Sehnsucht über sie nach den paar Freunden ihres vergangenen Lebens und nach ihrem Wurzelboden, ihrem Dorf, wo sie Hausfrau und Mutter gewesen war.

Und sie begann von einer Rücksiedlung zu sprechen. Entkräftete gleich von vornherein, was dagegen sich mochte vorbringen lassen: die Schulveränderung für Michael. Sagte: nein, nein, der Junge solle hier in Saalfeld die Bürgerschule weiter besuchen, die tägliche Fußwanderung her und hin sei nicht schlimm für ihn. Bei sehr schlechtem Wetter könne er auch einmal beim Nachbar Klötzer bleiben. Überließ aber alles der Entschließung ihrer Tochter. Sprach nur ihren Wunsch aus mit einer ganz gehorsamen Sehnsuchtsstimme, die auf Erfüllung hoffte.

Es scheint ein Widerspruch darin zu liegen, aber die Habermannsmutter kriegte es fertig, diesen Widerspruch aufzulösen. Und so ging es denn schließlich nach ihrem Sinne.

Ehe noch Habermann sein erstes Jahr des tiefen Ausruhens im Erdenschoße hinter

sich hatte, sagte ihm seine Frau ade und kehrte aus der Straßenenge in die dörfliche Freiheit zurück. Ein Logis im heimatlichen Dorfe hatte sich gefunden, ein Stück Gartenland dazu, ebenso ein Kartoffelacker und ein Fetzen Wiese. Schwein und Ziege wurden angeschafft.

Im kleinen Betrieb, mit dem Blick über Wiese, Feld und Berg, spann nun die Mutter Habermann sacht ihre vorläufigen Tage ab. Besuchte die Toten und die Lebenden. Machte sich in der Wirtschaft und im Garten nützlich. Strickte und spann.

Sie war jetzt einundsechzig Jahre alt. Aber den Störenfried in ihr, der Gott weiß wo steckte — im Blut, in den Nerven, im Magen, in der Leber oder dem Herzen — diesen Teufelsknecht, der sie drückte und schmerzte und peinigte, der ihr Knüppel zwischen die Füße warf, wenn sie schnell des Weges weiter wollte, der ihr Lastpacken auf den Rücken schnallte, die jeder Arbeit Mühe vervielfachten — also diesen Krankheitshund der Hemmungen muß man der Herzgroßmutter Habermann zumindest doch mit Jahrer achte oder neune anrechnen. Auf diese Weise kann Mathilde Habermann um die Siebzig herum verbucht werden, wenn man zum Beispiel an ihre noch von ihr zu entrichtenden Arbeitstaten der Hände denkt.

Als sie noch in Saalfeld gelebt hatte in der Aufregung und ablehnenden Freude über die vielen Bewerber um Helmas Hand, in der Angst, daß ihr Mädel sie im Stiche lassen könne — in dieser ganzen zwölfjährigen Saalfeldzeit, hatte sie einen Ärger gehabt, den sie nicht abschütteln und los werden konnte. Dieser Ärger war der Schlosser Ulrich gewesen.

Er hatte sich zum Aufwiegler ausgewachsen. An lebenden Menschen war er nur mit sich selbst zufrieden, an toten ließ er nach wie vor eine Anzahl großer Geister gelten und tat unstolz mit ihnen. Riß alle trennenden Schranken nieder. Hieß seinen Geist das Wort ergreifen. Und hörte, was der ihrige ihm antwortete. Wobei es zu manch einem auf seiner Seite liegenden Mißverständnisse gekommen sein wird.

Er begann auch nachgerade sich ausschließlich der Arbeit zuzuwenden, die keine Schwielen in seinen Handflächen zurückließ. War eine Art Schriftführer bei einer Arbeitervereinigung, die mit den gegebenen Verhältnissen nicht zufrieden war und die das Maß ihrer Ansprüche bis ins Wolkenkuckucksheimische steigerte.

Dieser Ulrich mit einem ungefügen Mundwerk, das mindestens zehn Ellen breit war, hatte berechnet, daß ein fester Heimatshafen zu seiner Bequemlichkeit und allgemeinen Sicherung erforderlich sei, und hatte seine begutachtenden Augen auf die Helma Habermann geworfen.

Sie gefiel ihm jawohl auch, ihrer Intelligenz wegen. Ebensosehr aber sagten ihm die äußeren Verhältnisse zu, der gefüllte Eßnapf. Denn neben den Mitteln, die der selige Habermann hinterlassen hatte, schätzte er auch die Dazuarbeit ihrer Hände ein, den Nähnadelverdienst. Er war wie ein Luxusvogel im Gebauer, dem seine Versorgung zustand ohne eigenes Körnersuchen.

Aber er fand bei den Habermanns keinen Freund, die Herzmutter grämelte ihn an, und Helma zog ihn auf. Zwar machte er sie manchmal stutzig und zwang sie, ihre Gedanken fliegen zu lassen. Aber sie kam allzuoft dahinter, daß seine Rede nichts als Wortschwall war, nach seinen Zwecken und Wünschen gedreht.

Und dann war er schmutzig zur Unzeit an seinem Leibe und an seinem Gewande.

Es darf eins auf dem Lande ganz gut einmal, im Sinne der äußersten Reinlichkeit, anfechtbar sein, bei wechselnder Arbeit in Haus und Ställen zum Beispiel. Aber so um Feierabend herum wird doch ein jedes, das auf sich hält, seine Hände waschen und Kittel und Schürze auf ihre gerechte Beschaffenheit in Augenschein nehmen. Und am Sonntag, wo das ganze große Abseifen und Kämmen vor sich geht, wird die Gesichtshaut eines jeden, der noch jung ist, schließlich wie Pfirsich oder wie glänzende Email erstrahlen, und das Gewand wird einwandfrei sein.

Beim Ulrich ist dieser Zustand nie beobachtet worden, weder an seiner Haut, noch auch so recht an seinem Hemdkragen und was dazu gehörte. Und er hat doch auch ab und an neues Zeug angeschafft. Aber irgend etwas war immer altwaschen an ihm.

Helma Habermann hatte in ihrem Holzkoffer eine kleine Erinnerungsecke, wo das Holzkind saß mit seinen klappernden Gliedmaßen und einem rechschaffenen Bauernputz, und wo das abgenadelte Fichtenbäumchen, das noch die roten Papierherzchen trug, seine Stätte hatte — samt dem silbernen Herzchen mit der blonden Locke vom Haar des Milius Stauch, die er mit roter Seide andachtsvoll verschürzt hatte. Daneben in einem zweiten Schächtelchen war das feine Perlenhalskettchen untergebracht — man erinnere sich doch nur — —. Auch ein Bild im Rahmen befand sich hierselbst, das den Milius Stauch in voller Größe zeigte in seiner Uniform als Soldat.

Ihr Herz hing bis zur Stunde an ihm. — Sie maß ihm keine Schuld an ihrem Unglück bei. — Sollte eins gerügt werden, so war doch wohl sie es, die weniger nachgiebig hätte sein sollen.

Und ihr Unglück jetzt hatte doch auch seinen Glücksschimmer: den Rückblick in das sonnenvergoldete Jugend-Erinnerungsland, wo sie ihre Paradiesestage gelebt hatte.

Alle Schicksale kamen vom Herrgott. Mit dem großen Niegesehenen konnte man keinen Krieg beginnen. Seine Hand nahm und gab. Sie gab großmütig über jedes Maß hinaus. Ihrem Leben hatte sie den Sohn gegeben, ihren Michael.

Es war merkwürdig, daß niemals die Eifersucht Besitz von ihr nahm. Flora Dehler hatte den Sieg davongetragen. Aber ihr selbst waren alle Schätze verblieben. So ein großes Kraftgefühl war in ihr, so ein Natürlichkeitsgefühl, daß Milius seine Seligkeiten ihr alle zuerteilt habe. Daß er einer andern keine so hohe Münze mehr ausfolgen könne.

Es war Pflicht seiner Frau, daß sie ihren Mann glücklich machte, mit dem Stückchen Alltagsglück, das ihr eigen war — mit einem schönen Pferdegespann und vielleicht mit einem Pelzmantel, mit Behaglichkeits- und Wohlstandsdingen. Mehr hatte sie nicht zu vergeben. Das Glück mit Lerchensang lag nicht in ihrer Hand.

Helma Habermann dachte daran, wie oft Milius versucht hatte, ihr einen Ehemann zu verschaffen. Sie lächelte dazu. Er hatte seine Rechnung mit ihr abschließen wollen.

Es waren, je mehr die Zeit hinging, um so seltenere Tage, an denen sie vor ihrem Holzkoffer hockte und mit den Zeugen ihres versunkenen Glückes redete, das Holzkind in den Arm nahm wie ein wirkliches Kind und dem Bilde ihres Frühlingsjungen in die Augen schaute. Aber in ihr war ein Acker oder eine Wiese oder ein Garten mit irgendwelchem, ewig sich erneuerndem Bestand, mit Wurzelwuchs des erlebten Glückes, die ihr Herz speisten, so daß alle Freude jener Tage unvergessen blieb.

Sie wußte wohl über den Verbleib der beiden Stauchs Bescheid. Alle halben Jahr einmal sprach Eline Kessel vor mit ihrem Laborantenkram, erhielt allemal ein wenig Kost und Zuspruch. Und beim Auswählen wurden ein paar einschlägige Worte gesprochen, was Güte des Fabrikats anbelangte.

Der Stieler mache die feinsten Schnäpse und der Dehler die beste Lebensessenz, Gräf auch, das sei gewiß, so sagte Eline Kessel. Ach, sie machten alle gute Waren, und sie nannte weitere Namen.

Helma sagte, sie wolle Lebensessenz vom Dehler nehmen. Wer denn da die Essenzen bei den Laboranten mache? Ob das die Männer oder die Weiber täten?

Das wäre Mannssache nach alten Rezeptbüchern, gab Eline Kessel zur Antwort. Bei Dehlers mache es der Alte mit dem Schwiegersohn, dem Milius Stauch. Ach, mit dem habe er einen guten Griff getan.

So tropften bei jedesmaligem Kommen schließlich ein paar Worte ab; immer in allerhand andere Rede eingemischt.

Helma wußte schließlich, daß der Ehe vier Mädchen entsprossen waren, hübsche, puppenkleine Dingerchen, mit einer ans Lächerliche grenzenden Ähnlichkeit der Gesichtszüge ausgestattet.

Die Frau hatte wohl zumeist nur an sich selbst gedacht, als sie ihre Kinder dem Leben entgegengetragen hatte. Da waren sie denn klein-zierlich in das Erdenlicht hinausgetreten.

Sie dagegen, die Helma Habermann, hatte immer nur sein Bildnis vor Augen und im Herzen gehabt — das Bildnis ihres treugeliebten Frühlingsjungen. Darüber war ihr Knabe groß und stark seinem Vater nachgeraten. (Fortsetzung folgt)

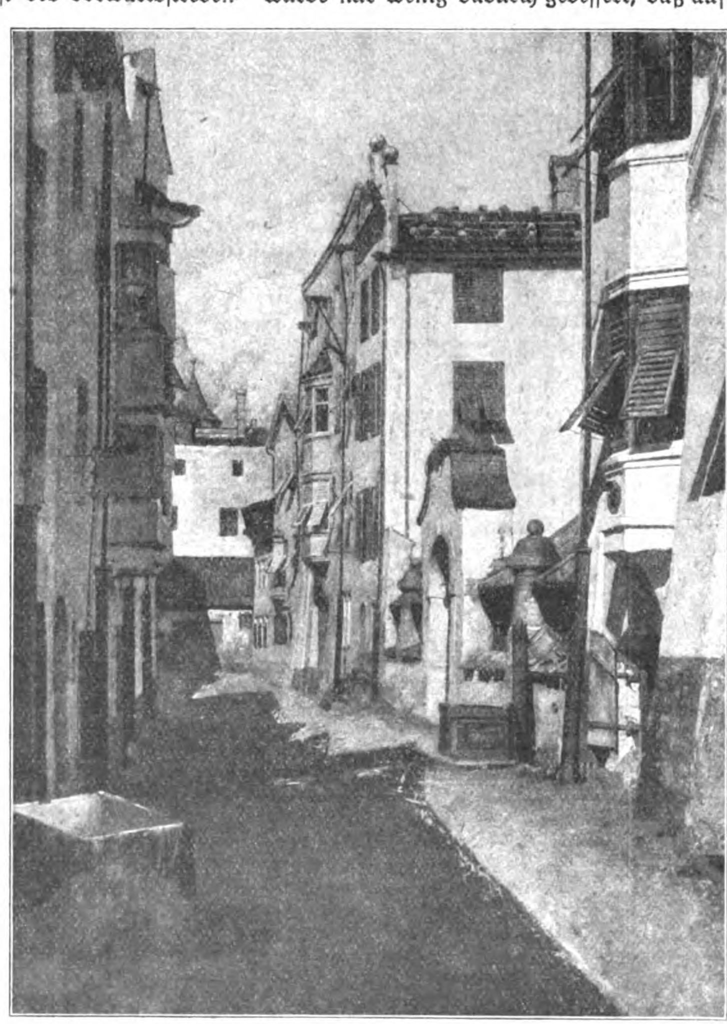
Das geflügelte Kind. Von Leo Sternberg

Im Dunkel lag ich — wie wir Menschen sind,
Wenn wir abstürzen von dem Wolkengrat
Gottsucherischen Aufstiegs... Sieh, da tat
Ein Licht sich auf — und das geflügelte Kind
Ritt leicht auf meiner eingesunkenen Brust, wie eben
Daraus hervorgeflattert, und es sprach:
„Was kletterst du den Himmeln draußen nach?
Ich bin doch in dir!... Können Fernen geben,
Was in dir wohnt? Aus deiner Mitte spielen
Sonnen und Weltenkugeln über allen Menschenzielen.“
Da tat ich einen Atemzug
Wie Atemzug des Meers und trug
Schaukelnd das Leben...

Rudolf Dammeier

Von Hans Rosenhagen

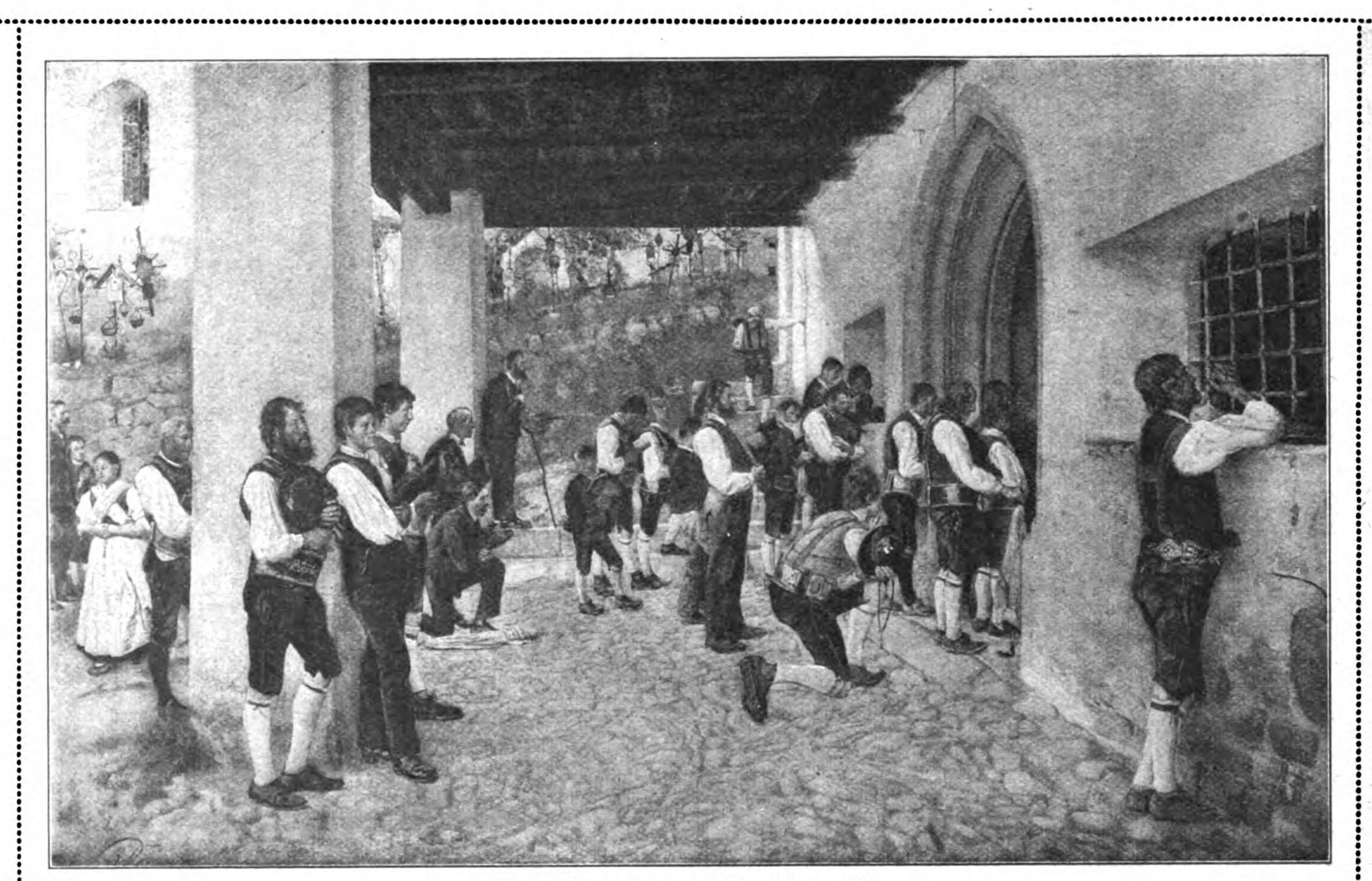
Daß die Berliner Malerei im vergangenen Jahrhundert bis in die siebziger Jahre hinein eine überragende Stellung innerhalb der deutschen Kunst eingenommen hat, ist ohne weiteres bewiesen, wenn man nur die Namen Franz Krüger, Eduard Gaertner, Karl Blechen, Karl Begas, Ed. Magnus, Ed. Meyerheim und Adolph Menzel nennt. Ein scharf betontes Wirklichkeitsgefühl, eine gewisse vornehme Zurückhaltung im Ausdruck unterscheiden diese Berliner Malerei sehr erkennbar von der übrigen deutschen und geben ihr einen ausgesprochen fortschrittlichen Charakter. Der Geist des vorwärtsstrebenden, tüchtigen, bescheidenen, ein wenig nüchternen Preußentums ist in ihr lebendig. Indessen schon in den fünfziger Jahren setzen gewisse Bestrebungen ein, der Berliner Malerei jene internationalen Züge zu geben, die das jüngere Künstlergeschlecht an den Schöpfungen belgischer und französischer Maler zu bewundern begann. Nicht die geringste Schuld an dieser Erscheinung trug die Tatsache, daß die Berliner Akademie seit dem 1850 erfolgten Tode Gottfried Schadows ohne Direktor und ohne bedeutende Lehrer war. Weil sie in Berlin nichts Rechtes zu lernen meinten, zogen die Julius Schrader, Otto Knille, Otto Heyden, Gustav Richter, Rudolf Henneberg, August v. Heyden, Wilhelm Gentz, Gustav Spangenberg, Ernst Ewald, Ernst Hildebrand, Max Michael, Gustav Graef und viele andere nach Paris, um in den Ateliers der Delaroche und Cogniet, der Gleyre und Couture das Rüstzeug für den Malerberuf zu gewinnen. Was sie von dort mitbrachten, waren mit einigen rühmlichen Ausnahmen meist malerische, den großen venezianischen Dekorateuren abgesehene Phrasen, das großsprecherische Pathos der Franzosen und sehr wenig Eigenart. Mit ihren Riesenbildern vertrieben sie allmählich die bescheidenen Schöpfungen der Kunstgenossen, die in der Berliner Überlieferung geblieben waren, aus den akademischen Ausstellungen und brachten es sogar fertig, das Genie Menzel vollkommen in den Hintergrund zu drängen. Dieser Zustand wurde nur wenig dadurch gebessert, daß auf



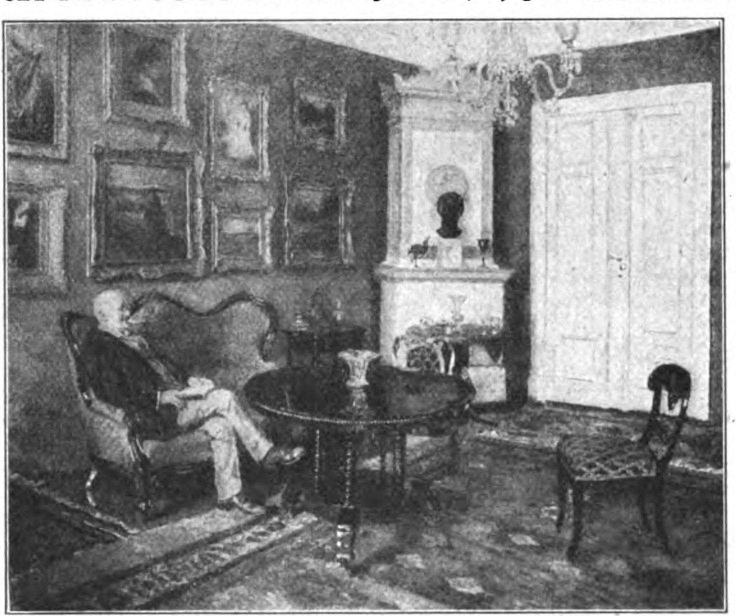
Straße in Hall. 1879



An der Fischerbrücke in Alt-Berlin. 1887



Tiroler Bauern bei der Messe in Meran. 1889



Der Kunstfreund. 1915

Bedeutung Menzels als Anreger hat vernünftigerweise dazu geführt, daß man auch in seiner näheren Umgebung und Zeit Ausschau nach Begabungen hielt, auf die er gewirkt und die, gleich ihm, während ihrer besten Jahre unbeachtet geblieben sind. Man steht freilich erst am Anfang dieser Entdeckungen und Ausgrabungen; aber man darf um so eher von ihnen sprechen, als es gilt, einigen noch lebenden Künstlern zu der Beachtung und Anerkennung zu verhelfen, die ihnen gebühren.

Betreiben des Kronprinzen Friedrich Wilhelm Anton von Werner im Jahre 1875 die Leitung der Akademie übernahm. Obgleich Werner sich bestrebt zeigte, das gesunkene Ansehen der Berliner Hochschule durch Berufung neuer und namhafter Lehrkräfte wie Knaus, Gussow, Max Michael, Hellquist, Paul Meyerheim, Bracht, Skarbina u. a. wieder aufzurichten, vermochte er doch nicht die Bewegung in vernünftige Bahnen zu lenken, er verlegte sich aufs Schimpfen, und da er zugleich seine Kunst und Richtung als die allein richtige anpries, brachte er es nicht nur dahin, selbst als komische Figur zu erscheinen, sondern auch die Berliner Malerei als solche im Reiche und im Auslande lächerlich zu machen. Nur ein Künstler war in dieser Zeit sich selbst und der preußischen Überlieferung treu geblieben: Adolph Menzel. Das machte unter mehreren jüngeren Künstlern Eindruck, und man entdeckte, wie turmhoch er als Maler über dem Akademiegewaltigen stand, daß er der einzige wirklich große Künstler Berlins und eigentlich ein Genie war. Die intelligenteren jüngeren Berliner Maler wie Klinger, Skarbina, Liebermann, Fritz Werner zögerten nicht, Gebrauch von dieser Erkenntnis zu machen, und wählten sich Menzel zum Vorbild.

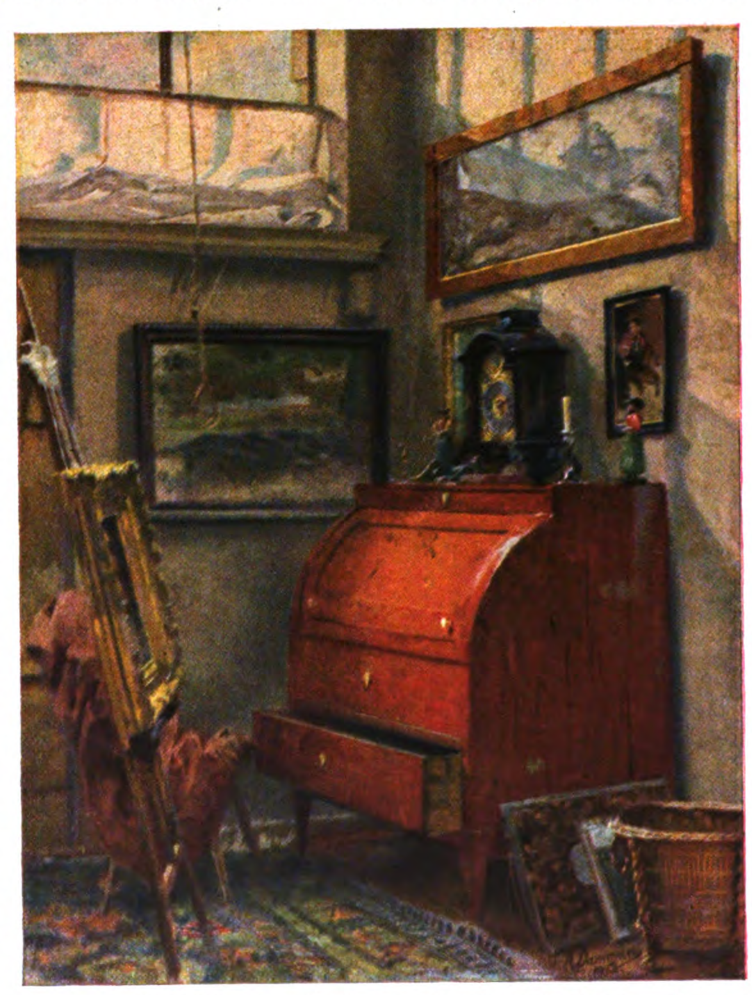
Wie wenig Glück übrigens der Anschluß an Menzel den eben genannten Malern zu Beginn ihrer Laufbahn gebracht, ist bekannt. Natürlich waren sie nicht die einzigen, die damals den Spuren Menzels folgten. Sein Einfluß hat weit über die Grenzen Berlins hinausgereicht und ist auch heut noch — man denke an Slevogt oder Meid — wirksam. Die allmählich eingetretene Erkenntnis von der

Der Berliner steht in dem Rufe, daß er sich überall bemerkbar zu machen wisse, und zwar unangenehm bemerkbar; aber es gibt doch Ausnahmen, und meist sind das die eingeborenen Berliner, die mit den zugewanderten zu Unrecht in einen Topf geworfen werden und für deren Sünden nach der Seite des guten Betragens mitbüßen müssen. Hätte Rudolf Dammeier zu den nicht waschechten Berlinern gehört, es wäre ganz unmöglich gewesen, daß er sein Künstlerdasein so in der Stille geführt, wie es in Wirklichkeit der Fall war. Hat die Öffentlichkeit davon Kenntnis erhalten, daß er als Lehrer sieben Jahre lang erfolgreich an der Berliner Akademie gewirkt und dort den ausgezeichneten, mit dem ganzen Glanz der Pariser Malkultur ausgestatteten Schweden C. G. Hellquist aufs glücklichste ersetzt hat? Ist es zu glauben, daß dieser treffliche Lehrer die Hochschule verließ, ohne den Professortitel erhalten zu haben, den jeder belanglose Maler an seiner Stelle sich sofort verschafft hätte? Er begnügte sich mit der kleinen goldenen Medaille, die ihm zum Abschied verliehen wurde. Mit so viel Bescheidenheit erringt man sich freilich in Berlin weder Beachtung noch Erfolge, und so konnte es geschehen, daß Dammeier, trotzdem er zu den vorzüglichsten Vertretern der Berliner Malerei gezählt werden muß, bis vor einigen Jahren in seiner Vaterstadt so gut wie unbekannt geblieben ist.

Der Mensch und seine Leistung decken sich, wie bei jedem echten Künstler, auch in diesem Falle. Dammeiers Bilder haben ganz das Ruhige, Zurückhaltende, Bescheidene ihrers Urhebers. Sie drängen sich in

keiner Weise vor, weder durch ihren Umfang, noch durch den Inhalt, weder durch gewagte Farbenzusammenstellungen, noch durch andere Überraschungen. Leicht können sie von oberflächlichen Ausstellungsbesuchern übersehen werden. Dennoch sind sie in ihrer Art vollkommene Kunstwerke von ganz persönlicher Prägung. Dem Tagesgeschmack stehen sie natürlich fern, um so näher aber der holländischen Kunst des 17. Jahrhunderts, und auch an Menzel gemahnen sie. Gutes Handwerk ist in ihnen verbunden mit zartester Empfindung. Dammeier malt nicht, um Bilder in die Welt zu setzen, sondern weil irgend etwas in der Wirklichkeit zu ihm gesprochen, ihn entzückt hat. Ein zärtliches Anschmiegen an die Natur, ein inniges Bemühen, ihren feinsten Reizen auf die Spur zu kommen und sie mit den Mitteln der Malerei zu fassen, machen seine Bilder schön und liebenswert. Nichts von Virtuosität, von gewollter Meisterschaft und Originalität! Treue und Andacht führen den Pinsel Dammeiers. Da er den Motiven gegenüber recht wählerisch ist, auch die Malerei nicht als Geschäft oder zur Unterhaltung betreibt, malt er nicht eben viel, erscheint er als Künstler nicht besonders fruchtbar; dafür kennt er aber auch kein Malschema. Er empfängt das Gesetz der künstlerischen Ausführung vom Gegenstande seines Bildes. Allerdings hat er sich meist wenig darum gekümmert, ob dem Publikum seine Bilder gefielen oder nicht. Er malte sich zur Lust.

Wenn man das Verhältnis, die innerlichen Beziehungen Dammeiers zu Menzel untersucht, findet man, daß er mit ihm den gesunden Wirklichkeitssinn und die anständige Malkultur teilt, von seiner Universalität jedoch weit entfernt ist. Obgleich er sich, mit Ausnahme der Geschichtsmalerei, auf allen Gebieten seiner Kunst versucht hat, beschränkte er sich, ohne irgendwie Spezialist zu werden, schließlich doch auf gewisse Themen der Malerei, oder hat wenigstens in diesen sein Bestes geleistet. Dammeier wollte nämlich ursprünglich Architekt werden, obgleich ihm beim Abgang von der Schule sein Mathematiklehrer die Begabung für diesen Beruf glattweg mit der Bemerkung abgesprochen hatte: „Wat, Sie wollen Baumeister werden? Sie verstehen ja nischt von Mathematik.“ Der Lehrer hatte unzweifelhaft recht. Dammeier verwechselte Neigung und Beruf; aber die Neigung blieb auch dann noch, als er nach fünfjähriger Bemühung um die Baukunst der Malerei sich zuwendete. Bauten, Innenräume mit der dazu gehörigen Ausstattung haben sein Malerauge stets am meisten gereizt. Es brauchten nicht gerade Kunstbauten wie die Sa. Maria della Salute in Venedig oder das Innere



Ateliereck. 1912. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

alter Kirchen zu sein — alte Straßen, verräucherte Wirtsstuben, Bibliotheksräume, merkwürdige Erker, barocke Orgelemporen, Schmieden, Gebirgsdorfhäuser und dergleichen taten es auch. Wäre Dammeier Architekt geblieben, so hätte er gewiß nicht als Konstrukteur geglänzt, aber sicher einen erfindungsreichen Vertreter der malerischen Richtung in der Baukunst abgegeben. Der angeborene Sinn für malerische Schönheit gereichte ihm natürlich in dem neuen Berufe zu besonderem Vorteil. Und so wendete er aus richtigem Gefühl sich auch gleich dem rechten Lehrer zu, dem eben aus Karlsruhe an die Berliner Akademie berufenen Carl Gussow. Auf diese Weise wurde Dammeier ein Mitschüler Max Klingers, der, wie auch der Norweger Christian Krogh, dem hervorragenden Lehrer aus Karlsruhe gefolgt war. Für die außerordentliche Begabung des jungen Leipzigers zeigte Gussow schon damals volles Verständnis; denn während die übrigen Schüler, zu denen, außer Dammeier, noch der jetzt in Dresden wirkende Wilhelm Claudius, der Berliner Bildnismaler Rudolf von Voigtländer und der talentvolle Holter gehörten, von Gussow angehalten wurden, so lange nach dem



Bärtiger Tiroler. 1885. Studie

Modell zu arbeiten, bis er sich mit dem Geleisteten zufrieden erklärte, genoß Klinger vollkommene Freiheit. Er kam und ging, wie er wollte, und tat, was er wollte. Auch dem immer experimentierenden Krogh wurde manches nachgesehen. Im übrigen herrschte eine strenge Disziplin in der Malklasse, und wer ernsthaft lernen wollte, kam durchaus auf seine Rechnung. Die drei Jahre, die Dammeier bei Gussow zubrachte, haben seine Fähigkeiten in jeder Hinsicht gestärkt. Die von ihm damals gemalten Studien, unter denen die einer sitzenden älteren Frau mit weißem Häubchen, den Oberkörper in ein blaues Tuch gehüllt, besonders auffällt, stehen sicherlich auf der Höhe der gleichzeitigen besten Schülerarbeiten aus der Pilotyschule.

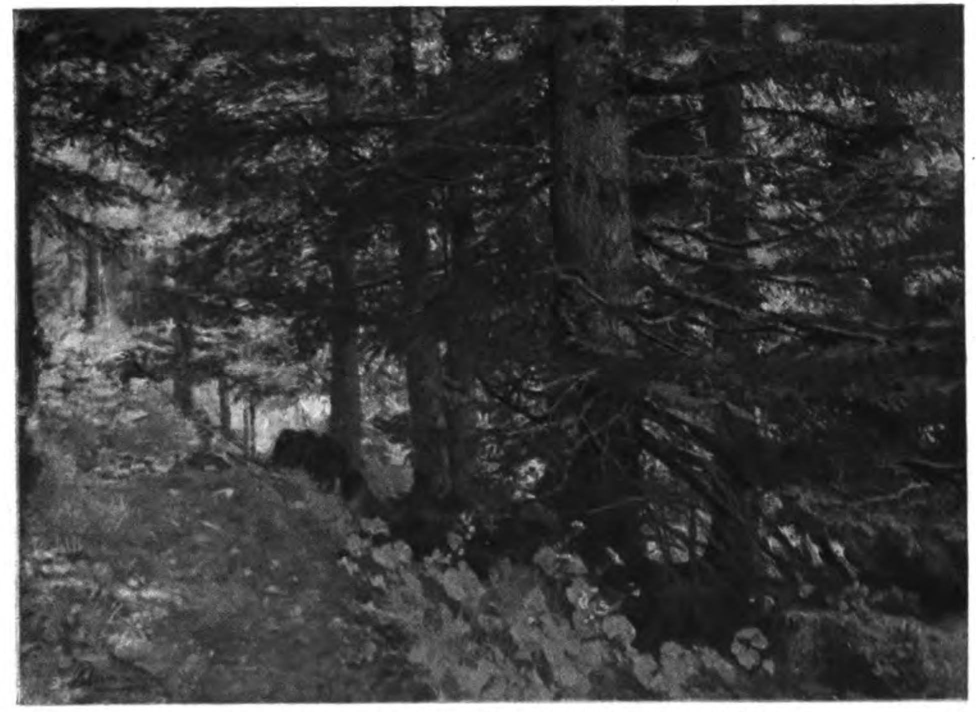


Tiroler Wirtsstube. 1880

Carl Gussow befand sich zwischen 1875 und 1885 auf der Höhe seines Ansehens und seiner Erfolge. Mit dem Aufkommen der impressionistischen Malerei in

Deutschland erlosch sein Stern. Von den undankbaren Zeitgenossen fast vergessen, starb er tief verbittert 1907 in München. In diesem Märker und seiner Kunst steckte echter preußischer Geist und neben reichlich viel Ungeschmack sehr viel Kultur. Als Bildnismaler steht er Franz Krüger und Menzel unbedingt näher als Liebermann, der doch als deren Nachkomme gerühmt wird. Und daß er von den besten Vorbildern seiner Zeit, von Leibl und Manet gelernt hat, spricht für seinen Kunstverstand ebenso beredt wie für sein künstlerisches Vermögen. Wann wird diesem vortrefflichen Künstler die ihm gebührende Ehrenrettung zuteil werden?

Seltsam, daß Dammeier einen so ausgezeichneten Lehrer verlassen konnte, um Aufnahme in die Malklasse Ernst Hildebrands in Karlsruhe zu suchen. Er gibt einer nervösen Depression, die einen Aufenthaltswechsel verlangte, die Schuld. Wenn man nicht gerade die paar Kostümfiguren, die Dammeier gemalt hat, mit Hildebrands Wirkung in Zusammenhang bringen will, läßt sich ein Einfluß dieses Lehrers auf die Entwicklung des jungen Berliners überhaupt nicht nachweisen. Von der französisch-akademischen Malweise, die jener bevorzugte, findet sich nicht die Spur in Dammeiers Bildern. Im übrigen führte der junge Künstler bald nach der Ankunft in Badens Hauptstadt seine kranken Nerven im Schwarzwald spazieren und malte zur Erholung seine ersten Architekturbilder in dem malerischen badischen Städtchen Stein, wobei sich erwies, daß er bereits im Besitz all der Mittel und Vorzüge war, die man heut an ihm schätzt. Später hat er dann noch die Wirkung von München versucht, wo er vier Jahre lang lebte; aber seine Art erfuhr dort keine Änderung mehr. Höchstens, daß er seine Palette auflichtete und kecker in der Farbengebung wurde. Stand er so verhältnismäßig früh als ein fertiger Meister da, so hat er doch unablässig an seiner Vervollkommnung gearbeitet, was schon daraus hervorgeht, daß er sich bis jetzt in seiner Kunst auf der Höhe gehalten. Vielleicht, daß um die Jahrhundertwende ein gewisses Nachlassen im malerischen Ausdruck seiner Bilder zu spüren war; seitdem aber hat Dammeier wieder zahlreiche Werke geschaffen, die zum Besten überhaupt gehören, was er je gemacht; und auch jetzt nach Überschreiten des siebzigsten Lebensjahres bringt der Künstler noch Dinge hervor, die jedem jungen Maler zur Ehre gereichen würden. Unter die Bahnbrecher kann man Dammeier allerdings nicht rechnen. Dazu fehlt seiner Kunst das Problematische. Aber er steht auf der Seite der guten Berliner Malerei, wie Chodowiecki, Krüger, Steffeck, Fritz Werner usw., die sich auch nicht mit Problemen herumschlugen, sondern nur den Ehrgeiz hatten, so gute Bilder zu malen, wie in ihren Kräften stand. Was Dammeier gehindert hat, in die vorderste Reihe der zeitgenössischen Maler zu treten, ist der Mangel an System in der Ausbildung seiner Fähigkeiten.



Hochwald am Brenner. 1908. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

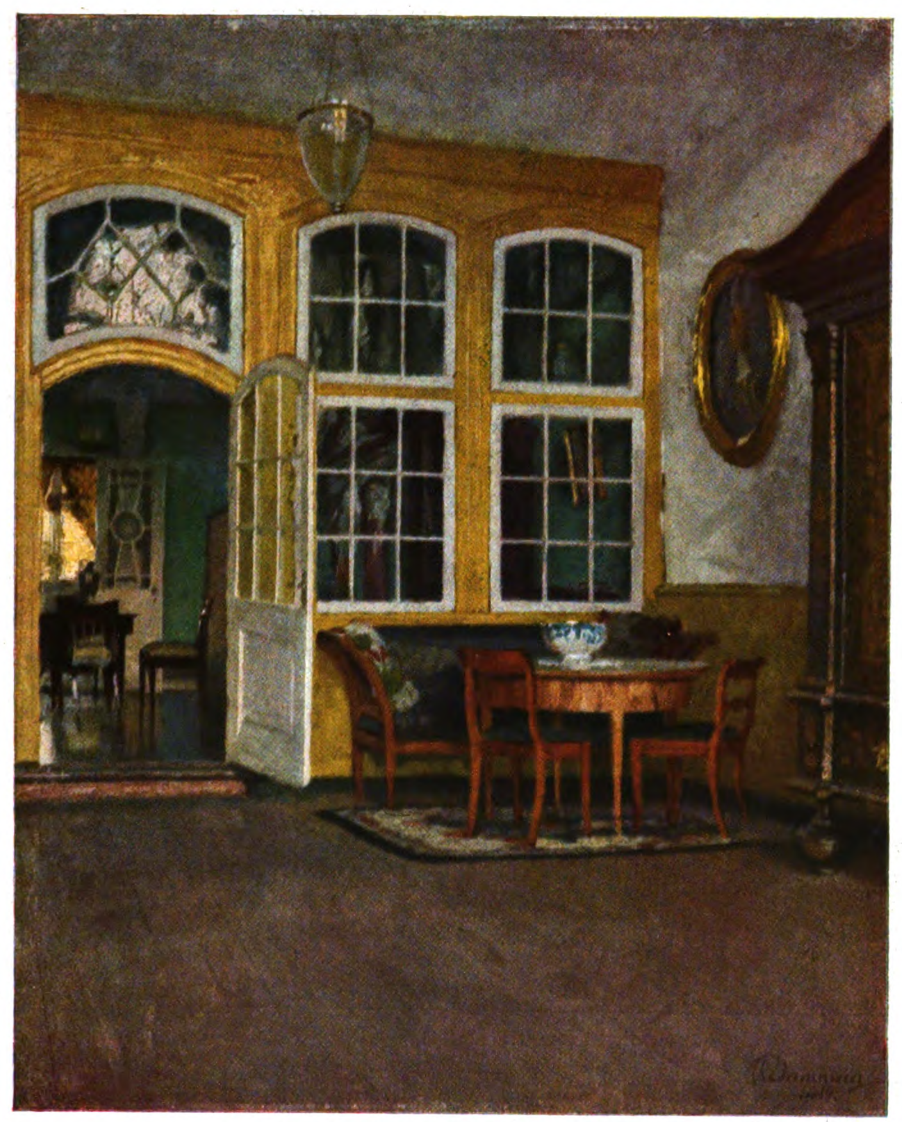
Weil er alles konnte, hat er sich bald in dieser, bald in jener Richtung versucht, bald Landschaften und Stilleben, bald Interieurs und Genrebilder gemalt. Bei seiner ausgesprochenen Begabung für intime und delikate Malerei, bei seiner Neigung, den feinsten farbigen Schönheiten der Natur nachzugehen und aus den unscheinbarsten Erscheinungsformen den äußersten Reiz zu holen, hätte er bei Beschränkung seines Stoffgebietes als Künstler sich einen großen Namen machen können. Aber vielleicht war er dafür zu sehr Künstler, zu leicht dem Eindruck und seiner Stimmung hingegeben.

Studienkopf. 1911

Es war vorhin angedeutet, daß Dammeier eine Vorliebe für architektonische Motive hätte. Das ist ohne Umstände zu belegen durch seine Bilder. Seine ersten Schöpfungen, die er noch als Schüler der Karlsruher Akademie 1878 malte, sind Straßenbilder aus Stein und die dortige Kirche mit zwei Figuren gegen die Luft gesehen. In Hall in Tirol sind 1879 die wundervolle Treppe des Sommerschlößchens, die Orgelempore (im Stettiner Museum), 1880 der Kirchenwinkel mit der von Holzschnitzereien umrahmten Ausgangspforte und die herrliche Bibliothek, in Volders 1880 die Kirche mit den Platanen und viele andere Bilder dieser Art entstanden. Dann tritt sozusagen ein Bruch in des Künstlers Entwicklung ein. Er begibt sich 1881 in Gesellschaft einiger Freunde nach Schenna in die Gegend von Meran und nimmt während des ganzen Jahrzehnts seinen sommerlichen Studienaufenthalt dort. Nur im Jahre 1887 geht er zur Abwechslung noch einmal nach Hall, ist dafür aber wieder 1891 und 1892 in Schenna. In dem schönen, schon ganz den Zauber der südlichen Natur atmenden, vom Fremdenverkehr noch unberührten Dorfe entdeckt er, daß es noch andere gute Dinge zu malen gibt als Außen- und Innenarchitekturen. Der prachtvolle, stattliche Menschenschlag nimmt ganz seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Er zieht seine Übungen bei Gussow zu Rate und, während er tagsüber im Freien malt, zeichnet er abends in der Wirtsstube die charaktervollen Köpfe Schennaer Bauern. Skarbina ist da, auch Henseler und Teschendorff, Schaller und Meurer finden sich ein. Was Wunder, daß man von Menzel spricht und sich in Begeisterung für ihn hineinredet. Ein leuchtendes Vorbild erscheint der kleine Mann im Norden den jungen Malern im Süden, und sie folgen ihm vor allem darin, daß sie zeichnen und malen, was ihnen vorkommt. Dammeiers „Schmiede in Schenna“ (1881) steht ersichtlich unter dem Zeichen Menzels, sowohl nach der Seite des Motivs als auch nach der Art, wie jedes Gerät genau studiert und wiedergegeben ist. Auch der „Bauer auf der Bank“ aus dem gleichen Jahre gehört in die gleiche Richtung. Andere Bilder folgen, wie der „Wirtshaushof“ (1883) und die „Laube“ (1884) in Schenna. Simple Motive, aber frisch gesehen und mit Geist gemalt. Dammeier geht nunmehr erfolgreich unter die Bauernmaler, hält sich aber klugerweise fern von der Defreggerschen Art, die gerade damals ihre stärksten Triumphe feierte.

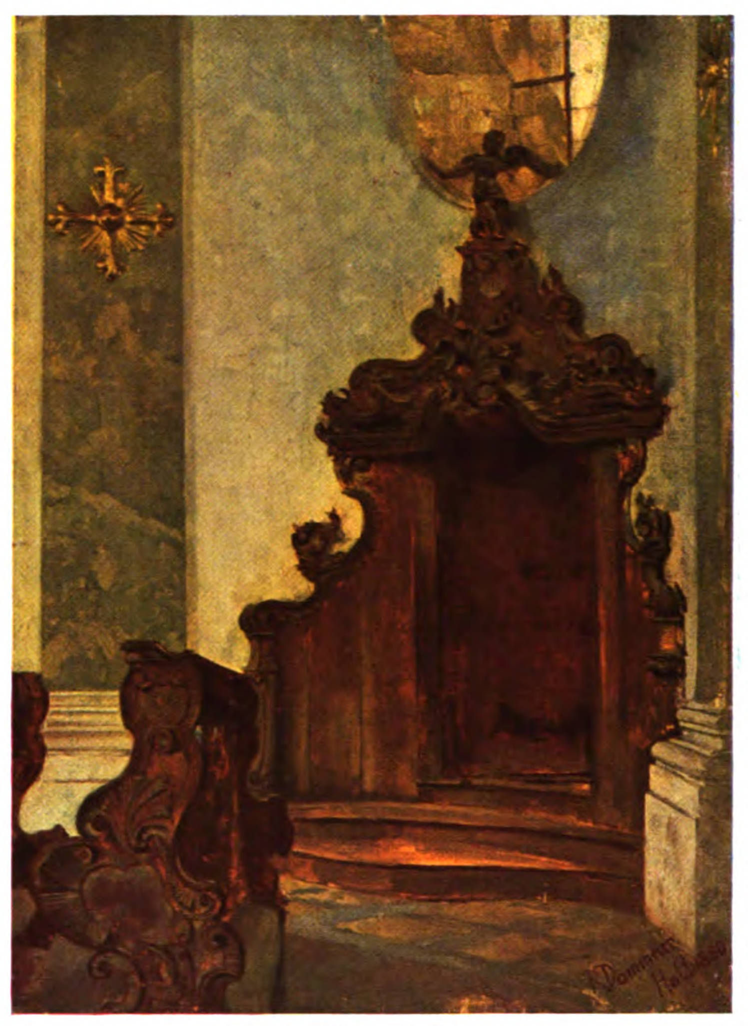


Heitere Lektüre. 1880



Lübecker Diele im Schabbelhaus. 1918

Eher nähert er sich Herkomer, mit dem er 1874 in der Ramsau zusammengetroffen war und dessen schöne Aquarelle ihm einen starken Eindruck gemacht haben. Das auf S. 623 wiedergegebene Bild „Tiroler Bauern bei der Messe in Meran", 1889 gemalt, zeigt wohl am deutlichsten, wie weit es der Künstler in der Aquarelltechnik und in der Bauernmalerei gebracht hat. Die in Schenna verlebten Jahre zählt der Maler übrigens zu den glücklichsten seines Lebens. Als der Fremdenstrom auch über diesen stillen Erdenwinkel sich ergießt, ziehen Dammeier und seine Freunde sich zurück, und nun beginnt jene Systemlosigkeit des Schaffens, die der Wirkung des Malers nach außen entschieden Eintrag tat. Ausgezeichnete Bilder entstehen, wie „Alt-Berlin", „Biergarten in Bogenhausen" (1892, National-Galerie), „Klostergutshof in Gries" (1893, Sammlung Eugen Deter), „Bäuerin mit Kind" (1893, Alfred Meister-Berlin), „Blick auf Kastelruth" (1893), „Die Nachbarn" (Sammlung Kommerzienrat Lustig), „Weinlese in Schenna" (1902), „Sonne in der Kirche" (Schenna 1902). „Kircheninneres" und „Biergarten" in Dinkelsbühl (1904), das farbenreiche „Innere der Johanniskirche in Sterzing" (1907) mit dem die Fremden führenden Küster, das auf S. 631 wiedergegebene „Stilleben" (1907) mit der Nymphenburger Porzellanfigur, die „Waldstudie vom Brenner" (1908), die köst-



Aus einer Tiroler Kirche. 1880

liche „Atelierecke“ (1912), die unvergleichlichen Interieurs aus dem Bozener Museum (1914), das Zimmer des Kunstfreundes von 1915 und die prächtigen Lübecker Schabbelhausbilder; aber man sieht, wenn man nicht die Richtung auf die Interieurmalerei dafür nehmen will, eigentlich kein bestimmtes Ziel. Jedenfalls ist die Figurenmalerei, der man, außer den schon genannten Werken, das an Meissonier im besten Sinne gemahnende Bild „Heitere Lektüre“ (1880), das ebenfalls ins Rokoko spielende Bild „Bei der Toilette“ von 1884, und die von der Nationalgalerie erworbene „Bibellesende Dachauer Bäuerin“ von 1900 verdankt, schließlich ganz aus Dammeiers Schaffen verschwunden. Doch auch in diesem Verzicht auf frühere Gewohnheiten läßt sich eine Ähnlichkeit mit Menzel feststellen, nur daß Dammeier niemals von der grotesken Arbeitswut dieses einzigen Künstlers beherrscht wurde. Anderseits ist in seinem behaglichen Fortarbeiten vielleicht der Grund für die Beständigkeit der Qualität in den Leistungen des Malers zu suchen. Er empfindet die farbige Schönheit der Wirklichkeit genau noch so lebhaft wie in jungen Jahren und gibt sie nicht weniger frisch und fein wieder.

Rudolf Dammeier kam am 150. Jahrestage der Erhebung Preußens zum Königreiche, also am 18. Januar 1851 in Berlin zur Welt. Sein Vater Konrad Dammeier war der Sprößling einer alten hannoverschen Maurerfamilie und einer der letzten Innungsmeister dieses ehrwürdigen Handwerks in Berlin. Von dem schönen, patriarchalischen Verhältnis, das noch um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zwischen Meister und Gesellen bestand, kann man sich in dieser Zeit der Betriebs- und Arbeiterräte kaum eine Vorstellung mehr machen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer standen sich noch nicht feindlich gegenüber, sondern hatten füreinander Anhänglichkeit und Liebe, teilten Freud und Leid miteinander. Wenn der kleine und zarte Rudolf, der von früh an ein großes Interesse für das Bauhandwerk zeigte, von seinem Vater auf den Bau mitgenommen wurde, paßte das ganze Personal vom Polier bis zum jüngsten Lehrling darauf auf, daß Dammeiers Jungen nichts zustieß. Als der schwächliche junge Mensch, der sich vom 14. Lebensjahre an schon immer eifrig im Zeichnen geübt hatte, Ostern 1871 die Luisenstädtische Realschule verließ, machte er den üblichen Entwicklungsgang des angehenden Architekten durch, nahm Zeichenunterricht bei Hertzer auf der Kunstschule, der ihn mit seiner Proportionslehre maßlos langweilte, ging dann zu Schaller, bei dem er nach

Gips zeichnete, hatte bei Steffeck Aktzeichnen und bei dem originellen Domschke Anatomie. Bei Jakobsthal arbeitete er mit dem jungen Doepler um die Wette in Ornamentik. Unter seinen Mitschülern befanden sich damals zwei, die später ebenfalls Maler wurden: Henseler und Wilberg. Das übliche Elevenjahr verbrachte er in dem Atelier von Gropius & Schmieden und übte sich bei Strack im Fassaden-, bei Gropius im Detailzeichnen. Dieser riet ihm, Privatarchitekt zu werden. Dammeier bezog deshalb noch die Bauakademie, um sich bei Lucae im Entwerfen zu vervollkommnen, zugleich aber und mit mehr Neigung besuchte er die Schule des Kunstgewerbe-Museums, an der Meurer und Schaller wirkten. Eine Italienreise, die er mit diesen beiden Lehrern im Jahre 1875 unternahm, brachte bei ihm den Entschluß zur Reife, den Architekten an den Nagel zu hängen und sich der Malerei ganz zuzuwenden. Im Oktober 1875 trat er als Schüler in die Akademie ein, deren Direktor eben Anton von Werner geworden war und von dessen Organisationstalent man sich Wunder versprach. In nicht geringem Maße ist Dammeiers Entwicklungsgang von den Männern beeinflußt worden, mit denen er freundschaftlich verkehrte. Zuerst also von Meurer und Schaller, dann von den Genossen in Ernst Hildebrands Atelier, den Malern Petsch und Borgmann, die ihn bewogen, mit ihnen nach Stein zu gehen. In Karlsruhe hat ihm der Verkehr mit Eugen Bracht, den er neben



Stilleben. 1907



Sommerschlößchen in Hall (Tirol). 1879. Berlin, Sammlung Hermann Nabel

Röchling, Kallmorgen, Konrad und Heinrich Lessing im dortigen Künstlerverein kennen lernte, viel genützt. Die Beziehungen zu Ernst Hildebrand hatten zur Folge, daß dieser, der inzwischen als Lehrer an die Berliner Akademie berufen worden war, den von einer zweiten Italienreise zurückkehrenden Dammeier im Herbst 1883 bat, die Stelle eines Hilfslehrers an der zweiten ihm unterstellten Malklasse zu übernehmen, in der er in der Stillebenmalerei zu unterrichten hatte.

Als im Sommer 1887 Hellquist wegen Krankheit beurlaubt werden mußte, wurde Dammeier zum Leiter und ordentlichen Lehrer einer Malklasse an der Akademie ernannt. Im Jahre 1890 legte der Künstler dieses Amt nieder, verlegte seinen Wohnsitz nach München und verblieb dort bis Frühjahr 1894. Seitdem ist er dauernd in Berlin tätig. Seine künstlerische Erntezeit bilden die Sommermonate. Für sein Schaffen war es entschieden günstig, daß er sie zu Anfang meist in der gleichen Umgebung verbrachte: in Hall und in Schenna. Es kam dadurch eine gewisse Stetigkeit des Fortschreitens in seinen Arbeiten zum Ausdruck. Als er nach den Münchner Jahren mit dem sommerlichen Aufenthaltsort ständig wechselte, bald in Kastelruth oder in Gries bei Bozen, bald in Burghausen oder in Dinkelsbühl die Sommer verbrachte oder sich nacheinander in Sarntheim, in Venedig, am Brenner, in Brixen, Bamberg, Lübeck und Brandenburg zum Malen niederließ, litt zwar nicht seine Kunst unter diesem dauernden Wechsel, aber er selbst als Persönlichkeit kam mit seinen Leistungen nicht zu jener einprägsamen Wirkung, die nötig ist, um allgemein bemerkt zu werden. Der daraus zu erklärende Mangel an Erfolg hat nun allerdings nicht die Güte von Dammeiers Leistungen beeinträchtigt, wohl aber ließ er ihn in Unsicherheit über die Stärke und Richtung seiner Begabung. Rechtzeitig gefördert, hätte ein wichtiger Künstler aus ihm werden können.

Es ist ein schwacher Trost für Dammeier, daß viele vortreffliche Maler seiner Generation das gleiche Schicksal gehabt; doch er erlebt wenigstens, wenn auch im späten Alter, noch die Genugtuung, daß man anfängt, den Wert seines Schaffens zu bemerken. Obgleich das für ihn nur noch eine wehmütige Freude sein mag, darf er sie doch mit dem Bewußtsein genießen, mit zu den Berliner Künstlern zu gehören, deren Dasein künftigen Geschlechtern beweisen wird, daß die alte gute Berliner Malerei auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch nicht ausgestorben war.

Josef Görres als Herausgeber des Rheinischen Merkurs

Von Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Schellberg

er Rhein ist nicht nur in politischer, sondern auch in kulturell-geistiger Hinsicht der Schicksalsstrom Deutschlands. Immer wieder wurde zur rechten Zeit die Schönheit von Strom und Landschaft entdeckt, immer wieder ward der Rhein eine lebenspendende Kraftquelle für die deutsche Geschichte. So geschah es auch um die Wende des 19. Jahrhunderts, als das alte Reich zusammenbrach. Da gingen von der rheinischen Landschaft wahrhaftige Ströme des Lebens über die deutschen Stämme aus: Clemens Brentano und Josef Görres, die rheinischen Erneuerer, begannen ihr Werk, vereint mit dem ostdeutschen Romantiker Achim von Arnim, fast zu gleicher Zeit; als die in Vergessenheit versunkenen Schätze des Mittelalters zu neuem Leben geweckt wurden und der Kölner Sulpiz Boisserée der Herold des Domes ward. Mit Recht hat Josef Nadler in seiner überaus anregenden, viele neue Seiten deutschen Kulturlebens enthüllenden Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften (Band 3 Regensburg 1918) auf die große Bedeutung des Rheines und der rheinfränkischen Landschaft für das geistige Leben Deutschlands hingewiesen: auf Koblenz und Mainz, die, ehemals geistliche Fürstensitze, Herde rheinischer Revolution waren, auf Düsseldorf und Köln, die, weltliche Herrensitze und Stadtrepubliken, Ausgangspunkte wurden für die deutsche und katholische Restauration, auf Frankfurt und Kassel, die literarische und wissenschaftliche Führer schenkten. In Mainz übernahm der geniale Georg Forster die Führung der rheinischen Revolution, hier ward der Romantiker zum Jakobiner, um dann bald von der großen Welle verschlungen zu werden. Andere Wege schlug Josef Görres in Koblenz ein, wo sich, wie Nadler richtig erkannt hat, der tiefste Sinn der rheinischen Ereignisse enthüllte. Hier war das Genie der Tat, Josef Görres, Träger der Revolution. Hier vollzog sich seine Entwicklung, die symbolisch geradezu die rheinische Entwicklung überhaupt darstellt. Seine Abwendung von der Revolution, seine Zuwendung zur Romantik ist ein allgemeingültiger Einzelfall, ist ein weithin leuchtendes Zeichen der Umkehr des Rheintales. Ganz erfaßt von den Fluten der Zeit, nahm er, hellen Auges und reinen Herzens, mit unfehlbarer Sicherheit die Entwicklung, die die unbewußt in ihm arbeitenden Mächte vorschrieben. Umjubelt und verhöhnt ward dieser Zeichendeuter, dieser Gebende und Herrschende sein ganzes Leben. Aber er ging dahin, unbeirrt durch den Haß und die Gunst der Menge, der er nie pflichtig gewesen, ganz hingegeben dem Geiste, der ihn trieb, stets sich selbst getreu. Zwischen zwei Revolutionen hat sein stürmereiches Leben sich abgespielt: die dröhnenden Erdstöße der französischen Revolution umgrollten seine Wiege in der alten Rheinstadt Koblenz, neue, schwerbeschwingte Sturmvögel flatterten über sein Grab, in das man ihn in den ersten Februartagen des Jahres achtundvierzig senkte.

Um den Görres des Rheinischen Merkurs zu verstehen, muß man begreifen, wie es gekommen ist, daß der franzosenbegeisterte Jakobinerjüngling zum deutschen Patrioten werden konnte. Es möge ein Bild auffunkeln jenes frühreifen, unlenksamen, genialen Knaben, den unfähige, dem Banne der Zeit verfallene Lehrer und eine Umgebung, der er weit überlegen war, in den Strom der Zeit tauchen ließen. Der mit zwölf Jahren eine Satire auf Papst und Kurfürst schrieb und als Rokokoengel gekleidet an der Karmeliterprozession teilnahm, der frühmündig und freimaulig, wie sein Freund Clemens Brentano ihn schildert, mit einer unersättlichen Lese- und Lernbegier die Lieblingsbücher des Jahrhunderts verschlang, um dann selbständig auf fast allen Wissensgebieten zu arbeiten, die er mit einem bis in das späteste Alter hinein währenden, wahrhaft unheimlichen Gedächtnis sich bald zu eigen machte, bis er sich schließlich mit leidenschaftlich selbstlosem Drang, mit derbem Kampfesmut und lodernder Beredsamkeit in den Dienst des revolutionären Freiheitsideales stellte. Seine frühesten Jugenderinnerungen stehen in Verbindung mit dem Bau des Koblenzer Prunkschlosses, mit der Rheinfahrt der verkauften Hessen nach Amerika, seine späteren mit den großen blutigen Ereignissen, die die in der Rheinstadt hausenden Emigranten forttrieben, die behagliche kleinstaatliche deutsche Welt zertrümmerten und die Flut der Fremden in die Rheinlande brachten. Es lag wahrlich nicht an ihm, sondern an der Zeit selbst, daß die Eindrücke, die er empfing, keine patriotischen Empfindungen in ihm wachrufen konnten.

Auf dem Boden einer zusammenbrechenden Form der menschlichen Gesellschaft erhebt sich die Gestalt des zwanzigjährigen Görres in einer Zeit, in der Altes und Neues, Heimisches und Fremdes miteinander ringen, Revolution und konservativer Sinn, Nationalität und Weltbürgertum,

Aufklärung und alter katholischer Glaube. In dieser Welt der Wirrnisse spielt der Jüngling seine erste politische Rolle als Verfasser von Flugschriften, Aufrufen, Klagen und Denkschriften, als Helfer beim Sturze der heimischen Gewalten, als Verfechter der Republik und der Demokratie. Macht des Eigenwillens, angeborene, leidenschaftliche Kampfeslust, brennendes Verlangen, zu den großen politischen Fragen der Zeit Stellung zu nehmen, treiben ihn ins öffentliche Leben, in dem er bald eine führende Stellung einnimmt. Die Revolution hat ihn in ihren Zauberbann gezogen. Sie erscheint seinem, von moralistischen Erwägungen bestimmten ethischen Gefühl als ein Strafgericht, sie läßt ihm die Welt wie in Morgensonnenglanz erstrahlen, sie erfüllt ihn mit einer sehnsüchtig-schwärmerischen Begeisterung. Nun halten die Revolutionsideen ihren Einfluß in sein durch die Aufklärung wohl vorbereitetes Herz. Er wird Jakobiner und führendes Mitglied des Koblenzer Klubs, um einen wilden Kampf zu führen gegen Staat und Kirche.

In diesem Geiste wendet er sich seiner ersten politischen und publizistischen Tätigkeit zu, seiner politischen im Kampfe gegen die Brandschatzungen der Besatzung, seiner publizistischen im Roten Blatt und im Rübezahl, die ein umfassendes politisches, ethisches und philosophisches Programm hat. Ein Schauerbild des ancien régime tritt uns in diesen revolutionären Jugendzeitschriften entgegen, die zu den größten Merkwürdigkeiten unserer politischen Literatur gehören, ein Schreckbild des alten Reiches mit seinen blutdürstigen Despoten, seinen Mätressen und faulen Mönchen, die unentwegt für ihre „Schafsideale" kämpfen gegen die erleuchteten Ideale der Aufklärung, von der er ein rührendes Bild entwirft, während er dem alten deutschen Reiche ein Todeslied voll grimmigen Humors singt und Napoleon verherrlicht.

Schon leben aber in der Brust dieses jungen Aufklärers, dieses letzten Stürmers und Drängers andere Stimmen und Stimmungen. Mag Frankreich ihm auch alle Vorwärtsentwicklung, alle Kultur der Menschheit damals verkörpern, er ist doch zu sehr verwurzelt mit dem alten deutschen Leben, mit dem Rheine, der sich wie ein goldnes Band durch sein Dasein zieht, mit seiner Heimat, an die ihn ein tiefes Gefühl der Gemeinschaft bindet, zu innig ist er verwachsen mit der deutschen Bildung, so wie Herder, Kant, Fichte sie darstellen, und zu stark lebt in ihm der Gedanke des Moralismus, als daß er dauernd dem fremden Volke und dessen politischen Idealen verfallen konnte. Nachdem er vergebens mit leidenschaftlicher Rücksichtslosigkeit die Verderbtheit der fremden Machthaber in der Rheinstadt und deren Umgebung bekämpft und bei seiner Sendung nach Paris erkannt hat, daß das ganze Experiment der Demokratie verunglückt ist, strebt er mehr und mehr aus dem verworrenen Wesen der Jugend zur Klarheit empor, um sich eine neue politische Weltanschauung zu schmieden.

Ohne kennzeichnende frühere Anschauungen aufzugeben, erbaut er sich unter dem Einflusse Herders und vor allem Schellings eine neue Welt, eine Welt der Einheit, des lebendigen Organismus, in dem alles Geschehen sich vollzieht unter dem Gesetze des stetigen Fortschreitens, in dem der Staat, eine rein geistige Macht, die christliche Ideenwelt verkörpert. Von Herders Hand geleitet, belehrt durch die Enttäuschungen seiner Jugend, neigt er sich offenen Blickes liebevoll dem deutschen Wesen und der deutschen Vergangenheit, strebt nach der rechten Erkenntnis der Völker und Zeiten, nimmt die Liebe zur Vergangenheit und die Ehrfurcht vor der Geschichte in sich auf, die grimmige Feindseligkeit vor allem gegen das französische Wesen, die ihn nie mehr verlassen hat.

Wenn er auch noch recht fern davon ist, ein konservativer Politiker zu sein — im landläufigen Sinne ist er es nie gewesen — so gewinnt er doch bald den Weg zu einer nationalen Erfassung des politischen und geistigen Wesens, mag auch vorerst bittere Enttäuschung seinen Flug lähmen. Die Heidelberger Romantik, die ihn erneut der Publizistik zuführt, mit ihrem Tiefblick für alles Geschichtliche, Natürliche und Ursprüngliche, Schlegels und Fichtes Einflüsse machen ihn vollends zum nationalen Schriftsteller, der in tiefster Seele die Notwendigkeit der Wiedergeburt seines Volkes erkennt. Mögen seinem hochfliegenden Optimismus Enttäuschungen auch nicht ausbleiben, die ihren grellsten Ausdruck finden in den einzigartigen „Schriftproben" von Peter Hammer", in denen er sich in brennender Scham und wildem Zorn gegen Napoleon wendet, er überwindet die schlimmsten Jahre deutschen Lebens, um beim Ausbruch des großen Krieges als glänzendster Verteidiger deutschen Wesens im Rheinischen Merkur seine scharfe Waffe zu schwingen.

Die großen Ereignisse des Jahres 1813 haben Görres wie die meisten Zeitgenossen überrascht. Er hatte ein zu beträchtliches Stück ohnmächtigen deutschen politischen Lebens geschaut, die Zertrümmerung Preußens und Österreichs hatte eine zu starke Hoffnungslosigkeit in seine Seele geweht, als daß er zukunftsfroh gestimmt sein konnte. Die Politik hatte nicht das erhoffte Heil gebracht; alle Rettung Deutschlands sah er jetzt schon in einer allmählichen, religiösen Durchdringung des ganzen Volkes. Der große Sieg bei Leipzig, der ihm zeigt, daß Deutschlands entscheidende Stunde gekommen, erfüllt ihn mit erdhafter, ungestümer Begeisterung, er wird geradezu Ausgangspunkt seiner vaterländischen Sendung im Rheinischen Merkur. Welchen Wandel das gewaltige Ereignis in seinen Anschauungen und Stimmungen hervorgerufen hat, erkennt man

am schärfsten, wenn man sich der Äußerungen über die Zeitlage seit den Heidelberger Jahren bewußt wird. Man denke an die schweren Vorwürfe, die er gegen die Deutschen erhebt, daß alle Erinnerung an die glänzende Vergangenheit verloren, alle Schätze der eigentümlichen vaterländischen Poesie vergeudet sind, an seinen tiefverletzten nationalen Stolz, an seinen „bittern Unwillen auf die Zeit und die allgemeine Hohlheit, auf das nüchtern leere Wesen", an seinen wütenden Grimm, mit dem er die charakterlose Publizistik der Zeit „das Geschmeiß, das schachernde Volk, das die Ehre der Nation auf dem literarischen Trödelmarkte vergaunert und alles mit seinem Unrat befleckt", in den Abgrund der Hölle verwünscht, an die bittere Ironie, mit der er das deutsche Micheltum schilt. Da bringt die Kunde von dem gewaltigen Sieg bei Leipzig auch in die Rheinlande. Jetzt hat Deutschlands entscheidende Stunde geschlagen, jetzt wird in ihm jene zornige Begeisterung wach, in deren Glut die scharfe, dräuende Waffe des Rheinischen Merkurs geschmiedet ward. Mit bebender Ahnung von etwas Großem, das dem deutschen Volke beschieden, mit einem unverwüstlichen Glauben an eine herrliche, tatenreiche Zukunft seines Volkes übernimmt der damalige Physikprofessor der Koblenzer Sekondärschule am 23. Januar 1814 die Leitung des Merkurs, nachdem wenige Tage zuvor die Truppen der Verbündeten an seinem Fenster vorübergezogen waren.

Wie an allen Wendepunkten seines vielgestaltigen Lebens so ist Görres auch jetzt Publizist, der es versteht, im Herzen des Volkes zu lesen, dessen Forderungen mit der Unerschrockenheit des guten Gewissens zu verteidigen und sie als Leiter der öffentlichen Meinung klar auszusprechen. Was schon in den Jugendanfängen sich geregt, offenbart sich mehr und mehr: seine heißblütige Kampfesnatur, deren Schwert das freie Wort ist. Ohne die Publizistik je als Gewerbe betrachtet zu haben, steht Görres in der vordersten Reihe der deutschen Journalisten. Sprachgewaltig wie keiner vor und nach ihm, ganz Wahrheit und Unbestechlichkeit, ganz erfüllt von dem Gefühle der Verantwortlichkeit vor Mit- und Nachwelt. Der Stolz auf alles Deutschtum, auf Deutschlands uralte Geschichte wird in ihm wach, die tiefsten Urgefühle: Vaterlandsliebe, Haß und Verzweiflung, Christentum, Deutschtum, Ehrgefühl und Freiheitsliebe, sie lodern in einem großen und starken Gefühle zusammen. In deren Zeichen wird seine Publizistik immer mächtiger und gewaltiger, bis sie zu einem großen Chore anschwoll und einen Zug des furor teutonicus annahm.

So war er beschaffen, als er seine Zeitung herausgab, die ganz aus den Tiefen seiner in schärfendem Kampfe gereiften Persönlichkeit erwuchs. Sie erblühte aus dem Wurzelboden einer tiefen, dogmatisch noch unbestimmten Religiosität, aus dem innigen Glauben an Gottes Walten in der Menschheitsgeschichte, aus seiner heißen Liebe zur Vergangenheit und zu den urwüchsigen Einrichtungen des deutschen Mittelalters, zur alten deutschen Gesetzgebung und zum alten deutschen Reich mit seinem Kaisertum, das jetzt in den Tagen der kaiserlosen Zeit vor ihm in wunderbarem Scheine sich erhebt. Während er so immer mehr von der Anschauungswelt der Aufklärung fern gerückt ist, werden jetzt Begriffe und Werte vor ihm lebendig im Lichte seiner auf dem Boden der Romantik erblühten geschichtsphilosophischen Voraussetzungen, über die ihm früher die rechte Klarheit gefehlt hatte. Er erkennt die Bedeutung der Begriffe Volk und Nation, der Rechte und Ehre einer Nation, des Wertes ihrer selbständigen Eigenart, die Notwendigkeit der Mitarbeit des ganzen Volkes an den politischen Aufgaben der Zeit. Stammesschranken fallen. Über die Bewohner der Rheinlande hinaus wendet er sich an das ganze deutsche Volk, das er jetzt in der Zeit der gewaltigen Kämpfe und Opfer kennen und lieben gelernt hatte. Getragen aber ist sein ganzes Schaffen von einer innigen Teilnahme für die Menschen und deren Geschicke, von einem tiefen, unverwüstlichen Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit, von dem heißen Wollen, daß in der Politik das Wesen des Menschen in seiner ganzen Unbestechlichkeit hervortreten soll. Von der Höhe aus wendet er sich in einer gewaltigen, oft stahlharten, immer aus tiefstem Gefühle fließenden Sprache an die besten Seiten der Menschen.

So übernimmt er auf Anregung der Behörde den Rheinischen Merkur, der bisher als doppelsprachige, unter der verantwortlichen Redaktion des Präfekten des Rhein- und Moseldepartements erscheinende Zeitung ganz im Dienste der französischen Interessen gestanden hatte. Der schwachatmige Mercure du Rhin wurde ersetzt durch den Rheinischen Merkur: nach der Kirchhofsstille, die seit langem in den Rheinlanden herrschte, dröhnte seine Alarmtrommel in die Öde der Stadt und die Erregung der Umwelt. Jede Woche erschienen im Anfange vier Nummern, später alle zwei Tage eine, meistens im Umfange von vier Folioseiten. Die zunächst bescheidene Ausstattung wurde bald ersetzt durch eine Kopfleiste, auf der die zwei Flußgötter Rhenus und Mosella in klassischer Nacktheit sich an eine Urne lehnten.

Mit einem in flammender Begeisterung geschriebenen Vorwort führt Görres seine Zeitung ein. Er betont, daß die Zeitung am diesseitigen Rheinufer wurzelt, daß sie aus einem Volke herauswächst, das zwanzig Jahre lang in fremder Knechtschaft geschmachtet, ohne aufgehört zu haben, als Deutsche zu fühlen, das Sprache und Leben stets frei gehalten hat von fremden Formen, so lose auch die Verbindung mit dem alten Vaterlande sein mochte. Die Zeitung soll künden, was die Welt jetzt bewegt, sie soll

Freundschaft bringen, mahnen zur Ruhe und Opferfreudigkeit, ein Wegweiser will sie sein durch die Zeit und die Fülle ihrer Zeichen. Zu einem gemeinsamen Gefühle soll diese in der reinen, unverfälschten deutschen Sprache geschriebene Zeitung zusammenknüpfen.

Wie Görres, unterstützt durch Männer wie Jakob und Wilhelm Grimm, Brentano, Achim von Arnim, Stein, Benzenberg, Willemer und andere seine Sendung ausgeführt, lehrt fast jede Seite der vergilbten Folioblätter. Des Papstes Partei ergreift er in dessen Kampfe mit Napoleon. In heller Begeisterung preist er Preußens Heer, Volk und Jugend, die wie ein Mann zum Freiheitskampfe sich erhoben. Er unterstützt Gruners Aufruf an die Männer und Jünglinge des Mittelrheins, feuert die Bewohner der Rheinlande, die seit undenklichen Zeiten ein deutsches Volk gewesen, an, der alten Stammesverwandtschaft eingedenk, zu den Waffen zu greifen, den Rhein, des Landes hochschlagende Pulsader, zu verteidigen. Voll prophetischer Ahnungen folgt er den Heeren ins Feld. Immer wieder prägt er den Lesern die großen Lehren ein, die die Revolution dem deutschen Volke gebracht: wie Arglist, Eigensucht und Trägheit zu Fall gebracht und ein wärmender Frühling blüht, in dem alles Gute keimt und sproßt. Mit leidenschaftlicher Erbitterung wendet er sich gegen die für Deutschland ungünstigen Bedingungen des Pariser Friedens. Zu gewaltigster Kraft aber erhebt er sich in der „Proklamation Napoleons an die Völker Europas“, jener in der Weltliteratur einzig dastehenden Irreführung, die er unter die Völker schleuderte, als Napoleon sich anschickte, nach Elba zu ziehen. So täuschend ahmte er des Kaisers Sprechweise nach, daß die Umgebung Napoleons die Proklamation für echt hielt.



Josef Görres. Radierung von Ludwig Grimm

Im ganzen wie im einzelnen ist Görres' vaterländische Tätigkeit im Rheinischen Merkur voll Bedeutung. Er fühlt sich durchaus als Führer und Wegweiser in den wilden Stürmen der erregten Zeit. Er sieht, wie die sittliche Welt in den Tiefen bewegt ist, wie hochgehende Fluten die menschliche Gesellschaft bedrohen. Wie ein Seher kündet er: „Die Menschheit steht an einer Wende der Zeiten. Mit jedem Volke geht ein guter und böser Geist durch seine Zeiten, beide streiten oft grimmig miteinander. Sind der Sünden viele geworden in der Nation, dann siegt das dunkle Wesen; die Zornschale, bis zum Rande angefüllt, wird über ihre Häupter ausgegossen, und sie bereiten sich im Wahnsinn selber ihre Plagen, oder fremde Völker kommen als Werkzeuge der Rache über sie ... Das sind die großen Weltstürme in der Geschichte.“ Niemand vermag sich der Gewalt der Zeiten zu entziehen. Alle müssen in den großen Stromgang hinein, der die Geister ergriffen hat. Sein Gemüt ist bis auf den Grund bewegt, die Geschichte ist ihm geradezu zum Gottesdienst geworden. Darum richtet er an die Zeitgenossen die Mahnung: „Nehmt, was euch Großes geboten ist, auch mit großem Sinn auf; lest die Worte, die mit Glühschrift über euren Häuptern am Himmel geschrieben stehen; handelt in dem Geiste, der in den Geistern treibt; wollet die Feuertaufe, die die Zeit empfangen, nicht mit lauem Wasser wieder löschen, und sorgt, daß die Geschichte und Gott in ihr endlich würdige Diener finde und nicht alles durch sich selbst und durch unwillige Knechte vollbringen darf.“ Immer wieder fordert er: „Die Menschen müssen, den Schutt der Außenwelt durchdringend, die ewigen Grundfesten aufsuchen, auf denen sich das neue Staatsgebäude erheben soll.“ Die neue Zeit verlangt neue Mittel und frische Triebe, die im Schoße des Volkes zur Entwicklung aufgerufen werden sollen.

Sein Volk, seine Nation, ihr Wohl und Wehe steht im Mittelpunkte seines ganzen Denkens. Die Nation ist ihm die Gesamtheit aller Volksgenossen, die gebunden sind durch Blutsverwandtschaft, gemeinsame Ge-

schichte, Sprache und Sitte. Ein unbezwingbarer Trieb, der wie ein Naturgebot wirkt, bringt alle zusammen, die dem gleichen Stamme angehören. Heiligste Pflicht eines Volks ist es, sich um jeden seiner Stammesgenossen zu kümmern: „In einem Volke sollen alle stehen für einen, und einer gilt uns tausende, tausend sind tausend mal tausend.“ Ein starkes Gefühl bewegt ihn für die Unteilbarkeit des eignen wie des fremden Stammes: „Es ist so hohe Herrlichkeit um einen solchen Stamm, der in der Urzeit des Volkes ausgesät, in den alten Hainen aufgewachsen, so viele Jahrhunderte überdauert, so viele Stürme durch seine Wipfel hat brausen sehen und immer tiefer in die Erde hinein und an den Himmel hinaufgewachsen: daß jedes, dem ein Menschengefühl beiwohnt, nur mit heiliger Scheu an ihm zu rühren wagt.“

Gemeinsame Geschichte und Vergangenheit sind die stärksten einigenden Bande, die ein Volk besitzt. Ein Volk soll sich seine Geschichte nicht abstehlen lassen. Alle deutschen Länder sind ihm ein Ganzes, ihr gemeinsames Erstarken, ihre Eintracht und ihr Zusammenhalt sind grundlegend für die Zukunft Deutschlands:

„Was Deutschland allein retten kann, ist engster, innigster Zusammenhalt. Was alle eint, ist das gemeine Wohl, die gleiche Liebe, Treue und dasselbe Vaterland.“

So verlangt er innere Festigkeit und Geschlossenheit dem Ausland gegenüber, so verwirft er das Streben des Deutschen „in schöner Universalität allen Völkern anzugehören“. Deutschland soll e i n Staat und die Deutschen sollen e i n Volk sein in militärischer Hinsicht, aber auch in Handel und Gewerbe. Bei allem Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Einzelstämme will er von deutscher Eigenbrödelei nichts wissen. „Es gibt eine Partei,“ so sagt er, „unter den Deutschen, die durchaus nicht deutsch sein wollen. Gern lassen sie sich Bayern, Preußen, Sachsen, Österreicher nennen, aber den Deutschen lehnen sie ab ... Die wilden Pferde haben den Instinkt, wenn ein Wolf sie bedroht, daß sie im Kreise sich zueinander sammeln, die Köpfe in der Mitte beisammen, die Hufe aller rundum nur zum Feinde gekehrt; wir aber, wir kehren die tausend Köpfe nach außen und zerschlagen uns miteinander tapfer die Beine.“

Ein schlimmer Feind der nationalen Einheit ist ihm der konfessionelle Hader. Wie er wenige Jahre vor seinem Tode (1848) nach leidenschaftlichen konfessionellen Kämpfen die schönen Worte niedergeschrieben hat: „Wir alle, Katholische und Protestantische, haben in unsern Vätern gesündigt und weben fort an der Webe menschlichen Irrsals, so oder anders, keiner hat das Recht, sich in Hoffart über den andern hinauszusetzen, und Gott duldet es an keinem, am wenigsten bei denen, die sich seine Freunde nennen,“ so läßt er auch im Rheinischen Merkur keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Konfessionen zum Frieden zu ermahnen. Er wendet sich gegen das stille Nachhalten, die Scheelsucht, womit die Glieder der verschiedenen Bekenntnisse sich verfolgen. Das ist kein frommer Eifer, für den man es ausgegeben hat. Der nimmt nicht den Hader mit in die stille Kirche, wo der Gottesfriede wohnen soll, und erfüllt nicht mit Streit das stille Haus.

Alle Einheit wurzelt für Görres in der Selbständigkeit und Freiheit. Die Freiheit ist das Element der germanischen Völkerschaften; wo ihm diese abgegangen, sind sie von je verrottet, erstorben und gefault. Ohne Freiheit ist kein Leben in der Gesellschaft, kein Stolz und keine Ehre in der Persönlichkeit, kein Selbstvertrauen und keine Würde. Er erklärt: „Gott will nicht, daß der Freiheitstrieb, auf dem Ehre, Stolz, Lebensgefühl und Lebensfrische des einzelnen wie der Gesamtheit beruht, unterdrückt werde, noch will er, daß die Rechte, die er der Menschheit gegeben, dem Hochmute launenhafter Willkür zum Opfer fallen.“

Immer wieder nimmt er in seinen großen Kriegsaufsätzen und Abhandlungen zu den Nachbarvölkern Stellung. Er steht auf dem Standpunkte, daß die europäischen Völker sich als Staatenfamilie betrachten und eng zusammenschließen müssen. Von dieser Erkenntnis aus warnt er England vor dem Mißbrauch seiner Seemacht, mahnt er die Verbündeten, Frankreich nicht zu vernichten, noch Paris zu zerstören. Den Schrecken der Zeitgenossen vor Rußlands Macht teilt er nicht: zu stark fühlt er in seinem Volke die höhere geistige Macht, die letzthin im Ringen der Völker entscheidet. Ganz überraschend hat sich 25 Jahre später, als die Erinnerung an die Waffenbrüderschaft mit Rußland und England verblaßt und die Weltpolitik ihre besondern Wege gegangen war, seine Stellung geändert.

Da wird der Politiker zum Propheten, dessen Worte zu bedeutungsschwer sind, als daß man achtlos an ihnen vorübergehen dürfte. Deutschland sieht er der Macht dreier Völker gegenüber. Er legt dar: Während Deutschland jahrhundertelang Glaubensstreitigkeiten sich hingegeben, hat die Weltgeschichte ein höchst widerwärtiges Ansehen uns gegenüber angenommen. Die Franzosen sind zu einem mächtigen Volke erwachsen, das wir kaum wiederum werden bezwingen können. Im Osten hat ein Koloß von Erde und Eis sich aufgebaut, der das Jahrhundert nahe glaubt, wo die Herrschaft der Welt ihm gehört. Dort über dem Meere ist ein drittes Reich aufgestiegen, das seine Herrschaft über alle Provinzen des Meeres ausgebreitet, dem Europa offen steht. Diesen drei Kaisertümern, die drohend Deutschland gegenüberstehen, können wir nur die Macht unserer Eintracht und Einheit entgegenstellen. Er schließt mit der Mahnung: „Wir müssen miteinander leben und uns vertragen, weil es sich um unser Dasein handelt.“

Immer fühlt sich Görres, den Blick stets auf das Höchste und Wesentlichste gerichtet, als Mahner und Warner. Die Deutschen sollen sich wiederfinden in der Anschauung ihrer Vorfahren und fortwirken in ihrem Sinne. Zum alten Reichtum der Geschlechter sollen sie eigenen Erwerb fügen, damit der geistige Besitz der Nation fort und fort wächst. Was nicht wirklich Lebenskraft auf Jahrhunderte in sich birgt, muß vergehen. Die Zeit, mahnt er, duldet kein halbes Werk. Wir Deutsche sollen uns immer gegenwärtig halten, was die gewollt und gestrebt, die vor uns gewesen sind, und dann zu erdenken und ersinnen suchen, wie wir das, was uns obliegt, in ihrem Geiste vollbringen wollen. Nicht nachlassen dürfen die Deutschen von dem begonnenen Werke, bis es vollendet ist. Halb getan, ist nichts getan, halbes Tun wird uns zunichte machen. Immer kehrt er zu den hohen sittlichen Forderungen zurück, die von Anfang an sein öffentliches Wirken getragen haben: Laßt uns sorgen, daß wir vor allem uns selbst bezwingen, den eigenen Dünkel und die Gier, die im Felde nicht geschlagen worden. Sorgen wir vor allem, daß wir das Recht auf unserer Seite haben und selbst an den Überwundenen kein Unrecht üben.

Noch schenkte Görres Preußen sein ganzes Vertrauen. So hatte er in dem prachtvollen Aufsatze zum Schlusse des Jahres 1815 geschrieben: „Wunderbar hat Gott so viele tausend Herzen uns zugewendet und aufgeschlossen, und wir haben nach Möglichkeit gestrebt, das Vertrauen mit aufrichtiger Wahrheit zu erwidern. Nicht, daß wir uns des Erfolges irgend überheben wollten, wenn der Zweck erreicht, soll nicht mehr davon gesprochen werden, denn des einzelnen Menschen Ohnmacht ist für nichts zu achten ... In der Fortdauer möchten wir wie bisher und mehr noch wie bisher im Kampfe der Parteien die gemeine teutsche Sache führen ... Es ist ehrenvoll für die preußische Regierung, unter deren Schutze diese Blätter bisher erschienen, daß wir solche Gedanken wagen konnten, und wir laden darum alle mit frischem Mute, alle, die reinen Herzens sind, zum Werke freundlich ein, die andern werden wir freilich abzuhalten wissen."

Nach Friedensschluß trat in seinem Verhältnis zu Preußen bald eine Änderung ein, als Görres sich stärker mit den innerpolitischen Angelegenheiten beschäftigte. Im Mai 1815 wurde die erste Note gegen Görres vom Staatskanzler von Hardenberg erlassen, der sich Androhungen, Verfügungen, Verhaftsbefehle, Rügen anschlossen. Der Staatskanzler irrte sich sehr, wenn er glaubte, es bedürfe nur eines Winkes, daß Görres die Forderungen der Behörde erfülle. Görres hätte nicht Görres sein dürfen, wenn er den Wünschen nachgekommen wäre. Er verschmähte es, wie er später sagte, „zu einer königlich-preußischen-privilegierten Zeitung herabzusteigen" und von einer Regierung, die bald ganz in den Banden der Reaktion lag, Weisungen entgegenzunehmen. Er ging unbeirrt seine Bahn weiter. Dem Staatskanzler gegenüber betont er: daß er nach wie vor die Interessen des Gesamtvaterlandes vertrete, und daß nach seiner Meinung Deutschland nur geholfen werden könne durch Wiederherstellung der Kaiserwürde in einer die Freiheit sichernden Verfassung. Eine Zensur könne er sich nicht gefallen lassen.

Nur kurze Zeit noch war Görres Ruhe beschieden. Wieder tobte Kriegslärm durch Europa. Napoleon war von Elba geflohen. Da galt es noch einmal für Görres, zum Kampf zu rufen, die Zaudernden fortzureißen, zu mahnen und zu warnen. Wie eine Kriegsdrommete so dröhnt sein Kampfruf in die Erregung der Völker: „Ruft alle auf zur Wehr, was Waffen tragen mag; es ist nicht gemeine Not, die andringt, auch ist sie nicht mit gemeinen Mitteln zu bezwingen." Ganz fühlt er sich vom Geiste erfüllt: „In Zeiten großer Not soll jeder sprechen, wie der Geist ihn treibt." So mahnt und treibt er ohne Unterlaß, bis Friede geschlossen ward. Von neuem kommt für Görres, der seine Schuldigkeit getan, die Zeit der Bedrückungen und Drohungen. Bald vereinigt sich, wie er sagt, „jene lichtscheue, gnomenhafte Partei, die seither wie der Tintenfisch in seiner Flüssigkeit so in ihrem Schatten gestanden hatte", mit allen denen, die im Laufe der Jahre die Geißel des Merkurherausgebers gekostet hatten. Es war in Preußen kein Raum mehr für einen Mann, der zu reden wagte von Deutschland und Freiheit, von Einheit und Reich, von Verfassung und Volksrechten, von Kaiser und Kaisertum. Sein Aufsatz: „Über die Reaktion in Preußen" brachte den Becher zum Überlaufen. Hart und scharf wendet er sich gegen die Verfolger deutscher Vaterlandsfreunde, gegen Preußen und seine Regierung. Am 3. Januar 1816 erfolgte das Verbot durch Allerhöchste Kabinettsorder: „Weil Sie ganz gesetzwidrig und ohnerachtet der an Sie ergangenen Warnungen sich nicht entsehen, die Unzufriedenheit und Zwietracht der Völker erregende und nährende Aufsätze zu liefern und zu verbreiten und durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen die Gemüter zu beunruhigen."

So mußte der Rheinische Merkur Schild und Schwert niederlegen. „Mit solchen Maßregeln," stellt Görres fest, „werden Reiche verspielt und Land und Leute verdorben, solcher Blödsinn hat uns seit der Auflösung des alten Reichskörpers zugrunde gerichtet. Es ist ein Jammer um diese deutschen Regierungen, wie sie blind und taub und stumpf für alle Erfahrung umhertaumeln und die Völker mit sich ins Verderben ziehen."

Dieses Verbot war für ihn ein Schlag, den er nie ganz verwunden hat. Die Erinnerung an die Unterdrückung und die spätere Enttäuschung, als er sein Amt als Direktor des öffentlichen Unterrichts verlor, als

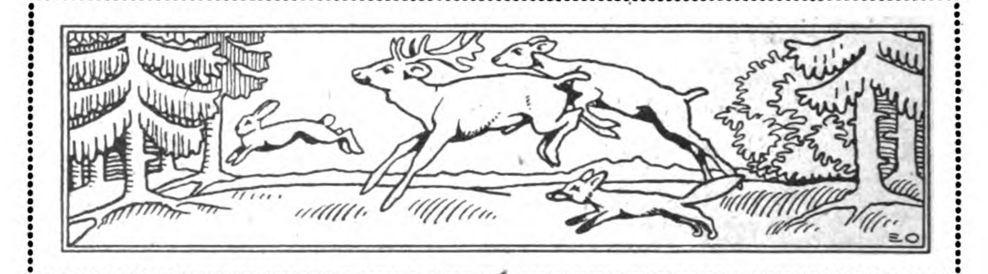
er immer wieder nach bewährter Verwaltungsart vertröstet und durch leere Versprechungen hingehalten wurde, haben sein Verhältnis zu Preußen naturgemäß bestimmt, haben einen tiefen Groll in ihm aufwachsen lassen. Noch lange zittert der Schmerz in ihm nach, wenn er schreibt: „Das Blatt war mit allen Wurzeln ins Herz der Nation verwachsen, alle Erinnerungen ihrer guten Zeit und ihrer neulichen Erhebungen, alle Hoffnungen der Zukunft knüpften sich daran; wer es vernichtet, versehrte sie im Innersten und säet sich böse Saat.“ So endete trüb, was in froher Hoffnung und Zuversicht begonnen ward.

Tröstlich war der warme Anteil, den die Besten ihm in diesen schweren Tagen entgegenbrachten. Blücher und Freiherr vom Stein, Justus Gruner und die Brüder Grimm und all die Freunde der romantischen Zeit hielten treu zu ihm.

Der Rheinische Merkur hatte im Laufe der Jahre europäische Berühmtheit erlangt. Görres' Aufsätze wurden in fremde Sprachen übersetzt, seine Zeitung hatte gleichsam Sitz und Stimme im Rate der Mächte, während zu gleicher Zeit sein Haus Sammelpunkt aller bedeutenden Männer war, die in Koblenz lebten oder in die Rheinstadt kamen. Man begriff, was diese Zeitung bedeutete in einer Zeit, als die moderne Presse noch im Entstehen begriffen war. Man erkannte, daß dieser Mann alle die Eigenschaften besaß, die der Herausgeber einer großen Zeitung haben muß: sittliche, geistige und wirtschaftliche Unabhängigkeit, Klarheit und unbedingte Wahrhaftigkeit, brennende Begeisterung für die großen, unwandelbaren Grundsätze, ein tiefes sittliches und religiöses Pathos, das von Schwärmerei nichts wissen will, ungebändigte Glut und Stärke, wo es galt, als Sprecher seines Volkes für Recht und Gerechtigkeit einzutreten. Dabei war in ihm lebendig eine unerhörte Vielseitigkeit des Wissens und Verstehens, eine alles bewältigende Auffassungsgabe und Kombinationsfähigkeit, wie sie selten zu finden ist, die Eigenschaft, seine Gedanken knapp und scharf und kantig zum Ausdruck zu bringen in einer Sprache, die glühte, zündete und fortriß. All diese Gaben machten Görres zu dem großen Journalisten, der einzig dasteht in der Geschichte der deutschen Zeitung; sie machen ihn zum Begründer der neuzeitlichen Zeitung überhaupt.

Nicht ohne Ergriffenheit kann man Görres bei seiner Arbeit betrachten. In einer kleinen Rheinstadt, fernab den politischen Brennpunkten des deutschen Lebens, gibt er allein alle zwei Tage eine vierseitige Folionummer heraus, ohne alle die äußeren Hilfsmittel, die dem Journalisten der Gegenwart die Arbeit erleichtern. Ganz auf sich gestellt, von verhältnismäßig wenigen Mitarbeitern unterstützt, schuf er seine Zeitung. Und wie schrieb er sie? Seine Biographen berichten, daß die Aufsätze entstanden unter dem Lärm geselliger Freuden und häuslicher Geschäfte, während er am Gespräche teilnahm und die Kinder vor seinen Augen spielten. Bei der Mahlzeit oder in Gesellschaft griff er oft zum ersten besten Fetzen Papier, um einen Gedanken zu bannen. Dann wanderte das Blatt in die Druckerei.

So mögen der Gegenwart dieser Mann und sein Werk wieder näher rücken. Wer nur einmal in den Bann seines mächtigen Wortes, das nie geschmeichelt, nie gefrevelt hat, getreten ist, wird sich nicht mehr von ihm lösen können. Mag man Görres' spätere Entwicklung loben oder schelten, keiner, der nur einmal einen Hauch seines Geistes verspürt hat, wird sich der Gewalt und Größe seines Strebens entziehen können, wie es sich in dem gewaltigsten Dokumente seines Lebens, dem Rheinischen Merkur offenbart: seinem Streben nach Durchdringung unseres ganzen Seins mit Wahrheit, Recht und Liebe, nach dem rechten Ausgleich zwischen Fürst und Volk, den widerstreitenden Ständen und der Fülle verwirrender Ideen, nach dem höhern Zusammenklang der dumpf einander entgegenstrebenden Kräfte der Gesellschaft, nach einer Versöhnung von Freiheit und Selbstbeherrschung, Selbstbestimmung und Autorität. Schon damals führte das Verlangen nach Gerechtigkeit ihn zur Grundforderung seines politischen Programms: dem Ausgleich aller Stände und Belange, der rechten Mitte, zu einem Programm, das die Mitarbeit aller Kräfte bedingt. Als höchstes, alles beherrschendes Prinzip schwebt ihm über der Menschheitsgeschichte: Gott als Quell der Liebe, Gerechtigkeit, Freiheit und Wahrheit. Mit einem tief ergreifenden sittlichen Ernste kommt er immer wieder zurück auf das allein Notwendige: nur die sittliche Gesundung, die religiöse Wiedergeburt, neues, tätiges, kräftiges Leben verbürgen die Zukunft des deutschen Volkes. Es kommt ihm nicht darauf an, daß große Siegesmale errichtet werden — nur den Ausbau des Kölner Domes und die Errichtung eines Denkmals auf dem Schlachtfeld von Leipzig will er zulassen — sein Ideal echten deutschen Handelns besteht darin, daß wir die Idee unser Inneres durchleuchten lassen, daß wir selber Hand an uns legen, damit unser Volk selbst eine leuchtende Ehrensäule werde, wie noch keine in der Geschichte bestanden. Solche Gesinnungen behalten auch heute noch ihren Wert. Für solche Gesinnungen hat er gekämpft mit der ganzen glühenden Beredsamkeit eines großmütigen, tieferregten Herzens, mit einer gewaltigen, etwas Titanenhaftes an sich tragenden Sprache, deren Gewalt Freund wie Feind in Bande schlug und die immerdar bewundert werden wird als ein hochragendes Denkmal deutscher politischer Beredsamkeit. (Wer weitere Kunde über Görres sucht, sei verwiesen auf des Verfassers Werke: Ausgewählte Werke [mit einer umfassenden Auswahl aus dem Rheinischen Merkur] und Briefe von Josef Görres. München und Kempten 1911, 2 Bde.)



Treiberlied. Von Martin v. Katte

Die Stoppeln brach der Pflug zumeist,
Der Brunfthirsch springt sich aus der Feist,
Den ganzen Morgen knallt es weit
Im Walde oben, Treibjagdzeit!
Bi Eddelmanns is't hüte.

Die Jungs sind Treiber alle Mann,
Und Vater, der ist auch „mit an".
Wer schreit und rennt,
Der kriegt eins hinten drauf gebrennt,
Bi Hürsche jetet sachte.

Und jeder hat 'nen großen Stock,
Der Herbstwind weht schon durch den Rock,
Das knickt und knackt, wo Treiber gehn.
Hat einer schon was laufen sehn? —
Au! Det war'n janzen jroten!

Vorn naht er polternd, stutzt, wirft auf,
Gut hingehalten, Kugel drauf!
Hopphopp, der Schaufler wippt und springt,
Der Wedel lacht, der Wedel winkt —
Ätsch, ätsch, vorbiëschoten!

Achtung, paßt auf! Ein Schwein, ein Schwein!
Das laßt nur nicht durch unsre Reihn!
Schon knallt's vorn in der Herreneck.
Du, sprang da nicht was hinten weg?
De Voß, det is de Schlauste.

Und knack und knick den ganzen Tag
Durch Blätterhall und Regenschlag.
Der Abend steigt in Gelb und Rot,
Da liegt die Strecke mausetot.
Nu willn wi enen drinken.







(Sammlung Dr. Robert Goering-Passavant, Berlin)

Orang Utan
Gemälde von Prof. Max Slevogt

Menschenaffen

Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Heck



Diese Affengruppe, bestehend aus den beiden schwarzgefärbten afrikanischen Gattungen Schimpanse und Gorilla und der rotgefärbten hinterindischen Gattung Orang-Utan von Sumatra und Borneo, ist neuerdings wieder in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten durch die „Teneriffa-Schimpansen" des Berliner Zoologischen Gartens, d. h. die bis zum Herbst 1920 auf der Kanarischen Insel Teneriffa gehaltenen, dann hierher überführten Schimpansen, die

gleich: für jeden Knochen des Menschenskelettes finden wir den genau entsprechenden am Menschenaffenskelett. Und doch steht der menschliche Knochenmann wie eine schöne Idealgestalt neben dem zwar ganz gewaltig starken und schweren, in allen Einzelheiten aber wie verzerrt erscheinenden Skelett des Gorillas, der dagegen wie ein fürchterliches Untier anmutet.

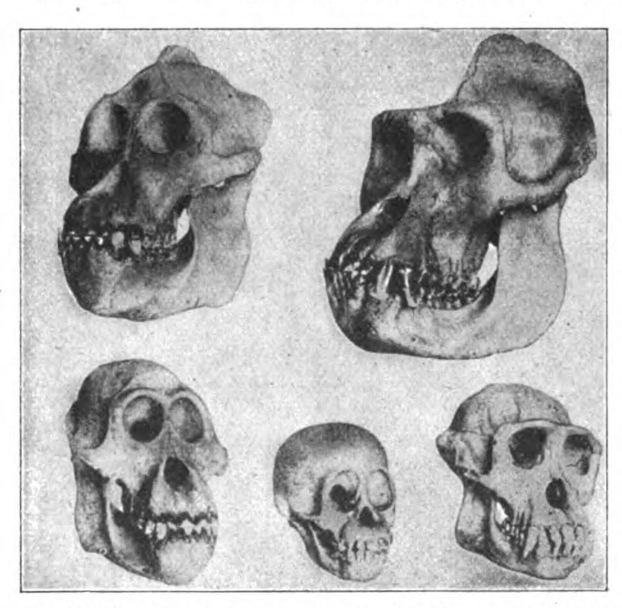
Sowie wir nämlich genauer vergleichen, ergeben sich in jeder Einzelheit Unterschiede, die nach unseren Schönheitsbegriffen alle zuungunsten der Menschenaffen ausfallen. Über den Gesichtsschädel des Menschen erhebt sich geräumig und hochgerundet die ... en die der Kieferteil mit sei... Kauarbeit ganz zurücktritt. ...affen dagegen sehen wir über ...retenden Augenbögen kaum ...ung sich erheben, wohl aber ... Schädel einen Knochenkamm ...der den Kiefermuskeln zu ver... dient, und die Eckzähne im ...ich der alten Männchen sind ...eutlich verlängert, annähernd ... der Raubtiere. Der Hals, ... von der nötigen Länge, um ...lich frei und ungehindert be...gen, ist beim Menschenaffen ... mehr nach vorn daran auf... zwischen die Schultern einge... Schultergerüst selber ist beim Menschenaffen für unsere Begriffe unmäßig stark, die Arme sind übermäßig lang, der Beckengürtel ist im Verhältnis noch stärker, die Beine aber sind trotz aller Schwere der Knochen zu kurz und die Knie nach außen eingeknickt.

Was bedeuten diese Unterschiede? Jedenfalls dürfen sie nicht vom menschlichen Schönheitsstandpunkt aus gewertet, sondern müssen aus der verschiedenen Ortsbewegung, überhaupt dem verschiedenen Leben von Mensch und Menschenaffe erklärt und verstanden werden. Der Mensch lebt auf dem Erdboden, bewegt sich da ganz aufrecht auf seinen langen, gerade gestreckten Beinen, deren Füße nur zum Gehen dienen, und



Schimpanse bittend mit langer „Schüppe"

hat dadurch seinen Kopf und seine Hände vollkommen frei für feinere, höhere Leistungen. Der Menschenaffe geht auf seinen kurzen, eingeknickten Beinen nur halb aufrecht, indem er sich dabei auf die eingeschlagenen Fingerknöchel seiner langen Arme stützt, die in dieser Stellung bequem bis zum Boden reichen. Seinem eigentlichen Wesen nach ist er aber mit dieser Körperbeschaffenheit ein Klettertier, und einem Baumleben sind insbesondere seine Hände und Füße offensichtlich angepaßt. Das zeigt sich vor allem darin, daß er seine große Zehe von den übrigen ganz ähnlich abspreizen und ihnen entgegensetzen, mit seinem Greiffuße also ganz ähnlich einen Baumast umklammern kann, wie wir mit unserer Hand. Weniger auffallend, bei genauerer Betrachtung aber doch sehr deutlich und bezeichnend ist die Anpassung der Affenhand an das Kletterleben: der Daumen ist unverkennbar in der Rückbildung begriffen. Und das ist auch sehr erklärlich. Weiß doch jeder von uns, der in seiner Jugend fremde Obstgärten zu plündern pflegte, daß man sich bei hastigem Klettern leicht sehr unangenehm an den Daumen stößt! Das wäre nicht der Fall, wenn unser Daumen schwächer wäre und weiter hinten säße. So ist er aber, und so sitzt er beim Affen. Schon beim Menschenaffen, der doch dem Menschen noch am ähnlichsten ist, und so können die vier anderen Finger, gekrümmt, um so ungehinderter sozusagen als „Kletterhaken" wirken. Trotzdem können die Menschenaffen, ihrer Größe und Stärke entsprechend, sehr derb zupacken: ihre Finger mit den dicken Sehnen unter der harten Haut sind wie Eisenklammern. Diesem Verhältnis entsprechen die Gehirnzustände bei Mensch und Menschenaffe. Das Gehirn des größten und schwersten Gorillamannes, der den schwersten Menschenmann noch weit übertrifft, ist nicht größer und schwerer als das Gehirn eines neugeborenen Menschenkindes, und es erreicht im besten Falle kaum ein Drittel des Gewichtes eines ausgewachsenen Menschengehirnes. Noch ungünstiger stellt sich der Befund für die Menschenaffen, wenn wir vergleichend in den feineren Bau des Gehirns hineinsehen. Das können wir heute, nachdem wir gelernt haben, das Gehirn ebenso, wie andere Organe, in unzählige feine mikroskopische Querschnitte zu zerlegen und es aus diesen vor unserem bewaffneten Auge sozusagen wieder aufzubauen.

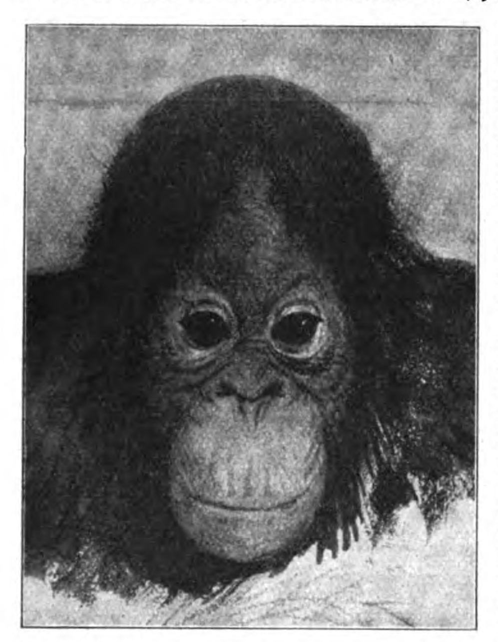


Menschenaffenschädel. Oben: rechts alter Gorillamann; links alter Orangmann. Unten: rechts alter Schimpansenmann; links altes Orangweib; Mitte junger Orang

Da zeigt sich, wieviel geringer im Menschenaffengehirn die Zahl der sogenannten Zentren ist, d. h. derjenigen Grundorgane, an die nachweislich die vielfältigen Leistungen des Gehirns im einzelnen gebunden sind. In demselben Hirngebiete z. B., wo der Mensch gegen 70 solcher Zentren hat, bringt es der Menschenaffe höchstens auf 12! Vielleicht das wichtigste Gehirnzentrum, das Sprachzentrum, fehlt ihm ganz und gar!

Bei fehlendem Sprachzentrum im Affengehirn hat es demzufolge gar keinen Zweck, nach einer „Affensprache" forschen zu wollen, und die Zeitungsfanfaren, die der Amerikaner Garner in gemessenen Zwischenräumen darüber ertönen ließ, sind nur als eitel Humbug zu werten. Das einzige Körnchen Wahrheit daran waren seine ersten phonographischen Versuche über die „Sprache" der amerikanischen Kapuziner- oder Winselaffen, deren Stimme, wie der zweite Name schon andeutet, tatsächlich erheblicherer Modulation fähig ist.

Gerade bei den Menschenaffen sind aber die Lautäußerungen sehr beschränkt. Von dem roten hinterindischen Orang hört man überhaupt kaum einen Ton außer einem gewissen „Quienen" oder Winseln der Jungen. Dabei ist vielleicht bemerkenswert, daß der Orang vollkommen einsiedlerisch, nicht einmal paarweise lebt. Die gesellig lebenden schwarzen Afrikaner, Schimpanse und Gorilla, geben einen kurzen, abgestoßenen O-Laut, bei steigender Erregung ein gewisses Juchzen, und in der höchsten Wut oder Angst ein gellendes Kreischen oder Brüllen von sich. Bei dieser „Sprache" handelt es sich also, wie bei allen anderen Tieren, um nichts weiter als das, was Darwin schon sehr richtig „Ausdruck von Gemütsbewegungen"

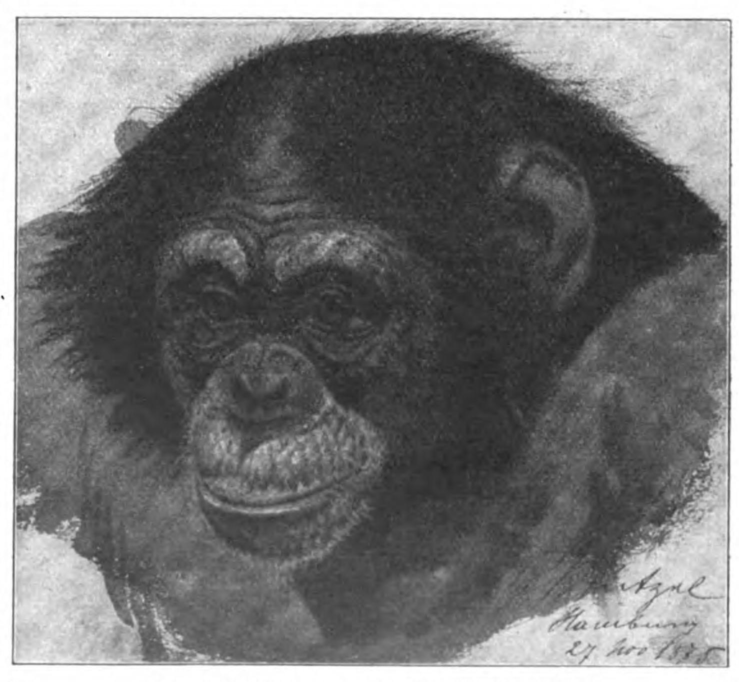


Junger Orang-Utan. Aquarell von Gustav Mützel

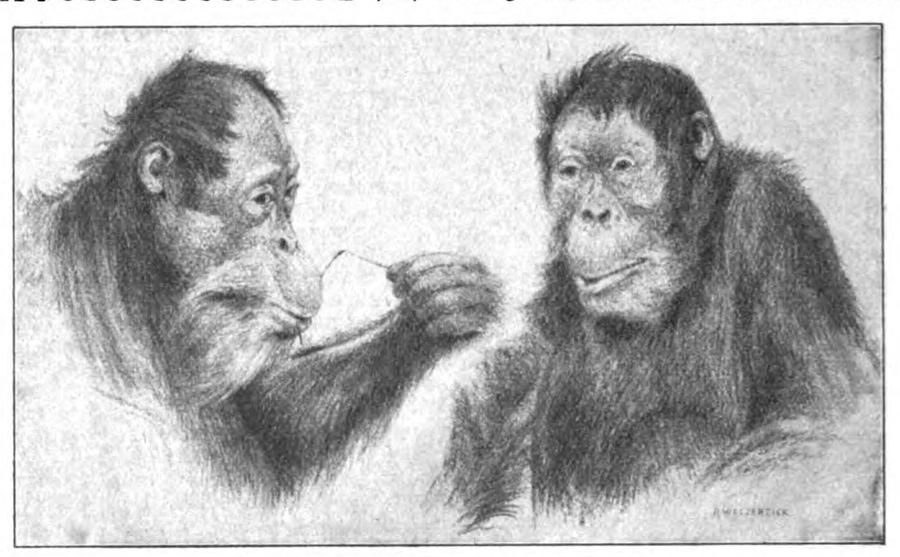
genannt hat. Das hat aber mit begrifflicher Wortsprache im menschlichen Sinne nicht das geringste zu tun.

Begründet sich die Erregung, insbesondere des Schimpansen, auf einen Wunsch, eine Bitte an seinesgleichen oder den Menschen oder das Bestreben, in einer gewissen unterwürfigen Weise gute, freundliche Gesinnung zu zeigen, so werden mit den Tönen zugleich die Lippen zu einer langen „Schüppe" oder Schnute vorgezogen. In dieser Beziehung sind dem Menschenaffen sozusagen keine Grenzen gezogen, weil er keine vortretende Nase hat, wie der Mensch, an der, wie bei diesem, die Oberlippe angewachsen wäre. Tatsächlich können die Menschenaffen ihre Schnute ganz erstaunlich lang ziehen; am meisten der Orang, der auch die Gewohnheit hat, Getränke sich erst hinter die vorgeschobene Unterlippe zu gießen und sie dann durch die Zähne einzuschlürfen. Sehr bezeichnend ist die lange Schnute des bittenden Schimpansen, die etwas an die „Schüppe" unserer kleinen Kinder erinnert. Es muß also dieses Mienenspiel beiderseits, bei Mensch und Menschenaffe, sehr tief im einfachsten und ursprünglichsten Seelenleben begründet sein.

Neben dem fehlenden Nasenvorsprung und im Zusammenhang damit den freien, weit vorstreckbaren Lippen sind eine auffallende Eigentümlichkeit am Kopfe des Menschenaffen, insbesondere des Schimpansen und Gorillas, die Supraorbitalbögen, wie sie in der Gelehrtensprache heißen; verdeutscht möchte ich sie Überaugenwülste nennen. Es ist bemerkenswert, daß diese Überaugenwülste auch beim fossilen Urmenschen, vor allem dem berühmten Neandertaler, noch sehr viel stärker ausgebildet sind als bei den heute auf der Erde lebenden Menschen. Sie treten aber nur am ausgewachsenen Schädel stärker hervor und auch da beim Orang viel weniger als bei den Afrikanern Schimpanse und Gorilla. Im jugendlichen Zustande fehlen sie vollkommen und machen im Verein mit der schwachen Entwicklung des Schnauzenteiles im Gesichte den Schädel des jungen Menschenaffen dem des menschlichen Kindes sehr ähnlich. Eine bemerkenswerte Übereinstimmung mit der allgemeinen Grundregel im Reiche des Lebendigen, daß verwandte Formen im jugendlichen Alter sich ähnlicher sind als im ausgewachsenen Zu-



Junger Schimpanse. Aquarell von Gustav Mützel



Orang-Utans. Zeichnung von Alfred Weczerzick

stand. Der alte Menschenaffe ist ein wüstes Untier, der junge hat was vom Kinde.

Die starke Verschiedenheit im Alter, die große Ähnlichkeit in der Jugend zwischen Mensch und Menschenaffe wirft zugleich das richtige Licht auf die Frage des Abstammungsverhältnisses, die hier nicht umgangen werden kann. Von den heute mit uns auf der Erde lebenden Menschenaffen können wir nicht abstammen, weil diese geologisch, in der Entwicklungsgeschichte der Erdrinde und ihrer Bewohner, nicht älter sind als wir. Wer daher im Zoologischen Garten am Affenhause und bei den Menschenaffen von „Vorfahren", „Voreltern" usw. spricht, stellt sich damit nur das Zeugnis krasser Unkenntnis aus. Möge also dieses törichte Gerede endlich verstummen! Dagegen gibt die körperliche Ähnlichkeit im kindlichen Zustande zwischen Mensch und Menschenaffe, die wir durch viele Einzelzüge noch weiter belegen könnten, eine gewisse Berechtigung, an eine gemeinsame Stammform zu denken, von der Mensch und Menschenaffe gabelförmig als zwei getrennte Äste nach verschiedenen Richtungen ausgegangen sind. Die Menschenaffen haben sich dabei durch ihr Kletterleben sozusagen festgefahren, während der Mensch durch Erwerb des aufrechten Ganges und zugleich immer bessere Ausbildung des Gehirnes einen freien Weg zur Höhe eingeschlagen hat, auf dem er alle seine Mitgeschöpfe überholte und zum Herrscher der Erde wurde. Für den körperlichen Menschen ist diese Auffassung heute nicht mehr von der Hand zu weisen. Inwieweit man eine selbständige, unsterbliche Seele annehmen und woher man diese ableiten will, ist eine Frage, die sich vom Boden der Tierkunde und Naturwissenschaft überhaupt entfernt. Diese Frage ist also hier nicht zu erörtern, geschweige denn zu lösen.

Es gibt aber auch körperliche Einzelbefunde, durch die der Mensch nicht nur zu den Menschenaffen, sondern zu ihnen und allen übrigen Säugetieren in einem gewissen Gegensatze steht. So die roten Lippen, mit anderen Worten die Umstülpung der Mundschleimhaut nach außen, eine nach Entstehung, Grund und Zweck ganz rätselhafte Eigentümlichkeit des Menschen, und die verschiedene Art der Behaarung auf unserem Kopfe und an unserem übrigen Körper, die es bei den Tieren nicht gibt. Es kommt das gegensätzliche Verhältnis hinzu, daß die Säugetiere, auch die Affen und Menschenaffen, von einer gewissen Bartbildung abgesehen, auf dem Kopfe und an den anderen Körperteilen, wo der Mensch die meisten Haare hat, in der Regel die wenigsten oder gar keine haben.

Schließlich ist an der äußeren Erscheinung der Menschenaffen noch auffällig, daß ihnen ganz und gar das fehlt, was man auf gut Deutsch den Hinteren nennt. Dadurch sehen sie von hinten am allerwenigsten menschenähnlich aus, weil man am Unterende des Rumpfes die doppelte Rundung vermißt, die uns Menschen ziert ... Wir verdanken diese doppelte Rundung aber der starken Ausbildung der Muskeln an jener Stelle, und diese hängt wieder mit unserem aufrechten Gang zusammen. Man kann also, kurz und gemeinverständlich gefaßt, sagen: die Menschenaffen haben keinen Hinteren, weil sie nicht aufrecht gehen und stehen. Die Weibchen teilen aber noch mit den übrigen Äffinnen die für menschliche Begriffe nichts weniger als schöne Eigentümlichkeit, daß zur Zeit der Menstruation, die sie in gleichen Zwischenräumen haben wie das

menschliche Weib, ihr Hinterende mehr oder weniger beträchtlich anschwillt. Es muß das auch einmal öffentlich gesagt werden, weil die meisten Besucher der zoologischen Gärten diesen merkwürdigen Vorgang, den wir vorläufig nicht erklären können, für eine Krankheit halten und angesichts solcher brünstigen Äffinnen sich in mitleidigen Äußerungen über „das arme Tier" oder in unwilligen Redensarten gegen die nachlässige und hartherzige Direktion zu ergehen pflegen.

Über das Freileben der Menschenaffen wissen wir auch heute noch verhältnismäßig sehr wenig: sie sind Urwaldbewohner, scheuer Natur, von scharfen Sinnen und daher nur schwer zu beobachten. Man ist für ihre Lebenskunde ganz auf seltene Glückszufälle angewiesen und kann daher kaum mehr sagen, als daß sie eine Art Zigeunerleben führen, auf den Bäumen oder auf dem Boden unstet umherwandern und jede Nacht wo anders schlafen. Sie machen sich aber jeden Abend ein neues Schlafnest, indem sie auf einem Baume oder größeren Busche in Reichweite ihrer langen Arme die Zweige zu sich her zusammenbiegen und zusammenknicken. So entsteht eine Art natürlicher Sprungfedermatratze, auf der sie dann recht sanft ruhen. Der rote hinterindische Orang als Einsiedler auf seinem einzelnen Nest; die geselligen schwarzen Afrikaner, Schimpanse und Gorilla, auf ihren in Gruppen zusammenstehenden Nestern. Der alte Gorillamann ist zu schwer für ein Baumnest: er schläft auf der Erde, Weiber und Junge in etwas höheren Schlafnestern auf Büschen. Diese Schlafnester hat neuerdings Reichenow d. J. häufig gesehen und genau untersucht. Er fand sie innerhalb der ganzen Horde deutlich in Untergruppen geteilt derart, daß immer zwei große und noch ein oder zwei kleinere nahe beisammen standen, und möchte daran die Vermutung knüpfen, daß größere Gorillahorden sich aus einzelnen Paaren mit ihren Jungen zusammensetzen. Wenn es sich bewahrheitete, daß der Gorilla innerhalb seiner Horde paarweise lebt, so würde das einen überraschenden Gegensatz zu dem Zusammenleben der übrigen Affen bilden, bei denen wir ausgesprochener Vielweiberei begegnen, wie ganz allgemein bei den gesellig lebenden Säugetieren.

Die Nahrung der Menschenaffen soll nach vielfachen Behauptungen der Reisenden durchaus nicht nur aus Pflanzenkost bestehen, sondern es sollen sehr gern auch Tiere, Insekten, Eier und junge Vögel genommen werden. Wir Tiergärtner bestätigen an unsren Pfleglingen aber doch immer wieder die Grundregel, daß die ursprüngliche und natürliche Nahrung rein pflanzlich ist, und neuerdings sind darüber aus dem Freileben auch mehr Einzeltatsachen bekanntgeworden. So lebt auf Sumatra und Borneo der Orang, der wohl kaum freiwillig auf die Erde herabkommt, sondern sich nur im zusammenhängenden Urwalde auf den Bäumen bewegt, offenbar ganz oder fast ausschließlich von Baumfrüchten und zwar auch von unreifen, saueren und bitteren. Der Durian- und der Mangofrucht zuliebe wagt er sich auf Sumatra bis in die Pflanzungen der Eingeborenen, jedenfalls von Hunger getrieben: es scheint also mitunter Schmalhans bei ihm Küchenmeister zu sein. Ähnliches wird vom Schimpansen erzählt, dessen Horden die Pflanzungen der Neger manchmal in sehr unangenehmer Weise belagern und plündern sollen. Auch verlassene Pflanzungen, Altfarmen sucht sowohl der Schimpanse als auch der Gorilla mit Vorliebe auf. Die Waldkost beider ist wohl ungefähr dieselbe. Säuerliche und bitter-aromatische Früchte werden bevorzugt, darunter auch der in unserer Küche gebrauchte Katermum (Amomum).

Warum und wozu aber bei solcher Lebensweise die mehr oder weniger gewaltige Größe und Stärke der alten Menschenaffenmänner, die wir namentlich beim Gorilla anstaunen? Sie ist uns, wie so vieles andere in der Natur, ziemlich unerklärlich; denn die vielberegte geschlechtliche Zuchtwahl, der Kampf und Wettbewerb um den Besitz der Weibchen, bietet doch nur eine sehr wenig befriedigende Erklärungsmöglichkeit, zumal wenn wir hier wieder an die Reichenowschen



Mpungu, der erste lebende Gorilla in Europa (altes Berliner Aquarium)



Chica, ein Weibchen der „Teneriffa-Schimpansen", läuft an einem lose auf den Boden gestellten Stock so rasch in die Höhe, daß es die hochaufgehängte Banane hascht, ehe der Stock umfällt

Schlußfolgerungen aus den familienweise zusammenstehenden Nestern denken. Denn dann müssen wir doch annehmen, daß die einzelnen Paare mit ihren Jungen im Hordenverbande friedlich nebeneinander leben und die Männchen sich ihre Weibchen gegenseitig nicht streitig machen.

Für den menschlichen Jäger allerdings kann solch muskelgewaltiger Urwaldunhold ein lebensgefährlicher Gegner werden. Er wird es aber allem Anschein nach in Wirklichkeit viel seltener, als man von vornherein glauben möchte, und das muß man darauf zurückführen, daß die natürliche Scheu vor dem Menschen, insbesondere dem Europäer mit seiner fremdartigen Erscheinung, schließlich doch stärker ist als alle anderen Antriebe. Immerhin werden Todesfälle von Eingeborenen durch Menschenaffen berichtet und noch mehr Verwundungen und Verkrüppelungen; aber den modernen Gewehren und Patronen gegenüber scheinen selbst die stärksten Menschenaffenmänner verhältnismäßig nur wenig widerstandsfähig zu sein. Ist das nicht auch eine Menschenähnlichkeit?

Über die Fortpflanzung der Menschenaffen war bis in die neueste Zeit kaum mehr bekannt, als daß sie nur ein Junges zur Welt bringen und daß die Mutter dieses Junge monatelang mit sich herumträgt, wie die anderen Affen und der Mensch im Naturzustande auch. Im letzten Jahrzehnt erst haben wir über Fortpflanzung des Schimpansen in Gefangenschaft einige Beobachtungen und Erfahrungen sammeln können.

In Gefangenschaft hat man Menschenaffen schon seit alten Zeiten mit Vorliebe gehalten: reizte es doch erklärlicherweise schon die alten Seefahrer sehr, diese merkwürdigen menschenähnlichen Tiere nach Europa zu bringen!

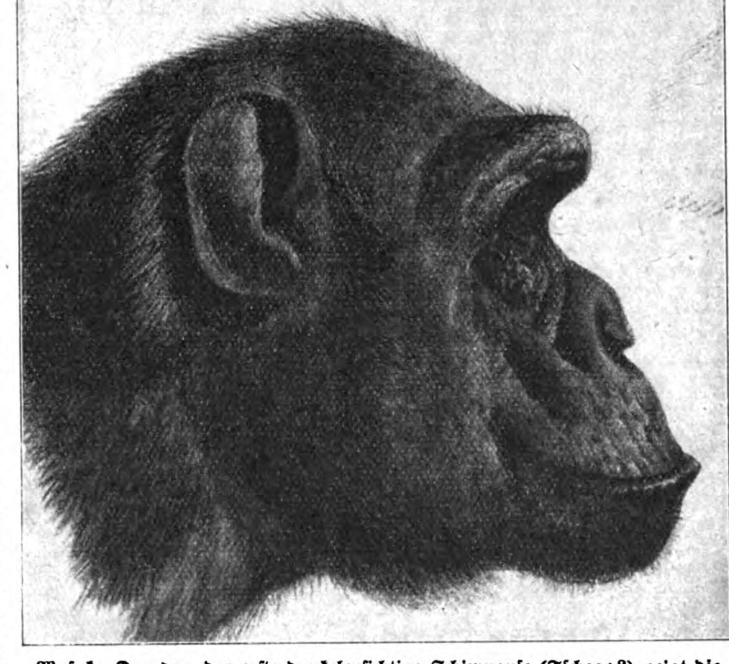
Von ihren menschlichen Landsleuten werden die Menschenaffen übrigens nirgends vorbehaltlos als Tiere angesehen, sondern überall eher als eine Art „Buschmenschen", die nur nicht sprechen, aus irgendeinem Grunde, vielleicht dem nach der Denkweise der Farbigen sehr triftigen Grunde, damit sie nicht arbeiten müssen.

Am längsten ist der indische Orang-Utan bekannt, dessen Name geradezu Waldmensch bedeutet. Ihn kannte schon das klassische Altertum. Plinius spricht von „Satyrn" der indischen Berge mit Menschengesichtern, und nach langen Jahrhunderten noch, bis ins 19., ja sogar bei dem großen französischen Tierschilderer Buffon noch sind überall auf den alten Bildern und Stichen diese



Sultan, das Männchen der „Teneriffa-Schimpansen", stellt einige Kisten übereinander, um die hochaufgehängte Banane zu erreichen

„Waldmenschen", wie selbstverständlich, aufrecht gehend und stehend dargestellt, oft mit einem Ast als „Spazierstock" in der Hand. So stark war bei den alten Künstlern und Gelehrten der Eindruck der Menschenähnlichkeit und die Überzeugungskraft der Eingeborenenberichte. Die „wilden Menschen", die der Karthager Hanno mit seiner Flotte an der westafrikanischen Küste sah, waren allerdings wahrscheinlich gar keine Menschenaffen, sondern Paviane, und der erste Europäer, der Schimpanse und Gorilla kennt und unterscheidet, war der englische Weltbummler und Freibeuter Battel zu Ende des 16. Jahrhunderts. Der geschichtliche Ruhm, den ersten lebenden Orang und den ersten lebenden Schimpansen beherbergt zu haben, gebührt dem Zoologischen Garten des Prinzen von Oranien in Het Loo beim Haag, der im 17. und 18. Jahrhundert als wissenschaftliche Anstalt eine Rolle spielte. Mit dem Gorilla dauerte es am längsten: bis zum Jahre 1875, ehe der erste lebend nach Europa kam. Es war der berühmte, von Dr. Falkenstein auf der Loangoexpedition erworbene Mpungu des alten Berliner Aquariums Unter den Linden, wohl eine der berühmtesten Tierpersonen der Vergangenheit.


Mafuka-Dresden, der erste dunkelgesichtige Schimpanse (Tschego?), zeigt die Überaugenwülste. Nach einem Aquarell von Gustav Mützel

Orangs und Schimpansen gehören schon seit Mitte des vorigen Jahrhunderts, seit zoologische Gärten in größerer Anzahl aufgetan wurden, zu deren hauptsächlichsten Sehenswürdigkeiten, und es bildete sich sehr bald eine gewisse Art ihrer Haltung und Pflege heraus, die sich mehr oder weniger der menschlichen Kinderpflege annähert, indem man sie einem besonderen Wärter anvertraut, der sich ganz oder doch hauptsächlich ihnen zu widmen hat. Das tut man aber nicht aus vorgefaßter Meinung von ihrer hohen Menschenähnlichkeit, sondern aus der rein praktischen Erfahrung heraus, daß sie so am besten und längsten leben. Namentlich solange sie noch jung und klein sind, haben sie, ihrem Naturtrieb folgend, das lebhafte Bestreben, sich an einen großen, warmen, lebendigen Körper anzuklammern, wie sie das in der Freiheit an ihrer Mutter tun. Der Wärter muß sie daher möglichst oft und lange auf den Arm und den Schoß nehmen, weil sie sich so am wohlsten und behaglichsten fühlen, und dieser zufriedene Zustand ist ohne Zweifel auch auf ihr körperliches Wohlbefinden von Einfluß. Es entwickelt und befestigt sich so ein sehr gutes und schönes Verhältnis zwischen Pfleger und Pflegling, und man hat bei dieser Behandlungsweise in neuerer Zeit den Erfolg gehabt, daß man junge Menschenaffen nicht mehr nur 6 und 7, sondern 16 und 18 Jahre am Leben und gesund erhalten hat.

Das sind nun allermeist einzelne jung eingeführte Stücke, die also ohne jede Berührung mit ihresgleichen, nur unter menschlichem Einfluß groß und dadurch in ihrem äußeren Leben und Auftreten mehr oder weniger vermenschlicht werden. Schon ganz unwillkürlich und ohne besondere Absichten, aus unbewußter Bequemlichkeit und zugleich aus Gründen der Reinlichkeit gewöhnt sie der Wärter an den Gebrauch menschlicher Eß- und Trinkgeschirre, an das Sitzen am Tisch und auf dem Stuhl und schließlich auch an solche Genüsse, wie Kaffeetrinken und Rauchen, denen sie meist leicht zugänglich sind. Dabei spielt natürlich schon eine gewisse Rücksicht auf das Publikum und sein Vergnügen mit, und von da bis zum richtig dressierten Schimpansen des Variététheaters, der als „Konsul" mit Frack und Claque auftritt, ist dann nur ein Schritt. Bemerkenswert ist dabei, wie diesen Tieren das dauernde Aufrechtgehen und -stehen nach Art des Menschen offenbar



Ältere Darstellung eines Waldmenschen vom Jahre 1775

sehr schwer fällt: sie machen als „Gent“ in der Regel eine recht jämmerliche, knickebeinige Figur. Als Seilkünstler und Radfahrer dagegen sind sie Virtuosen an Sicherheit und Eleganz, weil sie mit ihren Greiffüßen das Seil umfassen können und als Klettertiere von Natur Equilibristen, Gleichgewichtskünstler sind. Ganz im allgemeinen darf zu diesen Menschenaffendressuren wohl gesagt werden, ohne solchen Dompteurtalenten wie Ernst Perzina u. a. zunahe treten zu wollen, daß eine rechtschaffene Pferdedressur ungleich mehr Arbeit macht. Der Schimpanse begreift, nach unserer Erfahrung im zoologischen Garten zu urteilen, sehr bald, was er soll, und tut es dann auch auf das Stichwort, wenn er weiß, daß er muß. Von jenem rührenden Eifer des Hundes seinem Herrn gegenüber ist aber bei ihm ebensowenig die Rede wie bei den übrigen Affen.

Es bleiben noch die körperlichen Unterschiede der drei Menschenaffengattungen untereinander kurz darzulegen und zum Schluß ihre geistigen Leistungen unbefangen kritisch zu würdigen, soweit sie durch wissenschaftlich einwandfreie Beobachtungen und Versuche klar- und festgelegt sind.

Die Menschenaffenform des indisch-malaiischen Inselgebietes, der Orang-Utan von Sumatra und Borneo, ist durch die rotbraune Farbe seines langen, rauhen Haarkleides auf den ersten Blick schon so auffallend von den schwarzen oder schwarzgrauen Afrikanern Schimpanse und Gorilla unterschieden, daß gar keine Verwechslung mehr möglich ist, wenn man sich diesen groben und grellen Farbengegensatz einmal gemerkt hat. In seinen Körperverhältnissen ist der Orang dem Menschen am unähnlichsten, und in seinen Lebensverhältnissen ist er das ausschließlichste Baumtier, das freiwillig kaum jemals auf die Erde herabkommt. Dementsprechend hat der Orang die kürzesten Beine und die längsten Arme, die ihm am gestreckten Körper noch bis zu den Fußknöcheln herunterreichen. Ferner stehen bei ihm die Füße am meisten nach innen gewendet, so daß sie sich beim Klettern zwar sehr gut an die Äste anlegen, beim Gehen auf der Erde aber bloß mit dem äußeren Rande der Sohle den Boden berühren. Schließlich ist beim Orang nicht nur der Daumen der Hand, wie bei den Afrikanern Schimpanse und Gorilla auch, in der Rückbildung begriffen, sondern auch die Daumenzehe des Fußes, die nicht einmal immer mehr einen Nagel trägt und verwachsene Zehenglieder hat. Alles Dinge, die wir wohl ohne weiteres auf das Baumleben und die Kletterbewegung zurückführen dürfen!

Für zwei andere viel auffälligere und höchst absonderliche Eigentümlichkeiten des Orangs, namentlich des alten Männchens, haben wir dagegen keine Erklärung: für den Kehlsack und die Backenwülste. Beides Zutaten, die den alten Orangmann, mit menschlichen Schönheitsbegriffen gemessen, zu einem geradezu unheimlichen Untier machen, bei dessen Anblick einen wohl ein Gruseln überlaufen kann! Den Kehlsack möchte man natürlich mit der Stimme in Beziehung bringen; dazu besteht aber bei dem beinahe stummen Orang nicht die geringste Berechtigung. Eher könnte man ihn vielleicht noch als eine Art Wasserkissen für den schweren Kopf auffassen. Die Backenwülste fallen schließlich unter die sogenannten sekundären Geschlechtscharaktere, wie das Hirschgeweih und ähnliches, weil sie nur beim Männchen sich ausbilden; damit ist aber für wirkliche Erklärung wenig gewonnen.

Das auffälligste Merkmal des Orangs bleibt aber immer das Haarkleid. Nicht nur durch seine auffallende, brandrote Farbe, sondern auch durch die Länge der einzelnen Haare, die auf Schultern, Armen und Beinen sage und schreibe: einen halben Meter lang werden. Auf dem Kopfe liegt das Haar, wie von hinten heraufgekämmt, manchmal ganz nach Art des scherzhaft sogenannten „Sardellenbrötchens“ mancher kahlköpfigen Menschen, und nicht nur am Kinn, sondern auch auf der Oberlippe wächst dem Orangmann ein mehr oder weniger starker Bart, der älteren Männchen der backenwulstlosen Abarten oft ein ganz erstaunlich menschliches Aussehen verleiht.

Die Backenwülste haben übrigens durchaus nicht alle



Die in der Haltung schon richtige Zeichnung eines Orang-Utan vom Jahre 1855

alten Orangmännchen. Man hat eine Zeitlang geglaubt, die von Borneo hätten sie, die von Sumatra nicht; das hat sich aber nicht bewahrheitet, und die Frage, wieviel Arten oder Unterarten von Orangs man zu unterscheiden hat, ist überhaupt sehr schwer zu lösen, obwohl bei einem ausschließlichen Baumtier, wie dem Orang, für den jeder größere Fluß und jede größere Freilandstrecke ein Verbreitungs- und Vermischungshindernis ist, die Vorbedingungen zur Ausbildung vieler geographischer Formen und Unterarten ganz besonders günstig erscheinen. Aus den praktischen Erfahrungen im Tierhandel kann man sagen, daß die Borneo-Orangs in der Regel dunkelrotbraun, so recht brandrot, die aus Sumatra (sie kommen gewöhnlich von Deli) hellrotbraun gefärbt sind.

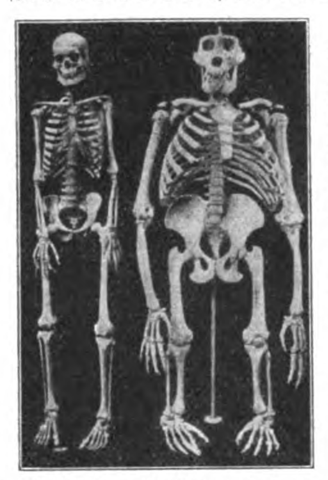
Solch ein junger Orang hat durch seinen hochgewölbten Hirnschädel sehr viel Menschenähnlichkeit, allerdings viel weniger mit einem Kinde als vielmehr mit einem alten Mann, und zwar durch die eigentümliche Haarfrisur. Er hat so eine Art Schopenhauerkopf; oft ist er auch kahlköpfig. Ein alter Orangmann dagegen ist — man muß sagen: ganz eine Sache für sich. Der Kehlsack und die Backenwülste geben ihm ein so eigenartiges Gepräge, daß man ihn mit gar nichts anderem vergleichen kann. Um die letzte Jahrhundertwende waren mehrmals solche alten Riesen-Orangs lebend zu sehen, weil Ernst Pinkert, der damalige Besitzer des Leipziger Zoologischen Gartens, sich die Einfuhr angelegen sein ließ. Die Untiere erregten natürlich überall, wo sie gezeigt wurden, Aufsehen, hielten sich aber nicht lange, weil sie doch nicht mehr in die Gefangenschaft einzugewöhnen waren. Jüngere Stücke hat man schon zehn Jahre und länger am Leben erhalten.

Der ausdauerndste und häufigste Menschenaffe im zoologischen Garten ist aber doch der schwarze afrikanische Schimpanse. Ihn kannte man in der zweiten Hälfte vorigen Jahrhunderts, der ersten Blütezeit der zoologischen Gärten, nur aus Westafrika: vom Senegal und Gambia, aus den Oberguineagebieten, vom Kongo und aus dem portugiesischen Angola. Die jungen Schimpansen, die daher kamen, hatten allermeist helle Gesichter, wenigstens hellen Mund, Nase und Augenwülste, und als daher in den 1870er Jahren der Dresdener Zoologische Garten von der Loangoküste einen dunkelgesichtigen Schimpansen erhielt, die später so berühmt gewordene Mafuka, geriet diese sofort in den Verdacht, ein Gorilla oder Gorillamischling zu sein, und erregte einen Gelehrtenstreit. Man einigte sich dann eine Zeitlang sozusagen auf der mittleren Linie, indem man das Tier nach dem Vorgang des Afrikareisenden Du Chaillu Tschego nannte und darunter eine große, langarmige, dunkelgesichtige Abart des Schimpansen verstand. Aber auch dieser Name blieb der Mafuka nicht erhalten, als mit dem weiteren Fortschritt der Afrikaforschung, zumal aus unseren Kolonien, immer mehr dunkelgesichtige Schimpansen bekannt wurden, wobei sich zeigte, daß der Schimpanse durchaus kein ausschließlich westafrikanisches Tier ist, sondern tief im Innern Afrikas, am Tanganjikasee, noch vorkommt.

Unter diesen Dunkelgesichtern verdient unsere Kameruner Schimpansin Missie hier Erwähnung, weil sie 16 Jahre lang der verwöhnte Liebling des Berliner und Fremdenpublikums, sozusagen die Primadonna des Berliner Zoologischen Gartens war. Sie hatte sich unter entsprechender Pflege und Behandlung zu einem wahren Menschentier entwickelt, das nicht nur Eß- und Trinkgeschirr zu gebrauchen, sondern auch mittels Schlüssels aus dem verschlossenen Tischkasten herauszuholen verstand. Ja sogar einer Zigarette nach dem Kaffee war Missie nicht abgeneigt.

Wieder eine andere Schimpansenform, die Kahlkopf-Schimpansen, vertritt eine zweite berühmte Schimpansin der Vergangenheit, die Sally des Londoner Gartens, die ein sogenannter Kulukamba war und in der Geschichte der Wissenschaft, insbesondere der Tierpsychologie, eine gewisse Rolle gespielt hat dadurch, daß der englische Psycholog Romanes sie zu Intelligenzversuchen benutzte, insbesondere sich bemühte, ihr das Zählen beizubringen. Dies leistete sie nach den Angaben von R. mit Sicherheit bis 5, mit steigender Unsicherheit bis 10 und darüber hinaus gar nicht mehr. Die Zählfähigkeit mancher Wilden steht, solange sie unter sich sind, auch nicht höher. Es bleibt aber immer der gewaltige, grundsätzliche Unterschied, daß sie, in europäische Schule genommen, mehr lernen können, weil sie ein Sprachzentrum im Gehirn haben und auch sonst die Vorbedingungen, die dazu gehören.

Wenn der Schimpanse durch kürzere Arme und längere Beine in seinen Körperverhältnissen schon mehr dem Menschen sich annähert als der Orang, so ist das erst recht der Fall beim Gorilla, der unter den Menschenaffen die kürzesten Arme und die längsten Beine hat. So sieht er in der Jugend einem häßlichen, haarigen, dickbauchigen Negerkinde recht ähnlich. Auch das heranwachsende Gorillaweibchen ist noch ein ziemlich ebenmäßig gebautes Tier, wie uns die Pussi des Breslauer Zoologischen Gartens beweist, die über sieben Jahre dort lebte. Bis jetzt der einzige Gorilla, der längere Zeit in europäischer Gefangenschaft aushielt. Der alte Gorillamann dagegen ist wieder ein mindestens ebenso fürchterliches Untier wie der alte Orangmann, oder noch fürchterlicher. Er ist nämlich ein Muskelmann von so kolossalem Kaliber (Gewicht bis zu fünf Zentnern!), daß wohl selbst der stärkste Schwergewichtsringkämpfer nicht gegen ihn aufkommen könnte. So gewaltig sind die Muskelmassen auf seinem ungeheuer breiten



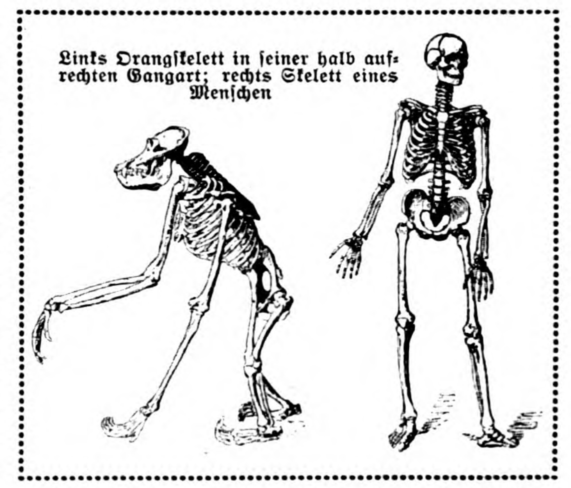
Skelett eines Menschen und eines Gorillas

Schultergerüst und Brustkasten. Wozu, das bleibt freilich ein Rätsel. Wer will solchem Urwaldzyklopen etwas anhaben? Gereizt oder angeschossen, ist er natürlich ein streitbarer Kämpe mit dieser Ausrüstung; er läßt beim Angriff nicht nur ein bellendes Brüllen hören, sondern bearbeitet auch seine mächtige Brust mit den nicht minder mächtigen Fäusten. Dieses Brusttrommeln, eine nur dem Gorilla eigentümliche Gewohnheit, üben auch die Weibchen und schon die Jungen, wenn sie in Erregung geraten. Die Gorillajagdgeschichten nach Du Chaillu, v. Koppenfels u. a., von Tiermalern, wie Leutemann, mit der nötigen Phantasie illustriert, wetteiferten an aufregender Wirkung mit den besten Indianergeschichten und rückten Westafrika mit den Schauern seines Urwaldes in den Vordergrund.

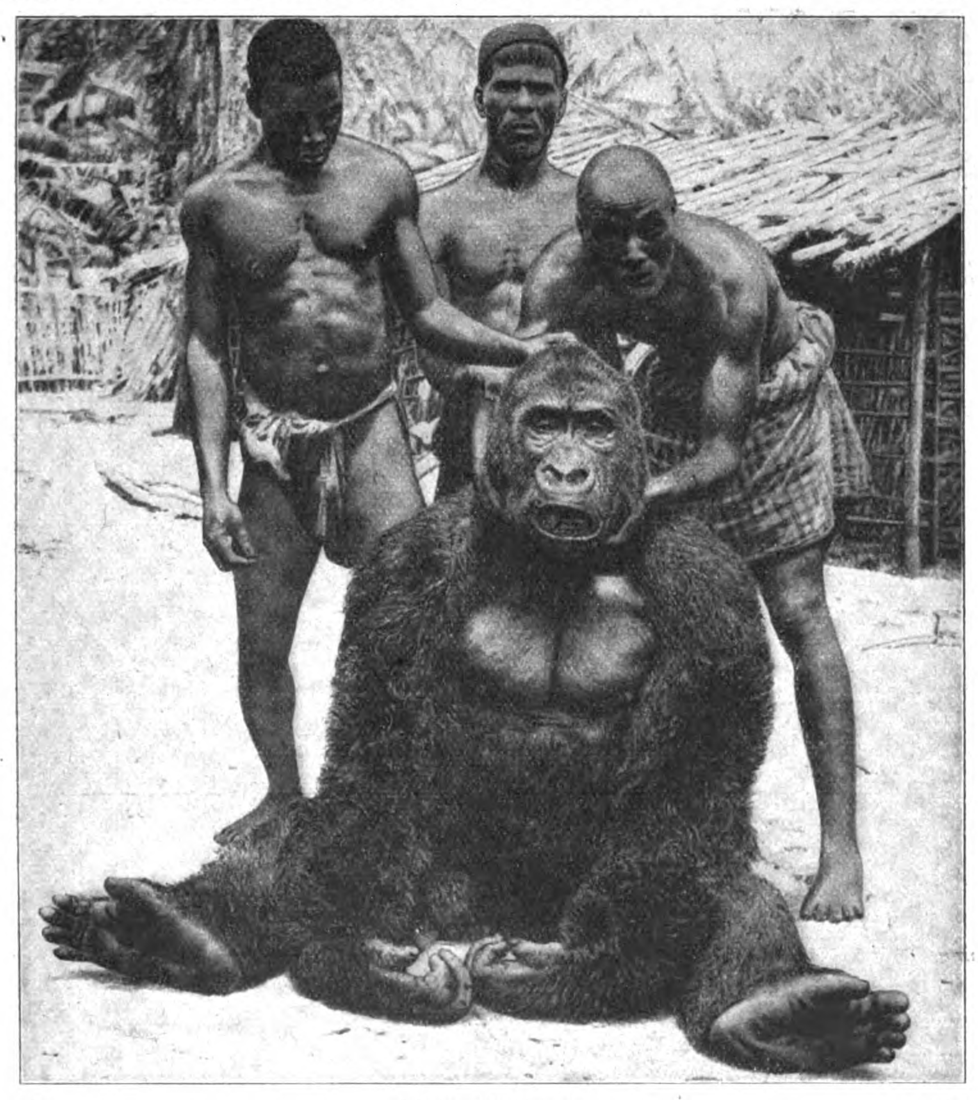
Ich traute aber meinen Augen kaum, als mir im Jahre 1903 von Hauptmann v. Beringe, einem Vetter Wissmanns, eine Kiste zugeschickt wurde mit Fell und Skelett eines unzweifelhaften Gorillas und ein Brief dazu, laut dem v. Beringe diesen Gorilla 3000 Meter hoch in der Vulkankette nördlich des Kiwusees, auf dem Kirunga, erlegt hatte. Also in dem damaligen Deutschostafrika! Es war der erste Berggorilla, den ich dem Berliner Museum überwies und der dort als eine besondere Art, die dicht und lang behaarte Gebirgsform des Gorillas, beschrieben und dem Entdecker zu Ehren benannt wurde. Inzwischen haben die eifrigen Museumssystematiker längst eine ganze Reihe von Gorillaspezies oder -subspezies gemacht, die sich durch Größe, Farbe, Schädel- und andere Merkmale mehr oder weniger deutlich unterscheiden. Mit dem Verlust unserer Kolonien wird aber auch darin jetzt wohl ein gewisser Stillstand eintreten.

Von größtem Allgemeininteresse sind schließlich die wohldurchdachten, im besten Sinne wissenschaftlichen Intelligenzprüfungen, denen man neuerdings auf einer mit Mitteln der Preußischen Akademie der Wissenschaften eigens zu diesem Zwecke eingerichteten Menschenaffenstation in Teneriffa eine Anzahl dieser Tiere unterzogen hat, bis der Währungssturz nach dem Kriege zur Verlegung in den Berliner Zoologischen Garten zwang. Der Vater des ganzen Gedankens war der Berliner Experimentalphysiologe und Nervenarzt Rothmann, der aber leider die Erfolge seiner Bemühungen nicht mehr erleben sollte, und derjenige, der die meisten Erfolge, höchst bedeutungsvolle Ergebnisse, mit den Tieren erzielt hat, war Prof. Wolfgang Köhler, jetzt auf den psychologischen Lehrstuhl in Göttingen berufen. Er hat in mehreren Berichten an die Akademie seine Arbeiten mit den Tieren äußerst anziehend fesselnd geschildert. Ich will zum Schluß versuchen, das Wesentlichste daraus möglichst kurz wiederzugeben, und bitte, das als aufklärendes Beispiel zu würdigen für den Unterschied zwischen wirklichen, wissenschaftlich einwandfreien Intelligenzprüfungen und anderen sattsam bekannten Vorführungen äußerlich ähnlicher Art, die sich auf Vorurteil und Selbstbetrug gründen. Quadrat- und Kubikwurzeln ziehen, Briefe und Testamente diktieren können die „Teneriffa-Schimpansen", die übrigens alle aus Kamerun stammen, nicht; aber was sie können, das leisten sie wirklich aus ihrer eignen, angeborenen Intelligenz heraus.

Ob ihnen Intelligenz zukomme im wahren Sinne dieses lateinischen Wortes, d. h. wirkliche Einsicht in ursächliche Zusammenhänge, das war die Hauptfrage. Sie mußte bald bejaht werden. Denn es zeigte sich ein grundsätzlicher Unterschied im Benehmen der Menschenaffen, wenn sie vor eine Aufgabe gestellt wurden, gegenüber gewöhnlichen Affen, Katzen und anderen Tieren, die namentlich amerikanische Psychologen ähnlichen Versuchen unterzogen haben. Diese Versuche mußte man selbstverständlich auf möglichst ursprüngliche und unmittelbar wirkende Triebe aufbauen: auf den Freiheitstrieb und den Freßtrieb oder beide zu-



Links Orangskelett in seiner halb aufrechten Gangart; rechts Skelett eines Menschen



Erlegter Riesengorilla

sammen. Sperrte man so einen gewöhnlichen Affen, eine Katze in einen engen Käfig ein, aus dem sie sich mittels einer gewissen Vorrichtung befreien konnten, so versuchten sie stets diese Befreiung ebenso plan- und wahllos wie hartnäckig an allen Ecken und Enden des Gefängnisses, bewegten dabei zufällig früher oder später auch den öffnenden Hebel und waren dann mit einem Male frei, offensichtlich ohne irgendwelche Einsicht, warum und wieso.

Sperrte man sie abermals ein, so verlief der Versuch ganz ähnlich; nur war vielleicht zu bemerken, daß die Tiere in Erinnerung an die erste Befreiung eher und mehr an der Stelle des Käfigs sich zu schaffen machten, wo beim ersten Versuche das Gefängnis sich geöffnet hatte. Schließlich richteten sie ihre Bemühungen sofort auf diese Stelle und verstanden so, sich schnell zu befreien; zweifellos aber ohne wirkliche Einsicht in den ursächlichen Zusammenhang. Sie machten an dem Hebel mehr oder weniger zahlreiche, ganz plan- und wahllose Bewegungen, unter denen — rein zufällig — auch einmal die richtige war.

Ganz anders unsere Menschenaffen; insbesondere das Männchen Sultan, das überhaupt die meisten Intelligenzbeweise geliefert hat. Jedenfalls entsprechend seinem Geschlechte, das auch im Freileben der Horde die Führung hat. Bei ihm folgte auf die anfänglichen vergeblichen Bemühungen stets ziemlich bald eine Zeit ruhigen Dasitzens


Die Hand eines weiblichen Schimpansen

und — man kann nicht gut anders sagen als: Überlegens. Und dann ergab sich mit einem Male, wie durch plötzliche Erleuchtung, oft sogar begleitet von einem kleinen Aufschrei, die richtige Lösung der Aufgabe.

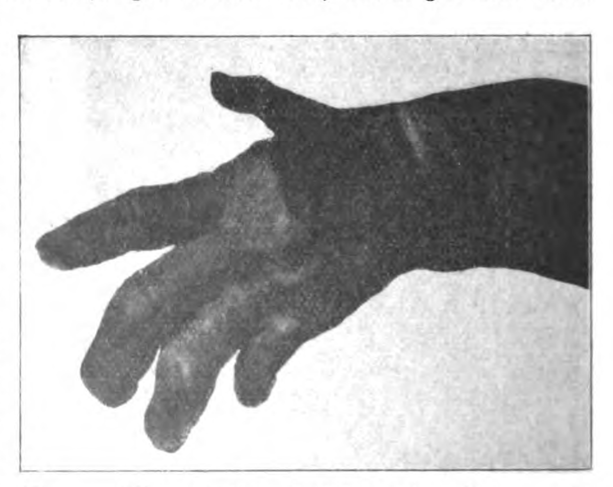
So, wenn dem Affen eine Banane so weit entfernt vom Käfiggitter hingelegt war, daß er sie trotz eifrigster Bemühungen mit der Hand nicht erreichen konnte. Da fiel sein Blick auf ein Bambusrohr, das man in eine Ecke des Käfigs gestellt hatte: er ergriff es und holte sich mit ihm die Banane heran. Also unzweifelhafter Gebrauch von Werkzeugen, den man allerdings geraume Zeit schon nicht mehr allein dem Menschen zuschreiben durfte, seit übereinstimmende Zeugnisse neuerer Afrikareisender vorliegen, daß die Paviane unzweifelhaft mit Holz und Steinen werfen. Aber damit noch nicht genug. Unsere Schimpansen machten auch einen unbestreitbaren Anfang zur Anfertigung von Werkzeugen, indem sie, als ein Bambusrohr nicht genügte, um die Banane zu erreichen, ein zweites in das hohle Ende des ersten hineinsteckten und mit dem so verlängerten Stocke zum Ziele zu kommen wußten. Noch unzweifelhaftere Anfertigung von Werkzeugen ist es, wenn ein Menschenaffe der Station, ein Orang, um sich einen Stock zu schaffen, vorsichtig einen langen Span vom Dachgebälk lossplitterte, und ein anderer, als sein Stock nicht durch eine enge Öffnung ging, ihn sofort mit den Zähnen auf die richtige Breite zurechtbiß.

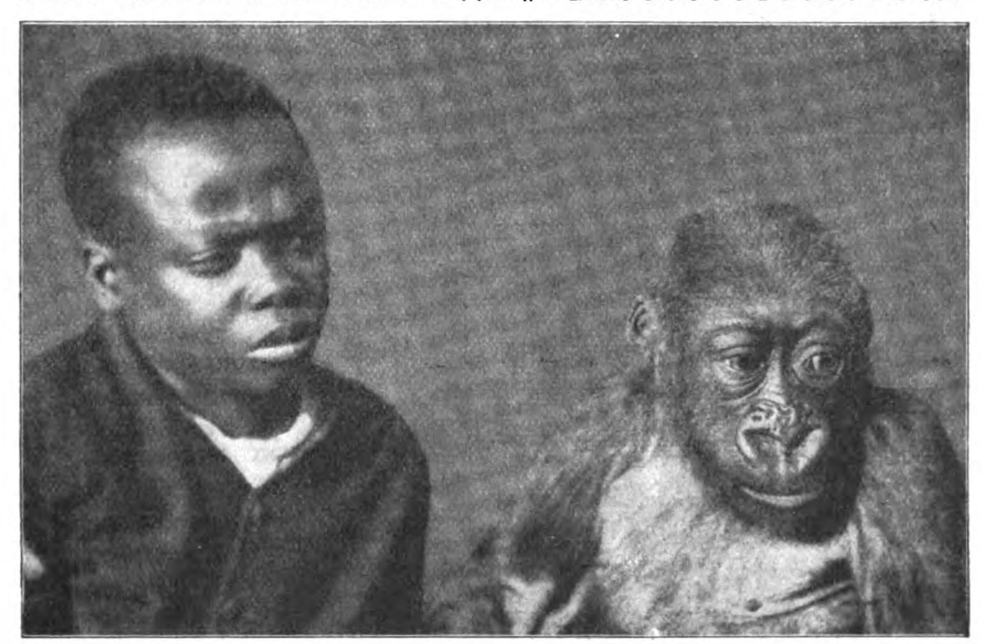
Als eine Banane so aufgehängt wurde, daß die Schimpansen sie im Sprunge nicht erreichen konnten, in der Nähe aber zugleich einige Kisten standen, schoben sie diese nicht nur herbei, sondern stellten sie auch aufeinander, bis die Frucht erreichbar wurde. Dabei offenbarte sich aber sehr bezeichnend ihre Kletternatur, vermöge deren sie geborene Gleichgewichtskünstler sind: es genügte ihnen, wenn die Kisten in der halsbrecherischsten Weise aufeinandergetürmt waren, um, obendrauf virtuos balancierend, zum Ziele zu gelangen.

Ein Weibchen, die stärkste und beste Turnerin, verstand es sogar, unter der hoch aufgehängten Banane an einem langen Stocke, den sie sich selber herbeigeholt hatte und, auf den Boden aufgestellt, in der Hand hielt, so rasch in die Höhe zu laufen, daß sie die Banane schon erhascht hatte, ehe der Stock umfallen konnte.

Das Merkwürdigste an diesen Versuchen scheint mir aber, daß sich bei den Stationsaffen persönliche Unterschiede in den Geistesgaben zeigten. Wie sie alle körperlich verschieden aussehen, vor allem verschiedene Gesichter haben, was allerdings zum größten Teil aus ihrer Zugehörigkeit zu verschiedenen geographischen Rassen des Schimpansen innerhalb Kameruns zu erklären sein mag, so sind sie auch geistig verschieden begabt. Es können z. B. durchaus nicht alle den Kistenversuch selbständig ausführen, sondern nur, wenn er ihnen ganz genau vorgemacht wird.

Insbesondere ein Weibchen zeichnet sich durch Dummheit aus, so sehr, daß es sich dadurch geradezu den Namen „Loca" (d. h. auf portugiesisch die Dämliche) zugezogen hat. Das zeigte sich bei gewissen Gelegenheiten wiederholt in sehr bedeutsamer Weise. Die Stationsaffen pflegten öfter hintereinander im Kreise zu gehen, was um so mehr den Eindruck eines Reigens machte, als sie sich dabei mit irgendwelchem Schmuck zu behängen liebten. Auch bei Regen und Kälte


Die Hand eines männlichen Schimpansen



Negerjunge und junger Gorilla aus Carl Hagenbecks Tierpark, Hamburg-Stellingen

suchten sie sich zu bedecken, wie alle Menschenaffen in Gefangenschaft, und ebenso suchten sie sich, namentlich im Nacken, gegen die kräftige Sonne der Kanarischen Inseln zu schützen. Solange nun der Reigen einfach im Kreise ging, hielt Loca, die Dämliche, ganz brav mit. Sobald aber der Führer darauf kam, durch Einbeziehung eines zweiten Mittelpunktes die Tanzfigur zur Ellipse zu erweitern, so ging das über ihren Horizont: sie irrte ab und konnte sich nicht mehr zurechtfinden.

Und doch ist diese Loca insofern das wichtigste Mitglied der Gruppe, als sie nach ungefähr sechsmonatiger Tragzeit zum erstenmal in Europa ein Junges brachte und dieses gut aufzog. D. h. wieder mit einer Einschränkung durch ihre Dummheit. Sie hat ihm nämlich den rechten Arm gebrochen, weil sie es mit aller Gewalt durch ein enges Gitter zerren wollte, während sie es unmittelbar daneben durch weites Gitter bequem wieder zu sich hätte heranholen können. Im Freileben weichen eben die natürlichen Hindernisse, Äste und Zweige, elastisch aus, im zoologischen Garten die eisernen Gitterstäbe aber nicht. Nach der Geburt wurden einige bemerkenswerte Instinkthandlungen beobachtet. Die Alte nahm den Kopf des Neugeborenen in den Mund und befreite ihn (Nase, Mund, Augen) durch Saugen von dem anhängenden Schleim; ferner warf und schüttelte sie ihr Kleines mehrfach hin und her, wodurch offenbar das Atmen und die Lebensgeister überhaupt angeregt wurden. Sie begann auch, das Innere der Nachgeburt aufzufressen, die bekanntlich zur Milchabsonderung anregende Stoffe enthält. Sie tat aber niemals auch nur das geringste, um dem Jungen das Erreichen der Nahrungsquelle an ihrer Brust zu erleichtern, leistete in dieser Beziehung also weniger als jede Kuh oder Ziege, die sich breitbeinig hinstellt, jedes Mutterschwein, das sich auf die Seite legt, wenn die Jungen saugen wollen. Sie trug nur das Junge an ihrem Körper, und zwar in der ersten Zeit öfter seitlich in dem Leistenwinkel zwischen Bauch und Bein, später, als es größer wurde, mehr mitten am Bauche. Es klammerte sich dabei mit allen vieren auf den Leibesseiten der Mutter an die Haare an. Schon in den ersten Tagen seines Lebens stimmte es manchmal in das Rufen der Großen ein,



und jetzt, im siebenten Monat, schaut es längst sehr bewußt um sich, bemerkt ohne Zweifel jeden Herannahenden, macht dann öfter eine kleine Schüppe und stößt ein kurzes Quaken aus. Im selbständigen Laufen und Klettern hatte es schon sehr schöne Fortschritte gemacht, und die Alte unterstützte diese, allerdings in sehr wenig geschickter und schonender Weise, indem sie das Kleine einfach an einem Arm hinter sich herzog. Darin ist leider durch die Armlähmung eine gewisse Hemmung eingetreten, die aber anscheinend schon wieder überwunden zu werden beginnt.

Das Junge hat heute noch ein ganz helles Gesicht, obwohl es von dunkelgesichtigen Eltern stammt, und es hat damit also wohl eine ähnliche Bewandtnis, wie mit der weißen Fleckung der Hirschkälber, die bei den meisten Arten später vergeht, bei manchen aber zeitlebens bestehen bleibt.

Über den Verkehr der Stationsschimpansen untereinander muß schließlich noch gesagt werden, daß sie sich, zu mehreren Gleichaltrigen beisammen, viel äffischer zeigen, als die einzelnen Stücke, die man früher hielt, und die doch, das muß man jetzt einsehen, durch den einseitigen Verkehr nur mit Menschen mehr oder weniger unnatürlich vermenschlicht waren, selbst wenn sie nicht systematisch dressiert wurden. So z. B.: als die Gruppe hier ankam und die Tiere aus den Kästen, in denen sie die ganze Reise jeder allein gemacht hatten, herausgelassen wurden, waren wir alle fast gerührt, als wir sahen, wie sie sich unter Freudengeschrei ganz menschlich umarmten. Im nächsten Augenblick staunten wir dann aber um so mehr, als sie sich, ganz äffisch, das Hinterteil zukehrten, also die zur Höflichkeitsgebärde verflachte geschlechtliche Anbietung übten, die wir bisher nur von den niederen „Tieraffen" kannten. Es ist mit dieser eigenartigen Be-

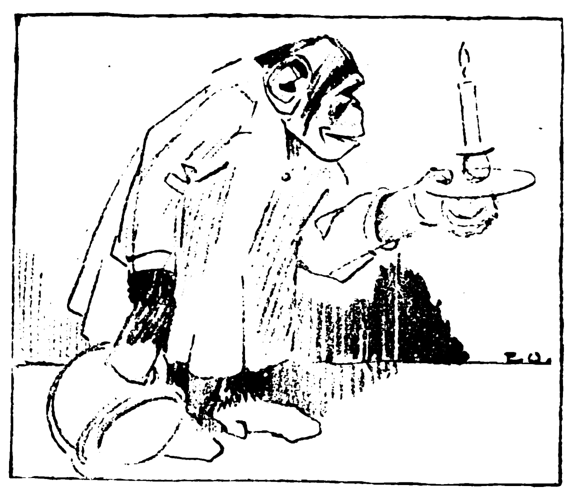


Orang-Utan. Federskizze von Otto Dill

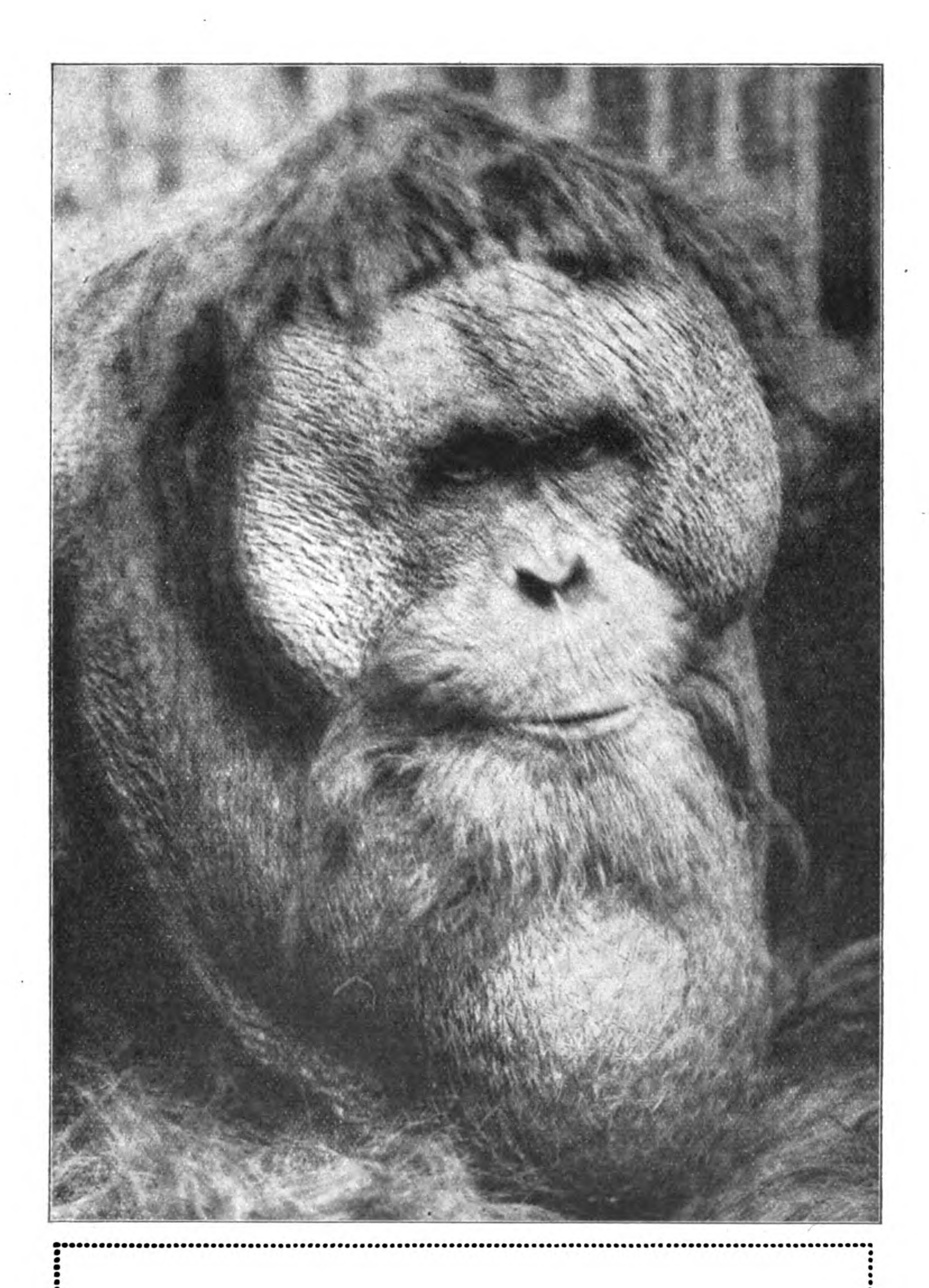
grüßungsform bei den Affen eine ähnliche Sache, wie bei uns Menschen mit der Verbeugung, die der letzte Rest des Kniefalls ist.

Ferner: was wir ebenfalls bis dahin nur von den Tieraffen kannten: die Stationsschimpansen dienten sich alsbald auch gegenseitig mit dem „Lausen", wie das Publikum zu sagen pflegt. In Wirklichkeit haben die Affen nur sehr wenig Ungeziefer, unsere Schimpansen gar keins, und es handelt sich nur um eine gegenseitige Hautpflege, die aber allerdings täglich mit der größten Beflissenheit und Gründlichkeit auf der einen und der größten Duldung und Hingabe auf der anderen Seite geübt wird. Dabei bearbeiten die sehnigen Finger und harten Nägel für unsere Begriffe mit großer Schonungslosigkeit ebensowohl das Gesicht wie das entgegengesetzte Körperende, ohne daß der so unbarmherzig „Gepflegte" auch nur einmal muckt oder ruckt. Eine einstweilen schwer verständliche Lebensgewohnheit! Aber was wissen wir denn von dem natürlichen Freileben der Menschenaffen? Wer will es beobachten im dichten Urwald und Busch?

Aus dem Gefangenschaftsleben, insbesondere unserer Stationsschimpansen, ließe sich noch vielerlei berichten, was die Menschenaffen ihres Namens nicht unwürdig erscheinen läßt. In dieser Hinsicht sind gewiß vor allem solche Züge bezeichnend, die beweisen, daß die Menschenaffen fähig und geneigt sind, freiwillig auch für solche Dinge sich zu interessieren und sich mit ihnen zu beschäftigen, die weder für ihr eigenes Wohl noch für die Erhaltung der Art etwas nützen können. So spiegelten sich alle mit Eifer und



Dressierter Gentleman-Schimpanse
Zeichnung von Eugen Oßwald



Kopf eines alten Orang-Utan von Borneo (Sultan-Amsterdam) mit Kehlsack und Backenwülsten

offenbarem Vergnügen, nachdem ihnen einmal ihr Spiegelbild gezeigt worden war. Erst griffen sie zwar danach hinter den Spiegel; bald aber beschränkten sie sich rein auf das Spielerische, und das ging sogar so weit, daß sie sich dann in jeder Glasscheibe, ja in jeder Glasscherbe und Wasserpfütze mit Genuß spiegelten, indem sie den Kopf näherten und entfernten, Grimassen schnitten usw. Und damit auch noch nicht genug: sie ergötzten sich sogar an den Spiegelbildern anderer Gegenstände, indem sie ihre Blicke abwechselnd auf die Wirklichkeit und die Spiegelbilder warfen, die sie durch Drehen des Spiegels zu wechseln wußten.



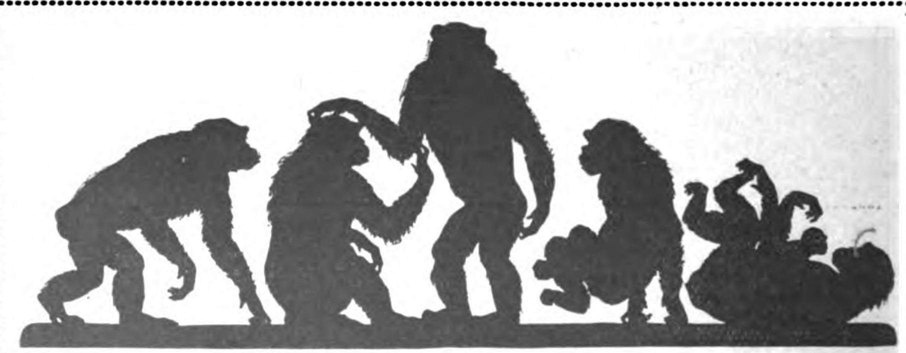
Schimpanse. Zeichnung von Otto Dill

Anderseits wirken Schreck- und Spukgestalten, Masken, Fratzen auf den Menschenaffen genau so furchterregend wie auf den Menschen; ja sogar schon Kinderspielzeugfiguren in Menschen- oder Tierformen werden als verdächtig angesehen und gemieden, während ganz unkenntliche Gebilde sezessionistischer Plastiken gar nicht beachtet werden. Es läßt das auf sehr tief und jenseits jeder praktischen Erfahrung liegende seelische Empfänglichkeiten schließen.

Ebenso sind gemütlich ansprechende und seelisch gewinnende Züge zahlreich und vielfältig zu beobachten. Futterneid und Futterstreit kommen kaum vor, dagegen freiwilliges Abgeben aus eigenem Überfluß an einen bittenden Hordengenossen, der Mangel leidet, und augenblickliche tatkräftige Hilfsbereitschaft nach dem Grundsatz „alle für einen" bei Gefahr. Dabei wird auch der menschliche Pfleger in die Gemeinschaft einbezogen, wenn er gefährdet erscheint. Und ebenso, wenn an ihm etwas zu „pflegen" ist und er sich das gefallen läßt. Ein Holzsplitter wurde ihm aus der dargebotenen Hand sofort herausgeholt, zwar etwas grob, aber doch auch wieder auf recht geschickte und zweckmäßige Weise. Gibt es einmal Streit untereinander oder Strafe vom Pfleger, so ist bald nachher überquellend zärtliche Versöhnung mit Umarmungen und Händedrücken dem Schuldigen Bedürfnis, und gleicherweise erfolgen stürmische Dankbarkeitsbezeugungen nach jeder Wohltat.

Es treten aber nicht nur in den verstandesmäßigen Geistesgaben, sondern auch im Charakter unverkennbare persönliche Verschiedenheiten hervor, und auch hier ist es wieder ein Weibchen, das sich durch abweichendes, zur Heimtücke neigendes Wesen auszeichnet und zugleich durch eine gewisse Rauf- und Angriffslust. Es ist eine Art Mannweib, und zwar den anderen Weibchen gegenüber auch in des Wortes allereigentlichster Bedeutung Dabei ist diese „Grande" körperlich die zierlichste und feinste, also die „weiblichste" von allen.

Meine kurzgedrängte, vielleicht allzu kurzgedrängte Betrachtung der Menschenaffen darf ich schließen mit dem Worte: Es steckt wohl alles Tier im Menschen, aber nicht aller Mensch im Tiere.



Die Teneriffa-Schimpansen im Berliner Zoologischen Garten. Scherenschnitt von Otto Wiedemann

Das Glück des Herrn Korbes

Novelle von Alice Berend

Es gibt Leute, die man nie sieht. Obwohl sie es sind, die die Straßen beleben, die Bahnen füllen, derentwegen die hohen Häuser da sein müssen. Leute, die man erst bemerkt, wenn sie nicht da sind.

So einer war Herr Korbes. Das schlichte Blondhaar nicht anders gescheitelt, wie jeder Friseurkopf im Schaufenster der Vorstadtstraßen. Von Statur nicht zu groß und nicht zu klein. Jeder Anzug, der in den Schrankreihen der Warenhäuser, lebebereit, nur ohne Kopf noch, wanderfertig wartete, schien eigens für ihn gearbeitet. Keine besondern Merkmale verschönten, noch verunzierten Herrn Korbes.

Er war der dreizehnte von vierzehn Geschwistern. Ging die Familie des Sonntags spazieren, wollte kein Vorübergehender glauben, daß alles dies Privatbesitz. Dagegen im Haus gab es für keinen einzelnen etwas, das ihm allein gehörte. Außer was jedem am Leibe angewachsen. Wäsche, Kleider, Kamm, Bürste, Stiefel, wer sie zuerst erwischte, der hatte sie. Daß ein Bett zweien gehörte, war das mindeste. Denn der Papa des Herrn Korbes war ein kleiner Magistratsbeamter, kein Fürst, für dessen weitverzweigte Dynastiegelüste schon in der Wiege vorgesorgt war.

Unser Charakter kommt mit uns auf die Welt. Herr Korbes war schon als Kind von peinlichster Ordnungsliebe. Wenn das zerlesene Märchenbuch auch einmal in seine Hände kam, las er die Geschichten, wo man Wünsche wünschen konnte, die in Erfüllung gingen. Was er selbst in gleicher glücklicher Lage zu erbitten hätte, war ihm außer Zweifel. Ein Kamm, mit dem sich niemand anderes kämmen durfte, ein Bett, wo niemand drinnen lag, noch nachsteigen durfte, ein eigener Waschtisch mit einem Stück duftender Seife. Dinge, die wohl schon mancher besaß. Ganz achtlos. Wahrscheinlich weil er keinen Zauberer dafür hatte in Anspruch nehmen müssen.

Der Zauberer des Märchens, im praktischen Leben ist nun der feste Wille. Korbes, der dreizehnte, ahnte dies. Unbeirrbar ging er auf sein Ziel zu. Sauber, pflichttreu, gescheit und gescheitelt.

Eines Tages war es erreicht. Herr Korbes hatte sein eignes Pult in dem roten Steinhaus, in dem man die Einnahmen der Bürger registrierte, einschätzte und mit staatlichem Recht reduzieren half.

Wenn Herr Korbes seine Lebensanschauung schon früher gewonnen, so befestigte sie sich hier. Mehr als einmal täglich beim Zahlenschnörkeln freute er sich, daß nicht er es war, der alle diese Abgaben zu leisten hatte. Daß nicht er es war, der mit einem dieser großen Vermögen belastet. Nicht einmal durch Heirat wünschte er zu solchem zu kommen. Er glaubte nicht daran, daß geteilte Freuden doppelte sind. Nach den Erfahrungen seiner Kindheit und Jugend.

Dagegen hatte er sich in aller Stille ein ganzes Warenhaus von kleinen Glücken aufgebaut. Wo Herr Korbes Herr war und sonst niemand.

Äußerlich war diese Burg der Zufriedenheit eine leer gemietete Stube der Witwe Weiß. Die etwa keine alte Frau war. Sie war jung, schlank, mit gewelltem Blondhaar und etwas kurzsichtig blinzelnden Blauaugen. Sie hatte den Herrn Weiß verloren, bevor sie noch recht warm bei ihm geworden. Eine Mitteilung, bei der die neuen Mieter ihren Kneifer zu putzen begannen. Während Frau Weiß weiter erklärte, daß sie ihren Angetrauten drei Tage nach der Hochzeit durch einen Messerstich verloren hatte. Herr Weiß war äußerst jähzornig gewesen. Hatte schon manchen zu einem bunten Auge verholfen, bis es ihm selbst so übel ergangen. Unter den Blicken der blankgeputzten Kneifer fügte seine Witwe seufzend hinzu, daß der Tod hingenommen werden müsse, wann er komme.

Herr Korbes hatte unterdessen die Reinlichkeit der Stube geprüft. Die Scheiben waren blank geputzt. Man sah kein Spinngewebe. Herr Korbes mietete. Es war die beste Stube der Witwenwohnung. Mit einem Erkerfenster, von dem aus, wie Frau Weiß erklärte, man die ganze Welt sehen konnte. Wirklich blickte man von dort in zweiundfünfzig Fenster und auf ein Stück belebter Straße.

Jeder Vorzug will berechnet sein. Herr Korbes beugte vor. Er sähe niemals zum Fenster hinaus. Er wisse ohnedies, daß um uns herum viel Unangenehmes geschähe.

Die Witwe Weiß sagte sich, daß sie einen Sonderling vor sich habe.

Doch wußte sie aus Erfahrung, daß gerade diese Art Mieter die pünktlichsten Zahler waren.

Sie brachte somit Herrn Korbes Vertrauen entgegen. Das war gut. Denn die Möbel, mit denen Herr Korbes vorfuhr, glichen keiner Kapitalsreserve. Als die Träger ihre Arbeit getan, glich die reinliche Stube einem Speicher für alte Kisten. Nur ein Gegenstand hob das Milieu. Ein blankes, breites Bettgestell, von jener vorzüglichen Art, wie die Witwe Weiß sie in Zeitschriften abgebildet und angepriesen gesehen. Wo tadelloser traumloser Schlaf gleich im Kaufpreis einbegriffen.

Vieles ist weniger, als es scheint, manches mehr. Witwe Weiß begriff dies, als sie tags darauf in der Stube ihres Mieters die tägliche Ordnung richten wollte. Da war keine Kiste mehr zu sehen. Ein hübscher Waschtisch stand da, überzogen, mit Wachstuch, ein Kleiderschrank mit eingekerbten Sonnenblumen. Ein breiter Schreibtisch, über den eine grüne Friesdecke bis zum Boden hing. An einer Wand stand sogar ein Diwan. Kleine durchwirkte Teppichreste bedeckten ihn, machten ihn kunterbunt und echt türkisch. Nur am Fußende schimmerte noch eine Kistenwand hervor. Wie wenn ein Zauberer kurz vor Vollendung seines Werks davongeschreckt. Auf der freigebliebenen Kistenwand leuchteten die Namenslettern einer berühmten Champagnerfirma. Was der Witwe Weiß ein Milderungsgrund schien.

Am andern Tag war auch diese verräterische Stelle verschwunden. Fehlerlos schmückte der türkische Diwan den Raum, zwischen beblümter Kommode und hohem Büchergestell.

Diese Seite des Zimmers war der Wohnraum. Die andre Hälfte, wo sich Bett und Waschtisch an die Wand lehnten, wurde Schlafstube benannt. Herr Korbes hielt genau Ordnung. Nie betrat er den Wohnraum, bevor er vollkommen angekleidet. Ebenso ließ er sich nie zu der Ungeschicklichkeit hinreißen, sich abends auf der Seite des Wohnzimmers zum Schlaf zu rüsten.

Nicht die lauten Freuden machen den Genuß des Lebens. Jede Wollust blieb hinter dem Herrschergefühl zurück, das Herrn Korbes durchdrang, wenn er die Schwelle dieses Heims überschritt. Wo ihm jedes Stück gehörte. Unantastbar für jeden andern auf dieser überfüllten Welt.

Lächelnd addierte Herr Korbes die zehnstelligen Vermögensziffern seiner Mitmenschen. Auf saubern, tadellos liniierten Bogen, mit spitzer Feder, die aus den Zahlen Kunstgebilde zu schnörkeln verstand. Während in seiner Tasche das Schlüsselbund klirrte.

Niemand achtete darauf, daß Kollege Korbes lächelte. Ganz unmotiviert. Denn im Büro lächelt man nur im Gespräch mit dem Vorgesetzten.

Herr Korbes lächelte jedoch auch, wenn er die Tür zu seinem Reich der Zufriedenheit aufschloß. Ein Augenblick, der stets von einem höflichen Gruß der adrett gekleideten Witwe Weiß begleitet wurde. Lächeln verschönt. Dünkte es die Witwe Weiß. Sie freute sich den ganzen Tag auf diesen Augenblick. Ihr jähentrissener Jähzorniger hatte nie gelächelt, soweit sie sich erinnerte.

Herr Korbes nahm diesen Gruß als eine der Unannehmlichkeiten hin, die überall auf den Weg gestreut sind, damit die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Hinter verriegelter Tür jedoch gefiel ihm das schnurrende Gesurr der Nähmaschine im Nebenraum. Er zog es jedem Klavierspiel vor. Da störte kein Trauermarsch den angenehmen Augenblick, wo man die Teetasse an den Mund setzte. Da säuselte kein Liebeslied, wollte man sich ernsthaften Studien widmen.

Das Studium des Herrn Korbes galt der Pilzkunde. Er war ein gewiegter Pilzkenner. Nicht nur das. Er war Vorsitzender des Vereins „Zum Champignon“, der an Sommersonntagen in geschlossener Gesellschaft auf die Pilzsuche ging. Aber auch allein widmete sich Herr Korbes in freien Stunden dieser Passion. Seine Beute bereitete er selbst in der weißgetünchten, saubern Witwenküche. Frau Weiß sagte dann, daß sie Walddduft spüre. Eine gehäufte Messerspitze voll erhielt sie als Kostprobe. Es genügte, um auch in ihr ein außerordentliches Interesse für diese edle Pflanzenart zu wecken. Sie hätte sich gern am Studium beteiligt. Herr Korbes war jedoch der Ansicht, daß Pilzsuchen keine Damenbeschäftigung sei …

Geruhsam folgten sich die Tage. In der linden Abwechslung der Jahreszeiten, aber sonst in peinlicher Ordnung.

Jedoch, man kann sich vor großem Glück so wenig schützen, wie vor dem Gegenteil.

Eines Abends fand Herr Korbes die Einteilung seines Zimmers aufs willkürlichste gestört. Eine Kiste stand auf der Grenze zwischen Schlafraum und Wohnstube. Gerade an einem Tage, wo Herr Korbes von einem Jugendfreund begleitet war, der einmal sehen sollte, wie gut man es haben kann, wenn man es ein wenig versteht. Jener war ein Seemann, der aller Friedlichkeit auf festem Land hohnlachte.

Der Freund bemerkte natürlich nichts als die Kiste. Er fragte, was Herr Korbes da Sonderbares an Bord habe? Ob er schon billiges Material für seinen Sarg sammle?

Herr Korbes sagte sich, daß alles Unangenehme nur von Menschen komme. Das

Wort Sarg schien aus allen Ecken widerzuhallen. Herr Korbes würde das Zimmer vor Schlafengehen ausräuchern müssen. Das Fenster wenigstens öffnete er sofort.

Inzwischen hatte er sich besonnen, woher die Kiste sein könne. Sie gehörte zu dem ihm noch gebührenden Teil des väterlichen Nachlasses. Der Bruder, bei dem sie verwahrt, hatte längst gewünscht, den Platz frei zu bekommen, den sie fortnahm.

Die Witwe Weiß trat ins Zimmer und entschuldigte bescheiden die Unordnung.

Der Seemann kniff die Augen zu und blinzelte von der Witwe Weiß zu Herrn Korbes und wieder zurück. Wie wenn er eine Momentaufnahme zu machen wünschte. Dabei pfiff er das Seemannssignal: Festland gesichtet.

Die Witwe Weiß lächelte.

Die früheren Kisten hatten zerfallene Korken und Bindfadenreste enthalten. Auch Vater Korbes hatte zu denen gehört, die dafür sorgen, daß nichts verloren gehe im Weltall. Diese war mit alten Briefumschlägen gefüllt. Der Seemann griff hinein. Betrachtete einige der vergilbten Blätter und stieß wieder einen Pfiff aus.

Herr Korbes fand wiederholtes Pfeifen geräuschvoll. Er ging darum selten zum Hafen. Obwohl ihm sonst der Anblick reger Tätigkeit angenehm war.

Gast ist Gast. Herr Korbes bereitete mit umständlicher Sorgfalt den Tee. Eine Mischung mit drei zugespitzten Tropfen Rum, die er für eigne Erfindung hielt. Jeden Tag aufs neue vollkommen.

Der Gast nahm die Rumflasche und goß sich die Hälfte davon in seine Tasse. Er sagte, daß er gewöhnt sei, eine große Fläche von Flüssigkeit vor sich zu haben.

Man kam ins Gespräch. Herr Korbes berichtete von den verschiedenen Arten, auf die sich jeder Buchstabe, jede Zahl schreiben ließe. Stände man nur erst auf wahrhaft vertrauten Fuß mit ihnen. Der andre erzählte vom Meer, von den Kniffen des Seemanns gegenüber diesem schlauen Element. Dabei wanderte er auf und ab im Zimmer.

Schon mehrmals war Herr Korbes nervös zusammengezuckt. Schließlich machte er den Gast darauf aufmerksam, daß er beständig in den Schlafraum träte.

„Verdammt gemütliche Kajüte," sagte der Seemann. Bald darauf verabschiedete er sich.

Die Witwe Weiß kam wieder behutsamen Schrittes herein. Um auf sanfte Art Ordnung zu schaffen. Herr Korbes blätterte im Handlexikon der Giftpilze. Die Witwe Weiß kicherte plötzlich. Herr Korbes hob den Kopf. Die Witwe Weiß entschuldigte sich. Sie hätte an den Blick denken müssen, mit denen sie der Herr Freund des Herrn Korbes gemustert. Was hatte der wohl bedeuten sollen.

Herr Korbes konnte sich keines besondern Blickes erinnern. Der Herr wäre Seemann Solche Leute hätten ihre Eigenarten.

Die Witwe Weiß seufzte. Vielleicht dachte sie, daß jeder Stand seine Eigenart habe.

Versonnen rastete sie auf den Rand der Kiste.

Herr Korbes hob wieder den Kopf.

Er sagte, daß die Kiste sobald als möglich entfernt werden müsse. Sie raube dem Zimmer die Behaglichkeit...

Herr Korbes schlief unruhig in dieser Nacht. Er träumte. Man hatte ihn in die Kiste legen wollen, die ein Sarg geworden war. Aber in der Kiste war die Witwe Weiß schon anwesend. Herr Korbes hatte sich gesträubt, mit einer Dame, auf unabsehbare Zeit, zusammen begraben zu werden. Auch, daß geteiltes Leid, halbes Leid, glaubte er nicht. Selbst nicht im Traum...

Schlechter Schlaf macht verdießlich. Als ein Eilbrief Herrn Korbes inmitten der Bürostunden störte, dachte Herr Korbes sofort, die Witwe Weiß hätte ihn gesandt.

Absender war jedoch der Seemann. Ohne Überschrift oder weitere Einleitung schrieb der Freund, daß man ins Meer hineinspucken könne soviel man wolle, es bliebe rein. So wollte er's mit seinem Gewissen halten. So viel Dreck auch dagegen pralle, er wolle es sich sauber bewahren. Darum, nach schlafloser Nacht, wolle er Herrn Korbes nicht länger vorenthalten, daß dieser Millionär sei. Trotzdem er wisse, daß er großes Glück leider für Unglück halte. Anbei folge, reumütig, ein aus der Kiste entwendeter Briefumschlag. Ein Fachmann habe die Marke darauf auf Tausende bewertet. Die Kiste aber wäre gefüllt mit solchen. „Prost, Milliardär," schloß der Brief.

Herr Korbes schützte ein Unwohlsein vor und stürzte aus dem Büro. Er eilte in sein Heim. Friedliche Ruhe, gewohnte Ordnung empfing ihn. Die Kiste war fort. Die Witwe Weiß war stolz darauf. Eigenhändig hatte sie dem Spediteur bei der Fortschaffung geholfen. Herrn Korbes' Erregtheit, ungewohnt wie sein Hiersein zu dieser Stunde, ließ sie lächeln. Sie glaubte etwas ahnen zu dürfen. Pflichttreue kann sich jederzeit prüfen lassen.

Lächeln ist Auffassungssache. Herr Korbes dachte nur an die Kiste. Er blickte der Witwe Weiß starr in die blauen Augen und sagte, daß sie etwas zu ahnen scheine. Sie gab dies zu. Herr Korbes trat dicht vor sie hin und sagte, daß er ihr ansähe, daß sie alles wisse.

Die Witwe lächelte dem männlichen Mann sanft in die Augen. Sie sagte, wenn Herr

Korbes es ihr sage, werde sie wissen, was sie zu ahnen hoffe.

Herr Korbes stutzte. Er begriff nicht. Doch war zum Rätselraten keine Zeit. Es hieß die Kiste zurückzugewinnen.

Großes Glück ist Unglück. Herr Korbes hatte die Genugtuung, seine Lebensanschauung bewahrheitet zu finden. Die Kiste war nicht aufzufinden. Immer, wenn Herr Korbes sie erreicht zu haben glaubte, war sie gerade weiter expediert. Er hätte wohl Mittel gewußt, sie ein wenig zu umgehen. Dank seines Berufs. Aber er war immer ein ehrlicher Kerl gewesen.

Herr Korbes grübelte. Es war offenbar mit wenig Geld leichter anständig zu bleiben, als mit unermeßlichem Reichtum.

Wenn Herr Korbes die Witwe Weiß ins Auge faßte, empfand er Mitleid. Sie würde sich bald nach einem neuen Mieter umsehen müssen. Reichtum verpflichtet.

Wer würde das behagliche Zimmer künftig bewohnen? Wem würde die sanfte Fürsorge zuteil werden? Herrn Korbes wurde es ungemütlich zumute. Es war ihm, als sähe er nach seinem eigenen Hinscheiden in sein früheres Leben.

Anderseits auch die neue Wohnung verlangte Überlegung und Nachdenken. Dem Eigennutz frecher Dienstboten würde man nun kaum noch entgehen können. Herrn Korbes wurde plötzlich unendlich wehmütig zu Sinn. Wie wenn in der Ferne tausend Leierkasten spielten.

Obendrein begann es zu regnen. Herbsttropfen. Herr Korbes hatte sie von je als persönliche Feinde betrachtet. Er kehrte um. Erkältung war rasch geholt. Je mehr man zu verlieren hat, um so größer die Gefahr. Auch der Tod bevorzugte die Reichen.

Endlich hatte Herr Korbes die braune Tür wieder vor sich, hinter der er Friedlichkeit, Ruhe, Wärme und Wohlbehagen seiner wartend wußte.

Das Zimmer war geheizt. Die Witwe Weiß dachte an alles. Herr Korbes hoffte, daß sein Nachfolger wenigstens kein Flegel sein möge. Ertappte sich gleichzeitig bei dem Wunsch, daß die Kiste verschwunden bleiben möge. Ärgerte sich aber sofort über solche Leichtfertigkeit. Am meisten mußte man sich vor sich selbst hüten.

Begütigend flammte das Lampenlicht auf. Die Kiste stand wieder im Zimmer. Hinter der Tür lachte die Witwe Weiß. Sie hatte den Augenblick der Überraschung mit Spannung erwartet.

Großes Glück ist Unglück, wieder hatte Herr Korbes den Triumph, seinen Lebensspruch bewiesen zu sehn. Die Kiste war leer.

Die Witwe Weiß wunderte dies nicht. Von nichts ist nichts. Dem papiernen Inhalt dankte das Zimmer seine behagliche Wärme. Daß Herrn Korbes an den vergilbten, modrigen Inhalt der Kiste etwas gelegen sein konnte, hatte die Tüchtige nicht ahnen können. Herr Korbes war kein Leichtfuß. Er war vorsichtig genug gewesen, niemanden auch nur etwas davon anzudeuten.

Jedoch es können auch zwei Gescheite unter einem Dach sein. Die Witwe Weiß verriet mit keiner Miene, daß sie ein Ungeschick begangen. Diese Geistesgegenwart hatte sie bei ihrem jähentrissenen Jähzornigen gelernt.

Sie schwor, daß die Kiste leer angekommen. Es war klar, daß das Papiergeschnitzel bei den vielen Irrfahrten der Kiste irgendwo ausgeschüttet.

Man kann nicht immer konsequent sein. Herr Korbes, Feind jeder Intimität, ließ die Witwe Weiß den Brief des Seemanns lesen. Sie setzte sich auf den Rand der Kiste, begann zu lesen und lachte. Sie fand das bespuckte Meer drollig. Sonst glaubte sie kein Wort von dem ganzen Schreiben.

Herrn Korbes' Erblaßtheit belebte sich. Diese Glücksmöglichkeit war tatsächlich vorhanden. Er sagte, daß die Witwe Weiß eine gescheite Frau sei. Sie wehrte ab. Eine Frau kann nie so klug sein als ein Mann. Das sei ihre feste Überzeugung. Eine Anschauung, die Herrn Korbes nicht mißfiel.

Trotz des Regens gab Herr Korbes seine Männlichkeit noch einmal der Herbstkühle preis. Der Briefumschlag, den der Seemann mitgesandt, wurde einem Fachmann vorgelegt, wobei Herr Korbes wohlweislich betonte, daß ihm der große Wert dieses Gegenstandes vollauf bewußt. Der Geschäftsmann war ein Schulkamerad des Herrn Korbes gewesen. Der Spartrieb Korbes', des dreizehnten, war ihm bekannt. Er blickte auf den Briefumschlag und sagte dann freundlich, ob sich Herr Korbes vielleicht etwas überarbeitet habe. Man kommt dann leicht in den gereizten Zustand, bescheidensten Dingen Wert beizumessen. Es handelte sich hier um eine gewöhnliche Dienstmarke Spaniens, die jemand wohl scherzeshalber auf diesen Umschlag angebracht habe.

Bei geschäftlichen Dingen hört die Freundschaft auf. Herr Korbes bedankte sich höflich. Aber er hielt es doch für angebracht, noch einen, ihm ganz unbekannten Fachmann zu befragen. Auch diesem verhehlte er nicht, daß ihm der hohe Wert dieses Papiers durchaus bekannt.

Der Mann sah flüchtig auf das Blatt. Länger auf Herrn Korbes. Genau, als zähle er die Regentropfen auf seinem Schlecht-

wettermantel. Endlich sagte er: „Sie sehen nicht wie ein Betrüger aus. Aber aus solchen dummen Scherzen sollte man in Ihren Jahren herausgewachsen sein."

Dies genügte Herrn Korbes. Der Ärger dieses Mannes war zweifellos echt. Herr Korbes glaubte sicher sein zu können. Er hatte also kein Vermögen verloren. Ihm war gar nichts geschehen.

Die Witwe Weiß erwartete ihn mit Unruhe. Sie erfuhr den Sachverhalt. „Gott sei Dank," sagte sie.

„Wieso?" fragte Herr Korbes.

Die Witwe Weiß war schon wieder in der Küche. Sie wußte, daß es auch ungerechten Zorn geben konnte. Sie bereitete das Abendessen. Festlich. Sie sagte, daß sie ein Gefühl habe, als müsse man etwas Besonderes heute feiern. Jedenfalls war so viel über das Vorgefallene zu sprechen, daß man das Essen gemeinsam nahm.

Herr Korbes fand es heute recht warm im Zimmer.

Die Witwe Weiß verriet, daß sie heute besonders gut geheizt. Doch wolle sie trotzdem die Heizung Herrn Korbes heut nicht auf die Rechnung bringen. Sie kicherte. Ihr war eingefallen, wieviel Herr Korbes sparen würde, wenn sie gemeinsam Haushalt führten. Nur ein Zimmer zu heizen benötigen. Sie seufzte. Die Winterabende waren lang. Die Nähmaschine allein war da kein Trost.

Herr Korbes fand diese Reden nicht ganz unvernünftig. Er selbst sogar hatte sich heute daran erinnert, daß nun wieder die Abende kamen, wo jeder länger als der vorige. Auch die Pilzkunde war nicht unerschöpflich. Außerdem hielt er die Anschauung der Witwe Weiß über das Proportionsverhältnis zwischen dem männlichen und dem weiblichen Verstand für die einzig mögliche Grundlage einer Ehe. Trotzdem war kein Grund zur Übereilung. Entschlüsse faßt man des Morgens, nicht in der Dunkelheit.

Herr Korbes dankte der Witwe Weiß für den angenehmen Abend und bat sie, den Tisch abzuräumen ....

Am andern Morgen war Herr Korbes pünktlich am Arbeitspult. Man hatte ihn vermißt. Nicht sofort. Am ersten Vormittag hatte der Vorgesetzte die zu bearbeitenden Akten genau so auf Herrn Korbes' Pult geschleudert wie immer. Erst als er die Papiere zurückverlangte, bemerkte er, daß niemand dagesessen zu haben schien.

Es gibt Tage, wo nichts klappen will. Der Vorgesetzte glaubte, dies diesmal mit Herrn Korbes' Fehlen in Verbindung bringen zu müssen. Dieser Korbes, unbeirrt pflichttreu, schien eine unentbehrliche Kraft.

Mit höflicher Entschuldigung meldete sich Herr Korbes zurück. Von starker Erkältung beabsichtigte er einiges zu murmeln.

Der Vorgesetzte unterbrach ihn. Er war nicht nur ein gutmütiger Mensch, er hatte auch das kurze Gedächtnis, das diese Tugend verlangte. Ehe Herr Korbes etwas vorgebracht, rief er, daß er alles wisse. Erneuter Familienzuwachs. Er gratuliere. Freue sich, Herrn Korbes wieder vorzufinden, habe in diesen Tagen bereits pflichttreuen Beamten für bedeutend höhere Gehaltsklasse vorgeschlagen.

Einen Vorgesetzten bezichtigt man keines Irrtums. Korbes verbeugte sich schweigend ...

Kein Irrtum ohne Folgen. Die Gehaltserhöhung trat in Kraft. Herr Korbes fühlte sich verpflichtet, seinen Vorgesetzten nicht ganz und gar Lügen zu strafen. Wenigstens so weit es in seiner Macht stand. Noblesse oblige. Er fühlte sich verpflichtet, wenigstens den Junggesellenstand zu verlassen.

Er teilte der Witwe Weiß mit, daß sie, anknüpfend an ihr Gespräch, betreffs vereinfachter Haushaltführung, ihren Witwenstand als bald beendet ansehen dürfe.

Darauf trat er einen Schritt zurück. Und fügte hinzu, daß er sich alles Weitere für später vorbehalte ...

Die Witwe Weiß wußte, daß Korbes großes Glück für Unglück halte. Sie bewahrte Fassung ...

Wie eine Ehe beschaffen ist, kann niemand von außen feststellen. Immerhin, Herr Korbes grüßte seinen Vorgesetzten bis ins höchste Alter mit ausgesuchter Hochachtung...

Weben. Von Hans Much

Noch blüht und grünt der Wegessaum.
Mild fließt das Licht. Noch ahnt man kaum
Ein herbstliches Entfärben.
Noch ist kein Baum der Blätter müd.
Von allem, was da herbstlich blüht,
Weiß keines um das Sterben.

Es schweigt der Raum und schweigt so weit.
Mich dünkt, die schonungslose Zeit
Herrscht heut mit Widerstreben.
Schweigsam zieht durch die Welt der Tod,
Aus Pflicht und Leid, aus Glück und Not
Webt er das ewge Leben.

Der dimensionale Aufbau unserer Sinnenwelt

Von Dr. Fritz Huber

Ueber die vierte Dimension und das Problem „Raum und Zeit" sind innerhalb der letzten Jahre so manche, den meisten Menschen schwer verständliche Abhandlungen geschrieben, daß vielleicht gerade die Plauderei eines Laien über dieses Gebiet bei den Laien Verständnis und Entgegenkommen finden wird. Die wenigsten Menschen können sich unter der vierten Dimension überhaupt etwas vorstellen; und doch ist es möglich, diesen Begriff wenigstens annähernd zu erfassen. Wir wissen, daß eine gerade Linie erstdimensional, eine Fläche zweitdimensional, ein Körper drittdimensional ist. Für die vierte und die höheren Dimensionen, mit denen unsere Mathematiker täglich rechnen, fehlt uns das Vorstellungsvermögen, da wir in einer Welt der Körper, also der dritten Dimension leben und unsere Sinne darauf eingestellt sind. Wollen wir also vom Standpunkt der dritten Dimension aus die vierte begreifen, die Verschiedenheiten zwischen ihr und unserer Welt verstehen lernen, so kann das nur durch Analogieen geschehen. Eine Brücke dazu bietet ein Vergleich der dritten Dimension mit der zweiten, der zweiten mit der ersten, die ja beide innerhalb unserer Dimension denkbar sind und innerhalb des Kreises unseres Vorstellungsvermögens liegen.

Wie müßte eine Welt zweiter Dimension aussehen, wenn es sie gäbe? Alles was bei uns Körper wäre, müßte dort Fläche sein, die Erde also nicht eine Kugel, sondern eine Scheibe, das Bild von Sonne und Mond am Himmel nicht eine Scheibe, sondern ein leuchtender Strich. Wenn Menschen in dieser zweidimensionalen Welt lebten, so würden sie nicht auf der Scheibe der Welt, sondern in der Scheibe der Welt leben, so wie wir uns als Kinder den Mann in der Scheibe des Mondes dachten. Und wenn diese Menschen Arme und Beine hätten, wie wir, so würden sie sie zwar nach oben und unten und nach beiden Seiten bewegen können, aber nicht vorwärts und rückwärts, weil sie damit aus der zweiten Dimension hinausfielen. Sie würden also so sich bewegen, wie die kleinen Hampelmänner von Pappe, die wir früher auf dem Jahrmarkt oder Weihnachtsmarkt zu kaufen gewohnt waren. Stellen wir uns nun vor, daß ein solcher Mensch in seiner Weltscheibe einen Gummiring — natürlich unendlich dünn — vorfände, wie wir ihn auf Weckgläsern oder Bierflaschen gebrauchen. Dieser Ring würde für ihn nach allen Richtungen hin geschlossen sein. Der zweidimensionale Mensch würde um den Ring herumgehen, ohne in sein Inneres hineinblicken zu können, er würde sich nicht vorstellen können, daß man in das Innere des Ringes gelangen könne, ohne seine Peripherie, seine äußere Hülle zu zerstören. Wir dreidimensionalen Menschen wissen sehr gut, wie wir das tun können. Wir haben in der dritten Dimension eine jenem Wesen der zweiten Dimension völlig unfaßbare Fähigkeit, nicht nur das Innere des Ringes, ohne ihn zu zerstören, zu erkennen, sondern auch auf ihn von innen einzuwirken. Mit einem Handgriff ist sein Inneres, ohne daß er in seiner Konsistenz darunter litte, nach außen gebracht. Und noch etwas haben wir vor jenem Wesen der zweiten Dimension voraus: Die Erkenntnis, daß es sich um eine von allen Seiten umschlossene Größe handelt, muß der zweidimensionale Mensch durch eine Summe von Erfahrungen erkaufen, die er zeitlich nacheinander macht. Er muß um den Ring herumgehen, muß ihn von allen Seiten betasten und besehen, ehe er zu seinem Resultat kommt. Diese Feststellung kostet ihre Zeit. Wir stellen aber mit einem einzigen Blick, mit einem einzigen Griff der fünf Finger fest, daß es sich um einen Ring, d. h. eine Geschlossenheit der zweiten Dimension handelt. Wir ersparen die Zeit, die notwendig ist, für längere nur hintereinander mögliche Beobachtungen.

Und nach diesen Feststellungen ist der Sprung zur vierten Dimension nicht schwer. Was für das zweidimensionale Wesen der Ring ist, dasselbe ist für uns dreidimensionale Menschen die Kugel — die dimensionale Geschlossenheit. Wir stehen vor einer Gummikugel — etwa einem Kinderball — und können uns nicht vorstellen, daß man in sein Inneres hineinfassen oder hineinblicken oder hineingelangen kann, ohne seine äußere Haut zu zerstören. Das kann aber ein vierdimensionales Wesen, wenn es ein solches gibt. Für dieses ist das Experiment ein ebenso leichtes und selbstverständliches, wie es das unsere mit dem Gummiring gegenüber der Verlegenheit des zweidimensionalen Wesens war. Und noch ein anderes hat der Vierdimensionale vor uns voraus. Eine Kugel können wir in ihrer Totalität niemals sofort und einheitlich erfassen. Wir müssen um sie herumgehen oder sie umdrehen, um alle ihre Seiten zu betrachten. Gelingt uns das nicht, so sind alle Bemühungen, die Kugelform festzustellen, vergeblich. Der Mond hat bekanntlich die Eigentümlichkeit, der Erde immer dieselbe Seite zuzukehren, — hoffentlich ist es die vordere — und es hat noch niemand die „Zeit" gefunden, — es würden von den technischen Schwierigkeiten abgesehen recht viele Jahre dazu gehören — ihn auch von der anderen Seite zu betrachten. Und deshalb weiß aus

eigener Betrachtung kein Mensch, ob der Mond wirklich Kugelform hat oder nicht. Also die Geschlossenheit unserer dritten Dimension kann, wenigstens insoweit es sich um den Gesichts- und Tastsinn handelt, nicht in einem einzigen Akte festgestellt werden, sondern bedingt eine Summe zeitlich hintereinander liegender Sinneswahrnehmungen.

Das Wesen der vierten Dimension bedarf aber solchen Zeitaufwandes nicht; wie wir in einem Sekundenblitz die zweidimensionale Geschlossenheit des Ringes in ihrer Totalität erfassen, so macht es der vierdimensionale Mensch mit der Kugel — allerdings wie, das wissen wir nicht.

Und so haben wir zwei wichtige Feststellungen gemacht:

1. **daß die dimensionale Geschlossenheit für die höhere Dimension als Geschlossenheit nicht existiert,**
2. **daß in der höheren Dimension das in der kleinsten Zeitspanne vor sich gehen kann, was in der niederen eines längeren Zeitraums bedarf, d. h. daß die Zeit relativ ist vom Standpunkt verschiedener Dimensionen aus betrachtet.**

Diese Grundsätze werden in der gleichen Weise, wie wir sie für das Verhältnis der zweiten zur dritten und wiederum der dritten zur vierten entwickelt haben, auf das Verhältnis der ersten zur zweiten Anwendung finden können.

⌘ ⌘ ⌘

Wenn wir nun der Frage näher kommen wollen, ob eine vierte Dimension wirklich besteht, so werden wir zweckmäßigerweise mit der Frage beginnen, ob denn unser Kosmos außer den dreidimensionalen auch ein- und zweidimensionale Strukturen aufweist? Und da wir alle uns umgebenden Erscheinungen der Welt nur durch unsere Sinne aufnehmen, müssen wir zunächst untersuchen, ob sich etwa bei diesen dimensionale Verschiedenartigkeiten ergeben? Diese Vermutung bestätigt sich in einer überraschenden Weise. Als unsere fünf Sinne bezeichnen wir bekanntlich gemeinhin Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Diese Einteilung und Aufzählung ist unsystematisch; denn wo liegt die genaue Grenze zwischen Geruch und Geschmack, zwischen Geschmack und Gefühl? Man sollte unsere Sinne besser in erstdimensionale, zweitdimensionale und drittdimensionale einteilen.

Das erstdimensionale Werkzeug ist das Auge. Wir sehen mit dem Auge jeweils nur einen Punkt, nämlich den, dessen Bild in den beiden Augen eines Menschen gerade dorthin geworfen wird, wo der Sehnerv in die Netzhaut eintritt. Der Sehnerv verbreitet und verästelt sich zwar ein wenig, und so ahnen wir außer dem Punkt noch einige umliegende Dinge; aber es ist kein genaues Erblicken, sondern ein Kombinieren. Eine Fläche in ihrer Gesamtheit in einem einzigen Blick zu erfassen, ist dem Auge nicht gegeben. Will es eine Fläche aufnehmen, so geschieht das nur durch eine Fülle sehr vieler, rasch hintereinander folgender, aber schließlich doch zeitlich getrennter Einzelaufnahmen, aus denen dann — wie im Kino — der Eindruck des Gesamtbildes und der Bewegung darin gewonnen wird. Das Auge, unser Sinneswerkzeug des Sehens, kann also eine Fläche nur mittelbar durch eine Anzahl zeitlich hintereinander folgender Bilder konstruieren. Ja, es ist uns nicht einmal gegeben, obgleich wir zwei Augen haben, gleichzeitig zwei verschiedene Punkte mit je einem der beiden Augen zu erfassen. Wir erhalten nur dann ein Bild, wenn beide Augen sich auf denselben Punkt richten. Die Aufnahme der dritten Dimension — des Raumes — durch das Auge ist ja, wie die Konstruktion des Stereoskopes lehrt, ein noch viel komplizierterer Vorgang als das Erfassen einer Fläche durch das Auge. Lediglich die Tatsache, daß infolge des Abstandes beider Augen voneinander sich in den gleichzeitig aufgenommenen Bildern ganz minimale perspektivische Unterschiede ergeben, ermöglicht es dem Gehirn, gewisse Schlüsse über die Tiefe des Raumes zu ziehen. Der am Star operierte, bisher Blinde sieht nur Flächen und ist den Gefahren des Raumes zunächst hilflos preisgegeben. Und unser Baby greift nach dem Monde in der Gewißheit, ihn herunterholen zu können.

Der zweitdimensionale Sinn ist der Tastsinn. Er betätigt sich, wenn Fläche auf Fläche kommt. Mag diese Fläche auch noch so klein sein — unsere Fingerspitze — immer bleibt es eine Fläche. Selbstverständlich setzt sich diese Sinneswahrnehmung auch aus einer Summe von Einzelwahrnehmungen der einzelnen Nervenknötchen zusammen. Aber im Gegensatz zur Reizung des Augennerves ist es immer eine Summe gleichzeitiger Reizungen, nicht zeitlich einander folgender. Wenn wir dem kranken Kinde die Hand auf die Stirn legen, wissen wir in der gleichen Sekunde, ob es heiß ist oder nicht. Die Fähigkeit, die nötige Erfahrung gleichzeitig und nicht in einer Reihe zeitlich hintereinander folgender Reize zu gewinnen, liegt beim Tastsinn gegenüber dem Augennerv in der großen Zahl der Reizorgane, die über unseren ganzen Körper verteilt sind. Was dort zwei Augen allein schaffen müssen und kraft ihrer großen Beweglichkeit auch schaffen, das besorgt der Tastsinn infolge der großen Zahl seiner Diener rascher. Den Ring, die Geschlossenheit der zweiten Dimension, die wir mit dem Auge erst in der Runde mit einem gewissen Zeitaufwand überfliegen müssen, erfassen wir mit den fünf Fingern der Hand in einer Sekunde. Aber das gilt nur für den Ring. Wollen wir eine Kugel, die Geschlossenheit der dritten Dimension, in der Hand greifen, so ist das Ergreifen immer ein Nacheinander, niemals ein einziger Akt. Die Zeitspanne, in der sich zu dem Zwecke die Hand ballt, mag kurz sein; aber sie ist da, und das Erfassen

der Kugel ist ein zeitliches Nacheinander, nicht wie beim Ring ein Moment. Deshalb ist der Tastsinn zweidimensionaler Art.

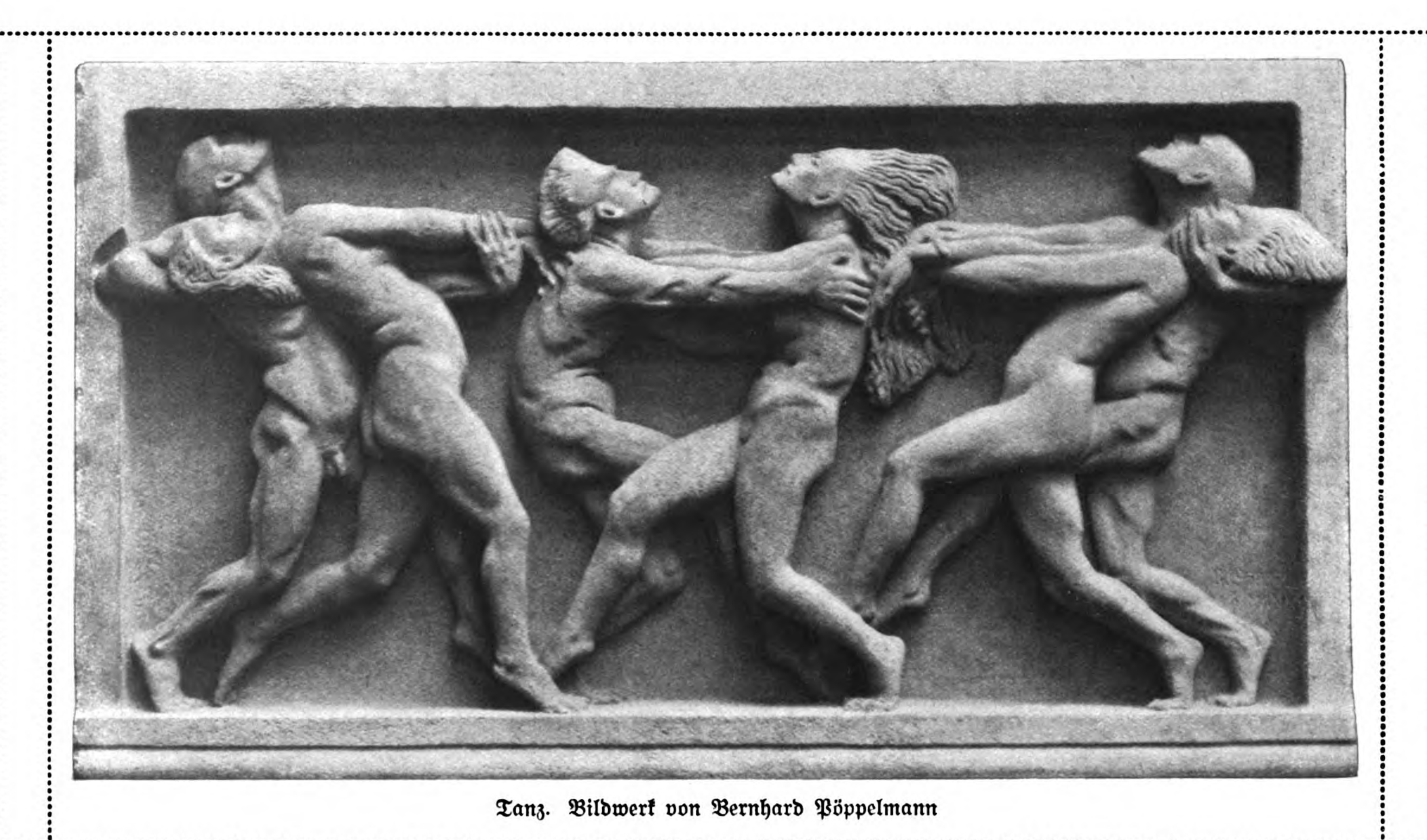
Und wo ist der drittdimensionale Sinn, der uns den Raum erfassen läßt? — Wohlgemerkt gleichzeitig in seiner Totalität erfassen läßt; denn daß der Gesichtssinn und Tastsinn ebenfalls diesem Zwecke durch zeitlich aufeinander folgende Sinneswahrnehmungen dienen, ist bereits genügend hervorgehoben. Die Antwort lautet: Es ist das Gehör. Denn dieser Sinn erfaßt in einer im Augenblick vollzogenen einheitlichen Handlung die Geschlossenheit der dritten Dimension in ihrer Totalität. Gewiß haben wir unser Gehör zugunsten des flinkeren, behenderen und sichereren Auges stark vernachlässigt. Aber frage einen Blinden, wie plastisch er einen Raum kraft seinen Gehöreindrücken in sich aufnimmt. Sobald du zu ihm sprichst, weiß er es, wie weit du von ihm entfernt bist, ob du größer oder kleiner bist als er, ob du vor oder hinter ihm stehst oder seitwärts. Er weiß es in dem Augenblick, wo ihn dein Wort trifft. Er braucht dich nicht zu betasten, oder wie ein Sehender mit den Augen in der Runde zu suchen. Stelle ihn in einen Saal, in dem ein Redner spricht oder ein Orchester spielt, und er wird dir in kürzester Zeit sagen, wie groß der Raum ist. Auch der geübte Redner wird nach den ersten Lauten, die er gesprochen hat, einen ganz bestimmten Eindruck von den Größenverhältnissen des Raumes haben. Gewiß gehört Übung und Gewöhnung dazu. Aber an und für sich ist das Organ des Gehörs befähigt — im Gegensatz zu Auge und Hand — solchen Dienst zu leisten.

Noch ein anderer Grund beweist uns die Andersart der Empfindungen des Ohres. Stelle zwischen das Bild und dich einen Körper, du siehst es nicht mehr, bringe zwischen deine Hand und den Stoff ein Brett, du fühlst ihn nicht mehr. Aber „der Körper hält den Ton nicht auf", lehrt schon Mephisto den Schüler als wichtigste Lebenserfahrung. Noch ein drittes wesentliches Unterscheidungsmerkmal der Gehörempfindungen hängt damit zusammen. Wolltest du den Versuch machen, ein rotes Licht und ein grünes gleichzeitig in dein Auge aufzunehmen und bringst zwei Scheiben dieser Art vor eine Lichtquelle, so siehst du nicht rot und grün, sondern nichts. Die Farbenwirkungen heben sich auf. Verschiedenartige Farben kann man nur nacheinander, nicht gleichzeitig empfinden; musikalisch ausgedrückt gibt es in Farben niemals einen Akkord, sondern nur ein Arpeggio. Beim Tastsinn kannst du zwar mit verschiedenen Organen verschiedene Empfindungen gleicher Art in dich aufnehmen; legst du die rechte Hand auf eine warme, die linke Hand auf eine kalte Platte, so merkst du den Unterschied. Auch verschiedenartige Empfindungen kannst du mit einem Organ des Tastsinnes aufnehmen. Du spürst an der Platte nicht nur, ob sie kalt oder warm ist, sondern auch, ob sie rauh oder glatt ist. Du kannst aber nicht gleichzeitige, gleichartige Empfindungen verschiedenen Grades durch dasselbe Organ des Tastsinns voneinander scheiden. Wirkt auf die gleiche Stelle deines Körpers gleichzeitig ein Wärmestrahl und ein Kältestrahl, so empfindest du nicht beide, sondern eine Mitteltemperatur.

Im Ohr hörst du aber die Töne des Akkordes gleichzeitig und unterscheidest sie genau, ganz gleichgültig, wie du die einzelnen Tonquellen aufbaust, ob du sie hintereinander, nebeneinander oder übereinander setzest. Dem Auf und Ab einer Bachschen Fuge folgst du in allen acht Stimmen und bist dir nicht nur über die Verschiedenartigkeit der Höhe aller zusammenklingenden Töne klar, sondern unterscheidest auch, ob der einzelne laut oder leise klingt, ob er der menschlichen Stimme, der Orgelpfeife, der schwingenden Saite, dem Holz- oder Blechinstrument entspringt. Das Ohr ist ein weit universelleres Organ als Nerv und Auge.

⌘ ⌘ ⌘

Man wird dagegen vielleicht einwenden, daß das Auge dem Ohr doch erheblich überlegen sei in bezug auf die Entfernungen, innerhalb deren noch sinnliche Wahrnehmungen durch beide Organe möglich sind. Es ist zutreffend, daß unser Auge die Strahlen des Sirius am nächtlichen Himmel noch in sich aufnehmen kann, daß aber die Eindrücke selbst der stärksten Detonationen nicht über einen Umkreis von 30 Kilometern hinausgehen. Aber gerade diese Betrachtung ergibt uns letzten Endes den Beweis für die dimensionale Verschiedenartigkeit unserer Gesichts- und unserer Gehörsempfindungen. Bekanntlich überbrücken wir das Hindernis der Entfernungen in beiden Fällen durch künstliche Mittel, durch das Fernrohr und das Telephon. Im ersteren Instrument vergrößern wir künstlich durch Linsen den Sehwinkel und ermöglichen es dadurch dem Auge, Einzelheiten aufzunehmen, die mit bloßem Auge infolge des mit der Entfernung immer kleiner werdenden Sehwinkels nicht mehr erkennbar sind. Im anderen Falle formen wir die Tonwellen in elektrische Schwingungen um und überwinden mit ihnen das Hindernis des Raumes. Aber wir leiten im Telephon nicht etwa, wie beim Fernrohr, die künstlich veränderten Formen der Umwelt dem Sinnesorgan unmittelbar zu, sondern wir formen sie in den Empfangsapparat zunächst wieder in ihre ursprüngliche Form um und geben sie so an das Ohr weiter; im ersten Falle — beim Auge — korrigieren wir also unser unvollkommenes Organ, im zweiten Falle — beim Ohr — die Umwelt. Wenn mithin das Auge, selbst ohne Benutzung eines Fernrohrs, dem Ohre in bezug auf den Aktionsradius der sinnlichen Wahrnehmungen so unendlich überlegen ist, so können wir den Grund dafür nicht in den Organen selbst,



Tanz. Bildwerk von Bernhard Pöppelmann

sondern nur in den Kräften suchen, die jene erst beeinflussen und reizen. Das sind die Tonwellen und die Lichtwellen. Zwischen beiden müssen deshalb fundamentale Unterschiede bestehen, die letzten Endes nur dimensionaler Natur sein können.

Der Träger der Tonwellen ist der Körper. Der Grad, in welchem der einzelne Körper von den Schwingungen der Töne erfaßt wird, mag nach Art und Zustand der einzelnen Körper verschieden sein; aber alle Körper werden unter gegebenen Voraussetzungen von den Kräften der Resonanz erfaßt und schwingen mit. Auch die Luft, die wesentlichste Trägerin der Tonwellen, ist in diesem Sinne Körper. Wir messen ihre Schwere im Barometer, wir komprimieren und verdünnen sie, wir bringen sie in Form der flüssigen Luft in einen anderen Aggregatzustand — kurz wir können ein festes, bestimmbares Verhältnis zwischen ihrer Masse und dem Raum herstellen.

Das tragende Element der Lichtwellen kennen wir nicht; es wird gemeinhin als der Äther bezeichnet. Aber irgendwelche genaue Feststellungen über seine Beschaffenheit fehlen, und wohl nur das eine können wir als sicher annehmen, daß es sich bei ihm nicht um Körper, d. h. um dreidimensionale Materie handelt. Ist das aber richtig, so ist es auch sehr wohl erklärlich, warum die Lichtwelle anders wirken muß als die Tonwelle, warum sie die Totalität des Raumes in seinen verschiedenen Ausdehnungen nicht in einem einzigen, nach allen Seiten wirkenden, einheitlichen Akte zu beeinflussen vermag, sondern nur in strahlenförmigen Einzelwirkungen, die zwar auch von einem Punkt ausgehen können und die an Zahl unendlich groß und an Richtungen unendlich mannigfaltig sein mögen, von denen aber doch immer jede einzelne für sich bleiben und niemals dreidimensional wirken wird. Man wende nicht ein, daß ein Raum auch in den Teilen belichtet ist, auf welche die Strahlen der Lichtquelle nicht unmittelbar fallen. Das ist nur das Ergebnis von den durch Körper zurückgeworfenen Strahlen, eine Funktion, bei der auch der „Körper“ der Luft erheblich mitwirkt. Aber im Sternenraum, wo die atmosphärische Luft fehlt, z. B. auf dem Mond, herrscht grellstes Licht neben tiefstem Dunkel, da eben die einzelne Lichtwelle sich niemals dreidimensional ausbreitet und den Raum in seiner Totalität erfüllt.

Aus solcher dimensionalen Verschiedenartigkeit würde es sich auch wohl erklären lassen, warum die im Licht wirkende Kraft auf so viel größere Entfernungen wirksam bleibt als die des Tones. Eine Kraftquelle, die nach allen Seiten des Raumes wirkt, erschöpft sich eher als eine gleich große, die nur in der Richtung eines Strahles wirkt. Zum Beweise vergleiche man die Entfernung miteinander, auf welche eine Schrapnellgranate beim Platzen ihren Inhalt schleudert, und die Entfernung, auf welche eine Büchsenkugel schießt — wobei noch zu beachten ist, daß bei dem gewählten Beispiel die in der Schrapnellgranate wirkende Explosionskraft weit größer ist als die der Büchsenladung.

Ton uud Licht sind dimensional verschieden wirkende Kräfte, und es hat schon seine kosmischen Ursachen, daß von den Besuchern des Opernhauses diejenigen, welche im wesentlichen um der Augen — der eigenen oder anderer — willen hineingehen, so ängstlich um einen „guten Platz“ besorgt sind. Denn für die Empfindungen des Auges ist es allerdings von entscheidender Bedeutung, ob man im Saal links oder rechts, vorne oder hinten, oben oder unten sitzt; das Bild ist ein jeweils verschiedenes. Derjenige, der allein um der Ohren willen hingeht, ist — vorausgesetzt, daß die Akustik des Raumes einwandsfrei ist — in dieser Beziehung gleichgültiger. Denn die Tonkunst ist dreidimensional, und die Tonwellen einer einzelnen Kraftquelle treffen, wenn wir von der natürlichen Abnahme der Tonstärke bei größeren Entfernungen absehen, den Hörer an allen Punkten des Raumes in der gleichen Weise.

⌘ ⌘ ⌘

Aber bei näherem Nachdenken werden wir finden, daß auch die dritte große Kategorie der menschlichen Sinnesreize eine andere dimensionale Struktur haben müsse als die der Ton- und der Lichtwellen. Die Empfindungen unseres Tastgefühls sind ja sehr mannigfaltiger Art, indessen gibt es unter ihnen bestimmte, die gegenüber allen anderen überwiegen, das ist das Wärme- und Kältegefühl. Auch den eigentlichen Träger der Temperaturwellen kennen wir ebensowenig wie den des Lichts. Aber wenn wir uns klar machen, wie Wärme- und Kältestrahlen auf einen Körper einwirken — man denke an das Beefsteak, das „nicht durchgebraten“ oder den Kuchen, der „nicht gar“ ist, — so müssen wir zu dem Ergebnis kommen, daß die Temperaturwelle in den Körper in einzelnen, sich aneinander lagernden Schichten eindringt, die letzten Endes nichts anderes sind wie Ebenen oder Flächen. Wenn wir ein Glas mit Wasser im Winter in die Außentemperatur hineinstellen, so sehen wir, wie allmählich durch den Frost vom äußeren Rande beginnend sich Schicht um Schicht verdickt, bis endlich der ganze Inhalt von den Kältestrahlen ergriffen ist. Die Pächter unserer Eisbahnen wissen ganz genau, daß es, um das Eis tragfähig zu gestalten, nicht auf starken, sondern nur auf andauernden Frost ankommt, der in jeder Nacht die Eisdecke um eine bestimmte Schicht verdickt, auch wenn die Temperatur nur wenig unter Null ist. Der Schmelzprozeß eines Stückes Eises bietet uns dasselbe Bild in umgekehrter Richtung, indem hier die Wärmestrahlen eine Schicht nach der anderen ablösen. Wir müssen daher zu dem Schlusse kommen, daß die Temperaturwellen zweidimensional sind und der Raum durch sie nur in Form

von Ebenen erfüllt wird, von denen sich die eine an die andere reiht.

⁂

Als Ergebnis unserer bisherigen Betrachtungen können wir daher feststellen, daß die Lichtwellen erstdimensional, die Temperaturwellen zweidimensional, die Tonwellen drittdimensional sind. Ein Eisenstab, der von einer Lichtwelle getroffen wird, wird an einem Punkt seiner Oberfläche beleuchtet, ohne von den Schwingungen innerlich berührt zu werden. Wird er von Wärmewellen getroffen, so wird allmählich von der Oberfläche her beginnend sein Inneres in Form von Schichten (Ebenen) durch diese Temperaturwellen erwärmt. Wird er als Stimmgabel von Tonwellen getroffen, so wird er in einem einzigen Augenblick in seiner Totalität von diesen Schwingungen erfaßt und erfüllt.

Und die genannten Kräfte, die wir in Form von Schwingungen empfinden, sind wohl nicht die einzigen in der Natur, die dimensional aufgebaut sind. So wirkt z. B. die Zugkraft erstdimensional, die Druckkraft dreidimensional. Das Lot stellt sich infolge der Anziehungskraft der Erde immer in einer Linie ein. Ein Draht hält den Zug aus und stellt sich in die gerade Linie ein, bis er zerreißt; bei geringem Druck aber, dem er ausgesetzt wird, weicht er dreidimensional aus. Auch das gewaltige Gebiet der elektrischen Kräfte wäre wert, auf seine dimensionalen Eigenschaften untersucht zu werden.

Jedenfalls können wir wohl mit Recht den Schluß ziehen, daß der Aufbau der Naturkräfte, die uns umgeben, dimensional verschieden ist. Darüber hinaus sollte aber ernstlich die Frage geprüft werden, ob wir auf dem richtigen Wege sind, wenn wir nach bestimmten und bestimmbaren „Trägern" der verschiedenen Naturkräfte suchen. Wenn der Ton lediglich ein bestimmter Zustand des Körpers d. h. der Geschlossenheit der dritten Dimension ist, dann liegt es nahe, zu schließen, daß auch die übrigen Kräfte, die auf uns sinnlich einwirken, nichts anderes sind, als verschiedenartige Funktionen der Materie der einzelnen Dimensionen, nichts anderes als „der Brudersphären Wettgesang".

⁂

Aber mit dieser Feststellung ist unsere Hauptfrage; ob tatsächlich der Kosmos auch eine vierdimensionale Struktur aufweist, noch keineswegs beantwortet. Wir würden nur dann einen Anhaltspunkt für ihre Beantwortung gewinnen, wenn wir in ähnlicher Weise, wie bei den anderen Dimensionen, auch bei der vierten, einen Rückschluß von unseren Sinnen und deren Eindrücken auf die Struktur des Kosmos machen, d. h. aus dem Vorhandensein vierdimensionaler Sinne auf das Vorhandensein vierdimensionaler Kräfte in der Natur schließen könnten. Zu dem Zwecke müssen wir uns darüber klar zu werden versuchen, wie denn überhaupt vierdimensionale Sinne, wenn sie vorhanden wären, wirken müßten, und in welcher Beziehung und Art ihnen eine Überlegenheit gegenüber den Sinnen unserer Dimension zustände. Zum Zwecke dieser Untersuchung, die wir wieder nur durch Analogieschlüsse führen können, wollen wir zunächst die Verschiedenartigkeiten vergleichen, die ein dreidimensionaler Mensch in seinen Sinneswahrnehmungen gegenüber einem Wesen der zweiten Dimension aufweisen müßte. Wir stellen uns zu dem Zwecke vor, daß der ruhige Spiegel eines klaren Sees eine zweidimensionale Welt bilde. Werfen wir einen Stein hinein, so erblicken wir vom Standpunkt der dritten Dimension aus, wie sich Ring um Ring aus der Einfallstelle loslöst und in harmonischen Schwingungen nach allen Seiten des Sees hin seinen Ufern zustrebt. Das zweidimensionale Wesen, welches wir uns in der Fläche des Seenspiegels als lebend vorstellen können, würde diese Wellenschwingungen auch empfinden, vielleicht wie wir in Form von Lichtwellen, aber doch wesentlich anders und unvollkommener. Jenes Wesen würde zwar, wenn es von den einzelnen Schwingungen in zeitlicher Folge getroffen wird, durch Berechnung (Kombination) feststellen können, daß vor einer bestimmten Zeit eine Kraftauslösung bestimmter Art stattgefunden hat und in bestimmter Weise noch weiter wirken muß; und wenn es sich zufällig im Einfallspunkt des Steines befunden hätte, würde es berechnen können, daß und wie die ausgelöste Kraft nach bestimmter Zeit an bestimmten Punkten der Fläche wirken muß. Aber es wird dem zweidimensionalen Wesen nicht möglich sein, den gesamten Vorgang in seinem Entstehen, Verlauf und Vergehen, in seinen Ursachen und Wirkungen als etwas Einheitliches und Zusammenhängendes sinnlich wahrzunehmen. Wir dreidimensionalen Menschen besitzen diese Fähigkeit. Und so können wir auch schließen, daß ein vierdimensionaler Sinn die Fähigkeit auslösen müßte, Vorgänge, deren Zusammenhang wir gar nicht erkennen oder deren Zusammenhang wir nur auf dem Wege der Kombination und nach Überwindung zeitlicher und örtlicher Schranken erfassen können, als etwas Einheitliches und Zusammengehöriges sinnlich zu erkennen. Wenn wir uns die Überlegenheit vierdimensionaler Sinne annähernd vorstellen wollen, so mögen wir daran denken, wie anders der Flieger die Welt sieht, als der Erdbewohner. Selbstverständlich gelangt der Flieger niemals in die vierte Dimension. Aber er erreicht doch Höhen, die so gewaltig sind, daß dagegen die Höhenunterschiede auf der Erdoberfläche gleich Null werden. Er sieht tatsächlich die Erde als Landkarte, d. h. rein flächenhaft, und die Sinneseindrücke der Erdbewohner können wir an seinen Empfindungen gemessen gewissermaßen als flächenhafte d. h.

zweidimensionale betrachten. Aber in welchem Maße sind seine Sinnesempfindungen gegenüber denen der Erdbewohner gesteigert! Er leitet das Feuer der großen Ferngeschütze auf Entfernungen von über 30 Kilometern, und das Aufblitzen des Schusses und das Einschlagen der Granate sind für ihn zwei unmittelbar und folgerichtig miteinander verknüpfte, von wenigen Sekunden getrennte sinnlich wahrgenommene und zusammengehörige Vorgänge. Und wie für ihn die Fläche zusammenschrumpft, so wird vom Standpunkt der vierten Dimension aus der Raum zusammenschrumpfen, d. h. für den vierdimensionalen Sinn wird das örtlich eins werden können, was uns räumlich getrennt erscheint, es werden Zusammenhänge sinnlich wahrgenommen werden können, die uns Erdenbewohnern entweder unfaßbar oder nur auf dem indirekten Wege logischer Kombinationen faßbar sind. Neben die gesteigerte Verknüpfungsfähigkeit der Vorgänge und neben die Überwindung der Entfernung würde bei dem vierdimensionalen Sinn ferner die Überwindung der zeitlichen Fesseln treten. Wenn wir an den Ring denken, dessen Geschlossenheit, wie wir darlegten, das zweidimensionale Wesen erst auf Grund einer Anzahl zeitlich nacheinander liegender Wahrnehmungen erkennen kann, dessen dimensionale Geschlossenheit aber für uns in einer einzigen Sekunde feststellbar ist, müssen wir dem vierdimensionalen Sinn die Fähigkeit zuerkennen, Vorgänge, die sich für uns als zeitlich getrennte, hintereinander folgende Sinnesempfindungen abspielen, als gleichzeitige zu empfinden. Wenn wir weiter daran denken, daß die Geschlossenheit einer Dimension für die höhere nicht mehr als solche existiert, daß vom Standpunkt der vierten Dimension aus das Innere einer geschlossenen Kugel sinnlich erfaßt werden kann, ohne daß ihre Hülle zerstört wird, so muß der vierdimensionale Sinn die Fähigkeit besitzen, in das Innere der Materie und ihre Zusammenhänge einzudringen, ohne die Materie selbst in ihrem dreidimensionalen Zusammenhang zu zerstören oder zu verändern. Und wie wir vom dreidimensionalen Standpunkt aus jeden Punkt einer Fläche berühren und von dem in ihr liegenden Punkt A nach dem in ihr liegenden Punkt B gelangen können, ohne dazu einen Weg innerhalb der Fläche zu benutzen, so müßte dem vierdimensionalen Wesen die Fähigkeit innewohnen, an einem beliebigen Punkte unseres Raumes Erscheinungen hervorzurufen oder verschwinden zu lassen, ohne daß es uns erkennbar würde, auf welchem Wege solche Erscheinungen in unsere Dimension gelangen oder aus ihr verschwinden.

⌘ ⌘ ⌘

Nachdem wir uns auf diese Weise klargemacht haben, wie vierdimensionale Sinne funktionieren müßten, wenn es sie gibt, kommen wir zu der weiteren Frage, ob es sie gibt? Es wäre töricht und unwissenschaftlich, diese Frage auf Grund solcher theoretischer Feststellungen, wie wir sie getroffen haben, zu bejahen. Aber ebensowenig werden wir zu einer glatten Verneinung der Frage kommen, wenn wir berücksichtigen, daß es auch in unserer dreidimensionalen Welt einzelne Fähigkeiten gibt, die wohl als „Ansätze“ zu vierdimensionalen Empfindungen betrachtet werden können. Gibt es z. B. eine plausible Erklärung für die Fähigkeit der Zugvögel, trotz der unendlichen Entfernung ihrer deutschen Heimat von den Stätten ihres afrikanischen Winteraufenthalts mit einer absoluten Sicherheit in jedem Frühjahr das gleiche Nest wie im Vorjahre wieder aufzufinden? Ist es nicht für uns ein unerklärlicher Sinn, der die Brieftaube antreibt, auch wenn sie hunderte von Kilometern im geschlossenen Eisenbahnwagen transportiert worden ist, beim Verlassen des Korbes in der nächsten Luftlinie dem heimischen Schlage zuzueilen? Aber erklärlich würden diese Fähigkeiten für uns sein, wenn wir daran denken, daß für einen vierdimensionalen Sinn die Entfernungen des Raumes eine ganz andere und vielleicht unwesentlichere Rolle spielen, als für dreidimensionale Sinne.

Auch bei den Menschen finden wir Fähigkeiten, die wir als Ansätze zu vierdimensionalen Sinnesempfindungen deuten könnten. Eine zu bekannte und zu oft beobachtete Erscheinung, als daß man sie mit einer Handbewegung abtun könnte, ist das bestimmte „Ferngefühl“, welches einzelne Menschen für Unglücksfälle besitzen, die ihre nächsten Angehörigen betroffen haben. Zu oft ist uns berichtet, daß eine liebende Mutter die Lebensgefahr gleichzeitig mit empfunden hat, der ihr Sohn im Felde entgangen ist, daß eine Frau oder Braut den Tod des liebsten Menschen gewußt hat, längst ehe der Trauerbrief eintraf. Und wie wir in solchen Fällen konstatieren müssen, daß die Sinnesempfindungen erhebliche Entfernungen überbrücken, so können auch zeitliche Zusammenfassungen längerer Entwicklungen nicht ohne weiteres als unmöglich abgetan werden. Das in manchen Gegenden Deutschlands unter bestimmten Bevölkerungsschichten oft beobachtete „zweite Gesicht“, die Fähigkeit, historische Entwicklungen vorausschauend bis zu ihrem Ende zu erkennen — man denke an die am 4. August 1914 versiegelt niedergelegte und in den Einzelheiten erstaunlich bestätigte Prophezeiung eines gefallenen preußischen Gardehauptmanns aus bekannter Familie über den Verlauf und Ausgang des Weltkrieges — würde in die Kategorie solcher Sinnesempfindungen gehören, die wir im Fall ihrer Erweisbarkeit als vierdimensionale bezeichnen müßten. Weiter können wir in diesem Zusammenhang erwähnen die angeblichen Fähigkeiten einzelner Individuen, an den inneren Organen des Menschen Krankheits-

zustände zu entdecken, ohne daß eine diagnostische Untersuchung oder ein operativer Eingriff erfolgt. Gewiß muß gegenüber solchen Behauptungen äußerste Skepsis geboten sein, wie ja überhaupt die Gefahr bei allen diesen Veranlagungen besteht, daß die, die sie besitzen, in betrügerischer oder selbstbetrügerischer Weise ihr Vorhandensein auch dann vortäuschen, wenn sie überhaupt nicht wirken. Aber jene Untersuchungsmethoden, die darauf fußen, daß der Untersuchende die inneren Organe des Menschen auch ohne operativen Eingriff in ihren Formen und Farben gewissermaßen mit einem inneren Auge vor sich sieht, sind doch von zu ernsthaften und moralisch hochstehenden Menschen ohne jede Nebenabsicht ausgeübt worden, als daß sie nur vom Standpunkt der exakten Medizin betrachtet und allgemein als Schwindel abgetan werden könnten. Jedenfalls können wir aus unseren Darlegungen schließen, daß, wenn es vierdimensionale Sinnesempfindungen gibt, sie dazu befähigen würden, das Innere eines geschlossenen Körpers in seinen Einzelheiten zu erfassen, ohne seine äußere Hülle zu zerstören. In die gleiche Kategorie würden alle diejenigen Fähigkeiten gehören, auf Grund deren die Gedankenleser der verschiedensten Art für sich die Fähigkeit in Anspruch nehmen und angeblich erweisen, geschriebene Sätze oder Zahlen in geschlossenen Briefen zu erraten, ohne die Briefe zu öffnen.

Wenn wir endlich noch erwähnen, daß eine vierte Dimension, wie wir oben gesehen haben, den in ihr lebenden Wesen die Fähigkeit verleihen würde, an einem Punkte unseres Raumes Erscheinungen hervorzurufen und verschwinden zu lassen, ohne daß uns dreidimensionalen Menschen der Weg erkennbar wäre, auf dem sich solche Bewegungen vollzögen, so geschieht das nicht, um ernstlich zu behaupten, daß eine solche Betrachtung die Möglichkeit von sogenannten „Geistererscheinungen" wirklich wissenschaftlich begründen könnte. Was bisher auf diesem Gebiete behauptet ist, ist so wenig bewiesen oder wissenschaftlich klargestellt, daß man davon absehen muß, es in diesem Zusammenhang zu verwerten. Wir erwähnen diese Möglichkeiten hier nur deshalb, um theoretisch die Überlegenheiten der vierten Dimension gegenüber der dritten erschöpfend darzustellen.

Ist auch dieser von uns versuchte Beweis für das Vorhandensein vierdimensionaler Sinne keineswegs ein zwingender und jedenfalls nicht in dem Sinn schlüssig, daß wir daraus auf das Vorhandensein vierdimensionaler Kräfte im Weltall mit Sicherheit schließen könnten, so spricht doch nichts gegen die Möglichkeit einer dimensionalen Gliederung des Kosmos auch über die dritte Dimension hinaus. Jedenfalls haben uns unsere Betrachtungen aber erkennen lassen, daß auch wir dreidimensionalen Menschen in der Lage sind, den Gedanken einer vierdimensionalen Welt zu begreifen und in einer gewissen Anschaulichkeit zu erfassen.

Bei der Betrachtung des Gesamtergebnisses unserer Darlegungen und Schlüsse drängt sich uns von selbst ein Gedanke auf, der an die tiefsten Probleme der Menschheit rührt. Fast alle Religionen legen dem höchsten Wesen, das sie als Gott verehren, als wesentlichste Eigenschaften die Allgegenwart, die Allwissenheit und die Ewigkeit bei. Und wenn wir diese Eigenschaften als Befreiung von den Fesseln betrachten, die Raum, Körper und Zeit unseren menschlichen Sinneswahrnehmungen und Fähigkeiten anlegen, und die, wie wir sahen, in der höheren Dimension abgestreift werden können, so werden wir zu dem Ergebnis kommen, daß dem tiefsten Problem der Menschheit, der Gottesidee, der unbewußte Ausdruck des dimensionalen Aufbaus des Kosmos zugrunde liegt.

Wie alt der Gedanke des Ewigkeitsproblems in diesem Sinne ist, das möge uns zum Schluß jene fromme mittelalterliche Legende sagen, die uns über den Mönch von Heisterbach überliefert wird. Er war jung und es war ihm vom Abt aufgegeben worden, ein altes Schriftwort zu begreifen, das er nicht fassen konnte und nicht glauben wollte. Zweifelnd schritt er hinein in den hohen Buchenwald und saß lange im tiefen Sinnen. Schon sank die Sonne hinter dem Drachenfels und herbstliche Nebel durchzogen das Tal, als den in Gedanken verlorenen das Glöcklein der Abendmette zur Rückkehr mahnte. Aber wie er hineinschritt durch die kleine Pforte, da begrüßte ihn ein fremder Pförtner, überall sah er neue und erstaunte Gesichter, keinen seiner Klosterbrüder fand er wieder, seine Zelle war von einem anderen Bruder besetzt und als er in den alten Brunnen hinabsah, und sein Spiegelbild unten erblickte, da grauste ihm. Denn ein steinalter Mann mit schlohweißem Haare und tiefen Runzeln blickte ihm entgegen. Rasch verbreitete sich die Mär im Kloster, und man brachte ihn zu dem Abte, einem ihm unbekannten herrischen Prälaten, der ihn nach seinem Namen fragte. Aber als er ihn nannte, kannte ihn keiner, bis einer der ältesten Mönche aufstand, und erzählte, ihm sei vor vielen Jahren bei seinem Eintritt ins Kloster berichtet worden, daß der Name, den der Fremdling trage, nie wieder einem Mönch verliehen worden sei, seitdem vor mehr als hundert Jahren ein junger Bruder, der diesen Namen geführt habe, heimlich in den Wald gegangen und niemals wiedergekehrt sei. Da durchzuckte es wie ein Blitz den Mönch, ihm wurde es klar, daß er länger als hundert Jahre im Walde umhergewandert sei, und sterbend sank er vor dem Altar nieder, noch mit seinem letzten Atemzug die Wahrheit des Wortes bekennend, an dem einst sein Glaube gescheitert war:

„Tausend Jahre sind vor ihm wie der Tag, der gestern vergangen ist."

Schwabinger Bohème

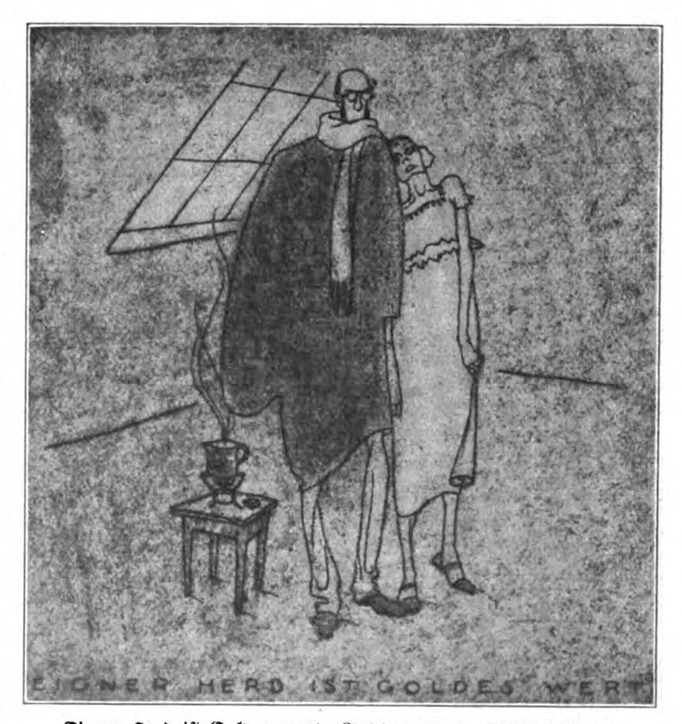
Erinnerungen von Emil Herold-München

(Die Wiedergabe von 7 Radierungen Willi Hallsteins erfolgt mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München, Heßstraße)

Da hat's uns wieder einmal an die Stätte unserer Schwabinger Leiden und Freuden und Freiheit gezogen! Wollten uns wieder einmal die Seele reinbaden von dem Staub und Schweiß des Alltags, von der erstickenden Kruste, die die Gegenwart wie eine Hornhaut über uns gelegt, und uns für Wochen volltrinken mit jener Stimmung, in der man im Hunger nicht gehungert, im Weinen nicht gelitten hat, in der Armut doch reich gewesen ist. „Da unten in Schwabing" sind wir sorglos gewesen in göttlichem Leichtsinn, haben heute Sekt geschlemmt und waren nicht verwundert, wenn wir die nächsten Tage hartgewordenes Brot in dünnem Tee aufweichen mußten, haben heute mit Goldfüchsen geklappert und morgen alle Taschen nach ein paar verlaufenen Kupferpfennigen durchstöbert und uns, wenn wir keinen fanden, der den Groschen für den Leberkäs' oder den Lachshering vollgemacht hätte, den Hunger mit der Gitarre aus dem Magen herausgesungen. O, Schwabing! Schwabing! Land der Jugend! Land der Freiheit! Land des Glückes! Paradies!

Nach dieser Stimmung hatten wir wieder einmal gelechzt wie der Wüstenwanderer nach dem Brunnen. Nichts haben wir mehr von Schwabing gefunden. Der Krieg und noch mehr die Revolution haben dieses unsichtbare Schwabing vom Erdboden getilgt. Schwabing ist tot! Gestorben! Verdorben! Wir sind von Café zu Café gezogen, waren in den berühmt gewordenen Künstlerkneipen, deren erste Stammgäste wir gewesen, aber da saß Mammon und „Intellektualität", wo einst Fröhlichkeit und Humor gewesen, sprudelte der Sekt, wo einst Geist und Witz und Temperament geperlt hatten. Fadians mit den Töchtern reichgewordener „Einwandererfamilien" hockten an den Tischen oder tanzten Foxtrott und tranken den Wein, den ihnen die Weiber bezahlten, weil sie so tadellos Foxtrott tanzten. Das ist das Schwabing von heute. Schwabing ist eben doch nicht Schwabing. Wir waren Schwabing. Und heute sind sie Schwabing. Sie!

Trauer, Wut, Ekel hat uns hinausgetrieben. Noch ein paar Flaschen Wein untern Arm und dann — es war Mitternacht geworden — einen alten Bohemekameraden, der in der Nähe wohnen geblieben war, aus dem Schlaf getrommelt! Ganz wie damals vor zehn, fünfzehn Jahren. Er machte seltsame Augen, als er uns sah. „Wir wollen einmal lustig sein nach alter Art! Die drunten in Schwabing sind fade Kerls geworden und tanzen, statt fröhlich zu sein." — „Aber es ist kalt bei mir, und ich hab' kein Holz heroben." — „Dann zerschlag die alte Wiege da! Die gibt Hitzen genug!" — „Es ist ein Altertum!" — „Dann säg' die Atelierbalken ab, wie's der Anacker gemacht hat, als ihm das Geld zu Kohlen fehlte." Ein helles Gelächter. „Jawoll! Damit mir das Dach auf den Kopf fällt, wenn der Regen den Schnee schwer macht." Wir waren wieder mitten drin in den



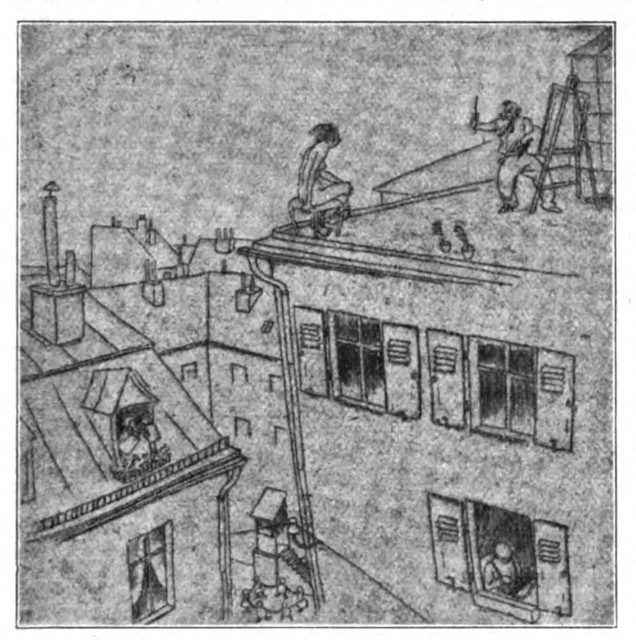
Eigner Herd ist Goldes wert. Radierung von Willi Hallstein

Tagen des Übermutes und verzweifelten „Erfindungsgeistes“, der uns aus den größten Nöten geführt hat. Und als die alte Wiege im Eisenofen Flammen spie, da huschten in flüssigem Gespräch Gestalten durchs Atelier, die Gott wer weiß wohin in die Welt zerstreut waren: die alte Gnatzen, unsere Wirtin, die uns sooft die letzte Rettung gewesen, Gengnagel, der große Disputator und Luther-Nachkomme, Hans Huggler, der Schweizer, Bernhard Gauer, dieser lustige Rheinländer und Ober-Boheme, der dicke Fritz Feyler, der den Kassiererposten beim Skatabend nur unter der Bedingung annahm, daß er die Kasse von Zeit zu Zeit unterschlagen durfte. Er hat von diesem „Recht des Kassierers“ noch am Vorabend des Tages Gebrauch gemacht, an dem die Kasse bei einem Festmahl vertan werden sollte. So gewissermaßen als Nachtisch hat er uns dies Geständnis gemacht. Und dann flitzte wieder eine Gestalt vorüber, die die seltsamsten Wandlungen durchgemacht hatte: Mönch mit zwanzig, Redakteur einer bedeutenden Zeitschrift mit zweiundzwanzig, Weltenbummler und Kriegsfreiwilliger und Gesandtschaftssekretär in den dreißiger Jahren. Viele waren wie Kometen unter uns, viele sind kleben geblieben in der Boheme und umgekommen wie in einem Sumpf, aber unser engster Kreis hat sich im rechten Augenblick — und das war immer auch der letzte — herausgezogen aus der Boheme. Sogar Georg Queri, der Öberste in unserm Kreis, hat trotz mancher Rückfälle in die absolute Boheme doch immer wieder den Weg zurückgefunden in das bürgerlich Solide. Und als ihm, dem glänzenden Schilderer oberbayrischen Bauerntums, die ersten guten Würfe geglückt waren, da hat ihn der Tod aus der Arbeit gerissen.

Man gerät leichter in die Boheme hinein als wieder heraus. Mich hat der Girgl Queri auf dem „Gewissen“. Als schüchterner Philolog, der durchaus zur Presse wollte, war ich nach München gekommen mit einem Empfehlungsschreiben an ihn. Er hatte mir Hoffnung machen lassen, und so machte ich kurz entschlossen einen Strich durch mein bisheriges Studentendasein. „Ich brauch' kein Geld mehr von euch. Ich verdien' mir's jetzt selber!“ erklärte ich den verblüfften Eltern und ging heimlicherweise zur Großmutter und bat sie um 125 Mark. „Es sind die letzten. Damit reich' ich in München einen Monat. Und dann verdien' ich mir mein Geld selber!“ Mit einem ganzen Hunderter kam ich in München an. Ich traf's gut, denn Girgl Queri hatte an dem Abend gerade „vergessen, sein Honorar bei den ‚Neuesten‘ abzuholen“. Er führte mich in eine Bar. Das war ein Novum für den sittsamen Philologen. Da kamen ein paar Schauspieler, die den Girgl grüßten. „Paß auf,“ sagte der Girgl, „wir wollen Brüderschaft machen.“ Ich hab' nicht geahnt, daß diese Brüderschaft, die sich später so glänzend bewährte, zunächst mehr meinem Blauen als mir galt. „Paß auf, du,“ sagte der Girgl nach einer Weile, „ich mach' dich mit den Schauspielern bekannt. Gibst mir den Hunderter, denn es säh' zu dumm aus, wenn ich mir von dir bezahlen ließe.“ Arglos gab ich den Blauen her. Da schnellte der Girgl vom hohen Piedestal am Büffett herab. „Kathie, an Sekt!“ Soll ich sagen, daß der Hunderter bis auf die letzte Faser sich in Sekt und Likör ummetamorphosiert hat? Kein Pfennig ist übrig geblieben, und am nächsten Tag stand ich — mitten in der Boheme. Das heißt vor dem Nichts. Und wie es der Teufel wollte, mußte die Kassiererin der



Die einsame Gattin. Radierung von Willi Hallstein

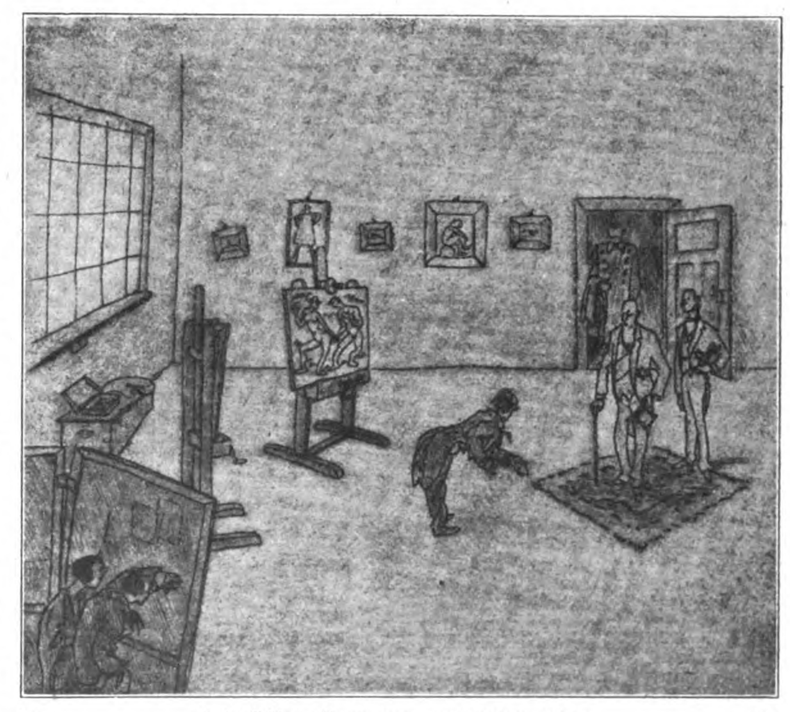


Freilichtmodell. Radierung von Willi Hallstein

„Neuesten" dem Girgl den weiteren Vorschuß sperren, weil er bereits über das übliche Maß hinausgegangen war. So pumpte der Girgl sich täglich ein paar Markl, und ich bekam jeden Mittag mein „Fufzgerl". „Da kann man in der Volksküchenglänzend davon leben!" sagte der Girgl. „Und ein Journalist muß alles kennen und können!"

Dem Girgl gram sein?

Er hat mich ja hineingebracht in das lustige Bohemeleben. Und wir waren eine wirklich lustige Gesellschaft. Und gute Kameraden. Wenn einer ein Geld hatte, dann hatten sie alle eines. Und wir waren immer lustig. Nur einmal hat uns tagelanger Hunger die Tränen aus den Augen gepreßt. Da sind wir zu zweien, der Karl und ich, von Atelier zu Atelier gewandert, durch alle Cafés und Wirtschaften und haben keinen gefunden, der uns mit einem Taler hätte aushelfen können. Hungrig, ratlos standen wir da. Da wagt' ich das letzte. Ich ging zu einem Bekannten aus der allerneusten Zeit. Derweilen wartete der Freund unten. Ich kam hinauf. „Herr Endree, wir sind in Not. Können Sie uns einen Taler pumpen?" — „Ich hab' keinen Pfennig. Aber da...!" Er wies auf den Tisch. Da war — es war wie ein Märchen — eine ganze große „Freßkiste" ausgepackt: Schinken und Gänsebrust, Würste und Käse, Butter und Tee, Blumenkohl und Spargel. Nehmen Sie, was Sie brauchen. Ich hab' genug." Das ließ ich mir nicht zweimal heißen. Als ich einpackte, brachte die Wirtin gerade eine dampfende Blumenkohl- und Spargelsuppe herein. „Die ist für Sie!" Himmel, hat die geschmeckt! Als ich auf die Straße kam, war mein Freund verschwunden. Ich ging auf sein Atelier. Niemand da. Ich ging auf meine Bude.



Hohe Gäste. Radierung von Willi Hallstein

Dunkle Stunde. Zeichnung von Karl Arnold

Da war er auch nicht. Es wurde zehn und zwölf. Mein Gott, da irrt der Arme nun herum und hungert, und hier warten die schönsten Dinge auf ihn! Auf einmal ging die Glocke. Ich sah zum Fenster hinunter. „Wirf den Schlüssel herab!“ Schwere Schritte kamen herauf. Der wird Augen machen, wenn er die Sachen da auf dem Tisch sieht! Aber ich war's, der große Augen gemacht hat. Er brachte einen Sack — Linsen angeschleppt. Den hatte er von einem Amerikaner bekommen, der allerlei eßbare Dinge gleich sackweise auf seinem Atelier verstaut hatte. Und dieser Sack war uns monatelang ein Nothelfer.

Noch einmal sind wir schwer in Not geraten. Aber da hat uns die alte Gnatzen, meine Wirtin, mit einem Takt geholfen, den man in Kreisen der Vermieterinnen selten findet. Sie wußte genau, daß wir im Bruch waren — sie hatte drei Monate nicht nach der Miete gefragt — und nichts zu essen hatten. Aber wir haben den Schein gewahrt und sie auch. „Ich weiß, ihr Thüringer eßt die Suppen gern. Aber im Wirtshaus gibt's koa g'scheite Suppen net. I hab' a guate Kartoffelsuppen heut. Darf ich zwoa Teller bringen?“ Und wir wollten ihr keinen Korb geben. Und dies Spiel wiederholte sich, oder besser wiederholten wir einen über den andern Tag. Jeden Tag die gleiche Komödie, das wäre zu auffällig gewesen.

Und dabei waren wir nicht einmal „die Notigsten“ in unserm Kreise. Manche von den andern hatten von zu Hause auch nicht einen Pfennig. Sie haben schwer hungern müssen. Sie haben durchgehalten und heute sind sie anerkannte und teils berühmte Münchner Künstler. Da war einer drunter — wir nannten ihn den Huber — der hat sich monatelang von nichts anderem ernährt als von Kraut und Kartoffeln, die er selber kochte. Tag um Tag gab's Kraut. Am Montag wurde gleich für die ganze Woche vorgekocht. „Kraut wird mit jedem Aufwärmen besser!“ sagte er. Sonntags leistete er sich was ganz Besonderes. Da schlug er ein Ei in das Kraut hinein. „Das ist meine Leibspeise, Kraut mit Ei!“ Und abends kam er mit einem Leberkäs' für zwölf Pfennige und um fünf Pfennige Brot zu uns auf die Bude. Eines Tages hatte er sich mit dem Karl verkracht. „Dein Atelier betret' ich nimmer!“ hat er geschworen. Just an dem Tag, an dem der Postbote dem Karl eine Freßkiste mit Thüringer Würsten ins Haus brachte. Da kam der Gruber Alisi zu dem Karl aufs Atelier. Als er die Freßkiste sah, jubelte er auf. „Da wird sich der Huber schwer ärgern, daß er nichts kriegt davon!“ Und nun banden die zwei eine



Vater dichtet — Mutter malt. Zeichnung von Karl Arnold

Wurst nach der andern an einen langen Strick und seilten sie ab bis zu des Hubers Atelierfenster. Den Schluß bildete ein Thüringer „Säusack“. Der trommelte dem Huber das Fenster bald ein. Diesen zarten Anspielungen konnte der Huber nicht widerstehen. Auf einmal stürmte er ins drobere Atelier hinein, theatralisch wie es seine Art war. Die Rechte wie zu einem ewigen Freundschaftsschwur erhoben, die Linke auf dem Herzen. „Kaarl! Kaarl!“ flötete er in den höchsten Tönen. „Kaarl, ich bitt' dich um Verzeihung und um ein Stück von dem Säusack!“

Natürlich gab's bei uns nicht nur die Sorge um das tägliche Brot. Durchgelaufene Sohlen und abgetragene Anzüge wurden zu Katastrophen. Da mußte der Metzger Hans einmal die Wohnung wechseln. Das war keine Kleinigkeit, denn die Vermieterinnen waren bis zur ersten Mietzahlung meist sehr mißtrauisch. Nun hatte der Metzger Hans nur ein Paar Schuhe, und die hatten ein Riesenloch. „Mensch, wenn die morgen meine Wirtin beim Putzen sieht, da bin ich erledigt. Paß auf, du, hast du net zwei Paar Schuh? Da mußt mir a Paar leihen!“ So stellte er denn am nächsten Tag der Wirtin ein paar tadellose Schuhe vor die Türe. Ihr ist's nicht aufgefallen, daß sie vier Nummern zu klein für den Metzger Hans waren!

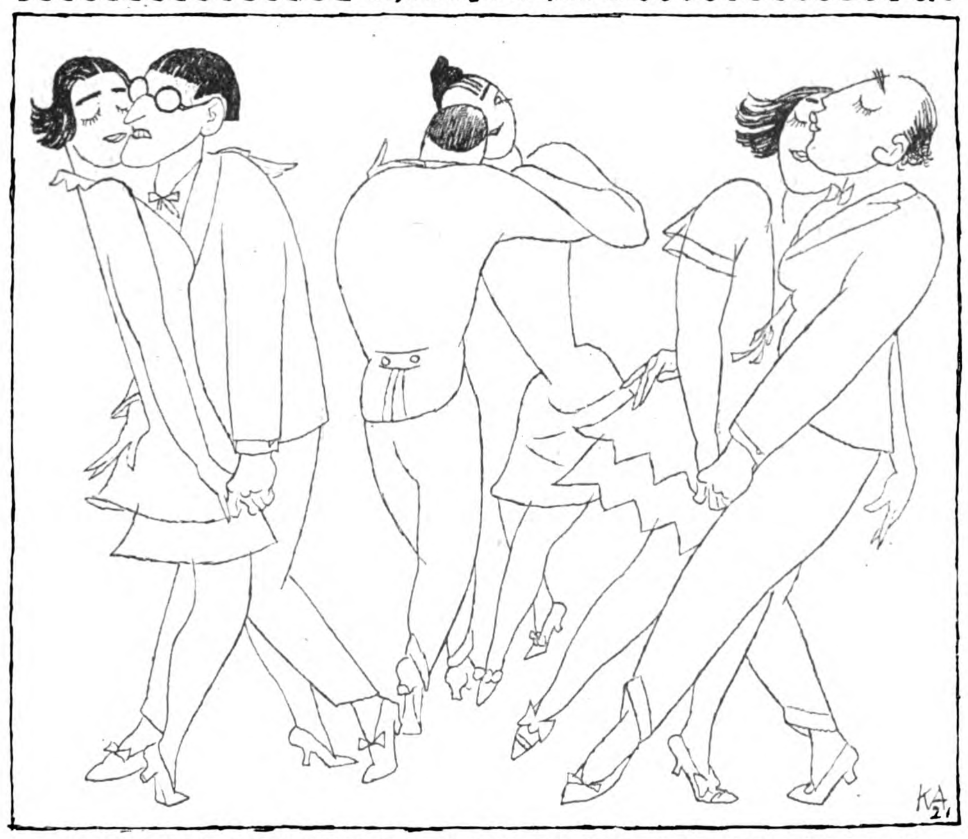
Auch für die nötigen Anzüge hat der Himmel einmal gesorgt. Da war ein Schneidermeister namens Mondheimer. Er arbeitete auf Abschlagszahlung „zu den koulantesten Bedingungen“, der Herr Mondheimer. „Ich weiß, wie's geht bei jungen Künstlern,“ sagte er. „Fünf Markl im Monat kann jeder abzahlen. Und wenn's einmal nicht geht, brauchen Sie bloß eine Karte zu schreiben.“ Er wartete dann auch geduldig zwei Monate. Blieb aber auch die dritte Rate aus, da lief er zum Kadi. Damit machte er sein Geschäft, denn die Säumigen wurden zur sofortigen Zahlung der ganzen Summe verurteilt. Nun hatte er den Gruber Alisi verklagt. Man schwur ihm bittere Rache. Wir sammelten bei vierzig Bekannten die Unterschrift, nach der sich jeder verpflichten mußte, den Mondheimer hinauszuschmeißen, wenn er mit einem Angebot käme. Der alte Mondheimer hatte die Angewohnheit, ständig um die Adressen von neuen Opfern zu bitten, und für jede Adresse, die für ihn einen Erfolg bedeutete, rechnete er 50 Pfennige an der Schuld des Adressenvermittlers ab. Nun wollten wir uns alle rächen, in-



„Was wollt ihr? Robespierre war auch Lyriker!" Zeichnung von Karl Arnold

dem wir dem Mondheimer eine recht große Anzahl von Adressen verschafften, die bombensicher seine Kunden nicht werden würden. Zwei Tage sollte der Mondheimer umsonst in München herumlaufen! Wir freuten uns schon riesig auf den Erfolg der gemeinen Rache, und Karl und Alisi wollten als Nächstbeteiligte vorher dem Alten noch einen besonderen Schabernack spielen. Man wußte genau, um welche Zeit er am Ersten kam, um sein Geld zu holen. Karl und Alisi verschlossen sich in ihren Ateliers, die auf einem Gang gegenüber lagen. Der Mondheimer kam und klopfte. „Machen Sie nur auf. Ich bin's bloß, der Mondheimer." Nichts rührte sich. Der Karl stand am Schlüsselloch bereit, und als der Mondheimer auch durchs Schlüsselloch spitzte, platzte ein fürchterlicher Schlag an die Tür. Zu Tod erschrocken prallte der Mondheimer zurück bis an die Tür Alisis. Bumbs! Wieder ein Schlag. Diesmal an des Alisi Tür. Der Mondheimer taumelte nach vorn, von einem neuen Schlag empfangen. Dann trat der Karl mit der unschuldigsten Miene aus der Tür. „Ach, Sie sind's, Herr Mondheimer? Ich hab' schon gedacht, es wär' ein anderer Kleiderjud', der uns immer belästigt. Kommen Sie nur herein. Aber ich hab' heut kein Geld. Dafür hab' ich aber einen ganzen Monat Adressen für Sie gesammelt." Der Mondheimer war froh und ging. Schon am dritten Tag kam er wieder. Freudestrahlend. „Das sind gute Adressen gewesen. Ich kann Ihnen machen die Mitteilung, daß ich von Ihrer Rechnung 20 Mark abgeschrieben habe." Da waren einmal wir die Hereingefallenen. Alle vierzig hatten trotz ihres Eides die günstige Gelegenheit benutzt, sich einen Anzug auf Kredit zu verschaffen.

Einer der treuesten Kameraden ist der Zapfe gewesen. Der hätte den letzten Pfennig geteilt. Aber manchmal war auch bei ihm „Matthäi am letzten". Eines Tages hatte ich ihn wieder einmal zu meinem Strohhalm erkoren. „Was ist, Zapfe, kann man heute bei dir zu Mittag speisen?" — Der Zapfe lachte. „Keinen Bissen. Keinen Kakao. Keinen Pfennig!" — „Dann geh wenigstens zu deiner Bäckerin und pump' um zehn Pfennig Brot. Ich hab' Hunger." — Der Zapfe lachte noch mehr. „Ausgeschlossen. Ich bin das letzte Zehnerl noch schuldig." — Ich ließ nicht locker. „Dann sag' ihr, du hättest dein Portemonnaie vergessen." — Jetzt brüllte der Zapfe vor Vergnügen. „Ausgeschlossen. Das hab' ich ja schon vor einer Stunde ‚vergessen' gehabt, als ich mir ein Brot bei ihr geholt hab'." Das war eine peinliche Situation, denn drei oder vier Kameraden, die nirgends Kredit besaßen,



„Herrlich! Sie verbindet das Wiener Gemüt mit dem Temperament eines Südsee-Insulaners!"
Zeichnung von Karl Arnold

hatten für den Abend nichts zu essen. Sie hatten mich als Sturmbock auf den Zapfe vorgeschickt. „Dann mußt du eben einmal zu deinem Freund Schädel und den anpumpen. Wir können doch nicht hungern." „Ich hab' ihm erst vorgestern das letzte Geld zurückgegeben. Da kann ich doch heute nicht schon wieder hingehen und es holen." Alle Überredungskunst half nichts. Ich stieg zwei Treppen höher hinauf im Atelierhaus. Da war auch „Matthäi am letzten". Auch sie erklärten: „Da muß der Zapfe zum Schädel gehen!" Und nun wurde ein lustiger Schwindel inszeniert. Wir wußten, daß der Zapfe hie und da an einen Kommerzienrat Arbeiten verkauft hatte und daß dieser Mäzen in den nächsten Tagen nach München kommen wollte. Ein Brief wurde aufgesetzt, der den Zapfe in ein Café-Restaurant in der Nähe bestellte, da ein Besuch vergeblich gewesen sei. Erkennungszeichen: der Kommerzienrat wollte eine Kornblume im Knopfloch tragen. Der Zapfe wurde unter einem Vorwand ins obere Atelier gelockt und währenddem der fingierte Brief in seinen Briefkasten gesteckt. Kaum war der Zapfe wieder hinuntergangen, kam er auch schon wieder heraufgesaust. Freudestrahlend. „Kinder, da gibt's wieder ein Geld!" jubelte er. „Der kauft sicher was!" — „Aber ohne Geld kannst du doch gar nicht ins Restaurant! Da mußt du zu Abend essen, mußt schließlich Wein trinken, und so ein Mäzen ist darin manchmal ein Knauser. Da wirst du also doch noch zum Schädel gehen müssen," sagte ich. Am Abend saß der Zapfe, eine Kornblume im Knopfloch, hochnobel im Restaurant. Wir gingen zu viert, ohne uns um ihn zu kümmern, auch hinein und bestellten zu essen. Eine Stunde lang saß der Zapfe an seinem Tisch und sah alle Augenblicke auf die Uhr. Endlich erbarmten wir uns seiner. Wir steckten alle Kornblumen ins Knopfloch und ließen ihn durch die Kellnerin an unsern Tisch bitten. Er war erstaunt, uns zu sehen. „Ja, wo habt ihr denn Geld her?" fragte er von weitem schon. Da sah er unsere Kornblumen im Knopfloch und — begriff. „Ihr Schweinebande!" sagte er und lachte. „Jetzt weiß ich, wer euch das Abendessen zahlen muß!"

Es sorgte einer für den andern. Zu diesen Sorgenden gehörte auch Bernhard Gauer. Der brachte uns oft alles Mögliche auf die Bude. Er war der hübscheste der Boheme, hatte eine glänzende Stimme, sang herrlich

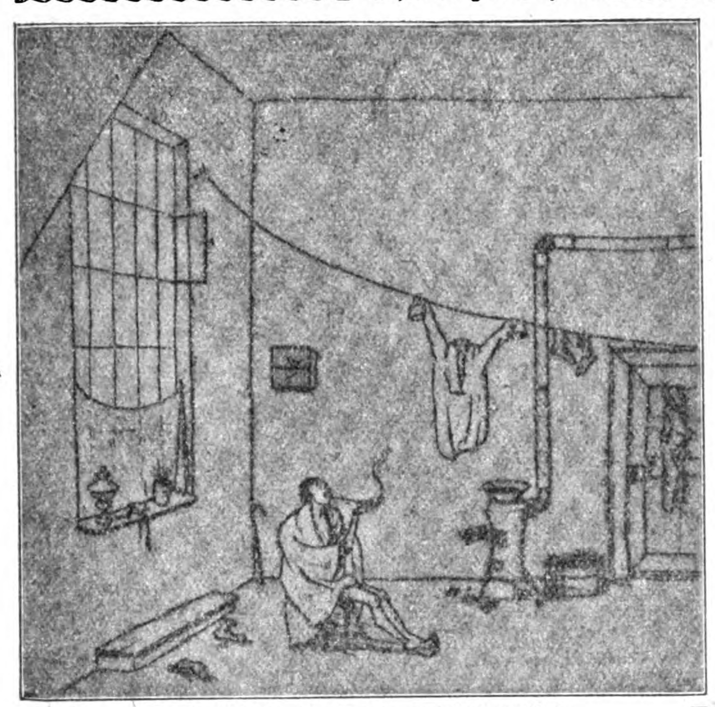
zur Gitarre und hatte einen fabelhaften Kredit. Einmal war er in Rothenburg und malte. Da erhielt ich von ihm ein Telegramm: „Komme sofort. Hier brauchst du wochenlang kein Geld. Fahrgeld folgt per Postanweisung.“ Ich fuhr nach Rothenburg. Doch außer dem Fahrgeld, das er mir geschickt, besaß er keinen Pfennig. Aber der Wirt gab mit größter Bereitwilligkeit Kredit auf das noch zu verkaufende Bild, und wenn wir mit der Gitarre in eine Weinkneipe kamen, da stritten sich die Bürger darum, wer das lustige Bohemevölklein heute zechfrei halten durfte.

Einmal machte ich mit zwei Bildhauern eine Fußtour nach — Italien. In Mailand hatten wir noch genügend Geld und wohnten in einem hochvornehmen Hotel. Aber allmählich sanken wir in unseren Ansprüchen immer tiefer herunter. Schließlich endeten wir in einem Albergo, in dem man für 20 Centesimi schlafen konnte. Als einer von uns die letzten fünf Lire in leichtsinnigster Weise vertat, kam's zu einem Bruch. Da stand ich nun mit ganzen zehn Centesimi in der Tasche, ohne Wohnung, ohne Freunde, im italienischen Schnee. Es hatte sich nämlich in der Nacht eine Schneedecke von etwa 20 Zentimetern — eine Seltenheit — über Mailand gebreitet. Aber man muß sich zu helfen wissen! Ich hatte noch eine italienische Eilpostmarke. Ein paar Worte an die Großmutter, die keine Ahnung von meiner Italienreise hatte, und dann zwei Tage radikal gehungert. Die beiden Nächte, hungrig, verlassen, ohne Obdach, waren entscheidend in meinem Leben. Da hab' ich innerlich mit der Boheme gebrochen. Am dritten Tag bekam ich telegraphisch Geld. Herrgott, hat mir da das erste Mittagessen geschmeckt! Im Restaurant wurde ich mit einem Deutschen bekannt, dem ich u. a. erzählte, daß ich bisher um 25 Centesimi Mittag gegessen hatte. „Mit Fleisch!“ Als ich ihm die Adresse dieser billigen Quelle gab, lachte er. „Wissen Sie, wo Sie gegessen haben? In der Hundefleischküche!“

Die Boheme ist für uns die Zeit der Gärung, der Reife, eine Durchgangs- und Läuterungsstation gewesen. Und allmählich ist einer nach dem andern „was geworden“. Man wacht eines Tages auf und ist verwundert, daß man „berühmt“ ist. So ging's eines Tages dem Karl. Der Huber hatte ihn gerade aufgeweckt, und der Karl stand im Hemd da, als der Postbote einen Brief

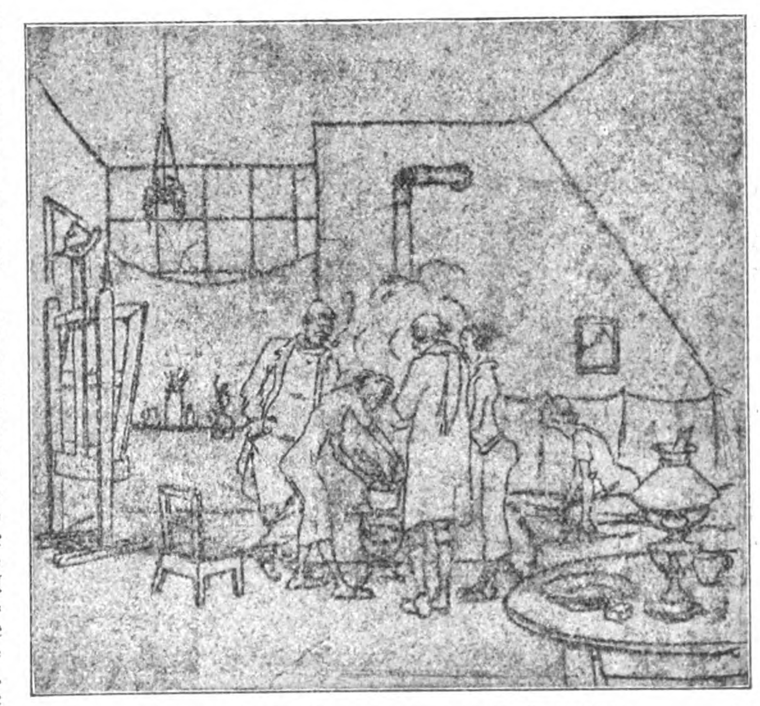


Stunde der Weihe. Radierung von Willi Hallstein
(Mit Genehmigung des Verlages von Grauert & Zink, Berlin-Charlottenburg)



Große Wäsche. Radierung von Willi Hallstein

durch den Türschlitz wirft. Der Huber hebt ihn auf und öffnet ihn und liest ihn — das war ganz selbstverständlich —, bevor ihn noch der Adressat in die Hände bekam. Auf einmal schreit der Huber geradeheraus: „Gelegentlich! Gelegentlich! Gelegentlich! Kaarl! Gelegentlich!“ Und tanzt wie ein Verrückter im Zimmer herum, den Brief wie ein Indianerbeil schwingend. Dann umarmt er den Karl. „Gelegentlich! Zweitausend Markl sollst du dir gelegentlich abholen. Gelegentlich!! Zweitausend Markl gelegentlich!“ Dieses „Gelegentlich“ war aber auch wirklich urkomisch. Der Karl hatte dem „Simplizissimus“ eine Serie von Zeichnungen eingesandt. Man wußte, wie schwer, ja fast unmöglich es war, beim „Simpel“ anzukommen. Und nun war das Unerwartete Ereignis geworden. „Sehr geehrter Herr! Ihre Zeichnungen haben uns sehr gut gefallen, und wir haben einige davon ausgewählt. Für weitere Einsendungen wären wir Ihnen sehr verbunden. Das Honorar für die ersten Arbeiten in der Höhe von 2000 Mark wollen Sie sich gelegentlich an unserer Kasse abholen.“ Nachdem er den Brief verlesen, holte er dem Karl die Hosen und hielt sie ihm hin. „Los! Los! Zieh dich an! Du mußt dir gelegentlich die 2000 Markeln holen! Schnell! Schnell!“ In fünf Minuten waren die beiden fix und fertig zum „gelegentlichen“ Abholen des Geldes. Daß der Huber bei diesem Gang gelegentlich mitging, das lag in der Natur der



Der Bouillonwürfel. Radierung von Willi Hallstein

„Sache". Das Geld war gerade zur rechten Zeit gekommen, denn der Karl war schon zwei, der Huber drei Monate die Miete schuldig.

Der erste, der uns untreu wurde, war der Schorsch. Er ging hin und nahm ein Weib. Gott, was haben wir da geschimpft! Und eines Tages, als wir alle miteinander wieder einmal kein Geld hatten, machten wir Besuch bei ihm. Er hatte ein nettes Weiberl, es war schön eingeheizt, und es gab eine Unmenge belegter Brötchen und Kaffee und Zigarren. Als wir heimgingen, sprach kaum einer von uns ein Wort. Drei Wochen später kam einer zu mir: „Geh, pump mir deinen Gehrock." — „Hast du eine Beerdigung?" — „Nein, ich will mich verloben." Und abermals vier Wochen später hat sich der Hans von seinem letzten Geld einen Blumenstrauß gekauft, hat sich von einer Frau im Haus ein Bügeleisen geborgt und seine schwarze Hose auf dem Fußboden — er hatte nicht einmal einen Tisch im Atelier — ausgebügelt und ist dann klopfenden Herzens zur Mutter einer Faschingsbekanntschaft gegangen. Hat's der Teufel gewollt, daß er mit seinem schönen Blumenstrauß über den Teppich stolpert und die Länge lang der Mutter zu Füßen fällt! Die Tochter ist ausgerissen, und die Alte hat's Lorgnon aufgesetzt. Was er im Beruf sei, hat sie ihn dann gefragt. „Kunstmaler, gnädige Frau! — „Da is scho ausg'wen, wie's g'hört hat, dös i a Kunstmaler bin. Dös hat g'reicht." Weiter hat er uns nichts drüber erzählt. Er ist heut noch Junggeselle, der Hans. Der einzige unter uns.

Dann hat's mich gepackt. Kaum hatt' ich Aussicht auf zweihundert Mark für den nächsten Ersten, da lief ich zum Standesamt und ließ mich „aufbieten". — „Fünfzig Pfennige Schreibgebühren!" sagte der Beamte, als die Formalitäten erledigt waren. Darauf war ich nicht gefaßt. Ich suchte in allen Taschen, hab' aber nur vierzig zusammengebracht. „Vielleicht nehmen Sie die Zehnermarken dazu," sagte ich. „Ich hab' mein Portemonnaie vergessen."

Und als die Karenzzeit vorüber war, da ward Hochzeit gefeiert. Echt Boheme! Auf dem Gauklerball! Das war ein prächtiger Abschluß! Die alte Gnatzen mußte einen Rehbraten herrichten, und ein paar Freunde wurden eingeladen. Als wir aufs Standesamt kamen, war — geschlossen!! So zogen wir unverheiratet wieder heim. Aber prächtig war's auf dem Gauklerball. Als sich das Gerücht verbreitete, daß ein junges Ehepaar den Gauklertag benutzt habe, um für seine Hochzeit einen festlichen Rahmen zu haben, da gab's ein großes Hallo, und einer der Alten, ich glaub', es war Michael Georg Conrad, hielt uns eine wundervolle Hochzeitsrede. Am andern Morgen ging es direkt aus dem Faschingsfest aufs Standesamt. Dann war's aus mit der Boheme!!



Der Gent. Radierung von Willi Hallstein

Es war einmal...

Baltische Kulturbilder von Carl Worms

Mein lieber Justizrat! — An den Bergen ringsum herbstet es. Die wundervollen braunen und gelben Färbungen im Buchenlaub und Schlingkraut legen Wäldern und Villen Totenpomp an. Man geht wie durch einen gepflegten Friedhof durch denselben Forst, den wir zu Ostern durchstreiften unter tiefsinnigen Gesprächen über Schopenhauer, Nietzsche und Menschenlos. Der Herbst ist die Zeit des Besinnens. Wie alte Liebe kommt er einem entgegen, und sein strahlender Sonnenschein fragt lächelnd: Weißt du noch? Das Nachdenkliche kommt über Menschen und Natur. Roter Wildwein am Kirchenportal, rote Brombeerranken an den Feldsteinen, rotes Wolfskraut in den Steinbrüchen, rote Beeren am Strauch der Heckenrose, so viel rote Blumen an Erkern und Rabatten: es ist, als ob der Sommer langsam verblutete.

Vor meinem Fenster in der Birke schwatzt wieder der Star wie im Mai. Noch einmal vor der großen Reise besucht er sein Häuschen. Dabei fällt mir ein, wie Sie mich auf unsern Streifereien durch den Harz über meine Heimat befragten und sich unter diesen fremden Zuständen, Völkersplittern und ihren wilden Geschichten nicht leicht zurechtfinden konnten. Vielen ist es wie Ihnen ergangen. Und da fliegt mir wie ein weißer Herbstfaden der Gedanke über den Weg, Ihnen in alternden Stunden briefliche Kulturbilder aus baltischer Vergangenheit zu schicken. Fangen Sie diese Herbstfäden ein. Vielleicht entsteht ein Gewebe daraus. Lassen Sie es mich wie der Star machen. Auch er wiederholt im Herbst sein Frühlings- und Liebeslied. Also schwatze auch ich Ihnen eins vor.

Sie sollen erkennen, wie reich und glücklich wir in unserm ungebundenen Phäakentum waren und was wir unwiederbringlich verloren haben. Das baltische Idyll, gleichviel ob in Livland, Estland oder Kurland, ist gewesen. Zugleich ist es mir ein Bedürfnis zu beweisen, wie deutsch man in der Fremde bleiben kann, ganz ohne elende Ausländerei. Wenn ich heutzutage höre, daß in Flensburg, einer deutschen Stadt, ein palastartiges dänisches Gymnasium gebaut wird, daß in Wiesbaden sich Deutsche straßenweise zu unentgeltlichen französischen Sprachkursen drängen, daß es Deutsche gibt, die noch immer vor dem russischen Moloch auf dem Bauche liegen — ja, dann behaupte ich zuversichtlich, daß wir Balten noch deutscher als deutsch sind. Und dann hat der alte Seume recht: „Seht, wir Wilde sind doch bessre Menschen."

Die baltische Kolonie

or allem lassen Sie mich die alte Konfusion widerlegen: Litauer und Letten grenzen wohl aneinander, haben aber sonst miteinander nichts zu tun. „Du Litauer!" ist ein Schimpfwort bei den Letten. — Letten sind sauber, Litauer nicht. Letten pflügen mit Pferden, Litauer mit Rindern. Letten haben nur Wanzen, Litauer auch Läuse, was so mancher Feldgraue im Weltkriege erfahren hat. Letten bewohnen Kurland und halb Livland, die andre Hälfte und Estland gehört den Esten.

In dies bunte Völkergemisch kam nun am Anfang des 13. Jahrhunderts, zu rechter Zeit, ehe sie sich gegenseitig ausgerottet hatten, ein deutscher Herrenstand, erobernd, christianisierend, kultivierend. Ihm verdankt das Land alles.

Glauben Sie doch kein Wort von dem, verehrter Herr Justizrat, was russische und lettische Hetzer jetzt von Versklavung des Letten erzählen. Natürlich griff deutsche Faust derb zu. Aber mildere Zeiten brachten mildere Herren, und was der Lette an Bildung besitzt, Bodenaufbesserung, Grundbesitz, Schulen, Erhaltung seiner Sprache und Volksdichtung, kirchliches Wesen, Familienleben, Schutz und Ordnung — das alles verdankt er den deutschen Kolonisten. Viel früher als in Rußland hoben Deutsche in den Baltenlanden die Leibeigenschaft auf und ermöglichten es dem Letten, Grundbesitz zu erwerben. Wenn er heute, um seinen Diebstahl am Großgrundbesitz zu beschönigen, erklärt, daß er nur zurücknehme, was ihm vor 700 Jahren gehört hat, so stellt er die Geschichte auf den Kopf. Denn aus Eroberungen besteht die Weltgeschichte. Und wenn er, der unsern Adel zum Bettler gemacht hat, heute freigebig jedem lettischen Stromer deutsches Land verschenkt, das unbebaut verkommt, so ist das wieder eine jener historischen Ungerechtigkeiten, die sich früher oder später an diesem dilettierenden Operettenstaat, dieser Spottgeburt aus Raub und Blut, rächen wird.

Es ist wahr, der Deutsche hat strenges Regiment geführt. Selbsterhaltungstrieb zwang ihn dazu, das Leben des Kolonisten in Einzelsiedlungen, wie sie noch heute im Lande bestehen. Ein Zusammenwohnen in Dörfern kennt man in den Baltenlanden nicht. Es ist auch das ein Beweis für den

deutschen Drang nach Eigentrieb und Selbstbestimmung. Wenn aber behauptet wird, daß der deutsche Ritterstand Undeutsche wie Schweine aufwachsen ließ, sie in Unbildung erhielt, so ist das erlogen. Liebe zu völkischer Eigenart hat im Lande lettische Schulen geschaffen. Und wenn ein andrer Vorwurf laut wird, man habe den Letten deutsche Bildung vorenthalten, so erklärt sich das von selbst. Der Undeutsche selbst lehnte sie ab oder war für sie noch nicht reif. Später hat er, meist zu schnell, sie sich angeeignet, ist aber natürlich Lette geblieben. Und der Deutsche deutsch, ungeachtet aller Vergewaltigungen, Lockungen und Aderlässe durch umwohnende Völker, Polen, Dänen, Schweden, Russen, zuletzt auch Esten und Letten, die meist aus dem Busch töteten. Trotzdem ist auch heute noch das Deutschtum nicht totzukriegen. Und in dem entdeutschten Lande blühen heute schon wieder gegen hundert deutsche Schulen auf.

Wie ist das möglich? — Hören Sie zu.

Der Adel

Es ist nicht meine Absicht, Ihnen, lieber Herr Justizrat, meinen Lokalpatriotismus in politischen Auslassungen vorzuführen. Dazu ist unsere Gegenwart noch zu charakterlos. Sie sollen nur erfahren, wie deutsch wir auch schon vor 60 bis 70 Jahren lebten und daß wir niemals Russen gewesen, Deutsch-Russen, wie man uns nannte. Ein scheußliches Wort! Deutsch waren wir, deutsch sind wir geblieben. Was habe ich nicht für konfuse Urteile darüber in Deutschland hören müssen!

„Schiller, nämlich ein berühmter deutscher Dichter," half ein Reichsdeutscher meinem Verständnis nach, als in Gesellschaft von diesem großen Unbekannten die Rede war.

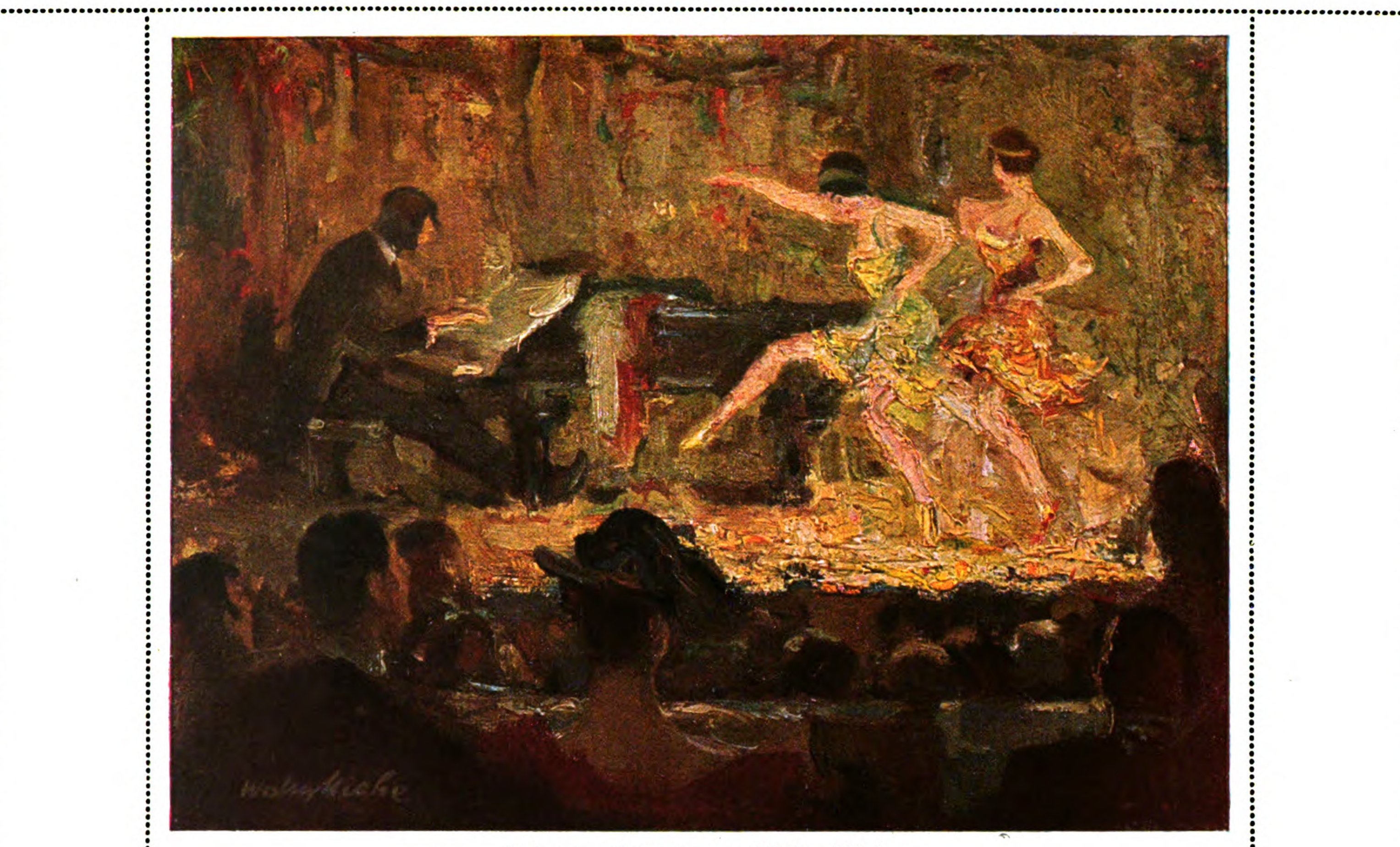
„Sie lesen und sprechen ja ganz gut deutsch," sagte mir einer verwundert, in wohlwollender Nachsicht. Wie groß war das Erstaunen, als die Feldgrauen in den Baltenlanden Deutsche vorfanden, besonders deutschen Adel, der in bekannter, unbeschränkter Gastfreundschaft die herzlich willkommnen Gäste bei sich aufnahm.

Das hat der baltische Adel immer getan. Er ist der einzige Stand im Lande, der korporell geschlossen gewirkt und als Standschaft des Landes Geschicke geleitet hat. Das war sein Erbrecht, das er sich von den alten Rittersärgen geholt hatte. Stolz, bewußt, schloßgesessen regierte er auf seinen Gütern, unter denen manche an Umfang so ein Thüringer Fürstentum übertrafen. Mit seiner Scholle war jeder alte Graf oder Baron verwachsen. Landwirt war er allem zuvor, dann Jäger, nicht zuletzt Familienvater und Vater für seine Untergebenen. Was waren das für prächtige Reckengestalten, wie mit Bärenknochen, breitbrüstig, blond, selbstverständliche, satte Männlichkeit, gesunde Sinnlichkeit, von Sitte gebändigt — Originale, wenn Sie wollen, wunderliche Käuze darunter, aber immer für sich die Ehrfurcht fordernd, die die alten Hellenen den vom Blitze Berührten entgegenbrachten. In den Augen welche Bläue und Treue! Dazu im Augenwinkel ein stiller, listiger Zug mit der Devise: „Ich krieg' dich doch." Aus den Herzen welch ein Strom von Güte, von edelster Menschlichkeit! Gereizt konnten sie allerdings Berserker werden. Das Haus zitterte, wenn des Hausherrn Stimme über den Hof rollte. Und dann wieder diese Kindersanftmut im Verkehr mit den Kleinen und Schwachen, wenn er z. B. seinem Jüngsten die Bleisoldaten aufstellen mußte, dies Mitleid mit anderer Not.

Unscheinbar waren die meisten in der Erstaufführung, sie wurden wohl auch mit ihrem Diener verwechselt und lettisch nach dem Herrn Baron gefragt. Dann antworteten sie auch lettisch und erschienen gleich darauf als Herr Baron, schlicht in Kleidung und Benehmen, der Schnurrbart etwas abgekaut, ein Mundwinkel herabgezogen vom Gebrauch der langen Pfeife. Aber Humor hatten diese Erdkinder fast alle, wenn auch bisweilen etwas unfreiwilligen, besonders wenn ihre Art modernen Ansichten durchaus widersprach. Einer wollte nicht mehr reisen, denn draußen erschien ihm alles „schräg". Was er darunter verstand, war nicht festzustellen. „Alles schräg!" Ein andrer konnte Richard Wagner „nicht riechen", bei dem ziehe sich die Musik wie Kleister. Einer rühmte sich, in seinem Hause kein Tintenfaß zu haben, aber im Kopf die verzwicktesten Rechnungen und Berechnungen, bei denen er sich nie versah. Der Nachbar wieder kritzelte seine Getreidepreise auf die rundlichen Marmorglieder einer Venus von Canova, die sein Vater von einer italienischen Reise mitgebracht hatte. Nur mußte das Stubenmädchen mit Wasser und Seife jeden Sonnabend ihr die Rechnungen wieder abfordern.

Mit ihrem Gott standen die Herren sich gut, denn der mußte ihnen die brutalen Ernten bescheren. Sie schmückten dafür sein Haus, um darin würdig danken zu können. Auch an Hausandachten fehlte es nicht. Freude und Leid wurden im kleinen Reiche mit jedem, auch mit dem ärmlichsten Kleinpächter geteilt. Aber auch viele hungrige Musensöhne studierten auf Kosten solch eines alten Barons, ohne daß sie je seinen Namen erfuhren. Warum sollte die Linke wissen, was die Rechte tat?

So dachte auch ein alter Bärbeiß, der mit Mir und Mich noch auf dem Kriegsfuß lebte. Als er sich die zweite Frau suchte, hielt er bei seiner Schwägerin also an: „Was wird nu sein, Anning, wirst du zunehmen mir alten Bullen oder nicht?" Und als er sich den zweiten Korb von ihr geholt, gestand er seinem besten Freunde: „Nu noch zum drittenmal. Wenn sie mir dann nicht nimmt, kann sie meinswegen verfaulen." Das mußte ihr zu Ohren gekommen sein.



Kabarett. Gemälde von Walter Miehe
(Berlin, Künstlerhaus-Ausstellung)

Und nun nahm sie ihn wirklich und gebar ihm, ehe sie verfaulte, sechs lebendige Buben so allmählich, der Reihe nach. Er aber trug sie auf Händen, legte seine roten Pratzen unter ihre Sohlen, daß ihr Fuß nicht an einen Stein stoße, und verehrte das Keusche, unsichtbar Halbheilige im Weibe.

Das Reisen glich damals einer zweiten Entdeckung Amerikas. Eine Gräfin erzählte mir, wie sie als Kind mit der Mutter nach Neapel in eigner Kutsche gefahren war. Von Mitau nach Neapel! In einer Kutsche, wogegen die Arche Noah noch eine gaukelnde Viktoriachaise gewesen wäre. Sechs Pferde hätten sie kaum von der Stelle gebracht. Aber gesehen hatten die Damen mehr, als man heute durch Autobrillen zu sehen bekommt.

Am wohlsten fühlten sie sich alle doch zu Hause. Dies patriarchalische Leben, in dem so ein kurischer Edelmann mit seinem Walde, seiner Ackerflur in eins verschmolz, gab ihm erst den rechten Lebenshalt. Eine gewisse biedre Würde machte solch einen Mann wie selbstverständlich zum Herrn über Weib, Kind und alles, was sein war, nie aber zum Tyrannen. Dazu stak zu viel Seele in seiner Lebenskunst. Wie Arete neben Alkinoos stand die Edelfrau in diesen geradezu homerischen Verhältnissen neben dem Vater ihrer stattlichen Kinderschar, vielleicht etwas hochgemuter als er, mehr bewußt adlig, aber ebenso tatkräftig, nur mehr in Vorratskammer und Kellerei, Garten und Hofstätte. Wurde doch damals noch viel Handwerk im Hause geleistet. Weber, Tischler, Schuster, Schneider arbeiteten im Schlosse mit Hausmaterial. In der Gesindestube spannen die Mägde an Winterabenden, oft nur beim kärglichen Schein von Kienspänen in eisernem Behälter. Erst später wurden Talglichte gegossen. In den Wohnräumen brannten stark räuchernde Palmlichte oder Öllampen. Feuer wurde aus Steinen geschlagen. Streichhölzer waren noch sehr kostbar, jedes feinere, geruchlose in Seidenpapier gewickelt. Die Knechte gingen zu den Pferden mit riesigen Stallaternen, wenn im Schloßhofe hoher Schnee lag, der um den Ziehbrunnen herum jeden Laut dämpfte.

Auch für Kinderstube und Salon, für ihre Gäste fand die Hausfrau immer Zeit. Auch unsichtbar stand sie dann mitten in ihren Wirtschaftspflichten, alles ging von selbst. Das machte die Tradition, die von der Wand herab aus den vergoldeten Rahmen der Ahnenbilder sah, aus dem Kräuterduft der Schränke und Truhen stieg, mit bewußtem, leisem Tritt auf den knackenden Stufen der Paradetreppe und auf roten Dielenläufern durch die Stuben ging. Adel verpflichtete, Adelsehre hob sie über ihre Umgebung hinaus.

Das wußten auch schon die Kinder, deren Erziehung meist ein ausländischer Hauslehrer leitete. Ein allbekannter Edelmann verschrieb ihn aus Deutschland für jedes Gut, so wie man sich sonst Zigarren verschrieb. Das war mitunter ein Griff in den Lostopf. Manchem Erzieher mußte erst Lebensart beigebracht werden, ehe er erzog. Einer verduftete mit den abgeschnittenen Goldquasten des Bahrtuches im Gruftgewölbe. Doch auch Männer wie der bekannte Hofprediger Adolf Stöcker waren darunter. Wenn der seiner Frau etwas besonders Hübsches erzählen wollte, begann er meist: „Als ich noch in Kurland war ...“ Als landische Kinder wuchsen Knaben und Mädchen heran. Zwischen Reiten, Fischen, Jagen bewegten sich ihre Wünsche, in Stall- und Wagenscheune, Obst- und Blumengarten waren ihre Kinderparadiese. Das Lettische beherrschten sie ebenso wie später das Französische ihrer Gouvernante, die bisweilen zwei Generationen heranbildete. Sicheres Auftreten, lautes Sprechen, kräftigen Handschlag hatten sie bald heraus, eine gewisse, natürliche Lebensweise in einfachster Form zeichnete sie aus. Tiere waren ihre Spielgefährten: ein zahmes Reh, ein Kolkrabe, Hunde, Tauben, Kaninchen, die gut betreut werden mußten.

In den Wohnräumen herrschte zwischen der Urväter Hausrat sonnige Behaglichkeit. Die sogenannten Schlösser waren meist schwerfällige Gebäude, selten in leichtem Villenstil, seltener aus älteren Jahrhunderten burgartig mit Türmen und dickwandigen Fensternischen. Die Einrichtung war massiv, solid. Stühle mit gepreßtem Leder wie für die Ewigkeit, Mahagonisofas so breit als möglich, den Krinolinen der Damen angepaßt, geschnitzte Eichentruhen mit Metallbeschlägen. Altenglische Wanduhren sangen fast, wenn sie schlugen. Hohe Gummibäume und Fächerpalmen besetzten die Fensterbreiten, Billard und Fortunaspiel standen für die Abendstunden bereit. Hunde durften in alle Zimmer, Katzen nur in den Speisesaal, Hühner nur in die Leutestube und in das Bett der Köchin oder Wirtschaftsmamsell. An allen Vorkommnissen des Landlebens, an Pferdekauf, letztem Erntewagen, Aufbruch zur Jagd, Ablassen eines Teiches, Berieselung einer Wiese nahm die ganze Familie Anteil. Hatte der älteste Sohn den ersten Rehbock erlegt, so setzte man ihn in des Saales Mitte, und der Pikör blies den Herwart über ihn. Dann ward er jagdgerecht. Und in dichte, schweigende Parkanlagen trug jedes sein stummes Sehnen und Verlangen. Wie wurden da Leidenschaften geglättet und Fehltritte verziehen, alles mit greifender Hand und klugem Wort, besonders wenn noch eine Großmama mit ihrer Lebensweisheit an rechter Stelle war.

Ja, mein lieber Herr Justizrat, wie wenig kompliziert waren doch damals die Menschen. Und doch schaute auch auf sie der Herrgott herab, und siehe, es war alles gut. Fast wie am siebenten Schöpfungstage, der in seiner Naivität gewiß an so manchem kurischen Edelsitz seine Freude ge-

habt hätte. Sie glauben gar nicht, wie diese Menschen anziehen konnten. Es war da soviel Gesundheit und Kraft. Trotz mancher Derbheit waren sie eben ein Stück Natur, braun wie ihre Erde. Nur auf der Stirne war die Stelle weiß, die der Mützenschirm geschützt hatte. Und dies Weiß trugen sie stolz wie ein Abzeichen, wertvoller als ihr Familienwappen.

Und nun sehen Sie sich diese blonden Riesen zuhauf an. Denken Sie sich nach einem Jagdtage das Rauchzimmer des Hausherrn. An den Wänden Geweihe, Hirschfänger, Jagdtaschen, ein Gewehrschrank mit geschnitztem Wappen, zwei Bostontische. In der Sofanische eine gemütliche Tafelrunde, zehn bis zwölf Herren beim Grog, in blaue Rauchwolken gehüllt, aus denen die Gesichter auftauchen. Die roten Wangen röten sich, gehen schon in violett über. Spitznamen fliegen hin und her, kleine Neckereien und Anzüglichkeiten. Dazwischen Lachsalven, behagliches Brummen, ein gelinder Fluch, wenn eine Karte verworfen ist. Einer lacht immer eine Minute später, dann hat er die Pointe. Und dann wird er ausgelacht. Ein andrer unterhält mit Jägerlatein, ein dritter wird gehänselt, weil er einen Fuchs ausgepudelt hat. Er behauptet, der Racker sei aus der Schußlinie herausgesprungen. Alle sind in Sonntagslaune, als gäben sie erst dem Sonntag Inhalt und Seele. Der Sparensche, der sehr dick ist, knöpft sich schon die Weste auf. Der Hausherr politisiert. Über seinem Schreibtisch hängt das Ölbild des Zaren Alexanders II. Warum auch nicht? Unter dem ließ es sich in den Baltenlanden gut deutsch leben, als ob man gar nicht in Rußland wäre. Man blieb deutsch, suchte aber als guter Untertan auch russischen Hof- und Militärdienst auf, noch ehe die allgemeine Wehrpflicht eingeführt war. Es war für Kurland eine glückliche Zeit, eine Zeit breitesten Auslebens nach der Väter Weise.

Im Saal daneben unterhalten jüngere Herren und der Hauslehrer die Damen. Das sind die Schöngeister. Heyses „L'arrabiata" wird besprochen. Man ist sehr empfindsam und weint leicht bei ergreifenden Stellen. Die Herren bei Spiel und Trunk stören nicht.

Und der untergehende Mond sieht noch im Fremdenzimmer den Dicken ganz in Weiß sich bis zur Decke hinanrekeln und gähnen und hört ihn vor sich hinbruddeln: „Nein, dieser Rindselnsche! Mehr Rum als Wasser und Arak drauf. Das hält kein Pferd aus. Und da soll man ... Äh was, schwere Sitzung, aber jemietlich war es doch."

Von „Jemietlichkeit" hielt man damals viel. So wenn man zu Johannigeschäften nach Mitau fuhr, den Geldsack unter dem ledernen Tambour im Wagen, und abends in Offenbergs Garten Militärmusik hörte. Oder zum Landtage, bei dessen Eröffnung man in grüner Adelsuniform feierlich im Zuge zur Kirche schritt, der Landbotenmarschall mit dem Stabe voran. Dann die Sitzungen im Kasinosaal, mit den vielen gemalten Wappen an den Wänden. Hier taten sich schon mehr die Politiker hervor, Redner mit feinen, rassigen Gesichtern, den Kneifer auf dem Nasenrücken, die in der Stadt wohnten, als residierende Kreismarschälle das Wohl und Wehe des Landes abwogen und durch ihren Landesbevollmächtigten mit Petersburg verkehrten. Hier in Mitau begegnete sich der abgeschliffenere Niederkurländer mit dem urwüchsigeren Oberländer, der, allezeit bereit zu geschwinden Geschäften, die Duellpistolen etwas lose im Kasten hielt. Einer behauptete sogar, schon mit der Pistole in der Hand geboren zu sein.

Und dann fuhren sie wieder auseinander, erlöst von Ediktionen und Konklusionen, ihre eignen Herren und Richter in ihren Grenzen, die mit einer einzigen Ohrfeige oft schneller in Unzucht und Völlerei ihrer Bauern hineinfuhren und Ordnung schufen, als mit zehn Zitationen zu Hofgericht und Oberhofgericht.

So werkte und wirkte der kurische Adel um das Jahr 1850 herum.

Die Literaten

So nannte man in den Baltenlanden alles Studierte, die Intelligenz, den gebildeten Mittelstand, insbesondere landische Doktoren, Apotheker, Förster und vor allem die Pfarrer, ohne die des Adels Wirken gar nicht zu denken war. Der Pastor, mitten im Volke stehend, war Kulturträger in höherem Sinne. Der Baron sorgte für des Letten Außenseite, der Pfarrer für seine Seele. Es war ein strammes, bibelfestes Christentum, das hier gepredigt wurde, erst noch etwas rationalistisch angehaucht. Knorrig, derbknochig wie ihre Patrone waren auch diese Amtsbrüder in Christo, gute Landwirte auch sie. So ein kurischer Pastor war wie ein kleiner König in seiner Pfarrei, hatte seine Felder, Fischteiche, sein Jagdrevier, Viehwirtschaft, zwölf Pferde im Stall, 10 bis 12 dienende Geister am Gesindetisch. Mit seinem Patron stand er sich gut. Nur wenn im Pastorat gebaut werden sollte, stellte sich der Baron schwerhörig und meinte, wenn ihm das Dach noch nicht auf den Kopf gefallen, so werde doch der Herrgott erst recht seinen Diener gnädig behüten. Und die Bude blieb ungeflickt.

Es war eine Freude zu sehen, wie sich alles im Pastorat zu einer Familie zusammenschloß. Jeder Hagelschlag, jeder Waldbrand wurde gemeinsam erlitten, am Karfreitag ging man in geschlossener Schar zum Abendmahl. Und so taten es die Gesindewirte mit ihren Knechten und Mägden nach. Es waren dieselben, die von der Revolution als „graue Barone" angeschwärzt wurden, als 1905 alles drunter und drüber ging.

Was der baltische Pastor in Jahrhunderten an Kulturarbeit geleistet hat, das läßt sich nicht so schnell an den Fingern her-

zählen. Es gab Pastorate, die ein Jahrhundert und darüber vom Vater auf den Sohn in derselben Familie sich forterbten. Der Pfarrer studierte des Letten Sprache, ließ erste lettische Bücher in Königsberg drucken, sammelte lettische Märchen, Sprüche und Lieder, überwachte die Schulen, examinierte auf Rundfahrten die Kleinen in den Gesinden, sammelte um sich im Pastorat die Größeren zu den Konfirmationsstunden, blieb Gewissensrat und Tröster in Liebes- und Seelennöten.

Waren auch nicht viele glänzende Kanzelredner unter ihnen, seine lettische Predigt wußte jeder in die Herzen seiner Gemeinde hineinzusprechen und, vom lettischen Küster unterstützt, ausgiebig Seelsorge zu treiben. Bei den großen Entfernungen, bei Dunkelheit und Schneetreiben war das nicht immer ganz leicht.

Dabei verbauerte der Pastor nie. Synoden in der Stadt, Konferenzen auf dem Lande, die sogenannten „Kränzchen" brachten ihn mit den Amtsbrüdern in Fühlung und Austausch. Dann hatte Frau Pastor die schwerste Arbeit. 20 bis 30 Gäste mußten für drei Tage untergebracht werden, ihre Kutscher und Pferde dazu. Küche und Keller mußten gefüllt sein.

Die Frau Pastor war des Mannes treue Gehilfin auch im Amt, trotz reichsten Kindersegens. Man muß das erlebt haben, wie sich hier eine Zweiheit zu schönster Einheit verklärte. Kranke und Schwache suchte sie auf, kannte jeden Armenhäusler, trat oft für den abwesenden Pastor ein. Er hatte neben seinem Beruf meist noch eine Liebhaberei, die ihn geistig rege erhielt. Einer war tüchtiger Philolog und las seinen Tacitus noch vor dem Schlafengehen, ein andrer studierte die Philosophen und dachte über David Strauß nach. Der sammelte Schmetterlinge, andre züchteten Rosen oder Obst. Gute Landwirte waren sie alle, die älteren auch noch leidenschaftliche Jäger daneben. In kleineren Pastoraten wurde die Einnahme durch Knabenpensionate vermehrt. Pastor, Pastorin und ein Hauslehrer unterrichteten eigne und fremde Kinder zusammen. So ein alter, philologischer Theolog brachte die Jungen in die Stadt, sogar in die Obersekunda hinein.

Den Dank heimste natürlich auch Frau Pastor ein. Eine antwortete dann immer freundlich: „Kein' Ursach', kein' Ursach'." Ja, wenn ihre Kinder eingesegnet wurden, sagte sie den Gratulanten auch nichts anderes als: „Kein' Ursach', kein' Ursach'." Und dann kehrte sie wieder zum Betreuen ihrer kleinen Schar zurück, zu Rulling, Zibbing, Duding, Mahßing, Rukſching und Brahling, und wie die lettischen Kosenamen alle heißen mochten.

Schlichter Bibelglaube, noch von keinem Professorenchristentum beunruhigt, brachte diesen schönen Einklang zwischen Menschen und Natur zustande. Wollen Sie mir glauben, daß ich alle meine intimen Naturkenntnisse aus erster Hand von kurischen Pastoren habe? Der führte mich in die Landwirtschaft, der in Waldgeheimnisse ein. Einer lehrte mich den Haushalt der Vögel betrachten, ein andrer die Pflanzen und was da zwischen ihnen herumkrabbelt. Mit einem dritten ging ich auf den Schnepfenstrich und begleitete ihn auf Amtsfahrten. So lernte ich das Volk kennen, zu Taufen und Beerdigungen, tanzte auf Hochzeiten, krebste und angelte, sah in milden Johanninächten die Teertonnen auf hoher Stange brennen.

Wie prächtig stand so ein alter Theologe auch in seinem Zorn. „Wag's auf dies Buch einen Meineid zu leisten!" schrie einer einen Missetäter an und hieb dabei mit der Faust auf die Bibel, daß der Rücken platzte. Und der Mann wagte sich nicht an den Eid heran. — „Stehlen stiehlst du," sagte ein andrer bissig zu einem orthodoxen Konvertiten, „Saufen säufst du. Schlag noch einen Menschen tot, dann bist du richtig ein Russe." Und seinem Generalsuperintendenten schrieb er offen zur Zeit der Russifikation, als er sogar seine Kirchenbücher russisch führen sollte: „Was diese Hunde von mir wollen, verstehe ich nicht. Aber," so fuhr er lettisch fort, „das will ich auf nackten Knien beschwören, daß ich so etwas niemals tun werde."

Ein andrer sperrte allzu spröde junge Frauen mit dem Gatten in seine Studierstube und ließ sie nicht eher heraus, als bis der Mann sich sein Eherecht genommen hatte. „Er soll dein Herr sein!" trompetete er ihnen ins Gehör hinein.

Wie wohnlich war es in diesen trauten, oft recht baufälligen Pastoraten, auf den mit Tannenreisern und Sand bestreuten, ungemalten Dielen. Durch jedes Fenster sah man auf Busch und Blumen. Topfpflanzen und Vogelbauer zierten die Fensternischen. Und Sonne, Sonne überall. Es roch nach harzigem Brennholz, runzligen Äpfeln, Johanniskräutern und frischen Kümmelkuchen, in des Pastors Stube nach alten Büchern und langen Pfeifen.

Gäste kamen und gingen. Selten fuhr einer ohne Nachtsack vor. Das machten die Entfernungen, und von der Welt da draußen wollte man doch auch etwas hören.

Einige blieben gleich auf Lebenszeit. In der Herberge gab es ein Witwenstübchen, einen Tantenwinkel, das Zimmer für den Hauslehrer, worüber unter dem vorspringenden Dache Schwalben bauten. Dieser war ein dicker, alter Herr, der mit dem Leben nicht ganz fertig geworden war, hier aber als Pädagog und Bienenvater Knaben und Bienen am Stock aufzog. Die Achtung seiner kleinen Umwelt kam gleich nach dem Pastor zu ihm.

Behaglich und breit lebte man in diesen alten Nestern. Milch floß, Honig tropfte. Die Schüsseln faßten nicht die Masse von

Walderdbeeren, viermal täglich aufgetragen. Obst rollte einem von selbst vor die Füße, unter den Pflaumenbäumen brauchte man nur den Mund aufzutun.

So viel Gottes- und Menschenliebe traf sich hier, daß mitunter ein weichliches, verzärteltes Nachgeben Platz griff und man in Nachsicht gegen menschliche Schwächen schon zu weit ging, auch in der Kindererziehung. Zufällig anwesende, besonders unverheiratete Tanten suchten dann wohl mit Strenge einzugreifen. Tanten gab es in verschiedenen Jahrgängen, meist Gouvernanten, die wohl auch den Pastor erziehen wollten, zum mindesten aber seine Strümpfe stopften. — Aus einem Hauswinkel tauchte dann wohl noch ein geistig zurückgebliebener Vetter oder eine kindisch gewordene Schwägerin auf. Auch sie wurden untergebracht, auch für sie war ein Brosam Liebe übrig.

In der Nachbarschaft lag die Forstei und das Doktorat, dieses oft dicht neben dem Schlosse zu Hilfsleistung in plötzlichen Unglücksfällen. Kurische Förster sahen alle entweder wie Tirpitz oder wie Hindenburg aus, Oberförster wie Kaiser Wilhelm I. Zur Waldpoesie war ihre Zeit etwas knapp, mehr mit Schreibereien, Schlägen, Holzauktionen ausgefüllt. Dazwischen ein Wilderer, dem ein Schrotschuß das Sitzen verleidete, ein Abendessen beim Pastor, endlich Verlobung mit des Doktors Töchterlein. — Landische Doktoren galten meist für grob, aus hartem Holz gebosselt. Das tat auch not für Landfahrten bei jeder Witterung. Und dann mußte so ein Landischer erst an Ordnung gewöhnt werden. Aus dem Bett der Wöchnerin hatte so ein Arzt erst Kinder und Hühner zu treiben, ehe er an die Kranke kam. Patienten wurden angeschrien, oft mit Recht. Denn solch ein Bäuerlein verwechselte wohl auch äußerlichen und innerlichen Gebrauch, verschluckte Pflaster und rieb sich die Schenkel mit Rizinus ein. Den Verlauf einer Krankheit konnte der Arzt der Entfernungen wegen kaum verfolgen, Krankenhäuser auf dem Lande waren selten.

So sah die kurische Bildung auf dem Lande aus, die sich zwanglos zusammenfand zum Frühstück, zur Kartenpartie oder zu einem Familienfeste, bei einem gemütlichen Schoppen. Es durfte auch Wein sein. Dagegen hatte man nichts.

Die Kleinstadt

Und nun, mein lieber Herr Justizrat, lassen Sie mich auch etwas in Poesie machen, denn ich bin ein Kind solch einer Kleinstadt, und was ich an Phantasie und Sehnsucht ins Leben mitbekam, das verdanke ich nächst meiner Mutter solch einem hübschen, waldumstandenen kurischen Winkel. Meist liegen sie anmutig an Seen, Stromschnellen, zwischen Hügeln, in Gärten gebettet. Gute Landstraßen, auf denen in lauer Mondnacht auch noch Eichendorffs Posthorn zu hören war, verbanden sie untereinander, auch mit den umliegenden Gütern. Aus dem Walde antwortete diesen Klängen im Herbst das fröhlich hallende Jagdhorn. Wie schön war eine Nachtfahrt! Über die Mondsichel zogen weiche, weiße Wolken. Am Waldsaume leuchtete noch eine einschlafende Schmiede auf, über das Moor flog lautlos eine Eule. Und die Felder und Tannen raschelten und rauschten leise. Dazu das eintönige Läuten der Pferdeglocke. Man fühlte sich so geborgen, so ganz zu Hause, und leuchtete selbst mit einer Zigarre ins mollige Dunkel hinein.

Die Ruine einer alten Ordensburg lag wohl in des Städtchens nächster Nähe. Oder wo sie fehlte, da zauberte lebhafte Phantasie heran, „was sich nie und nirgends hat begeben". Da war ein Klosterberg, der nie ein Kloster getragen hatte, eine Lettenburg, die wohl nur Schwedenschanze gewesen war, ein Einsiedlerwald, in dem als Einsiedler ein lettischer Buschwächter mit sechs lebendigen Kindern saß, ein Paradies sogar und ein Zauberwald, den Kinder nur mit frommem Schauder betraten. Ein Tscherkessengrab mit vergoldetem Halbmonde war allerdings echt. Der Krimkrieg hatte solch einen schönen Sohn seiner kaukasischen Berge hierher verschlagen, der Schwindsucht war er erlegen. Jetzt rauschten mitten in einem Felde Weizenähren um sein einsames Grab. Auf einem Kastanienhügel an der Kirchenmauer lehnte ein grauer Grabstein, darauf gemeißelt ein schlafender Ritter in voller Rüstung. Da mochte Kinderneugier wohl oft nach dem Woher und Warum forschen. So war man von Poesie umstellt, ganz in friedliche Natur und freie Lebensluft hinein geboren.

Es war für die Baltenlande die glücklichste Zeit unter dem Zepter Alexanders II. Bis zu meinem neunten Jahre hörte ich nie ein russisches Wort. Der Vater war unser Zar, die Lehrer waren unsere Minister. Erst in der Großstadt als Quintanet wurde es mir klar, daß wir in Rußland lebten und auch russisch lernen mußten. Leider wurden unsere russischen Lehrer, wie erlöst von jedem pädagogischen Talent, nie ernst genommen. Um so ernster und lieber dagegen das breite, gesunde Leben in so einer Kleinstadt, in der dem Elternhause gegenüber Roggenfelder blühten und der Wald geheimnisvoll in die Kinderstube sah. Die Wiese am Bach war unsere Amme, der Busch unsere erste Schulstube mit all seinen Nestern, Käfern und Schmetterlingen.

Die Letten waren im Straßen- und Marktleben noch ganz passiv vertreten, Russen sah man überhaupt nicht, der Jude blieb meist die komische Figur. Den Ton gaben die Deutschen an, Halb- oder Kleindeutsche genannt, als Handwerker, Krüger, Müller, Kaufleute, und vor allem wieder Edelleute und Literaten. Eine Hauptperson war der Apotheker, Vertrauensrat für viele, mehr wissend als jedes Wochenblättchen. Ein goldenes Herz, mußte er haben, sonst war er

kein kurischer Apotheker. Sonnabends spielte er Whist mit Doktor und Rentmeister, Sonntags schwenkte er den Klingelbeutel über den Köpfen der andächtigen Gemeinde. Am Markttage wies er den Hausfrauen die beste Butterfuhre an. An sonstigen Tagen hatte er offnes Haus für alle Nachbarn drei Meilen in der Runde. Und am nächsten Feiertage fragte er seinen Herrgott: „Bin ich nicht ein glücklicher Mensch?“ Seine Rosen blühten reicher als bei Pastors, seine Liköre nach Geheimrezepten erregten des Amtsvorstehers Neid. An seinem Geburtstage defilierte die freiwillige Feuerwehr mit Fahne und Blechmusik an seiner Freitreppe unter zwei hohen Linden vorüber.

Das Stadtgericht war sehr zahm, meist aus unbemittelten jungen Adligen zusammengesetzt, die es im Gymnasium nicht sehr weit gebracht hatten. In die höheren Klassen wurden sie nicht versetzt, sondern nur „übergeführt“. Und wenn es nichts mehr zu führen gab, wurden sie Richter und fuhren nach den Gerichtssitzungen zur Jagd auf die umliegenden Güter. An Herbsttagen unterhielten sie sich damit, vom Fenster aus Kupfermünzen in den Straßenkot zu werfen, wonach die Judenjungen mit gierigen Händen wühlten. Ihren Urlaub verbrachten sie gern im nahen kleinen Seebade, wo einzelne Adelsfamilien ihre schmucklosen Strandhäuser hatten. Hier mußte der „Pindeljude“ herhalten, der sein Bündel mit Kleinkram auf dem Rücken den Sommer hindurch im Staub der Landstraße schleppte. Hier mußte er „schwimmen“, das heißt auf dem Bauche liegen und mit dem Munde nach einem Geldstück im Sande suchen. Auch dazu war er zu haben, rächte sich aber später als Pferdehändler oder Getreidejude, wobei es ihm eine Wonne war, die Herren „Baröner“ tüchtig hineinzulegen.

Für ästhetischen Genuß im Städtchen sorgte die Frau Doktor. Sie musizierte, übte Konzerte und Dilettantentheater ein, strickte Socken für Armenbasare, häkelte oder stickte für Geburtstage, dichtete auch ein wenig für Polterabendscherze oder Wunderknäuel, aber mit spärlichen Reimen. Jean Paul beeinflußte sie noch stark. Seine „schönen Stellen“ bevölkerten die Stammbücher der Studenten und gefühlvollen Damen. Was Frau Doktor las, lasen alle. Sie verschrieb vor Weihnachten aus Mitau Bücher für Erwachsene und Kinder. Ihr Leseabend war hoch geschätzt.

Ihr Mann war Hausarzt und Hausfreund rund herum, überall. Er überbrückte den Unterschied zwischen den Ständen und war gleich willkommen in Schloß und Hütte.

An milden Sommerabenden, wenn die Fliegen schlafen gegangen und auch die Mücken des Tanzes müde waren, nur noch die Nachtigall im Faulbaum schlug, dann besuchte man sich von Freitreppe zu Freitreppe, den Strickbeutel am Arm, klatschte auch ein bißchen. Und waren die Kinder in den Betten, so wandelte man sogar zum nahen Pastorat hinaus. Dort mußte immer Besuch sein, zu allen Mahlzeiten. Kam er nicht, so fuhr des Pastors Liniendroschke von Haus zu Haus und holte sich welchen.

Und schlief die Kleinstadt endlich, dann grölte wohl noch unter den Fenstern der Idiot der Gasse, den die Straßenjungen jetzt in Frieden ließen — jedes Nest hatte solch einen — und der Nachtwächter, der die Stunden abrief, faßte ihn und sperrte ihn ins schwarze Loch. Solch ein Idiot schlief und starb eigentlich nie. Denn am nächsten Morgen sah er als erster wieder zu, wie die Kühe aus den Hoftoren traten und nachdenklich zur Stadtweide trottelten. Und auf dem Markt blies der Hirt sein verstimmtes Alpenhorn.

Auch die Jugend starb in den kinderreichen Familien nie aus. Denn Heiraten und Kinder waren selbstverständlich. Mit den Ferien kamen sie, aus den Mitauer Schulen die einen, von der Universität die andern. In den heimischen Wäldern ergingen sie sich. Die mußten erste Liebeslust und -schmerzen anhören, Picknicks erleben, Tanz auf dem Rasen zur Drehorgel, Maskeraden, Nüsseschütteln und Pilzesuchen. Und der Fluß im Tal sah Krebsen, Fischestechen, Schlittenfahrt und Eislauf. Wald und Wasser kamen nie so recht zum Ein- und Ausschlafen.

So wuchs das junge Geschlecht im Banne der Kleinstadt heran, und die Alten sahen schmunzelnd zu.

Vollmond. Von Alfred Willy Kunze

Lieber silberner Alter,
Blinkst so gut über Haus und Baum —
Es ist so hell, ich meine, die Falter
Regen die Flügel im Traum.

Herzens dunkelste Pfade
Überbreitet mild und licht
Deine lachende Gottesgnade . . .
Und mein Weg ist wieder liebe Pflicht.

Der Schrei aus der Tiefe

Erzählung von Börries Freiherrn von Münchhausen

Taumeln!! Ein wildhastiger Griff!... Schmerz! Schriller, greller Schmerz, brennender, zuckender ...

Die Nägel meiner Hände beißen sich in den Fels, die Nägel brechen knisternd nach oben um, rasend im Vorbeischeuern suchen die Finger Halt an der Wand ...

Aufschrei, gell in Verzweiflung.

Heißes Fleisch von zuckenden, gekrallten Knochen reißt der rauhe Stein, Haut und Fleisch, blutrote Fetzchen Mensch kleben hingeschmiert an den graugrünen Flechten des Granits ...

Ein letzter Schrei ... „Mathies!!" Gottlob, o, der Schmerz läßt nach, denn ich stürze ...

Weiche Wellen lauer Luft, o wie lind ...

Nur ein Zucken am Seil, als der andere gegen den Grat schmettert ...

⌘ ⌘ ⌘

Wie lange heute die Histologie dauert, endlos, endlos ... Professor Bauriedl schwitzt von der Glut des Münchener Julitages, daß ihm die Tropfen in die weißen Brauen und in den grauen Bart rinnen. Endlos dieses Nachmittags-Kolleg! — — Aber ich bin ja nicht mehr in der Universität, ich falle ja ...

— — — — — — — — — — — — — —

Wie lange ich Mutter nicht sah, — endlos. In ihrem letzten Briefe stand noch: „Gedenke, daß Du mein einziger bist, wenn Du in die Berge gehst." Wenn ich Mutter wiedersehe ... aber ich falle ja ...

— — — — — — — — — — — — — —

Wie lange der Zug durch den Tunnel fährt, endlos, endlos! Wie das an den Ohren braust und rauscht ... Morgen bin ich in Bürgli und sehe, daß ich den Mathies wieder kriege. Und übermorgen ... aber ich falle ja, — endlos lange falle ich, endlos ...

⌘ ⌘ ⌘

Riß — Zuck — Hieb — Riß — ein furchtbarer Schlag mit dem Rücken gegen die Lehne der dritten Klasse ...

Ach nein, — ich fiel ja, und nun — wie schön das viele warme Wasser über den Kopf ...

Seliges Aufwachen, — nein: verfluchtes — ach nein doch: Seliges Aufwachen! Ins Leben!

Der schöne, kühle Schnee, und ganz da oben die weißen Wölkchen vorm Whymper-Kamin. Gar keine Schmerzen ...

Oder bin ich tot und ...?

Nein! — Oh, wie weh tut das Aufrichten! Aber ich kann alles bewegen ... die Füße in den schweren, eisenbeschlagenen Schuhen, . die nackten Knie, ... die blutigen Hände ... Hals, Kopf ...

Wie schön, daß ich lebe, wie schön die weißen Wölkchen oben am Whymper-Kamin!!

⌘ ⌘ ⌘

Langsam will ich aufstehn, – halt, das Seil zerrt ...

Ich wende mich um ...

Da!!!

Entsetzen, — o Gott: Mathies!

— — — — — — — — — — — — — —

Am Rande des milchgläsernen Augapfels sitzt eine Fliege. Weit steht der Mund offen, er lacht mit seinen weißen Bauernzähnen, o, er lacht so, daß er sich den Mund aufgelacht und aufgespalten hat bis zur Mitte der Backe! Die weißen Zähne lachen gellend, die weißen Zähne sind ganz trocken.

Worüber er wohl lacht? ...

Bis zur Mitte der Backe, wo der runde Klumpen ...

O Gott, Gott, Gott, der runde, blutigweiße Klumpen sieht mich starr an!!

Es ist des Mathies herausgequollenes anderes Auge!

Ich stiere hin, ich griffele nach meinem Messer, ich stiere in das mich anstierende Auge, ich säge, ich schneide an dem Seil, das mich an die Leiche fesselt, ich arbeite, ich zerre an dem Seil, ich stiere das Auge an ... Und die weiße blutige Kugel dreht sich schläfrig an ihren schlierigen Strängen nach oben ...

Frei!!

Nur fort von dem gräßlichen Blick der Leiche, ich stürze fort und ... mein Schädel knallt gegen den nassen Stein! — Einerlei wohin, nur fort, dorthin — ich stürze gegen den nassen Stein — dorthin —

Steinwand — — Dorthin! Steinwand!!

Mit einem Stöhnen, das mich selber grausen macht, breche ich in die Knie!

⌘ ⌘ ⌘

Allbarmherziger, ich bin in einer Felsschlucht lebendig begraben, einer Spalte nicht größer als die Zelle des Zuchthauses! Verflucht, du Hund da, daß du mir zu diesem Wege rietest, du bist schuld, du bist schuld! Verflucht ihr Felsen, verflucht du höhnische weiße Wolke da oben, verflucht du selber über den Wolken!!

Lebendig begraben, — mein Mathies, ich weiß nun, weshalb du lachst, du glücklicher, ach du Selig-Toter!!

Und mich ließest du allein, in der entsetzlichen Gruft allein, und kein Auge, das mit mir weint, kein Ohr, das mich hört ...

Hilfe! Hilfe! Hi—i—i—i—ilfee!!!

Oben vor der weißen Wolke, nur wie ein sinkender Fleck im Auge, der unwirklich schwebende Vogel, — höhnisch!

Und da, wenige Meter über mir, auf der winzigen Felskanzel wirbelnder, tanzender Schnee in lustigen Körnchen, — höhnisch!!

Mein Heulen und Fluchen und Hilfeschreien schlug an die Wände wahnsinnig in wildschrillen Echos, dann brach ich zusammen...

„Verflucht Mathies! Verflucht Gott! Verflucht ich selber!!"

Mit schaumigen Lippen biß ich in den Schnee, irrsinnig wälzte ich mich, haute ich mit tobsüchtigen Armen den Schnee, schäumte, schnappte, bellte wie ein toller Hund ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich muß zunächst ruhig werden, ganz ruhig!

Ja, so — ganz still sitzen wie im Kolleg. Und nun muß ich überlegen, ganz logisch, ganz klar: Gibt es eine Möglichkeit, eine Hoffnung?

Doppelt, dreifach-kirchturmhoch steigen die Felsen an, kein Griff, kein Band, keine Traverse, kein Kamin!

Nur dort, wenige Meter über mir, der kleine Vorsprung, auf dem die Schneekörnchen in ewigem Wirbel tanzen, in ewigem Spiel in die Höhe gerissen werden —

Also: alles Klettern ist völlig ausgeschlossen, selbst dahin reicht nur der Blick meiner entzündeten Augen.

Wieviel habe ich zu essen?

Zunächst muß ich Schnee, einige Handvoll Schnee auf sein Gesicht und das fürchterliche Auge ...

In Mathies' Rucksack unser Vorrat: ein Dreiviertelsbrot, vier Tafeln Schokolade.

Mehr nicht?!! Vielleicht doch!

Schnell: Seine Pfeife, sein Tabaksbeutelchen, seine Kletterschuhe, ein Taschenmesser, ein Kompaß, ein Gebetbüchlein — nichts mehr!!

Wenn ich das Brot einteile, — wie sagte Professor Krehl mal im Kolleg? ...

Vielleicht neun Tage ...

Und dann? Und dann?? Dann???

Und als Getränk nur den Schmelzschnee aus den Händen!

⁂ ⁂ ⁂

Ich bin ganz klar heute, gestern hab ich übertrieben. Ich halte vielleicht doch elf Tage aus. Freilich wird mir sehr das Fleisch fehlen ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Da war es, als ob ein starker Mann hinter mich trat und mir den Kopf langsam herumdrehte — ich wehrte mich mit allen Kräften, aber er drehte meinen Kopf herum, daß die Halswirbel knirschten, er drehte meinen Kopf, bis meine Augen auf den dunklen Haufen Kleider starrten, da in der Ecke meiner Felsenzelle. Und aus dem Kleiderhaufen hingen gelb wie altgewordene Kerzchen die Finger einer Hand heraus, gelb in den weißen Schnee des Bodens, schmutzig in den reinen Schnee ...

— — — Fleisch! — — —

Die Nägel fingen vom Nagelbett her schon an blauschwarz sich zu verfärben ...

⁂ ⁂ ⁂

Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich starrte hinauf in den stahlblauen Himmel, an dem die Sterne flimmerten. Dann kam der Mond, er kam qualvoll langsam, und er ging qualvoll schnell. O, das liebe Licht, es war ja so hell, daß ich den Schnee auf der Kanzel sehen konnte, wie er durch den Sog in der Schlucht an dem schwärzlichen Felsen hinaufwehte. Es war sehr kalt, ich lag zitternd und von Kälte zusammengebogen im Winkel des Kessels. Das Klappern meiner Zähne schlug an die schwarzen Felsen in kleinen, schnatternden Echos.

Ich konnte in dieser Nacht nicht schlafen, denn ich erlebte etwas Furchtbares. Ich hatte geglaubt, der Schnee würde die Leiche ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Aber die Leiche begann zu stinken. Süßlich, widerlich-fad krochen die ersten Dämonen der Fäulnis durch mein enges Stübchen. Hier unten stand die Luft dick und schwer wie Öl um mich, regungslos, — ach, ohne jenen Luftwirbel da oben. Ich wühlte mich in den Schnee gegen die Kälte ...

⁂ ⁂ ⁂

Wenn ich doch meiner Mutter einen letzten Gruß sagen könnte, — falls später ein Bergsteiger meinen — unsere Leichname hier entdecken sollte. Freilich, sie glaubte ja an den spiritualistischen Unfug von der Seele und sagte hundertmal, daß sie es spüren würde, wenn mir was zustieße.

Der Unfug von der Seele!

Womöglich gar ein „lieber Gott", der mich erst geschaffen hat, um mich nun spöttisch lächelnd durch diesen gewaltigen Felsen-Tubus wie durch ein Mikroskop zu beobachten. Und ich verrecke langsam vor seinem allgütigen Blick! Und der hohe Herr hat seinen Spaß daran ...

⁂ ⁂ ⁂

„Meine liebe, heißgeliebte Mutter, auf den Rändern dieses Gebetbüchleins meines Mathies sollst Du einen letzten Gruß von Deinem Jungen haben. Freilich ist die Wahrscheinlichkeit, daß wir gefunden werden, gering, denn in diese Felsschlucht wird wohl kaum einmal jemand hinuntersteigen. Es ist aber nicht schlimm, ich habe keine Schmerzen und werde sanft sterben. Ich habe eine große Wunde, an der ich verblute, es stirbt sich ganz leicht und gelinde. Ich denke an Dich und Deine grauen Haare, und daß Du mich doch so lieb gehabt hast. Ich danke Dir für Deine viele viele viele Liebe, besonders nach Vaters Tode. Und daß Du mir das Studieren ermöglicht hast mit so viel Not. Gewiß hast Du oft sogar Hunger gelitten für mich, heute, — d. h. heute, wo ich erwachsen bin, — kann ich das erst recht verstehen, was das bedeutet, daß Du vielleicht für deinen einzigen Sohn gehungert hast. Mein Muttili, ich danke Dir mit jedem Blutstropfen! — Nach Schluß der Vorlesungen bin ich für acht Tage in die Berge gefahren, nach Bürgli, wo ich doch meinen Mathies hatte. Wir haben sechs Tage lang herrliche Wanderungen und Klettereien gemacht. Dann wollte ich ins Nachbartal hinüberwechseln, schickte mein Gepäck mit der Post und stieg mit dem Führer über die Paßhöhe. Dabei faßte ich leider den Entschluß, genau oberhalb Bürgli die Teufelswand zu durchqueren. Ich sah den ganzen Weg über das kleine Kirchlein grade unter mir. Mein Mathies riet mir dringend ab, er ist völlig schuldlos an dem Unglück, aber dann ging er natürlich doch mit. Unterhalb des Whymper-Kamines sind wir abgestürzt, ich glaube, die Schlucht heißt der Totentobel. Es ist nur noch wenig Platz auf dem Rande, darum schreibe ich immer nur wieder: Dank, Dank, meine geliebte alte Mutter ...“

⌘ ⌘ ⌘

Heut bin ich erschrocken, denn ich habe etwas gespürt wie Fieber. Wohl vom Hunger. Oder von dem entsetzlichen Gestanke, der mir jeden Atemzug faulig vergiftet.

Ich habe allen Schnee auf ihn gehäuft, aber die Jauche läuft gelblichgrün aus dem niedrigen Hügel heraus und ihr Geruch erstickt den Atem, grauenhaft schmecke ich die Fäulnis am eigenen Gaumen. Ich habe gebrochen vor Ekel, aber ich würgte und würgte ja nichts heraus. O dieser fürchterliche Ekel, dieser fürchterliche Gestank!

Wieder eine Nacht, wieder ein Tag!

Ich bin ins Lesen geraten, es war, als ob die Sätze in dem Büchlein meine Augen wie mit heimlichen Netzen einfingen. Freilich, was sollen mir diese Gebete, — es sind ja auch katholische ... Aber mein Gott, wie konnte ich darüber so oft hinweglesen! In diesem Büchlein des Toten steht ja das göttlichste Gebet, das je von Menschenlippen kam! Es heißt: Die Geheimnisse des Heiligen Rosenkranzes, und ich lese es immer wieder, immer wieder ...

Gott will, daß wir beten und arbeiten und nie verzweifeln. Es kommt ihm gar nicht darauf an, was wir arbeiten, wir sollen nicht arbeiten um des Werkes willen, sondern um zu arbeiten.

Vielleicht ist Arbeit das einzige Mittel gegen die Verzweiflung?

Ich habe ja den Pickel noch, und so habe ich angefangen, Stufen in die senkrechte Wand zu schlagen.

Ob Gott wirklich lebt? Ob es nicht ein blöder Zufall war, daß ich das Firmungs-Büchlein in des Mathies Rucksack fand ...

⌘ ⌘ ⌘

Es ist das Fieber, ich spüre es an Puls und Schläfen. Ich liege stundenlang ganz still und sage die frommen Worte her von Jesus:

„Der in uns den Glauben mehre ...
Der in uns die Hoffnung stärke ...“

Ach Hoffnung! Worauf?

Dann habe ich wieder Stufen geschlagen, nun bin ich bald an der kleinen Kanzel. Aber das Fieber und die fürchterliche Luft machen mir die Arbeit zur Qual.

Qual?

Ach **nein**, die Arbeit allein hält mich ja noch aufrecht! **Das Büchlein hat doch recht**: Wenn ich nach den Stunden der Mühe herabsteige in mein stinkendes Grab, fühle ich mich glücklich!

Nie hätte ich geglaubt ...

Aber ich finde kein anderes Wort: Wenn ich so hart gearbeitet habe und dann still in der Schneehöhle liege und — ja, — ich fühle ein Glück, das mir früher fremd war!

⌘ ⌘ ⌘

Nein, nicht das Buch: **Gott, du hast recht!**

Ich knie und bete, bis ich in fieberwirren Schlaf falle.

Und dann steige ich die Stufen hinan und arbeite wieder ...

Stufe um Stufe ... Stufen zu Gott!

⌘ ⌘ ⌘

In dem Büchlein steht, man solle für jeden Wochentag gewisse Erinnerungen an die Heilige Geschichte in das schöne Gebet einfügen.

Welcher Wochentag wohl heute ist? Dienstag stiegen wir von Bürgli auf, — da wäre heute wohl wieder Dienstag? Vielleicht ist eben gerade die Stunde, in der ich sonst in



Schwere Scholle. Farbenholzschnitt von Prof. Carl Alex. Brendel



der Anatomie saß. Wie viele wüste, rohe Redensarten haben wir jungen Toren da im Munde geführt, gottlose, gotteslästerliche Reden. Wir spotteten über den Glauben, wir Narren, und keiner von uns wußte, was Glauben ist! Und am allermeisten spotteten wir über den katholischen Glauben als den tollsten Aberglauben.

Ach, ich Narr, ich Narr!

Und nun zuletzt werde ich klug . .

⌘ ⌘ ⌘

Gott will, wir sollen nicht verzweifeln an ihm und an uns, und so muß ich auch sagen, daß wir nicht so schlecht waren wie unsere gotteslästerlichen Reden. Wir taten aus Großsprecherei so stark, wie kleine Jungens, die in der Freiviertelstunde über den Lehrer spotten.

Aber es gab wohl keinen unter uns, der nicht auf Augenblicke — beim Zerlegen eines Organs, beim Anstaunen eines der in tausend Wundern herrlichen Präparate — sehend war. Wir spürten, daß da etwas lebte, das nicht aufging in der blöden materialistischen Rechnung, wir ahnten Gott.

Aber wir fürchteten ihn, weil er nicht in unsere kindisch-simpele Weltanschauung paßte.

Und deshalb spotteten wir. Aus Gottesfurcht spotteten wir über Gott! Narren, Narren!

Und nun? —

Ich bete nicht um Rettung, ich bete um ein seliges Ende. Und mir ist so friedlich dabei, als läge ich wieder wie als ganz kleiner Junge in meiner Mutter Armen und sagte:

„Lieber Gott, mach mich fromm,
Daß ich in dein Himmel komm!“

Ich höre Mutters blaue Schürze leise knittern und spüre den sauberen Duft der Stärke . . .

⌘ ⌘ ⌘

Wenn man den Hund peitscht, so gehorcht er — wenn Gott uns bekehren will, so mißhandelt er uns. Welch ein Gedanke!

Was kann ihm an einer erquälten Zustimmung liegen! Was gelten erzwungene Versprechen, herausgezerrte Ergebenheitsbeteuerungen! Tat Gott so mit mir?

Nein, es war nicht der Sturz, es ist nicht der Tod, die mich zu ihm treiben, es ist das Gebet, das ich da zufällig fand. Nicht die Geißel des wilden Unheils treibt, sondern die weiche Hand der stillen Worte führt mich an seine Seite. Wenn es anders wäre, könnte Gott nicht stolz auf seine Tat sein!

Und ich nicht geruhig in ihr und ihm.

So habe ich, wie es einem gebildeten Manne zukommt, sauber das Konto meines Lebens abgeschlossen, und alles hat seinen zureichenden Grund.

Oder nicht?

⌘ ⌘ ⌘

Heute begannen die fürchterlichen Schmerzen in den Eingeweiden, im Rücken und hinter der Stirn. Ich weiß, das ist der Anfang vom Ende. Ich habe seit zwei Tagen gar nichts mehr zu essen gehabt, aber ich kaute die Lederriemen des Rucksackes und suchte mir reinen Schnee dazu.

Wenn ich grobe Steine in den Mund nehme und so darauf beiße, daß ihre Kanten mir den Gaumen zerfleischen — auch das hilft etwas. Mein eigenes Blut macht mich satt, bis es mich anwidert.

⌘ ⌘ ⌘

Lieber Gott, wie dankbar bin ich, daß du mir dies Schicksal gesandt hast! Ohnedem wäre ich vielleicht ein schlechter, ein ungläubiger Mann geworden und hätte meine unsterbliche Seele im Dreck des Lebens verkommen lassen. Und nun schickte deine gnadenreiche Hand mir diesen Sturz und dies liebe, winzige Büchlein mit den zerlesenen, losen Seiten.

Ich danke dir, du lieber Gott!

Zwar muß ich sterben ohne Sündenvergebung, ohne letzte Wegzehrung und Ölung. Aber du weißt, Gott, ja, du weißt, Gott, daß es nicht meine Schuld ist!

Ob ich morgen noch arbeiten kann? Ich bin matt zum Sterben. Und ich bin müde und bereit zum Sterben!

⌘ ⌘ ⌘

Gott hatte noch nicht genug! Gott wollte noch mehr von mir! Gott war noch nicht satt meiner Qualen!

Heute schlug ich die letzten Stufen zu der kleinen Kanzel, ich schlug sie mit letzter Kraft und sagte laut dabei: „Zu Gottes Ehre arbeite ich! Zu Gottes und der heiligen Jungfrau Ehre arbeite ich tags und bete nachts!“

Und mit letzter, allerletzter Kraft hob ich mich auf den schmalen Felsvorsprung.

Nun saß ich und atmete in dem wilden Luftwirbel dort zuerst wieder frische Luft . . .

O Gott, Luft!

Was wußte ich denn früher von diesem Segen reiner Luft! Mit jedem Atemzuge durchdrang sie jetzt meine Lunge, ja meinen ganzen Körper wie starker Wein, ich atmete mich trunken an ihrer wilden Frische, obgleich das alles ja doch nur die Qual meines langsamen Sterbens verlängert. Aber was fragte ich danach, ich atmete, ich sog, ich trank und vergaß auf Minuten mein grauenhaftes, luftloses Grab unter mir.

Und nun beten!

führen wollte, um die Nähe einer Frau, die ich namenlos bewunderte in ihrer geistvollen Lebhaftigkeit, ihrer Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne.

„Also, versuch's."

Im Grunde waren mir all diese Erörterungen schrecklich peinlich und ich hätte mich totgeschämt, wenn ich mir im Anschluß an oft so wundervolle, reiche Stunden, wie sie Großmama künstlerisch bot, über eine versagte Mehlspeise Gedanken gemacht hätte, die Mama in Großmamas Gegenwart im Gasthaus, wo wir speisten, nicht zu bestellen wagte. Als ich aber dann allein mit ihr blieb, um als Übergang zu Paris vom Wiener Saisonbeginn zu naschen, gewann früher wenig Beachtetes doch immerhin eine gewisse Bedeutung, und zum ersten Male spürte ich gewisse Selbstverständlichkeiten des täglichen Lebens auch nur zu streifen, eine seltsame Scheu Großmama gegenüber. Ich suchte es immer zu überhören, wenn sie in unserem alten feudalen Elisabeth-Hotel in der Weihburggasse in Wien das Frühstück derart bestellte, daß es eines geradezu mathematischen Talentes bedurfte, um den Kaffee zwischen ihr, mir und der Jungfer so zu verteilen, daß wir von einem Kaffee überhaupt sprechen konnten. Die selbstgekaufte Butter wurde von ihr auf durchsichtig dünne Brotschnitten gekratzt, und dann — mit einem unleugbar bezaubernden Lächeln, das alles vergessen ließ: „Bist du satt oder ... soll ich noch etwas kommen lassen ...?" Niemals hätte ich den Mut aufgebracht zu sagen: „Ja ... laß etwas kommen." Denn fast unheimlich war der Ausdruck, der in Großmamas grünschillernde Augen kam, jedesmal wenn sie ein Attentat witterte auf das, was sie „Genügsamkeit" nannte. Zudem hatte ich keine Ahnung von Geld. Wenn Mama beim Einschreiben ihrer Ausgaben auszurufen pflegte: „Wie das Geld fliegt ...!" so weckte das in mir keinerlei bedrückende Vorstellungen. Großmama rief niemals: Wie das Geld fliegt! ... aber ich fing schon an, mir heimlich Semmeln und Schokolade zu kaufen, weil ich nicht wagte zu gestehen, daß ich ein ganz gemeines Hungergefühl nie ganz los wurde.

„Es ist nicht hübsch, wenn eine Frau viel ißt," sagte Großmama manchmal und nahm ostentativ sparsam von der bestellten Speise.

Wenn wir aber eingeladen waren — entwickelte sie merkwürdigerweise einen fabelhaften Appetit und forderte auch mich durch Blicke und ermutigende Scherze auf, zuzugreifen. Das ärgerte mich jedesmal schrecklich. Es war allerdings das einzige, was mich an ihr ärgerte, und nach wie vor sah ich in ihren eines Leidens wegen stets behandschuhten Händen den goldenen Schlüssel zum Paradies der Kunst blinken. Ich bewunderte sie glühend, und sie war stolz auf mich, sie kokettierte mit mir in der Gesellschaft. „Meine Enkelin ..." Sie warf mir über die Länge einer Tafel einen Luftkuß zu. Alle blickten mich an. Sie setzte mich, die ich noch nichts war, nichts kannte — in Szene. Meine vier Sprachen, die mir gleich geläufig waren, meine Musik — der Führer der ukrainischen Bewegung, der berühmte ukrainische Klaviervirtuose und Komponist Lissenko war mein Meister gewesen — mein Abiturium ... meine „Absicht, mich der Bühne zu widmen ...", das alles geschickt und liebenswürdig von ihr ausgemünzt, drückte mir in Wien den Stempel des Besonderen auf.

Die Enkelin von der Schuselka, die — als sie noch Brüning geheißen hatte nach dem ersten Manne — die Wiener in einen Taumel des Entzückens versetzt hatte und bis auf den heutigen Tag von der Front des Karltheaters in ewiger, versteinerter Jugend als Sinnbild des entschwundenen Frohsinns auf die einzig schöne Donaustadt Wien herablächelt, die Enkelin des unvergeßlichen Direktors Karl Baron Bernbrunn... nein — des Politikers Dr. Franz Schuselka ... a woher: wie die Brüning den Schuselka g'heirat' hat — da war ... Die Wiener kannten die Geschichte meiner Großmama weit genauer als ich selbst. Und wenn ich die ersten Wochen große Augen machte und alle durch Erziehung überkommenen bürgerlichen Begriffe plötzlich wie von einem Strudel in eine Tiefe gerissen sah, die ich noch bis vor kurzem nicht geahnt hatte, dann sagte Großmama mit einer unnachahmlichen Geste — der Geste der ganz großen Dame, die sie manchmal an sich hatte und der nichts Theatralisches anhaftete, einer Geste, die eine seltsame Gemeinsamkeit schlang um sie und Papa: „Liebes Kind, mein Leben gehört der Geschichte an. Dein Papa hat recht — eine Dame soll comme il faut sein. Ist sie aber nichts anderes als das — so ist es verdammt wenig."

Ich war noch nicht in Paris. Daß Großmama in Paris, in der Passage de l'opéra ein deutsches Theater geleitet hatte, mutete selbst mich fast wie ein Märchen an. Es machte ihr Spaß, mich den zwei Mitgliedern ihres einstigen Personalbestandes vorzustellen. Der eine war der Oberregisseur Tetzlaff, der gerade im Begriff stand, einen Antrag an die Berliner Hofoper zu unterschreiben. Sie hatten einander lange nicht gesehen. Die Erinnerungen sprudelten ihnen nur so von den Lippen: „Da können's aber was lernen von der Großmama," sagte er mir.

Und dann wurde viel gelacht über das „rote Schnupftüchel", das der junge Schauspieler aus dem Abteilfenster schwenken sollte damals, damit „die Frau Direktor ihn in dem unheimlichen Paris gleich erkannte"; und das in der Aufregung des Eintreffens im Seinebabel, wie Paris damals genannt wurde, sich als weiß erwies. Wodurch die Erkennung beträchtlich erschwert wurde.

„Da hat's denn gleich den ersten Anraunzer gegeben von der Frau Direktor —

denn spaßen hat sie nicht mit sich lassen. Is sie noch so streng, Fräulein Olga?"

Ich verneinte lachend. Es waren ja auch wirklich die Flitterwochen meines Zusammenlebens mit Großmama ...

Wir reisten nach Frankfurt am Main. Dort lebte als glücklicher Familienvater und bekannter Maler Großmamas „jugendlicher Liebhaber" — der „schöne Junker". Die Begrüßung war noch wärmer. Der Erinnerungen gab es noch mehr. Die Gründung des Pariser Theaterchens erstand vor meinen Augen. Anläßlich eines Hofkonzertes in den Tuilerien war es gewesen. Großmama war eingeladen worden, einen Wiener Walzer vor Eugenie und Napoleon III. zu singen. Sie sang und tanzte Lanner. In einem rosa Seidenbrokatkleid, mit zahllosen Rüschen. Man hatte kein Podium errichtet, sondern nur einen Teppich vor dem Flügel ausgebreitet, der bis zu den Sesseln des Kaiserpaares reichte. Im Feuereifer des Tanzes — vielleicht aber auch aus gewollter Koketterie — warf Großmama ihr schönes Kleid so kunstvoll in die Luft, daß eine seiner Rüschen die Nase Seiner Majestät leicht kitzelnd streifte ... Die unvermutet über ihm zusammenschlagende rosa Wolke brachte ihn auf die rosigsten Gedanken. „Cette satanée petite Viennoise ..."

Er fragte sie nach dem Konzert, als sie in tiefer Verbeugung und mit schelmischem Lächeln vor ihm verharrte, „was sie sich wünsche". Eine gefährliche Frage für einen Herrscher, von dem Erfüllung vorausgesetzt wird. Aber sie hatte schon ihren festen Plan. „Ein deutsches Theater in Paris, Majestät," antwortete sie, ohne einen Augenblick zu zögern.

„Rien que ça? ... Sapristi ... Eh bien, petite madame — on verra ..."

Und — sie bekam es. Seine Majestät griff tief in seine Privatschatulle. Die satanée petite Viennoise hatte im Zeichen Lanners gesiegt.

Und von einem zweiten Erfolg des Wiener Walzers erzählte Großmama ihrem jetzt so stattlichen, damals aber ätherisch schlanken ehemaligen Mitglied. Während der Belagerung von Paris wurde ein großes Festival gegeben zugunsten der Verwundeten. Auf Blumen und sonstige Aufmerksamkeiten hatten die Mitwirkenden von vornherein verzichtet. Als aber Großmama in ihrer unnachahmlichen bestrickenden Art und in dem gleichen weiten rosa Brokatkleid den Lannerschen Walzer gesungen und ihn noch zweimal hatte wiederholen müssen, da ließen es sich die Herren des französischen Komitees nicht nehmen, ihr das Kostbarste, was sie in der Eile auftreiben konnten — in einer Tüte mit Kante aus Papierspitze zu überreichen — ein Pfund Kartoffeln. Es war die Zeit, da die Ratten aus der Bibliothèque Mazarin als feinstes Wildpret angezeigt und zu schwindelhaften Preisen verkauft wurden und Kartoffeln kaum noch auf die kaiserliche Tafel kamen ... Eine Künstlerin, die ein feindliches Publikum mit einem Wiener Walzer zu Beifallsstürmen hinriß, wurde einer Kaiserin gleichgestellt ...

Das rosa Brokatkleid aber feierte seine Auferstehung im Jahre 1900 — auf mir, als ich unter Wolzogens Führung mit dem berühmten „Überbrettl" durch deutsche und fremde Lande zog und in St. Petersburg als „Diseuse" in drei Sprachen meine Heimatsberechtigung in drei Ländern öffentlich betonte.

Aber ich greife vor. Noch war ich nicht einmal in Paris. Nur auf dem Wege dahin, und die Stationen, die wir vorher machten, waren wie ein schöner Spaziergang, auf dem Großmama mich ihre eigenen Reminiszenzen wie einen duftenden Blumenstrauß pflücken und sammeln ließ. Der älteste Sohn des „schönen Junker", Hermann Junker, damals ein übermütiger junger Tollkopf, der mich um Paris beneidete — ist heute der bekannte Pferdemaler, der sich durch seine feine und elegante Kunst einen hervorragenden Namen geschaffen hat und lange Jahre ein verhätschelter Liebling des badischen Hofes war.

Auch nach Düsseldorf brachte mich Großmama, damit ich meine Großtante Basson, die Tochter Heinrich Marschners, kennen lernte. Eine feine, in der Beschränktheit deutscher Beamtenverhältnisse zur Entsagung alles Künstlerischen gezwungene Frau. Weder in den sehr schönen Töchtern, noch in dem Sohne Leo, mit dem ich lange Jahre auf das herzlichste befreundet war, flammte etwas von Wohlbrück-Marschnerschem Künstlertum. Ich sah damals nur den kleinbürgerlichen Zuschnitt eines sparsamen Haushalts und meinte ersticken zu müssen in solcher Atmosphäre.

Weiter ... weiter ...

Weimar!

Die alten Fräulein Stahr, die nur mehr wie ein grauer Barègeschatten durch Weimars stille Straßen schwebten und einen seltsamen Moderduft welker Kränze an sich hatten, legten mit ihren blutlosen Fingern meine Hände auf das alte, von Liszt geheiligte Klavier. „Wenn du den Meister in Paris siehst, Kleine — grüße ihn von uns ..." Er ...! Das Bewußtsein, daß „Er" dort irgendwo lebte, atmete, war nunmehr alles, was sie noch mit der Gegenwart verknüpfte. Ich behielt noch lange die zwei Fürwörter im Ohr: das vergötternde „Er", mit dem Liszt gemeint war, das bitter abweisende „Sie", mit dem sie die zweite Frau ihres Vaters Adolf Stahr, die berühmte Romanschriftstellerin Fanny Lewald bezeichneten, von der Hebbel einst schrieb „... die Erste, die ich nicht zu Ende bringen konnte, herz- und phantasielos, dabei eine Wichtigtuerei sondergleichen. Wenn das wahr wäre, was die zu sein glaubt ..."

Moder ... Grabeskälte ... raschelndes, abgestorbenes Laub —

Weiter ... weiter ...

In Weimar hatte Papas verwitweter Bruder sich ein Haus gebaut, in das er sich eine junge Frau zu sechs erwachsenen Kindern hereingeholt. Seine älteste Tochter Lyda, die sein Haus tadellos geführt und sich mit der jungen baltischen Stiefmutter nicht verständigen konnte und mochte, wurde von Großmama aufgefordert, mit nach Paris zu ihr zu kommen. Großmama lockte mit Geselligkeit und allen einem jungen Mädchen zugänglichen Verführungen einer Pariser Saison. Im Grunde wollte sie eine Stütze haben, die sie entlastete, damit sie sich ungestört mir widmen konnte. Wir haben mehrere Jahre Seite an Seite in Großmamas Pariser Heim in der Avenue Friedland 43 gelebt — wir haben gemeinsam unsere ersten großen Bälle besucht, unsere großen Kunsteindrücke zusammen empfangen — innerlich nahe sind wir uns nie gekommen.

Jedenfalls offenbarte sich bald der gähnende Abgrund zwischen den nach großzügigen russischen und den damaligen nach engen deutschen Grundsätzen aufgebauten Erziehungsresultaten. Obwohl etliche Jahrre jünger als meine Kusine und ohne den zehnten Teil ihrer Erfahrung in Dingen des praktischen Lebens, war ich doch in der Beurteilung von Persönlichkeiten, im Nachspüren seelischer Zusammenhänge und meiner Einstellung auf sie die weit Überlegene. Schon damals spürte ich, daß man nicht mit überkommenen Begriffen einer in ihrer widerspruchsvollen Vielfältigkeit so schillernden genialischen Persönlichkeit, wie Großmama eine war, beikommen konnte. Man mochte sie hassen, gewiß oft unter ihr leiden — sie beschnüffeln und bekritteln in kleinbürgerlicher Entrüstungsmoral, das durfte man nicht.

Schon auf der Fahrt nach Paris fühlte ich die Kluft, die mich trotz mancher späterer Mädchenvertraulichkeit von Lyda trennen mußte. Krampfhaft mußte sie an die Stiefmutter denken, um nicht noch von unterwegs umzukehren. Mit von Tränen geschwollenen Augen stieg sie in Paris aus unserem Abteil erster Klasse, ich mit brennenden Wangen und unter atemraubendem Herzklopfen. Gewiß war es ein strategischer Fehler, daß sich Lyda mit der Jungfer in das Handgepäck teilen mußte, während Großmama sich auf meinen Arm stützte.

Ein Herr kam auf uns zu.

„Monsieur," sagte Großmama nur.

Graf P ..... ministre plénipotentiaire, stand auf seiner Visitenkarte. Mir und meinem Vetter Georges, der jetzt seine zwei letzten Jahre im Stoyschen Institut in Jena absolvierte, war er aus unserer Kinderzeit her nur der maßlos gefürchtete „Onkel Schweig".

Ich hatte ihn nicht mehr gesehen, seit ich als Kind mit Mama einen Winter in Paris zugebracht hatte, während Papa in China weilte. Ich erinnerte mich nur eines oder zweier grabesstillen Diners, während deren alles in mir erstarrte, wenn sein Blick über mich hinglitt, und des kurzen, trockenen „Schweig", das er meinem Vetter zuwarf, wenn er — verwöhnt und immer ungebärdig — es wagte, bei Tisch den Mund aufzutun. Ich wußte, daß Monsieur, wie er offiziell genannt wurde, ein ganz alter „Jugendfreund" von Großmama war, kannte sogar seine Schrift, da kein Tag verging, an dem nicht ein Brief von ihm in Schottwien eintraf.

Und nun stand er da: mittelgroß — weder elegant, noch schön, noch bedeutend. Er gab uns allen die Hand, mit leichtem, kühlem Druck. „Vous avez fait bon voyage ...?"

Und wenige Augenblicke später saßen wir in einem der greulichen Omnibuskästen und warteten auf das große Gepäck. Wider Willen befangen streifte ich Großmama mit dem Blick ... Was war mit ihr geschehen? ... Wo war ihre souveräne Heiterkeit, ihre liebenswürdige Bestimmtheit? Sie kam mir plötzlich vor wie ein Pensionatsmädchen, das vor den Augen des Herrn Lehrers schüchtern auf ihre Würde Bedacht nimmt. Der Wagen setzte sich in Bewegung, ratternd, langsam. Der Himmel hing grau und schwer über den grauen, häßlichen Häusern. Es fing an zu nieseln.

„Eh bien, Mademoiselle Olga, reconnaissez — vous Paris?"

„A peine, Monsieur ..."

„Et vous, Mademoiselle Lyda ... vous n'y êtes encore jamais venu?"

„Non ..."

„Monsieur," soufflierte ich. Sie trat mir auf den Fuß: „Laß mich zufrieden."

Ich sah es — in Großmamas Seele tobte Sturm. Schweigend fuhren wir weiter, bis der Wagen hielt. Der Concierge brachte den Schlüssel, das Gepäck wurde abgeladen. Wieder ein kühler Händedruck.

„A ce soir donc, mesdames."

Es war eine sonnige Fünfzimmerwohnung unterm Dach. Von hier aus sollte ich meinen Anlauf nehmen — ins Leben ... in die Kunst.

Drei Zimmer nach vorn, auf die elegante, breite Avenue hinaus: Großmamas Schlafzimmer in graugrün gehalten, die Wände mit Stoff bezogen, urgemütlich. Daneben der zweifenstrige Salon, die Möbel unter weißen Schutzhüllen ... die zu meinem Ärger nie — nur zu ganz großen Gesellschaften abgenommen wurden. Aber sie deckten mehr, als nur kostbaren Seidenstoff. Sie deckten Erinnerungen. Erinnerungen aus Großmamas Wiener Glanzzeit am Karltheater, „die der Geschichte angehört". Aus diesen Stoffen waren ihre zwei herrlichen Changeantkostüme genäht gewesen: blau und goldgelb. Heute — vielleicht dank den ehemaligen greulichen Schutzhüllen — stehen die Möbel in meinem Berliner Salon, und an der Wand hängt ein nach meinem Tode dem Wiener Theatermuseum zu überlassen-

des Bild, das Großmama in zwanzig Aquarellen in ihren Hauptpartien und Rollen darstellt und auf denen dieser selbe blaue und gelbe Stoff in bauschigen Krinolinenröcken verarbeitet zu sehen ist ...

Neben dem Salon das hübsche Eßzimmer aus wundervollem Mahagoni, von dem nichts anderes zu sagen ist, als daß in ihm alle drei Wochen das durch Jahre stets gleichbleibende Whistdiner stattfand: potage, vol au vent, rôti de veau à la Marengo und tarte St. Honoré ... Für gewöhnlich wurden die frugalen Mahlzeiten in Lydas Stube eingenommen, in der ein breites Himmelbett und ein Spiegelschrank aus Großmamas alter Wohnung die Staatsstücke waren ...

Mein kleines Zimmer hatte weder Spiegelschrank noch Himmelbett. Nur einen Placard und ein zusammenlegbares Feldbett, das tagsüber unter einem Stoffüberzug in quadratischer Form die Wand „zierte". Dafür ein Klavier — ein scheußlicher alter Klapperkasten, auf dem sich Lyda manchmal zu ihren geliebten Jensenschen Liedern oder „Ich grolle nicht" begleitete. Ich benützte es als Etagere oder Bücherregal. Der Waschtisch war so klein und primitiv, daß mir alle Respektlosigkeiten einfielen, die mir in Goethes Schlafzimmer zu Weimar über Körperpflege der damaligen Zeit durch den Sinn gegangen waren. Zum Glück gab es einen Wäschekübel in der Küche. Mein Staatsstück war der große, verschließbare Empiresekretär mit seinen unzähligen Laden und kleinen Schiebfächern. Und dann gab es noch etwas, dessen Bedeutung mir aber erst allmählich klar wurde: jenseits der nicht sehr breiten, vornehmen Straße ein breites Fenster, das von der Innenseite mit wundervollen schweren Spitzen verhangen war. Der Vergeßlichkeit einer fremden Zofe, die manchmal die Läden herabzulassen unterließ, verdankte ich bald die gründlichste Kenntnis einer bis in die kleinste Einzelheit gehenden raffinierten Körperkultur im Rahmen eines mit höchstem Luxus eingerichteten Toilettenzimmers einer jungen Pariserin.

In diesen ersten Stunden fielen mir meine herrlichen, mit allem Komfort ausgestatteten Räume bei meinen Eltern ein. Wo waren die Bücherschränke, der breite Toilettentisch... die Sessel, das Ruhebett ... die hübschen Portieren aus blumiger Cretonne, das herrliche Bett mit der seidenen Decke ...

Also ... ja ... ich gebe es zu ... Kunst, Zukunftsträume von Ruhm und Glanz ... alles versank in nichts.

„Siehste — nu heulst du auch!"

Wie zwei vom Sturmwind verwehte hilflose Kinder — so saßen Lyda und ich nun auf den zwei einzigen Stühlen meines Zimmerchens, dem ein riesengroßer, über dem Kamin eingelassener Spiegel in Goldrahmen den trügerischen Schein einer verwegenen Pracht lieh — und weinten uns einträchtig und schmerzvoll in die nächsten Stunden unseres neuen Lebens hinein.

Zudem hatten wir Hunger. Aber wir wagten nichts zu sagen. Großmama bot uns von selbst ein Stückchen Schokolade an mit einer Scheibe Brot: „Um sieben dinieren wir ja schon drüben bei Monsieur!"

Wir packten aus, räumten notdürftig ein. Ich hörte Großmama zu dem Mädchen, einer Böhmin, sagen: „Tun's dem gnä' Fräulein beim Ankleiden helfen, Anna."

So wurde mir mein Privileg, angekleidet zu werden, auch hier nicht entzogen. Das tröstete mich ein wenig. Nachdem ich fertig war, kam Lyda herein, sehr erhitzt, in einem wunderhübschen, husarenblauen, ausgeschnittenen Kleid, das ihre sehr schöne Blondinenhaut zu entzückender Geltung brachte. Ich konnte mich wirklich verstecken vor ihr, mit meiner Backfischschlankheit. Hatte ein einfaches, dunkles Kleid angelegt, da mir der „Onkel Schweig" durchaus nicht eines großen Toilettenaufwandes würdig schien. In dem Augenblick, da Lyda zur Vervollständigung noch einen leichten Spitzenkragen umlegen wollte, trat Großmama ein: „Seid ihr fertig, Kinder?"

Ihr kleines, lebhaftes Gesichtchen mit den grün schillernden Augen erstarrte plötzlich zu einer medusenhaften Maske. Mit einer Handbewegung riß sie der entsetzten Lyda den Spitzenkragen von den Schultern, schlug ihn ihr um den blühenden, schönen Nacken: „Gehst du etwa auf einen Ball? Bist du verrückt? Sofort ziehst du dir ein anständiges Kleid an ..."

Es gab eine schreckliche Szene. Ich zitterte an allen Gliedern, obwohl Großmama mich umarmte und zu beruhigen suchte. Ich begriff nichts ... gar nichts. Begriff nicht, warum es „unanständig" sei, ein leicht ausgeschnittenes Kleid anzulegen. Aber schon fühlte ich — es gab Dinge, die nicht erforscht, nicht berührt werden durften. Lyda weinte nicht mehr. Totenblaß war sie vor Erregung. Mit einer Verspätung von einer Viertelstunde betraten wir das großartige Hotel des Grafen P..... in der Avenue Friedland.

Aus den Tiefen meiner Kindheitserinnerung stieg das Bild seiner früheren Mietswohnung auf — einfache, strenge Bürgerlichkeit ... Ja, richtig ... er hatte eine Erbschaft gemacht vor einem Jahr ... Millionen geerbt von der Mutter seiner vor zwanzig Jahren verstorbenen Braut ...

Wir gingen durch Säle, die mit schwerer Pracht eingerichtet waren, bis zu seinem Bibliothekzimmer. Noch waren die Handwerker nicht aus dem Hause, herrliche Gobelins hingen statt an den Wänden, über den Sessellehnen ... Aber die bequemen Möbel, weichen Teppiche, die Tausende von Büchern in köstlichen Einbänden, der riesige Kamin mit seinen brennenden gigantischen Holzscheiten, die elektrischen Lampen unter großen, seidenen Schirmen, die echten Holländer und Altitaliener in dunklen Rahmen ... sie nahmen der Pracht alles Steife und Herkömmliche.

„Comme c'est beau!"

Wahrhaftig — er lächelte. Öfter als zehnmal habe ich diesen Mann in den sechs Jahren, da ich zweimal wöchentlich stundenlang in seinem Hause zubrachte, nie lächeln sehen. Aber dann bekam sein ruhiges, kühles Gesicht fast etwas Kindliches und sehr Gütiges. Die große Scheu vor ihm bin ich aber bis zuletzt nicht los geworden — auch dann nicht, als ich die romantische und romanhafte, in unseren Tagen fast unwahrscheinliche Geschichte erfuhr, die sein Schicksal mit dem Großmamas durch länger als dreißig Jahre verflocht.

Nach dem Diner, das wie vor vielen Jahren auch jetzt wieder fast lautlos verlief und bei dem eine Folge von exquisiten Speisen von einem korrekten Diener serviert ward, wurde der Mokka in die Bibliothek gebracht.

„Où ces demoiselles desirent-elles prendre place?" fragte Monsieur.

„Sur ce petit sopha vert, si vous voulez bien, monsieur . . ."

„Mais comment donc . . ."

Monsieur und Großmama setzten sich Seite an Seite vor den Kamin, Lyda und ich kuschelten uns in die Ecken des grünen Sofas.

Wir konnten einander kaum sehen und gar nicht hören. Hier auf diesem grünen Sofa tranken Lyda und ich unseren Mokka und kramten unsere kleinen Erlebnisse aus, tauschten unsere Ball- und Gesellschaftserinnerungen. Hier fanden wir uns in der Gemeinsamkeit unserer Jugend und gleicher Lebensumstände, wenn auch nicht gleicher Anschauungen.

Vier Jahre teilte Lyda mein Leben bei Großmama, und in diesen vier Jahren spielte sich das Dejeuner vom Sonntag und das Diner vom Donnerstag in gleichbleibender Lautlosigkeit bei Tisch und gleichbleibendem leisem Geflüster beim Mokka ab. Nur einmal erzählte Monsieur bei Tisch von seinem Empfang anläßlich der Verlobung der Amelie von Orleans mit dem König von Spanien. Es war das erstemal, daß ich eine menschliche Schwäche bei ihm beobachtete: Genugtuung über die Sympathiebezeugungen und Ehrungen, die ihm vom Hause Orleans bei der Gelegenheit bewiesen wurden. Ein zweitesmal — aber da war Lyda nicht mehr in Paris und ich hatte zum Mokka zwischen den beiden Kaminsesseln meinen Platz — als Monsieur auf Großmamas Bitte hin wirklich sehr schöne Gedichte von sich — in deutscher Sprache vorlas. Nach diesem Abend erfuhr ich, daß Monsieur Großmamas Schüler gewesen, zur Zeit, als sie noch das Deutsche Theater in der Passage Beethoven leitete.

Nach dem Dejeuner bei Monsieur fuhr Großmama regelmäßig mit mir in eine der großen Konzert- oder Theatermatineen, um mich allmählich mit den Großen der Pariser Kunstwelt bekannt zu machen, von denen ich bisher nur Sarah Bernhard in Rußland gesehen hatte. Es war das letzte Jahr, daß Pasdeloup im Cirque d'été die von ihm begründeten Konzerte dirigierte, die bald darauf von Colonne und Lamoureux aufgegriffen wurden und jedesmal ein Ereignis in der Pariser Musikwelt bedeuteten. Ich haber später unter diesen beiden großen Dirigenten an die drei hundertmal in der „Arlésienne" von Daudet mit der Bizetschen Musik gespielt und immer eine Vorliebe für Colonne gehabt, an dessen Art mich Nikisch gar oft erinnern sollte.

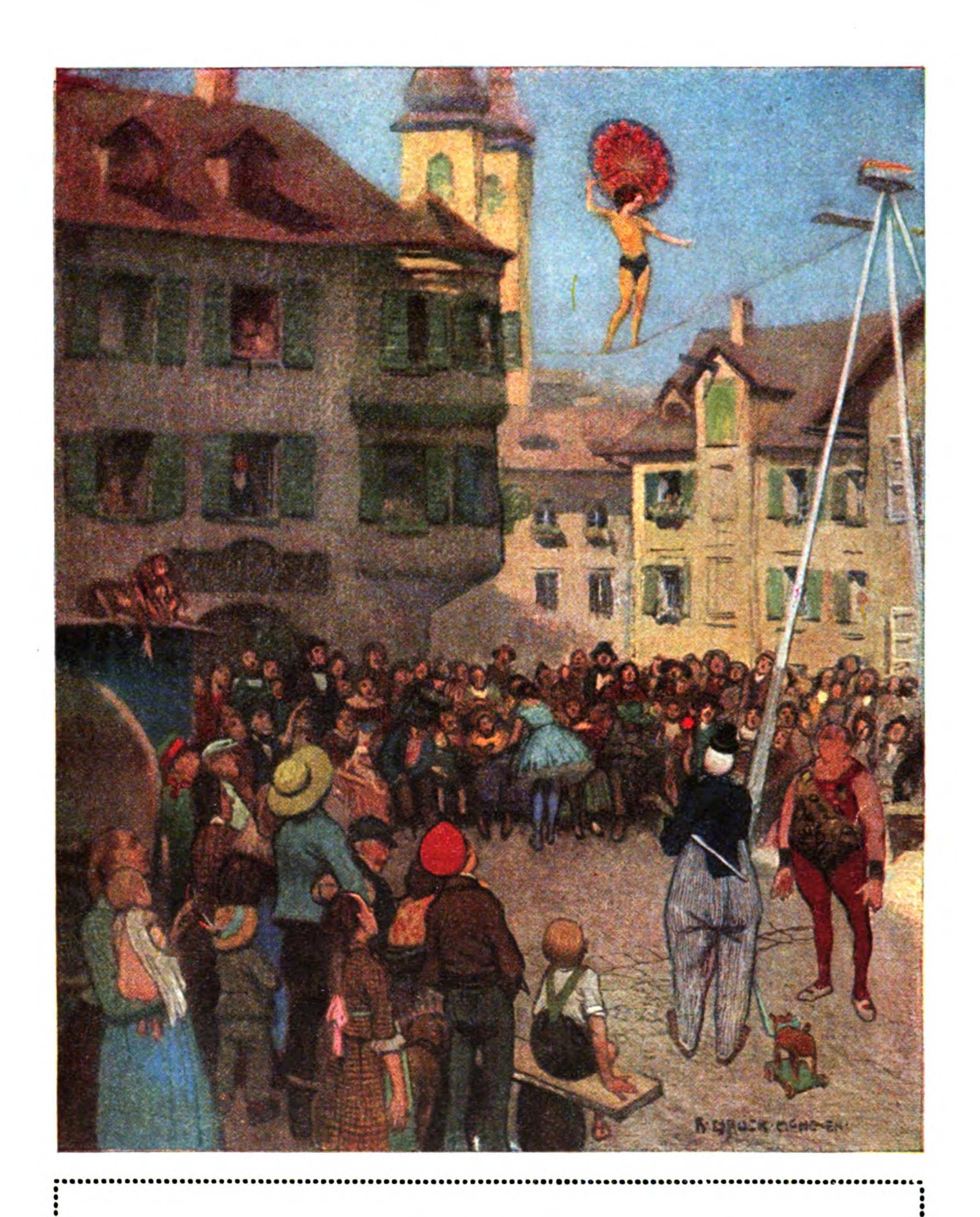
Ich war nach Paris zur Zeit der absterbenden Großen einer vergangenen Generation gekommen und erhaschte noch die Verkörperung von Klängen, die mir aus meinen frühesten Kindertagen im Ohr waren. Freilich waren es nur mehr Ruinen, aber daß ich sie sehen, hören, mit vielen von ihnen sprechen durfte, bedeutet mir eine große Bereicherung meiner Jugend.

So hörte ich unter Pasdeloup die einzige, um im Stile meiner Vorzeit zu sprechen, berühmte „coqueluche des dames" — den Tenor Capoul, der wohl zwanzig Jahre hindurch der von Frauen angebetetste Sänger war. Papa pflegte manchmal über ältere Gecken zu lachen, die sich auch in Rußland noch à la Capoul frisierten — mit Simpelfransen in die Stirn hinein. Uns Jungen waren solche „Capouls" — wie wir sie nannten — stets widerlich. Aber als in der großen Manege des Cirque d'été Capoul selbst vor mir stand — kaum noch sicher auf den Beinen, aber trotz seiner fürchterlich fuchsigen Perücke mit den Simpelfransen bis zu den Brauen von einer unnachahmlich vornehmen Art des Auftretens, als ich die unbeschreibliche Süßigkeit seines fast stimmlosen Vortrages vernahm — da konnte ich mir allenfalls denken, daß er „einst" eine Welt zur Anbetung seiner Person hingerissen hatte.

Ebenso wie ich Galli-Marie, die erste Carmen, noch bei ihrem letzten Auftreten als Carmen abfing, mich erst schaudernd von der unförmig dicken, watschelnden Frau abwandte und dann hingerissen in den rasenden Beifall einstimmte, den die Pariser einer Vergangenheit zollten, an der sie in ihrer konservativen Eigenart festhielten.

Und es war begreiflich, daß Großmama, bevor sie mir die Gegenwart erschloß, mich noch rasch an den Spalt der sich schließenden Tore führte, die ihre Jugend von der meinen trennten, wie um mir zu beweisen, daß es in jeder wahren Kunstäußerung — sei sie auf- oder abblühend — eine gemeinsame Unvergänglichkeit gibt, Ewigkeitswerte, die über allen Wandel der Zeiten und Moden erhaben sind, selbst, wenn sie der flüchtigsten Kunstform — dem gesprochenen oder gesungenen Wort — angehören.

Und diese letzte retardierende Station, die meinen eigenen Weg vielleicht um etliches verzögerte, gab mir doch Unschätzbares mit: Liebe, Ehrfurcht und Verständnis für das Vergangene — diese drei, ohne die die Gegenwart leer, die Zukunft aber unaufrichtbar ist.



Gaukler
Gemälde von Richard Mauch



Neues vom Büchertisch

Von Karl Strecker

Gustav Frenssen: Der Pastor von Poggsee (Berlin) — Hanns Johst: Kreuzweg (München) — Franz Karl Ginzkey: Rositta (Leipzig) — Will Vesper: Die Wanderung des Herrn Ulrich von Hutten (München) — Heinrich Sohnrey: Der Bruderhof (Berlin) — Paul Oskar Höcker: Der Held des Abends (Berlin) — Paul Heyse: Gesammelte Novellen (Stuttgart)

Es war zu erwarten, daß Gustav Frenssen seinem Roman „Die Brüder", der nach dem Meistergemälde der Seeschlacht am Skagarak ausklang, einen zweiten folgen lassen würde, der das Ende des Krieges und seine Folgen mit umschloß. Denn wer es noch nicht wußte, der hätte an seinen inzwischen erschienenen „Grübeleien" erkannt, wie ernst und besorgt dieser Aufrechte die Schicksale seines Volkes verfolgt, wie er immer zu raten, zu mahnen und zu trösten bereit, ja von fieberhaftem Drang getrieben ist. Ihm war sein Volk immer seine große Gemeinde, vor die er als Seelsorger trat, auch wenn er nur behaglich erzählte. So ist es denn ebenso einfach wie natürlich, wenn Frenssen diesmal einen wirklichen Pastor zum Helden seines Romans macht, der in einer langen Schlußpredigt (von mehr als dreißig Seiten) sich über alles ausspricht, was er vom Weltkriege, von seiner Entstehung und seinen Folgen zu sagen hat, es ist Der Pastor von Poggsee. Als Sohn eines armen Dorfzimmermannes ringt er sich mühsam soweit durch, daß er seine Studien halbwegs beenden kann. Halbwegs — denn ohne Zweifel wäre er durchs Examen gefallen, wenn nicht der Bischof, ein prachtvoll und humorig gezeichneter Sonderling, ihn um seiner menschlichen Werte willen lieb gewonnen hätte, und ihn einfach als Pastor nach Hoptrupp und Holebüll, zu einer etwas verwahrlosten und dem Teepunsch allzu ergebenen Gemeinde geschickt hätte. Aber Adam — so heißt der Pastor — weiß sich durchzusetzen, weiß die Leute in ihrer Eigenart zu verstehen und zu gewinnen. Er steht von vornherein als ein freidenkender natürlicher Mann da, dem nichts Menschliches fremd ist, den aber ein heißer Drang zu helfen, den Liebe und Mitgefühl mit dem Nächsten in diesen Beruf getrieben haben. So sehen wir ihn nun durchs Leben gehen und bleiben Zeugen seiner Pastorenschicksale, die so lebendig erzählt werden, daß man trotz ihrer Alltäglichkeit niemals die Anteilnahme verliert: wie er einen kleinen Teufel von Weib, das aber einen guten Kern hat, heiratet und sich erzieht, wie er in seiner neuen Gemeinde am Poggsee festen Boden gewinnt, nachdem es sich herausgestellt hat, daß er weder in einem Badeort noch unter einem feudalen Kirchenpatron sich wohlfühlen kann, wie seine Kinder heranwachsen und wie nach guten und schlimmen Jahren endlich der Krieg kommt. Mit harter Faust greift das große Unglück Deutschlands auch in seine Familie. Er verliert seine beiden Söhne und eine Tochter, die letzte Tochter aber macht ihm Schande. Als ein so hart geprüfter Mann besteigt er am Schluß bei einem Volksfest die Kanzel und gibt das, was den eigentlichen Gehalt des Romans ausmacht und was sich Frenssen offenbar von der Seele schreiben mußte: eine große Auseinandersetzung mit den aufwühlenden Ereignissen und Fragen der Zeit. Er entrollt ein Bild der Geschichte von 1914 bis 1920, er hält eine scharfe Abrechnung mit den Regierenden, mit dem eigenen Volk und mit unseren Feinden. Er bemüht sich, ganz gerecht zu sein. Er mißt der Regierung vor dem Kriege ihr gehörig Maß von Schuld zu, aber mehr noch dem geschichtlichen Verlauf. Wir Deutschen waren, als Reich und geschlossenes Volk, noch jung und zu plötzlich mächtig geworden. So drängten wir uns zwischen die drei oder vier Völker, die bis dahin in vorderster Reihe auf altem Besitz standen — und „dies Hineindrängen ... das machten wir nicht maßvoll, nicht langsam, das machten wir, unser Kaiser an der Spitze, nicht leise, nicht vorsichtig, nicht feinhörig, nicht vornehm genug. Darüber erbosten sich die stolzen Völker. Wir aber merkten nichts davon, daß wir überall anstießen, wir merkten nicht einmal rechtzeitig genug, daß man sich auf Tod und Leben gegen uns verband. Wir waren blind vom Schein des vielen Goldes, von Hochmut, von Gleichgültigkeit, von Besserwissen." Und schließlich, als das Schlimmste kam, da zeigte es sich, daß wir keine Nation waren, „das heißt, daß wir uns nicht als Persönlichkeit unter den Völkern fühlten".

Nicht glimpflicher aber, als mit dem eigenen Volk rechnet Frenssen mit unseren Feinden ab. Er erkennt den Wert und die Leistungen jedes der einzelnen Völker an, aber dann hält er ihnen ihr Sündenregister vor. Neben dem Kriege im Felde führten sie noch zwei unedle Kriege: Frankreich gegen unsere wehrlosen Gefangenen und England gegen unsere Frauen und Kinder. „Durch die ganze Welt bettelnd, um Gold, um Menschen, um Waffen," standen sie zehn gegen einen. Und sie behaupten, sie hätten den Krieg geführt, damit Gerechtigkeit und

Menschlichkeit auf Erden wohne. „Ach, große Worte! Was haben sie getan, als sie Sieger geworden? Sie haben ein freies, stolzes weißes Volk, das geistigste Volk der Erde ... das haben sie gebunden, wie man ein Tier bindet ... Welches Volk kämpfte je so tapfer, umstellt von gewaltigen Mächten an Gold, Menschen und Lüge? Unter solch jammervollen Zuständen, mit solcher Bitterkeit im Herzen, vier lange Jahre? ... Kein Volk hat so Großes vollbracht, so Schreckliches erlebt, bis es blutlos und kraftlos zur Erde stürzte! Sie haben dies Volk geschändet? O nein ... sie haben sich selbst geschändet! Sie sind die Geschlagenen, die von Gott selbst Gerichteten ...“

Wir müssen uns nun, so fährt der feurige Richter fort, auf uns selbst besinnen. Weder die Kaiserfahne, noch die rote Arbeiterfahne können uns augenblicklich das bringen, was nottut: Einigkeit.

„Wenn die Alten nicht lassen können, darüber zu grübeln, die Jungen sollten davon lassen, sollten nicht davon reden, nicht davon träumen; sondern sollten sich den Dingen und Taten zuwenden, die heute nötig sind. Es muß nun, wenn wir wieder in die Höhe wollen, das ganze Deutschland sein ... Wir haben keine andere Gegenwart und keine Hoffnung als unser gemeinsames Volksübereinkommen, unsere Verfassung. Es mag sein, daß unsere Nachkommen einst dies und jenes an ihr ändern werden ... aber im großen wird sie bleiben, da sie wiedergibt, was die große ruhige Mitte unseres ernsten Volkes für recht und gut erkennt ... Denn wo lebt sonst Gott, wenn nicht in den Herzen der ernsten Menschen, eines ernsten Volkes? Seht, so haben wir nun den Grund, darauf wir ein neues Deutschland bauen können ... Groß ist die Not, die uns betroffen hat! Groß ist die Schande! Aber willkommen Schande, willkommen Not ... wenn sie dazu dient, das deutsche Wesen endlich zu ändern ...“

So spricht sich dieser ernste, tiefe Seelsorger seine Sorgen von der Seele, um für die unsere, für die seines Volks zu sorgen. Wie wohl steht dieser heilige Drang zu raten und zu helfen seinem männlichen Gesicht! ... Gustav Frenssen hat uns wieder einen wertvollen Roman geschenkt, voll dichterischer Schönheiten, voll naturwahrer, dem Volksleben getreulich abgelauschter Lebensbilder, voll tiefen Gefühls und kluger Männlichkeit. Aber das Wertvollste am Pastor von Poggsee ist doch diese klare, unerbittliche Abrechnung des ergriffenen Seelsorgers, dieser hochherzige Wille: das dumpfe Gefühl der Zeit zu klären und seinem Volk das erlösende Wort zu bringen. Mag man sich in Einzelheiten zu Frenssens politischer und geschichtlicher Meinung stellen, wie man will —: niemand wird diese unkirchliche Predigt, die aus heißem Herzen und kühlem Kopf kommt, ohne Gewinn lesen.

Auch einer von unseren Jüngsten und unter ihnen Begabtesten sucht sich mit seinem Ich gegenüber den andrängenden Forderungen dieser verworrenen Zeit ehrlich auseinanderzusetzen: Hanns Johst in seinem Roman Kreuzweg. Johst hatte diesen Versuch schon in den beiden Dramen „Der junge Mensch“ und „Der Einsame“ gemacht, die beide von starkem, innerem Erleben zeugen. Aber statt zu gestalten, berauscht er sich in seinen Gefühlen und Gedanken, er ist eben noch gärender Most, während ein Frenssen geklärtem, ausgereiftem Wein gleicht. Der Roman Kreuzweg weckt Freude und Besorgnis. Freude: weil er ein neues Zeugnis dafür gibt, daß Johst einer unserer Stärksten und Hoffnungsvollsten ist, Besorgnis: weil man nach diesem daran zweifeln, beinahe verzweifeln muß, ob er überhaupt gestalten, ob er sein brausendes Innenleben zwingen kann, plastisch zu formen. Ein Roman? In keiner Hinsicht. Ein Buch, gefüllt mit Selbstgesprächen in Dialogform, mit Abhandlungen über politische, soziale, psychologische und andere Fragen. Dazu hat Johst eine Anzahl Sprechautomaten in Menschengestalt verwendet, die fast durchweg recht gescheit sind, weil sie des Verfassers eigene Gedanken wiedergeben. Die Hauptfigur stellt den Dichter offenbar selber dar, er ist in die Gestalt eines Assistenzarztes an einem Krankenhause geschlüpft, und was er da erlebt, geht so vollkommen in seinem Inneren vor, daß von Ereignissen in dem ganzen Roman eigentlich nicht die Rede sein kann. Es ist der Ausschnitt aus dem Leben eines solchen Arztes. Was er in seinem Beruf, mit Patienten, mit dem Chefarzt, dem Apotheker erlebt, wird ausführlich und niemals ohne Geist vor uns abgewickelt, ein paar Liebesepisoden und schließlich eine Grubenkatastrophe, bei der unser Doktor, der sich einer Hilfsaktion anschließt, beinahe ums Leben kommt, sind in lockerer Verknüpfung den Dialogen eingefügt, und endlich kommt es zu entscheidenden Auseinandersetzungen zwischen dem Arzte, der inzwischen Chefarzt geworden ist, und seinem Freunde, einem radikalen Apotheker, der zu den Bolschewisten geht. Hier steht der Doktor zum letztenmal auf dem Kreuzweg, aber er entscheidet sich so: „Ich bin Deutscher! Mit blonder Seele! Ich bin Mensch mit allem Haß und aller Liebe! Ich bin Christ mit aller Verzweiflung und allem Glauben.“ Der Apotheker erwidert: „Das ist ein windiger Zustand heutzutage, wo es nur Parteien gibt und feste Programme. Auf so etwas steht Zuchthaus, mein Junge.“ Wie man sieht, sucht Johst sich ohne Vorurteile seinen Weg zu suchen. Viel Ernstes, viel Erlittenes findet der Leser in diesem Bekenntnisbuch, Schlüsse und Entscheidungen, die in so jungen Jahren überraschen, endlich aber auch, was mir besonders wichtig erscheint, weil man es Johst bisher hat absprechen wollen, Herz, menschliche Güte. So tröstet über die Enttäuschung, daß es Hanns Johst noch immer nicht gelungen ist, seine bedeutenden seelischen

und geistigen Kräfte zur künstlerischen Einheit zusammenzuschließen, die Gewißheit hinweg, daß er wie wenige das Zeug dazu hat, einmal ein großes Kunstwerk zu schaffen. Das bedingt freilich nicht nur einen stärkeren Willen zur Synthese, es gehört auch Läuterung von den Schlacken gespreizter und gesuchter Wendungen dazu, die oft nicht ohne unfreiwillige Komik sind, wie ein paar Stichproben zeigen mögen: „Der Morgen blies Zynismus zwischen die frostigen Kiefern des Doktors." „Sein Auge flog zwanzig Jahre zurück und fiel wie ein Vogel in das Feld seiner Erinnerung." „Sie ließ diese Geschichte auf die Straße fallen, wie saure Magermilch." „Die Hand des dunklen Dunstes schob die Gurgel gegen die Wirbelsäule." Wenn man so nach Bildern suchen muß, sollte man lieber sparsamer damit sein, ein Bild ist zum Veranschaulichen, nicht zum Verdunkeln da. Aber das läßt sich bei strengerer künstlerischer Zucht leicht vermeiden. Alles in allem dürfen wir uns Hanns Johsts freuen, er ist ein Künstler mit Kopf und Herz und mir scheint, daß die Grundgedanken dieser Erzählung, namentlich ihr Ausklang, ebenso wie bei Frenssen ein Weiser am Wege werden sollten.

Wir kommen zu einer dritten erfreulichen Erscheinung unsrer Erzählungskunst. Genau vor einem Jahr, im Februarheft 1921, betrachtete ich hier „Die größte Sünde", eine Erzählung von Franz Karl Ginzkey. Jetzt folgt ihr eine ähnliche Geschichte, was das Äußere anbelangt: auch sie ist in der Ich-Form geschrieben, auch sie spielt in Tirol, nur daß jene das strenge Hochgebirge der Dolomiten, diese den lieblichen Gardasee als Schauplatz hat, und demgemäß ist auch die Stimmung dort tragischer, hier anmutiger, wenn auch der Schluß eine wie Harfenton klingende Wehmut im Leser zurückläßt.

Rositta ist die Geschichte einer Malerliebe; der Dichter findet ihre Aufzeichnungen in Papieren eines befreundeten Künstlers und erzählt sie nun in dem ihm eigenen Stil, der musterhaft gepflegt und geschliffen ist, nach. Ein Glückstraum, ein Frühlingsrausch ist das Ganze, erlebt in dem lieblichen Uferstädtchen Salò. Der junge Maler findet die wunderschöne Italienerin Rositta auf merkwürdige Weise, und beide verleben im Gasthause ihres Bruders am See heimliche Flitterwochen, ein ungetrübtes Glück. Bis endlich Rosittas Verlobter auftaucht, ein italienischer Offizier, dem sie sich schon seit fünf Jahren versprochen hat; da heißt es für den Maler Abschied nehmen. Auf Wiedersehen? Nein, der Krieg macht ein Ende, jener Offizier fällt, und bald stirbt auch der Maler an einer tückischen Grippe, nachdem er noch das Grab seines Nebenbuhlers gesehen und ein Bild Rosittas unter den Papieren des Gefallenen gefunden hat. Eine Ansichtskarte, die Rositta dem Maler nach Friedensschluß schreibt: „Die Rosen blühn noch immer in Salò" erreicht den Freund nicht mehr.

Ein dürftiger Stoff? Nein. Es ist der Fluch der sogenannten Inhaltsangaben (die viele Leser leider wünschen), daß sie nur rohe äußerliche Vorgänge wiedergeben können, nicht aber den wahren Gehalt einer Dichtung. Dies schmale Büchlein, mit den wenigen Geschehnissen, die sein schmucker Einband umschließt, ist wohl das Schönste, das Ginzkey geschrieben hat, und ein Schmuckstückchen der deutschen Erzählungskunst überhaupt. Ruhig, gemessen und doch mit allem Feuer einer Dichterseele geglüht, ist der Ton der Erzählung; Liebe und Schönheit, die Südensehnsucht des Norddeutschen mit ihrer leisen Tragik — schließlich eine ganze Seele ist in dieser Meisternovelle beschlossen; man stellt sie in die Ecke der Auserwählten, zu denen man gern wiederkehrt.

In diese Ecke wird man noch ein anderes Büchlein stellen: Die Wanderung des Hern Ulrich von Hutten, ein Tagebuchroman von Will Vesper. Der vortreffliche Lyriker „hat's gewagt", das abenteuerliche Leben jenes mittelalterlichen Feuergeistes in der Form knapper persönlicher Aufzeichnungen darzustellen, eine Odyssee in nuce zu geben. Es liegt ja nahe, gerade heute an Ulrich von Hutten zu denken, der aus dem literarischen Humanismus als Reformator emporwuchs, weil Deutschland, zerrissen von politischen und religiösen Kämpfen, dringend der Wiedergeburt bedurfte und weil das deutsche Herz dieses ritterlichen Dichters, der zugleich der erste Journalist in höherem Sinne war, um sein Vaterland weinte. Sank doch mit Hutten die große Idee, Deutschland zugleich kirchlich und politisch neu zu gestalten, ins Grab, und gerade in unserer Zeit, die leider so viel Verwandtes mit jener hat — wenn auch die religiösen Fragen im Hintergrunde stehen — ist es darum erklärlich, daß unser Auge wie zu einem Trost und zu einer Hoffnung auf Hutten zurückschweift. Vesper ist es in der Hauptsache gelungen, die Denk- und Darstellungsweise des kühnen Sängers sich zu eigen zu machen. Namentlich der Anfang, die Flucht aus dem Kloster und die ersten Wanderzeiten sind so frisch und poetisch, als hätte sie Hutten selber geschrieben. Der Leser macht das unstete Wanderleben des Gehetzten mit: nach Würzburg, Mainz, Köln, Boppard und wieder zurück geht der Weg. Nach Erfurt und Gotha, wo die in Köln begonnenen Studien wieder aufgenommen werden, nach Frankfurt a. O., wo er Baccalaureus wird, und nach Leipzig. Nirgends hält er es lange aus; manche Enttäuschung liegt an seinem Wege, aber, wenn er auch den letzten Heller oft verliert, niemals verliert er den Mut. Bald befällt ihn die schwere Krankheit, an der er gelitten hat, aber auch die soll ihn nicht unterkriegen: „Ich schreie: Dennoch! Was wäre denn Sonderliches an mir, wenn ich verzweifeln könnte!" „Wan-

dern und Dulden ist mein Schicksal." Von Deutschland sagt er: „Zu viel Herren, zu viel Köpfe und kein Herr, kein Kopf." Mitunter läuft Will Vesper einmal ein Anachronismus unter, so der Ruf „Stellt sie an die Mauer!" (zum Erschießen), aber im allgemeinen hat er sich mit bemerkenswerter poetischer Einfühlungskraft in jene Zeit und in Huttens Art hineinversetzt. Mitunter fällt ein Wort, das für unsere Zeit Bedeutung hat: „Darum ist Frankreich uns Deutschen gefährlich, weil sie einig sind und wir nicht; wir wollten sonst bald mit ihnen fertig werden."

Die Schicksale und Abenteuer Huttens sind bekannt, wir brauchen ihm darum nicht auf allen Wegen zu folgen. Wichtiger ist, daß wir im Geist bei ihm bleiben, daß der seine uns erfülle, vor allem diese glühende, selbstlose Vaterlandsliebe, die da singt:

„Ich hab's gewagt mit Sinnen
Und trag' des noch kein' Reu.
Mag ich nit dran gewinnen,
Noch muß man spüren Reu."

Wie ein Vermächtnis an uns klingt es, wenn der sterbende Hutten sagt: „Ich halte die Feder und schreibe noch einmal mit ganzer Seele und allen Kräften das Wort, darin all mein Leben liegt, dafür ich gewirkt habe bis in den Tod, dafür noch hinter mir mein Geist bleibt und weiter streitet ... ich schreibe: Deutschland."

⌘ ⌘ ⌘

Vergessen wir der Veteranen unter den Erzählern nicht. Heinrich Sohnrey legt eine Neubearbeitung seines Dorfromans Der Bruderhof vor, die tragische Erzählung von einem Bruderzwist um das Bauerngut im hildesheimischen Land, das „allgemein der Bruderhof genannt wurde". Aus der heute überwundenen Zeit der völligen Abhängigkeit solcher Höfe von dem Gutsherrn springt der Konflikt hervor. Die Bauern sind verpflichtet, einen Teil des Korns dem Herrschaftsbesitzer abzuliefern, der das Verfügungsrecht über die Höfe und ihre Bewirtschaftung hat. Der brave Steffen ist der rechtmäßige Besitzer des Bauernguts, aber sein Bruder Marten betrügt ihn darum, indem er das abzuliefernde Korn heimlich mit Unkrautsamen vermischt und so den Baron veranlaßt, den Steffen davonzujagen und Marten als Hofbauern einzusetzen. Wie sich nun der unglückliche Steffen im Lande herumtreibt und schließlich zum Hochzeitsfest des Marten als Irrsinniger zurückkehrt und sein trauriges Ende findet, nicht ohne dem betrügerischen Bruder die Freude an Heirat und Besitz durch Gewissensbisse zu vergällen, das ist mit beachtenswerter dichterischer Kraft beinahe dramatisch geschildert. Freilich bis man dahin gelangt, muß man sich durch einen Berg von Zustandsschilderung alten Stils hindurchlesen, der sichtlich zu dem Zwecke aufgehäuft ist, über bäurische Denkungsart und hildesheimische Landessitte ausführlich Bericht zu erstatten. Derartige Nebenzwecke schaden einer Erzählung immer, sofern sie als Kunstwerk gelten soll, selbst wenn, wie bei Sohnrey, die Schilderung dem sorgfältigsten und liebevollsten Studium des Volkslebens entstammt. Greifbar stehen diesem Heimatdichter im guten Sinne des Wortes seine Gestalten vor Augen, so sein „Rademacher":

„Da kam unter den Zwetschenbäumen her, zwischen deren dichtem Gezweig sich ein freundliches Haus erhob, ein mittelgroßer, kräftiger Mann mit breiter Brust und einem gesunden, vollbackigen Gesicht, das von einer tief ausrasierten Bartkrause umrahmt war. Barhäuptig und in Hemdärmeln, hatte er die eine Hand gemächlich hinter die blauleinene Rademacherschürze gesteckt, während er mit der anderen die kurze, knorrige Pfeife hielt, der die paffenden Lippen einen urkräftigen Knasterduft entlockten."

Gewiß: greifbar steht Sohnrey solch eine Gestalt vor Augen, aber er greift sie nicht, er betastet sie umständlich. Eine so breite Schilderung gelingt auch dem Nichtkünstler, wenn er nur zu beobachten weiß und ein Notizbuch hat. Sohnrey vermag mehr, im letzten Teil seines Romans zeigt er, daß er auch zusammendrängen, vereinheitlichen, zuspitzen kann.

⌘ ⌘ ⌘

Es ist ein alter und gerechtfertigter Brauch in dieser Bücherschau, Werke von Schriftleitern oder ständigen Mitarbeitern unserer Monatshefte nur kurz anzuzeigen. Das tut mir eigentlich leid bei Paul Oskar Höckers Roman Der Held des Abends. Denn er verdiente eine längere Betrachtung, er gehört zu den besten dieses Erzählers. Ein feiner, sinnvoller Vorwurf ist hier mit großer Kunst plastisch geformt. Höcker hat bei seinem Griff ins volle Menschenleben eine Umwelt gewählt, die ihm vollkommen vertraut ist, so wirkt der in epischem Fluß flott dahinplaudernde Roman durchaus lebenswahr und spannend bis zum Schluß. Ein Werk, das den Dichter auf der Höhe seiner sicheren, reifen Künstlerschaft zeigt, auch in der Form.

Leider gibt es heute so viele Erzähler, die Form für nebensächlich halten (im Leben ist es ja nicht anders). Ihnen ein Mahner und Weisender könnte Paul Heyse sein, dessen edler Schönheitssinn ihn immer zu sauberstem Schleifen und Feilen anhielt. Bei der beispiellosen Menge seiner Erzählungen war es ein zeitgemäßer Gedanke des Verlegers Cotta, die besten seiner Novellen zu sammeln und in einer Sonderausgabe der Leserwelt zugänglich zu machen. Es sind auch so immer noch genug: fünf ganze Bände, die sich in hübschem, neuem Gewande gar artig (wie Goethe sagen würde) präsentieren.

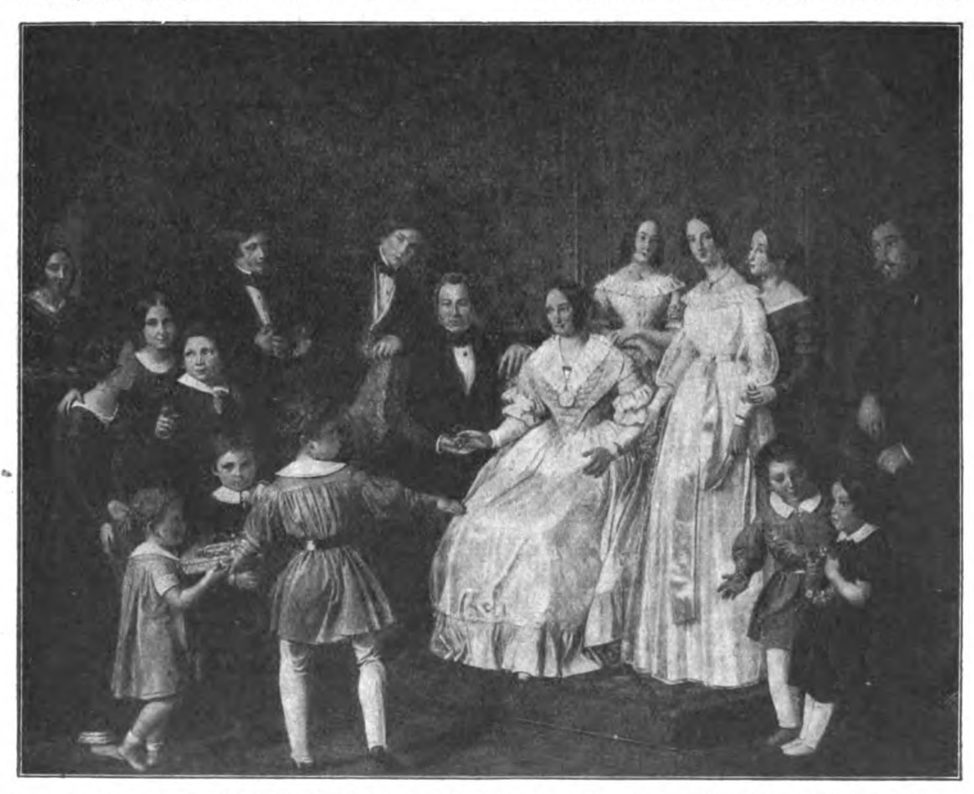
Illustrierte Rundschau

Der Aachener Maler Bastiné — Der Radierer Paul Herrmann — Indische Reisebücher von Hagenbeck und Ottmann — Zu unsern Bildern

Die Nöte unserer Tage haben einen alten Maler aus unverdienter Vergessenheit gerissen. Museen und Kunstvereine, die nicht über sehr hohe Mittel verfügen, können sich wegen der fast unerschwinglichen Fracht und Versicherungskosten nicht mehr so leicht wie ehedem in den Kreis einer durch die Kunststädte Deutschlands wandernden Ausstellung fügen. Die Folge davon ist, daß man aufmerksamer nach Schätzen forscht, die in der Heimat zu finden sind. So hat auch der Aachener Museumsverein im vorigen Jahr eine Ausstellung aus heimischem Privatbesitz bestritten, und zwar zeigte sie Bildnisse aus der Zeit von 1700 bis 1850. Die Veranstaltung fand reiche Anerkennung, auch in Kreisen, die nicht im engsten Verhältnis zur bildenden Kunst standen.

Was hier gezeigt wurde: ein Stück ehrenfester und liebenswerter rheinischer Vergangenheit, das wirkte in einer Stadt, die unter der Last feindlicher Besatzung lebt, natürlich mit ganz besonderem Nachdruck.

Aber die Ausstellung hatte nicht bloß örtliche Bedeutung. Sie hat der Kunstwissenschaft eine Entdeckung beschert, die des Davidschülers und Rethellehrers Johann Baptist Joseph Bastiné. Wohl kannte man den Namen des Mannes, der, 1783 oder 1785 in Löwen geboren, nach Pariser Studienjahren sich in Aachen niederließ, eine Malschule eröffnete, als Zeichenlehrer am Gymnasium wirkte und 1844 starb. Aber seine Einschätzung als Künstler hing an einem einzigen Bilde, einer „Rückkehr des Tobias“ im Aachener Suermondt-Museum, die noch ganz im Klassizismus Davids befangen ist. Die Aachener Ausstellung hat nun eine große Anzahl vorzüglicher Bildnisse sowie einige Landschaften von Bastiné ans Licht gezogen. Der Meister ragt über die rein örtliche Bedeutung weit hinaus. Er ist nicht bei David, dem Lehrer seiner Jugend, stehen geblieben, sondern, wie uns Dr. Felix Kuetgens aus genauer Kenntnis der neugefundenen Bilder schreibt, den Weg



Die Feier der Silbernen Hochzeit in der Familie Neuß. 1842. Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastiné
(Aus der Ausstellung im Städtischen Suermondt-Museum zu Aachen)

über Constable und Lawrence zu dem herzlichen Naturalismus im Sinne der Wiener Waldmüller und Danhauser gegangen. Auch unsere Abbildungen lassen das erkennen. Ein Gemälde wie das der Silbernen Hochzeitsfeier der Familie Neuß ist gleichermaßen durch die Treuherzigkeit der Empfindung wie durch den hohen Kunstverstand ausgezeichnet, der siebzehn Personen übersichtlich gruppiert hat. Bei dem Herrenbildnis möge man den wunderbar zarten Landschaftsausblick nicht übersehen.



Herrenbildnis
Gemälde von Joh. Baptist Joseph Bastiné. (Aus der Ausstellung im Städt. Suermondt-Museum zu Aachen)

❀ ❀ ❀

Der Radierer Paul Herrmann, von dem diese Rundschau zwei bezeichnende Proben seines neueren Schaffens zeigt, pflegt eine blutvolle und sinnlich starke Kunst. Seine Blätter, die durch ihre samtenen Dunkelheiten und ihre strahlenden Lichter die technische Gewandtheit ihres Meisters verkünden, beschäftigen sich mit leidenschaftlich erregten, oft mit dramatischen Vorwürfen. Er zeigt z. B. das Weib auf sechs kostbaren Blättern an den Höhe- und Wendepunkten der Entwicklung (Reife, Liebe, Mutterschaft); er bildet die Versuchung des Holofernes durch die nackt hingelagerte Judith auf einer Radierung, die bis zum Rande geladen ist mit dramatischer Wucht; er gehört zu den vielen, die die Geschichte der Salome erzählen, und zwar in engem Anschluß an die Wildesche



Der Philosoph und das Leben. Radierung von Paul Herrmann. (Mit Erlaubnis des Verlages von D. & R. Bischoff, München)

Dichtung, ja, man kann sagen, daß auch von der Straußschen Musik etwas in diese Folge von sechs Radierungen geflossen ist. Selbstverständlich begnügt sich Herrmann nicht damit, einige Illustrationen zur Tragödie oder zur Oper zu liefern. Er ist vielmehr, genau wie Richard Strauß, in die letzten Geheimnisse der Dichtung eingedrungen, hat sie gleichsam noch einmal empfangen und bildet sie nun nach seinem Wesen aus. Aber ein Graphiker muß nicht bloß eine dichterische Ader haben. Auch das Grübeln steht ihm gut an und fördert seine der Betrachtung stiller Stunden gewidmete Kunst. Der Poet und der Denker in Herrmann haben an dem Blatt „Der Philosoph und das Leben" gearbeitet, ein symbolisches Kunstwerk, eine Allegorie und doch voll lebendigsten Lebens. — Die Werke von Paul Herrmann sind bei D. & R. Bischoff sowie bei F. Bruckmann A.-G., (beide in München) erschienen.

⸭ ⸭ ⸭

Das Bild auf der letzten Seite soll den Lesern zu ein paar Büchern Lust machen, die Victor Ottmann nach Berichten John Hagenbecks aufgezeichnet hat. Dieser Hagenbeck ist der jüngere Stiefbruder des berühmten Carl und hat 25 Jahre lang auf Ceylon als Kaufmann und Pflanzer, Tierexporteur und Sportsmann gelebt und gewirkt, bis ihn der Krieg von der Insel verjagte und zu einer abenteuerlichen Flucht in die Heimat zwang. Er erzählt durch Ottmanns Mund in dem Buch „Fünfundzwanzig Jahre Ceylon" mit erquicklicher Frische und niederdeutscher Gradheit von seinen Jungensstreichen und Abenteuern. Er unterrichtet uns, ganz unbelastet von Gelehrsamkeit, über Land und Leute, Religionen und Sitten und berichtet aufs anschaulichste, wie man Elefanten fängt und mit Schlangen, Krokodilen und Haifischen zu verkehren hat. Das auch mit Bildern hübsch ausgestattete Werk ist im Verlag Deutscher Buchwerkstätten, Dresden, erschienen. Auch hat Ottmann seinem langjährigen Freunde und Gefährten Hagenbeck im gleichen Verlag noch ein anderes Mal seine geschickte schriftstellerische Hilfe geliehen, bei dem Buch: „Kreuz und quer durch die indische Welt." Hier handelt es sich um Erlebnisse in beiden Indien, auf Sumatra, Java und den Andamanen. Heute, wo sich die Schule der Weisheit ebenso wie das Kino bemüht, uns mit den Rätseln Indiens vertraut zu machen, werden diese helläugigen und von keinerlei Mystizismus beschwerten Bücher viele Freunde finden und Gutes stiften. Dieser Hagenbeck, der von seinem Vater als blutjunges Bürschchen, fast noch Kind, hinausgeschickt wird, um praktische Arbeit zu leisten, ist ein Beispiel dafür, daß es auf nicht mehr ankommt als darauf, eine Sache entschlossen anzupacken. Man freut sich, in unserm tintenkleckſenden Säkulum einen unliterarischen Menschen zu finden, der wohl erzählen, aber kaum schreiben kann und der uns, dank einem verständnisvollen Freund, viel zu sagen hat und uns durch Hunderte von Seiten, allein um seiner Taten willen, in Spannung erhält. —



Blatt VI. „Ah! ich habe deinen Mund geküßt, Jochanaan!" aus der ‚Salome'-Reihe von Radierungen Paul Herrmanns. (Mit Erlaubnis des Verlages von F. Bruckmann, A.-G., München)

Da der Name Hagenbeck genannt ist, er-

füllen wir gern eine Bitte der Stellinger Firma. Carl Hagenbeck muß immer wieder erfahren, daß man seinen Stellinger Tierpark mit seinem Gesamtunternehmen gleichsetzt. Das ist ein Irrtum. Der Tierpark, den die andern Geschäftszweige Hagenbecks unterhalten halfen, ist freilich der Ungunst der Zeit zum Opfer gefallen. Er hat geschlossen werden müssen, wenigstens einstweilen, nicht für immer; wenigstens besteht die Aussicht, daß er in einigen Jahren von neuem geöffnet werden kann. Nach wie vor beschäftigt sich jedoch die Firma mit dem Tiergeschäft, d. h. der Aus- und Einfuhr von Tieren für zoologische Gärten, dem Handel mit Jagdwild allerart sowie mit Wirtschaftstieren. Außerdem unterhält Hagenbeck mehrere Zirkusse.

Von Victor Ottmann selbst ist noch ein drittes Buch erschienen: „Unter dem Gluthimmel der Antillen", Erlebnisse auf einer kurz vor dem Krieg unternommenen Reise nach Westindien.

Anbetung eines heiligen weißen Elefanten in Indien
(Aus Hagenbecks: „Kreuz und quer durch die indische Welt"
herausgegeben von Victor Ottmann)

⌘ ⌘ ⌘

Eine winterliche Berglandschaft, aufgefaßt in einer höchst wirkungsvollen Beleuchtung, eröffnet das Heft. Sie stammt von dem in München tätigen Otto Bauriedl. Die Sonne ist schon hinter die Berge gesunken. Der Himmel glänzt noch in einem gelben Schein und wirft dieses Licht über die Höhen ins Tal, so daß der Schnee warmgoldig getönt wird und die Häuser in bläulichem Dunkel liegen. — Ein hübsches Mädchenbildnis hat der Berliner Harold Bengen geschaffen (zw. S. 592 u. 593).

Der Künstler hält sich zur Sezession und zeigt mit diesem Gemälde, wie friedlich und abgeklärt die Anhänger dieser einst so stürmischen Richtung geworden sind. — Eine sprühend lebendige Licht- und Farbenstudie stellt das „Kabarett" von Walter Miehe dar (zw. S. 680 u. 681). — Mit Richard Mauch, der kürzlich heimgegangen ist, hat unsre Kunst einen Mann verloren, der die seltene Gabe des Humors besaß. Als wir sein Gauklerbild (zw. S. 696 u. 697) erwarben, waren wir uns klar, daß es sich um kein malerisches Meisterwerk handle. Die Farben gehen nicht recht zusammen; das Ganze wirkt fast wie eine angetuschte Zeichnung. Aber drollig ist das Bildchen und reich an vielen liebenswürdigen Zügen. Man schmunzelt, wenn man es sich ansieht, und nun, wo der Maler nicht mehr ist, empfindet man es doppelt, daß diese Art harmloser Heiterkeit so selten geworden ist. — Ein Farbenholzschnitt von Prof. K. A. Brendel (zw. S. 688 u. 689) ist von eindringlicher Wucht. — Ein Meisterwerk der Lichtbildkunst ist das „Regenwetter" von Peter Oettel (zw. S. 600 u. 601). — Endlich noch drei Kunstwerke, die das Rheinland grüßen sollen: die „Hüttenleute" von Sterl (zw. S. 608 u. 609), prachtvoll in Bewegung und Farbe; das Bildnis von dem Rheinländer Karl Horn (zw. S. 616 u. 617), voll liebenswürdiger Schelmerei; das Tanzrelief von Bernhard Pöppelmann (zw. S. 664 u. 665), ein kühnes Werk, das auf der „Großen Düsseldorfer Kunstausstellung" berechtigtes Aufsehen gemacht hat. P. W.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter: **Paul Oskar Höcker** in **Berlin**
Künstlerische Leitung: **Rudolf Hofmann** in Berlin — Verlag: **Velhagen & Klasing** in **Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien** — Druck: **Fischer & Wittig** in **Leipzig** — Für Österreich Herausgabe: Friese & Lang in Wien I. Verantwortlich: Erich Friese in Wien I. Bräunergasse 3 — Nachdruck des Inhalts verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Schriftleitung von Velhagen & Klasings Monatsheften in Berlin W 50



